Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

Eine Herzensfrage.

Nach dem Originalgemälde von Raupp.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band I. 1877.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Hockley Public Library

15402 4

N. Campus
AP
30
.S17
1877
v.1

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Männertreu. Novelle von *Marie Calm* . . . 1. 195. 315.	416
Die Liebe in ihrer ethischen Bedeutung. Von *Eduard von Hartmann.*	30
155.	299
Eine Maske Satans. Von *E. M. Vacano*	38
Eine gute That geht nie verloren. Proverbe von *George Sand.* Deutsch von *F. von Hohenhausen*	56
Heinrich von Kleist. Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters. Von *Otto Franz Gensichen* . . . 69.	167
Nachklänge aus Bayreuth. Von *Wilhelm Marr* . . . . . 77.	174
Auf eine Karte. Novellette von *E. Vely*	81
Procop, der Erfinder. Geschichten aus der Pariser Belagerung. Von *Paul d'Abrest* . . . . . 89. 219. 346.	474
Eine Herzensfrage. Gedicht von *Alexis Ahr*	100
Randglossen zur Zeitgeschichte . . . . . 110.	240
Saläthus. Erzählung von *Hans Marbach*	129
Schiller und Lotte. Von *Wilhelm Fielitz* . . . . . 160.	327
Der Letzte der alten Schule. Hinterlassene Memoiren von *Heinrich Marr* . . . . . 185. 604.	723
Mondnotturno. Von *Franz Hirsch*	210
Altmeister deutschen Heeresruhms. Von *W. Baron Warburg* 213.	339
	464
Der verliebte Alcalde. Gedicht von *H.*	225
Liebesregel. Gedicht von *Alexis Aar*	230
Ein Wintermärchen. Novelle von *Theodor von der Ammer* . . .	257
Theaterreform und Theaterschulen. Aus dem Nachlass von *Heinrich Marr* . . . . . 288.	446
Die Schönheit im Zimmer. Von *H. Beta*	309
Glück und Schmerz. Von *Elly Gregor*	314
Veränderung. Von *Hermann Weise*	356
Junggesellenfrühstück. Von *Georg Bötticher*	367
Die letzten Foscari. Von *M. Reichenbach*	385
Friedrich Bodenstedt und die deutsche Philosophie. Kritische Randglossen von *Ernst Eckstein*	401

Seite

Die deutschen Schatzgräber in Olympia. Von Dr. *Emil Kneschke.* 405
Rückfall. Von *Conrad von Prittwitz-Gaffron* 410
Nach dreissig Jahren. Von *Dan. Sanders* 411
Der Ring des Grafen Petrofsky. Eine sonderbare Diamanten-Geschichte 451
Wiedersehen. Von *Elly Gregor* 463
Eine gebrochene Rose. Novelle von *Eufemia Gräfin Ballestrem* . 513
Kaiserin Eugenie in Florenz Von *N. v. S.* 534
Finderlohn. Novelle von *Hans Arnold* 546
Frauenbilder aus der vornehmen Welt Petersburgs. Mitgetheilt von *H. von Lankenau* 559. 687
Aus den „Memoiren einer Idealistin“. Von *Julius Duboc* . . . 577
Antik und modern. Gedicht von *Julius Kühn* 590
Der Tabak als Genussmittel. Von *Hygin* 591
Türkische Licht- und Schattenbilder. Von *V. von Strauss und Torney.* 601
Kunstliebe und Liebeskunst. Gedicht von *Franz Hirsch* . . . 612
Das literarische Parlament 96. 226. 353. 479. 613
Lucrezia. Von *Claude Vignon.* Deutsch von *Auguste Scheibe* . . 641
Optimistische Pessimisten. Von *Ernst Eckstein* 679
Alfred de Musset. Von *Otto Franz Gensichen* 697
Entdeckte Liebesbotschaft. Gedicht von *Oscar Borkamp* . . . 705
Platen der Sprachverderber. Von *Ludwig Eichrodt* 706
Dat Festungsmanüver. Von *G. Schlachtenbummler* 715
Wie ein Maler Schlossherr wurde. Von *Paul d'Abrest.* . . . 737
Schulmeisters Feierabend. Gedicht von *Elly Gregor* 740
Aus der Gesellschaft. 101. 231. 357. 484. 615. 741
Kleine Salonplaudereien . . . 111. 240. 368. 495. 622. 749
Neueste Moden 113. 241. 369. 497. 625. 753

Kunstblätter.

Eine Herzensfrage.
Verfehlter Beruf.
Ein Duell geweihter Häupter.
Der verliebte Alcalde.
Herzog Karl von Braunschweig.
„Es ist bestimmt in Gottes Rath.“
Junggesellenfrühstück.
Waldedelleute.
Unseres langgeöhrten Freundes Untergang.
Generalfeldmarschall Georg Freiherr von Derfflinger.
Spielende Katzen.
Auf dem Klosterfriedhof.
Kauft Bismarck!
Winter im Walde.
Benedict de Spinoza.
Kunstliebe und Liebeskunst.
Entdockte Liebesbotschaft.
Das Portrait.
Alfred de Musset.
Schulmeisters Feierabend.
Zwei colorirte Modekupfer.

Der Salon.

Männertreu.

Novelle von **Marie Calm.**

I.

„Nein, Vera", sagte meine Mutter, „Du bleibst hier; wir lassen Dich nicht wieder fort."

„Gewiß nicht!" bestätigte meine Schwester, indem sie ihre magere, krankhaft weiße Hand auf meinen Arm legte.

Ich nahm ihre Hand in die meine und drückte sie schweigend an meine Lippen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne stahlen sich in das kleine Zimmer, noch gebrochen durch die Reben des Weinstocks, welcher das Fenster umrankte; als ich die Hand in die Höhe hob, fiel der röthliche Schein darauf, so daß sie in ihrer Zartheit fast durchsichtig erschien. Und doch war die Handfläche hart — von schwerer Arbeit.

Die Thränen wollten mir in die Augen steigen, aber ich unterdrückte sie und sagte heiter: „Wie egoistisch Ihr Beide seid! Wird mir da eine glänzende Stelle angeboten, ein reizender Landaufenthalt — und Ihr sagt: Du bleibst hier! Hier — was habe ich denn hier für Aussichten? Stunden zu geben für einen erbärmlichen Preis, den ganzen Tag über von Euch fern zu sein, und wenn ich Abends nach Hause komme, über meinen Correcturen zu sitzen, oder todtmüde an keiner Unterhaltung theilnehmen zu können! Ich habe nichts von Euch, Ihr nichts von mir; dort hingegen kann ich, ohne mich sehr anzustrengen, so viel erwerben, daß das Häuschen uns erhalten bleibt, und wenn ich in einigen Jahren zurückkomme, sind wir über das Schlimmste hinaus und können in Ruhe zusammen leben."

Meine Schwester antwortete nicht; sie küßte mich leise auf die Stirn und eilte dann in das Nebenzimmer, aus dem eben ein feines Kinderstimmchen herüber schallte; die Kleine war erwacht und verlangte nach der Mama.

„Sprich nicht mehr dagegen, Mütterchen", sagte ich leise, indem ich mich über das alte, großblumige Canapee beugte, in dessen Ecke meine gute Mutter saß. „Du siehst, es geht doch einmal nicht anders, und — ich gehe ja gern!"

Sie sah mich mit den lieben blauen Augen an — so innig und doch so kummervoll! „Gern?" fragten die Augen, „ist das wahr?" Aber die Lippen, diese feinen, schmalen Lippen, um die sich in den letzten Monaten ein Leidenszug ausgeprägt hatte, der gar nicht weichen wollte — sie sprachen die Frage nicht aus. Und das war gut, denn ich hätte die bejahende Antwort nicht wiederholen können.

Gern sollte ich gehen? Gern mich losreißen von dem treuen Mutterherzen, von der armen, kranken Schwester, von dem süßen, kleinen Wesen, das, seit ich es zum ersten Mal in meinen Armen gehalten, mir so theuer geworden war, daß ich oft dachte, ein eigenes Kind könne mir nicht lieber

sein. Gern sollte ich Das thun? Nein, das konnte Niemand verlangen; aber thun mußte ich es trotzdem; warum also den schon so tief Gebeugten zeigen, wie schwer es mir wurde?

Ja, als ich zum ersten Male nach England ging, da wurde es mir leicht. Emma damals noch unverheirathet, die Mutter frisch und rüstig; ich fühlte mich überflüssig in dem kleinen Haushalt und stand ohnehin in dem Alter, von dem es heißt:

„Es wird uns zu enge im traulichen Haus,
Es sehnt sich das Herz in die Ferne hinaus.
Die Wolken, sie ziehen, es winken die Höh'n —
Wer könnte dem lockenden Ruf widersteh'n?"

Ich war damals achtzehn Jahre alt, — es trieb mich fort in die Welt! Und die Welt zeigte sich mir freundlich; die englische Familie, in die ich eintrat, nahm das fremde Mädchen gütig auf, die Kinder gewannen mich lieb; ich war froh und zufrieden dort. Aber freilich, zur Heimat wurde die Fremde mir nicht. Die Liebe der Mutter und Schwester — der Vater war schon lange todt — hatte mich verwöhnt; und als drei Jahre später Emma sich verheirathete, da kehrte ich jubelnd zurück in die Heimat, in das kleine, rebenumzogene Häuschen der Vorstadt, in die Arme meiner Lieben!

Welch' eine schöne Zeit war das! Emma, so strahlend in ihrem Glücke, die Mutter so innig zufrieden, so ganz in ihrem Elemente, eine Aussteuer herrichten zu können. Freilich, sie vermochte es nicht, sich dabei ganz an die engen Grenzen zu binden, welche die Verhältnisse ihr auferlegten. Emma's Bräutigam war es ja besser gewohnt, und wir Beiden konnten uns schon ein wenig einschränken. Ich sagte nichts dagegen — wie hätte ich es thun mögen? Fand ich doch an jedem Stücke selbst meine Freude, und wäre es nach mir gegangen, so hätte Alles noch viel reicher und eleganter sein müssen!

Dann freilich der Abschied ... Aber wir konnten sie ja ruhig ziehen lassen. Steinert war ein so braver Mann, hatte sie so unbeschreiblich lieb; und daß er in seiner Kunst — er war Bildhauer — sehr geschickt sei, wußten wir auch, so daß wir uns keine Sorge wegen der Zukunft machten, obwohl er gar kein Vermögen besaß.

Und nun? Nicht drei Jahre waren seitdem vergangen und Alles, Alles umgestürzt, zertrümmert. Der kräftige, lebensvolle Mann ruhte seit sechs Monaten im Grabe; das hübsche neue Hauswesen, in dem die Beiden so glücklich gelebt, an dem die Mutter sich noch so sehr gefreut, als sie zur Taufe der kleinen Lydia hingereist, war Stück um Stück hinaus getragen worden, Fremden anheimgefallen, um allen Verbindlichkeiten gerecht zu werden, und sie selbst, die arme trostlose Frau, war mit der Kleinen hierher zu uns geeilt, der einzigen Zuflucht, die ihr noch geblieben.

Da waren wir Drei nun wieder vereint, und noch ein junges, frisches Leben als neues Band zwischen uns hinzugekommen. Aber der frohe Lebensmuth war aus unserer Mitte gewichen. Das kummervolle Antlitz der Mutter wollte sich nicht wieder erheitern, die bleichen Wangen der Schwester sich nicht wieder frischer färben, und zu dem innern Weh kam die Sorge, das drohende, hohläugige Gespenst, das uns den Schlaf vom Lager scheuchte und das einfache Mahl vergällte — die Sorge um das tägliche Brod!

Wir besaßen nichts als das Häuschen und den kleinen Garten vor der Stadt. Zu Lebzeiten des Vaters hatten wir es nur gelegentlich im Sommer

bezogen; für gewöhnlich bewohnten wir damals ein großes Haus in der Stadt, das während der Wintermonate der Sammelplatz der ersten Familien des Orts war. Auch Künstler und Künstlerinnen waren in unseren Gesellschaften oft vertreten, denn mein Vater war ein großer Freund der Künste, besonders der Musik. Da plötzlich — Emma war zehn, ich erst acht Jahre alt — raffte eine hitzige Krankheit meinen Vater dahin, und nun stellte es sich heraus, daß die Firma „Elten und Comp." nur auf sehr schwachen Füßen stand. Meine arme Mutter war froh, nachdem allen Verbindlichkeiten genügt worden, das Gartenhäuschen und eine kleine Summe übrig zu behalten, genügend, um wenigstens vor Mangel geschützt zu sein.

Aber die Kosten unserer Erziehung, an der die Mutter nichts sparte, und Emma's Ausstattung hatten das kleine Capital sehr geschmälert; der Ertrag meiner Musikstunden reichte kaum hin, das Fehlende zu ersetzen und den sich stets steigernden Preisen aller Lebensbedürfnisse die Waage zu halten. Als daher Emma mit ihrem Kinde zu uns zurückkehrte, empfingen wir sie zwar mit offenen Armen, aber im Stillen mußte ich mich fragen: wovon sollen wir jetzt leben?... Der einzige Ausweg, der sich uns bot, war, unser kleines Besitzthum, das jedoch in dieser entlegenen Gegend nur einen geringen Werth hatte, zu verkaufen und irgend eine dunkle Erkerwohnung in der Stadt zu beziehen; aber die Mutter, obwohl sie selbst den Vorschlag machte, würde daran zu Grunde gegangen sein, und auch für die kleine Lydia, ein so zartes, schwächliches Kind, jetzt der Mittelpunkt all' unserer Fürsorge und Hoffnungen, war die Gartenwohnung eine Lebensbedingung. So suchte ich nach einem andern Auswege und wandte mich deshalb an meine Freunde in England mit der Bitte, dort wieder ein Engagement als Erzieherin zu erlangen. Die Verhältnisse seien mir gleichgiltig, fügte ich hinzu, nur Geld wollte ich, viel Geld!

Lange fand ich nichts, was meinen Ansprüchen in dieser Beziehung genügte; heute endlich wurde mir eine Stelle angeboten, die man wirklich brillant nennen konnte. Hundertundzwanzig Pfund — und dazu, dem Anschein nach — ganz angenehme Verhältnisse. Ein Landgut in der Nähe von London; zwei kleine Mädchen zu erziehen und eine erwachsene Tochter in der Musik zu unterrichten. Meine Freunde, die Burtons, kannten die Familie zwar nicht, hatten nur zufällig gehört, daß sie eine deutsche Gouvernante suchten; aber das war mir ja gleich: ich verkaufte meine Dienste dem Meistbietenden — und das war Mrs. Goring!

Es wurde nach jenem Abend wenig mehr von der Sache gesprochen. Man hatte sich in die Nothwendigkeit ergeben, empfand sie aber deshalb nicht weniger als eine harte, bittere Nothwendigkeit. Schweigend half mir Emma meine wenigen Sachen in Ordnung zu bringen; ohne viele Worte nahm ich es an, daß sie ihr bestes Seidenkleid für mich herrichtete — das hübsche, blaßlilla Kleid, das sie zur Aussteuer bekommen, auf das wir so stolz gewesen, das einzige farbige Seidenkleid, welches wir Drei besaßen! Aber was waren uns diese Dinge jetzt? Auch hatte ich eine leise Ahnung, daß sie es doch nicht wieder tragen würde...

Und dann, früh an einem sonnigen Morgen im Juni — die Schwalben vor meinem Fenster zwitscherten so lustig, als wäre heute ein besonderer Freudentag! — ging es fort. Ich hatte schon am Abend vorher Abschied genommen und mir versprechen lassen, daß Niemand aufstehen solle. Leise, um die Mutter nicht zu wecken, mit der ich das Schlafzimmer theilte, stand

ich auf und eilte in das Wohnzimmer, mich dort anzukleiden; aber gleich darauf hörte ich die Gute schon nebenan in der Küche; sie ließ es sich nicht nehmen, mir noch einmal selbst das Frühstück zu bereiten, und ehe ich noch ganz fertig war, stand der duftende Kaffee, Brod und Butter schon auf dem Tische vor dem Hause und Mütterchen in ihrem schlichten Morgenkleide, das weiße Häubchen auf dem schon stark ergrauten Haar, saß ihrer Gewohnheit gemäß davor. Selbst das Strickzeug fehlte nicht — die kleinen Kinderstrümpfchen, die sie so gern strickte; aber der Versuch, die Nadeln in Bewegung zu setzen, mißglückte; sie meinte, die Sonne treibe ihr das Wasser in die Augen, sie könne die feinen Maschen nicht mehr sehen...

Ich küßte sie schweigend und setzte mich zu ihr. Die ganze Zeit über war ich die Muthigere gewesen; diesen Morgen aber wollte es nicht mehr gehen. Die Mutter sah es und augenblicklich übernahm sie meine Rolle.

„Es ist ein dreidräthiger", sagte sie auf den Kaffee deutend, „er wird Dir gut thun. Ueberhaupt meine ich, die Sorte sein besser als unsere vorige; er hat nichts Bitteres, und ist doch so kräftig." Und sie ließ sich in eine lange Auseinandersetzung über Kaffeesorten und Kaffeepreise ein, sie, die mir, dem Blaustrumpfe der Familie, gegenüber, fast nie von diesen Dingen sprach! Ich mußte lächeln darüber; aber ist es nicht gewöhnlich so, daß man im Augenblick einer Trennung von allem Andern eher spricht als von Dem, was Einem das Herz bewegt?...

Ich hatte ernstlich gehofft, daß Emma den Moment verschlafen würde; aber im Augenblicke, als die schon gestern bestellte Droschke vor der Gartenthür hielt, erschien sie plötzlich ganz erhitzt vor Eile, wie die beiden dunkelrothen Flecken auf ihren Wangen bezeugten, und ihr Kind im Arm haltend.

O, das süße Geschöpfchen, so konnte ich es einmal doch noch an meine Brust drücken! Wie wunderlieblich es aussah, eben aus dem Schlafe erwacht mit den noch glühenden Bäckchen und dem erhöhten Glanze der strahlend blauen Augen! Ich preßte es an mich, umarmte stumm die tief bewegte Schwester — dann noch ein schluchzendes Lebewohl an der Brust der Mutter — und fort rollte der Wagen.

II.

„Hoi — ho! a — hoi! Luggage up!" Dazwischen das Zischen der Dampfmaschine, das Klirren der Ankerketten, das Rufen der Passagiere — erschrocken fuhr ich aus dem Schlafe auf, in den ich gesunken war, nachdem das ruhigere Fahrwasser der Themse mich von der schrecklichen Seekrankheit befreit hatte. Rasch suchte ich in der engen Cabine meine Sachen zusammen und eilte hinauf.

Wahrhaftig, da waren wir schon in London! Da tönte es mir schon entgegen das dumpfe Brausen der Riesenstadt, da starrten mich von den Dächern der Häuser am Ufer schon die Riesenlettern, die Namen der Ware-Houses an, da schifften und fuhren und jagten auf dem Strom wie am Strande schon die Hunderte von mannigfaltigen Fahrzeugen auf und nieder, die zu jeder Zeit stets ihre zahllosen Verkehrsadern durchkreuzen. Ja, da lag es vor mir das ungeheure Häusermeer, bereit, mich Atom zu verschlingen.

Das Herz pochte mir höher. Ich habe mich der Großartigkeit dieses Anblicks nie verschließen können; es war mir immer, als könne nichts Klein-

liches, Engherziges dabei bestehen. Man fühlt sich als ein so verschwindendes Nichts in dieser Riesenwelt — und doch wieder gehoben in dem Gedanken, daß sie ein Werk ist von Menschen erschaffen, von eben solchen Menschen wie wir selbst sind!

Aber London ist kein Ort zum Philosophiren, und das Verdeck eines landenden Schiffes erst recht nicht. Alles wogte bunt durcheinander; und während auf der achtzehnstündigen Reise von Rotterdam hierher die Passagiere sich hier und da aneinander angeschlossen hatten, waren jetzt alle Bande gelöst. Jeder dachte nur daran, seine Sachen möglichst obenauf zu sehen, um sie gleich befördern zu können und einen Platz nahe an der geschlagenen Brücke zu erobern, um das Schiff so bald als möglich zu verlassen. Ich konnte und mochte mich nicht durchdrängen; so blieb ich denn ziemlich im Hintergrunde bei meinem Koffer stehen und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Mrs. Goring hatte mir nämlich geschrieben, sie würde mich, wenn ich ihr die Zeit meiner Ankunft bestimmen könne, hier in St. Catherine's Warft abholen lassen. Ich hatte ihr deshalb von Rotterdam aus den Namen des Schiffes, mit welchem ich reiste, sowie die muthmaßliche Stunde seines Eintreffens in London telegraphirt und sah mich nun nach Jemand um, der sich auch nach Jemand umsähe. Aber ein solcher Jemand war in diesem Gedränge schwer herauszufinden, und da ich unmöglich meinen Namen vor die Brust oder als Cocarde an meinen Hut stecken konnte, so schob ich wenigstens meinen Reisesack von der Stelle des Koffers zurück, wo ich, der englischen Gewohnheit gemäß, in großen Buchstaben meinen Namen: V. Elten geschrieben hatte.

Dies Mittel erwies sich als probat; denn als das Gedränge auf dem Schiffe sich bereits zu lichten begann und ich fast einsam neben meinem Koffer stand, wie „die Geduld auf einem Denkmale", bemerkte ich einen Herrn, der sich langsam durch die noch zurückgebliebenen Passagiere hindurchwand, wobei er jedes, irgend auf Jugendlichkeit Anspruch machende Exemplar durch seine Brille hindurch mit einer Beharrlichkeit anstarrte, die ihm mehr als einen verweisenden Blick und von einem Herrn sogar ein wüthendes „Sir!" eintrug. Jetzt näherte er sich mir, würdigte meine Wenigkeit von Kopf zu den Füßen eines prüfenden Anschauens, ließ sein Auge dann über meinen Koffer gleiten und sagte dann mit einem erleichterten Aufathmen und indem er seinen Hut leicht lüftete: „Ah, Miß Elten?"

Ich verneigte mich bejahend; und nachdem er einen Packträger herbeigerufen, folgte ich ihm an das Ufer und in die Droschke, in der er mir gegenüber Platz nahm.

Ich sah mir meinen Begleiter etwas näher an. Er war ein Mann von mittlerer Größe mit dünnem, röthlichem Haar und dito Backenbart, und dem zu dieser Haarfarbe gehörigen hellen Teint nebst Sommersprossen. Welche Farbe die nur von spärlichen Brauen beschatteten Augen hatten, konnte ich nicht recht erkennen; sie waren hinter der Brille gänzlich verborgen und schienen überhaupt nur eine Farbe zu haben, wenn sie einen besondern Ausdruck annahmen, wie vorhin bei der Prüfung der Passagiere. In der Ruhe waren sie die nichtssagendsten Sehorgane, die ich je zu bemerken Gelegenheit gehabt habe.

Dies Alles interessirte mich indeß blutwenig, und ich unterzog den Herrn dieser Prüfung nur, weil ich herauszubekommen wünschte, wer er sei.

Aus seinem einfachen schwarzen Anzug ließ sich nichts schließen, ebensowenig aus dem untadelhaften Hut. Ich warf einen Blick auf seine Hände, denn an der Hand kann man in England unfehlbar erkennen, ob man einen Gentleman oder einen Mann der untergeordneten Classen vor sich hat, allein sie waren mit schwarzen Handschuhen bekleidet und meine Zweifel blieben ungelöst.

Er sprach wenig; die Straßen, welche wir passirten: der Strand, Ludgate Hill, Oxford Street waren zu geräuschvoll, um eine Unterhaltung möglich zu machen. In der letztern Straße ließ er den Wagen vor einem großen Fischladen halten. „Sie entschuldigen", sagte er aussteigend, „ich bin sogleich wieder da." Dasselbe Manöver wiederholte sich vor einem Fleischer- und Pastetenladen. Aha, dachte ich, hat Bestellungen zu machen, also kein Gentleman; wäre die Brille nicht, ich würde ihn für den Haushofmeister, den Butler halten; allein warum soll ein kurzsichtiger Butler keine Brille tragen?

Endlich langten wir bei der Eisenbahnstation in Baker Street an. „Wie weit ist es noch?" fragte ich, indem wir in den unterirdischen Zug einstiegen. „Vier Stationen bis Blackheath", erwiederte er, indem er sich mir wieder gegenübersetzte.

Dumpf donnerte der Zug dahin auf seiner unterirdischen Bahn. Wenn ich hin und wieder einmal um mich blickte, und in dem unstäten Licht der Wagenlampe das blasse, sommersprossige Gesicht meines Begleiters mit den versteckten Augen vor mir sah, dachte ich, er würde mir unheimlich erschienen sein, wenn ich ihn als Fremden hier getroffen hätte. Ermüdet schmiegte ich mich in die Kissen des Waggons und schloß die Augen. Aber, ohne es zu sehen, fühlte ich den Blick meines vis-à-vis auf mir ruhen, und als ich plötzlich die Augen öffnete, ertappte ich ihn noch, jenen Blick, von einer so kühlen Impertinenz, daß ich gegen meinen Willen darunter erröthete. Von diesem Augenblick an faßte ich eine Abneigung gegen diesen Mann und bedauerte, wer er auch sein mochte, daß ich wahrscheinlich unter einem Dache mit ihm werde leben müssen.

Endlich war Blackheath erreicht. Er ließ mich auf einer Bank des Perrons warten, um, wie er sagte, den Wagen zu holen; denn wir hatten noch eine halbe Stunde bis Airy-Hill, dem Landsitze Mrs. Gorings, zu fahren.

Eine halbe Stunde noch! Ich suchte mich zu sammeln, mich vorzubereiten für den Moment, wo ich das Haus betreten sollte, das — vielleicht für viele Jahre — mich gefesselt halten würde, aber ich vermochte nicht die nöthige Ruhe zu finden. In allen Gliedern fühlte ich noch das Schwanken des Schiffes; in den Ohren dröhnte mir noch das Brausen der Eisenbahn; vor den Augen, ob ich sie offen oder geschlossen hielt, tanzten mir die zollangen rothen, gelben und blauen Buchstaben, in denen auf den Placaten rings um mich her „Smith's bester und billigster family-tea", und Barton's first-rate Windsor-soap" angepriesen wurden. Die Menge fluthete hin und her, bald mich anstarrend, bald sich an mir vorbeidrängend, als ob ich Luft wäre; ich begann mich recht unbehaglich zu fühlen und war schließlich froh, als mein Führer zurückkehrte und mich bat, nach der andern Seite des Stationshauses zu kommen, wo der Wagen bereit sei.

Wenn ich darauf gerechnet hatte, in diesem Wagen etwas ruhen zu können, so war das Irrthum. Ein kleines Fuhrwerk stand draußen mit einem breiten, mit niedriger Rücklehne versehenen Sitz für dem Lenkenden

und noch eine zweite Person; dahinter befand sich nur noch ein Platz für den Bedienten, der aber jetzt durch mein Gepäck in Anspruch genommen war. Ich folgte also, so unangenehm es mir war, doch ohne Widerrede der Aufforderung meines Begleiters mich neben ihn zu setzen und mußte mich an der niedrigen Lehne des Sitzes festhalten, um meinen Platz zu behaupten.

Rasch flogen wir auf der glatten Chaussee dahin, dichte Staubwolken um uns her aufwirbelnd. Ich zog den Schleier vor, und da mein Gefährte hinlänglich mit der Leitung des nach dem langen Warten augenscheinlich doppelt feurigen Thieres zu thun hatte, so legten wir den Weg ziemlich schweigend zurück.

Also Rosselenker ist mein Herr „Butler" auch, dachte ich; doch das ist ja nichts Ungewöhnliches. Wer für den Dienst der großen Herren trainirt wird, lernt gewöhnlich auch mit Pferden umgehen. Nun, bald wird ja diese und noch manche sonstige Frage gelöst werden.

Jetzt hielten wir vor einem hohen massiven Gitterthor, durch das der Blick in ein Meer von Grün und Blüthen tauchte. Ueber dem üppigen Gezweige, von der Junisonne mit goldenen Lichtern bemalt, thronte auf einem mäßigen Hügel ein stattliches Gebäude im modernen Villenstil aufgeführt. Vor dem mittlern Theil befand sich eine Art Terrasse, von hohen Oleander- und Orangenbäumen in großen Kübeln eingefaßt; darunter breitete sich den Hügel hinab ein sammetartig glatter Rasenplatz, den unten am Parkgitter blühende Jasmin- und Bohnenbaumgebüsche umsäumten. Die beiden Seitenflügel des Hauses zeigten in der Mitte einen thurmartigen Vorbau, dessen Zinnen den Mittelbau überragten.

Lange indessen hatte ich nicht Zeit, mir das Gebäude anzusehen. Ein Gärtnerbursche hatte das Thor geöffnet, und wir fuhren über den knirschenden Kies hinauf nach der Seite des Hauses, wo aus einem reich mit Stuckarbeit verzierten Portale ein junges Mädchen mir entgegentrat.

„Bessy, wollen Sie Miß Elten ihr Zimmer zeigen?" redete mein Begleiter sie an, und überhob mich dadurch der Ungewißheit, wen ich vor mir habe. Die in einen hellen Mousselin gekleidete Abigail warf einen verächtlichen Blick auf meinen einfachen schwarzen Anzug und schritt mir voran in das Haus.

Das also war mein Zimmer? Ich hatte nie ein so elegantes besessen. Glänzend polirte Wände von imitirtem röthlichen Marmor, ein ungeheures Himmelbett mit blauen Damastbehängen, welches fast die Hälfte des ganzen Raumes einnahm, ein weißer Marmorkamin, mit ungeheurem goldgefaßten Spiegel darüber und mit blauem Sammet beschlagen, eben solche Draperien über den lichten, weißen Vorhängen — es war Alles prachtvoll! Prachtvoll und harmonisch; nur meine beiden schwarzen, abgenutzten Koffer paßten nicht dazu — und ich selbst nicht! Fast ängstlich setzte ich mich auf einen der beiden Stühle — für mehr war nicht Raum — und blickte umher. Ja, Alles so prachtvoll, und doch so kalt, so ungemüthlich! Kein behagliches Plätzchen zum Ausruhen, kein Raum, ein paar Bücher hinzustellen, keine Möglichkeit, einen Nagel in diesen spiegelglatten Wänden anzubringen, um, wie ich das gewohnt gewesen, das Bild meiner Mutter neben meinem Bette aufzuhängen. Nein, für nichts von meinem kleinen Eigenthum war Platz; man hatte mir ohne Zweifel eines der Fremdenzimmer gegeben, und fremd war ich darin und sollte es immer bleiben!

Wider meinen Willen stieg das Bild unseres Stübchens daheim vor

mir auf: das anspruchslose, kleine Gemach mit dem Stempel der Dürftigkeit auf jedem Möbel! — und doch, o so traut, so behaglich, so ganz erfüllt von dem sorgenden, liebevollen Walten meiner Mutter! Ich mochte thun, was ich wollte, die Thränen stiegen mir in die Augen, und unfähig, meine Bewegung zu unterdrücken, barg ich das Antlitz in meinen Händen.

Da klopfte es; erschrocken sprang ich empor. Es war Bessy, die mir meldete, daß das Mittagessen bereit sei, und sich erkundigte, ob ich hinunterkommen wolle, oder sie mir etwas heraufbringen solle? Ich bat um das letztere; es war mir unmöglich, jetzt hinunterzugehen.

Ich sah nach der Uhr — schon sechs! Daheim saßen sie jetzt noch im Garten und sprachen wohl von mir, und die süße, kleine Lydia hüpfte auf der Mutter Schooß. Wieder drängten sich mir die Thränen in die Augen; ich konnte kaum etwas von den Speisen, die Bessy brachte, genießen. Dann warf ich mich auf das Bett und schlief, trotz meiner Aufregung, sehr bald ein.

III.

Als ich erwachte, schien es schon zu dämmern. Doch nein, es war erst sieben Uhr; aber der Himmel hatte sich umzogen, und ein feiner Regen schlug knisternd gegen das Fenster. Ich sprang auf und schüttelte die wirren Haare aus der Stirn. Was war das für ein Anfang! Weinen — schlafen, nein, das ging nimmermehr! Rasch machte ich mich daran, meine Sachen zu ordnen, kleidete mich selbst frisch an, und ging dann, freilich mit klopfendem Herzen, hinunter.

Es war spät geworden; graues Dämmerlicht füllte den hohen Corridor und die beiden, teppichbelegten Treppen; fast gespensterhaft schaute aus einer dunkel ausgemalten Nische eine Hebe mich an. Aus einem geöffneten Fenster drang betäubend der Duft des Jasmins herein; aber die Abendluft war kühl — ich fröstelte und zog mein schwarzes Tuch fester um die Schultern.

Zögernd schritt ich über die mit indischen Matten belegte Steinmosaik der Vorhalle hin. Eine Reihe von Zimmern öffnete sich darauf; ich horchte. Aus einem derselben tönten Stimmen; sollte ich anklopfen?... Ich würde es vorgezogen haben, mich melden zu lassen; da aber nirgends ein dienstbarer Geist zu erspähen war, so faßte ich mir ein Herz und klopfte an.

Ein Herr öffnete und ließ mich mit einem halb fragenden: „Miß Elten?“ eintreten. Es war ein ziemlich geräumiges, achteckiges Gemach, das vor mir lag. In dem großen schwarzen Marmorkamin brannte ein helles Holzfeuer, dessen Flammen das einzige Licht war, welches das Zimmer erhellte. Vor dem Kamin, in einem niedrigen, aber hochlehnigen Sessel, über dessen Rücklehne ein schöngeflecktes Tigerfell gebreitet war, lag eine dunkle Gestalt. Fast grell schimmerte mir aus dem unstäten Dämmerlichte das bleiche Gesicht und die weißen, auf dem schwarzen Gewande ruhenden Hände entgegen.

Die Gestalt neigte leicht den Kopf und reichte mir eine der weißen Hände. Ich berührte sie flüchtig und schauderte dabei zusammen, die Finger waren so eisig kalt! Dann nahm ich auf einem kleinen Papiermachéstuhl, den der Herr mir hingesetzt hatte, Platz und warf einen flüchtigen Blick um mich her.

Ich befand mich wahrscheinlich in einem der thurmartigen eckigen Vorbaue, die ich schon von der Straße aus bemerkt hatte. Vier der mit dunklem Holzgetäfel bedeckten Wandflächen waren von wohlgefüllten Bücherschränken

eingenommen; dazwischen erhoben sich auf edel-einfachen Piedestalen von schwarzem Marmor abwechselnd antike Statuen und Urnen. Das die Mittelfläche bildende große Fenster war von schweren grünen Damastbehängen verdeckt, so daß jener Theil des Zimmers sich in völliges Dunkel verlor.

„Mr. Goring", sagte die Dame, mit einer nachlässigen Handbewegung nach dem Herrn hin, der sich mit gespreizten Beinen vor dem Kamin aufgepflanzt hatte.

Ich verbeugte mich vor ihm; es war ein Herr von mittlerer Größe, mit einem durchaus nicht unschönen, aber sehr gewöhnlichen Gesicht. Auch die Art, wie er meinen Gruß mit einigen unverständlich gemurmelten Worten erwiederte, zeugte weder von einer aristokratischen, noch selbst von gewöhnlicher Bildung.

„Bitte, Mr. Goring, willst Du Dich nicht setzen?" bemerkte die Dame, den Kopf halb nach ihrem Gatten wendend.

Dieser folgte der Aufforderung und sagte dann, als seine Gemalin sich in Schweigen hüllte: „Angenehme Reise gehabt? Weiter Weg ... eh?"

„Ich bin gestern von Rotterdam abgefahren", erwiederte ich.

„Rotterdam — ah! Rheinprovinz, nicht wahr? Canäle, Handel ... ja, ja, ich weiß!"

Mrs. Goring warf einen unendlich verächtlichen Blick auf ihn und sagte dann, sich seitwärts wendend, wo ich eine Mousselinwolke in einen tiefen Sessel vergraben bemerkt hatte: „Georgey, willst Du Deiner künftigen Gouvernante nicht „guten Abend" sagen?"

Eine langsame Bewegung zeigte sich in der Mousselinwolke, ein schmales, zartes Gesicht tauchte aus der Tiefe des Sessels auf, und die Gestalt — ziemlich groß, aber von auffallender Magerkeit — streckte mir mit einem gleichgiltigen: „Wie geht es Ihnen?" die Hand entgegen.

„Das ist Ihre älteste Schülerin, Miß Georgiana", sagte ihre Mutter.

„Schülerin? doch nur für Musik!" fiel die junge Dame ein.

Mrs. Goring würdigte sie keiner Antwort, sondern fuhr, ohne nur nach ihrer Tochter hinzublicken — die sich auch bereits wieder in den Sessel versenkt hatte — fort: „Ihre beiden anderen Schülerinnen, Ethel und Milly, sind eben schlafen gegangen; Sie werden sie morgen früh sehen und den Unterricht dann gleich beginnen, wenn ich bitten darf. Sie hatten seit Ostern keine Gouvernante und sind etwas verwildert.

„Wie alt sind die beiden Mädchen?" fragte ich schüchtern.

„Ethel ist fünfzehn, Milly neun Jahre alt. Dazwischen ist Charles, mein einziger Sohn. Ich hoffe, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben, ihn in einigen Fächern ein wenig mit zu unterrichten; z. B. in der Musik und im Französischen."

„Ich habe noch nie Knaben unterrichtet", entgegnete ich beklommen.

„O, das macht nichts; Charles ist zwar sehr lebhaft — spirited — wissen Sie, aber wenn Sie nicht gerade eine Abneigung gegen Knaben haben ... Ich hoffe das nicht. Ich ziehe Knaben bei weitem vor; Mädchen sind entweder langweilig oder malitiös; ich kann sie nicht leiden!"

Ich warf einen erschrockenen Blick auf die Dame, deren bleiches Gesicht hell vom Feuer beschienen wurde. Sie sah gleichgiltig in die Flammen hinein, als ob sie die natürlichste Bemerkung von der Welt gemacht hätte. Auch Miß Georgiana, der die Mutter dies Compliment gemacht, schien nichts Besonderes darin zu finden; wenigstens blieben die Mousselinwolken un-

beweglich. Nur Mr. Goring's Lippen umspielte ein eigenthümlicher Zug, aber mehr des Amüsements als der Verwunderung oder gar der Mißbilligung. Man mußte hier an solche Aussprüche gewöhnt sein.

„Bitte, Mr. Goring, willst Du nicht schellen, daß wir Licht und Thee bekommen?" wandte sich die Dame jetzt an ihren Gatten. Er sprang sogleich auf und drückte an einen Knopf neben dem Kamin; wenige Minuten später trat ein Diener mit zwei großen Astrallampen und ein anderer mit dem Theegeschirr ein.

Man setzte sich um den runden Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und erst in diesem Augenblick bemerkte ich, daß noch eine fünfte Person hier zugegen gewesen. Eine schmächtige Gestalt, in einen Shawl gehüllt, löste sich von den Falten der damastnen Vorhänge ab und trat langsam näher. Mrs. Goring, die noch am Tische stand, ließ einen halberstaunten Blick über sie hingleiten. „Ah, Jemima," sagte sie, „ich wußte nicht, daß Du im Zimmer seist."

„Ich . . . ich hatte mich gleich nach dem Essen hierher gesetzt, während Ihr noch im Garten waret", versetzte die Dame in so schüchternem Ton, als wolle sie sich entschuldigen, nicht nur, daß sie hier im Zimmer, sondern daß sie überhaupt auf der Welt sei. Dann strich sie ihr graues Seidenkleid glatt und setzte sich so geräuschlos wie möglich nieder.

„Meine Schwägerin, Miß Goring, — Miß Elten", sagte Mrs. Goring, uns einander vorstellend. Wir verbeugten uns stumm, dann glitt mein Blick von der ältlichen Dame, deren gutmüthiges Antlitz eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrem Bruder zeigte, unwillkürlich zu der hohen Gestalt neben mir, Mrs. Goring, zurück.

Wie entsetzlich groß sie war, diese Frau! Oder kam es mir nur so vor, die ich nicht zu den Großen der Welt gehöre? Aber nein, ihr Mann, der sich auch eben erhoben hatte, um eine Zeitung von dem Nebentischchen herzulangen, war kleiner als sie; sie überragte ihn um mehrere Zoll. Eine schlanke, aber vollkommen harmonisch gebaute Gestalt, von vollendeten Formen; das eng anschließende schwarze Caschemirkleid hob dieselben vortheilhaft hervor. Auch die Züge des Gesichts waren regelmäßig, fast schön; aber kein Blutstropfen schien unter dieser marmornen Haut zu circuliren und das Haar, das glatt anliegend das wachsbleiche Oval umrahmte, war ebenso wie die Wimpern und Brauen der hellgrauen Augen von einem fast weißlichen Blond. Man mußte erschrecken, wenn man dieser hohen, unhörbar schreitenden Gestalt im Dämmerlicht begegnete!

Mittlerweile hatte der Diener die sprudelnde „Theeurne" auf den Tisch gesetzt und Mrs. Goring begann den Thee zu bereiten — dieses gemüthliche Geschäft, das zu einem englischen Zimmer mit seinen Teppichen, seinen hüllenden Vorhängen und seinem freundlichen Kaminfeuer so ganz besonders zu passen scheint. Ich konnte nicht umhin zu denken, wie meine alte Mutter und meine kranke Schwester wohl an diesem kühlen Juniabend fröstelnd daheim in dem leichtgebauten Gartenhäuschen saßen; wir hatten seit vielen Wochen das kostspielige Heizen eingestellt!

Hier aber vermochte alle äußerliche Behaglichkeit mich nicht innerlich zu erwärmen. Die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Miß Goring stellte mir einige freundliche Fragen über meine Reise; ihr Bruder unterstützte ihre Bemühungen hier und da; aber Mrs. Goring und Miß Georgiana verhielten sich ganz schweigend.

„Wir haben hier in London ganze Colonien von Deutschen", bemerkte Mr. Goring. „Sie nehmen ganze Stadttheile ein — aber freilich nicht die besten. Ich verwende ihrer auch viele in meiner Fabrik; sie können die Hitze meist besser vertragen, als unsere Leute; aber freilich, manche gehen auch dabei drauf."

Ich schauderte bei diesen Worten. Ja, es mochte mancher brave Deutsche „drauf gehen" hier in England, sowohl durch die Hitze in den Fabriken als durch die Kälte der Menschen! Ich empfand vor der Hand nur die letztere. — Uebrigens gab mir Mr. Goring's Bemerkung Aufschluß über Manches, das mich befremdet hatte. Er war also Fabrikant. — Zuckersieder, wie ich bald erfuhr; sein Vater hatte das Geschäft angefangen und er dasselbe mit ungewöhnlichem Erfolge fortgesetzt. Er war sehr reich, hatte eine Frau aus guter, alter Familie geheirathet; aber dabei merkte man ihm doch, wie ich einmal einen seiner Gäste sagen hörte, den „Krämer" auf hundert Schritte an; ein Gentleman war er noch lange nicht!

Auch Mrs. Goring schien von den Worten ihres Mannes unangenehm berührt zu werden. Sie warf ihm einen ihrer kalten Blicke zu, — die eigentlich mehr über das Haupt des Schuldigen hinglitten, als auf ihm ruhten; dazu ließ sie sich nicht herab; dann wandte sie sich zu mir: „Sie sind in Trauer, Miß Elten?" fragte sie.

Ich antwortete ihr, daß der Gatte meiner Schwester vor sechs Monaten gestorben sei.

„Ah — Ihr Schwager... und vor einem halben Jahre schon? Ich habe um dieselbe Zeit einen Schwager verloren, aber ich verlange von meinen Kindern nicht, diese Zeichen der Trauer anzulegen, die ja eben doch nur äußerlich sind. Es ist mir peinlich, meine Umgebung in Schwarz gekleidet zu sehen."

Ich antwortete nicht. Was sollte ich sagen? Daß bei mir die Trauer keine nur äußerliche sei? Das hier auszusprechen, wäre mir wie eine Profanation meiner Gefühle erschienen. Außerdem zwang mich ja leider die Noth, die Trauerkleidung abzulegen; ich hatte nicht die Mittel gehabt, die abgetragenen durch neue zu ersetzen, es war billiger gewesen, die noch brauchbaren farbigen Kleider wieder herzurichten. So mußte ich dem Wunsche der Dame schon entgegenkommen, aber ich versprach mir, ihr allein gelegentlich den Grund davon mitzutheilen.

Als das Theegeschirr entfernt war, vertiefte sich Mr. Goring in eine Zeitung, seine Schwester folgte seinem Beispiel (sie las stets, wie ich später noch oft bemerkte, die alten Blätter) und Miß Georgiana setzte sich mit einem Nähkorb in die Nähe der Lampe und begann an einem dunklen Flanellröckchen zu arbeiten. Ich konnte nicht umhin, durch den Contrast frappirt zu sein, den ihr helles, bauschiges Mousselinkleid und die feinen, schneeweißen Hände — das Schönste an ihrer ganzen Erscheinung — mit der groben Arbeit bildete. Die schönen Hände hatte sie von der Mutter ererbt, ebenso das weißlich blonde Haar und den matten wachsbleichen Teint, aber ihre Züge waren scharf und unregelmäßig, alle ihre Formen hart und eckig. Freilich wußte sie diesen Mangel gut zu maskiren; wie an diesem ersten Abend, so habe ich sie stets in bauschigen, reich mit Volants besetzten Gewändern gesehen, welche den untern Theil ihrer langen Gestalt weit umwogten; desto natürlicher aber erschien ihre außerordentlich schmale Taille, deren geringen Umfang sie noch

so zusammenschnürte, daß sie sich wie die Spitze des Stockes aus einem ausgespannten Regenschirm erhob.

Sie saß fast schweigend über ihre Arbeit gebeugt, die schmalen, bleichen Lippen fest auf einander gepreßt. Ich wollte versuchen, ob nicht ein Gespräch Leben in das Antlitz bringen könnte und stellte einige Fragen über ihre musikalischen Studien an sie. Ihre Antworten bewiesen mir, daß ich weder eine eifrige noch begabte Schülerin an ihr haben würde, ihre Gesichtszüge blieben theilnahmlos und weder beim Sprechen, noch selbst, als sich einmal ein Lächeln auf ihre Lippen verirrte, öffneten diese sich weit genug, um ihre Zähne blicken zu lassen. Ich entsinne mich nicht, derselben während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes im Airy-Hill ansichtig geworden zu sein!

Ermüdet, mehr von diesem Abend, als von der Reise, stand ich bald auf, um mich zurückzuziehen. Mrs. Goring reichte mir ihre kühle Hand. „Ich hoffe, Sie finden in Ihrem Zimmer Alles, was Sie brauchen, wo nicht, so sagen Sie es nur Bessy, die beauftragt ist, für Sie zu sorgen. Das Frühstück im Schulzimmer wird um acht Uhr eingenommen, um neun ist allgemeine Hausandacht. Gute Nacht, Miß Elten.

Miß Georgiana sah einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und berührte meine Hand mit ihren Fingerspitzen, Miß Goring sandte mir ein schüchtern freundliches Lächeln über den Tisch herüber und der Hausherr eilte, mir die Thür zu öffnen. Ich ging durch die jetzt hell erleuchteten Gänge nach meinem Zimmer, wo ich freilich erst sehr spät Ruhe fand.

IV.

Blendendes Sonnenlicht strahlte mir entgegen, als ich am nächsten Morgen die schweren blauen Gardinen von meinem Fenster zurückzog. Lange schon hatte das Vogelgezwitscher sich in meine Träume gemischt, aber es hatte mich nicht erweckt; ich war es ja von zu Hause her gewohnt gewesen.

Zu Hause? Wollte der Gedanke mich denn gar nicht verlassen? Würde das tiefe Weh, das still am Herzen mir nagte, mit dem ich eingeschlafen und das mit mir erwacht war, nie von mir weichen? Würde ich dieses prächtige, schloßartige Haus, diesen herrlichen Park, der zu mir emporblühte und duftete, immer nur in dem Lichte eines trostlosen Verbannungsortes betrachten? ... O Heimweh! giebt es einen bitterern Schmerz, als den du bereitest? ...

Da drangen Kinderstimmen zu mir empor, frische, fröhliche Laute. Gottlob, die jüngeren Mädchen waren nicht wie ihre Schwester, sie konnten lachen! Ich beeilte mich, hinunter zu gehen und hatte, von den Stimmen geleitet, die Kinder bald gefunden. Sie standen am Springbrunnen, der unweit des Hauses seinen Strahl in ein weites, marmornes Becken fallen ließ, und noch die in schönen Formen um ihn her gruppirten Rosenbeete mit feinem Sprühregen übergoß.

Als ich mich näherte, wandten Beide sich mir zu und Ethel eilte mir entgegen. Sie war groß und schlank wie die ganze Familie, auch blondhaarig und blauäugig; aber die Gestalt war etwas vornüber geneigt und als sie sich umwandte, bemerkte ich, daß die rechte Schulter höher war als die linke.

„Du bist Ethel, nicht wahr?“ sagte ich freundlich ihre Hand ergreifend, „und das ist Milly?“

Die Kleine war auch einige Schritte auf mich zu getreten und reichte mir jetzt, den hübschen blonden Lockenkopf mit einem Ausdrucke von Trotz zurückwerfend, zögernd die Hand.

„Ja, ich heiße Milly“, sagte sie dabei, „aber wie heißen Sie? Sind Sie nur Miß Elten oder Miß Sonstetwas?“

Ich sah sie erstaunt an; diese ungenirte Art, Fragen zu stellen, mißfiel mir. Dann aber erinnerte ich mich, daß man in England nur die älteste Tochter mit dem Familiennamen, die anderen aber mit ihrem Taufnamen anredet. Ich beschied die kleine Neugierige also, daß ich nicht Miß Elten, d. h. die älteste Tochter, sondern Miß Veronica Elten sei.

„Ah, welch' ein schöner Name!“ rief Ethel.

„Ja, aber so lang!“ meinte Milly. „Ich heiße eigentlich Emilia und Ethel Ethelred; aber man kürzt unsere Namen ab.“

„Den meinen auch“, sagte ich, „daheim nennt man mich Vera. „Aber kommt jetzt, es wird Zeit zum Frühstücken sein; wir dürfen die Mama nicht warten lassen.“

„O, wir frühstücken nicht mit Mama, sondern im Schulzimmer“, antwortete Milly. „Aber Zeit mag es schon sein, ich bin sehr hungrig.“

Sie lief nach dem Hause hin, ich folgte ihr mit Ethel. Plötzlich erschallten Hufschläge hinter uns; ich sah mich um und erblickte einen Knaben, der auf einem ungesattelten, langhaarigen schottischen Ponny pfeilschnell über den breiten Mittelweg hingaloppirte, so daß der Kies zu beiden Seiten emporstob.

„Das ist Charles“, sagte Milly, ihm bewundernd nachsehend. „Nicht wahr, der reitet gut? Ich werde auch reiten lernen und dann brauche ich nicht mehr in der dummen Schulstube zu sitzen.“

Wir hatten diese „dumme Schulstube“ mittlerweile erreicht und traten vom Garten aus durch die große Glasthür, welche zugleich das einzige Fenster bildete, hinein. Das Zimmer sah nun freilich weder dumm, noch wie eine Schulstube aus, wenigstens schien es ursprünglich zu diesem Zweck nicht bestimmt gewesen zu sein. Die breiten hohen Wände waren mit pompejanischem Roth bemalt; eine dazu passende Kante lief das Gesims entlang, und auch der Plafond war in entsprechender Weise mit den leuchtendsten Farben decorirt. Sonderbar und unangenehm stachen dagegen die Gestelle mit den vergriffenen Schulbüchern, die das tiefe Roth unterbrechenden Landkarten und die lange, mit einem alten Shawl bedeckte Streckbank ab; die eleganten Wände mußten verächtlich auf die ihnen so wenig ebenbürtigen Möbel herabsehen!

„Go away!“ ertönte plötzlich eine Stimme hinter mir. Ich sah mich erschrocken um und bemerkte nun hinter dem geöffneten Flügel der Glasthür auf einer vergoldeten Stange, an der er mit einer eben solchen Kette befestigt war, einen Vogel ... Ja, es war wirklich ein Vogel, das bewies der Kopf mit dem schönen gelben Federbusch; der übrige Körper aber hätte an dieser Thatsache zweifeln lassen können, denn auch nicht die Spur einer Feder war darauf zu sehen — nur einige Stoppeln zeigten hier und da, daß solche früher wirklich existirt hatten.

„Welch' häßliches Thier!“ rief ich, mich mit Widerwillen abwendend.

„Ach, können Sie Polly auch nicht leiden?“ schmollte Milly. „Alle

Gouvernanten sind ihm feindlich gesinnt. Poor Polly", fuhr sie fort, das Thier liebkosend, das dazwischen schrille Laute ausstieß, „ich bin Dein einziger Freund im ganzen Hause, nicht wahr?" Und sie gab ihm das größte Stück Zucker, das in der Schale auf dem Frühstücktisch zu finden war.

Ethel erzählte mir auf mein Befragen, daß der Kakadu früher im Salon gethront habe; seit er aber die häßliche Gewohnheit angenommen, sich alle Federn, die im Bereich seines Schnabels waren, auszurupfen, sei er hier in das Schulzimmer verbannt worden, wo er die Lectionen durch sein schrilles „Ca-ca-tu" oder „Go-a-way!" unterbrach und theilte die Antipathie der Gouvernanten gegen dieses Geschöpf vollkommen.

Während die Mädchen noch mit dem Vogel beschäftigt waren, erblickte ich auf demselben Kieswege, auf welchem soeben Charles vorüber geritten war, einen Mann, der eilig, ohne Hut, daherschritt. Ah, das war ja mein Begleiter von gestern, den ich über die Menge der neuen Eindrücke ganz vergessen hatte! Sein Aussehen bestätigte meine früheren Vermuthungen, und ohne viel zu überlegen fragte ich, auf den Vorübereilenden zeigend: „Ist das der Butler?"

Ein lautes Lachen Milly's antwortete mir. „Der Butler! der Butler!" rief sie ein über das andere Mal; „o, das ist köstlich!" Auch Ethel lachte und erklärte mir dabei, daß jener Herr Mr. Ford, Charles' Lehrer sei.

„Er hat Sie gestern abgeholt und da haben Sie ihn für den Butler gehalten?" rief Milly, immer noch lachend. „O, wie wird Charles sich darüber amüsiren!" Und sie klatschte lustig in die Hände.

„Du wirst ihm nichts davon sagen", entgegnete ich ihr ernst. „Es war ein Irrthum, wie er einer Fremden wohl zu verzeihen ist..."

„Ja, und bei Mr. Ford besonders", fiel Milly mir in's Wort, „denn nicht wahr, er sieht gar nicht aus wie ein Gentleman? Und er ist auch keiner", fügte sie in wegwerfendem Tone hinzu; „er war nur ein armer Fabrikjunge, den Papa hat erziehen lassen, weil sein Vater in der Fabrik umgekommen war. Nicht wahr, Ethel?"

„Ja", bestätigte diese, „aber er hat sehr viel gelernt, Lateinisch und Griechisch, und Rechnen kann er sehr gut, das weiß ich, denn er unterrichtet uns darin."

Sie stockte; denn in diesem Augenblicke kam etwas um die Ecke des Hauses gesaust und befand sich im nächsten Augenblick im Zimmer. Es war Charles, der erhitzt von dem schnellen Ritte, das hellblonde Haar wirr um den Kopf hängend, mit unordentlichen Kleidern und beschmutzten Stiefeln vor mir stand.

Das also war der Sohn und Erbe, das der bevorzugte Mrs. Gorings! Etwas spirited, lebhaft... allerdings, darin mochte sie Recht haben. Nur gut, daß er einen eigenen Lehrer hatte!

Der Knabe schaute mich mit seinen großen grauen Augen impertinent von Kopf bis zu den Füßen an und sagte dann in kritisirendem Tone: „Sie haben ja schwarze Haare und Augen; sind Sie eine Jüdin?"

Ich konnte nicht umhin, zu lachen. „Nein, erwiederte ich heiter; „ich stamme aller Wahrscheinlichkeit nach gleich Dir von den alten Sachsen ab. Uebrigens sind meine Haare und Augen nicht schwarz, sondern braun; und dann, junger Herr, ehe man sich solche Bemerkungen erlaubt, sagt man hübsch „guten Morgen", sonst werde ich denken, Du seist nicht ein Jude,

denn das sind meist sehr höfliche Menschen — sondern ein Kaffer oder Hottentot."

Ich hielt ihm die Hand hin, in die er etwas derber als nöthig war, einschlug; dann sagte er: „Nun, schließlich ist es auch einerlei, woher Sie stammen, denn hübsch sind Sie doch, wenn Sie auch dunkle Haare und Augen haben. Ich denke, wir werden gute Freunde werden."

„Wenn Du in diesem Tone zu mir sprichst, sicher nicht", erwiederte ich, vor Unwillen erröthend. „Ich hoffe, Mr. Ford wird Dich bessere Manieren lehren."

„Mr. Ford, Manieren lehren — Mr. Ford, der „Butler!" rief Milly laut lachend dazwischen.

„Was schwatzest Du da?" fragte ihr Bruder barsch.

Ich warf ihr einen mahnenden Blick zu; aber ein Geheimniß mochte ich aus der dummen Bemerkung doch auch nicht machen, und so wehrte ich sogar Ethel, die Milly den Mund zuhalten wollte.

„Es handelt sich nur um ein Mißverständniß", sagte ich, „das wahrlich nicht so viel Aufmerksamkeit verdient. Jetzt aber still davon; da kommt Mr. Ford."

In der That kam der fragliche Herr eben auf das Haus zu, ohne Hut, erhitzt, wie ich ihn vorhin hatte vorbeigehen sehen. Augenscheinlich hatte er Charles gesucht. Ehe er aber noch ein Wort sagen oder uns nur begrüßen konnte, eilte Charles, dem Milly mittlerweile das Geheimniß zugeflüstert hatte, ihm entgegen und rief unter lautem Lachen: „Wissen Sie, wofür Miß Elten Sie gehalten hat? Für den Butler! Hahaha!"

Verwirrt und beschämt ging ich auf den Herrn zu. Er hatte mir gestern entschieden mißfallen; auch jetzt, wie er stumm da vor mir stand, das sommersprossige Gesicht stark geröthet, sich die spärlichen, hochblonden Haare aus der Stirn streichend — wurde der unangenehme Eindruck nicht vermindert. Aber was Milly über ihn erzählt, sowie die Stellung, die er hier im Hause einzunehmen schien, flößten mir Mitleid ein und zudem hatte ich ihn beleidigt; das mußte ich wieder gut zu machen suchen.

Mir fielen die im Deutschen verwandten Worte: „Hofmeister" und „Haushofmeister" ein. Damit konnte ich die ganze Sache in einem andern Lichte darstellen, und ich gestehe, ich wünschte dies nicht nur Herrn Fords wegen, sondern auch der Kinder gegenüber sehr. Sie betrachteten meinen Irrthum als ein neues Zeugniß seiner niedern Abkunft; das durfte nicht sein! So schwer es mir auch wurde, entschloß ich mich doch zu der Unwahrheit.

„Die Kinder machen da aus einer Mücke einen Elephanten", sagte ich, ihm freundlich die Hand reichend. „Ich verwechselte nur ein paar Worte, die im Deutschen... Sie verstehen Deutsch, Mr. Ford?"

Er verneinte es.

„Die im Deutschen einander ähnlich sind", fuhr ich stockend fort. Ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht stieg, nicht nur wegen der Unwahrheit, die ich aussprach, sondern auch unter dem stechenden Blick, den er durch seine Brille auf mich warf.

„Ich freue mich, Sie heute Morgen so frisch zu sehen", sagte er, ohne auf meine Erklärung ein Wort zu erwiedern. „Sie haben sich ganz von den Strapazen der Reise erholt?"

„Ich danke, ja", antwortete ich kurz. Es ärgerte mich, daß ich durch

meine unvorsichtige Frage und vielleicht auch durch meine Erklärung, an die er nicht zu glauben schien, diesem Mann ein Uebergewicht — wenn auch nur ein momentanes — über mich eingeräumt hatte. Verlegen wandte ich mich zu dem Frühstückstisch, der bald Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

V.

Die ersten Tage gingen ziemlich gleichmäßig hin. Nach dem Frühstück das Gebet, dann Miß Georgiana's Musikstunde, darauf der Unterricht der anderen Kinder, um 1 Uhr Luncheon, das für uns, d. h. den Gouverneur, die Gouvernante und unsere Zöglinge Mittagsbrod war, dann wieder Unterrichtsstunden bis fünf, wo meist ein Spaziergang gemacht wurde, und hierauf Thee im Schulzimmer. Damit war ich gewöhnlich meiner Pflichten enthoben; denn die Mädchen gingen alsdann zu ihren Eltern, die um diese Zeit dinirten, um vom Dessert noch ein wenig zu naschen und blieben den Rest des Abends meist bei ihnen.

Diese freie Zeit war meine Erholung, auf die ich mich den ganzen Tag über freute. Nicht als ob ich einer Erholung sehr bedurft hätte; nein, meine Aufgabe war keine sehr schwere, denn Ethel war folgsam und fleißig, Milly zwar flüchtig und eigenwillig im höchsten Grade, doch sehr begabt. Aber ich war dann frei, konnte über mich selbst verfügen, konnte allein sein. Schmerzlich entbehrte ich dabei nur den Mangel irgend eines Raumes, den ich hätte mein nennen, in dem ich ungestört lesen, schreiben, mich meiner Stimmung hätte hingeben können; denn ein solches Plätzchen fehlte mir. Mein Schlafzimmer erfüllte genau nur seinen speciellen Zweck, und es wäre nicht nur sehr unbehaglich, sondern auch sehr auffallend gewesen, wenn ich mich am Tage dort aufgehalten hätte; und das Schulzimmer war neutraler Boden, den Jeder zu betreten das Recht hatte.

An das Ein- und Ausgehen der Kinder freilich gewöhnte ich mich, ja, Ethel's häufige Gegenwart außerhalb der Unterrichtsstunden war mir, abgesehen von der traurigen Veranlassung, eine rechte Freude. Das arme Kind mußte nämlich ihrer hohen Schulter halber mehrere Stunden täglich auf der Streckbank zubringen — eine Qual, der sie sich mit einer wahrhaft bewundernswerthen Geduld unterzog. Um ihr die peinliche Zeit zu verkürzen, las ich ihr oft dabei vor, und es war rührend, wie dankbar sie sich für diese so natürliche Freundlichkeit zeigte. Allerdings wurde sie von ihren Angehörigen in dieser Beziehung nicht verwöhnt!

Eine Person aber, an deren Anwesenheit ich mich nicht gewöhnen konnte, war Mr. Ford. Auch er hatte kein eigenes Wohnzimmer; das, in welchem er Charles unterrichtete, war Mr. Goring's Arbeitscabinet, das dieser Tags über nicht benutzte, Abends aber in Anspruch nahm. Zu dieser Zeit stand dem Hauslehrer auch nur das Schulzimmer zur Verfügung, und so war es nicht zu vermeiden, daß wir uns öfter hier trafen. Freilich suchte ich mich dieser Nothwendigkeit so viel wie möglich zu entziehen; nach dem Thee, wenn die Uebrigen bei Tische saßen, ging ich regelmäßig in das Musikzimmer, um diese Zeit zum „Ueben" zu benutzen; und danach verweilte ich möglichst lange an irgend einem trauten Plätzchen im Garten, um mich nicht einem tête-à-tête mit diesem Manne auszusetzen, gegen den ich nun einmal eine unüberwindliche Abneigung empfand. Allerdings mußte ich ihm das Zeugniß geben, daß er sich durchaus bescheiden gegen mich benahm; aber ich konnte nicht arbeiten, wenn er, obwohl durch die ganze Länge des Schul-

tisches von mir getrennt, mir gegenüber saß und von Zeit zu Zeit — ich fühlte das selbst ohne aufzusehen — seinen stechenden Blick über mich hingleiten ließ.

Nächst Mr. Ford war Georgiana mir die unsympathischste Person meiner Umgebung. Glücklicherweise hatte ich nicht viel mit ihr zu thun; aber die eine Musikstunde, die ich ihr jeden Morgen ertheilen mußte, war mir eine Qual. Wie schon erwähnt, besaß sie weder Talent noch Interesse für die Kunst, und ich wunderte mich nur, daß sie mit solcher Ausdauer täglich ihre zwei Stunden am Clavier verbrachte. Allerdings spielte sie meist einfache Sachen: geistliche Lieder, Auszüge aus Oratorien, kurz, was die Engländer Sunday-Music nennen; aber bei ihrem markloſen, klimpernden Vortrage ging der erhabene Geist dieser Pièces gänzlich verloren.

Schon fing ich an zu bezweifeln, daß irgend etwas außer ihren blauen Flanellröckchen, die sie unabläſſig für die Armen des Dorfes nähte und eigenhändig an sie vertheilte, dieser jungen Dame Interesse einzuflößen vermöchte, als ein kleiner Vorfall mich eines Bessern belehrte. Eines Morgens, als ich Miß Georgiana ihre Clavierstunde gab — das Musikzimmer nahm den linken Vorbau ein, und beherrschte vermittelst eines fast bis zum Boden reichenden Fensters die unten vorbeiführende Chaussee — tönten rasche Hufschläge von dort her und ich bemerkte einen Reiter, der im Fluge hinaufgrüßte. In diesem Augenblicke griff meine Schülerin einen entsetzlichen Mißaccord, und als ich mich zu ihr wandte, fand ich ihr sonst so blutloses Gesicht von heller Röthe übergossen. „Gottlob", dachte ich, „sie ist doch nicht ganz von Marmor!"

Fast vierzehn Tage waren jetzt vergangen. Am ersten Sonntag hatte ich die Familie nicht zur Kirche begleiten können aus dem sehr triftigen Grunde, weil ich kein „church-going-bonnet", d. h. keinen Hut, um in die Kirche zu gehen, besaß. Ich hatte wirklich vergessen gehabt, daß es nicht anständig ist, in einem andern als einem Capothut in einer englischen Kirche zu erscheinen; und da Mrs. Goring in ihrer luftigen Weise (sie sprach immer in die Luft, über die Köpfe der Menschen weg) meinte, ihr selbst sei es zwar höchst gleichgiltig, was ich trage, aber man vermeide es doch gern, Anstoß zu erregen — so war ich zu Hause geblieben und hatte mit wahrer Wonne in dem jetzt wirklich vor jeder Störung bewahrten Schulzimmer einen langen Brief nach Hause geschrieben.

Jetzt aber war der Sonntag wieder da: dieses hellaugige, fröhliche Himmelskind, das die Engländer zu einem müden, langweiligen Greise gestempelt haben. Mrs. Goring hatte die Güte gehabt, mich mit nach London zu nehmen, um mir einen respectablen Hut zu kaufen, und so war ich würdig, dem stattlichen Zuge mich anzuschließen, der von Airy-Hill sich nach der Kirche in Lynnfield — dem nächsten Dorfe — bewegte.

Es war ein heißer, sonniger Tag. Keine Dame würde sich in der Woche dieser teintverderbenden Gluth, diesem erstickenden Staube ausgesetzt haben, aber Sonntags konnten Wagen und Pferde nicht benutzt werden; mit dem wahren Heldenmuthe wanderte man die Chaussee entlang.

Mir, die ich weniger verwöhnt war, wurde es indessen nicht schwer, besonders da die Gegend mir neu — Lynnfield lag nach der London entgegengesetzten Seite — und sehr hübsch war. Eine jener reizenden englischen Lanes öffnete sich nicht weit von Airy-Hill zur Rechten; weiterhin zeigten sich üppige Hopfenpflanzungen, die meinem Geschmack nach weit hübscher aus-

sahen als unsere Weinberge; dann frische Wiesen, von dichten Laubwäldern begrenzt. Ich warf einen sehnsüchtigen Blick von unserer staubumwirbelten Chaussee nach jenen theils blumigen, theils schattigen Pfaden hin und fragte Ethel, ob sie uns nicht zu unserm Ziele führen würden? Allein sie belehrte mich, daß die Lane (eine Zwiethecke würden wir sie wohl nennen), weit jenseits des Dorfes münde, und daß man den allerdings kürzern Weg über die Wiesen wegen der vielen Pferche nicht benutzen könne.

Die Kirche war ein altes, ziemlich baufälliges Gebäude mit Stützpfeilern ringsum das Schiff herum und einem wackeligen, viereckigen Thurm über dem Portale. Ringsumher, von einer Hecke reich blühenden Rothdorns umfriedet, lagen die Gräber der Gemeinde, meist mit einem einfachen abgerundeten Stein geschmückt — denn das Kreuz wählen die Anglikaner selten, weil sie es wunderbarerweise als das specielle Zeichen des Papstthums betrachten. — Der kleine Raum der Kirche war schon ziemlich gefüllt — fast nur, wie mir schien, von den Dorfbewohnern in ihren hübschen sauberen Sonntagsanzügen; nur hie und da tauchte der elegante Hut einer Lady oder der sorgfältig frisirte Kopf eines Gentleman aus der Menge empor.

Der Platz der Familie Goring — ein großer, reich mit Kissen versehener Stand — befand sich der Kanzel gegenüber. Mit Ausnahme von Mr. Ford und Charles hatten wir Alle Raum darin. Es war mir lieb, daß Ersterer nicht bei uns blieb; ich meinte, seine Gegenwart würde meine Andacht gestört haben.

Denn andächtig war ich wirklich. So wenig sympathisch auch sonst der englische Cultus — durch die Zusammenziehung dreier Gottesdienste gar zu reich an Formen und Wiederholungen — mir ist, so hätte ich doch nicht so durchdrungen von dem Gedanken an die Meinen, so erfüllt von heißen Wünschen für ihr Wohl, ich hätte überhaupt nicht so weich gestimmt sein müssen, um nicht beim Klang der Orgel, beim Gesang der Gemeinde tief bewegt zu sein; Thränen traten mir in die Augen und ich beugte mich tief über mein Gebetbuch, um meine Empfindungen den Blicken der Umstehenden zu verbergen.

Jetzt war der Geistliche vor den Altar getreten und forderte die Versammlung zu dem gemeinsamen Sündenbekenntniß auf. Diese Form hatte auf mich, als ich sie zum ersten Mal hörte, einen tiefen Eindruck gemacht; als ich aber sah, mit welcher Gleichgiltigkeit die Worte nachgesprochen wurden, wie wenig nach dem Verlassen des Gotteshauses davon zurückblieb, da verlor dieses Bekenntniß in meinen Augen an Werth, und nachdem ich selbst mehrere Jahre über es jeden Sonntag zwei bis drei Mal gehört und nachgesprochen hatte, begriff ich, daß eine solche Wiederholung auch das wärmste Gefühl abstumpfen muß.

Heute aber, als ich die mahnenden Worte nach langer Pause wieder vernahm, erneuerte sich mir der erste Eindruck. Vielleicht lag es mit an meiner eigenen Bewegung — vielleicht auch an der eigenthümlich wohllautenden, leise vibrirenden Stimme, welche sie vortrug. Nicht fest und selbstbewußt, oder wohl gar durch Gewohnheit achtlos, wie ich sie sonst hatte aussprechen hören; nein, der Priester schien es wohl zu fühlen, daß wir allzumal Sünder sind, er nahm sich nicht aus von der Allgemeinheit, ja seine Stimme verklang fast in dem Murmeln der Gemeinde.

Erst als wir uns von den Knieen erhoben, um den 155. Psalm zu singen, wagte ich nach dem Geistlichen zu sehen. Da stand er vor dem

Altar; die leuchtendrothe Sammetdecke, ein Geschenk Georgiana's, wie ich später erfuhr, das sie zu seiner Einführung gearbeitet hatte — stach grell gegen das weiße Chorgewand ab, welches die hohe Gestalt lose umwallte. Am frappantesten aber war das Antlitz: jugendlich frische Züge mit dunkelgebräunter Hautfarbe. Mitten auf der Stirn aber wich diese mit einem scharf markirten Strich plötzlich einer fast blendenden Weiße, die noch gehoben wurde durch das tiefschwarze lockige Haar, das sie umrahmte. Die Augen, auf das Buch gesenkt, waren von den langen schwarzen Wimpern ganz verhüllt; als sie sich später hoben, war ich erstaunt, mir ein lebhaftes Blau entgegenleuchten zu sehen; die ganze Erscheinung bestand ja aus Gegensätzen.

Muß ich mich entschuldigen, daß ich diese Beobachtungen während des Gottesdienstes machte? Ich denke nicht. Die Gestalt mußte Jedem auffallen, und während der dritthalb Stunde des englischen Morgengottesdienstes kann man doch die Augen nicht immer gesenkt halten!

Ich war begierig auf die Predigt. Hatte ein rhetorisches Talent diesen Mann dem Berufe zugeführt, der mir sonst gar wenig passend für ihn schien? Jedenfalls bekleidete er ihn noch nicht lange, das sah ich an den nichts weniger als würdevollen Schritten, mit denen er von der Sakristei zur Kanzel ging; das hörte ich auch aus der Unsicherheit, dem fast ängstlichen Klange der Stimme, mit der er die kurze Predigt vortrug. Es war ihm augenscheinlich eine Erleichterung, als er das „Amen" sprechen konnte; dennoch fehlte es seinem Vortrage nicht an Ausdruck; ja hier und da trat eine Wärme der Empfindung zu Tage, die ich bei den meist monoton abgelesenen englischen Predigten oft vermißt hatte.

Auf dem Rückwege fragte ich Ethel nach dem jungen Geistlichen. Sie sagte mir, Mr. Ashbourne sei der Bruder des Squires auf Ashbourne-Hall und erst seit kurzem im Amte. „Mama mag ihn sehr gern", fügte sie hinzu, „und wir Alle auch; er kommt recht oft zu uns."

VI.

Mrs. Goring gab ein großes Diner. Acht Tage vorher schon waren die Einladungen ergangen und seit zwei Tagen — so vertraute Milly mir an, regierte ein Londoner Koch in den unteren Regionen, um die Vorbereitungen zu dem Gastmahl zu treffen. Mrs. Goring ließ sich herab, die anlangenden Sendungen selbst zu inspiciren und lange Gespräche mit dem Haushofmeister zu führen; Miß Georgiana übte unermüdlich Variationen auf ein Thema aus Mozart's „Requiem" ein; Mr. Goring sah — auch eine Seltenheit — verdrießlich aus, wahrscheinlich, weil er bei diesen Festlichkeiten nichts zu thun hatte, als die Kosten zu bestreiten; und seine Schwester, die arme Miß Goring, klagte schon Tags vorher über Kopfweh und zog sich schließlich auf ihr Zimmer zurück — weniger, wie mir später klar wurde, weil sie Gesellschaften nicht liebte, sondern weil die Schwägerin keinen Platz an der Tafel für sie reservirt hatte. Sie mußte bei solchen Gelegenheiten immer unter irgend einem Vorwande verschwinden.

Als wir am Tage vor der Gesellschaft beim Luncheon saßen, bemerkte Mrs. Goring, indem sie flüchtig ihren Blick über meinen Kopf hingleiten ließ, sie werde sich freuen, mich morgen Abend im Drawingroom zu sehen; „vorher", fügte sie hinzu, „haben Sie wohl die Güte, die Kinder zum Dessert in den Eßsaal zu führen."

Ich war auf die Zumuthung vorbereitet gewesen. Milly hatte mir schon gesagt, daß Miß Johnson sie stets zum Dessert begleitet habe; aber ohne ihr etwas zu erwiedern, hatte ich beschlossen, dieser Forderung, die mir sehr peinlich war, nicht zu genügen. Dennoch fühlte ich, wie mir das Blut in's Gesicht stieg und meine Stimme leise zitterte, als ich über den ganzen Tisch hinüber Mrs. Goring, die schon gar nicht mehr an mich zu denken schien, entgegnete: „Ich bedauere, Ihrem letztern Wunsche nicht nachkommen zu können, da das von mir Geforderte meinen Ansichten von der Stellung einer Erzieherin widerspräche."

Mrs. Goring sah mich groß an — mit demselben halb erstaunten, halb unwilligen Blicke, den sie mir zugeworfen, als ich ihr kürzlich erklärt hatte, daß nicht ihre Abneigung gegen Trauerkleider, sondern Privatgründe mich veranlaßten, sie abzulegen. Mr. Ford, der während der Zeit ein Huhn sorgfältig zerlegt hatte, schielte zu mir hinüber, ohne daß indeß sein pergamentenes Gesicht irgend welchen Ausdruck von Theilnahme oder nur Neugier gezeigt hätte; Milly aber, sich in Positur setzend, als erwarte sie eine Scene, rief: „Mama, ich weiß, warum Miß Elten nicht kommen will, sie wird wohl kein hübsches Kleid anzuziehen haben!"

Ihre Mutter gebot ihr mit einem Blicke Schweigen; dann sagte sie ruhig: „Gut, so mögen die Kinder allein kommen; Ethel ist ohnehin alt genug... Und bitte, verträgt es sich auch nicht mit Ihren Ansichten über die Stellung einer Erzieherin im Salon zu erscheinen und uns etwas vorzusingen? Sie scheinen eine hübsche Stimme zu haben; und obwohl ich mir persönlich nichts aus Musik mache, so ist sie doch zur Unterhaltung der Gäste ganz angenehm... Ueberdies wünsche ich nicht, daß man denkt, ich sperrte Sie ein."

Ich hatte eine heftige Entgegnung auf den Lippen — Mrs. Goring's Rücksichtslosigkeit (sie nannte es Offenheit) reizte mich stets dazu; aber ich unterdrückte sie. Hatte ich mir nicht gelobt, Alles zu ertragen, wenn ich nur mein Ziel, die Meinen zu unterstützen, erreichte?... Ich erwiederte also, daß ich gern bereit wäre, mich Abends im Salon einzufinden und auch zu singen, wenn es gewünscht würde.

Jetzt war der wichtige Tag da. Milly befand sich in großer Aufregung. Sie hatte ein neues, rosaseidenes Kleid bekommen, welches ihre Gedanken so in Anspruch nahm, daß für den Unterricht nichts davon übrig blieb. Selbst die unerschütterliche Miß Georgiana war zerstreut während ihrer Musikstunde; ob aber ihre Toilette oder andere Dinge sie beschäftigten, konnte ich natürlich nicht ergründen.

Eben hatte sie, ich glaube zum zehnten Male, die Variationen durchgespielt und ich ihr zum zehnten Male mit demselben negativen Resultat erklärt, daß sie das Pedal bei dem Wechsel der Accorde aufheben müsse, als rasche Hufschläge von der Chaussee her unsere beiderseitige Aufmerksamkeit dorthin lenkte. Es war derselbe Reiter, der schon heraufgegrüßt hatte; jetzt aber zügelte er sein prachtvolles Pferd so plötzlich, daß es sich hoch aufbäumte und lüftete dabei heiter lächelnd den Hut. Georgiana dankte — wieder mit tiefem Erröthen; ich aber sah dem kühnen Reiter verwundert nach, denn ich hatte den Geistlichen von Lynnfield in ihm erkannt.

„Nun, Miß Elten, haben Sie noch nie einen guten Reiter gesehen, daß Sie Mr. Ashbourne so erstaunt nachblicken?" fragte mich die junge Dame in spöttischem Ton.

Ich wandte mich ruhig vom Fenster ab.

„Gute Reiter habe ich freilich schon oft gesehen", erwiederte ich dann, „aber wohl selten einen Geistlichen, der so trefflich im Sattel sitzt. Er schien sich dort wohler zu fühlen, als ..."

„Als auf der Kanzel, wollen Sie sagen?" ergänzte Miß Georgiana, da ich die Unvorsichtigkeit meiner Bemerkung fühlend, stockte. „Nun, es wäre kein Wunder. Bis vor wenigen Monaten war Mr. Ashbourne bei der Horse-Guards der Leibwache der Königin."

„Wie? Officier! Und jetzt Geistlicher? Wie ist das möglich?" rief ich erstaunt.

„O, die Sache ist sehr einfach", entgegnete Georgiana. Mr. Ashbourne ist der dritte Sohn des Squire Ashbourne auf Ashbourne-Hall. Der älteste Sohn ist natürlich der Erbe; der zweite bekommt stets die Pfarre hier in Lynnfield, welche die Ashbournes zu vergeben haben; für den dritten wird eine Stelle in der Armee, für den vierten eine in der Marine gekauft. Vor zwei Jahren aber starb der zweite Sohn, und so rückte der dritte in seine Stelle. Mr. Ashbourne ging nach Oxford, wurde ordinirt und hat seit einigen Monaten die Pfarre übernommen."

„Und der vierte Sohn ist aus der Marine in die Armee übergegangen?" fragte ich spöttisch.

„Nicht doch", antwortete die junge Dame, ohne meine Ironie zu bemerken; „das war nicht nöthig, da beide Placements gleich kostspielig sind; aber die einträgliche Pfarrstelle konnte doch nicht unbesetzt bleiben!"

„Natürlich nicht!" bestätigte ich. „Und ist der jetzige Inhaber derselben mit dem Wechsel zufrieden?"

„Welche Frage! Der geistliche Stand ist doch der erste; und dann", fügte sie feierlich hinzu, „war es auch ein Segen für ihn. Die Herren Horse-Guards sind im Allgemeinen nicht sehr fromm; es war sehr gut, daß er von dieser Gesellschaft erlöst wurde."

Das war Miß Georgiana's Ansicht von der Sache; ob es die seine auch war? Diese Frage behielt ich für mich; doch konnte ich nicht umhin, mich noch zu erkundigen, ob die Gemeinde auch damit einverstanden sei, einen ehemaligen Officier zum Geistlichen zu haben?

Sie zuckte wieder die Achseln mit jenem Ausdruck von Erstaunen und Geringschätzung, den sie Allem entgegensetzte, was nicht specifisch englisch war. „Sie kennen unsere Einrichtungen augenscheinlich noch sehr wenig", sagte sie dann. „Ich erklärte Ihnen doch schon, daß stets der zweitälteste Sohn der Ashbournes Geistlicher in Lynnfield ist. Alle Welt weiß das, und alle Welt ist damit einverstanden. Auch", fügte sie, in ihren frommen Ton fallend, hinzu, „glauben wir englische Christen nicht, daß solche Ereignisse Werke des Zufalls sind. Eine höhere Macht hat den zweiten Sohn von hier abberufen und den folgenden an seine Stelle gesetzt. Zu bezweifeln, daß das Alles so sein mußte und daß es so am besten ist, wäre Unglaube."

Da hatte ich meine Zurechtweisung! Und was sollte ich antworten. Die einfache Bemerkung, daß wir doch nicht alles Unvernünftige, was hier auf Erden geschieht, jener höhern Macht zuschreiben dürften, prallte an der Beschränktheit dieser jungen Dame ab. Ich war überzeugt, die würde ihre Ansichten nie ändern. Wie sie nie jung gewesen war, so würde auch nie eine Zeit der Reife bei ihr eintreten. Ich schwieg also; jedenfalls aber hatten diese Mittheilungen mein Interesse für den Gegenstand derselben erhöht und

ich war begierig, ihn, nachdem ich ihn in seiner neuen geistlichen Würde gesehen, nun auch, wenn auch nicht mehr als Officier, doch als Weltmann kennen zu lernen.

Equipage auf Equipage rollte am Portale von Airy-Hill vor, während ich auf meinem Zimmer anfing Toilette zu machen. Es war sieben Uhr, vor neun würde das Diner nicht beendigt sein; ich hatte also Zeit vollauf. So beeilte ich mich denn auch nicht, sondern blickte bei jedem anlangenden Wagen durch die halbgeschlossenen Vorhänge hinab, um die Gäste mir im voraus ein wenig anzusehen. Aber ich konnte nichts erspähen als glänzende Seide, wogende Spitzen von weißen Burnussen halb verhüllt; daneben die unveränderlichen, langweiligen schwarzen Frackröcke, die hier nur dazu da zu sein schienen, den reichgeschmückten Schönen aus dem Wagen zu helfen und an ihrem Arm sie in's Haus zu führen.

Wieder eine Equipage! Aber keine dieser geräumigen Familienkutschen für Mama, Papa und drei Töchter, wobei Papa sich mit einem Minimum begnügen muß; nein, ein leichter Phaëton, von einem spiegelglatten Braunen gezogen, der tänzelnd über den Kies hinflog.

Der Herr im Wagen warf nachlässig dem harrenden Diener den Zügel zu, dann streichelte er den Hals des schönen Thieres und verschwand im Hause.

Ja, die Civilkleidung paßte entschieden besser für ihn als das priesterliche Ornat. Und wie gewandt er vom Wagen herabgesprungen war, wie er sich unwillkürlich bückte, als er durch die doch hohe Pforte trat! Er mochte es gewohnt sein, besonders jetzt im Dorfe nicht immer Raum genug für seine hochgewachsene Gestalt zu finden ... Es war sehr begreiflich, daß Miß Georgiana ihn bewunderte; aber ob das Gefühl wohl gegenseitig war?... Bewundern, Georgiana bewundern?... Nun, der Geschmack ist verschieden. Möglich, daß er diese Wespentaille, dieses blasse, schmale Gesicht mit dem hellblonden, freilich reichen Haar hübsch fand; möglich auch, daß ihm das — in streng orthodoxen Ansichten auferzogene und dabei reiche Mädchen passend zur Frau eines Geistlichen erschien. Alles das wollte ich glauben, aber lieben, nein, nein, lieben konnte er dies Wesen nimmermehr!

Es kam plötzlich eine Eile über mich, hinabzugehen. Das Diner war noch lange nicht beendet; noch stieg das Stimmengemurmel aus dem unter meinem Zimmer gelegenen Speisesaal zu mir herauf, dennoch beeilte ich meine Toilette. Sie war einfach genug gegen die Pracht, welche ich eben gesehen, aber sie war doch hübsch. Das blaßlilla seidene Kleid mit der langen Schleppe (Emma hatte es nicht kürzen wollen, obwohl sie weit größer war als ich) sah sehr fein aus; die Blondengarnitur um den Ausschnitt und das goldene Kreuzchen an schwarzem Sammetbande kleideten gut, und die weißen Rosen, die ich mir von Ethel hatte geben lassen, schimmerten recht anmuthig aus dem dunklen Haar hervor.

Ja, ich war zufrieden mit mir; und doch traten mir die Thränen in die Augen, als ich mich im Spiegel betrachtete. Das Kleid — ich sah meine Schwester noch darin, als sie kurz vor ihrer Verheirathung mit ihrem Bräutigam zu einem Feste ging. Wie schön, wie strahlend sie aussah! Damals verschwand ich, die kleine Gestalt in dem ärmlichen Mousselinkleidchen, ganz neben ihr; und nicht damals allein. Von Kindheit auf war sie „die Schöne" gewesen; und ohne jemals eine Regung des Neides gegen sie zu empfinden (denn ich war fast nicht weniger stolz auf sie als die Mutter),

hielt ich es doch für ausgemacht, daß sie schön und ich häßlich sei. Später freilich, als ich zum ersten Mal unter fremde Menschen kam, und mich selbst mit objectiverm Blick betrachtete, erkannte ich wohl, daß es mit dieser Häßlichkeit nicht so schlimm sei; aber ein gewisses Vorurtheil gegen mich selbst blieb mir doch, das mich hinderte, mich jugendlich zu kleiden oder wohl gar, wie meine Altersgenossinnen, zu schmücken. — Ein Kleid, das die Schultern frei ließ, hatte ich seit dem Tage meiner Confirmation, glaube ich, nicht getragen, und ich war erstaunt, wie vortheilhaft diese Tracht mein Aussehen veränderte.

Acht Uhr! Ob ich noch hier oben blieb? Ob es angenehmer war, schon im Salon zu sein, wenn die Damen erschienen (die Herren bleiben in England bekanntlich noch eine Weile allein bei ihrem Wein und ihrer Politik) oder abzuwarten, bis sie dort versammelt waren, und mich dann unbemerkt hineinzuschleichen? . . . Ich war geneigt, mich für das letztere zu entscheiden, als mir einfiel, daß ich die Begleitung eines Liedes, das ich zu singen beabsichtigte, noch einmal hatte durchspielen wollen. Den Tag über war ich nicht dazu gekommen; warum es nicht jetzt thun, zumal wenn ich im Musikzimmer, das neben dem Salon lag, hören konnte, wenn die Damen kamen. Gewiß, da fand ich ein passendes Lauschplätzchen!

Leise ging ich die Treppe hinab und nach dem Salon; fand mich aber in der Erwartung eines Lauschplätzchens getäuscht. Die hohen Flügelthüren des Musikzimmers waren in die Wand hineingeschoben, die schwere Portière so weit als möglich zurückgenommen, so daß das sonst abgeschlossene Gemach mit dem Salon einen großen Raum bildete. Auch der Flügel war vorgerückt worden, so daß sein Ton voll und frei erschallen konnte. Mrs. Goring liebte zwar die Musik nicht, sie unterließ es aber nicht, in allen ihren Anordnungen künstlerischen Sinn zu zeigen.

Etwas schüchtern — denn der Saal war bereits taghell erleuchtet, und mein einsames Bild schaute mich unheimlich aus den hohen Spiegeln an — ging ich über den schwellenden Teppich nach dem Flügel und begann leise zu spielen. Ich wußte das Lied auswendig, wie alle Lieder, die ich vorzutragen gewöhnt war. Es stört mich, das Blatt vor mir zu sehen, es umschlagen zu müssen, oder von Anderen umschlagen zu lassen, auch habe ich stets gefunden, daß ein Vortrag mehr Eindruck macht, wenn man das Medium, das zwischen uns und der Musik steht, beseitigt. So wiederholte ich mir aus dem Gedächtniß die Begleitung des fraglichen Liedes, die Melodie leise dazu summend.

Plötzlich stockte ich. Ich hatte Niemand gehört oder gesehen, aber ich fühlte, daß Jemand in meiner Nähe, hinter meinem Stuhle stand. Ich weiß nicht, warum mich das so erbeben machte; ich wußte doch, daß Jedermann hier Zutritt hatte; aber ich fühlte, daß ich todtenbleich wurde, indem ich mich umwandte.

„Ich wollte nicht stören", sagte die leise Stimme Mr. Fords, denn er war es, „und noch weniger erschrecken", fügte er hinzu, als er bemerkte, wie ich zitterte.

„Ich wußte nicht, daß Jemand im Zimmer sei", sagte ich, meinen Stuhl, auf dessen Lehne er die Hand gelegt hatte, heftig zurückziehend, „und dachte auch, daß die Herren erst weit später hierher kämen."

„Die Herren, ja", antwortete er mit ironischer Betonung des Wortes,

„und die Damen sind auch noch beim Diner; aber wir, Sie und ich, sind ja nach dem Diner eingeladen und haben vorerst das Reich hier allein."

Wir! Dies Wort empörte mich. Ich wollte mit diesem Menschen nichts gemein haben. Das Blut stieg mir zornig in die Wangen und ich sagte, mich erhebend: „Nun, so will ich es Ihnen vorerst ganz allein lassen."

Er trat einen Schritt zurück. „Verzeihen Sie", sagte er fast tonlos; „ich vergaß, daß Sie, die Tochter eines Kaufmanns, noch unendlich erhaben sind über den vermeintlichen Butler, den Sohn eines Fabrikarbeiters."

Dies Wort hielt mich zurück, ich setzte mich wieder „Sie irren sich", sagte ich ruhig, „wenn Sie das glauben; ich stelle Sie aus diesem Grunde so wenig tiefer, als ich mich unter Mrs Goring und ihre Gäste stelle."

„Dennoch waren Sie durch das „Wir" beleidigt, leugnen Sie es nicht! Nun gut, ich werde das Wort nicht wieder gebrauchen. Ich sollte wissen, daß die Menschen es nicht lieben, die Wahrheit zu hören."

Ich zuckte, ohne zu antworten, die Achseln.

„Freilich", fuhr er fort, „der Unterschied zwischen uns . . . ah, verzeihen Sie! . . . Der Unterschied zwischen Ihnen und mir ist, daß ich gezwungen meine Sclavenketten trage, während Sie sie freiwillig angelegt haben. Seit dem ersten Tage Ihrer Ankunft frage ich mich, was Sie dazu veranlaßt haben kann? Das einfachste Heim, die bescheidenste Existenz ist doch tausendmal besser, als dieses tägliche, stündliche Sichbeugen unter einen fremden Willen, dies tägliche, stündliche Erinnertwerden an eine Inferiorität, die nur auf Aeußerlichkeiten beruht, während wir — ah, verzeihen Sie nochmals — geistig doch weit höher stehen, als diese kalten, hochmüthigen, hohlen . . ."

„Bitte!" unterbrach ich ihn, mich wieder erhebend, „wählen Sie eine andere Sprache, wenn ich hier bleiben soll! Ich kann es nicht dulden, so reden zu hören von Menschen, unter deren Dach ich weile. Auch weiß ich nichts von steter Unterordnung, von Sclavenketten. Sie haben gestern noch gesehen, daß ich mich einer Forderung nicht fügte, die mir unberechtigt schien, und Bande, die ich freiwillig angelegt, kann ich nicht Sclavenketten nennen. Freilich, auch mir ist das kleine, liebe Heim, das ich besitze, tausendmal theurer als alle Herrlichkeit, die mich hier umgiebt, aber gerade um es mir zu erhalten und meiner Mutter, meiner Schwester eine Stütze zu sein, bin ich hier und bin gern hier, weil ich meinen Zweck erreiche."

„Ich verstehe", sagte er dumpf. „O ja, für seine Angehörigen zu arbeiten, muß immer leicht sein! Mutter, Schwester . . . ich habe die Namen nie gekannt!"

Es lag ein so tiefer, bitterer Schmerz in den Worten und in dem Ton, mit dem sie gesprochen wurden, daß ich mich von lebhaftem Mitleid durchdrungen fühlte, und mit mehr Herzlichkeit, als ich es für möglich gehalten, diesem Manne je zeigen zu können, sagte: „dann sind Sie freilich sehr zu bedauern!"

Im nächsten Moment aber bereute ich, mich zu dieser Aeußerung haben hinreißen zu lassen, denn mit einer Wärme, die ich dieser verbitterten Natur gar nicht zugetraut, ergriff Mr. Ford meine Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen für dies Wort! Sie wissen nicht, wie gut Theilnahme thut, wenn man wie ich einsam im Leben steht!"

„Sie sagten, Sie haben Ihre Mutter nie gekannt", fragte ich rasch, das Gespräch wenigstens wieder auf positive Gegenstände hinzulenken.

„Nein, sie starb bei meiner Geburt, nachdem wenige Monate zuvor

mein Vater bei einer Explosion in der Fabrik Mr. Goring's das Leben verloren hatte."

„Wie schrecklich! Und da nahm sich Mr. Goring Ihrer an?"

„Ja, er übergab mich erst der Frau eines Fabrikarbeiters und später einem Waisenhause. Als dann sein Sohn Charles geboren war, kam ihm die Idee, mich zum Lehrer desselben ausbilden zu lassen; ich wurde in eine gute Schule gebracht, durfte lernen, was ich wollte, ja, ich erhielt Privatunterricht und durfte mit den Knaben der besten Stände verkehren. Aber der richtige Plebejer wird nie, wenigstens äußerlich nicht, zum Gentleman, Sie haben ja selbst gesehen . . ."

Zum zweiten Mal wollte er mir den Butler vorwerfen! Ich sah das Wort kommen und unterbrach ihn daher mit der Bemerkung, daß er doch alle Ursache habe, Mr. Goring dankbar zu sein.

„Dankbar? o ja", erwiederte er, „dankbar wie der Sclave, der gut gehalten wird, damit er desto besser für seinen Herrn arbeiten kann."

Die Antwort empörte mich. „Freilich", sagte ich kalt, „Dankbarkeit ist eine Tugend, die man nur bei den edelsten Naturen trifft."

„Zu denen ich also nicht gehöre?" fiel er mit Bitterkeit ein. „Sie mögen Recht haben. Aber edle Naturen entwickeln sich nur in einer edlen, reinen Atmosphäre und die hat mir stets gefehlt. Aber indeß scheint mir auch, dankbar, wirklich dankbar ist man nicht für eine Gabe, die Eigennutz oder selbst Mitleid uns reicht — denn auch das Mitleid ist demüthigend — sondern nur für Das, was wirkliche Theilnahme oder Liebe uns gewährt. Das macht uns dankbar, ja, und macht uns edel!"

Wunderbarer Mensch! Unschön und abstoßend wie immer stand er da vor mir, der unharmonische Bau seiner Gestalt noch hervorgehoben durch den untadelhaften schwarzen Gesellschaftsanzug, die kleinen grauen Augen durch die Brille auf mich geheftet, mit einem Ausdruck, der mich die meinen wegwenden ließ. Ich fühlte mich im höchsten Grade unbehaglich, dennoch aber war es ihm gelungen, mir eine Art von Interesse, ja Theilnahme einzuflößen, die mich hier festhielt, und mich veranlaßte, das Gespräch fortzusetzen.

„Aber Sie sind doch nicht immer hier gebunden", sagte ich; „wenn Charles Erziehung vollendet ist, werden Sie Ihr eigener Herr sein."

„Ja, das hoffe ich!" erwiederte er lebhaft. „In vier bis fünf Jahren — vielleicht auch noch früher — bin ich frei, dann bedenke ich eine Schule oder ein Pensionat zu errichten. An Bekanntschaften fehlt es mir nicht, durch die ich Schüler erhalten werde, man vertraut mir, würde, wenn ich noch andere tüchtige Kräfte hinzuziehe, gern ein hohes Honorar zahlen, ja, ich werde dann unabhängig sein, werde ein Heim haben . . ."

Er hatte sich tiefer und tiefer über den Sessel, auf dem ich saß, herabgebeugt, er flüsterte mir die Worte zu mit einem Eifer, einer Leidenschaftlichkeit, die seltsam mit dem Sinn derselben contrastirte. Ich fühlte mich beängstigt, verwirrt, und als bei den letzten Worten sein Athem heiß meine Wange streifte, sprang ich von meinem Sitz empor und trat an das Instrument. Es war die höchste Zeit gewesen, denn in demselben Augenblick öffnete sich die Thür des Salons, und plaudernd, fächelnd, rauschend strömten die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft in den hell erleuchteten Saal.

VII.

„Ah, Miß Elten, wie hübsch Sie sich gekleidet haben!“ Mit diesen Worten trippelte Milly auf mich zu und prüfte mit Kennermiene den Schooß meines Kleides. Viel Zeit indeß hatte sie nicht für mich übrig, sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und bewunderte sich und ihr rosa seidenes Kleid in allen Spiegeln des Saales. Ethel hingegen schien sich wenig behaglich zu fühlen, sie war zu groß, um sich liebkosen zu lassen, und doch noch zu jung, um zur Gesellschaft zu gehören, deshalb flüchtete sie zu mir, und ich war froh, durch sie aus meiner einsamen, exponirten Stellung erlöst zu werden.

Auch Mr. Ford, das einzige männliche Individuum in diesem Kreise, fühlte sich augenscheinlich unbehaglich, er schritt auf Charles zu, dieser aber drehte stumpf vor ihm um und kam zu mir.

„Wie ungeschickt von Mr. Ford, jetzt schon hier zu sein!“ sagte er, „Mama wußte kaum, ob ich schon herein kommen sollte, und hat mich nur mitgenommen, weil sie fürchtete, ich würde drinnen zu viel Wein trinken, aber er allein unter all' den Damen! Sagen Sie ihm doch, daß er hinausgeht!“

Ich fühlte mich natürlich nicht dazu veranlaßt, aber es war auch nicht nöthig, denn als Charles sich wieder nach ihm umsah, war er verschwunden und erschien erst wieder, als die Herren eingetreten waren.

Indessen hatten die Damen auf den Divans und Sesseln Platz genommen und unterhielten sich ungefähr in derselben Weise, wie unsere deutschen Damen es thun, wenn sie unter sich sind, nämlich von ihren Dienstboten, Kindern, Toilettenangelegenheiten. Nur traten an die Stelle der Kochrecepte die Arzeneirecepte, in welchen diese Damen außerordentlich bewandert zu sein schienen. Der ganzen Unterhaltung aber hörte man es an, daß sie nur als Lückenbüßer diente; bei jedem Geräusch an der Thür richteten sich die Augen der Gesellschaft dort hin, in der Erwartung, die Herren eintreten zu sehen und manche der jugendlichen Schönen nahm mehrmals eine reizende, schmachtende Stellung ein, um dann, beim Erscheinen eines Dieners, welcher Kaffee und Thee herumreichte, sehr enttäuscht ein neues Gespräch mit ihrer Nachbarin zu beginnen.

Um mich bekümmerte sich natürlich Niemand. Einige Damen hatte ich flüchtig bereits hier gesehen, da Mrs. Goring aber mich nie einem ihrer Gäste vorstellte, und man ohne diese Ceremonie in England nicht mit einander spricht, so blieb ich isolirt auf meinem Platz im Musikzimmer, froh, daß Ethel mir Gesellschaft leistete. Unbeachtet freilich aber war ich nicht. Mehr als ein Lorgnon sah ich flüchtig auf mich gerichtet und die Worte „neue Gouvernante“ schlugen mehr als einmal an mein Ohr. Georgiana unterhielt sich lange flüsternd mit ihrer Nachbarin und aus ihrer wegwerfenden Miene sowie einem gelegentlichen Blicke schloß ich, daß ich den Gegenstand ihres Gesprächs zu bilden die Ehre hatte, eine Ehre, für die ich ihr indeß wenig Dank wußte.

„Muß ich mich denn einer solchen moralischen Tortur aussetzen?“ fragte ich mich. Warum ging ich nicht fort? Furcht vor Mrs. Goring's Mißfallen hielt mich nicht zurück, ich hätte Kopfweh, ein Unwohlsein vorschützen können. Aber nein, ich wollte bleiben. Ich wollte diese Menschen sehen, beobachten, wollte gegenwärtig sein, wenn die Herren hereinkamen, wollte hören, was man vortragen würde, ja, und wollte auch mich selbst hören lassen. Ich sang gern, weil ich gut sang und eben deshalb machte es mir

auch Freude, vor Anderen zu singen. Ist das Eitelkeit oder Anmaßung? Ich halte es nicht dafür. Es ist mir immer lächerlich erschienen, daß man ein Talent, welches die Natur uns verliehen hat, ableugnen soll. Es handelt sich da ja nicht um ein eigenes Verdienst, sondern um eine Gabe, die man alle Ursache hat dankbar anzuerkennen. Mir war eine schöne Stimme zutheil geworden, ich wußte es und freute mich dessen. Aber freilich, ich freute mich auch der Macht, die mir dadurch verliehen war. Ich hatte es mehr als einmal erprobt, daß ich die lebhafteste Gesellschaft zu andächtigem Schweigen und vom Schweigen wieder zu den lebhaftesten Beifallsbezeugungen bringen konnte; es wäre doch ein Triumph, wenn ich hier diesen hochmüthigen Menschen, die es unter ihrer Würde hielten, mit einer Gouvernante zu reden, auch zeigen könnte, daß ich ein Mittel besäße, sie Alle zu beherrschen. Ja, ich wollte singen und so schön wie möglich singen!

Der Eintritt der Herren unterbrach mich in diesen Betrachtungen. Ich sah sie nicht kommen, denn die Thür des Salons war mir von meinem Platze aus verborgen, aber ich merkte es an der Bewegung, die plötzlich unter den Damen entstand. Eine Gruppe derselben, die eben nicht weit von mir einander Geschichten von der Klugheit ihrer Lieblingshunde erzählt hatten, schwieg plötzlich, und ich habe nie erfahren, auf welch' schlaue Weise Snap, dem seine Herrin eine Pille hatte beibringen wollen, sich dieser Procedur entzogen. Zwei junge Damen dagegen, die ihr Gähnen seit zehn Minuten hinter ihren Fächern verborgen, fingen plötzlich lebhaft mit einander zu plaudern an und eine andere in Moirée antique gekleidete Dame — eine Lady Sykes — schlug mit dem Fächer auf die vacanten Sessel an ihrer Seite und entbot mit lauter Stimme Mr. so und so sich zu ihr zu setzen und ihr zu beichten, wo er mit seiner jungen Frau die ganze Saison hindurch gesteckt habe, daß sie ihr bei keiner Gelegenheit begegnet sei?

Später erst stellten sich die älteren Herren ein, einzelne mit weingerötheten Gesichtern und funkelnden Augen. Mr. Goring, als letzter, pflanzte sich seiner Gewohnheit gemäß vor dem Kamin auf, obwohl kein Feuer darin brannte; die bunten Papierblumen, welche die Höhlung füllten, sahen neugierig zwischen seinen gespreizten Beinen hervor.

Unter den zuerst eingetretenen Herren war Mr. Ashbourne. Auch seine Gesichtsfarbe schien erhöht, auch seine Augen zeigten einen lebhaftern Glanz. Er ging erst zu einigen der älteren Damen, dann setzte er sich zu Georgiana, die, während sie sich vorher in einer Gruppe junger Damen befunden, jetzt allein auf einem Divan saß.

Sie sah wirklich hübsch aus, als er zu ihr trat. Die Wolken von Tüll und Spitzen, welche sich über dem blauseidenen Unterkleide bauschten, ließen ihre Gestalt weit voller erscheinen als sie war, und die wachsbleiche Gesichtsfarbe war in diesem Augenblick von einer zarten Röthe überhaucht. Die kleine schlanke Hand spielte nervös mit dem schimmernden Fächer, während sie von Zeit zu Zeit zu ihm emporsah mit einem Ausdruck, dessen ich dieses sonst so kalte Antlitz gar nicht für fähig gehalten hätte.

Ethel und Charles hatten indessen auf Befehl ihrer Mama eine Ouvertüre vorgetragen, die sie, seit Jahren glaube ich, einstudirt. Andere Damen folgten dem guten Beispiel mit einer Bereitwilligkeit, die in der That sehr anerkennenswerth gewesen wäre, wenn nur ihre Leistungen nicht so sehr viel zu wünschen übrig gelassen hätten. Wer irgend ein Stückchen zu spielen,

ein Liedchen zu singen wußte, hatte seine Noten mitgebracht und spielte und sang sie herunter, so lange irgend Jemand Verlangen danach trug.

Ich leugne es nicht, ich empfand eine Art Genugthuung über diese stümperhaften Vorträge und wunderte mich auch nun nicht mehr, daß Mrs. Goring keine Freundin von Musik war. Wer mochte diese Musik lieben? Die ausübenden Künstlerinnen allein saßen zuhörend in der Nähe des Flügels; ob, um besser bewundern, oder um besser kritisiren zu können, mochte ich nicht entscheiden. Die übrige Gesellschaft plauderte leiser oder lauter, je nach dem piano oder forte der Musik; so oft diese verstummte, wandten sich einige Köpfe verwundert nach dem Flügel hin, Mrs. Goring dankte der sich erhebenden Virtuosin für ihre Freundlichkeit, sie sagte nicht für den Genuß, und die nachfolgende setzte die Freundlichkeit fort.

Jetzt war die Reihe an Georgiana. Mr. Ashbourne führte sie an den Flügel und fragte, ob er ihr die Blätter umwenden dürfe? Sie lehnte es ab, indem sie lächelnd sagte, sie könne nicht spielen, wenn Jemand ihr zusehe. Als er sich dann mit einer leichten Verbeugung entfernte, streifte sein Blick mich, die ich in der Nähe, halb von der Portière verdeckt, saß; es war mir, als läse ich ein Erkennen darin; er hatte mich ja öfter in der Kirche gesehen. Er machte sogar eine Bewegung wie zum Gruße, aber er unterdrückte sie, ich war ja nur die Gouvernante, die und der Niemand vorgestellt wurde!

„Bitte, wollen Sie mir die Noten umwenden?“ wandte sich Georgiana leise an mich.

„Ich denke, Sie können nicht spielen, wenn Ihnen Jemand zusieht!“ entgegnete ich lächelnd.

Ein zorniger Ausdruck fuhr über ihr Gesicht. „Nun ja, Jemand, darunter verstehe ich natürlich die Lehrerin nicht. Bitte, kommen Sie!“

Mir stieg das Blut in die Wangen, ich preßte die Lippen fest aufeinander, um nicht zu antworten und erhob mich. Als ich aus der Portière hervortrat, bemerkte ich Mr. Ashbourne, der nur wenige Schritte hinter Georgiana's Stuhl getreten war. Ein kurzer Blick der Theilnahme streifte mein Antlitz, dann ging er rasch in den Saal hinein.

Meine Schülerin machte mir wenig Ehre. Die Befangenheit benahm ihrem Spiel das einzige Gute, das es sonst besaß: die präcise Wiedergabe der Noten. Sie machte Fehler über Fehler und ich athmete auf, als das Stück zu Ende war.

Sie erhob sich mit einem zornigen Blick auf mich. „Ich hätte doch besser gethan, Sie nicht zu bemühen, Ihre Nähe hat mich in der That gestört“, zischte sie zwischen den halb geschlossenen Lippen hervor. Dann glätteten sich die Züge wieder zu ihrer gewöhnlichen Gleichgiltigkeit und sie wandte sich um, die Complimente ihrer Freundinnen zu empfangen.

Auch ich wandte mich nach dem Salon. Ich wollte sehen, ob „er“ ihr auch eine Schmeichelei — die hier eine Lüge gewesen wäre — sagen würde. Aber nein. Er saß neben zwei Damen, welche ein Album besahen, sicherlich komische Bilder, denn sie lachten, indem sie sich dieselben gegenseitig zeigten. Auch Georgiana sah nach der Gruppe hin, und ging dann rasch, die Arme einer jungen Dame ergreifend nach der andern Seite des Saales.

„Spielen Sie nicht, Mademoiselle?“

Es war Lady Sykes, die Dame im gelben Moirée antique, welche diese Frage an mich richtete, indem sie sich in einen Sessel neben mir sinken ließ. Ich erwiederte, ohne die Frage zu beantworten, daß ich keine Französin sei.

Diese Anrede „Mademoiselle“ gehört zu den kleinen Demüthigungen, denen Gouvernanten ausgesetzt sind, Mademoiselle, das heißt namenlos — die französische Bonne — oder, wenn sie keine Französin ist, die Person, welche ihre Stelle einnimmt. Aber die Dame dachte an nichts Derartiges. „Ich weiß“, sagte sie lebhaft, „Mrs. Goring hat mir gesagt, daß Sie eine Deutsche seien, und deshalb vermuthete ich auch, daß Sie musikalisch sind, denn alle Deutschen spielen und singen. Ich hatte früher eine Governess, Miß Müller, die spielte entzückend quite first cate. Sie kennen sie vielleicht.

Ich war im Begriff zu antworten, als Mrs. Goring auf mich zukam und mich bat, auch etwas vorzutragen. Sie war wie immer in Schwarz gekleidet, aber statt des weißen Cachemirs trug sie ein schweres Seidenkleid, dessen Besatz, aus einer Art großer Perlen bestehend, bei jeder Bewegung leise raschelte. Ich dachte, wie angenehm es wäre, wenn sie diese Perlen, die ihr Nahen verkündeten, immer trüge, ihr unhörbarer Gang und unvermuthetes Erscheinen waren mir oft unheimlich gewesen.

Ich setzte mich an den Flügel, mein Herz klopfte laut. Aber das durfte nicht sein, meine Stimme würde darunter leiden. So bezwang ich gewaltsam meine Aufregung und nach einem möglichst in die Länge gezogenen Vorspiel sang ich den „Wanderer“ von Schubert.

Ich hatte das Lied nicht gesungen, seit ich die Heimat verlassen, und fast bereute ich, es jetzt gewählt zu haben. Die schwermüthigen Klänge, die schmerzliche Klage übermannten mich fast und als ich an die Worte kam:

„Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüthe welkt, das Leben alt,
Und was sie reden, leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall . . .“

da bebte mir die Stimme vor innerer Erregung, hätte ich nicht singen müssen, ich glaube, ich würde geweint haben.

Dann aber folgte in lebhafterm Rhythmus die sehnsuchtsvolle Frage nach der Heimat:

„Wo bist Du, wo bist Du,
Mein geliebtes Land?“

Mir war, als müßt' ich es herbeirufen, als könnte meine Stimme hindringen, bis zu ihm, mit wahrer Wonne ließ ich die Töne schwellen und sich erheben, die Thränen, däuchte es mir, hatten sich in Klänge verwandelt, die der Brust entsteigend sie erleichterten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe in ihrer ethischen Bedeutung.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn der Geselligkeitstrieb einen noch halb egoistischen Zug der menschlichen Natur nach Gemeinschaft mit ihres Gleichen repräsentirt, so bieten sich uns in der Dankbarkeit, dem Mitgefühl, der Pietät und der Treue, Blüthen dar, welche sich auf dem von der Geselligkeit bereiteten Boden erschließen. Alle diese besonderen Erscheinungsformen des Ethischen im Gefühl sind mehr oder minder einseitig. Die Dankbarkeit setzt das empfangene Gute voraus, das sie zurückgiebt; das Mitgefühl setzt die möglichst anschauliche Wahrnehmung des fremden Gefühls voraus, auf welche es mit einer vorübergehenden und bald dem Egoismus wieder Raum gebenden Erregung reagirt; die Pietät setzt die Sittlichkeit in dem Dritten voraus, vor welchem man Pietät gewinnen soll; die Treue setzt natürliche oder gewohnheitsmäßige persönliche Beziehungen oder ausdrückliche Willensdeclarationen voraus, deren Stetigkeit durch das Gefühl verbürgt werden soll. Alle diese Voraussetzungen sind einschränkender Natur, und ist insofern jedes dieser Gefühle beschränkter als der Boden des Geselligkeitstriebes, auf dem es sich entfaltet, und welcher keine andere Voraussetzung macht, als die Existenz gleichartiger Individuen. Um das moralische Gefühl in Bezug auf Andere zu seinem intensivsten Gipfel zu erheben und zugleich auf seinen umfassendsten Ausdruck zu bringen, käme es also darauf an, die Allgemeinheit und relative Voraussetzungslosigkeit des Geselligkeitstriebes festzuhalten, hingegen dessen halb egoistische Natur fallen zu lassen, um ihn zum rein moralischen Gefühl zu erheben. Zugleich würde das so gewonnene Gefühl die höchste Concentration des Gefühls als solchen darstellen müssen; es müßte die Weichheit und die Milde des Mitgefühls mit der Dauerhaftigkeit und Stärke der Treue, die Reinheit und Hoheit der Pietät mit der Wärme und Innigkeit des Mitgefühls und der Treue in sich vereinigen, mit der Dankbarkeit die Erregbarkeit durch das Entgegenbringen des gleichen Gefühls theilen, und alle diese entgegengesetzten Elemente verschmelzen auf der Grundlage des Strebens nach Vereinigung, welche schon im Geselligkeitstriebe in elementarer Form sich zeigt. Ein solches Gefühl dürfte aber auch nicht blos ein Conglomerat der genannten Elemente sein, sondern es müßte ein einheitliches Gefühl, die Krone aller Gefühle sein, dessen Vorhandensein nur rückwärts die Erregbarkeit für alle jene einseitigen Gefühle steigert. Alle diese Forderungen, die sich beinahe zu widersprechen scheinen, sind thatsächlich erfüllt in jenem wunderbaren Gefühle der Liebe, welches schon in der religiösen Ethik sowohl des Buddhismus als des Christenthums (insbesondere des johanneischen) eine so große Rolle spielt.

Wenn wir von dem Geselligkeitstriebe den Drang nach Vereinigung festhalten, dabei aber die egoistische Motivation dieses Strebens (das Suchen nach eigenem Genuß und Vortheil durch die Vereinigung) fallen lassen, so behalten wir uns eine Vereinigungssehnsucht um ihrer selbst willen übrig,

eine Sehnsucht, deren bewußtes Ziel allein draußen liegt, in dem Gegenstande oder den Personen, mit welchen die Vereinigung erstrebt wird. So gefaßt ist die Vereinigungssehnsucht eine Ueberwindung des Egoismus durch Erweiterung des eigenen Selbst über die Sphäre des Ich hinaus. Indem man die ersehnte Vereinigung ideell anticipirt, erweitert man das eigene Selbst in dem Sinne, daß es das Ich der geliebten Person mit umfaßt, so daß nun die Selbstsucht, welche gewöhnlich mit dem Egoismus identificirt wird, die Sucht des Andern, die Selbstliebe die Liebe des Andern in sich einschließt. So wird der Egoismus in der Wurzel seiner punktuellen Concentration getroffen, indem die Selbstsucht, mit der er zuvor Eins war, ihn durch Erweiterung des Selbst über die Grenzen des Ich hinaus verschlingt, wobei die erweiterte Selbstsucht in ihrer relativ größern Sphäre noch ganz dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen alles draußen Stehende bewahren kann, welche sie vorher als Egoismus besaß.

Man denke zur Verdeutlichung des Gesagten an ein vom naivsten, aber rücksichtslosesten und schamlosesten Egoismus beseeltes Weib, das von dem Tage an, wo es Mutter wird, mit der ganzen Naivität des weiblichen Gefühls ihr Selbst auf die Personen ihrer Kinder mit ausdehnt, kein Opfer für das Wohl dieser scheut, aber auch die so erweiterte Mutterselbstsucht ebenso rücksichtslos und schamlos nach außen übt, wie vorher ihren Egoismus, ja sogar noch ungenirter, weil sie in ihren Mutterpflichten eine ethische Rechtfertigung ihres Verhaltens zu besitzen glaubt. Und so wenig auch das unsittliche oder unziemliche Verhalten aus erweiterter Mutterselbstsucht zu loben ist, so ist doch der ungeheure Weltumstürzende Gegensatz einer solchen Stellungnahme zu dem auf das eigene Ich beschränkten Egoismus nicht zu verkennen. Ist auch eine solche einseitige Liebe, die rücksichtslos allem außerhalb dieses Liebesverhältnisses Liegenden sich gegenüberstellt, eine sittlich unvollkommene, so ist sie doch im Princip ein unermeßlicher Fortschritt über den starren Eigennutz und die kahle Eigenliebe hinaus, und zeigt im Princip den Bruch mit der Beschränkung des Willens auf das alleinige Wohl der eigenen Individualität. Man kann sagen, daß in einer solchen Mutter, bei aller Einseitigkeit ihrer Moralität, doch unendlich viel mehr ethische Tiefe verwirklicht sei, als bei den Virtuosen der Klugheitsmoral, bei dem willenlosen Sclaven kirchlicher Moralformeln und bei dem Künstler der ästhetischen Moral zusammengenommen, da jene die Wurzel alles Bösen wenigstens in einem Punkte radical und vom Grund aus zerstört hat, während von diesen die beiden ersten sich durch außerhalb der Sache liegende Rücksichten, der letztere doch nur durch oberflächliche und äußerliche Seiten der Sache selbst bestimmen läßt. Darum wird solche Liebe sittliche Achtung, und in ihren höheren Graden selbst Ehrfurcht und Bewunderung erwecken, selbst da, wo ihre Einseitigkeit zu unsittlichem Verhalten nach anderen Richtungen führt. Es handelt sich wesentlich nur darum, die Liebe über solche einseitige Form zu erheben, welche überhaupt wohl nur da vorkommen dürfte, wo starke ursprüngliche Selbstsucht mit mächtigen instinctiven Gefühlen innerhalb der engsten natürlichen Beziehungen des Lebens und zugleich mit einem auffallenden Mangel anderweitiger regulirender und moderirender Grundlagen der Sittlichkeit zusammentrifft. In allen anderen Fällen wird das liebreiche Gemüth schon durch sich selbst vor solchen Einseitigkeiten bewahrt werden, indem es dem Einen zu Liebe doch keine Liebloſigkeit gegen den Andern begehen mag.

Indem der Liebende die Person des Geliebten in das eigene Selbst mit einschließt, treten ihm das Wohl und die Interessen des Geliebten so nahe, wie ihm bisher nur seine eigenen waren; eine Collision zwischen den beiderseitigen Interessen im gewöhnlichen Sinne ist durch diese Identification schlechthin ausgeschlossen, und kann nur noch so bestehen, wie sie zwischen verschiedenen Interessen desselben Individuums sich gestaltet. Bei der Entscheidung eines solchen Conflicts legt die Liebe die Gefahr einer Ueberschätzung der Interessen des Geliebten nahe, weil sie nichts ängstlicher fürchtet als die Ueberschätzung der eigenen Interessen gegenüber denen des Geliebten, oder auch nur den Schein einer solchen, und weil sie bei der Förderung der Interessen des Geliebten des doppelten Gewinnes sicher ist, einerseits der directen Förderung seines Wohls und zweitens der eigenen Mitfreude an demselben. Nur eine hoch entwickelte Vernunft und ein starker Gerechtigkeitssinn wahrt vor solcher Ueberschätzung der Interessen des Geliebten, indem er jeden Schein überhaupt verachtet, sich vor der Ueberschätzung der eigenen Interessen sicher weiß, und bei der Gegenseitigkeit des Liebesverhältnisses auch die Gegenseitigkeit der Mitfreude in Anschlag bringt, also die Unterschätzung und Zurücksetzung der eigenen Interessen zugleich als ein indirect dem Geliebten zugefügtes Unrecht empfindet.

Es kann nicht ausbleiben, daß die Ausdehnung des Selbst auf die geliebte Person ebensowohl passiv wie activ zur Erscheinung kommt; d. h. daß der Liebende sich nicht darauf beschränkt für das Wohl des Geliebten zu sorgen, sondern auch auf alles demselben von anderen Seiten her begegnende Leid und Freude wie auf ein ihm selbst Widerfahrenes reagirt. Hier zeigt sich, daß das Mitgefühl als eine nothwendige Wirkung aus der Liebe hervorgeht, und es erklärt sich daraus die früher im Abschnitt 6 erwähnte Thatsache, daß die Stärke des Mitgefühls von dem Grade der uns mit der andern Person verbindenden Liebe abhängig ist, und durch dieselbe in's Ungeheure vermehrt werden kann. Aber nicht blos die Stärke, sondern auch die Beschaffenheit oder Art des Mitgefühls wird durch die Liebe verändert. Wenn ich Zeuge der unverdienten Beschimpfung eines Dritten bin, so werde ich dem Verletzten, auch wenn ich ihn nicht kenne, mein Mitleid über die ihn demüthigende und schmerzende Kränkung, die er vielleicht ungeahndet hinnehmen muß, nicht versagen; aber dieses Mitgefühl wird einen ganz andern Charakter haben, als wenn etwa der Verletzte mein intimer Freund oder Bruder ist. Im erstern Falle werde ich durch den objectiven Vorgang peinlich und schmerzlich berührt und werde vielleicht darüber entrüstet sein, daß so etwas überhaupt vorkommen kann; wenn es aber kein Fall ist, der durch seine verbrecherische Brutalität das Einschreiten unbetheiligter Personen geradezu herausfordert, so werde ich es nicht meines Amtes erachten, mich in private Beziehungen einzumengen, die mich nichts angehen. Ist hingegen der Beschimpfte mein Freund, so gewinnt dadurch, daß ich mein Selbst auf die Person des Freundes ausdehne, die Sache eine subjective Bedeutung für mich, ich fühle die Beschimpfung meines Freundes als eine Verletzung meiner selbst und reagire unmittelbar auf dieselbe.

Auch das bloße Mitgefühl ohne Liebe bringt, wie oben bemerkt, die Illusion hervor, als ob ich den Schmerz des Dritten selber mitfühlte, aber diese Erweiterung der Sphäre des Selbst auf die leidende Person ist nur eine momentane, durch den Affect des Mitgefühls erzeugte, auf ihn allein sich beziehende und mit ihm verschwindende, und wo dieser Affect

nicht eine jedes andere Bewußtsein geradezu verschlingende Gewalt erreicht (was doch nur ganz ausnahmsweise der Fall sein dürfte), da bleibt sehr wohl im Hintergrunde das mehr oder minder deutliche Bewußtsein wach, daß diese Identification seiner selbst mit dem Dritten eine vorübergehende, nur auf dieses eine Gefühl sich beziehende und die Gesammtheit der übrigen Interessen beider Personen nicht berührende ist. Wo aber das Mitgefühl auf dem Boden der Liebe erwächst, da liegt ihm im Gegentheil das mehr oder minder deutliche Bewußtsein zu Grunde, daß der vorliegende Specialfall der Identification nur eine besondere Erscheinungsform der allgemeinen Identification der Liebenden und der Gesammtheit ihrer Interessen ist, und daß diese Identification als dauernde Willensrichtung bestehen bleibt, wenn auch der momentane Anlaß zu ihrer Gefühlsäußerung vorübergegangen ist. Beim bloßen Mitgefühl ist das Gesammtinteresse in Opposition zum augenblicklichen Affect, und ist seines nahen Sieges über die momentane Umkehrung des normalen Verhältnisses sicher; bei der Liebe ist das Gesammtinteresse in Uebereinstimmung mit dem Affect und findet in ihm blos den willkommenen Anlaß seiner Befriedigung. Durch diese Verschiedenheit des bewußten oder unbewußten Hintergrundes und ihre Rückwirkung auf den Affect des Mitgefühls erklärt sich zur Genüge die quantitative und qualitative Verschiedenheit des letztern bei fehlender oder vorhandener Liebe.

Schopenhauer's Identification von Mitleid und Liebe, welche in den vorhergehenden Artikeln als unzulässige Confusion verwandter, aber doch specifisch verschiedener Gefühle bekämpft wurde, dürfte durch das Vorhergehende ihre tiefere psychologische Widerlegung erfahren haben, doch sei es gestattet zur Verdeutlichung des Gegenstandes noch einige erläuternde Betrachtungen anzufügen.

Im Mitgefühl flackert das All-Einheitsgefühl der Wesen nur auf, um rasch genug wieder im trüben Qualm des Egoismus zu ersticken; in der Liebe aber bricht es zur ruhigen, stetigen Flamme durch, die mit ihrer Gluth das Leben erwärmt. Das Mitgefühl ist eine passive receptive Affection durch wahrgenommene passive Gefühlszustände in Anderen; die Liebe ist eine active spontane Sehnsucht zur practischen Verwirklichung des Identitätsgefühls. Das Mitgefühl ist eine vorübergehende flüchtige Gefühlsreaction, die Liebe ist eine dauernde Gesinnung, eine beständige decidirte Willensrichtung; ersteres ein wankelmüthiger, unzuverlässiger Affect, letztere ein Ethos, von dem man eher als von irgend einem andern Stetigkeit, mindestens eine gewisse Dauer, erwarten darf, und das sich unter Umständen zum überwältigenden Pathos steigert. Ersteres raubt, wie jeder Affect, die Besonnenheit und verleitet zu unbesonnenem Handeln, letzteres macht wie jedes echte Ethos und Pathos, selbst Denjenigen besonnen im Handeln, der es von Natur nicht ist, indem sie den Intellect zu intenoster Bethätigung im Dienste des fest sein Ziel verfolgenden Willens spornt. as Mitgefühl ist in erster Reihe passives Gefühl und kann erst in zweiter eihe den Willen erregen, um auf Aenderung der gefühlsbestimmenden ißern Ursache hinzuwirken; die Liebe dagegen ist in erster Reihe Idenisicationssehnsucht, in zweiter Reihe die hieraus vom Willen gezogene onsequenz, für das Wohl des Geliebten als für das eigene besorgt und emüht zu sein, und erst in dritter Reihe entspringt aus dieser Willensichtung die Affection des Gefühls durch die das Wohl des Geliebten

betreffenden Ereignisse. Das Mitgefühl kann für ein liebreiches Gemüth der äußere Anlaß werden, seine Liebebedürftigkeit nach einer bestimmten Richtung zur actuellen Liebe zu entfalten, aber das Mitgefühl für sich allein kann noch nicht einmal zur sogenannten Affenliebe führen, welche wesentlich in einem unbesonnenen Nachgeben an jeden Affect des Mitgefühls besteht, doch aber schon eine tiefere Grundlage dauernder Gesinnung und auf ein bestimmtes Individuum gerichteter Vorliebe erkennen läßt, die aus dem Affect des Mitgefühls allein nicht zu erklären sind. Das Mitgefühl kann die Liebe nicht schaffen, sondern nur wecken, oder der allgemeinen Liebe eine individuelle Richtung geben; die Liebe aber schafft das Mitgefühl selbst da, wo es sonst zu fehlen scheint. Das Mitgefühl, weil es so leicht zu unbesonnenem Handeln fortreißt, muß man beherrschen; hierzu ist aber kaum etwas anderes nöthig als Liebe, d. h. Identificirung der Gesammtinteressen des Geliebten mit den eigenen, da solche dauernde Willensrichtung am besten von Leichtsinn in Bezug auf das wahre Wohl des Geliebten zurückhält. Gerade deshalb aber, weil eine echte Liebe stark und besonnen genug ist, das Mitgefühl zu zügeln und zu beherrschen, gerade deshalb erscheint sie nicht selten als kalt, fühllos und hart, während ihr Gefühl nur zu tief und zu intensiv ist, um dem oberflächlichen Blicke so aufzufallen wie das stets bereite Mitgefühl des guten Herzens, das nach der Nothwendigkeit des augenblicklichen Leidens oder der Schädlichkeit seiner sofortigen Beseitigung nichts fragt.

In der passiven Natur des Mitgefühls liegt es begründet, daß dasselbe erst auf gegebene äußere Veranlassung einzutreten pflegt. Schon hierdurch allein wird seine practische Wirksamkeit sehr beeinträchtigt, weil in der Mehrzahl der Fälle an einem einmal eingetretenen Uebel oder Leid nicht mehr viel zu ändern und zu bessern ist. Practisch ist die vorbeugende Thätigkeit gegen das Leid die Hauptsache, und ihr gesellt sich die Vorbereitung der Freude hinzu, die überhaupt niemals zu Stande käme, wenn sie erst auf die Anreguug durch die wahrgenommene Freude warten sollte; denn wenn bei dem schon eingetretenen Leid doch oft noch eine Beseitigung oder Linderung desselben möglich ist, so müßte bei der schon eingetretenen Freude sich die practische Bethätigung der Mitfreude wesentlich auf Kundgebung der Theilnahme beschränken, da eine dauernde Aufrechterhaltung der freudigen Erregung doch psychologisch unerreichbar ist. So würde das Mitgefühl erst dadurch den rechten practischen und sittlichen Werth gewinnen, wenn es anticipirt werden könnte, d. h. wenn der Mensch durch die Vorstellung zum Handeln bewegt würde, wie sein Mitgefühl eventuell erregt werden würde.

Eine solche Anticipation des Mitgefühls ist aber einerseits eine auf abstracten Gedanken oder doch bloßen Phantasievorstellungen künftiger möglicher Ereignisse beruhende Gefühlserregung, und infolge dessen weit schwächer als das Mitgefühl aus unmittelbarer sinnlicher Anschauung; andererseits aber kann die Vergegenwärtigung solcher, das Mitgefühl erst erzeugender Vorstellung doch nicht aus dem Mitgefühl bedingt sein, sondern braucht eine andere sie herbeiführende Bedingung, welche, wenn man von äußeren zufälligen Bedingungen absieht, nur in dem Interesse für das Wohl Dessen, den das Leid oder die Lust unmittelbar betreffen würde, gefunden werden kann — d. h. der innere Grund dafür, daß man sich die das Mitgefühl weckenden Vorstellungen künftiger möglicher Ereignisse vergegenwärtigt, wird in der Liebe zu suchen sein. Dann aber ist

die Liebe mittelbar auch für die vorbeugende practische Wirksamkeit des Mitleids und die freudebereitende Bethätigung der anticipirten Mitfreude der tiefere psychologische Grund, und das anticipirte Mitgefühl ist in der That nichts weiter als eine Erscheinung der Liebe im Gefühl für den besondern Fall, oder der Gefühlsreflex des auf das Wohl des Geliebten gerichteten Willens, der liebevollen Sorge, die alles Leid ihm nach Kräften abwehrt und fernhält, und wo sie vermag, ihm Freude bereitet. Um diese Leid verhütende und jede Gelegenheit des Glückes beim Schopfe fassende Thätigkeit mit Sicherheit auszuüben, dazu bedarf es einer sorgfältigen Ueberwachung, einer genauen Beobachtung aller Lebensumstände des Geliebten, d. h. einer möglichst engen Lebensgemeinschaft und eines möglichst selten und auf nicht zu lange Zeit getrennten Beisammenseins, und diese Forderung trifft wiederum zusammen mit der unmittelbaren Sehnsucht der Liebe nach möglichst enger Vereinigung. Das eine Mal folgt der Drang nach dauerndem Zusammensein unmittelbar aus der Erweiterung des Selbst auf die geliebte Person und aus der in realer Vereinigung einen Ausdruck suchenden idealen Identificirung des Geliebten mit sich selbst; das andere Mal ergiebt sich der nämliche Drang mittelbar aus demselben Quell durch Einschaltung der Sorge für das Wohl des Geliebten als für das eigene, die selbst erst wieder aus der Identification desselben mit dem eigenen Wesen entspringt.

Wo der Liebende sich so weit zu bewußter Sittlichkeit emporgeschwungen, daß er ein entschiedenes sittliches Selbstgefühl besitzt, da wird er auch dieses sittliche Selbstgefühl auf die Person des Geliebten mit ausdehnen, d. h. die Pietät, die er vor ihm als sittlicher Persönlichkeit hegen würde, wenn er ihn nicht liebte, und die er wirklich für ihn besitzt, insofern er sich ihn als Person seiner eigenen Persönlichkeit gegenüberstellt, verwandelt sich in sittlichen Stolz auf den Geliebten und sittliche Scham für die Schwächen und Mängel desselben, sobald die Liebe, d. h. das Identitätsgefühl, gegen die trennende Reflexion die Oberhand hat, was z. B. bei gemeinsamem Einstehen mit dem Geliebten gegenüber der ungeliebten Außenwelt der Fall ist. Wie aber der sittliche Stolz des Individuums bei unzulänglicher oder noch nicht hinreichend in sich befestigter sittlicher Autonomie Gefahr läuft, in die Aeußerlichkeit des Ehrgefühls zu verfallen, so kann auch der sittliche Stolz auf den Geliebten sich leicht mit Eitelkeit auf dessen Vorzüge vor der Welt vermischen oder gar in dieselbe verlieren, und diese Gefahr wird um so größer sein, einerseits je weniger das Verhältniß zu dem Geliebten durch inneres Identificationsgefühl, d. h. durch wahre Liebe zusammengehalten ist, je mehr es also ein blos äußeres Band der Verknüpfung darstellt, und andererseits je weniger der Stolz auf den Geliebten einen eigentlich sittlichen Charakter hat, je mehr er sich auf sittlich indifferente Vorzüge richtet. Wo aber die Eitelkeit fernbleibt, da bildet das Ineinanderschillern von Pietät vor dem Geliebten und sittlichen Stolz auf denselben ein reizvolles Wechselspiel, je nach dem Hervortreten des Identitätsgefühls oder der trennenden Bewußtseinsreflexion, und die von Eitelkeit freie, sittlich-autonome Schamhaftigkeit für die Schwächen und Mängel des Geliebten ist vielleicht die zarteste und feinfühligste Aeußerung der Liebe, welche sich irgend an derselben beobachten läßt.

Wo die Liebe ihren Einzug in's Herz gehalten hat, da verschwindet mit diesem Identificationsgefühl jeder Antrieb, dem Geliebten gegenüber unrecht zu

handeln; denn die Liebe „sucht nicht das Ihre" im Sinne des exclusiven Egoismus, da sie das Wesen des Selbst auf die geliebte Person mit ausdehnt. Wie schon oben bemerkt, hat ein Streit zwischen Menschen, die sich lieben, nur denselben Charakter, wie ein Streit um verschiedene Interessen eines und desselben Individuums; nicht darum wird gestritten, wessen Interesse über das des Andern siegen soll, sondern nur darüber, mit welchen Mitteln das Beiden gemeinsame Gesammtinteresse auf das Zweckmäßigste wahrgenommen und gefördert werde. Bei vorausgesetztem gemeinsamen Gesammtziel ist aller Streit um die dienlichsten Mittel nur ein intellectueller Streit über die Zweckmäßigkeit der zu wählenden Mittel, kein Streit geschlossener Eigenwillen, wie zwischen entgegengesetzten Zwecken verschiedener Willenswesen; der intellectuelle Streit über die beste Art der Erreichung gemeinsamer Zwecke nimmt aber niemals den Charakter der feindlichen Willenserregung und der leidenschaftlichen Erbitterung an, wie der um entgegensetzte Willensrichtungen. Der intellectuelle Streit hat stets eine friedliche Haltung, außer wo die idealen Gegensätze zum Inhalt sich kreuzender Willen werden (z. B. bei dem Gezänk von Gelehrten oder politischem Parteihader), und die Gemeinsamkeit der Ziele über der Verbissenheit in einseitig eingeschlagenem Wege vergessen wird. Wo aber die Liebe die Gemeinsamkeit des untrennbaren Gesammtinteresses verbürgt, da kann der Streit höchstens die Gestalt eines rührenden Wetteifers an Opferfreudigkeit und Edelmuth annehmen. Deshalb sagt Paulus: „Die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungeberdig" (1. Cor. 13, 4—5), und die Seligpreisungen der Sanftmuth und Friedfertigkeit in der Bergpredigt (Matth. 5, 5 u. 9) erscheinen blos als Anpreisung der Symptome an Stelle ihrer tiefern Ursache, der Liebe.

Die Identification des Geliebten mit sich selbst begründet ferner das höchste Vertrauen („Sie glaubet Alles"). Wo das Vertrauen sich blos auf die Ueberzeugung von der Vertrauenswürdigkeit stützt, da ruht es auf Beobachtungen und Inductionsschlüssen, da bleibt stets das Bewußtsein der Möglichkeit eines Irrthums (aus Unzulänglichkeit der Beobachtungen oder aus Unrichtigkeit ihrer Ausdeutung) übrig; wo hingegen das Vertrauen auf Liebe sich begründet, da besitzt es in den unbewußten Wurzeln dieses Gefühls ein Fundament, das durch keine Schlußreihen oder Einzelbeobachtungen erschüttert werden kann. Hier ist es auch nicht etwa blos die Rechnung darauf, daß der Andere sich vor Undank und Verrath an der Treue scheuen werde, denn die Hingebung des Ich an die Person des Geliebten ist etwas ganz anderes, als die einzelnen Gutthaten, in welchen sie sich äußert, und auf die sich die gewöhnliche Dankbarkeit bezieht, und wie die Liebe mehr ist als bloße Treue, so ist auch Verrath an der Liebe weit ärger als gebrochene Treue.

Die Hingebung des Ich, die Unterwerfung des Egoismus unter das solidarische Interesse der Liebenden ist etwas so Großes, daß nur die volle Hingebung auch des andern Theils ein würdiges Carelat dazu bietet; das Vertrauen der Liebe ruht daher auf dem Identificirungsgefühl selbst, auf dem Glauben an die übermächtige Gewalt der Liebe und ihr Ueberragen über die kleinen egoistischen Sonderinteressen — es ist eigentlich insofern nur noch ein Vertrauen in die Person des Geliebten, als es ein Glaube an die Liebe als unpersönliche Idee und an die Objectivation dieser Idee in dem Geliebten ist. Wäre das Vertrauen der Liebe nur Glaube an die Person

als solche, so würde es durch Symptome der Unvollkommenheit und relativen Unwürdigkeit der Person wankend gemacht werden; als Glaube an die unpersönliche Idee und ihre Allmacht in den Individuen kann es durch Zeichen von der Unvollkommenheit der Objectivität der Idee in dieser Person nicht erschüttert werden, denn es baut fest darauf, daß die Liebe sich dennoch mächtiger erweisen werde, als die noch nicht völlig überwundenen egoistischen Velleïtäten des Geliebten, und dieses Zutrauen wirkt um so gewaltiger, als der ganze Proceß seiner Genesis in der Region des Unbewußten verläuft. Die Liebe „hoffet Alles", d. h. sie hofft jederzeit, daß die Liebe in dem Geliebten immer mächtiger werde, und immer mehr sein ganzes Wesen umgestalte; sie erwartet gar nicht, daß der Geliebte sich unmittelbar ändere, sie hofft nur, daß er eine immer vollkommenere Objectivität der Liebe werden möge, wo dann alle aus dem Egoismus ihm noch anhängende Mängel von selbst verschwinden würden. In dieser zuversichtlichen Hoffnung ist die vertrauensvolle Liebe nachsichtig mit den noch vorhandenen Fehlern und Schwächen des Geliebten, und geduldig in dem Harren auf ihre Besserung und ihr Verschwinden, das von selbst kommen wird, wenn nur der Geliebte noch besser lieben lernt. Nichts macht so geneigt, den instinctiven Vergeltungstrieb niederzukämpfen und siebenmal siebenzig Mal dem Bruder zu vergeben, als die Liebe und ihre nachsichtige Langmuth, Geduld und Versöhnlichkeit. Darum sagt Paulus mit Recht, obwohl er die psychologische Ableitung schwerlich zu geben vermocht hätte: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich ... sie verträgt Alles ... sie duldet Alles (1. Cor. 13, 4 u. 7).

Wenn die Liebe sich somit als psychologische Grundlage der genannten feineren Tugenden erweist, so bedarf es kaum noch des besondern Hinweises darauf, daß sie „nicht nach Schaden trachte" (1. Cor. 13, 5), „dem Nächsten nichts Böses thue" (Römer 13, 10), und den gröberen Sünden fern bleibe. „Denn das gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht falsch Zeugniß geben; Dich soll nichts gelüsten; und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfasset: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" (ebend. V. 9). Wer also „den Andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet (V. 8); „so ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung" (V. 10). Unter „Gesetz" ist hier speciell das mosaische Gesetz, allgemein das heteronome Moralgesetz verstanden; die „Liebe" aber, als die Krone und der Gipfel des sittlichen Gefühls in seiner Beziehung auf Andere steht hier zunächst als Vertreter der autonomen Gefühlsmoral und weiterhin als Vertreter der autonomen Moral überhaupt.

Eine Maske Satans.

Von E. M. Vacano.

I.

Graf Edmund Nespar wohnte für gewöhnlich auf seiner charmanten Besitzung Falkenstein. Graf Edmund's Eltern waren Leute von Reichthum und Lebenslust — sie starben Beide jung und hinterließen ihrem Sohne eine brillante Erziehung in einem Collegium von Wien, die Selbstständigkeit und ihr großes Vermögen.

Graf Edmund studirte brav, lebte froh und frisch, liebte das Leben und die Welt, hatte einen ehrenhaften Charakter und war dabei einer der hübschesten Cavaliere, die sich denken lassen, mit blonder Chevelure und blondem Barte und hellen, heiteren Augen.

Es war Herbstes Ende und Graf Edmund wollte in die Stadt ziehen für den Winter, wie sonst. Auf Falkenstein gab es im Schneefalle doch gar keine Unterhaltung. Das Gleiche wollten auch alle seine Freunde der nächsten Umgebung thun, welche heute sämmtlich zu ihm geladen waren. Die Honneurs von Falkenstein machte wie sonst die schlanke Gräfin Asta Löwenberg, die Cousine Edmund's. Sie und ihre Mutter, Gräfin Ruprecht Löwenberg, repräsentirten das Haus des familienlosen Neffen und Grafen. Die ganze Gegend wußte, daß Gräfin Asta eine Flamme Edmund's sei, aber man hoffte, daß er sich nicht so weit vergessen werde, diese Stumpfnase mit der kreischenden Stimme zu heirathen. An der Wand der Terrasse hing ein wunderschönes Oelgemälde, welches die Residenzkünstlerin Fräulein Meilstrom als „schöne Helene" darstellte — eine Künstlerin, welcher man die herzlichsten Freundschaftsbeziehungen zu Graf Edmund nachsagte. Auf dem Tische glänzten goldene Hälse auserwählter Champagnerflaschen. Alle Welt war lustig bei diesem Abschiedssouper. Sogar Gräfin Asta sammt Mutter — welche immer so gern allein auf dem Schlosse zurückblieben, wenn Graf Edmund dasselbe verließ.

Graf Edmund, der sich in diesem blätterraschelnden Herbstwehen nach der Residenz sehnte, war der Froheste von Allen.

Man toastete à qui mieux. Von Gästen waren noch da: der polnische Graf Starenski, ein schöner broncefarbiger Chevalier, der nur etwas zur Corpulenz neigte; dann Leo von Dahlen, ein blasser, hagerer Mensch mit grauumschatteten Augen, dessen müdes glanzloses Auge wie im übernächtigen Traume auf die von ihm schon ganz durchnaschte Welt hinausblickte. Ferner ein hübscher Italiener, der Cavaliere Lodovico Olivotti, mit echtem Venezianerprofil, den echten Venezianeraugen und den echten Venezianerlippen; das Prototyp jener reinen Race, welche zur Dogenzeit so gut den rothen Mantel um die Hüften zu drapiren und den Degen in der grellen Sonne des San Marco blitzen zu lassen verstand.

Die Sonne war im letzten vollsten Glanze eines Herbstnachmittags und färbte jedes Geißblatt des lebendigen Terrassenvorhanges wie mit Rosen-

tinctur, die hohen Pappeln des Gartens glühten wie Kerzen in den tiefvioletten Himmel hinauf und wenn hie und da ein Blatt durch die Luft gaukelte, glich es einem glühenden Funken.

„Wie schön ist der Herbst bei Euch Deutschen!“ — sagte der Venezianer mit seiner jedes Wort gleichsam verzuckernden Italienerzunge. „Das Leben schläft hier so prächtig, so großartig ein; es wird nicht momentan dürr und welk wie bei uns in Italien unten: da bekommen die Rosen plötzlich Runzeln, alle Blätter verdorren und über Nacht ist die feuchte, faulige Regenzeit, der Winter da. Aber hier, wenn der Sommer welk ist, erblüht Alles von neuem, freilich farblos, duftlos, starrer, kälter; Astern und die Zeitlosen sind doch Blumen und die Blätter glänzen wie Gold oder erröthen wie Purpurrosen, ehe sie zu braunen Mumien werden.“

„Schön? Ich finde unsere deutschen Länder charakterlos“, meinte von Dahlen mit seiner dünnen, hektischen Stimme. „Das Land und die Staffage auch.“

„Ich und Asta bedanken uns!“ lachte die alte Gräfin. „Wir Frauen bilden uns ein, die Hauptstaffage einer jeden Gegend zu sein und Sie nennen uns charakterlos!

Und die Liebe, ist die nicht die schönste Staffage des Lebens, zu der wir Frauen beitragen?“

„Die Liebe?“ rief Graf Edmund lustig, „nun, die ist noch lange nicht so lebenswichtig wie der Appetit. Ich möchte den Mann kennen, der sich verlieben könnte, sobald er magenleidend ist. Ich habe wenigstens noch nie von einer Amourette gehört, die während eines Unwohlseins begann. Ich glaube, Venus selber könnte als „Sylphide“ oder Satanella gastiren und sie ließe Einen kalt, wenn man während der Vorstellung Magendrücken hat — ist's nicht so, meine Herren?“

Von Dahlen nickte schwindsüchtiger und gelber als je. Starenski meinte aber: „Höre, Edmund, Du nimmst die Liebe denn doch allzu materiell. Was hat denn das Herz mit dem Magen zu thun?“

„Ich behaupte: Alles! Lasse Romeo unwohl sein, wie er Julia Capulet zum ersten Male auf dem Maskenballe Capulet's begegnet und — er lebte vielleicht noch heute und sie auch . . . wenn sie nicht gestorben wären, wie's in den Kindermärchen heißt.“

„Vetter Edmund hat leicht scherzen über die Liebe. Ich glaube, er kennt dieses bittere, unbesiegliche Gefühl gar nicht“, sagte Gräfin Asta scharf.

„O, o! Verläumde mich nicht, Asta! Ich sollte die Liebe nicht kennen, ich? Und Du selbst warfst mir ja schon oft vor, daß ich jede Woche für eine andere Diva schwärme? Nein, Gott sei Dank, ich weiß, was das heißt, Jemand herzlich, ungezwungen lieb haben — sei's eine Schönheit, sei's ein Freund. Nil humanum a me alienum puto, wie der Poet sagt. Ich habe schon Tollheiten begangen für ein Paar blaue Augen — die Schramme an meiner Wange da bezeugt, daß ich einst die Ehrenhaftigkeit eines schwarzen Augenpaares ernster nahm als die Sache in der That werth war und deshalb glaube ich auch assai competent zu sein im Punkte des Herzens sowie des Magens. Und ich behaupte, das erstere ist jammervoll abhängig vom letztern. Und der Geist, die Seele erst! Wenn ich meinen Zahnstocher verschlinge, sehe ich in der nächsten Minute diese ganze lichtglänzende Welt aschgrau und bin im Stande, ein neue Religion zu erfinden. Drum rufe

ich: ein Prosit der Verdauung! Laßt die Gläser zusammenklirren, Kinder, so! Seht doch, wie schön ist die Welt, und wie glücklich bin ich, daß ich lebe!"

Und Graf Edmund erhob sein Glas, daß der Wein durch die Sonne blitzte und Aller Gläser klangen hell zusamnen.

Um so disharmonischer klang die schrille, heisere Stimme, welche in diesem Augenblicke von der Terrassentreppe her erscholl.

„Will sich die gute Herrschaft erbarmen von einem alten Weib, der so krank sein und kleiner Kinder draußen haben und wandern?"

Die weißbehandschuhten Bedienten, welche aufwarteten, stürzten gleichzeitig auf die alte Zigeunerin los, die sich mit ihren nackten Füßen geräuschlos die Treppe heraufgestohlen hatte.

Es war ein altes Weib mit kohlschwarzen Haaren, die dem Runzelgesicht fast wie eine Theaterperrücke standen. Die Zähne waren für das alte Gesicht seltsam blauweiß und fast unheimlich vollständig. Sie trug keine Kleidung an sich, sondern blos hängende, zerfaserte Falten, deren Farbe kein Maler mehr hätte specificiren können. In einem Korbe trug sie verschiedenes Lumpenzeug, die rechte Hand streckte sie nach einer Gabe aus. Diese Hand glich einer Spinne, die nach Fliegen ausgreift.

Die Herren suchten in den Taschen. Die alte Gräfin schrie den Bedienten zu: „Qu'on la chasse! . . ." Sie haßte alle Leute, die etwa umsonst essen wollten auf dem Schlosse, gleich ihr selber. Gräfin Asta aber reichte ihr ihr eigenes Glas Wein mit der scharfen Bemerkung: „Laß, Mama. Das Weib soll das trinken; vielleicht findet sie dann die Welt so schön wie Cousin Edmund . . ."

Edmund selber rief dem braunen alten Weibe entgegen: „Geh' hinunter in die Küche, Alte, und iß, was man Dir giebt. Hier brauchen wir Dich nicht!"

„Und kaufen thut der gnädige Herr auch nichts? Ich habe hier Rauchzeug für die Gicht und Rheuma und silberne Ringe und Hufeisen und Kuchen für die Pferde, damit sie fett werden, auch Planetenbücher . . ."

„Oho! Du kannst sicher auch wahrsagen?"

„Jawohl — wenn es der gnädige Herr erlaubt —", sagte die Alte und richtete sich hoch auf. In ihrem Blicke und in ihrer Haltung war plötzlich ein solcher Ernst, daß es wie eine Kälte wehte über Alle, die da waren.

„Wer will sich wahrsagen lassen?" rief die Alte mit seltsam veränderter Stimme und steifer, mumienhafter Haltung.

„Unsinn!" rief von Dahlen.

„Blasphemie!" — murmelte der Venezianer.

„Wozu das?" meinte der Pole.

„Qu'on la chasse!" wiederholte die alte Gräfin.

Gräfin Asta wandte sich blos ab, wie geekelt.

Und Graf Edmund rief frisch: „Mir scheint, mamère, Du hast keine Kunden hier — nun, da muß ich mich denn opfern, da ich Dich nach Deiner Wissenschaft gefragt habe. Welche Hand willst Du?"

„Ich brauche keine Hand", sagte die Alte demüthig.

„So! Du liest also das Schicksal aus dem Gesicht? Nun, dann sage ich Dir vor Allem: gestehe mir die Wahrheit! Du erhältst einen Ducaten unter jeder Bedingung; ob Du mir nun das Schlimmste oder das Beste prophezeist. Also sei wahr!"

„Darf ich es sein?“ sagte die Alte und ihr Auge brannte wie eine verglühte Kohle, die sich durch einen Sturmhauch wieder entzündet, auf dem Antlitze des jungen Grafen. „Darf ich es sein? Habt Ihr keine Frau oder keine Mutter da, die sich entsetzen könnte?“

„Niemanden, Alte! Es wird Niemanden entsetzen, selbst wenn Du mir sagst, daß ich im nächsten Augenblicke todt niederfalle.“

„Das sage ich Euch nicht, gnädiger Herr. Ihr werdet lange leben, länger, als Ihr wünschen werdet. Aber Ihr werdet elend sein. Der Böse wird Euch in den Weg treten — heute, morgen schon vielleicht — und seine Hand wird Euch das Herz verdorren machen. Hütet Euch vor dem Teufel!“ —

Alles lachte. Graf Edmund auch. Er gab der Alten den versprochenen Lohn. Man kaufte ihr dann noch von ihren Kramsachen ab, um dem Hausherrn die garstige Prophezeiung vergessen zu machen. Die Alte ging endlich, ruhig, wie sie gekommen war; die sinkende Sonne umloderte sie, so daß es aussah, als versinke sie im Höllenpfuhl, wie sie langsam auf den Terrassenstiegen unterging.

Es wurde jäh still für einen Augenblick auf der Terrasse. Denn Alles sah dem Weibe nach; dann wurde es wieder jäh sehr laut, denn Alles wollte die peinliche Prophezeiung vergessen machen.

„Ich glaube gar, Ihr wollt mich trösten über mein Geschick?“ rief Graf Edmund sehr belustigt, indem er dem Bedienten ein Zeichen gab, alle Gläser neu zu füllen. „Und ich bin entzückt darüber, endlich einmal die Bekanntschaft des Teufels machen zu können! Denn — ma foi! Ich fürchte ihn nicht, weil ich nicht an ihn glaube! Die Welt mag Unglück und Sturmperioden haben — aber einen Teufel erträgt sie sicher ebensowenig auf ihren grünen Matten wie — salva venia! — einen Engel“

Der polnische Graf machte die Miene des Ausspuckens. „Unberufen“, sagte er; „frevle nicht, lieber Edmund. Ich glaube ebensowenig an die Prophezeiung, aber es ist nicht gut, wenn man das Böse leugnet — lache mich nicht aus. Wer wie ich in den alten Schlössern der Moldau erzogen wurde, wo man des Nachts oft Vampyre stöhnen oder die Russalken rauschen hört, da mag man nicht gern Gespött über solche Dinge hören.“

„Glauben Sie etwa daran?“ bemerkte Gräfin Asta spöttisch.

„Nein. Ich glaube nicht daran“, sagte Graf Starenski ernst. „Aber ich habe immer erlebt, daß es kein Glück bringt, wenn man über böse Sachen scherzt und sie herausfordert.“

„Das ist doch der reine Aberglaube!“ eiferte Graf Edmund.

„Vielleicht. Sicher ist es Erfahrung“, sagte der dicke Pole mit einer so deutlichen Ueberzeugung in seinen offenen Augen, daß Graf Edmund wirklich lachen mußte. „O, ist es denn möglich, daß Jemand mitten in die-
-n Sonnenglanze, in dieser Blumenpracht, in all' dem Guten und Schönen,
as uns jetzt umduftet und umglänzt, wirklich an einen Teufel glauben
nn? An den Teufel mit Bockfüßen und Hörnern, an den Gottseibeiuns,
r seine Freude am Bösen und seine Mission im Unglücke der armen Men-
)en findet? Ich will an Nixen, Feen und Salamander glauben — selbst
ran, daß unsere ehrenwerthen Ahnen sich den Spaß machen, um Mitter-
acht aus ihren Grüften zu steigen, um unsere schönen Sommernächte ein-
nathmen in die längstbegrabene und durchsichtig gewordene Brust; aber an
n Teufel glaube ich nicht, d. h. an das Unglück, welches sich uns unauf-

haltsam und unerbittlich naht wie ein Sturm, welches uns umstrickt und verdirbt mitten im frohen Leben, ohne daß wir uns wehren, ohne daß wir ihm entgehen können; nein, nein, und tausendmal nein: an den Teufel glaube ich nicht und weil ich nicht an ihn glaube, fürchte ich ihn auch nicht — da bin ich — ich erwarte ihn —!"

Der hübsche Venezianer, der lange still gesessen hatte, erhob sich jetzt heftig, ängstlich, es war, als ob er die lustigen Worte des jungen Grafen in seinen Mund hätte zurückbannen wollen. „No! ma no!" rief er. Dann hielt er inne.

„Was, fürchtet Ihr Euch Alle vor dem Teufel?" rief Graf Edmund.

Vico Olivotti wurde sehr roth und zuckte mit den Achseln. „Ach nein", sagte er. „Aber ... es ist nur ... Man soll nie das Schicksal herausfordern. Wir in Italien sind sicher nicht allzu abergläubisch, weil bei uns die Mönchsgeschichten allzubekannt sind; aber der Teufel, d. h. das Böse, vor dem man sich nicht schützen kann und das unerwartet an uns herantritt, das giebt es auf Erden. Davon habe ich Beweise. Einen Satan mit Hörnern und Hufen giebt es wohl nicht, aber ein Etwas, welches Böses will und Böses bringt, das existirt, existirt gewiß. Das Böse — ce qu'on appelle le diable — äußert sich nie in schwarzen, bockbeißigen Kerlen. Aber wir in Italien kennen den malocchio, Freund, und das ist ein Böseswollen, ein Teufel, der das lieblichste Gesicht haben kann ..."

„Erzählen Sie uns doch das!" meinte Gräfin Asta, die es so gern gehabt hätte, lästige Leute durch einen recht giftigen Blick zu tödten, ohne mit dem Gericht in Conflict zu kommen.

Die Sonne sank tief und tiefer — ihr Glanz wurde roth wie der Wiederschein einer Feuersbrunst. Ueberall rieselte es wie Blut über den Himmel, über die Hügel, über die Leiber der Menschen. Und in diesem herrlichen Blutbade halb ertrunken erzählte der Venezianer:

„Es giebt in Italien Leute, denen der Malocchio, der böse Blick, angeboren ist. Das sind nicht immer böse Leute oder häßliche Leute. Ich habe eine kleine Principessa Cesarini — Clelia Cesarini — gekannt, ein herziges Kind mit blonden Haaren und blauen Augen und mit einem goldenen guten Herzen. Nun, sobald die Jemanden scharf ansah, geschah demselben ein großes Unglück.

Was konnte das liebe Kind dafür, daß es den Malocchio hatte von Geburt aus? Und was konnte das Opfer dafür, daß es diesem unglücklichen guten Kinde begegnet war? Und nicht immer sind es Kinder, die diesen unheimlichen Blick besitzen; zumeist sind es auch liebliche, schöne, unschuldige Mädchen — den Blick haben sie von Geburt an — sie können nichts dafür. Aber wen sie so recht von Herzen ansehen, der siecht dahin und stirbt bald. Sie haben eben den Malocchio. Sie sind meistens die besten Geschöpfe von der Welt — sie wissen zumeist gar nichts von ihrem Fluche; aber sie haben den bösen Blick und Der, den sie ansehen, ist elend für sein ganzes Leben. Sie sind gute Mädchen, aber Satan hat sie gezeichnet; wir nennen solche Geschöpfe rosenfarbige Teufel ... Denn sie haben so gute Herzen, sie sind so hell gekleidet, sie lachen so lustig und sie nahen doch unglücklich Dem, welchen sie scharf ansehen. Und deshalb: die Teufel sind nicht alle schwarz! Für die braucht man blos ein wenig Courage und Philosophie. Aber wenn Dir ein rosenfarbener Teufel begegnet ... ?"

Graf Edmund erhob sein Glas und jauchzte hell auf. „Ich sagte es schon, ich fürchte keinen Teufel — was immer für eine Farbe er tragen mag! Und je rosenfarbiger, desto lieber ist er mir!“

Die Gläser klirrten. Man plauderte noch, man war noch boshaft und nachdenklich, man fühlte dann, daß der Abend rasch dunkler und kühl werde, und es gab ein lautes und allgemeines Adieu.

Die alte Gräfin eilte in ihr Schlafzimmer, um sich dort in den Schlaf zu naschen. Asta äußerte die Absicht, noch ein wenig im Corridor promeniren zu wollen und Graf Edmund ging direct in seine Gemächer.

Er schaute noch eine Weile aus dem offenen Fenster, mit der alten Jugend- und Champagnerfröhlichkeit im Herzen. Aber wie seltsam hatte sich die Natur draußen und ihr Spiegelbild in ihm selber verändert!

Der Himmel war tiefschwarz und sternlos geworden. Ein lauter, wilder Sturm brauste durch die Lüfte. Die Bäume wurden vom Orkan hin- und hergerissen, daß ihre frischesten Blätter schwarmweise abgerissen und durch die Luft gepeitscht wurden. Finster, kalt und feindlich war die ganze Welt geworden, die ihm vor kurzem so herrlich erschienen war. Seit ihn die Zigeunerin angeschaut, war es so traurig einsam und trostlos geworden um ihn und in ihm. Er schaute lange in die jagenden schwarzen Wolken, sie bildeten phantastische Profile; er horchte lange auf das Brausen des Windes, er erzählte tausend wunderliche Sagen; aber von einem Teufel in Rosa erzählten weder Wind noch Wolke. Graf Edmund empfand blos zuletzt, daß es empfindlich kalt sei; er schloß das Fenster und entschlummerte.

Und er lächelte im Schlafe.

II.

Bald darauf, der Herbstwind jagte eben die letzten Blätter von den Parkbäumen, fuhr Graf Edmund Respar nach der Stadt, um dort die nächsten Wochen zu verbringen — vielleicht sogar den Winter, wenn ihm nicht etwa die Lust ankam, nach Paris oder nach Italien zu gehen.

Brachte Graf Edmund den Winter in der Residenz zu, dann liebte er Abwechslung in den Wohnungen und er „probirte“ darin von Woche zu Woche, bis er endlich ein comfortables und sympathisches Hotel fand. Manchmal bestimmte ihn eine interessante Nachbarin, manchmal eine nach seinem eigenen Geschmacke zubereitete Speise zum endlichen Verbleiben in einem Gasthofe. Diesmal logirte er sich vorerst in's Hotel Munsch ein. Er fand den alten Zahlkellner, dasselbe Stubenmädchen und ein Kamin, welches er besonders liebte. Grund genug, um vorerst hier zu verweilen.

Seine Residenzbekannten pflegte Graf Edmund erst nach sieben bis acht Tagen officiell zu besuchen. Seine erste Herbstangelegenheit in der Stadt war, sich alle neuen Stücke anzusehen, in den verschiedenen Theatern sich zu vergewissern, daß alle lebenslänglichen Künstler noch unleidlicher manierirt geworden seien als früher, daß alle Gänschen (für Schönheit und Toilette engagirt) viel abgenommen hätten und daß der neue Zuwachs an jungen Talenten ganz vielversprechend und nett sei. Ferner besucht man drei, vier Concerte, gukt wohl auch einmal in den Kunstverein und dann besucht man erst seine Freunde, weil man dann erst mitreden kann über Alles, was den Salon bewegt für den Augenblick.

Nun in diesem Herbst war Graf Edmund's Ausbeute ziemlich gering. Die Wolter war nervenkrank, die Geistinger hatte sich aus einer brillanten Operettensängerin in eine mittelmäßige Tragödin verwandelt, an Schönheit war blos ein Fräulein Seewald zugewachsen, für Blamagen hatten blos einige Theaterdichter gesorgt.

In den Concerten spukten die alljährlichen Namen von „Künstlerinnen", die so hülflos spielen, daß ihnen die Kritik ihr Lob förmlich wie ein Almosen spenden muß. Im Kunstverein brillirte Rieger mit der vollen Pracht seines weichen, transparenten Pinsels, der die Himmelswolken so echt wiedergiebt, und die weltberühmten Blumen der Pauline Halm, an denen alle Kinder „riechen" wollen, während die Kenner nicht begreifen können, wie man „bloße" Blumen so „seelisch" machen könne.

Graf Edmund wußte genug, um bei seinen Bekannten jetzt mitplaudern zu können. Und übermorgen wollte er denn auch seine Besuche beginnen — vor Allem zu seinem alten Freunde, dem Major Baron Ernst Lodes vom Generalstabe, der ihm am nächsten stand — durch sein frisches, männliches Herz, durch seine chevalereske Tournüre und durch seinen edlen Charakter. Dann folgten regelmäßig seine alten Schönborg-Tanten, dann ein Feldmarschalllieutenant-Onkel, der ihn in einem Codicill erwähnt hatte und zuletzt das Palais Graf Thorn, dessen junge ungarische Herrin ihn so lieb hatte, daß es fast auffallend wurde, wenn sie in der Opernloge zu ihm sprach.

Aber vor allen diesen officiellen Besuchen wollte er noch den Maskenball „zu einem wohlthätigen Zwecke" besuchen, den der hohe Adel in diesen Herbsttagen in dem Etablissement der „Blumenfreunde" gab.

Graf Edmund hatte sich tadellos schwarz gekleidet und das Sträußchen im Knopfloch nicht vergessen.

Es war ein abscheulicher Abend, dieser Maskenballabend; — es regnete und die Droschken- und Fiakerkutscher triumphirten. Die schönen Säle des Etablissements waren überfüllt von kostbaren Damenmasken, von Männergästen, welche blos dem höchsten Adel oder der Uniformherrlichkeit angehörten. Der Hof selbst hatte seine besten „eben anwesenden" Prinzen und Prinzessinnen hier vereinigt.

Graf Edmund traf hier zwei bis drei Bekannte, die er begrüßte. Aber er wollte sich auch unterhalten. Das ist indeß ziemlich schwer, wenn man diese Unterhaltung bei Damen suchen muß, die sämmtlich maskirt sind. Er flüchtete sich zuletzt in eine Loge. Er wollte das Getreibe noch von oben ansehen, bevor er verschwand. Plötzlich wurde die Thür dieser Loge aufgerissen und ein weiblicher rosenfarbener Domino schaute herein durch die Augenöffnungen seiner Sammetlarve.

Graf Edmund rief der Maske zu: „Treten Sie ein, meine schöne Dame!" und wies auf den Sitz neben ihm.

Der Domino stand einen Augenblick still. Die kleine weißbehandschuhte Hand hielt die rosenrothen Seidenfalbeln des Mantels und der Capuze fest. Aus den Oeffnungen der Sammetlarve blickten ein Paar erschreckte Augen auf den Inhaber der Loge, dann entschwand der Domino wieder und die Logenthür schloß sich.

Das Ganze war wie ein Traum.

Die schöne Maske hatte sich augenscheinlich vor Etwas flüchten wollen. Sie hatte hier ein Asyl gesucht, und da sie in diesem Asyl einen Mann fand, flüchtete sie sich wieder in das Gewühl des Saales zurück.

Graf Edmund mußte wirklich bei sich darüber lachen. „Ich schaue doch nicht so häßlich oder bärbeißig aus, daß eine Maske vor mir davonlaufen sollte? Eine Maske, geht doch nicht auf den Ball, um sich vor einem Herrn zu fürchten? — Was für eine sonderliche Maske war doch das —!"

So dachte er. Diese Erscheinung, die so kurz gedauert hatte, interessirte ihn. Er öffnete die Logenthür und schaute hinaus. Der Gang war leer. Er kehrte auf seinen Sitz zurück und schaute in das Gewühl des Saales hinunter — da suchte er nach dem verlorenen Domino und — er fand ihn. Der Domino schlich sich ganz furchtsam zwischen den Masken an den Säulen hin — er hielt keiner Anrede Stand, er fürchtete sich vor den Larven, die ihm eine grelle Anrede zuwarfen, zuletzt sah er, wie er am Büffet von hundert Gandics umrungen wurde, durch die er sich vergeblich durchzubohren suchte.

Graf Edmund erhob sich und eilte der Maske zu Hülfe. Er hatte noch nie so schöne Augen gesehen, als wie jene waren, die ihn durch die Oeffnungen des schwarzen Sammetloups einen Augenblick hindurch angeschaut hatten. Diese Augen hatten so etwas Lustiges und dennoch Scheues zugleich, daß er noch niemals eine solche Vereinigung von Lieblichkeit und Fröhlichkeit, von Tugend und Lachlust zugleich gesehen zu haben glaubte. Und er mußte das wiedersehen.

Bisher hatte er das stets in zwei Kategorien getheilt; es giebt tugendhafte Mädchen, die sich vor Allem entsetzen, und es giebt Frauen, die Alles riskiren. Aber hier hatte er eine Maske gesehen — und welche Maske riskirte nicht Alles? — die sich erschrocken zeigte durch ihn, wie ein allerjüngstes Mädchen. Das war ein wirkliches Räthsel . . . Und es war ganz zu entschuldigen, daß Graf Edmund die Auflösung desselben suchte.

Und er suchte sie. Und er fand nach langem Suchen seinen Domino auf der Flucht — auf der Flucht vor einem Bajazzo und vor einem Pantalon, die durchaus nicht glauben oder dulden wollten, daß eine Frauenmaske stumm bleibe. Und der Domino wollte eben durchaus nichts sprechen; er zitterte blos vor Angst. Graf Edmund ergriff die feinbehandschuhte kleine Hand (im Hauptsaale raste eben ein Walzer von Leopold Fohringer) und flüsterte der Maske zu:

„Sage zu Allem Ja." Er fühlte, wie sich die feinen Händchen um seine Hand falteten und er sagte den Andrängern ganz keck: „Meine Herren, laßt uns in Ruhe. . . Diese Maske ist meine Schwester und ich habe mit ihr zu reden. Haben Sie verstanden?"

Er sagte diese Worte so energisch, daß alle Verfolger verschwanden, wie Nebel im Sonnenwinde von einem einzigen Sonnenstrahl vertrieben werden.

Dann sagte er zu der Maske: „Verzeihe, daß ich Dich geschützt habe."

„Verzeihen? Aber ich sollte ja Deine Hand küssen!" lächelte ein sorgloses kindlicher Mund unter der Spitzenbarbe hervor. „Nur bleibe jetzt auch bei mir."

„Bei Dir bleiben? O wie gern! Aber wohin soll ich Dich führen? Willst Du soupiren?"

„Nicht doch. Führe mich nur auf eine Bank, wo wir ruhig sein können. So — dort in diese Grotte, ja! Ich fürchte mich vor den Leuten."

„Aber ich gehöre ja auch zu den Leuten."

„Du, nein, Du nicht. Denn Du gefällst mir ja", lachte sie kindlich auf. Und wie sie in der Säulennische saßen, während der Walzer zu ihnen herübertönte, sagte sie: „So, da bin ich jetzt ruhig. Niemand traut sich mehr an mich heran und Dir, Dir traue ich. Du hast so treue Augen. Du wirst mich gegen die Männer da in Schutz nehmen. Willst Du?"

„Bist Du denn allein da?"

„Nein. Mit Madame Latour. Aber die soll sich unterhalten. Ich will sie nicht stören. Ich bin nur so froh, daß ich endlich Jemanden gefunden habe, mit dem ich plaudern kann, weil er mir keine Liebeserklärung macht. Denn Madame Latour sagte mir: Sie dürfen sich mit allen Männern auf dem Maskenballe unterhalten, nur mit jenen nicht, die Ihnen gleich von Liebe reden. Nun, Sie haben mir noch kein Wort davon gesagt, ich darf also mit Ihnen reden und vor Allem, gehen wir irgendwohin, wo mich Madame Latour nicht trifft — denn ich bin froh, daß ich sie verloren habe — sobald sie mich wiederfände, müßte ich nach Hause gehen."

„Und Du möchtest gern hierbleiben?"

„Gewiß. Das ist ja das erste Mal, das ich einen Maskenball ansehen darf. Und wie schön ist so ein Maskenball! Diese Anzüge! Diese Pracht, wie man zwischen einander dahingeht und Niemanden kennt und von Niemandem gekannt wird, das ist das Allerschönste!"

So plauderte die Maske in ihrer kindlichen Weise mit ihrer silberklaren, hellen Kinderstimme. Graf Edmund konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber in diesen großen braunen Augen lag noch kein Schatten: weder der eines Schmerzes, noch der einer Furcht. Und es gab nichts Reizenderes als diese mädchenhafte Feinheit und Frische der Formen, diese elfengleiche Zartheit des Nackens und der Arme, die bei jeder Bewegung aus den raschelnden Falten des Seidendominos hervorleuchteten! Der Domino selber war nicht von jener affectirschweren Pracht, wie sie maskirte Loretten oder Koketten lieben. Er war schon gebraucht und sein frou-frou war schon etwas welk; man sah es ihm an, daß er in Eile und vielleicht in Heimlichkeit vom ersten besten Maskenverleiher ausgeborgt worden war. Dafür aber waren die Spitzen der Aermelfalbeln des Kleides und um den Hals von jener altersgelblichen Kostbarkeit, die man nur in den besten und ältesten Familien trifft.

Es lag so viel Grazie, soviel Reiz und dabei soviel kindliche Unbefangenheit und dabei wieder ein so echter feiner Ton in dem ganzen Wesen, daß sich Edmund dem bestrickenden Zauber fast willenlos hingeben mußte. Er hatte noch keinen Zug ihres Gesichtes gesehen und gestand sich selber, daß er noch nie ein Weib gesehen habe, die sich an Schönheit mit dieser Maske vergleichen konnte. Und wie sie sans gêne an seinem Arme blieb und auf seinen Vorschlag, in eine der Parterrelogen zu treten, einging! In dem Factum selber hätte eigentlich viel Routinirtheit und das laisser aller einer Lebedame gelegen; in der Art und Weise aber, wie dasselbe zu Tage trat, lag der ganze lachende, vertrauende, hülflose und absichtslose entrain eines Schulmädchens, welches die Seligkeit, zum ersten Mal hinter die Schule gelaufen zu sein, durchkosten will. Sie traten in eine der Parterrelogen, in deren Hintergrunde für den Ballabend kleine Tische gedeckt waren. Ob der Domino Etwas nehmen wollte? fragte der Garçon. Nein. Man wollte nichts nehmen. Blos Champagner befahl Graf Edmund. „Ich habe aber keinen Durst", sagte die rosa Maske.

„Aber ich!“ lächelte Graf Edmund. „Und Du willst mich doch nicht verdursten lassen?“

„Du bist also ein recht großer Säufer!“ lachte die Maske hell auf. „Du solltest Dich schämen!“

„Ein großer Säufer weil ich Durst habe?“

„Nein, aber weil Du den Durst nicht verschieben kannst! Das ist wie bei den großen Rauchern; Leute, die keine Secunde ohne die Cigarre verleben können, sind leidenschaftliche, sinnlose Raucher; die Anderen sind die echten Raucher, sagt Papa.“

„Du hast also noch einen Papa?“

„Ja, warum sollte ich denn keinen haben? Nur weiß er nicht, daß wir da sind — ich und Madame Latour.“

„Wirst Du mir endlich sagen, wer diese Madame Latour ist, die Du so sehr fürchtest und die Du mit jedem Athemzuge nennst?“

„Wer Madame Latour ist? Nun, Madame Latour ist doch die Dame, ohne die ich nicht sein könnte. Eine Mama habe ich ja nicht. Und seit ich aus dem Pensionat daheim bin, kann ich doch nicht allein ausfahren oder spazieren gehen? Das würde sich nicht schicken. Und wenn Diner ist bei uns, so kann ich doch nicht die Hausfrau machen, dazu bin ich doch noch zu jung. Dafür ist Madame Latour da. Sie ist eine recht gute dicke Frau und thut mir was ich will. Sie war auch schon bei Hofe, als ihr Mann noch lebte, der war Attaché. Und jetzt ist sie meine Gouvernante.“

„So und was bewog denn Madame Latour, Dich heute hierher zu führen?“

„Wie neugierig Du bist! Du bist also nicht nur ein Säufer, sondern auch ein abscheulicher Neugierteufel?“

„Du bist nicht höflich.“

„Das ist's ja eben, was hier so schön ist! Ich darf allen Leuten alles Unangenehme sagen!“ lachte die Maske entzückt auf. „Das ist ein Maskenball! O, wie glücklich bin ich hier und wie schön ist das Alles! Es ist wie ein Märchen. Niemandem darf man sonst die Wahrheit sagen und Dich kenne ich kaum seit fünf Minuten und darf schon unartig sein mit Dir! O, ich möchte auf alle Maskenbälle gehen!“

Der Champagner kam. Edmund bot der Maske ein Glas; sie nippte und sagte: „Nein, ich habe genug. Ich mag keinen Wein. Das macht schläfrig und ich will nicht schläfrig werden, ich will mich unterhalten! Ich will diese Stunde benutzen. Da sieh', wie das Alles umhertollt. Und dieser Bajazzo dort! Jetzt hat er sogar ein Rad geschlagen... Und wie nennt man denn die Masken mit den großen Gesichtern?“

„Das sind Galanteurs. Aber fürchtest Du nicht, daß Dich Madame Latour hier erblickt?“

„So nicht, wenn ich mich nach rückwärts setze. Und dann habe ich meine grüne Schleife abgenommen. Mache mich nur aufmerksam, wenn Du einen blauen Domino mit rother Mohnblume an der Schulter erblickst, hörst Du? Das ist dann Madame Latour. Sie geht sicher mit einem Herrn mit grauem Barte. Deswegen sind wir ja eben da. Papa hätte nie gestattet, daß wir diesen Maskenball besuchen — er meint, ich sei zu jung. Nun erfuhr aber Madame Latour, daß ein ehemaliger Freund von ihr hier sei — sie war einmal verlobt mit ihm gewesen und da wollte sie mit ihm sprechen, ihn intriguiren, ihn über sein Herz seit damals unerkannt ausforschen. So

bestellte sie ihn her und ging mit mir herein. Papa meint, wir wären bei Cousine Georgine. Madame Latour sagte mir beim Hereinkommen: Nun unterhalte Dich. Finden wir uns nicht früher zusammen, so treffen wir uns um elf Uhr unter der großen Uhr beim Orchester, um nach Hause zu fahren. Dann zeigte sie mir ihren einstigen Verlobten und machte sich an ihn an. Wie gut ist Alles gekommen! Ich hätte sonst sicherlich nie einen Maskenball gesehen! In der Pension maskirten wir uns auch — alljährlich einmal; aber Eins kannte das Andere. Das war doch langweilig? Am Maskenballe ist das doch das Schönste, daß man nicht gekannt wird und daß man zu Männern, die Einem gar nicht vorgestellt worden sind, Du sagen kann. Aber sage mir, wie heißest denn Du?"

Edmund mußte herzlich lächeln über das unbefangene Wesen, welches entzückt darüber war, durchaus nicht gekannt zu sein und ihm bald ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hätte. Man sah dem lieblichen Geschöpfe an, daß es von der ungewohnten Freiheit, von den Lichtern und von der Musik und von der Delice des Geheimnißvollen berauscht war, wie Leute von schweren Weinen berauscht werden.

„Du fragst mich, wie ich heiße? Und sagtest soeben selber, das Schönste sei hier, nicht gekannt zu sein?"

„O, bei Dir ist's etwas anderes, Du hast ja keine Larve?"

„Ich brauche keine Larve, weil ich mich vor keinem Papa zu fürchten habe, wie Du. Glaubst Du nicht, daß es ein Unrecht ist, ihn zu hintergehen?"

„Wie dumm Du bist. Madame Latour ist ja Schuld daran; und ich habe keine Schuld. Ich muß ihr ja folgen. Bist Du denn auch ein Hofmeister?"

„Warum?"

„Weil Du Lehren giebst, sobald man sich freuen will. Wenn das ist, suche ich mir jemand Andern."

„So ist Dir Jeder gleich, mit dem Du plauderst?"

„Das nicht. Du hast mir gleich gefallen. Und ich fürchte mich gar nicht mehr, seit wir beisammen sind — "

„Was hat Dir an mir gefallen?"

„Was? Das — das weiß ich nicht." Das Mädchen zögerte ein wenig, dann lachte sie wieder hell auf und sagte tollkühn: „Du bist ja hübsch!" Dabei wurde sie roth vom Halse auf bis zu den Spitzen ihrer schönen, kleinen Ohren, und sagte dann unbewußt vor sich hin: „Wie herrlich das ist — man darf Alles sagen! Ich möchte immer eine Larve tragen . . ."

Graf Edmund's Herz pochte zum Zerspringen. Er hatte noch nie im Leben so viel süßes Glück empfangen, wie aus der Nähe dieses reizenden Geschöpfes, dessen schwarzes Sammetlärvchen ihm das süßeste Geheimniß der Welt verbarg, während doch die kindlich frohe Seele desselben unverlarvt vor ihm dastand — ohne Hehl und ohne Schatten.

Er ergriff ihre Hand ünd küßte sie. Sie zitterte leicht und entzog sie ihm. „Was thust Du denn?"

„Ich bedanke mich!" sagte er. „Du hast mir ja ein Compliment gemacht. Wie böse ist es von Dir, daß Du mir verwehrst, Dir auch eins machen zu können!"

„Wie verwehre ich Dir's?"

„Ich möchte Dir sagen, daß Du schön seist, und Du trägst eine Larve."

„Ohne Larve wär's ja nicht lustig, und ich schenke Dir Dein Compliment. Und dann könntest Du mich am Ende einmal wiedererkennen und Dich rächen —"

„Rächen, wofür?"

„Weil ich grob war."

„Meine herzige Maske! Noch nie hat mich ein Geplauder so glücklich gemacht, wie das Deinige."

„Das ist eine Lüge."

„Wie so?"

„Du mußt ja doch eine Geliebte haben", sagte sie altklug. „Jeder Mann hat eine Geliebte."

Er lachte. „Ich habe keine. Mein Ehrenwort darauf."

„Was! Du bist nicht verliebt? Nun, Du hast ja das Recht, mich zu belügen. Wir sind ja auf einem Maskenball. Uebrigens, was kümmert's mich? Wir werden einander ja nie wiedersehen. Das heißt, Du sollst mich nie wiedersehen, Monsieur."

„Das ist recht grausam von Dir. Und ich möchte immer und immer um Dich sein können, ich möchte immer und immer Deine Stimme hören, ich möchte Dich nie lassen!"

Sie lächelte glücklich mit ihren weißen kleinen Zähnen unter den schwarzen Spitzenfalten hervor und wieder zog sich ein rosiger Schimmer von ihrem Nacken bis zu ihrem Kinn hinauf. Er sah und fühlte, daß es ihr Freude machte, Schönheiten zu hören.

„Du schmeichelst. Und wer schmeichelt, lügt."

„Hast Du nicht selber gesagt, das sei ein Recht auf dem Maskenball?"

„Du hast aber keine Larve."

„Richtig. Wir stehen nicht gleich. Wenn Du mir Dein Gesicht nicht zeigen willst, sage mir wenigstens Deinen Namen."

„Nicht um die Welt."

„Den Vornamen nur, damit ich Dich nennen kann."

„Gut. Ich heiße — Fanny."

„Wer hat Dir denn also gesagt, Fanny, daß Alles, was angenehm klingt, eine Lüge sei?"

Sie lachte wieder selig auf. „Wie schön das ist, wie prächtig das klingt, von einem ganz fremden Herrn blos Fanny genannt zu werden, ohne daß es unschicklich ist . . .! Wer mir das gesagt hat? Mein Gott, Alle . . ."

„Dein Vater?"

„Mein Vater? Nein. Der giebt mir nie Lehren. Der ist wie ein guter Kamerad zu mir . . . er ist nämlich General gewesen und ist recht lustig. Er liebt Alles, was frisch und frei ist. Es kommen fast lauter alte Militärs zu uns an den gewöhnlichen Abenden. Mich nennt Papa seinen Christel . . . Die guten Lehren habe ich alle von Madame Latour und vor ihr von den hochwürdigen Fräulein im Kloster sacré coeur. Das Schönste ist aber, daß wir Schülerinnen ihnen nie ein Wort von alledem geglaubt haben."

„Was! Von allen den schönen Lehren kein Wort?" rief Edmund drollig entsetzt.

„Natürlich nicht, denn sie lasen sie ja aus den Büchern, und da sie so unvorsichtig waren, uns auch einmal zu sagen: wir lögen wie gedruckt, so . . ."

„Ich begreife diese Logik. So kam es, daß Ihr den frommen Schwestern nichts geglaubt habt."

„Natürlich nicht! Da hätten wir viel zu thun gehabt! Wir hätten uns dann auch nie unterhalten können, nie Gedichte machen, nie Briefe schreiben, außer nach heim . . ."

„Und Ihr machtet Gedichte?"

„Wir Alle!" sagte Fanny stolz. Und noch stolzer fügte sie hinzu: „Ich am allermeisten."

„So, und an wen?" fragte Edmund und gab sich so ganz dem Zauber dieser klaren, süßen Stimme, der einfachen Grazie dieses lieblichen Geschöpfes hin. Welch' eine berauschende Lust lag für ihn darin, sie zu hören und zu sehen! Was machte ihm das Herz so weich und so selig, wie sie sprach? — „Und an wen?" wiederholte er.

„An wen!" sagte sie verächtlich. „An wen macht man denn Gedichte? An die Herren, die uns gefielen!"

„Und wer gefiel Euch denn?"

„Wer? Nun, der Geistliche, der Gärtner, der Cousin der Amélie Drollhof, der eine so schöne Uniform trug, der Zeichenlehrer, und es gab sogar welche, die den Gemüsemann interessant fanden."

„Und an alle die wurden Gedichte gemacht?"

„An Alle."

„Auch an den Gemüsemann?"

„Auch an den Gemüsemann. Da ließen sich ja eben die schönsten Bilder anbringen: vom Frühling, vom Blühen, vom Grünen . . ."

„Wie schade, daß ich nicht auch in's Institut kam."

„Weshalb?"

„Ich hätte Euch sicher auch gefallen — Allen —

„Wahrscheinlich!" lachte sie.

„Und jetzt?"

Sie wurde plötzlich wieder roth und schaute ihn verstört an durch ihre Larvenaugen. Es kam über dieses naive Gemüth wie ein jähes, instinctives Gefühl, daß in der Stimme des jungen Grafen zu viel Wärme, zu viel Dringlichkeit lag.

„Jetzt . . .", sagte sie leiser und warf das Köpfchen auf, „jetzt . . . jetzt erzähle ich Dir nichts mehr. Du fragst immer, und ich bin so dumm, Dir zu antworten. Ich muß den Maskenball benutzen. Jetzt erzähle Du mir von Dir."

„Von mir? Wird Dich denn das interessiren?"

„O gewiß! Und wie!" sagte sie eifrig und faltete ihre kleinen, weißbehandschuhten Hände über dem Fächer und schaute ihn mit ihren hellen braunen Rehaugen vertrauend und groß an. „Ich muß ja doch etwas zu erzählen haben daheim . . . Madame Latour wird mich fragen . . . Und dann . . . Ich möchte gern Alles über Dich wissen. Sind wir nicht gute Freunde? Hast Du mich nicht in Schutz genommen? Erzähle doch. Ich . . . ich möchte gern an Dich denken können. Und wissen, wie Du heißt."

Seine Hand ruhte auf der ihrigen und sein Auge versank in dem ihrigen. „Das ist bald erzählt", sagte er sanft, einfach. „Ich heiße Graf Edmund Reipar. Und ich habe keine Eltern mehr. Ich bin sehr reich. Ich habe einen geistlichen Hofmeister gehabt, der mich den Glauben lehrte. Aber ich war von Natur aus nie recht gläubig. Ich habe immer froh gelebt, und ich war

oft verliebt. Aber wie es ist, wenn man Jemanden so recht innig gern hat, das fühle ich erst in diesem Augenblick. Denn die Frauen, die mir werth waren bisher, hatten sämmtlich rothe Chignons, und die Röthe, die nicht mehr auf ihrer Stirn thronte, färbte fingerdick ihre Wangen."

Sie entzog ihm ihre Hand. Nicht heftig, sondern sanft, leise. Er fuhr fort, sich nahe zu ihr beugend, und er sprach unwillkürlich wie ein Kind zum Kinde.

„Ich habe auch einen Freund. Er ist Priester in einem kleinen verlorenen Marktflecken und heißt Pater Benignus. Und jetzt bin ich hier in der Stadt, um den Winter da zu verbringen. Ich habe in meinem Leben nur eine glückliche Zeit verlebt — und das war in Italien. Dort scheint die Sonne gar so goldig schön auf wehende Gebüsche, die voller rosiger Blumen stehen. Heute aber scheint mir dieses Haus, diese Stadt viel schöner noch als Italien, weil Du da bist, weil ich Dich kennen lernte." Sie hatte aufmerksam, andächtig zugehört. Wie er jetzt schwieg, erwachte sie gleichsam.

Zwischen ihren Lippen blitzten ihre weißen und spöttischen Perlenzähne hindurch. „Du kennst mich ja nicht! Aber ich kenne jetzt Dich."

„Soll ich Dich nie wiedersehen?"

„Wiedersehen . . .", sagte sie zögernd, leise.

„Fühlst Du denn nicht, daß ich Dich wiedersehen muß?" rief er heftig, hastig. „Daß ich . . . daß ich Dich lieb habe?" Dabei ergriff er wieder ihre Hand.

Sie lachte. „Wenn das Madame Latour hören würde!" sagte sie lustig.

„Ach, lassen wir Madame Latour, und höre mich an! Ich will Dir wahrhaftig nichts Schlimmes sagen, Fanny!" fuhr er hastig, eifrig, aus voller Seele sprechend, fort. „Du bist ein Mädchen und bist frei. Dein Vater ist ein guter Mann. Und Du hast noch keinen Bräutigam?"

„Nein", sagte sie lächelnd, „ich habe keinen Bräutigam."

„Nun und ich, ich bin frei, reich, jung und wie ich glaube, ein ehrlicher Mann. Und ich habe Dich liebgewonnen! O, wende Dich nicht ab! Weshalb sollte ich Dich also nicht wiedersehen dürfen, weshalb wolltest Du mir nicht Dein Gesicht zeigen? Darf ich Dich nicht wiedersehen?"

„Vielleicht. Sage mir Deine Adresse. Vielleicht mache ich's möglich bei Papa und schreibe Dir's unter Deinem Namen poste restante. Aber Du mußt mir Eins versprechen mit Deinem Ehrenwort: es ist jetzt schon elf Uhr. (Sie hatte eine kleine, brillantenbesetzte Uhr, die wie ein Büschel Strahlen leuchtete, hervorgezogen.) Ich muß Madame Latour suchen und heimfahren. Versprich mir, daß Du noch eine Viertelstunde hier sitzen bleibst, daß Du mir nicht folgst, daß Du hier von mir Abschied nimmst. Versprichst Du mir das? Mit Deinem Ehrenwort?"

„Alles, Fanny. Nur versprich Du mir zwei Sachen: daß ich Dich wiedersehen werde . . ."

Sie lächelte wieder und reichte ihm frank und ehrlich ihr Händchen und sagte rasch, wahr: „Ja. Ich verspreche Dir's. Auf Ehre. Was noch?"

„Und daß Du mir Dein Gesicht zeigst."

Er dachte, sie würde sich sträuben. Aber sie löste ihre Larve und schaute ihn an

Eine Seligkeit ohne Namen zog in sein Herz. Er erblickte das Gesicht eines Engels. So hell, so treu, so rosig von kindlicher Lust und Fröhlich-

keit — und kaum achtzehn Jahre konnten diese herzigen Lippen dem Leben gelächelt haben.

Aber wie er sich erhob wich sie zurück und stand schon unter der Logenthür. Ihre Augen fanden sich. Er war wie wehrlos vor ihrer Lieblichkeit. Und sie senkte langsam den Blick.

„O! bleib'! Bleibe noch!" bat er wie dürstend.

„Nein, Herr!" sagte das reizende Geschöpf, sehr stolz und ernst werdend durch ihr frohes Lächeln hindurch: „Jetzt dürfen Sie mich nicht mehr duzen; das würde sich nicht mehr schicken, weil Sie mein Gesicht gesehen haben und ich keine Maske mehr bin für Sie. Mein Versprechen werde ich halten, wir sehen uns wieder. Jetzt halten Sie aber vor Allem das Ihrige und folgen Sie mir nicht. Gute Nacht." Damit nahm sie die Larve wieder vor und hob die Portière der Loge. Dann wandte sie sich aber wieder um, wie er ihre Hand faßte und diese an seine Lippen drückte, und sagte zögernd, aber doch wieder mit der alten, fröhlichen Hast in der Stimme: „Und noch Eins, mein Herr. Ich möchte Sie nicht gern belogen haben, ich heiße nicht Fanny, sondern Christine. Hören Sie?"

Damit verschwand sie.

Er folgte ihr nicht. Er faßte die Portière mit leicht zitternder Hand und hielt sie zusammen, um dem Drange seines Herzens zu widerstehen. Er schloß die Augen; was gab es nun noch zu sehen um ihn? Und er horchte noch lange dem Echo der süßen Stimme, die tausendfach in seinem Herzen wiedertönte. Dann öffnete er wie erstaunt und aufathmend seine Augen, da war Alles um ihn wie vor einer Stunde: Lichter, Lärm und die Maskerade. Und nur er war ein Anderer geworden.

Er liebte.

* * *

Welch' eine schöne Nacht war es, die Graf Edmund nach diesem Balle daheim dem Morgen entgegenwachte! Seine Zimmer lagen im ersten Stockwerk des Gasthofs und führten auf einen glasgedeckten Hof, wo die Gäste ihr Frühstück einzunehmen pflegten. Ein Wald von Oleanderbäumen umgab da die verschiedenen Tische und Stühle, und da die Glastafeln der Krystalldecke geöffnet waren, so drang der süße, mandelartige Duft der Oleanderblüthe ungehindert in die Höhe. Es war um Mitternacht schon ruhig und still in diesem fashionablen Gasthaus. Edmund hatte kein Licht angezündet und er hatte blos den Rock abgeworfen. Er saß am offenen Fenster seines Schlafzimmers, umfluthet von den Silberwellen eines grellen, großen Mondes.

Wußte er, daß er Christine liebe? Vielleicht nicht. Die wahre, echte, erste, die einzige Liebe des Männerherzens, die so blitzgleich und ungerufen in das Leben tritt zu ungeahnten Stunden, die macht sich selten ihr eigenes Dasein klar, sowie das Kind nicht philosophirt, sondern einfach liebt. Aber Eines wußte Edmund, er fühlte es tief und unabweisbar: daß sein Leben fortan Stunde für Stunde verknüpft sei mit dem ihrigen. Daß sein Leben ohne sie fortan morsch und verfallen sein würde, sowie es noch gestern ziellos und farblos gewesen war trotz all' seinem Jugendfrohmuthe. O süße Kette, die er an seiner Seele fühlte — o selige Gefangenschaft der echten Liebe, du bist ja so viel herrlicher als die liebeleere Freiheit! Edmund fühlte sein Herz überströmen in Sehnsucht und Freude. Wie lange währte diese

Nacht? Wann sollte er sie wiedersehen? Es kam wie eine plötzliche Angst über ihn; sollte sie ihn vielleicht getäuscht haben? Sollte er sie nicht wiedersehen? Aber nein. Sie hatte nicht gelogen, wie sie ihm gesagt hatte: „Ich gebe Dir mein Wort darauf, wir sehen uns wieder. Wie wahr, wie kindlich, wie offen war ihr Sinn und wie wunderlieblich war ihr Kindergesicht! O Du braunes Köpfchen, wenn Dich einst Edmund's Hände fassen und Du willig stillhalten mußt zu einem Kuß, der Deine klaren Augen schließt — gab es dann eine Seligkeit gleich dieser für sein erwachtes, berauschtes Männerherz, das sich keusch erhalten hatte in seinem innersten, unentweihten Wesen?

Er dachte nur einen Augenblick daran, daß die Unschuld eine Lüge, daß dieses Lachen eine Komödie gewesen sein könnte. Nur einen Augenblick hindurch kam ihm der Gedanke an die halbvergessene Prophezeiung vom diable rose . . . Aber nein, er war ja nicht taub oder blind, selbst in seiner Liebe nicht; er kannte die Weiber und er kannte das Leben. Die Schuldlosigkeit läßt sich nicht heucheln von einer Schuldbewußten, die Reinheit läßt sich nicht spielen von einer Erniedrigten — höchstens auf der Bühne, wo die Schminke, die Rampe und das Wort des Dichters zwischen der Komödiantin und dem Zuschauer stehen. „Und selbst wenn das Unmögliche möglich wäre!" sagte sich sein muthvoll und lebenssehnsüchtig und liebeshell gewordenes kühnes Herz. „Und selbst wenn sie, anstatt ein Kind zu sein, eine Gesunkene wäre . . . ich liebe sie! Ihr Blick macht mir das Herz erbeben, ihr Lächeln macht meine Seele jauchzen, der Ton ihrer Stimme öffnet mir den Himmel . . . Ich werde sie an mein Herz nehmen — zu mir herab, wenn sie ein Engel, zu mir herauf, wenn sie eine Schauspielerin ist.

* * *

So kam der Morgen. Rosig, freundlich, der prächtigste Herbstmorgen, der sich denken läßt. Aber er konnte nicht daheim bleiben, und der Lärm der Gassen störte ihn. Er mußte gute Menschen sehen — glückliche und gute Menschen.

Der, den er in Wien am liebsten hatte, war Major Baron Ernst Lodes vom Generalstabe, der frische, chevalereske und gemüthvolle Officier. Und den suchte er auf. Er machte große Toilette und wählte die Mittagsstunde, denn Major Lodes hatte seit ihrem letzten Beisammensein geheirathet — eine Tochter des General en retraite Grafen Fischer. In der Wohnung seines guten Freundes angekommen, sandte er durch den Bedienten seine Karte hinein.

Der Herr Major, ein junger, bezaubernd schöner, stattlicher Officier, war eben im Begriff auszurücken en pleine parade — es gab große Kaiserrevue — aber er empfing Graf Edmund säbelklirrend, goldblitzend und mit aufrichtiger Freude im Salon.

„Endlich kommst Du, mein Alter! Ich wußte schon seit gestern, daß Du in der Residenz bist . . . Hoffentlich bleibst Du uns hier . . . Ich muß leider fortlaufen — mein Nyajas steht gesattelt im Hofe — Revue . . . Womöglich erwarte mich zurück . . . Du dinirst vielleicht mit uns? Ich lasse Dich bei meiner Frau — da . . ."

Damit trat eine schöne achtzehnjährige junge Dame im türkischbunten Hauskleid vor mit freundlichem Lächeln. „Hier, mein bester Freund, Graf Edmund Nespar, liebe Christine", sagte der Major zu seiner reizenden jungen

Frau, die sich vor Edmund neckisch lächelnd verneigte und ihm unbefangen die Hand reichte.

Graf Edmund ergriff dieselbe — nicht um zu grüßen, sondern um einen Halt zu haben für den jähen Schwindel, der ihn ergriff . . . Die Baronin Major Lodes war — der rosa Domino von heut' Nacht!

Die Majorin sagte ihren hausfrauenhaften Willkomm ganz unbefangen mit ihrer silberklaren Stimme und ihrem frohlebigen, mädcheuhaften Lächeln. Der Major, wie er sich entfernte, faßte Graf Edmund brüderlich um die Taille, und wie er ihn so an die Thür mitzog, flüsterte er ihm zu: „Du kennst Christel ohnedies schon von heute Nacht — vom Maskenball. Sie bettelte so lange, daß ich ihr einmal einen Maskenball zeigen sollte, bis ich ihr's erlaubte. Das arme Kind ist immer im Kloster gehockt und hat eine solche Lebensfreude in sich, in dieser ihr neuen und fremden Welt, in der sie sich so glücklich fühlt. Denn wir sind namenlos glücklich, Freund. Sie ist ein Engel und ich bete sie an. O! Es giebt einen Himmel auf Erden! — Ich begleitete sie als schwarzer, verhüllter Galanteur auf die Redoute; sie wollte aber ein Abenteuer haben — sie wollte lügen, intriguiren, verfolgt werden; das war nun ein Dilemma; da erblickte ich Dich: „Da!" sagte ich, „diesen Herrn intriguire." Und wie Ihr in die Loge tratet, postirte ich mich ruhig an's Buffet und wartete blos, bis mir Christel ein Zeichen gab. Sie erzählte mir, wie gut Ihr Euch unterhalten habt — Du machtest ihr den Hof auf Leben und Tod — necke sie jetzt nicht zuviel darüber! Das wird noch manchen Spaß geben diesen Winter — denn Du bist doch unser täglicher Gast, mein Edmund?"

Edmund antwortete etwas. Der stattliche junge Major umarmte ihn noch einmal, küßte dann seine junge Frau und sagte: „In zwei Stunden au revoir! Du weißt ja, Herzensfreund: Herrendienst vor Herzensdienst!"

Damit blieb Graf Edmund mit Baronin Lodes allein.

Die Baronin war noch lächelnder, frischer, herziger als in ihrem Domino. Sie war sehr roth und ein wenig verlegen. Aber nur einen Augenblick. Sie bot ihrem Gast einen Sitz an, und da er nicht zuerst sprach, so fing sie zu plaudern an, mit demselben reizenden Lachen, das ihn auf dem Ball so entzückt hatte. „Nun, Graf, Sie sehen, daß ich Wort gehalten habe, und daß wir uns wiedersehen. War das nicht ein schöner Maskenball? Und ich wußte, wer Sie seien, und mein lieber Mann sagte mir: Mit dem darfst Du Dich unterhalten. Und wie gut habe ich mich unterhalteu! Und Sie auch, nicht wahr?"

Sein Herz schmerzte ihn zum Zerspringen: er hätte aufschreien und aufjammern mögen; und er starrte sie an und sah, daß sie ein kindliches, ahnungsloses, ehrliches Geschöpf sei, das nichts Böses gewollt hatte . . .!

Er war so blaß, daß sie mitten in ihrem Lachen innehielt.

„O! Sie haben sich gut unterhalten, Baronin? Wie mich das freut."

„Ich hatte nie einen Maskenball gesehen, wissen Sie, Graf", sagte sie mit frischem Muthe. „Mein guter Ernst gestattete es mir erst diesmal. Und es war so herrlich!"

„Aber warum haben Sie mich so belogen?" brach er aus, und ein namenloser Jammer klang aus diesen Worten.

Sie schaute ihn heiter an. „Weil ich immer gehört habe, man gehe nur auf Maskenbälle, um Andere zu belügen. Weshalb nähme man sonst eine Larve? Und ich log, was mir gerade beifiel . . . Das heißt, was ich Ihnen

erzählte, war alles Wahrheit, mir fiel nichts Falsches ein, aber ich verschwieg Ihnen nur, daß ich schon verheirathet sei. Das war so lustig. War das etwas Schlechtes?"

„Nein", murmelte er muthlos und matt.

„Aber . . .", sagte sie. Sie sind jetzt nicht so freundlich wie heut' Nacht. Ich habe ja nichts Böses damit gemeint."

Seine Hand ruhte auf seinem wildstürmenden Herzen. „Sie haben nichts Böses damit gemeint!" sagte er bitter.

Das liebliche Geschöpf war jetzt wirklich eingeschüchtert. „Sind Sie böse auf mich?" fragte sie.

„Böse!" murmelte er. Er ergriff ihre Hand und führte sie an seinen Mund. Seine Lippen zitterten auf derselben. Seine Brust hob sich wie im Schluchzen.

Sie wurde furchtsam. Ein Etwas in ihrem kindlichen Herzen fühlte ein Weh in ihrer Nähe.

„Verzeihen Sie . . . gnädige Frau, wenn ich mich entferne", sagte er gepreßt. „Mir ist nicht ganz wohl . . . Ich leide am Schwindel. Entschuldigen Sie mich bei meinem Freunde. Ich werde wiederkommen." Er küßte noch einmal ihre Hand, aber flüchtig, und empfahl sich.

Sie eilte ihm einen Schritt nach und sagte unwillkürlich mit der ganzen Offenheit ihres treuherzigen Naturells: „Ich sehe, es thut Ihnen weh, daß ich einen Scherz machte. Es verdrießt Sie! Bitte . . . Können Sie mir's verzeihen?"

Er wandte sich auf der Schwelle um. In seinem Blicke glühte es wie eine Hölle, wie eine Flamme. War es Liebe oder Haß? Aber er konnte dem lieblichen Wesen keine Antwort geben auf ihre Bitte.

* * *

Es war das letzte Mal, daß er sie sah. Graf Edmund reiste noch an demselben Tage ab — nach Paris.

Er lebte dort sehr laut und stets in großer Gesellschaft. Er hatte oft einen Champagnerrausch. Während eines solchen besuchte er am Arme einer Cora Pearl und eines Theaterdichters den Mabilleball und erzählte ihnen die Affaire eines Menschen, der sich in einen rosenfarbenen Domino verliebte, ernstlich verliebte, und der dann entdeckte, daß die reizende Maske —

„Eine Leichtsinnige sei!" rief der Poet . . . „Ich schreibe eine Komödie darüber! Das ist ein prächtiger Stoff. Der Held verliebt sich in eine Maske, die sich unschuldig stellt, und zuletzt stellt es sich heraus, daß sie eine leichtfertige Komödiantin ist . . ."

Graf Edmund nickte lachend. „Jawohl! Das ist eine pikante Lösung!" Und für sich dachte er, während er langsam in Absynthträume versank: „Als ob in dieser Enttäuschung ein so großes Elend läge, wie ich es in meinem Herzen trage . . .!" Graf Edmund Nespar ist seit jenem Winter stets auf Reisen. Man bemerkt, daß er die Frauen haßt, die stärksten Weine liebt und sehr langsam und schwerfällig redet. Er langweilt sich und Andere.

Eine gute That geht nie verloren.

Proverbe von **George Sand.***)

Deutsch von *F.* von Hohenhausen.

Personen.

Anna von Louville	Herr von Valroger
Louise von Trémont	Herr von Louville.

Scene: Ein Salon im Schlosse zu Louville.

Erste Scene.

Louise. Anna.

Anna (stehend, heftig bewegt). Kurz und gut, Du magst sagen, was Du willst, ich werde ihn durchaus nicht annehmen!

Louise (sitzend, an einer Stickerei beschäftigt ruhig). Aber weshalb nicht?

Anna. Ein Mann wie er, der danach trachtet, die Frauen zu compromittiren, ist der natürliche Feind aller anständigen Frauen!

Louise. Sage mir doch, ich bitte Dich, was heißt das eigentlich, dies gefährliche Wort: eine Frau compromittiren?

Anna (ärgerlich und erstaunt). Richtest Du diese Frage der Unwissenheit ernsthaft an mich?

Louise. Ganz ernsthaft, ich bin wirklich ganz unwissend.

Anna. Aber das weiß ja Jedermann, wo hast Du denn gelebt?

Louise. Du fragst, statt zu antworten — es muß also wohl sehr schwer sein, zu antworten.

Anna. O nein, gar nicht — ein Mann, der uns compromittirt, ist ein — Mann — nun, ein Mann wie Herr von Valroger —

Louise. Diese Definition macht mich nicht klüger, ich kenne ihn nicht.

Anna. Hast Du ihn nie gesehen?

Louise. Wo sollte ich ihn gesehen haben? Sein Stern ist erst aufgegangen seit ich nicht mehr in die große Welt gehe, seit meiner Witwentrauer.

Anna. Und ich kenne ihn auch nicht, weil wir den ganzen Winter hier auf dem Lande waren, mein Mann aber kennt ihn und behauptet, er sei ein wahrer Lovelace.

Louise. Ach, diese Sorte giebt es nicht mehr, Dein Mann hat Dich aufgezogen.

Anna. Nein, das glaube ich nicht, er wollte mich ernstlich vor ihm warnen und würde gewiß sehr böse sein, wenn ich in seiner Abwesenheit diesen Besuch annähme.

---

*) Die letzte in Deutschland bisher unbekannte dramatische Arbeit der verewigten Dichterin. Die Red.

Louise. Dann hast Du allerdings wohl gethan, ihn nicht anzunehmen. Sprechen wir nicht mehr davon.

Anna. Aber es hindert uns ja Niemand von ihm zu sprechen —

Louise. Wir wissen ja nichts über ihn zu sagen, da wir ihn Beide nicht kennen.

Anna. Freilich würden wir nur Böses von ihm sagen können, wenn wir ihn kennten!

Louise. Es ist also beinahe ein Glück, daß wir ihn nicht kennen.

Anna. Wie Du übertreibst — (sie geht an's Fenster und sieht neugierig hinaus) — sieh nur, er ist abscheulich!

Louise. Wer denn?

Anna. Nun, er, diese gefährliche Männerschönheit, Herr von Valroger, er ist häßlich!

Louise. Aber wie kommt er denn in den Park, da er doch eben erfahren hat, daß Du ihn nicht annehmen willst.

Anna. Er wird wenigstens den Park bewundern wollen, da er mich nicht zu sehen bekommt, und der Gärtner hat ihn gewiß für ein Trinkgeld hinein gelassen, es ist abscheulich — ich werde ihn fortjagen —

Louise. Herrn von Valroger?

Anna. Nein, den Gärtner, er hat mich ja förmlich für Geld sehen lassen!

Louise. Das wäre wirklich fortgeworfenes Geld —

Anna (empfindlich). Du findest, daß mein Gesicht nicht soviel werth ist?

Louise. Er hätte es ja umsonst sehen können, wenn Du Dich hier am Fenster zeigst.

Anna (rasch den Vorhang zuziehend). Er hat mich noch nicht erblickt!

Louise. Dann hat er es nicht gewollt, er scheint weniger neugierig zu sein als Du

Anna. Du bist also gar nicht neugierig auf einen Mann, von dem so viel gesprochen wird? Sieh nur, da geht er, ganz nah — (den Vorhang erhebend).

Louise. Ei freilich, wenn man es umsonst haben kann — (sie sieht durch das Fenster) — ich bin aber gar nicht Deiner Meinung, ich finde ihn hübsch —

Anna. Welche Geschmacksverirrung!

Louise. Du kannst ihn also nicht ausstehen, den armen Herrn von Valroger?

Anna. Und Du wirfst Dich zu seiner Beschützerin auf —

Louise. Wieso?

Anna. Nun, Du wünschest offenbar nichts dringender, als daß ich ihn empfange.

Louise. Das wäre allerdings vielleicht besser, als ihn so ungern abzuweisen.

Anna. Du sprichst doch wohl nur von Dir!

Louise. O nein, mir kann es ganz einerlei sein, ob Du ihn annimmst oder nicht, sein Besuch wird mir nicht entgehen, er hat bereits bei meiner Mutter um die Erlaubniß dazu bitten lassen.

Anna. Und Du wirst ihn annehmen?

Louise. Gewiß!

Anna. Ja freilich, Du bist Witwe, Du hast Kinder und . . .

Louise. — Und, sage es nur, ich bin viel weniger jung als Du, ich nehme das nicht übel, im Gegentheil, wenn man sich in meinem Alter nichts vorzuwerfen hat, zählt man die Jahre mit Vergnügen.

Anna. Ah, Du kokettirst mit Deiner Tugend.

Louise. Liebes Kind, Du wirst dies Vergnügen auch noch kennen lernen, vorausgesetzt, daß Du die übermäßige Neugierde ablegst.

Anna. Wie meinst Du das; ich verstehe Dich nicht!

Louise. Du weißt ja, daß die Neugier eine Unruhe, eine Krankheit der Seele ist. Die Tugend aber ist Ruhe und Gesundheit!

Anna. Ah, das wird gut, Du willst mir eine Predigt halten!

Louise. Nun ja, man liebt das, wenn man älter wird!

Zweite Scene.

Anna. Louise. Ein Bediente.

Der Bediente. Der Herr Marquis von Valroger läßt fragen, ob die gnädige Frau ihn annehmen will.

Anna. Noch einmal! Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich ausgegangen sei?

Der Bediente. Ich habe es ihm gesagt, aber er hat die gnädige Frau am Fenster gesehen und denkt, sie wäre zurückgekehrt —

Anna. Das ist unverschämt, sagen Sie, daß ich nicht zu sprechen sei.

Louise (zum Bedienten). Warten Sie! (Leise zu Anna.) Nimm ihn an.

Anna (leise). Ah, also Du willst es doch! (Zum Bedienten.) Führen Sie den Herrn herein! (Der Bediente ab)

Louise. Ja, ich wünsche es, daß Du diesen gefährlichen Mann siehst, um mit mir zu erkennen, daß für ehrbare Frauen niemals Gefahr vorhanden sein kann.

Anna. Aber was wird mein Mann sagen — freilich hat er mir nicht verboten, ihn anzunehmen —

Louise. Dein Mann achtet Dich zu sehr, um sich über so etwas zu beunruhigen — auch bin ich ja bei Dir!

Der Bediente (meldet). Der Herr Marquis von Valroger!

Dritte Scene.

Louise. Anna. Valroger.

Valroger (zu Anna). Wenn ich so kühn war, darauf zu bestehen, Sie zu sprechen, gnädige Frau —

Louise — So war es, weil Sie mich am Fenster erblickten (leise zu der erstaunten Anna), laß mich nur machen!

Valroger (auf Anna deutend). Es war die gnädige Frau, welche ich sah —

Louise. Sie ist meine Freundin, Frau von Trémont; Sie sind hier in meinem Schloß und ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so lange warten ließ.

Valroger (spottend). Sie sind sehr gütig, sich zu entschuldigen, gnädige Frau, ich habe gar nicht bemerkt, daß ich wartete!

Louise. Man hatte gesagt, ich sei ausgegangen, es war die Unwahrheit.

Valroger. Sie sind sehr offenherzig, gnädige Frau; ich muß mir also sagen, daß es Ihre erste Empfindung war, mich zur Thür hinauswerfen zu lassen.

Louise. Ja, das ist wahr!

Valroger. Also ein für alle Mal?

Louise. Sie sehen, ich habe meine Absicht geändert.

Valroger. Es macht mich sehr glücklich, aber wem danke ich —

Louise. Hier bei meiner Freundin müssen Sie sich bedanken, sie hat mir soeben sehr viel Gutes von Ihnen erzählt.

Anna. Ah, das ist zu arg. (Louise macht ihr Zeichen, still zu sein.)

Valroger. Ich bin Ihnen also noch mehr verpflichtet als der gnädigen Frau hier —

Anna (trocken). Sparen Sie Ihren Dank, ich verdiene ihn nicht.

Valroger (spöttisch). Ah, gnädige Frau, Sie sagen mir das mit einem Ton — ich schwebe wahrhaftig zwischen Furcht und Hoffnung.

Anna (stolz). Hoffnung? Auf was?

Louise. Die Hoffnung uns zu gefallen! (Sie reicht Valroger die Hand.) Nun, Herr Marquis, das ist geschehen, Sie gefallen uns ganz außerordentlich.

Valroger. Wirklich (er küßt ihr die Hand, bei Seite), komische Frau!

Louise. Wie sollte das anders sein; ich wußte ja bisher nicht, daß Sie ein so vortrefflicher Mensch sind, daß Sie unsere Armen mit Wohlthaten überhäufen, meine Freundin hat es mir eben erst erzählt.

Valroger (zu der erstaunten Anna). Wie, Sie wußten, daß — wahrlich, da bin ich leichten Kaufs zu einem guten Ruf gekommen! Ich habe wirklich sehr wenig Verdienst dabei —

Louise. O, es ist ein großes Verdienst, wenn man mit Zartheit und Verständniß zu geben vermag. Für uns Frauen mag das nicht viel bedeuten, wir haben ja nichts Anderes zu thun, aber für einen Lebemann, der in dem Taumel der Weltfreuden nicht untergeht, der noch an Andere denkt, kein Egoist wird — ah, ich sehe, ich mache Sie ganz verlegen mit meinen Lobsprüchen — es ist genug, ich mußte Ihnen diese Erklärung geben für mein Benehmen, wir wollen nicht weiter davon reden!

Valroger. Nein, gnädige Frau, da Sie es auf diese Weise aufgefaßt haben, will ich auch nun Alles wissen; also eh Frau von Trémont die Güte hatte, Ihnen zu sagen, daß ich ein Engel sei, hielten Sie mich für einen Teufel und wollten mich durchaus nicht in das Heiligthum Ihres Salons einlassen?

Louise. Sie sollen Alles wissen, denn Sie haben zu feine Sitten, um mich zu fragen, woher ich meine Nachrichten über Sie erhielt. Man versicherte, Sie seien boshaft.

Valroger. Boshaft? Das ist ein schreckliches Wort — das müssen Sie mir erklären, gnädige Frau.

Louise. Ich will Ihnen sagen, was ich darunter verstehe. Wer boshaft ist, hat Haß im Herzen — man beschuldigt Sie, die Frauen zu hassen!

Valroger. Wie ist es möglich, die Frauen zu hassen!

Louise. Ist es nicht Haß, wenn man Vergnügen daran findet, ihnen zu schaden, sie zu compromittiren? Wenn man daran schuld ist, daß die Frauen die Achtung und das Zutrauen verlieren, welche man ihnen schuldig

ist, wenn man sie unglücklich macht, ihnen das größte Uebel zufügt — ist das nicht boshaft? Besitzt man dann nicht ein böses Herz?

Valroger. Ja gewiß; aber wenn nun eine Frau ein böses Herz besitzt?

Louise. Dann ist sie eine kalte Kokette, darauf verlassen Sie sich.

Valroger. Das ist seltsam, wissen Sie, Frau von Louville, daß ich auch allerlei über Sie gehört habe? Man behauptet, Sie seien kalt, kokett —

Anna (sich verrathend). Ich?

Valroger (die Mystification bemerkend). Sie! (Beiseite) Gut, ich sehe, daß die Damen sich auf meine Unkosten einen Scherz erlauben — (laut zu Anna.) O nein, Frau von Trémont, Sie gelten mit Recht, davon bin ich überzeugt, für eine aufrichtige, freundliche Dame, aber Ihre Freundin, die Frau von Louville, die mir soeben auseinandergesetzt hat, daß ich ein Ungeheuer sei, sie gilt selbst für ein solches!

Anna. Wahrhaftig, das ist eine schöne Anklage, wie können Sie so etwas sagen? (Zu Louise) Und Du zürnst nicht einmal?

Louise. Dadurch würde ich ja beweisen, daß ich mich getroffen fühlte.

Anna. Aber Herr von Valroger hat es geglaubt und glaubt es noch immer.

Louise. Wirklich? Antworten Sie doch!

Valroger. Eh, eh!

Anna (wüthend). Was sagen Sie: eh, eh? Was soll das heißen?

Valroger. O, o, o —

Anna. Aber das sind ja keine Antworten!

Valroger (achselzuckend). Ja, was soll ich antworten, gnädige Frau! Das Gesicht Ihrer Freundin trägt einen himmlischen Ausdruck, und die Art, wie sie mich empfangen hat, könnte einem Neuling den Kopf verdrehen, aber ich weiß leider aus Erfahrung, daß solche engelgleiche Frauen die gefährlichsten sind; sie thun Alles, um uns zu ihren Sclaven zu machen, und wenn wir ihnen zu Füßen liegen, ziehen sie die rosenfarbenen Schuhe aus und zeigen uns die Teufelskrallen!

Anna. Aber wenn Sie eine so schlechte Idee von uns haben, wenn Sie besonders — von meiner Freundin so denken, weshalb drängten Sie sich denn zu diesem Besuch, den Niemand von Ihnen gefordert hat, so viel ich weiß —

Valroger. Ich bitte um Verzeihung, ich bin geradezu gezwungen worden, hier zu erscheinen — es war eine Art Herausforderung —

Anna (erstaunt). Das wußte ich freilich nicht —

Valroger. Nein, Sie können es nicht wissen, aber vielleicht weiß es Herr von Louville —

Louise. Ich vermuthe den Zusammenhang. Ich habe, ohne Sie zu kennen, schlecht von Ihnen gesprochen, ich glaubte den Klatschereien anderer Leute. Ich ärgerte mich, daß Sie, verwöhnt durch leichtsinnige Frauen, auch jede rechtschaffene Frau erobern zu können glaubten; ich hatte zwar gesagt, ich würde niemals Ihre Besuche annehmen, aber ich brannte doch vor Begierde, Ihnen zu beweisen, daß ich mich nicht vor Ihnen fürchtete. Dies hat man Ihnen unzweifelhaft hinterbracht und auf diese Herausforderung hin sind Sie hierher gekommen.

Valroger. Das ist wenigstens eine aufrichtige Erklärung.

Louise. Ich bin immer aufrichtig, darin liegt meine Koketterie.

Anna. Ich hasse jede Art von Koketterie!

Louise. Und ich gestehe ein, daß wir Frauen sämmtlich kokett sind! Es ist wirklich besser, daß wir unsere Fehler zugeben, als daß wir sie uns bei jeder Gelegenheit vorwerfen lassen. Ja, es ist wahr, wir sind Alle ein wenig verdreht, so lange wir jung sind. Wir sind berauscht von dem Hochmuth der Schönheit, wenn wir schön sind, und von dem Stolz der Tugend, wenn wir tugendhaft sind, aber wenn wir beides besitzen, dann kennt unsere Eitelkeit keine Grenzen mehr und ein Mann, der an unserer Festigkeit zweifelt, wird als unser Todfeind betrachtet, wir wollen ihn um jeden Preis besiegen, und um ihn zu überwinden, müssen wir ihn in uns verliebt machen. Was wäre seine Anbetung werth, wenn er nicht Opfer zu bringen vermag, wenn er nicht für seine Zweifel an uns bestraft wird? Wir unternehmen also einen Kampf auf Leben und Tod, wir wagen es, uns mit ihm in eine Nußschale zu setzen und auf dem stürmischen Meer, welches man „die Liebe" nennt, umherzufahren. Wir spielen dort mit der Gefahr, wir umschiffen manche Klippe und scheitern doch oft plötzlich durch irgend ein Ungefähr, eine kindische Eifersucht, eine gekränkte Eitelkeit oder sonst etwas. Auf diese Weise enden meistens diese Kämpfe. Man fängt damit an, sich zu hassen, dann sich anzubeten und zuletzt sich zu verachten! Es wäre doch so viel leichter und natürlicher, sich höflich zu begegnen, freundlich zu begrüßen und nicht die beiderseitige Eitelkeit herauszufordern.

Anna (ironisch). Meine Liebe, Du redest ja wie ein Buch; ich, die ich für eine einfache, friedliche Frau gelte, begreife den Zweck Deiner Rede nicht, meine Erfahrungen gehen nicht soweit, um Deine Beichte zu verstehen, ich überlasse es Dir also, die Absolution vom Herrn Marquis zu erbitten, ich ziehe mich zurück —

Louise. Ohne ihn zu Dir einzuladen?

Anna (ärgerlich). Wie sollte ich dazu kommen; er würde sich dann allzu viel einbilden, da Du ihm gesagt hast, ich hielt ihn für einen Engel.

Valroger. Erlauben Sie mir wenigstens, gnädige Frau, daß ich auf Schloß Trémont einen Versuch machen darf, Sie bei Ihrer guten Meinung zu erhalten?

Anna (spottend). Ja, ja, kommen Sie nur nach Trémont — (leise und heftig zu Louise) — wohin ich nie wieder einen Fuß setzen werde!

(Eilig ab.)

Vierte Scene.

Louise. Valroger.

Louise. Merken Sie, daß ich mit Frau von Trémont jetzt tödtlich verfeindet bin?

Valroger (sich verbeugend). Sie sind selbst Frau von Trémont und ich sehe, daß Frau von Louville Ihnen meinetwegen zürnt.

Louise. Ah, Sie haben es also schon errathen, was ich Ihnen jetzt eben erklären wollte?

Valroger. Ja, gnädige Frau, Sie haben als gute Freundin das Uebel bei der Wurzel gefaßt.

Louise. Das Uebel? Wie meinen Sie das?

Valroger. Ja, Sie hatten es schnell begriffen, daß ich hierher kam, um mich an Frau von Louville zu rächen — wie wußte ich selbst noch nicht — für die Verachtung, die Unterschätzung, die sie wie eine Herausforderung

gegen mich an den Tag legte. Jetzt ist mein Vorsatz gescheitert, weil Sie ihr die Gefahr ihres Benehmens gezeigt haben. Auch bin ich nicht mehr gefährlich, denn Sie verstanden es meisterhaft, mich lächerlich zu machen, ich ging blind in die Falle, welche Sie mir stellten. Ich gebe natürlich meine Rachepläne auf, aber bilden Sie sich nicht zu viel auf Ihren Sieg ein, ich legte eigentlich gar kein Gewicht auf die ganze Sache.

Louise Dann muß ich Ihnen noch danken für die Anerkennung, welche Sie den tugendhaften Frauen zollen in der Person meiner jungen Freundin, und bitte Sie um das Versprechen —

Valroger. Welches Versprechen?

Louise. Diese kleine Frau für immer in Frieden zu lassen, sie hat einen vortrefflichen Mann, Sie kennen ihn —

Valroger. Er war bisher nicht mein Freund —

Louise. Er wird es bald werden, da Sie jetzt hier in der Nachbarschaft wohnen, Sie werden ihm begegnen, Sie werden zusammen auf die Jagd gehen, Sie werden ihn besuchen und erkennen, daß er glücklich und geachtet in seinem Hause lebt. Es giebt kein noch so sicheres Glück, das nicht wankend gemacht werden könnte. Sie sind ein gefährlicher Mensch, weil Sie stets im Verdacht stehen, Pläne zu haben oder Abenteuer zu suchen. Aber ich vertraue Ihnen, Sie sind ein Ehrenmann und werden mir feierlich versprechen, niemals an meine Freundin zu denken —

Valroger. Halt, ehe ich etwas verspreche, muß ich wissen —

Louise. Was?

Valroger. Ich möchte wissen, weshalb Sie, als tugendstrenge, fleckenlose Dame bekannt, so wenig an die Festigkeit der Tugend Ihrer Mitschwestern glauben, daß Sie solche Vorsichtsmaßregeln für nöthig halten und geradezu um Gnade für sie bitten?

Louise. O, ich gehe noch weiter, ich glaube nicht einmal an meine eigene Festigkeit, ich weiß nicht, ob ich, verfolgt und verleitet von einem schönen, geschickten Versucher, in meiner Jugend die Ruhe bewahrt hätte, deren ich mich jetzt erfreue.

Valroger. In Ihrer Jugend?

Louise. Ja wohl, ich bin so sehr glücklich und geachtet in meiner Ehe gewesen, daß ich Nachsicht üben muß gegen die Frauen, deren Lebensweg nicht so geebnet war, wie der meinige.

Valroger. Gnädige Frau, ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mir jetzt ebenso kokett vorkommen, wie ich Frau von Louville zu finden hoffte.

Louise (erstaunt). Wieso?

Valroger. Ja, sie ist jung, schön, eitel, kühn und sicher, das lockt mich nicht, das habe ich schon oft gesehen, aber eine starkgeistige Frau, voll reizender Demuth, nachsichtig gegen Andere, streng gegen sich selbst, die sich alt macht und doch schöner ist als die Jüngsten — Sie müssen selbst einsehen, daß dies seltene Vorzüge sind, und daß es mich reizen könnte, soviel Reinheit und Hoheit —

Louise. Zu erniedrigen?

Valroger. Nein, aber zu erobern!

Louise. Erobern? Wie hübsch das klingt, soll das eine Erklärung sein?

Valroger. Wenn Sie es dafür annehmen wollen!

Louise. Und wenn ich das nicht will?

Valroger. Es ist zu spät, Sie haben mich herausgefordert, Sie wehrten sich nicht zu rechter Zeit —

Louise. Das ist allerdings eigentlich wahr — nun, Herr Marquis, Sie sind wirklich sehr liebenswürdig und ich bin Ihnen dankbar für —

Valroger (sie unterbrechend). Sie wollen meinen Worten die Bedeutung einer banalen Huldigung geben?

Louise. O nein, ich fühle mich viel zu sehr durch dieselben geschmeichelt.

Valroger. Aber Sie sind wirklich eine grausame Spötterin; wahrhaftig, Sie werden mich dahin bringen, Sie doch für eine Kokette zu halten.

Louise. Das gehört zu meiner Rolle —

Valroger. Ihre Rolle als Schutzengel der Frau von Louville?

Louise. Ja, wenn ich mich nicht heute Ihres Herzens bemächtige, ist mein Spiel verloren.

Valroger. Es ist verloren! Ich kann Sie nicht leiden, nicht ausstehen, ich verabscheue Sie!

Louise. O, das glaube ich nicht —

Valroger. Sie glauben wohl gar das Gegentheil?

Louise. Ganz und gar nicht, es ist nicht Haß, es ist vollkommene Gleichgiltigkeit, was Sie für mich empfinden —

Valroger. Und Sie zahlen mit gleicher Münze?

Louise. Durchaus nicht —

Valroger. Sie verabscheuen mich vielleicht?

Louise (freundlich). Nein, wirklich im Gegentheil — sehen Sie mir doch in's Gesicht —

Valroger (sich nähernd). O, sehr gern!

Louise. Nun?

Valroger. Nun?

Louise (sanft, doch neckisch). Finden Sie, daß ich aussehe, als wollte ich Sie verspotten?

Valroger (er sieht sie mißtrauisch an). Ja, ganz genau so!

Louise. O, über die klugen Männeraugen; wie hat man übertrieben, als man Sie mir schilderte, Sie sind ja ein ganz einfacher, junger Mann, der gar nichts zu lesen vermag in den Gesichtszügen einer Frau!

Valroger. Einer Frau wie Sie — ja, das ist möglich!

Louise (neckisch). Nun, was für eine Frau bin ich denn?

Valroger. Eine Sphinx! Ich habe niemals soviel Würde im Scherz gesehen!

Louise. Und ich sah niemals soviel Beharrlichkeit im Mißtrauen! Muß ich denn durchaus erst beschwören, daß ich Sie liebe, damit Sie mir vertrauen?

Valroger (lachend). Sie lieben mich, Sie?

Louise (ernsthaft und warm werdend). Von ganzem Herzen!

Valroger (bei Seite). Das ist eine wirkliche Närrin! (Laut) Nun, so schwören Sie es bei Ihrer Ehre!

Louise. Die Ehre einer Frau? Sie glauben ja nicht daran! Im Theater schwört man zuweilen bei seiner Seligkeit, aber auch daran glauben Sie nicht —

Valroger (ironisch). Nun, so schwören Sie bei Ihrer Freundschaft ür Frau von Louville!

Louise. Ich weiß noch etwas Besseres, ich schwöre bei der Unschuld meiner Tochter!

Valroger (zweifelnd). Wie alt ist sie?

Louise. Sechs Jahre.

Valroger (spöttisch). Ah, dann will ich daran glauben — Also Sie lieben mich, so ohne weiteres — recht angenehm, den ersten Besten?

Louise (ernst). O, ich liebe nicht den ersten Besten! Hören Sie mich an, Sie sollen erfahren, daß ich nicht spotte, daß ich ernsthaft bin, daß ich eine wirkliche Zuneigung für Sie hege —

Valroger (geschmeichelt). O ja, bitte, das möchte ich mir sehr gern beweisen lassen —

Louise. Erinnern Sie sich nicht eines sehr jungen Mannes, Namens Ferval?

Valroger (nachsinnend). Nein, ganz und gar nicht!

Louise. August von Ferval?

Valroger. Ganz flüchtig —

Louise. Nun, vielleicht haben Sie ein besseres Gedächtniß für die weiblichen Namen, erinnern Sie sich nicht eines jungen Mädchens, das Alin, hieß, aber keineswegs Königin von Golkonda war?

Valroger (verlegen). Aber, gnädige Frau!

Louise. Nun, fassen wir uns kurz, diese hübsche Person, die — von Ihnen — beschützt wurde, verdrehte einem Jüngling aus der Provinz sehr ernsthaft den Kopf —

Valroger. Ach ja, jetzt besinne ich mich darauf, es ist etwa fünf bis sechs Jahre her; kannten Sie den kleinen Ferval?

Louise (traurig). Er war mein Brnder, fast noch ein Kind damals er beging die Thorheit, Sie zu beleidigen, Sie zum Duell zu fordern wegen dieses Mädchens. Sie waren aber großmüthig, sie gönnten ihm die süße Rache und Satisfaction, eine Kugel auf Sie abzuschießen — und hatten Ihre Pistole nur mit Pulver geladen, um sein junges Leben zu schonen! Er hat es nie erfahren — aber seine Freunde haben es später seiner Mutter erzählt, die es mit dankbarer Rührung seiner Schwester mittheilte — Sehen Sie nun, daß ich, diese Schwester, nicht spotte, wenn ich sage: ich liebe Sie!

Valroger (gerührt). Man hat also wirklich Recht, wenn man behauptet: Eine gute That geht nie verloren! denn Ihre Freundschaft wäre wirklich ein großer Gewinn für mich, aber —

Louise (erstaunt). Aber?

Valroger. Aber Sie thun Unrecht, gnädige Frau, etwas so Kostbares für so Geringes darzubieten, das ist eine gefährliche Anerbietung.

Louise. Gefährlich? Für wen?

Valroger. Für mich!

Louise. Weshalb reden Sie auf diese Weise mit mir? — Weshalb bleiben Sie bei der Plänkelei eines Wortgefechtes und reden im Scherz, wo ich ehrlich und ernsthaft sein möchte —

Valroger. Das kommt, weil Sie Ihre eigenen Worte vergessen haben, Sie nannten mich ja noch soeben herzlos, boshaft —

Louise (begütigend). O, ich habe das nie geglaubt!

Valroger. Da hatten Sie Unrecht, Sie mußten das glauben!

Louise. Aber es ist ja nicht wahr — ich verstehe Sie nicht, weshalb wollen Sie denn lügen?

Valroger. Ich lüge nicht — ich bin verliebt in Sie!

Louise. Wenn das wahr wäre, so bewiese es noch keineswegs, daß Sie nicht herzlos wären.

Valroger. Ja, es ist wahr, ich bin verliebt auf meine Manier — ohne Sie zu lieben!

Louise. Ah, ich begreife endlich — mein Vertrauen demüthigt Sie, meine Offenherzigkeit verletzt Sie — Sie wollen sich rächen, indem Sie mir Dinge sagen, die mich beleidigen müssen!

Valroger. Ja, gnädige Frau, ich habe die Absicht, Sie zu beleidigen!

Louise. Aber weshalb?

Valroger. Weil Sie mich nicht ausstehen können —

Louise. Weil die Freundschaft einer ehrbaren Frau Ihnen wie eine Kränkung vorkommt!

Valroger. Ja, das ist wahr, ich mag Ihre Freundschaft nicht!

Louise. Sie sind von einer beleidigenden Offenherzigkeit!

Valroger. Ja, ich bin ein offenkundiger Lovelace, wie Sie eine anerkannte Kokette sind!

Louise. Ich bin also überführt und entwaffnet? Ich bin eine Kokette und habe meinen Meister gefunden, der an mir ein Exempel statuiren will! Meinen Sie das?

Valroger. Ja, das ist genau, was ich meine!

Louise. Wie rette ich mich aus diesem Engpaß?

Valroger. Sie werden sich nicht retten!

Louise (mit Absicht lauter sprechend). Also Sie wollen mich jetzt so behandeln, wie Sie es mit Frau von Louville beabsichtigten?

Valroger. Ja, gnädige Frau!

Louise. Sie wollen mich besuchen?

Valroger. Alle Tage!

Louise. Und wenn ich Sie abweisen lasse?

Valroger. So bleibe ich vor Ihrer Thür oder Ihrem Fenster stehen, ich schlafe im Garten —

Louise. Dann bin ich gerettet, denn Sie werden sich erkälten!

Valroger. Ja, ich werde husten, daß Sie nicht schlafen können, Sie müssen mir Gerstenschleim heruntersenden.

Louise. Sie würden ihn nicht trinken!

Valroger. Gewiß, ich werde ihn trinken!

Louise. Und dann?

Valroger. Dann werden Sie Mitleid mit mir haben und mich vorlassen.

Louise. Und nachher?

Valroger. Ich würde immer wiederkommen!

Louise. Und ich würde mich also compromittiren lassen!

Valroger. O nein, Sie würden fliehen, aber ich würde Ihnen folgen, überall würden Sie mich finden, um Ihren Wagen zu öffnen, Ihnen den Arm zu bieten!

Louise. Ja, man kennt das! Es ist schon vorgekommen!

Valroger. Alles ist schon vorgekommen, ich kann nichts Neues erfinden, solche Sachen gelingen aber auch immer.

Louise. Also das ist es? Damit compromittirt man eine Frau?

Valroger. Ganz und gar nicht, bewahre — compromittiren — eine Frau compromittiren, das ist, wenn man den Schein benutzt, den man selbst erfunden hat, um sie zu verläumden; ich werde nie verläumden, ich werde immer behaupten, daß ich Ihnen zu Ehren dumme Streiche mache ohne allen Erfolg, ich bin ein Ehrenmann, das wird so lange wahr bleiben, bis Sie Thorheiten meinetwegen begehen.

Louise. Ich? Wozu sollte ich das thun?

Valroger. O, Sie würden es thun, die Thorheit steckt an.

Louise. Also Sie trauen mir Thorheit zu?

Valroger. Wenn Sie auch früher weise waren, Sie können doch noch thöricht werden — Sie haben es selbst gesagt, Ihre Tugend wurde durch die Abwesenheit der Versuchung befestigt. Indessen haben Sie gewiß Leidenschaften erregt, aber es fehlte den Männern an Ausdauer, es giebt oft nur Einen unter Tausenden, der sie besitzt, ich weiß es, Sie sind diesem Einen nie begegnet —

Louise (spöttisch). Und Sie wollen sich vielleicht den Anschein geben, dieser Eine zu sein?

Valroger (leidenschaftlich). Ich bin es!

Louise. Das ist ein Zeitvertreib für Sie —

Valroger. Mein einziger.

Louise. Sie sind wohl von Natur der böse Feind der Frauen, wie man von Natur ein Poet oder ein Conditor ist?

Valroger. Der Mensch muß seine Anlagen ausbilden.

Louise. Auch die schlechten?

Valroger. Sie halten mich also doch für schlecht?

Louise. Das ist Ihr Ehrgeiz — Sie wollen Furcht erregen, sonst glauben Sie keinen Effect zu machen, bei mir gelingt es Ihnen nicht, ich halte Sie nun einmal für gut —

Valroger. Sie wollen ausweichen. Wenn ich wirklich das bin, wofür ich mich ausgebe, müssen Sie mich hassen —

Louise. Sie wollen also durchaus von mir gehaßt werden?

Valroger. Das ist zum Anfangen durchaus nothwendig!

Louise. Da ich Ihnen den Anfang nicht gestatte, bin ich auch vor dem Ende sicher, wie ich hoffe, kurz und gut, ich erkläre hiermit, seien Sie schlecht oder gut, ich vermag den Wohlthäter der Armen und den Retter meines Bruders nicht zu hassen!

Valroger. Vergebens rufen Sie die Vergangenheit zu Hülfe! Sie müssen mich hassen, wie es auch komme!

Louise. Was wollen Sie dazu thun?

Valroger. Zuerst werde ich Ihrer Freundin, die Sie vor mir schützen wollten, wüthend den Hof machen!

Louise (nach einer Portière blickend, die sich bewegt). Wozu würde das helfen, ich bin ja nicht eifersüchtig —

Valroger. Sie haben mich um Gnade für sie gebeten, ich werde grausam sein, damit Sie einsehen, daß ich nichts tauge.

Louise (ihm die Portière zeigend, die sich stets bewegt). Sie können sich die Mühe ersparen, sie hat offenbar Alles gehört und wird sich nun selbst zu

vertheidigen wissen, auch höre ich einen Wagen kommen (sie sieht aus dem Fenster); ja, wahrlich, jetzt ist sie in Sicherheit, ihr Mann kehrt zurück.

Valroger. Gut, lassen wir Frau von Louville aus dem Spiel —

Louise. Das ist Alles, was ich wünsche, ich danke Ihnen, sie ist gerettet und ich fürchte Sie nicht!

Valroger. Ah, Sie nehmen also meine Herausforderung an?

Louise. Nein, durchaus nicht; Sie wünschen, daß ich Sie fürchten möchte, um Sie endlich zu lieben — das ist unnütze Mühe, ich weiß weshalb Sie das wollen, es ist nicht Liebe, wonach Sie sich sehnen, damit hat man Sie bereits übersättigt, Sie wünschen nur den Triumph der Eitelkeit zu haben eine tugendstrenge Frau zu thörichter Schwäche zu verleiten, ihre Ruhe zu stören, ihr Selbstvertrauen zu untergraben — aber, glauben Sie mir, in reinen, gesunden Seelen kann die krankhafte Sehnsucht nach leidenschaftlicher Bewegung keinen Boden finden. Es giebt edlere Empfindungen als diese; wenn Sie einer Frau von reiferm Alter mütterliches Wohlwollen einflößen, so sollte das ehrenvoller und beglückender für Sie sein, als wenn es Ihnen gelänge, ihr auf lächerliche Weise den Kopf zu verdrehen.

Valroger (erstaunt). Eine Frau reifern Alters?

Louise. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt —

Valroger. Das kann nicht wahr sein, Ihre Tochter ist ja erst sechs Jahre alt —

Louise. Aber mein Sohn ist mehr als doppelt so alt.

Valroger. Das kann nicht sein!

Louise. Nun, ich habe meinen Taufschein nicht in der Tasche, sonst wollte ich es Ihnen beweisen, aber Sie sehen doch ein wenig beschämt aus, daß Sie sich so täuschen konnten über das Alter einer Frau, Sie, der soviel Uebung haben müßte, es zu erkennen! Wenn ich Ihnen meinen Sohn vorstellen werde, müssen Sie von Ihrer thörichten Anwandlung hinsichtlich meiner völlig geheilt sein — ich hoffe Sie nämlich öfter bei mir zu sehen, es ist durchaus nicht nöthig, daß Sie im Garten schlafen und sich erkälten, Sie können es bequemer haben. Sie werden mich stets in guter Gesellschaft finden, mein Sohn, meine Tochter und mein kleiner Neffe, dessen Vater August von Ferval ist. Auch meine Mutter werden Sie kennen lernen, die vor Begierde brennt, Ihnen für die Lebensrettung ihres einzigen Sohnes zu danken; sie hält Sie für einen Heiligen trotz Ihrer Bestrebung, für einen Taugenichts zu gelten. Sie werden die Maske des Don Juan nicht mehr tragen, Sie werden Ihr Herz unverhüllt zeigen wie es ist, menschlich warm und edel; Sie werden die Liebe der ganzen, durch Sie glücklichen Familie annehmen und erwiedern. Man wird Ihnen alle Ihre kleinen Thorheiten verzeihen, auch wenn Sie dieselben nicht ablegen sollten — und wenn es uns nicht gelingt, Ihnen reinere, edlere Gefühle einzuflößen als Sie bisher ›eigten, so würden wir traurig sein, aber Sie doch nicht verlassen, wir würn Sie wie einen Kranken behandeln, auf dessen Genesung man immer noch ›fft und den man auf die Wangen küßt, wenn er sich bessert!

Valroger (gerührt). Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich verehre ›ie, ich liebe Sie, ganz so wie Sie sind, ich würde ja ein Narr und ein Verbrecher sein, wenn ich diese schöne, heitere und gesunde Seelenstimmung rüben wollte. Ich danke Ihnen, daß Sie mich für besser gehalten haben, s ich scheinen mußte. Ich hatte es schon gehört, daß Sie die edelste, auf›tigste und warmherzigste Frau sind. Die Güte ist die schönste Seite des

Frauenherzens. Alle Tugend ohne Bescheidenheit ist eine Herausforderung, ein Paradepferd, eine Spiegelfechterei. Ich bin stolz und glücklich, daß ich Ihnen die Versicherung geben kann, Sie vollkommen zu verstehen. Lassen Sie mich Ihnen brüderliche Verehrung und Liebe entgegenbringen und erzeigen Sie mir die Ehre, sie anzunehmen. (Er nähert sich ihr.)

Louise (ein wenig zurückweichend). Was meinen Sie?

Valroger. Sie sagten soeben, man würde mich auf die Wangen küssen, wenn ich mich besserte —

Louise. O, das war eine Redensart —

Valroger. Warum soll es nicht das Siegel eines ehrenvollen Vertrages sein?

Louise. Haben Sie keinen andern Grund?

Valroger. Welchen?

Louise. Sie wollen ihn nicht nennen — oder nein, Sie denken wohl nicht daran — aber ich denke daran, Sie können eine réparation d'honneur verlangen — soll ich Ihnen ein Geständniß machen? In dem Augenblick, wo Sie hier eintraten, wäre ich — wenn ich meinem ersten Gefühl hätte folgen können — Ihnen um den Hals gefallen, halten Sie mich immerhin für exaltirt, Herr von Valroger, ich weiß aber, daß eine dieser Wangen von dem Handschuh meines armen lieben Bruders getroffen worden ist, aber welche? —

Valroger (sein Gesicht ihr hinhaltend). Alle beide, gnädige Frau, alle beide —

Louise. Nun, ich will Ihnen eine Satisfaction geben, aber wir müssen, weil es sich gehört, bei einer solchen Zeugen dazu haben — ah, da kommen ja welche!

(Sie küßt Herrn von Valroger auf beide Wangen, während Herr und Frau von Louville durch die Portière eintreten. Anna schreit laut auf, ihr Mann lacht. Herr von Valroger kniet nach dem Kusse vor Louisen nieder und küßt ihr die Hand.)

Valroger (innig). Ich danke Ihnen, gnädige Frau.

Herr von Louville. Bravo, das nenne ich eine Festung mit Sturm nehmen!

Valroger (aufstehend). Ich war die Festung und ergab mich auf Gnade und Ungnade!

(Leise zu Louville, während Louise zu Anna geht und sie freundlich zu beschwichtigen sucht.)

Sagen Sie mir, theurer Louville, giebt es kein Mittel, diese Frau zu heirathen?

Herr von Louville. Aber sie ist beinah vierzig Jahre alt!

Valroger. Und wäre sie fünfzig, ich muß sie haben! Das ist für mich das einzige Mittel, ein ordentlicher Mensch zu werden!

Louise (kommt auf Herrn von Valroger zu). Also morgen stelle ich Sie meiner Mutter vor. Sie kommen doch nach Schloß Trémont?

(Stummes Spiel, er küßt ihr nochmals die Hand, während Herr von Louville mit seiner Frau redet.)

Louville. Denke nur, er scheint Lust zu haben, sie zu heirathen! Aber sie wird ihn nicht nehmen, sie ist viel zu vernünftig —

Anna. O, sie muß ihn heirathen — ja, das ist ein köstlicher Einfall! Das will ich arrangiren, das soll meine Rache sein!

Der Vorhang fällt.

Heinrich von Kleist.

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters.

Von **Otto Franz Gensichen.**

Am 10. October 1776 wurde Heinrich von Kleist zu Frankfurt an der Oder geboren; am 27. November 1811 endete er am Wansee, eine Meile von Potsdam, gewaltsam sein Leben. Geburts- und Sterbeort weisen ihn, wie kaum einen zweiten Dichter, der Mark Brandenburg zu; auch verbrachte er den weitaus größten Theil seines Lebens in Frankfurt, Berlin, Potsdam. In seinen beiden reifsten und bedeutendsten Schöpfungen, im „Prinz von Homburg" und „Michael Kohlhaas", hat er die heimatliche Mark zum Schauplatz der Handlung erwählt und den jungen brandenburgischen Kriegerstaat in einer Weise verherrlicht, wie kein zweiter deutscher Dichter sein engeres Vaterland gefeiert hat.

Im achten Hefte des vorjährigen Jahrganges habe ich bei Besprechung der „Gedichte" von Theodor Fontane im „Salon" auf die charakteristische Eigenthümlichkeit der specifisch märkischen Dichter hingewiesen und ihre fundamentale Verschiedenheit von den Sängern süddeutscher Gaue dargelegt. Heinrich von Kleist darf uns als der Typus eines echt märkischen Dichters gelten. Aus altem märkischen Adel entsprossen, in den drei Hauptstädten der Mark fast sein ganzes Leben verbringend, der Sohn eines preußischen Officiers und später selbst preußischer Officier — so steht er mit allen Vorzügen und Mängeln als ein echter Repräsentant des brandenburgisch-preußischen Militärstaates vor uns da. Er verleugnet nirgends das „geradlinigte Preußenthum", das nüchterne, fast spartanische Element seines Stammvolkes; er ermangelt des süßen, bestrickenden Zaubers, der vollendeten Formenschönheit, welche fast durchgehend den Sängern süddeutscher Gaue eignen.

Deshalb ist er am schwächsten auf dem Gebiete der Lyrik. Ein echt lyrisches Lied ist vielleicht nur einmal in dem herrlichen „Mädchenräthsel" von seiner Leier erklungen:

„Träumt er zur Erde, wen,
Sagt mir, wen meint er?
Schwillt ihm die Thräne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, Ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ist's, was beglückt ihn?"

Aber nur vereinzelt ertönt solch' echt lyrischer Accord unter seinen Händen. Dagegen versteht er es, wie Archilochus und Tyrtäus, kriegerische Klänge von seinen Saiten erschallen zu lassen und sein patriotischer Ingrimm weiß energischere Töne anzuschlagen als Körner, Uhland, Rückert, Schenkendorff. In dem gewaltigen Schlachtgesang „Germania an ihre Kinder" übertrifft er alle deutschen Dichter an vaterländischem Zorn und auf-

flammender Kraft. Er, welcher sich lange Zeit mit dem Plane trug, Napoleon zu ermorden, er hat ein Recht zu den urgewaltigen Versen:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt gestänft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen.
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!"

Und getreu dieser letzten Strophe läßt er in der „Herrmannsschlacht", einem Drama, an welchem freilich mehr vaterländischer Grimmzorn als echte Poesie mitgearbeitet hat, den Septimius mit der Keule erschlagen, den Ventidius auf Thusnelda's Befehl von der Bärin zerrissen, den Varus von den deutschen Fürsten wie einen „gefleckten Hirsch" erlegt werden. Diese drei gefühlsrohen und unschönen Scenen werden freilich durch dramatische Krafteffecte und poetische Vorzüge ohne Gleichen wieder wett gemacht; aber der künstlerische Werth des ganzen Stückes ist durch die allzu lebhaften Beziehungen zur Gegenwart gar wesentlich geschädigt worden. Hermann, Marbod, Fust, Aristan — nicht die alten deutschen Helden, sondern Preußen, Oesterreich und die Rheinbundfürsten stehen in ihnen personificirt vor uns. Aber der Dichter wird in seinen Fehlern durch den Patrioten entschuldigt, wäre es auch nur wegen des an Hermann (Preußen) gerichteten, tief ergreifenden Bardenchors:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeih'n;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht,
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Die Dein getreues Volk verräth;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut', ein Schloßenwetter
Und Blitze laß Dein Antlitz spei'n!"

Aber diesen tief ergreifenden, sangbaren, echt lyrischen Ton weiß er fast nur im vaterländischen Liede zu treffen; sonst ist er keine eigentlich lyrische Natur.

Auch seinen Dramen mangeln die wahrhaft lyrischen Stellen, welche manchem der Meisterwerke Shakespeare's, Goethe's, Schiller's den zauberhaften Reiz verleihen. Nur in der Umkleidescene im fünften Act der „Familie Schroffenstein" und in der berühmten Hollunderbaumscene des „Käth-

chen von Heilbronn" umweht uns echt lyrischer Duft. Sonst aber zeigt sich seine ganze dichterische Größe nicht in der lyrischen Gefühlstiefe und Formenschönheit, sondern in der dramatischen Prägnanz und Schlagkraft.

Freilich, in dieser letztern Beziehung überragt er alle deutschen Dichter, selbst Lessing. Hätte Kleist, durch ein gütiges Geschick begünstigt, dauernde Beziehungen zur practischen Bühne unterhalten, so wäre er ohne Zweifel der größte Dramatiker Deutschlands geworden. Aber da jene ihm mangelten, da er, nach Goethe's Ausdruck, immer nur für das „unsichtbare Theater" schrieb, so dürfen wir ihn wohl das größte dramatische Genie der Deutschen nennen, jedoch mit der Einschränkung, daß er im Technischen seiner Kunst von Lessing und Schiller weit übertroffen werde. Er hat eben das Handwerksmäßige, ohne welches kein wahres Kunstwerk zu Stande kommt, nie lernen wollen oder nie lernen können. Deshalb bleibt er von unübertroffener Größe in der dramatischen Beweglichkeit, Spannkraft und zündenden Wirkung einzelner Scenen, in der knappen, bilderreichen, individualisirenden, energischen Diction; aber er vermag es fast nie, ein bühnenwirksames Ganzes hinzustellen und von Scene zu Scene ein architektonisch gegliedertes, einheitlich Geschlossenes aufzubauen.

Wenn man Kleist nach der heute beliebten Mode einer bestimmten Dichtergattung zuschreiben will, dann muß man ihn zu den kraftgenialischen Stürmern rechnen, welche mit Klinger und Lenz beginnen, in Kleist ihren Höhepunkt erreichen und über Grabbe, Büchner, Otto Ludwig und Hebbel hinweg in dem kürzlich verstorbenen J. L. Klein ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. All' diese Genannten haben die gemeinsamen Kennzeichen, daß sie fast ganz unlyrische Naturen sind, über das einfache, harmonisch Schöne in maßlosem Wollen hinausgreifen, das Lächerliche dicht neben das Erhabene stellen und so, trotz vieler wunderbarer Einzelschönheiten, schließlich zu einem bizarren und grotesken Ganzen gelangen. Man wird selbstredend diese Worte mit aller Einschränkung auffassen, die einem summarischen Urtheil gebührt.

Aber all' die Genannten zeigen in Einzelheiten (wohlverstanden in Einzelheiten) eine so eminent dramatische Begabung, daß sie zuweilen über Lessing und Schiller hinausragen. Ihre Achillesferse ist der Mangel des echt Lyrischen. Denn zum Trotz aller Anhänger der realistischen Schule Heinrich Laube's muß der Grundsatz proclamirt werden, daß ein großer Dramatiker auch gleichzeitig ein großer Lyriker sein muß, wenn er sein Volk wahrhaft in der tiefsten Tiefe ergreifen und aufrühren will. In den Chorgesängen eines Aeschylus, Sophokles, Euripides finden sich die schönsten lyrischen Lieder, deren die griechische Sprache überhaupt fähig; Shakespeare, Calderon, Racine, Goethe, Schiller, Manzoni haben ihre herrlichsten Dramen mit den wunderbarsten lyrischen Stellen durchflochten und ihnen dadurch oft am meisten ihren unwiderstehlichen Zauber für das Volk gesichert.

a, zwei der größten Dramatiker aller Zeiten und Völker, Molière und Les-
ng, bestätigen als scheinbare Ausnahmen nur die obige Regel. So groß
e Bewunderung für die beiden Herren ist — dem Herzen des Volkes ha-
n sie nie so nahe gestanden wie die vorher erwähnten Dichter, und ihre
Virkung hat sich immer mehr an den Verstand und die Einbildungskraft
s an das Gefühl gerichtet.

Erklärlich genug! Wie das lyrische Lied der einfachste und natürlichste
usdruck eines bewegten Herzens ist, so wird auch der Dichter, welcher wahr-

haft Herzen bewegen will, der lyrischen Accorde nicht entrathen können. Und deshalb wird auch Kleist mit demjenigen seiner Dramen, über welches er noch am meisten echt lyrischen Zauber ausgegossen hat, am populärsten bleiben: mit seinem „Käthchen von Heilbronn". Mochte neuerdings der langjährige Bühnenerfolg des letztgenannten Stückes auch durch „Die Hermannsschlacht" überboten werden, der Grund hierfür lag nur darin, daß das patriotische Hochgefühl unseres Sieges über Frankreich nach einem pretischen Ausdruck suchte und denselben in der „Hermannsschlacht" am geeignetsten fand. Aber auf die Dauer wird sich dieselbe schwerlich im Repertoire der Bühnen, sicher nicht im Herzen des Volkes neben dem „Käthchen von Heilbronn" zu behaupten wissen.

Aus jenem Mangel echt lyrischer Begabung erklärt sich bei Kleist und den Dichtern seiner Richtung noch ein anderes. Das lyrische Lied muß, wie kaum ein anderes Kunstwerk, ein einheitlich in sich Geschlossenes, ein harmonisch Schönes sein. Es kann des Zaubers der Grazie am wenigsten entrathen, es muß neben dem tief aufregenden ein tief versöhnendes Element enthalten. Deshalb scheiden wir auch von fast allen Werken jener obengenannten Dichter, welche zugleich die größten Dramatiker und die größten Lyriker ihrer Zeit waren, mit versöhntem, befreiten Gefühl. Sie wissen die tiefsten Wunden zu schlagen, aber auch zu heilen. Jedoch schon bei Lessing (um von Molière, als ausschließlichem Lustspieldichter, hier zu schweigen) nehmen wir aus seinen Tragödien „Miß Sara Sampson" und „Emilia Galotti" nicht das versöhnte, beruhigte Gefühl wie bei jenen mit von dannen. Es bleibt hier ein Rest von peinlichem Unbehagen zurück, den alle dramatische Schlagkraft, alles verstandesscharfe Combiniren des Dichters nicht aufheben kann. Weit stärker tritt dies Unbehagen noch bei Kleist, Grabbe, Büchner, Otto Ludwig, Hebbel, Klein hervor. Sie entlassen uns aus fast keiner ihrer Tragödien mit jenem versöhnten, befreiten Gefühl, welches wir aus den erschütterndsten Trauerspielen der Griechen, Shakespeare's, Goethe's, Schiller's heimtragen.

Wie sehr für diesen Unterschied das lyrische Element von Bedeutung ist, würde sich am klarsten aus einer eingehenden Vergleichung von „Romeo und Julie" und „Familie Schroffenstein" ergeben. Leider mangelt mir hier der Raum dazu. Der Stoff beider Trauerspiele ist fast genau derselbe; beide gehören zu den Erstlingsdramen ihrer Dichter. Aber während Shakespeare den peinlichen Stoff mit so unvergleichlichem lyrischen Zauber umkleidet hat, daß wir versöhnten Herzens von ihm scheiden und sein Gedicht als das unvergängliche hohe Lied der Liebe in unser Herz schließen, hat Kleist sich des lyrischen Zaubers fast ganz entschlagen und den peinlichen Stoff so gefühlsroh und widerlich behandelt, daß wir uns, trotz vieler Bewunderung für hoch dramatische Einzelheiten, von dem Ganzen mit Ekel abwenden.

Erwägt man, daß Kleist's literarisches Auftreten in den Anfang unseres Jahrhunderts fällt, also in eine Epoche, in welcher Goethe und Schiller mit ihren kraftgenialen Jugendproducten längst gebrochen und sich völlig dem harmonisch Schönen zugewendet hatten, so ist es begreiflich, daß seine absonderliche Erscheinung frappirte und Viele in ihm einen neuen Dichter begrüßten, der vielleicht den weimarischen Heroen die längst zugestandene doppelte Lorbeerkrone entringen werde. Schien doch auch der junge Genius zunächst nicht bei den deutschen Meistern, sondern bei dem Auslande lernen

Heinrich Kleist.

zu wollen. Seine „Familie Schroffenstein“ kann die Verwandtschaft mit Shakspeare's „Romeo und Julie“ nicht verleugnen; sein „Amphitryon“ ist nur eine freie Bearbeitung des gleichnamigen Molière'schen Lustspieles ohne eigene poetische Zuthaten. Auf die „Penthesilea“ ist Shakespeare's „Troilus und Kressida“ wohl kaum ohne Einfluß geblieben, wenngleich sie im Uebrigen mehr einer antiken „Jungfrau von Orleans“ gleicht, welche für ihr kriegerisches Vorhaben zu schwach ist und aus Liebe zu ihrem Lionel-Achilles den Tod findet. Aber erst mit seinem letzten und reifsten Drama, dem „Prinz Friedrich von Homburg“, geht er gehörig zu Schiller in die Schule. Der Kurfürst, Natalie, der Prinz von Homburg, sie haben ihre deutlichen Vorbilder in Wallenstein, Thekla, Max Piccolomini. Und während sich Kleist sonst seinen Hauptvorzug, die originelle, echt dramatische Sprache, unbeeinflußt von anderen Meistern zu wahren weiß, verschmäht er dreimal auch einzelne Wendungen Schiller'scher Diction nicht. Sein „Mit Kettenkugeln schreib' die Antwort ihm“ verleugnet das Schiller'sche „Mit Kettenkugeln will ich sie empfangen“ sicherlich nicht, und Mörner's Bericht über den angeblichen Fall des großen Kurfürsten ist dem Bericht des schwedischen Hauptmannes über Max Piccolomini's Tod nahe verwandt. Goethe's Einwirkung auf Kleist ist am wenigsten nachweisbar und nur in den lyrischen Stellen des „Käthchen von Heilbronn“ möchte man einen Hauch aus den unvergleichlichen Scenen völliger Hingabe eines Gretchen und Klärchen verspüren.

Am originellsten erscheint mir der Dramatiker Kleist in dem einactigen Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Das ist ein Meisterstück niederländischer Klemmalerei, wie es kaum die dramatische Literatur eines andern Volkes aufzuweisen hat. Wie viel Erfindungsrecht ihm an dem Stoffe gebührt, bleibe dahingestellt; bekannt ist, daß die Anregung dazu aus der Zeit seines schweizer Aufenthaltes und seines Verkehrs mit Zschokke und dem jüngern Wieland stammt. In Zschokke's Zimmer hing ein Kupferstich: „La cruche cassée“, in dessen Figuren die drei Freunde ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolikakruge und einen großnasigen Richter zu erkennen glaubten. In toller Laune wurde beschlossen, Jeder von ihnen sollte diesen Gegenstand in seiner Weise behandeln: Wieland als Satire, Zschokke als Erzählung, Kleist als Lustspiel. Letzterer that den Meisterschuß in's Schwarze. Sein einactiges Lustspiel, wenn auch stellenweise zu behaglich breit und ohne eigentlichen dramatischen Schlußeffect, ist eine Perle der komischen Bühnenliteratur, überreich an echt dramatischem Leben und von strotzender Naturwahrheit in der Charakteristik jeder einzelnen Figur.

Ob ihm in der Tragödie ein gleiches Meisterwerk bei längerm Leben wurde gelungen sein, bleibt zweifelhaft. Die beiden Trauerspiele „Familie Schroffenstein“ und „Penthesilea“ scheinen dagegen, das Fragment aus der unvollendeten Tragödie „Robert Guiscard“ scheint dafür zu sprechen. Dies Werk, welches den Dichter fast unablässig während der ganzen Dauer seiner poetischen Thätigkeit beschäftigte, sollte seine vollkommenste und zugleich seine letzte Leistung werden; denn nach dessen glücklicher Vollendung wollte er sterben.

Er wollte hier, nach Adolf Wilbrandt's treffender Bemerkung, die Größe Shakespeare's und der Griechen vereinen, die mächtigsten Töne tief-

ster Leidenschaft und die ganze Idealität strenger Kunstform mit einander verbinden.

Leider aber haben wir nur einen gewaltigen, bewundernswerthen Torso vor uns, der uns die Größe des hier erlittenen Verlustes staunend beklagen läßt.

Freilich scheint ein bedenklicher Umstand dafür zu sprechen, daß der Dichter seine besten Gaben bereits verbraucht hatte. In seinem letzten und reifsten Drama, dem „Prinzen von Homburg", sehen wir ihn einerseits in starker Abhängigkeit von Schiller, andererseits in seltsamer Wiederholung seiner eigenen Motive. Die nachtwandlerische Traumscene gleicht völlig der Schlafscene des „Käthchen von Heilbronn"; die Zerstreutheit des Prinzen, während Dörfling den Schlachtplan dictirt, hat ihr unleugbares Vorbild in der tiefen Versunkenheit des Achilles („Penthesilea"), während Odysseus und Diomedes den Kriegsplan Agamemnon's darlegen.

Auch in seinen Novellen begegnen wir diesem Wiederholen der eigenen Motive als einem bedenklichen Zeichen der abnehmenden Kraft. Am großartigsten und originellsten erscheint der Dichter auf diesem Gebiete in seinem „Michael Kohlhaas", welchem sich allenfalls noch „Die Verlobung in St. Domingo" (von Körner in der „Toni" dramatisirt) und „Das Erdbeben in Chili" ebenbürtig zur Seite stellen. Dagegen stehen „Die Marquise von O.", „Das Bettelweib von Locarno", „Der Findling", „Die heilige Cäcilie" „Der Zweikampf" sowohl an Werth und Bedeutung des Stoffes als auch an Vollendung und Originalität der Form weit zurück. Die Vorliebe für das Unheimliche, Gespenstische, das Hineinziehen fremder, ungehöriger Elemente, welches ihm schon den Schluß des „Michael Kohlhaas" entstellte, drückt seine späteren Erzählungen auf eine ungleich tiefere Kunststufe hinab und beeinträchtigt den Ruhm seiner früheren Arbeiten.

So großartig Kleist als Dramatiker und Novellendichter dasteht, ebenso untergeordnet erscheint er in den Prosaaufsätzen, welche seiner Zeit theils für den „Phöbus", die „Germania" und die „Berliner Abendblätter" geschrieben wurden und jetzt unter dem Titel „Politische Aufsätze" und „Kleine vermischte Schriften" den fünften Band seiner gesammelten Werke füllen helfen.

Der Vaterlandsfreund mag ihm wieder seine Anerkennung für einige von glühendem Patriotismus dictirte Artikel zollen; im Ganzen aber sind diese geringfügigen Elaborate des Namens ihres Autors nicht würdig.

Ziehen wir die Summe aus vorstehend Aufgezähltem, so haben wir dieselbe ungefähr in Schiller's Worte zusammenzufassen: „Ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen und mit allen Gaben verloren." Kleist hat nicht ein Werk von gleich hoher Vollendung geschaffen, wie unsere drei großen Dichter Lessing, Goethe, Schiller. Er hat in seinen drei besten Schöpfungen, „Zerbrochene Krug", „Michael Kohlhaas", „Prinz von Homburg", ne Heroen in Einzelheiten oft übertroffen, aber er hat nie ein Ganzes o einheitlich schön wie jene vollenden können. Er hat durch seinen wunderbaren Stil, durch die dramatische Beweglichkeit und Schlagkraft einzelner Scenen, durch die gesättigte, farbenreiche Charakterzeichnung seiner Gestalten hinlänglich bewiesen, daß der alte Wieland nicht zu weit ging, wenn er glaubte, Kleist sei dazu geboren, die durch Schiller und Goethe noch offen gelassene große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen. Aber der Mangel des Maßvollen, des echt Lyrischen, des wahrhaft Anmuthigen

rächt sich an all' seinen Schöpfungen und läßt kaum eine derselben unserm Herzen wahrhaft theuer werden. Mit einem Zusatz von Goethe's gefühlswarmem, lyrischen, formenschönen Zauber hätte Kleist ein deutscher Shakespeare werden können; jetzt trennt ihn, trotz all' seiner eminenten Gaben, eine tiefe Kluft von dem großen Briten und den deutschen Dichterheroen. Er selbst schrieb einmal verzweiflungsvoll an seine Schwester Ulrike: „Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist und beuge mich ein Jahrtausend voraus vor seinem Geiste . . . Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins."

Kleist war kein Halbtalent im gewöhnlichen Sinne; aber während die dramatische und epische Muse ihn mit den herrlichsten Gaben ausgerüstet hatten, war von der lyrischen Muse kein Angebinde in seine Wiege gelegt worden. Und eben deren zauberhaften Reiz vermissen wir in all' seinen Werken und werden deshalb den Eindruck des Unfertigen, Halben ihm gegenüber nie los.

Neben diesem Mangel oder vielleicht sogar als Ursache desselben müssen wir den schon in der Einleitung erwähnten Umstand betonen, welchen Kleist selbst in jener vorher citirten Briefstelle hervorhebt: er war unter dem „nördlichen Himmelsstrich" geboren, er war ein echtes Kind der Mark, er hatte all' ihre Vorzüge und Mängel geerbt. Zu ersteren zähle ich sein männliches Empfinden, sein schlagkräftiges Wort, sein energisches Handeln, sein Entwerfen nach einfachen, geradlinigten Rissen (in welche ihm freilich seine seltsame Subjectivität oft wunderliche Schnörkel hineinzeichnet), sein straffes Gliedern, sein Ordnen der Massen mit beinahe militärischen Meistergriffen. Aber ebenso stark treten alle Mängel des echten Märkers hervor: die bestrickende Liebenswürdigkeit und Anmuth fehlt, kein schönes Landschaftsbild erfreut uns, die männliche Energie wird oft zur abstoßenden Schroffheit und Eckigkeit, das schlagkräftige Wort wird zuweilen roh und verletzend, die geradlinigte Einfachheit entartet nicht selten in unschöne Steifheit.

Und er war ein Sohn der Mark zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung! Den nationalen Aufschwung von 1813 hat er nicht mehr erlebt, so sehr er ihr auch durch seine „Herrmannsschlacht" und seinen „Prinz von Homburg" vorgearbeitet hat. Wie der große Kurfürst, der herrlichste Held aller Kleist'schen Dichtungen, einst das exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor" sprach, so tritt Kleist „vor Einem zurück, der noch nicht da ist" und der „die Kunst auch in diesem nördlichen Himmelsstrich" werde reifen lassen.

Um aber die räthselhafte Erscheinung unseres Dichters ganz zu begreifen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf sein Leben werfen und daraus das Letzte und Höchste jedes Künstlers zu verstehen suchen: das Geheimniß seiner Individualität.

(Schluß folgt.)

Nachklänge aus Bayreuth.

Von **Wilhelm Marr.**

Vorspiel.

Die Sturm- und Drangtage von Bayreuth sind vorüber; die pro et contra fieberhaft erregten Nerven beruhigen sich allmälig und der Journalist kann wieder Schriftsteller werden.

Ist er denn das nicht? fragen Sie, verehrte Leserin.

Ach nein! Wenn wir alles Das verantworten sollten, was wir von heute auf morgen für die Tagesblätter schreiben müssen, was wir gleichsam per Dampf mit Hochdruck in die Welt hinausschreiben, wir würden schlecht bestehen, wenn die Musen unter dem Vorsitze Apollo's unsern Gerichtshof bildeten und uns vielleicht gar verurtheilten, Alles — auswendig zu lernen, was wir geschrieben haben.

Diese unsere schwache Seite kennt Richard Wagner zu genau und deshalb hat er so wenig Respect vor „Journalisten und Recensenten", selbst nicht vor denen, die ihn loben, was freilich nicht hinderte, daß in Bayreuth selbst eine Art officiöses Wagner-Preßbureau etablirt worden war, welches im angehenden Blaustrumpfstil Monate vor dem Beginn der Bayreuther Festtage Reclamecorrespondenzen versandte, deren naive Stilistik an Karlchen Mießnick erinnern konnte und die mit einer seltenen Ungeschicklichkeit redigirt waren. Federn, welche weder den offensiven noch den defensiven Flügelschlag verstanden und die statt zu fliegen nur flattern konnten.

Schriftsteller und Journalisten sind also zwei verschiedene Existenzen, verehrte Leserinnen, aber Beide können in ihrem Fache sehr brave und geschickte Leute sein. Der Journalist schreibt, ohne Zeit zu haben, der Schriftsteller läßt sich Zeit. Dem Journalisten endlich paßt man weniger auf die Finger als dem Schriftsteller.

Solche und ähnliche Gedanken rumorten auch mir im Kopfe herum, als ich in Bayreuth angelangt war und die zur Feier der Tage und zum Empfange des deutschen Kaisers, welcher als Patronatsherr die ersten beiden Vorstellungen mit seiner Gegenwart beehren wollte, festlich geschmückte Stadt erblickte. Es war als ob in der Luft etwas wie „Stimmung" liege und als ob die heiße Sonne am blauen wolkenlosen Himmel diese Stimmung zum Sieden zu bringen bestimmt sei. Diese Tausende von Flaggen und Fähnlein, diese zahllosen Laub- und Blumenguirlanden an den Häusern, noch mehr aber die artistisch aufgeregte Stimmung der Bekannten und Collegen, die ich traf, die Künstler und Musiker — das Alles drängte mir die nämliche Frage auf: Wird der dreißigjährige Krieg, der um diese Idee des Musikdramas geführt ist, in Bayreuth einen Friedensschluß finden, welcher besser ist als es der westfälische Frieden nach dem dreißigjährigen Reformationskriege war? Ich glaube es nicht. Aber ich glaube, es wird ein artistischer

modus vivendi geſchaffen ſein, daß jede Richtung ihre eigenen Wege wandeln kann, ohne daß man ſich gegenſeitig wie bisher Rippenſtöße verſetzen zu müſſen glaubt, denn die „Zukunftsmuſik“ — —

Halt, eine Pauſe! Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das Wort Zukunftsmuſik auf ein Bonmot von Franz Liſzt zurückzuführen iſt. Ein Muſikprofeſſor in Bonn — ich glaube er heißt Biſchoff — gebrauchte das Wort in einer biſſigen Kritik des Lohengrin. Das war in der erſten Hälfte der fünfziger Jahre. Liſzt lebte damals permanent in Weimar. „Eh bien!“ ſagte er zu Hans von Bülow, „acceptiren wir dieſe Bezeichnung, wie einſt das Wort „Geuſen“ von den Niederländern accepirt wurde.“ Das humoriſtiſche Umdrehen des Spießes hat dem Worte eine Tragweite gegeben, die von keiner Seite beabſichtigt worden war. Der feindliche Spott erfand es, der Humor der Angegriffenen gab ihm Verbreitung und unwillkürlich iſt es hier auch meiner Feder entſchlüpft. Komm, liebes Wort laß' dich einſperren und ſei ruhig!

Alſo die „Zukunftsmuſik“ kommt bei dem Bayreuther Bühnenfeſtſpiel gar nicht zur Discuſſion. Man kann in Bezug auf Tannhäuſer und Lohengrin ſtreiten, ob dieſe Werke das Recht haben, der eigentlichen abſtracten Oper mit ihren Ritornellen, ihren Arien, Duetten, Cavatinen, Chören ꝛc. den Rang abzulaufen. In dieſem Streite entſcheidet einzig der Organismus der individuellen Menſchennatur, denn die genannten Werke ſind immer noch „Opern“, wenn auch ſolche, die ſich von dem Begriff „Oper“ loszuringen trachten, und bei ruhigem Blute betrachtet, war unſer ganzer jahrelanger bisheriger Streit mit den Antiwagnerianern und dieſen mit uns ein ziemlich müßiger, denn Chacun a son goût. Die bisherigen Werke Wagner's haben allerdings einen vorbereitenden Einfluß auf das letzte Wort, das der Meiſter in Bayreuth geſprochen.

Dieſes letzte Wort heißt: „Das Drama“. Ich ſage abſichtlich nicht „das Muſikdrama“, um bei der „ſtricten Obſervanz“ zu bleiben, weil ich nur von dieſem Standpunkt aus, ſelbſt wenn er ein irriger wäre, klar und faßlich ſchildern kann.

Das Drama. Wagner geht von dem Geſichtspunkt aus, daß die Proſa und die ſtreng rhythmiſche Sprache (Jamben ꝛc.) nur geſprochen, nicht ausreicht, um uns für großartige Stoffe auf der Bühne illuſionskraftig zu machen. Er giebt daher der Sprache die Form des Stabreims, wo die Silben nicht gezählt zu werden brauchen und der Redefluß nicht ſtockt. Aber die Sprache allein genügt noch nicht. Der Ton der Rede ſoll ein getragener ſein und der Pathos durch den Klang der Stimme verkörpert werden. So tritt der geſangliche Charakter in die Worte ein. Allein das wäre immerhin noch eckig, es fehlt noch ein Moment, das des Gefühls, des Unſagbaren, und hier tritt als drittes Moment die Inſtrumentation als ſeeliſche Interpretin, Begleiterin und Vorbereiterin auf und bildet die Einheit von Dichtung, Geſang und Inſtrumentation.

Es iſt alſo pur et simple eine neue Form für den höhern dramatiſchen Kothurn und ich bin ſo eitel zu glauben, daß, wie es mir in Bayreuth mehrfach gelungen iſt, durch dieſe ſcharfe Definition Kampfhähne auseinander zu bringen, auch an dieſer Stelle meine Darlegung Beachtung finden wird. Allerdings — beeile ich mich hinzuzuſetzen — iſt es unmöglich, dieſe Richtung repertoirlich zu machen, denn jedes einzelne Drama nach obigen Grundſätzen verfaßt bedingt Vorausſetzungen, welche auf den modernen

Theatern nicht zu erfüllen sind. Die Nibelungentetralogie, es soll dies von mir nicht geleugnet werden, ist also wesentlich eine neue cultur- und kunstgeschichtliche Erscheinung dessen, was sein könnte, wenn wäre, was nicht ist. (Pardon für diese unwillkürliche Alliteration!) Ich möchte sie ein dramatisch und scenisch ausgeführtes Oratorium nennen, wenn ich nicht fürchtete, durch diese Bezeichnung den Zorn in beiden feindlichen Lagern zu erregen und ein Mitrailleusenfeuer von musikalischer Terminologie auf mich zu ziehen, gegen welches mir keine Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen.

Mit drei (resp. vier) vereinigten Mitteln wird ein Zweck erfüllt. Diese Mittel heißen: die Dichtung, der declamatorische Gesang, die Instrumentation und die Scenerie. Der „Sänger" wird zum dramatischen Darsteller, zum Schauspieler, wenn man will; das Orchester zum Ton- und Stimmungszeichner. Der Boden, auf dem sich Alles bewegt, ist die Scenerie. Und hier ergeben sich die Forderungen des vertieften unsichtbaren Orchesters als akustische Nothwendigkeit von selbst, wie der dunkle Zuschauerraum (à la Diorama) eine optische Nothwendigkeit ist, um die Einheit der vier Mittel zum Zwecke zur Geltung zu bringen. Allein ich wiederhole ausdrücklich, daß ich unseren modernen Theatern mit ihrem modernen Publicum nicht zumuthe, diese Richtung ventre-à-terre zu adoptiren, so mächtig, ja so überwältigend sie auf mich persönlich gewirkt hat. Schon das Sujet, oder die Sujets, welche Wagner mit Vorliebe wählt, gestatten dies kaum. In seinen Dichtungen vertiefte sich der Meister immer mehr in entfernter liegende Stoffe, bis er im Ring der Nibelungen mitten in die alte Götterwelt gerieth und die alten Sagen (namentlich die Edda) dramatisirte. In „Rheingold", dem Vorspiel zur eigentlichen Trilogie, erscheint nämlich wirklich kein einziges Individuum, welches, und wäre es auch in Runen- oder Keilschrift, in irgend ein irdisches Geburtsregister eingetragen wäre. Wotan, Donner, Froh und Loge sind Götter; Freia und Frida Göttinnen. Erda ist sogar die Urgöttin, das Chaos, das Fatum und alles mögliche, Alberich und Winn sind Dämonen und die Riesen Fasolt und Fafner sind die nordischen Titanen im Götterkrieg. Endlich die drei Rheintöchter, die mythologische demi-monde mit Vorbehalt, Nixen, Nymphen. Eine ganze Generatio equivoca von transscendentalen Existenzen. „Greif' nur hinein in's volle — Götterleben!" hat Wagner gedacht.

Die Zeitungen haben ohne Ausnahme die Handlung auf's ausführlichste beschrieben, ich brauche daher nur zu commentiren.

Gewiß, es ist ein schöner und sogar dramatischer Gedanke, daß die Entgötterung der Welt durch die Herrschaft des Geldes angebahnt wird. Daß den „Ring" nur „schweißt", wer der Liebe entsagt und zur Fahne des starren Realismus schwört, dies thut Alberich. Verspottet von den Rheintöchtern, flucht er der Liebe und raubt das Rheingold.

Der Idealist Wotan indessen läßt sich von den Riesen eine Burg bauen und verspricht ihnen als Arbeitslohn seine Schwägerin Freia. Allerdings mit dem Hintergedanken, seinem Versprechen entschlüpfen zu können. Doch die Riesen halten fest, bis ihnen Wotan eine Geldentschädigung im Nibelungenhort giebt. Um den Raub des Ringes und seinen Besitz dreht sich das Vorspiel. Der Fluch, der am Ringe haftet, zeigt sich schon in diesem Vorspiel. Der Ring bleibt zuletzt in Fafner's Hand, der ihn als Drache hüten wird, wie jener Geizdrache, welcher mit dem Gelde nichts besseres anzufangen weiß, als es zu bewachen.

An bunter Handlung ist in dem Vorspiel Rheingold kein Mangel, an Scenerie Ueberfluß. Allein gerade dieser Ueberfluß an Scenerie mag wohl ein Magnet sein für die Schaulust der Neugierigen — vielleicht ist es auch eine Tactik des Dichters, um der Dichtung ein zahlreiches Publicum zu verschaffen, das sich nach und nach mit den musikalischen Schönheiten vertraut macht — er stört dennoch den Vollgenuß dieser Musikschönheiten. Unsere Sehnerven werden fast noch mehr beschäftigt als unsere Ohren. Es ist eine ewige decorative Unruhe auf der Bühne und diese hat den großen Nachtheil, daß, wo die Maschinerie einmal den Dienst versagt, wie dies bei der ersten Aufführung des Rheingold in Bayreuth leider mehrfach vorkam, der Zuschauer und mit ihm der Zuhörer aus der Stimmung gerissen wird.

Denn die musikalischen, instrumentalen und gesanglichen Schönheiten im Rheingold sind groß und oft wahrhaft großartig. Die Wirkung des unsichtbaren, vertieften Orchesters magisch überwältigend. Die „Motive" in der Musik gehen aber über die decorative Unruhe verloren und ich möchte behaupten, im Innersten seiner Seele hat Wagner diese Ausstattungsmethode nur gewählt, um — beim großen Haufen Propaganda zu machen. Diese Licenz soll nicht verdammt werden, doch — allzuviel ist ungesund. Es muß anerkannt werden, Wagner hat sein Problem der Einheit von Dichtung, Gesang und Instrumentation zur „unendlichen Melodie" oder zur Harmonie meisterhaft gelöst und es sollte nicht durch zu viele Aeußerlichkeiten in Gefahr gebracht werden, zu zerreißen. Qui dit trop, ne dit rien. Die Schlange z. B., in welche sich Alberich verwandelt, ist ein so urkomisches Vieh, oder machte doch eine so urkomische Wirkung, daß ein gedämpftes Gekicher durch das Haus ging und die instrumentale Interpretation ganz unbeachtet blieb.*)

(Schluß folgt.)

---

*) Der Herr Verfasser war, als dies Heft in die Presse ging, von den Strapazen der Bayreuther Campagne so ermüdet, daß er erst im nächsten Hefte seine interessanten Betrachtungen des Wagner'schen Kunstwerks schließen kann. Die Bayreuthfahrt wird mit Recht noch lange zum Discutiren Gelegenheit geben und so ist denn wohl ein wenig Geduld von unseren verehrten Lesern nicht zu viel verlangt.

Die Redaction.

Auf eine Karte.

Novellette von **E. Vely.**

„Ach! wer doch reich wäre!“ Ein hübscher rother Mund rief eben diese Worte, ein leichter Seufzer begleitete sie und fünf ungeduldige Finger trommelten an den blitzenden Scheiben, dann aber fuhr der reizende Blondkopf plötzlich zurück und beugte sich wieder über die bunte Stickerei.

„Gieb die verlorene Mühe auf“, sagte die ihr gegenübersitzende Brünette, „ich sehe Dein Erröthen doch, Irmgard, und weiß gerade so genau, daß ein gewisser diensthuender Adjutant sich eben zu seiner Hoheit begiebt und daß ein militärischer Gruß seinen Weg zu diesen Fenstern fand, wie dies täglich mit bewunderungswürdiger Genauigkeit geschieht. Mein Compliment indessen, Kleine, Du machst erstaunliche Fortschritte in der ersten aller Hofkünste, der Verstellung!“

„Cornelia! Du bist boshaft wie immer, das hindert mich indeß nicht —“

„Das Factum einzugestehen! Warum sollst Du auch nicht roth werden, wenn der hübscheste Cavalier unseres ganzen Hofstaates Dich grüßt! Und dann steht es Deinem Gesicht gut, und weil Du wie ich“, und hierbei lächelte die schlanke Sprecherin und zeigte die schönsten weißen Perlenzähne, „nichts als die „beauté du diable“ besitzest, ist das bemerkens- und verwendenswerth. Hiermit wären wir indessen bei unserm unterbrochenen Thema wieder angelangt bei Deinem Ausruf, „ach! wer doch reich wäre!“ Kind, wie doch meine innersten Herzenswünsche da accompagniren, und wollte man den Gruß des Barons Kronfels dazu addiren, so ließe sich ganz hübsch schließen . . .“

Jetzt zog sich Irmgard's Mund etwas schmollend zusammen.

„Man weiß, daß Du geistreich und pikant plauderst, Cornelia, hier im Vorzimmer hast Du mich indeß nur als alleiniges und vielleicht *undankbares* Publicum . . .“

„Weshalb ich auch nicht weitergehe, Herzchen!“ lachte die Hofdame und trat zum Spiegel, um die Falten ihrer Schleppprobe zu ordnen. Sie sah dabei mit einer stolzen Befriedigung auf das schöne Bild, welches ihr zurückgeworfen wurde, rollte dann ein Tabouret an Irma's Seite und blickte ihr ernsthaft in's Gesicht.

„Kleine, ich will einmal auf Frauenart philosophiren! Dein Ausruf weckt dergleichen hochverrätherische Grillen, nun dulde sie auch! Ja, Cousine Irma, wäre ich *reich*, so hätten nicht fünf ewig lange Jahre vorüberziehen können, an deren Ende man mich noch immer hier sieht. Was hat es mir genützt, für die Schönste und Geistvollste im ganzen Hofcirkel erklärt zu sein? Ich trage dieses Prädicat zu lange. Die dicke Oberhofmeisterin gesteht mir Haltung und Tournüre zu, man macht mir den Hof, sucht meine Unterhaltung, fürchtet von weiblicher Seite ein wenig meine [illegible]oquerie et voilà tout! Wäre ich reich, vielleicht schlänge sich mit mehr [illegible]echt eine Grafenkrone durch meine schweren Flechten, als durch das falsche [illegible]aar der gebrechlichen Angerstein. Graf Benno entschloß sich nur wider[illegible]bend diese Geldbörse zu heirathen, aber er that es doch, trotzdem alle [illegible]lt wußte, daß ich ihm nicht gleichgiltig war. Und wie er, sind alle [illegible]änner!“

Ein leiser Seufzer von Irmgard. Wer hätte entscheiden sollen, ob er [illegible]immend sei? Vielleicht hatte Cornelia ihn überhört.

„Welche Zukunft ſoll man nun hoffen? Ich bleibe noch einige Jahre hier, führe langweilige Correſpondenzen . . .“

„St!“ warnte die andere, aber die Sprecherin ließ ſich nicht unterbrechen.

„Mache Beſuche für Hoheit, empfange ſolche, erſcheine auf Bällen, wie ſeit fünf Jahren. Man glänzt dabei noch mit beſten Kräften mit den beaux restes der einſtigen Schönheit, bis auch die den Weg alles Irdiſchen gehen, ſeufzt heute beim Anblick einer Stiftsdame und iſt's vielleicht morgen ſchon ſelber!“

„Mein eigen Schickſal, das Du malſt, der Zwang unſeres alten Namens“, ſagte Irmgard.

„Feſſeln, die ich aber haſſe, übertünchte alte Bande, die man zerſprengen ſollte, wenn . . .“

„Wir nicht froh ſein dürften, durch unſere Namen überhaupt eine Stellung zu haben, um welche man uns ſogar noch beneidet. Iſt Doctor Weber ſchon zurück?“

„Nein“, und jetzt mied Cornelia die Blicke Irma's.

„Du weißt, man liebt ſeine Unterhaltung. Wenn er auch das Unglück hat, bürgerlich geboren zu ſein, kann doch nicht geleugnet werden, daß er klug und ungewöhnlich intereſſant iſt!“

„Und das wäre ein Factum, welches ſogar nicht von Dir beſtritten wird“, ſcherzte die Blondine.

„Ich ſage dabei noch offen, daß ich den Doctor gern ſehe und breche ſo Deinem Pfeil die Spitze!“

Irmgard wurde ganz ernſthaft und legte die kleine Hand auf Cornelia's Schulter.

„Soll ich Dir prophezeien, ſo iſt's, daß Du noch einmal die Hofkleider ablegſt und in Regionen herabſteigſt, wo man des künſtlichen Sonnenlichtes entbehren kann und Alles und Mehr iſt!“

„Ce n'est que le premier pas qui coûte!“ war die Antwort. Dann klang leichtes Rauſchen im Nebenzimmer, die Portière flog zur Seite und Ihre Hoheit ſelber zeigte das ſchöne ſtolze Haupt, Cornelia zu ſich winkend. Ein Nachſinnen über die letzten Worte ihrer Gefährtin war der allein bleibenden Irmgard indeß nicht vergönnt: „der dienſtthuende Adjutant Seiner Hoheit“ wurde gemeldet, und dann trat ein ſchlanker junger Officier in's Gemach.

„Nur eine „unaufſchiebbare“ Meldung an Seine Hoheit, darf mein Eindringen entſchuldigen“, ſagte er mit klangvoller Stimme, „Verzeihung wird mir Ihre Liebenswürdigkeit gewähren.“

„Sie kennen genugſam die Langeweile eines Vorzimmers, um zu wiſſen, daß man jede Störung willkommen heißt!“

„Selbſt die unbedeutendſte, wenn ich corrigiren darf.“

„Selbſt die!“ neckte das hübſche Mädchen, vielleicht beſonders darüber beluſtigt, weil „die wichtige Meldung“ plötzlich antichambriren mußte.

„In dieſer milden Stimmung habe ich Sie mir gewünſcht, Gräfin!“

„Spötter! — und doch bleiben Sie dabei ernſt? Was ſoll die tragiſche Miene?“

„Einer Bitte mehr Macht verleihen.“

„Da bin ich in der That — —“

„Doch nicht neugierig, Gnädige? O, ich laſſe es nicht dahin kommen. Graf Wildenberg iſt nicht unerheblich erkrankt!“

„Der Arme! Hoffentlich wird er bis zur Feier des Geburtstages Seiner Hoheit — —"

„Noch nicht ganz hergestellt sein", unterbrach der Adjutant hastig, „so ist wenigstens mein Stoßgebet! Nein, sagen Sie darauf nicht „abscheulich", das ist es nicht von meinem Standpunkt aus. Ich bitte Sie, in dem lebenden Bilde seine Stelle übernehmen zu dürfen und dadurch mich mir selber beneidenswerth zu machen!"

Irmgard konnte nun aber unmöglich so schnell antworten, als der feurige Redner zu wünschen schien, selbst wenn sie gewollt. Die lange, blonde Locke, welche sich an der einen Seite ihres weißen Halses niederringelte, hatte sich gerade in demselben Moment mit der Uhrkette zu einem wunderlichen gordischen Knoten verschlungen, und je mehr sie eilte, ihn zu lösen, um so verwickelter wurde er. Indeß dürfte endlich ein feuriger Kuß auf ihre Hand das Alexanderschwert des Barons gewesen sein, denn als jetzt Cornelia wieder in das Gemach trat, sah sie eben noch eine etwas cermoniöse Verbeugung der jungen Dame, von den Worten begleitet:

„Ich will also gnädig sein, Baron, vorausgesetzt, daß Sie nicht zu schadenfroh in Betreff des Verbannten sein werden!" während der Kriegsheld mit einem Gemurmel von „wichtigen Nachrichten" an ihr vorüber stürzte.

Man hielt Probe zu den lebenden Bildern im weißen Saale des Schlosses und bewegte sich scherzend und lachend und bunt costümirt zwischen den Theaterrequisiten, Instrumenten und Blumenguirlanden umher, welche überall auf dem Parquetboden standen und lagen und ein wahrhaft künstlerisches Chaos bildeten. Irmgard sah in dem griechischen Gewande mit den aufgelösten blonden Haaren wunderbar schön aus und wer sie am wärmsten bewunderte, war natürlich Egon von Kronfels. Ein boshafter Zufall schien indeß sein Spiel mit ihm zu treiben; so oft er sich auf diese oder jene Weise der „Herrin seiner Gedanken" nähern wollte, trat ihm Jemand mit einer Anrede in den Weg und jetzt war er bereits vom Hofmarschall bis zum jüngsten Cadetten gelangt, als die berühmteste und berüchtigtste Schöne des Hofes, Gräfin Storm, ihm im Vorübergehen mit dem Fächer auf die Schulter klopfte.

„Woher die Wolke auf Ihrer Stirn, Baron? Als ob es keine Frauenhände gäbe, dergleichen Unebenheiten zu glätten!"

Er sah eben nach Irmgard und dem alten Grafen Pahlen hinüber, mit welchem sie im Gespräch begriffen war. Die schöne Italienerin mit dem englischen Namen fing seinen Blick auf.

„Voilà! auch der Graf da drüben denkt so. Sehen Sie, er lächelt wie vergnügt neben der reizenden frischen Baumbach."

„Sie glauben doch nicht" — — kam es zweifelnd, stockend, von Egon's Lippen.

„Daß die Kleine vernünftig ist. Allerdings, denken Sie doch, ein armes K[illegible]änlein — und Gräfin von Pahlen, giebt es da wirklich eine Wahl o[illegible] einen Zweifel? Können Sie noch so harmlos denken? Und dieser P[illegible]n ist wirklich ernstlich von Amors Pfeilen verwundet, wie man so "

„Sie haben Recht und ich scherzte nur!" erwiederte Kronfels und fuhr u[illegible]em Tuch über seine Stirn, sich Kühlung zufächelnd.

„Wie ihm ist's Manchem ergangen, aber dennoch finden sich nicht für [illegible] Samariterhände", seufzte er, um irgend etwas zu sagen.

„Vielleicht weil Sie zu stolz waren eine Wunde einzugestehen", lächelte die Gräfin bedeutungsvoll und faßte nach seinem Arm, um sich plaudernd von ihm auf- und abführen zu lassen. Und die elegante Frau hatte eine Art und Weise die harmlosesten Dinge zu sagen, welche der leichtesten Conversation mit ihr aus der Ferne einen Anstrich von intimer Wichtigkeit verlieh. Natürlich fielen auch am heutigen Abend die verschiedensten Bemerkungen über sie und den in scheinbar großer Gunst bei ihr stehenden Adjutanten Seiner Hoheit.

„Du bist bleich", sagte Cornelia zu Irmgard herantretend.

„Ermüdet, gelangweilt!" war die Antwort.

„Das laß nur Niemand außer mir hören, kleine Unvorsicht! Lächle, kokettire, ermuthige Alle, nur häng' das Köpfchen nicht um Einen. Was sagte ich neulich? So sind sie Alle, Alle! Die Storm ist etwas ältlich, ihr Name etwas viel im Munde der Leute, aber reich! Kind, reich! Was bedarf es eines weitern Commentars. Du hast eben eine Erfahrung gemacht gleich hundert Anderen!" Irmgard zog die stolz geschwungenen Augenbrauen zusammen.

„Soll ich Dir beweisen, daß auch Du irrst?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, aber auch ohne das mitleidige Lächeln um Cornelien's feinen Mund zu gewahren, schritt sie, denn eben wurde ihr und Kronfels' Name zu den Bildern aufgerufen, zur Gräfin Storm und zog sie mit auf die Bühne, um während der ganzen Probesitzung mit ihr zu plaudern.

Und dies geschah in so aufgeregter, fieberhafter Weise, daß Kronfels verwundert zu ihr aufsah und selber ganz verstummt wäre, hätte ihn die muntere Südländerin in der Seitencoulisse nicht stets von neuem in's Gespräch zu ziehen gewußt. Ohne ein unbewachtes und unbeachtetes Wort mit Irmgard reden zu dürfen, mußte er die Bühne schließlich wieder verlassen.

„Wissen Sie schon das Neueste, das Wunderbare?" flog es am andern Morgen von Mund zu Munde „die kleine Baumbach ist eine reiche Erbin geworden! Ein reicher, frommer Onkel, n'importe von wo, aber so ein echter Goldonkel, der „wie es nicht anders sein darf", mit der Familie lange in Unfrieden gelebt, hat sich endlich bekehrt und ihr eine halbe Million hinterlassen." Und dann kamen die Bemerkungen.

„Die Königsmiene, welche sie nun tragen mag! War sie doch früher schon unnahbar genug!" und die halbe Million wuchs in einer Stunde schon zu dreien an im Alles vergrößernden Munde der Fama. Ja, der Geburtstag Seiner Hoheit mit dem viel besprochenen Feste trat fast bei dieser Wundermähr in den Hintergrund.

Das gleichgiltigste Gesicht zu dem neuen Ereigniß machte unbedingt die junge Erbin selber.

„Es ist das unheilvolle Geschenk im Seemärchen", sagte sie zu Cornelia, „man möchte es fortwerfen, nachdem es Einem eben geworden!"

„Götzendienst in der Wüste, Kind, der alte Tanz der Juden von modernen Helden aufgeführt; Irma, der Vergleich ist wahr, wenn auch für Dich nicht schmeichelhaft", war Cornelien's Entgegnung. „Gieb nur auf Kronfels Acht und seine Bekehrung!"

„Was Du auch denken magst, Cornelia, ich bin entrüstet und Renegaten waren mir von jeher verhaßt!"

Man wollte die Bilder erst um Mitternacht nach dem Souper stellen. Irmgard, die vielbeglückwünschte und beneidete trug äußere Kälte zur Schau und vermochte doch kaum die innere Aufregung zu beherrschen. „Wie wird er mir entgegentreten", war die stets wiederkehrende Frage ihres Herzens; aber bis jetzt hatten ihre Blicke ihn vergebens im Saale gesucht. Sie konnte natürlich auch nicht wissen, was nur wenigen Vertrauten des Herzogs bekannt war, daß Kronfels gleich am Tage nach der Probe, demselben, an welchem Irmgard eine Erbin geworden, mit wichtigen Depeschen nach der Bundeshauptstadt gesendet worden.

Man erwartete seine Rückkehr von Stunde zu Stunde und der Hofmarschall schob bedenkliche Pausen in das Programm ein, nur damit Kronfels' Abwesenheit nicht auffiel. Endlich trat dieser in den Festraum, strahlenden Blicks, hoffnungsvollen Muth im Herzen. Vor einigen Tagen noch hatte er in Bezug auf seine Neigung zu dem armen, schönen Hoffräulein nur dunkel um sich hergesehen — ein vermögensloser Adjutant und — heirathen war so völlig ungereimt wie unausführbar. Durch das Vertrauen, welches man ihm indessen von höchster Stelle gezeigt, eröffnete sich ihm eine andere Aussicht — die auf eine einflußreiche, glänzende Laufbahn und im Hintergrund lächelte ihm Irmgard's Erscheinung verheißungsvoll entgegen.

In dem Zimmer, wo sich die Darstellenden versammelten, war nur zwischen Irmgard und Egon ein flüchtiger Gruß gewechselt, jetzt standen sie nebeneinander auf der Bühne, kurz ehe der Vorhang sich heben sollte.

„Gräfin Irma", begann er und suchte ihr Auge, „ich habe Ihnen noch nicht gedankt, daß Sie mir Gelegenheit gaben, durch Erhörung meiner Bitte —"

„Sich mit Ihrer vortheilhaften Figur im antiken Gewande zeigen zu dürfen, Baron", fuhr sie fort, „weshalb besondern Dank; ob Sie oder ein Anderer der von dem Publicum Bewunderte sind, dürfte mir gleich sein!"

Ein Schatten zuckte über sein Gesicht, aber nur ein flüchtiger.

„Ich weiß, daß Sie mich am wenigsten so beurtheilen, Comtesse! Nein, ich danke Ihnen für die Gelegenheit, einige unbehorchte Worte mit Ihnen reden zu dürfen. Seit ich Sie erblickt, trage ich Ihr Bild im Herzen, anfangs und lange mit hoffnungslosen Wünschen — jetzt darf und muß ich reden. Irma, ich liebe Sie!"

„Wie sie Alle, so auch er", zitterte es durch ihre Seele, das Ideal ihrer Mädchenträume lag im Staube.

„Ich durfte Sie nicht mit mir hinabziehen in ein entbehrungreiches Dasein, das ich Ihnen bis dahin bieten konnte", fuhr Egon fort, „obgleich ich wußte, Irma, daß auch ich Ihnen nicht gleichgiltig war!"

„Vollenden Sie nicht, Baron, brechen Sie ab!" entgegnete sie, und fast klanglos kam das über ihre Lippen. „Sie ahnen wohl kaum, wie peinlich diese Unterhaltung für mich ist, wenn auch sehr lehrreich!"

„Irmgard, ich verstehe Sie nicht", stammelte er verwirrt von ihrem eisigen Blick.

„Ich Sie um so besser! Und hier ist meine Antwort. Ich ließ mich nie verhandeln und verhandle mich noch weniger selbst!"

„Die Stellung, Gräfin Baumbach, Baron Kronfels, wenn ich bitten darf!" ertönte hier die Stimme des arrangirenden Künstlers. Irmgard reichte ihrem Partner die bebende kleine Hand, der Vorhang rauschte auf und zeigte dem hohen und vornehmen Publicum ein sich glücklich anlachen-

des Liebespaar, treu nach der Antike gestellt und lauter Applaus lohnte das gelungene Bild.

Auch das Hofleben einer kleinen Residenz kann zuweilen Stoff zum Reden geben und so war's in X. bald nach den Geburtstagsfestlichkeiten. Zuerst nannte man allemal Cornelia von Baumbach, die eleganteste Erscheinung, welche mit Stolz ihre sechzehn Ahnen hatte aufzählen können, um schließlich eine Mesalliance einzugehen.

Doctor Weber, dieser beglückte Unglückliche, war natürlich bei Hofe unmöglich geworden und nach einer nordischen Seestadt übergesiedelt. Irmgard, die capriciöse Erbin, der Liebling Ihrer Hoheit, welche mit dem über Nacht ihr zu Füßen gefallenen Reichthum den Glanz einer alten Grafen- oder vielleicht gar Herzogskrone hätte auffrischen sollen, war Cornelia in die bürgerlichen Verhältnisse gefolgt, und das war noch nicht Alles.

Die bevorstehende Verbindung zwischen der Gräfin Storm und dem schönen Kronfels war ebenfalls nur eine Vermuthung geblieben; die schöne Weltdame bekam plötzlich Lust, eine Saison in Paris zu verleben und Kronfels ließ sich in eine kleine Garnisonstadt hart am Gebirge versetzen.

Das Wie, Wo und Warum für alle diese Ereignisse oder deren Zusammengehörigkeit wurde natürlich lebhaft debattirt.

Irmgard saß am Piano und sang ein Schumannsches Lied. Sie liebte den schwermüthigen Ton, den Seelenaufschrei in diesen Compositionen seit — nun ja, seit sie wußte, was es heißt, zu lieben und zu verlieren und um einen Unwürdigen zu weinen.

Als eben die letzten Töne des Nachspiels verklungen und ihre Hände von den Tasten wieder geglitten waren, öffnete sich eine Thür ihr gegenüber und Cornelia trat ein. Man sah, es war noch nichts von Neue in den glücklich schönen Zügen der „Herabgestiegenen" zu lesen.

„Ich komme aus dem Studirzimmer meines gestrengen Herrn Gemals und da weißt Du, muß es schon etwas Ungewöhnliches sein, das mir um diese Zeit Einlaß verschaffte", klang ihre scherzende Anrede.

„Er machte mich denn auch zur Vertrauten eines Dritten und ich will Dich sogar als viertes Kleeblatt hinzufügen!" und damit hielt sie einen Brief vor des jungen Mädchens Augen.

„Für mich?" fragte Irmgard.

„Nicht an Dich — und doch nur Dich betreffend, aufklärend, vielleicht sogar demüthigend — von meines Mannes bestem Freunde — von Egon Kronfels!"

Irmgard griff so hastig nach dem Papier, daß sie ihre wochenlang geübte Beherrschung in einer Secunde als künstlich documentirte. Und dann wich während des Lesens alle Farbe aus ihrem Gesicht und ihre Hände zitterten sichtbar.

„O Cornelia, wie muß er mich verachten, daß ich ihm niedrige [illegible] weggründe beilegte, während er mich aufrichtig liebte. Hatte sich nicht A[illegible] an jenem Abend gegen mich verschworen, auch Du!"

„Ja, selbst ich mußte den Knoten noch verschlingen helfen und k[illegible] Dir Aermsten nicht einmal Dein Unrecht sühnen helfen! Wie ich Kronf[illegible] kenne und wie er als Mann handeln wird und muß, darüber ist kein Zu[illegible] fel mehr."

„Kein Zweifel?" wiederholte Irma mit wogender Brust. „Vielle[illegible]

ein Kampf und wenn es auch gegen Herkommen und Sitte ist, ich rufe va banque und kämpfe um mein Lebensglück, es mag gleich sein, unter welcher Gestalt der Zufall mir günstig ist!"

In W., dem vielbesuchten und beliebten Badeort der vornehmen Welt, herrschte wie immer das bunteste Treiben, zu dem jede Nation ihr Contingent gestellt hatte. Auch Irmgard's und Cornelien's Namen fanden sich auf der Curliste, wenngleich Beide nicht zum Gebrauch der Heilquellen oder zum Vergnügen angelangt waren; die Erstere hatte die Reise gewünscht.

„Es soll ein Feldzug sein! Egon ist mit dem Herzog dort! Wie ich ihn führen werde, bleibt eben dem Zufall überlassen!" sagte sie, und Cornelia begleitete sie.

Beiden Damen war gleich in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit eine Auszeichnung geworden. Der Herzog hatte sie mit liebenswürdigster Freundlichkeit als einstige und jetzt sehr vermißte Zierden seiner Hofcirkel begrüßt und die Fürstin L., seine Schwester, den lebhaften Wunsch ausgesprochen, sie häufig in ihrer Villa zu sehen.

Irmgard hatte während der kurzen Unterredung nur mit Mühe ihre Fassung behauptet. Dicht hinter dem Herzog erblickte sie Egon's hohe Gestalt, er grüßte kalt und förmlich und so mußte auch der Gruß von ihrer Seite erwiedert werden, wenngleich ihr Herz stürmisch pochte.

Es war in einer Soirée der Villa Charlotta, in welcher die Fürstin mit gewinnendster Liebenswürdigkeit die Wirthin machte. Irmgard's Schönheit erregte auch hier Aufsehen und sie sah so bezaubernd wie nie aus, in dem weißen, duftigen Tüllgewande, mit natürlichen Camelien in dem schimmernden Goldhaar. Sie fühlte den siegenden Eindruck ihrer Erscheinung — und freute sich dessen — einzig für ihn wollte und mußte sie schön sein, wenn er ihr auch kaum einen Blick zu gönnen schien. In dem kleinen blauen Zimmer, das als traulicher Winkel zu behaglicher Zurückgezogenheit einlud, war ein Spieltisch arrangirt. Der Herzog liebte dann und wann: „un petit jeu", zuweilen im traulichen Kreise sogar ein unschuldiges Hazard.

Heute hatte er indeß seine Karten sehr früh dem Baron Kronfels übergeben, welcher mit den anderen Herren bald vom ruhigen Whist zu einem andern Spiele überging, man ahnte ja da im Grunde nur eine hohe Geschmacksrichtung nach.

Kronfels spielte und gewann mit besonderm Glück diesmal und schon scherzte man über ihn und warnte zugleich vor dem ominösen „Glück in der Liebe" als Gegenstück.

Unbemerkt von den Spielenden hatte Irmgard die schwere Portière zurückgeschlagen und sah mit blitzenden Augen und brennendheißen Wangen in das Gemach, dessen einzige Beleuchtung eine mattweiße große Tulpe bildete. Fast geräuschlos näherte sie sich nach einer Weile dem vis-à-vis nfels.

„Geben Sie mir Ihren Platz, Graf, ich bitte."

Sofort erhob sich der junge Russe und rückte den Sessel zurecht. Die deren Herren schauten halb lächelnd, halb erstaunt auf, die gefeierte Schöne ungenirt am Spieltisch Platz nehmen zu sehen.

Ueber Kronfels' Antlitz flog eine düstere Wolke, doch bannte ihn die flichkeit auf seinen Sitz.

Irmgard blickte mit einem Lächeln, unter dem sie ihre fieberhafte Auf-,

regung zu bergen suchte, um sich; Niemand ahnte den Sturm in ihrem Innern, ihren Entschluß und ihr Wagniß.

„Sind Sie verwundert, meine Herren, in mir eine Neigung für den „tapis vert" zu entdecken? Ich bitte, dulden Sie mich hier, es ist verführerisch, das Gegenüber des Baron Kronfels zu sein, von dessen Seite Fortuna nicht weichen will. Lassen Sie mich sehen, Baron, ob die launige Göttin, durch meine Nähe beleidigt, Sie verlassen wird! Heben Sie die Karten! Zuvor indeß noch Eins! Ich bin ohne Geld, geben Sie mir Cavalliersparole, daß Sie jeden Einsatz gelten lassen wollen!"

„Es wäre unritterlich, dem Wunsch einer Dame ungehorsam zu sein, ich gebe mein Wort!" war die ruhige Entgegnung und dann hob er die Karte.

„Ich spiele hoch, sehr hoch und nicht zum Scherz!" rief Irmgard nochmals.

„Was Sie setzen, werde ich halten!"

Das Spiel begann. Cornelia erschien jetzt auf der Schwelle, übersah mit schnellem Blick die ganze Scene, begriff Irmgard's Absicht und suchte dann geschickt einen Herrn nach dem andern zu entfernen.

Als Irmgard mit ihrem Gegner, welcher immerfort gewonnen hatte, allein war, nahm sie ein auf dem Nebentisch liegendes Stück Papier und bekritzelte es hastig und mit bebender Hand.

„Mein letzter Einsatz", sagte sie dann, es zusammenfaltend und Egon hinschiebend, „o gewinnen Sie noch einmal, es gilt mein ganzes Lebensglück! So lange ich nicht Alles verloren habe, bin ich elend!"

„Irmgard! — Gräfin Baumbach!"

„Spielen wir, mein Herr!"

Egon gewann. „Mein ganzes Vermögen", sagte der Zettel.

„Irmgard, Du liebst mich."

Sie sah ihn verklärt lächelnd an. „Einst habe ich gewünscht, reich zu sein, Egon; ich bin wieder arm wie damals, als Sie mich liebten! Heben Sie die Karte, es gilt nun mein Herz. Können Sie das Einzige, Letzte, was ich zu vergeben habe, noch verschmähen?"

Statt jeder Antwort umschloß er sie mit beiden Armen und zog sie an seine hochklopfende Brust, wo sie ihr erröthendes Antlitz verbergen konnte.

Procop, der Erfinder.

Geschichten aus der Pariser Belagerung.

Von **Paul d'Abrest.**

I.

Der Hauptplatz des Dorfes Aubervilliers hatte in den ersten Octobertagen 1870 eine militärisch-festliche Physiognomie. Paris lebte damals die Flitterwochen seiner Belagerung durch. Die Riesenstadt betrachtete mit neugieriger Spannung das eherne Gewand, welches sie soeben angelegt, ungefähr wie eine Kokette vor dem Spiegel beim Anprobiren einer neumodischen Toilette selbstvergnügt schmunzelt. Das noch vor wenigen Wochen arbeitende, denkende, schaffende, sich amüsirende Paris war in die Uniform gekrochen und gefiel sich darin. Es lebte und bewegte sich nach dem martialischen Trommelschall und dem ohrenzerreißenden Trompetengeschmetter. Die Musik sagte ihm zu. An die Stelle der fieberhaften Thätigkeit und unermüdlichen Arbeit waren unschuldiges Gaffen und die wenig ermüdenden, nicht endenwollenden Piquet- und Stöpselpartieen getreten — man freute sich fast dieses Nichtsthuns nach der anstrengenden Thätigkeit der vergangenen Jahre.

Die Theater waren geschlossen, aber man hatte die potenzirte Komik der Clubs, welche kein Lustspieldichter weder vorher noch danach erreicht hat. Pferdefleisch und Eselsbraten waren zur Zeit noch Primeurs und auf den Karten der Restaurants füllten noch brüderlicher die gewöhnlichen, alltäglichen Genüsse den Raum mit den Curiositäten der „Obsidionalkost." Man konnte sich noch einen Bissen gut bürgerlichen Rindfleisches gönnen, ohne eine Nordbahnactie zu verkaufen. Die Tagesfragen beschäftigten alle Köpfe und was in den Köpfen stak, mußte über die Zunge. Je mehr sich aber dieses Organ, welches der gemüthliche Aesopus als das beste und das schlechteste zugleich betrachtete, abmühte, desto trockener wurden die Lungen, und je trockener die Lungen wurden, desto mehr wuchs auch die Nothwendigkeit, diese Lungen zu befeuchten. Und der Nectar floß in Strömen, jener von Bordeaux und Burgund für die Standesprivilegirten des Beutels, jener von Suresnes und Argenteuil (die berüchtigten Säuerlingsgelände in der Umgegend von Paris) für den gewöhnlichen Plebs. Und dazu der herrliche Herbst! Als wollte die Natur die bösen Menschen ob ihrer Zerstörungswuth beschämen, hatte sie niemals ein so verführerisches, so reizendes Kleid gelegt. Gerade in diesem October mußte die Sonne so hell scheinen, die Flora sich so üppig entwickeln, mußten die lieblichen Gestrüppe der Anhöhen von Saunois Saint-Germain dem eingeschlossenen Städter so verführerisch winken. Für das fürchterliche Spectakelstück, für die blutige Tragödie dieser Belagerung war die für eine Idylle oder lustige komische Oper geeignete Decoration hergerichtet worden. Fürwahr, wenn man in Gedanken dem kosenden Zephyr, mit dem Auge einem dahinflatternden Schmetterling folgte und den balsamischen Duft der Blumen einathmete, dachte man wenig an

den Krieg und dessen Gräuel, und wenn plötzlich aus einem der Forts eine hellrothe Flamme gegen das ungetrübte Indigo des Himmels hinaufzuckte und ein graues Wölkchen hier und da emporbäumte, so konnte man wirklich nicht glauben, daß Flamme und Wölkchen Tod und Verheerung bedeuten sollten. Uebrigens herrschte so ziemlich Stille um die Ringmauern und kaum von Zeit zu Zeit trübte ein dumpfer Schuß oder ein vom Winde hinausgetragener Schwall Trompetengeschmetters die beschauliche Ruhe. Kein Wunder daher, wenn die Belagerten, durch das Wetter und die Neugierde herangelockt, in hellen Haufen überall hinauszogen nach Saint-Denis, nach Boulogne, nach Montrouge und Ivry, wie all' die Punkte heißen, wo damals das Universum für die eingeschlossenen Pariser sein Ende nahm, wenn alle Landstraßen, wie am Sonntag Nachmittag im Sommer, mit Karawanen von Spaziergängern bedeckt waren und Jung und Alt, Civil und Militär, Mann und Weib in echt lutezischer Sorglosigkeit auf dem Rasen lagerten.

Unter den Ortschaften in der äußersten Vorpostenkette, die sich an diesem Tage des größten Zuspruchs des Publicums erfreute, war obenan das freundliche Dorf von Aubervilliers, rechts von Saint-Denis. Bis dato war diese Localität blos durch die zahlreichen und verschiedenartigen Fabriken bekannt, welche daselbst ihren Sitz aufgeschlagen hatten, nur waren die Hochöfen ausgelöscht, die mächtigen geschwärzten Schlote dampften nicht mehr, und die Waarenlager waren in Kriegsmaterialiendepots verwandelt; denn das benachbarte Fort gab dem Dorfe Aubervilliers eine wichtige strategische Bedeutung. Im Dorfe, welches zwischen zwei kleinen, ziemlich rasch fließenden Bächen in der Plaine Saint-Denis sich erhebt, campirte damals das . . . te Bataillon der Mobilgarde, lauter aufgeweckte Pariser Kinder, meistens Kaufmannssöhne aus dem Quartier der Rue Saint-Denis, die frisch vom Laden weg zuerst in's Lager von Chalons und von da franco retour nach Paris spedirt wurden und bei welchen die Blague, der Commis-Voyageur-Humor nicht erstorben war, weil sie die Elle mit der sechs Fuß hohen Flöte (wie sie das Gewehr nannten) vertauschen mußten.

Der Hauptplatz der Ortschaft, wo die neugestempelten Kriegshelden aus der Straße des Heiligen Dionysius und dem Hallenviertel ihrer ferneren Bestimmung entgegensehen, bildet ein correctes Viereck und sieht beinahe aus wie jeder Dorfplatz in der Nähe von Paris. Die Kirche mit ihrem hohen Thurm nimmt fast ganz allein die nördliche Linie ein. Die Mairie, das Schulhaus und der Schuppen für die Feuerpumpe befinden sich auf der Südseite vis-à-vis, rechts und links bilden einige unansehnliche Häuser, die Hälfte davon Weinschänken, die Staffage. Vor denselben waren große hölzerne Tische aufgeschlagen, welche in doppelter Reihe fast um den ganzen Platz liefen. Auf den Tischen stand eine ganz respectable Anzahl von Flaschen und Krügen und um die Tische herum saß eine recht bunte Menge in aufgewecktester Laune lustig trinkend, schäkernd und singend. Die Uniform der Mobilgarde, die dunkelblaue Weste und die hellblaue Hose mit unglü seligem Käppi, welches bei seinem ersten Erscheinen solch' allgemeines hei liches Gelächter provocirte, herrschte zwar in den bunten Gruppen der Tri ker vor, aber zu der Uniform hatten sich ehrsame Spießbürger im Elbeufr und manche anmuthige Gestalt hinzugesellt. Es war eben Donnerstag u durch die Verfügung des Platzcommandos war wahrscheinlich einer Remi scenz aus der lieben Schulzeit zu Ehren den Verwandten der Mobilgardiste gestattet worden, ihre „draußen" liegenden Angehörigen zu besuchen. U

Alle hatten sich auf den Weg gemacht, Vater, Mutter, der kleine Bruder und die große Schwester, Onkel und Tante, Geliebte und . . . Gläubiger, um den Angehörigen aufzusuchen, und Niemand dachte daran, daß man sich bereits hart an den Vorpostenketten befinde und daß einige Mitrailladen ganz leicht die löblichen Familienergüsse hätten stören können. Aber, wie wir anfangs erwähnt, es war so still, so ruhig, so idyllisch, daß sich Jeder blos des herrlichen Tages freute und, von dem mitgebrachten Proviante zehrend, die Einen ihre ersten militärischen Erlebnisse zum Besten gaben und die Uebrigen mit größter Aufmerksamkeit zuhörten. Hier und da trat ein Unterofficier aus der als Hauptquartier des Bataillons requirirten Mairie, ging von Tisch zu Tisch, tippte Diesen oder Jenen auf die Schulter. Die Betreffenden standen auf, tranken ein letztes Glas, umarmten ihre Gesellschafter und folgten dem Kameraden, um irgend einer militärischen Verrichtung nachzukommen.

An der Ecke des einen Tisches saß eine Gesellschaft, welche es besonders verdient, unsere Aufmerksamkeit anzuziehen. Sie bestand aus fünf Personen und einem Mopse, mit dem wir vielleicht im Laufe dieser Erzählung Gelegenheit finden werden, nähere Bekanntschaft zu machen.

Der Senior der Gesellschaft war ein gutmüthiger, respectabel aussehender Vierziger mit leise gerötheten Zügen. Auf seinem Vollmondsgesichte, wo der einladende Zug der Bonhommie vorherrschte, lagerte jener Pedantismus, der dem Pariser Bourgeois eigen ist und der ihm gestattet, seinem Aussehen nach Belieben eine gewisse Gravität zu verleihen, die oft beim ersten Blicke täuscht und manchmal dahin führt, einen simplen Specereiwaarenhändler für einen Ex-Senator oder einen Akademiker zu halten. Ein biederer Epicier war übrigens auch der wohlbeleibte Besucher von Auberviliers, der sich in Begleitung seiner Tochter Aurelia und seines alten Buchhalters Leonard hierher begeben hatte, um seinen im . . . ten Bataillone dienenden Sohn und dessen eben aus der Provinz angekommenen Cousin zu besuchen. Die beiden jungen Leute, selbstverständlich in der Uniform ihres Corps, thaten sich an dem mitgebrachten Proviant gütlich, während Fräulein Aurelia schmachtend auf einen riesigen Kohlkopf blickte, der neben ihr auf der Bank lag — eine Aufmerksamkeit des Cousins, der am Frühmorgen auf die Maraude gegangen war. Monsieur Duteton, der pater familias, sah den Speisenden gemächlich zu und Monsieur Leonard, ein kleines, sehr beleibtes Männchen, welches in einem fort mit dem Kopfe nickte, erzählte plaudernd von seinem Wachtstubenerlebniß, denn auch er war unter die Helden gegangen, wie das rothbordirte Käppi auf seinem Kopfe davon Zeugniß ablegte.

„Wo bleibt denn die Mutter?“ frug Papa Duteton mit besorgter Miene. „Sie sollte uns um drei Uhr einholen und es ist bereits vier; sie werden sich doch nicht verirrt haben und den Prussiens in die Hände gefallen sein.“

„Ach, Du weißt ja, Papa, der Onkel Procopus hat sie abgeholt“, bemerkte die kleine Aurelia, ihre Kohlkopfstudien unterbrechend, „und wenn der schwätzen beginnt, so dauert es lange.“

„Der Onkel Procopus hat seit der vorigen Woche gewiß wieder etwas neues erfunden“, dachte der Mobile, der junge Anselm Duteton. „Was ’s? Wieder ein Sprengpulver, um den Versailler Palast vom Concordienplatze aus in die Luft zu befördern, oder eine Kanone, die in den Mond einschießt.“

„Rede mir nicht davon. Die Geschichte kostet mich bei der Belagerung über 2000 Francs", bemerkte Papa Duteton mürrisch. „Alle Tage kommt der Onkel wie ein Narr in die Boutique hineingerannt und macht Alles rebellisch. Er hat's, er hat's, nur braucht er immer eine Menge von Diesem oder Jenem, um das letzte Experiment zu machen. Bald sind's Hüte Zucker, die er aushöhlen möchte, um darin Sprengmaterial anzubringen, bald muß er die Stoßkraft des Weines probiren, weil er ein Mittel hat, die Kanonen damit zu laden, wenn das Pulver ausgegangen sein wird, und er vergießt mir ganze Tonnen. Vor acht Tagen machte er sogar das Experiment in meinem Keller und überschwemmte mir ein Dutzend Reissäcke, dann waren es fünfhundert Francs, die er durchaus haben mußte, um einen „impermeablen" Draht unter die Seine zu legen. Er hatte Alles bei der Hand, nur nicht den Taucheranzug und da mußte ich den Beutel aufthun, weil noch dazu meine Waare verschleißt wurde. Wenn's nicht schade ist", und die Erinnerung an den Verlust entlockte dem wackern Epicier einen Stoßseufzer, „die paar Groschen so zum Fenster hinauszuwerfen."

„Aber Vater", warf mit spöttelnder Miene Anselm ein, „es ist ja für einen patriotischen Zweck, wem wird das Geld da leid thun?"

„Das wäre recht schön", bemerke der andere Mobilgardist, der Cousin Didier, „wenn wirklich das Vaterland hier etwas zu profitiren hätte, aber man weiß ja, daß die Experimentsgelder und die Beträge für Tauchercostüme u. s. w. nur dazu dienen, Monsieur Videnaut die Gurgel zu befeuchten."

„Dem, der so elegant gekleidet ist und immer so hübsch mit seinem Stock mit dem goldenen Knopfe fuchtelt", bemerkte Mamsell Aurelia.

„Es ist ein wahrer Scandal, daß ein so gesunder junger Mensch im kurzen Westenrock und mit dem Stäbchen in der Hand einherstolziert, während Unsereins die Haut zu Markte tragen und in dem Sack da stecken muß", wobei Anselm eben nicht mit besonderm Behagen auf sein ärarisches Costüm zeigte.

„Wieso dient denn der nicht?"

„Er sagt", meinte der alte Leonhard, „seine Eltern wären Belgier, deshalb ist er nicht militärpflichtig."

„Wenn er Belgier ist, so hätte er sich nach Brüssel scheeren sollen; übrigens möchte ich seinen Taufschein sehen, ob's wahr ist, denn dieser Mensch", brummte Anselm, „scheint mir's mit der Wahrheit nicht gar genau zu nehmen."

„Wenn er zu uns in's Haus kommt, macht er uns immer den Kopf voll mit seinen vielen Connexionen und mit seinen Verhältnissen zum Stadthause. Er verspricht mir immer, er wird für mich großartige Lieferungen bekommen, daß wir Alle dran steinreich werden. Bis jetzt hat sich aber noch nichts gezeigt und jedesmal, wenn ich frage, nun wann wird's, wann wird's? bekomme ich zur Antwort: Geduld, Geduld, und die Mutter, welcher die Charlatanmanieren dieses Herrn in's Auge stachen, macht mir noch Vorwürfe, weil ich ihn belästige."

„Ja, Vater, warum müßt Ihr den Herrn empfangen?"

„Frag' die Mutter danach. Die nimmt Alles, was er verspricht, für baare Münze und glaubt, wir kommen Alle an den Bettelstab, wenn ich so wichtige Relationen vernachlässige, und dann gefällt er dem Onkel Procopus. Er schleppt ihn überall mit, seitdem er ihm versprochen, dem Kriegsminister

einige närrische Einfälle zu recommandiren. Sie sind unzertrennlich ... Aber wo bleibt denn die Mutter? Sonderbar."

In diesem Augenblicke neigte sich ein auf dem Glockenthurm der Kirche Schildwache stehender Mobilgardist über das Geländer und, mit den beiden trichterförmig geöffneten Händen vor seinem Munde ein Sprachrohr bildend, rief er in die Tiefe: „Ohé, Kameraden, da giebt's was." Zwanzig Gegenrufe antworteten von unten aus voller Kehle:

„Was giebt's denn?"

„Ist's Bismarck auf einem Besenstiel reitend?"

„Hast Du Deine Augengläser gut ausgewischt?"

„Siehst Du vielleicht wieder Bäume für Cürassiere an?"

„Zweimal fängt man uns nicht."

„Spaß bei Seite", rief der vom Thurm, der inzwischen durch ein Fernrohr geblickt hatte, „diesmal muß was vorgehen. Da, von Saint-Denis herüber kommt ein Haufen, ich merke die Bayonnette, in der Mitte etwas Rothes, Dickes, das Fort wird schießen."

Und wirklich vernahm man einen von links herüberkommenden dumpfen Knall, auf welchen ein ungeheures Zischen folgte, und eine bläuliche Linie, die bis in die Wolken hinauf einen Halbkreis beschrieb, bezeichnete den Weg der Granate, die wie ein sehr gedämpfter Schall, etwa wie das Zuschlagen einer Kastenthür, wenige Secunden später im Dorfe Lebourget einschlagen mußte. Sogleich gab es allgemeinen Rumor; die Bürgersleute standen von den Tischen auf, die Weiber riethen zum Heimzuge, aber die jungen Soldaten beruhigten Alles mit der Versicherung, daß die Preußen nie schießen, weil sie es nicht wagten. Auf den ersten Schuß folgte nun ein zweiter und bald ein dritter, diesmals von rechts, von Saint-Denis, herübersausend. Der Mobile auf dem hohen Wachtposten des Thurmes hatte noch immer das Fernglas an's Auge gesetzt und folgte den Vorkommnissen, über welche er zuerst an seine schwergläubigen Kameraden berichtet hatte, mit der größten Aufmerksamkeit. Vermuthlich war es auch dieses „Etwas", welches den Forts von Aubervilliers und Saint-Denis die eherne Zunge gelöst hatte. Ein feindlicher Angriff bei hellem Tage und unter den Mündungen der Festungskanonen war gewiß nicht zu befürchten, aber es war doch etwas Außerordentliches vorgefallen und das genügte, das Signal zum Brum-Brum zu geben. Die Fortscommandanten hatten damals die Parole und befolgten sie immer gewissenhaft: „Im Zweifel schieße auf jeden Fall."

Nach fünf Minuten, als die Conversation unten im vollen Gange wieder war und die Schüsse auf die abgehärteten Ohren der Zecher keine Furcht zu bewirken vermochten, verließ der Moblot oben sein Fernrohr. „Sie kommen hierher, sie kommen hierher", rief er, „sie halten vor dem Profoßen." Gleichzeitig betrat ein junger Mann, dessen dreifache Tressen am Rockärmel einen Feldwebel bezeichneten, den Platz. „Gute Nachricht", rief er, an den Tisch tretend, wo die Familie Duteton saß, „man hat einen preußischen Spion und eine Spionin gefangen."

„So!" riefen Alle neugierig.

„Ja, er ist ein alter Lump, der sich noch erlaubte, das Nationalgardenläppi zu tragen. Man fand bei ihm allerhand Pläne, er fuchtelte mit den Armen wie ein Besessener und man nahm ihn in dem Augenblick fest, wo er mit seinem Messer in die Erde ein Loch grub, wahrscheinlich um Minen anlegen."

„Aber", frug ein Mobiot, „es ſind doch ihrer Zwei."

„Gewiß, ein Weibchen iſt auch dabei, obwohl, aufrichtig geſagt, ſie mit ganz den Eindruck macht, als wäre es ein verkleideter Mann.

„Doch das hat der Profoß zu unterſuchen", fügte der Andere mit verſchmitztem Lächeln hinzu.

Papa Duteton hatte der Erzählung von Anfang an mit großer Aufmerkſamkeit zugehört und dieſe nahm noch gewaltig zu, als von einer Frau in Noth die Rede war.

Der beſorgte Biedermann erinnerte ſich, daß ſein Chegeſpons eine prachtvolle rothe Taffetrobe beſaß, für welche ſie eine beſondere Vorliebe an den Tag legte und daß ſie am Morgen die Abſicht geäußert hatte, in dieſen Galaanzug ihre bereits gereiften Reize zu hüllen. Mit einiger Spannung frug er daher:

„Wo ſind denn der Spion und die Spionin?"

„In der Villa der Grafen Chaubert. Dort iſt der Profoß; aber ſie werden wahrſcheinlich über dieſen Platz kommen, zum Commandanten", und der Mobile wies auf die Mairie.

„Da ſind ſie, da ſind ſie", riefen zwei Mobile.

Eine Abtheilung Gardiſten, von einem Unterofficier angeführt, mit aufgepflanztem Bayonnett, zeigte ſich am Eingang des Platzes. Hinter der erſten Reihe ſchritt, gleichgil ig die Hände in den Taſchen, ein kleines Männchen, ziemlich reſpectabel beleibt, mit blauen Augengläſern, einfacher Kleidung und Nationalgardenkäppi, und neben ihm eine hochgewachſene, baumſtarke Vierzigerin, von der Schulter bis zur Zehe in ein rothes Taffetatlaskleid mit langer Schleppe gehüllt, den buntfarbigen Hut über den üppigen Chignon zurückgelehnt. Dieſe Dame trägt eine Menge plumper Schmuckgegenſtände; um die Arme rieſige Goldreife, am Ohr ein Paar mächtige birnenartige Gehänge und über die Handſchuh eine Menge Ringe gaben nebſt einer ſchweren, um den Hals geſchlungenen Kette und einer nicht minder gewichtigen Broche der vermeintlichen Spionin das Ausſehen einer durch die Frömmigkeit des italieniſchen Bauern gezierten Ex-voto-Statuette. Das kleine Männchen ſchritt trotzig mit den Händen in der Taſche zwiſchen der Escorte, die Dame aber zeigte weniger Philoſophie; denn ſie geſticulirte gewaltig und mußte von den Mobilen in Ermangelung genügenden guten Willens vorwärts getrieben werden, eine Aufgabe, welcher die Jungen mit mehr militäriſchem Eifer als beſonderer Galanterie nachkamen. Wie die Gruppe bei der Thür der Mairie anlangte, gerieth die ganze Familie Duteton in ungeheure Aufregung und Alle ſchnellten von ihren Sitzen empor.

„Lieber Himmel", rief Anſelm, „die Mutter!"

„Nicht möglich, und der Onkel Procopus", ſagte Herr Duteton.

„Mama, Mama!" ſchrie Fräulein Aurelia.

Der Couſin machte einen Satz über den Tiſch und eilte zum Unterofficier, welcher die Escorte führte.

„Aber Regnault", ſagte er ihm, „was fällt Dir ein, das iſt ja mein Onkel und meine Tante."

„Das", entgegnete Regnault achſelzuckend, „das ſind preußiſche Spione Bei ihm fand man Pläne und ſie machte — Zeichen."

„Aber Du wirſt Dich . . ."

„Gewiß, Sie irren ſich, ich bitte Sie, laſſen Sie meine Frau los!"

„Mama, Mama!" ſchrie immer kreiſchender die ſüße Aurelia, währen

die Mobilen sich anzusammeln begannen und über diese Familienerkennungsscene lachten, denn Madame Duteton hatte ihrerseits den Herrn Gemal recognoscirt und machte alle Anstrengungen, ihm um den Hals zu fallen, woran sie zwei handfeste Gardisten verhinderten. Onkel Procopus, das kleine Männchen mit der Brille, begnügte sich damit, nicht ohne eine gewisse Grandezza die Achseln zu zucken.

„Siehst, siehst Du", jammerte Duteton, „so geschieht es, wenn man eigensinnig ist. Was brauchtest Du Dir das Zeug da auf den Leib zu thun? Man geht nicht zu den Vorposten wie auf einen Faschingdienstag-Ball!"

„Ich habe ihr's gesagt", brummte zwischen den Zähnen der Onkel Procopus.

„Rede nur, rede nur, ich bin gewiß, daß Du an Allem schuld bist. Du mußt immer Deine blitzdummen Erfindungen gleich auf's Papier werfen, ohne Sorge darum, wofür man Dich halten kann."

Procopus begnügte sich, seinen Neffen mit vornehmer Verachtung anzugaffen und zuckte die Achseln, augenscheinlich bei ihm eine Lieblingsgeste. Cousin Didier verhandelte mit seinem Freunde, dem Anführer der Escorte, um die Freilassung der falschen Spione zu erwirken; aber trotz der Versicherungen Didiers glaubte sich der junge Mann nicht competent, um die Vögel loszulassen. Er mußte an seinen Vorgesetzten appelliren. Etwas beruhigt betraten Madame Duteton und ihr Gesellschafter, von ihren Angehörigen und einigen Gardisten gefolgt, die Mairie.

Der commandirende Oberst war eben in einer sehr verwickelten Piquetpartie mit dem Bataillonschirurg engagirt und schien mit Mißbehagen die Karten aus der Hand zu legen.

Der Unterofficier stattete pflichtschuldigst seine Meldung ab. Der Oberst war durch die Praxis in puncto Spionage etwas skeptisch geworden; er fand daher keinen Anstand, die Erklärungen der Gefangenen für vollgiltig anzunehmen. Procopus erzählte, wie ihm eine neue Anlegungsmanier unterirdischer Minen im Kopf herum arbeite, wie er seine Pläne entworfen, um sie der Nationalregierung zu übermitteln und wie man ihn aufgegriffen hatte, als er gerade seiner Schwester, die sich für seine Erfindungen interessirte, die Sache erklärte und mit dem Messer zeigte, wie tief die Miene angelegt werden sollte.

Der Officier begnügte sich daher damit, Onkel Procopus eine derbe „Nase" zu ertheilen und gelobte, den ersten „Erfinder", der ihm unter die Hand fallen würde, direct nach Charenton zu spediren, besah vom Kopf bis zur Zehe die Toilette der Madame Duteton mit den Worten: „Es ist doch ein Glück, daß man die Stiere nicht frei auf den Feldern umherlaufen läßt!" ordnete die Freilassung der Gefangenen an und kehrte zu seinem Partner, dem sich sehr ungeduldig geberdenden Chirurgen, zurück.

Mama Duteton küßte ihren Mann, küßte den Sohn, küßte den Cousin. Allein Aurelia trocknete ihre Thränen und beeilte sich, nach dem zurückgelassenen Kohlkopf zu sehen, der auch wirklich auf seinem alten Platz unversehrt liegen geblieben war. (Fortsetzung folgt.)

Das literariſche Parlament.

Der Präſident eröffnet die Sitzung mit dem Bemerken, es ſeien unter den literariſchen Vorlagen noch einige bayreuther Reſte zurückgeblieben, welche ſchnell aufgearbeitet werden müßten. Oppoſition und Murren.

Präſident. Nachdem der deutſche Juriſtentag ſich für den Patentſchutz der Lindau'ſchen Criminaleſſenz aus dem „Ring des Nibelungen" rückſichtslos erklärt hat, dürfte auch der Standpunkt eines nichtberliniſchen objectiven Bayreuthpilgers vernehmbar werden dürfen. (Rufe: Name!) Ich ſage Ihnen, meine Herren! Ein Daniel iſt gekommen zu richten, ein Daniel! Ich ertheile das Wort dem Herrn Abgeordneten.

Daniel Spitzer. Meine Herren! Wie ich bereits in der leider noch immer nicht in türkiſcher Sprache erſcheinenden Neuen und mitunter auch recht freien Preſſe nach einer Briefung kurzer Tage in Bayreuth bemerkt habe, war es mir vergönnt, das Allerheiligſte der Kunſt, die wir, wenn wir ſie haben, nicht wollen werden, zu betreten. Das fabrikartig ausſehende Haus, in welchem die Melodie ohne Ende gut, Alles gut erzeugt wird, war gefüllt und auch der namentlich in Berlin gedeihende Wagner-Semite fehlte nicht.

Abgeordneter Davidſohn. Sehr gut! (Will eine Hotohojaho ausbringen, woran er verhindert wird.)

Abgeordneter Pringsheim (ſein Glas ſchleifend und wegwerfend). Spitzer, Sie werden immer ſtumpfer! Was erzählen Sie uns da alte Sachen aus der Neuen Preſſe!

Abgeordneter Spitzer. Weil ich gut erzähle. Unter uns geſagt, habe ich in dem munter vordringlichen Weſen des Meiſters von Bayreuth, ſowie in der langen Talmudnaſe deſſelben deutliche Spuren einer frühern Stammesverwandtſchaft errathen. Man erzählt, daß Wagner ſelbſt nichts mehr ſcheut, als die Entdeckung ſeiner jüdiſchen Abſtammung und er ſieht es deshalb ungern, wenn man ſeinen Namen abkürzt, R. Wagner ſchreibt, weil er beſorgt, derſelbe könnte Rabbi Wagner geleſen werden.

Rufe von den Bänken der Fraction Wagner: Schlechte Witze! Zur Sache!

Abgeordneter Spitzer. Geduld und ich will Ihnen zeigen, was eine Sache iſt. Alſo ich ergänzte gerade in meiner Phantaſie das Bild Wagner's durch Schläfenlocken und langen Kaftan, als plötzlich die Lampen im ganzen Hauſe abgedreht wurden und eine vollſtändige Finſterniß eintrat. Ich fand dieſen Spaß ſelbſt für ein Amphitheater ziemlich unpaſſend, aber da auch die Thüren verſchloſſen waren, damit nicht Jemand ein plötzliches Unwohlſein benutzen konnte, um ſich zu entfernen, mußte ich ruhig auf meinem Sitz ausharren und ſah mit bangem Muth den neuen Ueberraſchungen entgegen, die vielleicht der Reformator des Theaters gegen die wehrloſen Gäſte im Schilde führte. Die Inſtrumente im überwölbten Orcheſter wurden geſtimmt — nein; es war die Ouverture, die eben begonnen hatte. Es theilte ſich der Vorhang, man ſah eine Höhle mit einem Schmiedeofen und ein ſtruppiger Mann trat auf mit ſeltſam eingebogenen Knieen, eine Gangart, die andeuten ſollte, daß er ein Zwerg ſei. Er begann in Jammertönen zu declamiren, aber ich verſtand keine Silbe. Es war die Muſik der Zukunft, erläutert durch die Sprache der Vergangenheit! Nachdem ſich der Zwerg in ſeiner Höhle längere Zeit unverſtändlich zu machen geſucht hatte, geſellte ſich ein zweiter zu ihm in einem blauen Mantel, der den Hut tief in die Stirn

gedrückt hatte, jedoch statt einer Fuhrmannspeitsche eine Lanze in der Hand hielt. Der Fremde war der Gott Wuotan, der den eigentlichen Zweck seines Erscheinens durch eine längere Declamation zu verheimlichen trachtete.

Nachdem ihm dies gelungen war, entfernte er sich und machte dem eigentlichen Helden des Tages (Siegfried), sowie dessen Bären Platz. Der letztere, dem noch der Statist in allen Gliedern steckte, hörte eine Weile mit Kennermiene dem Wechselgespräch zwischen seinem Herrn und dem Zwerge zu, entfernte sich aber rasch, nachdem er eingesehen hatte, daß er bei einem solchen Ensemble mit seinem Geheul keine besondere Wirkung mehr hervorzubringen im Stande wäre. Nach einem längern Zwiegeschrei ergriff Siegfried eine Eisenstange und begann dieselbe so lange zu schmieden, bis er endlich heiser wurde. Er raffte mit dem letzten Rest seiner Stimmmittel das geschmiedete Schwert auf und hieb damit in einen ungeheuren Klotz hinein, der an einer geheimen mechanischen Vorrichtung litt und in zwei spiegelglatte Hälften auseinander fiel.

Der Vorhang schloß sich, der erste Act war zu Ende und ich stürzte in's Freie. Mein angestrengtes Bemühen, die Vorgänge auf der Bühne zu enträthseln, hatte Auge und Ohr so in Anspruch genommen, daß ich, wie mir jetzt einfiel, die Musik des Orchesters ganz überhört hatte.

Abgeordneter Adolph Philipp aus Hamburg. Meine Herren! Ich mag nicht auf die Witzeleien des Herrn Spitzer, der das Orchester so talentvoll überhört hat, eingehen. Soviel steht fest, daß mein geöhrter Herr Vorredner zu den vorurtheilslosen Geistern gehört, die ihren eigenen Vater todtschlagen können, wenn sie einen, und ihren Großvater dazu, wenn sie zwei Witze daran knüpfen können. Für Witz, der sehr nahe verwandt mit Fürwitz ist, begeht diese vaterlandslose Race alle nur möglichen literarischen Verbrechen.

Präsident. Ich rufe den Herrn Abgeordneten zur Ordnung. Der Ausdruck Verbrechen ist unparlamentarisch.

Abgeordneter Philipp. Ich weiß es besser, wie es um Richard Wagner steht. Ich war zum „Cirkel" in der Villa Wahnfried. (Ah! Der Abgeordnete wird theils ehrfurchtsvoll, theils mitleidig bewundert.) Noch mehr: Ich habe dieses Ereigniß in der „Hamburger Zeitung" treu geschildert und will Sie aus derselben überzeugen, wie wonnig Wotan Wagner wahnfriedlich mit mir wallte.

Der Präsident läßt darüber abstimmen, ob die Verlesung des Artikels von Philipp: „Bei Richard Wagner" aus der „Hamburger Zeitung" vor sich gehen soll oder nicht. Eine kleine Majorität wird durch die den Ausschlag gebenden Stimmen der Vertreter der Wahlkreise „Hamburger Nachrichten" und „Hamburger Reform" erzielt, welche wohlwollend lächelnd die Vorlesung befürworten. Er erhält darauf das Wort.

Abgeordneter Philipp verliest seinen Artikel. „Es war beim Subscriptionsbankett in der Theaterrestauration nach dem ersten Cyclus. Der Meister durchschritt den Hauptsaal, an seinem Tisch vorbei, die drei Stufen in den Nebensaal hinauf nach seinem Platz. Frau Cosima folgte ihm."

Abgeordneter Hirsch aus der Tanzstunde (träumerisch summend). Am Tisch vorbei, die Stufen eins, zwei, drei, auf den Platz zwei drei, an der Frau vorbei.

Abgeordneter Philipp. „Als der Meister seine Rede beendet und die Parole ausgab: „Nun kein vernünftiges Wort mehr", sprach sofort Ludwig

Rohl. Aber wie angenehm war ich überraſcht — ich citire wörtlich meinen Artikel — als der große Meiſter ſchmeichelhaft meiner Thätigkeit gedachte und mich mit der Aufforderung beehrte: „Kommen Sie morgen zu uns, wir haben kleinen Empfang", welche Einladung ich natürlich wärmſtens dankend acceptirte.

Durch dieſe eine Begegnung wurde mir klar, daß dieſer merkwürdige Mann, der nach Decennien voller Mühe und Arbeit, im Kampf mit der Noth des Daſeins und mit den nicht minder gewaltigen und noch peinlicheren Gewalten der Mißgunſt, des Neides und der Dummheit, mit der bekanntlich ſelbſt Götter vergebens kämpfen, per aspera ad astra, auf ſonnige Höhe gelangt iſt, abſolut nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtab gemeſſen werden darf, weder er perſönlich, noch ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit, die Aeußerung eines bewundernswerthen Genies."

Ein unverſtändlicher Abgeordneter aus Oſtpreußen. Ich wollte mir die Frage erlauben, ob Kant's „Kritik der Urtheilskraft" jetzt nicht zeitgemäß in eine „Urtheilskraft der Kritik" mit einem Fragezeichen umzuarbeiten wäre. Ich ſage das natürlich nicht in Bezug auf den Herrn Abgeordneten Philipp, der mit der Urtheilskraft gar nichts zu thun hat.

Abgeordneter Philipp. Hören Sie die Aeußerungen, aus denen Sie den Geiſt des Meiſters erkennen werden. „Ich brachte ihm Blumenthal's monatsheftige Zeitſchrift und er ſagte: „Sehr ſchön, ſehr ſchön, wenn ich es nur nicht gleich zu leſen brauche." In des Meiſters Arbeitszimmer ſteht eine ihm geſchenkte Orgel und er meinte dazu: Einer geſchenkten Orgel ſieht man nicht in die Gorgel.

Daß ſich der große Mann ſo zwanglos ohne Alliteration gab, welche Liebenswürdigkeit! Auf ſeinem Schreibtiſch lagen nur zwei Zeitungen, eine franzöſiſche und der „Kladderadatſch", deſſen berühmter Redacteur Ernſt Dohm zu den bewährteſten Freunden Wagner's zählt, wie er denn ſeine Anhänglichkeit an die Wagner'ſchen Principien durch die Bearbeitung der „Schönen Helena" für die deutſche Bühne glänzend cancanirt hat.

Abgeordneter Dohm (pro Dohmo). Das iſt ſehr natürlich. Vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß der Schwan aus dem Lohengrin, wie mir ſchwant, ein Nachkomme des Wotan- (früher Jupiter genannten) Schwans iſt, welchem Leda's Tochter, die „ſchöne Helena", ihr offenbachantiſches Daſein verdankte

Abgeordneter Philipp. „Es war ein rührender Anblick, als Wagner in ſeinem Garten vor dem Abendbrod zum Abendſtern hinaufblickte — ich citire mich wörtlich — zum Abendſtern, dem er ja einige ſeiner wunderſamſten melodiſchen Phraſen geliehen hat und er nippt am perlenden Trank in faſt andächtiger Stimmung. Einem der Diener begegnet das kleine Malheur, daß er den Inhalt eines Glaſes auf den Boden fließen läßt; eine der Damen citirt im erſten Augenblick des gelinden Schreckens den Meiſter, er trifft ſchleunigſt in eigener Perſon Anſtalten, auf daß das Naß im Fluge vom Boden vertilgt werde und keine der koſtſpieligen Schleppen gefährde. Und froh aufathmend ſpricht er die bedeutſamen Worte: „Merkwürdig, für was Alles der Schöpfer der Muſik der Zukunft ſorgen muß!"

Aber es wird elf Uhr. Die Gäſte entfernen ſich; man küßt der Coſimama des Hauſes die feine weiße Hand, ja Mancher zieht auch die ariſtokratiſchen Finger des Abbé Liſzt ehrfurchtsvoll an die Lippen.

Beſonders herzlich verabſchiedet ſich Wagner auch von der geiſtreichen,

liebenswürdigen Madame Catulle Mendès, der er sogar seinen dunklen Ueberzieher über die schönen Schultern hängt, um sie vor der Kühle der Nachtluft zu schützen. Denselben berühmten Ueberzieher, der heroisch den Brand hinter den Coulissen liebevoll zudeckte. Als charakteristisch für die Person des Meisters will ich nur noch erwähnen, daß auf meinen gebührenden Dank für seine Güte und Liebenswürdigkeit der Meister erwiederte: „Dafür brauchen Sie nicht zu danken, das liegt so in meiner Natur."

(Stürmische Heiterkeit. Der auf der Zuhörertribüne anwesende Tichatschek, welcher, von dem gütigen Wagner nach Bayreuth eingeladen, auf der höchsten Galerie einen Stehplatz erhielt, wo der siebzigjährige Mann, der erste Wagnersänger, nichts sehen konnte, verläßt erröthend, von dem in „Wahnfried" nicht vorgestellten Genius der Dankbarkeit geleitet, das Local, ohne daß dies den Abgeordneten Philipp genirt, in dessen Natur das nicht liegt.)

Abgeordneter Justus. Ich warne Sie, meine Herren, weder dem Scherz des Herrn Spitzer, noch dem Ernst des Herrn Philipp eine größere Wichtigkeit beizulegen, als beide verdienen. Wir könnten sonst leicht in den Fehler einer gefeierten literarischen Persönlichkeit der Gegenwart verfallen, welche die kleinen Geister durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas betrachtet. Ich beantrage Absetzung der Debatte über Richard Wagner von der Tagesordnung.

Der Antrag wird genügend unterstützt. Auf eine Interpellation, welche epochemachenden literarischen Novitäten für die Saison in Aussicht seien, antwortet der betreffende literarische Regierungscommissar, es sähe sehr öde aus. Nur Auerbach kündige neue Dorfgeschichten unter dem Titel „Nach dreißig Jahren" an. Er habe seinen westfälischen Frieden mit dem Roman geschlossen und kehre nun wieder zur Dorfnovelle zurück. Ein großes Wunder sei, daß Paul Lindau diesmal gar nichts Dramatisches verlauten lasse. Auf eine desbezügliche Anfrage der literarischen Regierung habe Herr Lindau erwiedert: „Es sei das eine wohlüberlegte dramatische Kunstpause." Der Effect des nächsten Stückes werde dann desto größer à la tantième Therese sein. Das größte literarische Tagesereigniß aber sei das, daß Sacher-Masoch erklärt habe, infolge seiner Erfolge in der „Revue des deux mondes" und der „Opinion" seine künftigen Werke gleich französisch zu schreiben (Bravo von allen Seiten des Hauses), da sich für die bisherigen noch Niemand gefunden habe, um dieselben in gutes Deutsch zu übersetzen, die französischen Pelzhändler ihm jedoch die wärmsten Versprechungen gemacht hätten.

Das Parlament faßt Beruhigung bei den Erklärungen des Commissars, jedoch nicht, ohne den trüben Aussichten in die unproductive literarische Zukunft Deutschlands, welche wesentlich auf dem Geschundenen Raubritter und den Romanen von Werner Grosse beruht, Ausdruck zu geben, worauf die Sitzung mit den Worten Heine's schließt der

Präsident. Meine Herren! In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meer, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

Eine Herzensfrage.

(Hierzu die gleichnamige Illustration.)

Sieh', Liese, oft gab mir der Vater den Rath:
„Lerne warten, mein Sohn, und laß reifen die Saat!
Gedulde Dich fein — es kommt schon die Zeit,
Dann ist auch für Dich die Ernte bereit!
Doch pflücke die Frucht nicht zu früh, nicht zu früh,
Sonst verlierst Du die Müh'!"

Mein Vater ist gar ein bedächtiger Mann,
Der klugen Sinns viel Schätze gewann.
Seine Scheuern sind voll, sein Haus ist reich,
Im ganzen Dorf kommt Niemand ihm gleich,
Und geht er zum ewigen Frieden ein,
Wird Alles mein.

Oft spricht auch die Mutter: „Mein liebes Kind!
Versäume die Zeit nicht; wer wagt, der gewinnt!
Der ist eines guten Dinges nicht werth,
Der nicht ein Herz hat, daß er's begehrt.
Den säumigen Narren lohnt Spöttergered'
Und das Wörtchen: Zu spät!"

Meine Mutter, die ist nicht weniger klug,
Längst rieth sie, was heimlich im Herzen ich trug.
Nun spricht sie: „Gefällt Dir die Liese so gut,
So mußt Du's ihr sagen, drum faß' Dir den Muth!"
Sieh', Liese, so spricht meine Mutter, und Du,
Was meinst Du dazu?

Alexis Ahr.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Das letzte Aufflackern der todten Saison, bevor die lebende des Herbstes beginnt, war der Besuch des italienischen Kronprinzenpaares, der noch immer in angenehmster Erinnerung unseres high life steht. Zwar sagte Rahel von Varnhagen vor länger als fünfzig Jahren: „Man versäumt immer etwas, wenn man nicht in Berlin ist"; es war jedoch diesen Spätsommer in dem lauten Berlin äußerst still. Da rollten eines Tages wieder die Hofwagen durch die Straßen, die Federbüsche der galonirten Jäger wehten über den Köpfen des dichtgedrängten Publicums, das mit Entzücken und Jubel die feenhafte Erscheinung der liebreizenden Kronprinzessin Margherita von Italien begrüßte, die mit ihrem hohen Gemal auf der Durchreise nach Rußland, sich einige Tage im Marmorpalais zu Potsdam aufhielt, und sich herabließ, gleich einer gewöhnlichen Touristin die Sehenswürdigkeiten Berlins in Augenschein zu nehmen. Der deutsche Kronprinz kam zur Bewillkommnung des italienischen mit Eilzügen aus dem Bade Scheveningen zurück und machte in seiner jovialen Manier den Cicerone seines hohen Besuchs. Er fuhr mit nach dem Zoologischen Garten, dem Hauptvergnügungsort der Berliner, und freute sich an der kindlichen Freude, welche die holde Margherita über die Bären und Affen äußerte; sie fütterte dieselben eigenhändig mit den Resten des Frühstücks, welches der berühmte Restaurant Herr Schneyder den hohen Herrschaften in den neuen Salons aufgetischt hatte. Auch das Aquarium mit seinen neuen Menschen-Affen, Gorilla an der Spitze, wurde von den hohen Gästen besucht, ja, sogar der neue Stadtpark und der Hofjäger-Scating-Rink erhielten diese Auszeichnung. Der künstliche Schlittschuhlauf schien der künftigen Herrscherin des Südens ganz besonderes Interesse einzuflößen. Ebenso soll das Kunsteis aus der Fabrik der Herren Habermann und Co. die Aufmerksamkeit der italienischen Herrschaften erregt haben. Die vortreffliche Eigenschaft desselben, vollkommen rein, namentlich ganz salzlos zu sein, macht es allerdings zu einer wünschenswerthen Aquisition für südliche Himmelsgegenden. Es ist marmorhart und weiß wie Zucker, ein Stückchen davon in Limonade gelegt, giebt in zwei Minuten ein erquickendes Getränk. Dabei stellt sich unbegreiflicherweise der Preis viel billiger, als für das natürliche Eis, welches in kleinen Quantitäten für den Hausbedarf noch immer sehr theuer ist.

Die Kunstgenüsse Berlins haben den hohen Gästen diesmal ganz besonders imponirt, da ihnen die Vollendung des Nationalmuseums neu war. Das herrliche Gebäude erhebt sich freilich leider noch aus einem Trümmerhaufen, erst wenn dieser entfernt ist, wird man die ganze Schönheit unserer neuen Museumsinsel übersehen können. Im Herzen der Stadt solche Kunsttempel aufzubauen war eine wahrhaft humane Idee. Der Volksgeist wird sich daran bilden und die materiellen Interessen der Handelsgegend können niemals ganz die idealen Inspirationen der Kunst verdrängen. Der Tourist,

der aus der Fremde kommt, möchte freilich wohl vorziehen, die Säulenhallen von grünen Bäumen umgeben zu sehen, anstatt im glühenden Sonnenschein schattenlos das ermüdete Auge blenden zu lassen.

In den Kreisen der Finanzwelt herrscht wieder eine sehr schwüle Luft, die dunklen Gewitterwolken, welche sich zu verziehen schienen, haben doch mehrere Blitzstrahle entladen. So ist der Concurs der Flora ausgebrochen, den man mit allen möglichen Mitteln zu verhindern suchte. Die große Lotterie ist noch gezogen worden, aber sie warf kaum so viel Geld ab, um die Gewinne zu bezahlen, und es entstand während des Verkaufs der Loose so manches Gerücht, welches Mißtrauen erregte, so daß Niemand sich entschließen konnte Loose zu erwerben. Man erzählte sich, die prachtvollen Gewinne seien nur zum Schein ausgestellt, alle Loose seien Nieten. Was nun aus dem Luxusetablissement werden soll, läßt sich gar nicht absehen. Das Gebäude ist viel zu groß und schloßartig, um zu einem ordinären Restaurant herabzusinken, ebensowenig kann man ein Wohnhaus daraus machen. Herr Carstenn-Lichterfelde hat seine Hypotheken gekündigt und wird aller Wahrscheinlichkeit nach wohl als Meistbietender auftreten bei der nothwendigen Subhastation. Er ist kürzlich geadelt worden und hat auch eine adelige Dame geheirathet; er kann sich dann künftig von Carstenn-Flora-Lichterfeld nennen lassen. Letztern Namen legte er sich zu, weil er das ganze Dorf Lichterfeld parcellirte und dadurch sein kolossales Vermögen erwarb. Er ist einer von den wenigen Gründern, die goldenen Grund gefunden haben

Auch das Haus Abel jun. ist doch noch zum Concurs gekommen, so großartig auch seine Activa sind. Der Palast unter den Linden und das Schloß am Wannensee sollen vollkommen die Passiva decken, circa 300,000 Mark werden der Familie gesichert bleiben, doch ist dieser Bankerott einer der schlimmsten dieses schlimmen Börsenjahres. Der Proceß, von dem unser voriger Bericht sprach, ist der erste Stoß gewesen; er hatte noch ein furchtbares Nachspiel. Noch waren die gerichtlichen Verhandlungen nicht beendigt, da brannte die große Wrede'sche Spiritusfabrik ab, welche das Object des Processes gewesen war. In der Schäferstraße, einem der ärmsten Stadtviertel belegen, bedrohte das Flammenmeer die Habe der Fabrikarbeiter. In der Verzweiflung stießen sie Verwünschungen und Verdächtigungen aller Art aus. Der Conflict zwischen Arbeiter und Capital muß durch solche Unglücksfälle noch intensiver werden, als er schon ist. Eine andere Abel'sche Fabrik wurde jetzt ebenfalls außer Betrieb gesetzt, ebenso spielen die Eisenbahnpapiere eine große Rolle bei dem Bankerott. Der halbblinde, kränkliche Chef des Hauses Abel wird allgemein bedauert. Seine drei erwachsenen Söhne, obwohl noch nicht Theilhaber seiner Bank, haben sich als tüchtige Geschäftsleute bewährt, ihre Buchführung ist musterhaft gewesen. Im Schooß des Reichthums aufgewachsen, müssen diese jungen Männer jetzt voraussichtlich eine harte Schule durchmachen, um nie gekannte Entbehrungen ertragen zu lernen. Das realistische Talent von Alphonse Daudet würde sich der Darstellung eines solchen Lebensromanes bemächtigen.

Ein noch dunkleres Capitel aus einem solchen ereignete sich ebenfalls ganz kürzlich in der Börsenwelt. Ein bekannter Makler, Julius Hirschberg, wegen glücklicher Speculationen viel beneidet, junger Ehemann und Vater, Besitzer mehrerer Häuser und Güter, machte seinem Leben durch einen Pi-

stolenschuß ein Ende, weil ihm die größten Hypotheken plötzlich gekündigt wurden und keine Aussicht auf Ersatz sich darbot.

Er bewohnte das stolzeste, palastartig erbaute Haus in unserer schönen Villengegend, dem Thiergarten, Rauchstraße 10. Durch ein trauriges Zusammentreffen wurde seine Leiche in später Abendstunde beerdigt, als gerade das glänzende Concert im Zoologischen Garten war und eine Kette von prächtigen Equipagen voll vergnügter Insassen das Trauerhaus passiren mußte, ebenso fluthete eine fröhliche Menge von Fußgängern vorüber. Alles verstummte entsetzt beim Anblick des schauerlichen Leichenwagens, der einsam, ohne Gefolge, wie das Schicksal in seiner dunkelsten Gestalt, vor dem schönen, mit allem Luxus der Kunst ausgeschmückten Hause hielt. Viele wußten noch nicht einmal etwas von dem jähen Zusammensturz des irdischen Glücks, der sich darin ereignet hatte, denn die Bewohner einer Großstadt erfahren selten, was in einem fernen Theil derselben vorkommt. Man liest oft erst den Todesfall eines Freundes in der Zeitung oder erfährt ihn auch gar nicht, wenn man dies versäumte.

In wahrhaft schreckenerregender Weise haben die Selbstmorde in Berlin zugenommen, die Resultate der statistischen Berichte sind beispielsweise zweihundertdreizehn Männer und einundsiebzig Frauen in einem Zeitraum von kaum zehn Monaten. Ebenso stellt sich ein schlimmes Zahlenverhältniß hinsichtlich des Todtschlags und der Raubanfälle heraus. Es ist deshalb gewiß zeitgemäß und verdient nicht bespottet zu werden, wie es leider in den sogenannten liberalen Zeitungen gebräuchlich ist, daß sich ein Verein der innern Mission gebildet hat, um die moralischen Schäden Berlins heilen zu helfen.

An der Spitze desselben stehen einige der vornehmsten Adelsfamilien, Graf Kanitz mit seiner Gemalin, einer geborenen Gräfin Schwerin und Enkelin Schleiermacher's, Graf Bismarck-Bohlen mit seiner Gemalin, geborene von Below, einst eine musikalische Celebrität unserer Hofgesellschaft und Freundin der Gräfin Rossi-Sontag, Graf Schwerin mit seiner Gemalin, einer Tochter des verstorbenen Cultusministers von Mühler. Die gespendeten Geldmittel der Aristokratie für die Zwecke der innern Mission flößen auch den Gegnern derselben Achtung ein, aber das lebendige Interesse ist doch noch mehr werth. Die Mitwirkung der vornehmen Frauenwelt bei dem Besserungswerke kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden, weil das Beispiel so wohlthätig ist. Die Töchter hoher Militärs, reich dotirt, sind kürzlich wieder Vorsteherinnen im Augustahospital und im Magdalenenstift in den Dienst der Armuth und des Elends getreten. Auch die Geistlichkeit hat vornehme Familienmitglieder aufzuweisen. Zum Probst der „Neuen Kirche", die eine sehr alte ist, wurde ein Baron von Goltz ernannt und ein Sohn des Ministers von Bodelschwingh bekleidet die Stelle des Consistorialraths. Die Katholiken gingen hierin schon lange mit einem nachahmungswerthen Beispiel voraus: Prinz Radziwil und Fürst Hohenlohe sind längst nicht mehr die einzigen aristokratischen Priester. An der Spitze der oben erwähnten innern Mission für Berlin stehen die berühmten Kanzelredner Kögel, Brückner und Stöcker. Mangelhaften Kirchenbesuch kennen sie wenigstens nicht aus eigener Anschauung, es herrscht ein solcher Zudrang zu ihren Predigten, daß man oft mit Lebensgefahr einen Platz erringt. Die Kaiserin Augusta wechselt regelmäßig ihren Besuch zwischen diesen drei Geistlichen, doch hört die hohe Frau auch zuweilen den ehrwürdigen greisen

Büchsel und wohnt auch dem Gottesdienst in ihren Wohlthätigkeitsinstituten, dem Augustahospital und der Augustaerziehungsanstalt in Charlottenburg bei. Ebenso hat die vornehme Welt ihre kirchliche Gesinnung bei Gelegenheit der Trauungen bethätigt. Es wird niemals eine Ehe geschlossen werden, welche nur durch Standesbeamte sanctionirt ist. Aber auch in den niederen Volksschichten kommen noch immer kirchliche Aufgebote vor und wenn die Herren Geistlichen in den Stand gesetzt werden, wie es Plan sein soll, die Kosten der heiligen Handlungen zu ermäßigen, so wird voraussichtlich die kirchliche Trauung im protestantischen Volksbewußtsein ebenso als Nothwendigkeit erkannt wie im katholischen. Die Reichen müßten eigentlich die Kosten für die Trauungen der Armen tragen.

Eine Trauung von besonderer Bedeutung fand soeben in dem berühmten Tegel, dem einstigen Besitzthum der Humboldts, statt. Die Enkelin Wilhelm's, Victoria von Humboldt, verheirathete sich mit einem seiner Urenkel, dem Hauptmann von Loën, dem einzigen Sohn des Generals gleichen Namens, dessen Gemalin eine geborene von Bülow war, also die Tochter von Humboldt's Tochter, der verwitweten Staatsministerin von Bulow. Die jungen Zweige des alten berühmten Namens sind nicht zahlreich, eine andere Urenkelin Humboldt's ist an den Majoratsherrn Grafen von Brockdorff in Holstein verheirathet und eine andere lebt unvermält in Berlin. Es ist nur ein einziger Erbe des Humboldt'schen Namens vorhanden: der Besitzer von Ottmachau in Schlesien, der mit einer Geborenen von Werder vermält ist.

Die Manöverzeit steigert wieder, wie gewöhnlich, die Bewegung unseres großstädtischen Straßenverkehrs. Der Menschenstrom walzt sich jetzt immer nach dem Tempelhofer Feld, wo die großen Paraden und Evolutionen stattfinden. Leider ist diesmal das „Kaiserwetter" ausgeblieben und naßkalter Regen trübte den Glanz des großartigen Kriegsspiels. Deste günstiger war aber dafür die Sonne der Sedanfeier und noch mehr der Mond: Einen schönern Abend mit Mondenschein wie die Vorfeier am 1. September, als der große Zapfenstreich stattfand, kann man sich nicht denken. Der weite Opernplatz schwamm in einem Lichtmeer, von Mondesstrahlen und Fackelbeleuchtung hervorgebracht. Die Augen waren halb geblendet davon und die Ohren ganz betäubt von dem Getöse der Trommelwirbel. Lavelnd stand der starknervige Kaiser auf dem Balcon seines bescheidenen Palais und lauschte dem Riesenconcert. Aber auch die Kaiserin und sämmtliche Prinzessinen erschienen auf dem Balcon und nahmen sich wie ein prachtiges lebendes Bild aus in der zauberhaften Beleuchtung der Lichteffecte von Mondlicht und Feuerschein. Vor dem Zapfenstreich wurden von den verschiedenen Musikchören imposante Concertstücke gespielt; Beethoven's Jubelhymne und der wehmüthig heitere Bombardonmarsch von Ignaz Brüll machten den meisten Eindruck. Die Feierlichkeit hinterließ einen befriedigenden, erhebenden Eindruck und ward durch die Umsicht unserer trefflichen Polizei vor jedem Unfall bewahrt. Man erinnerte sich des unglücklichen Abends, an welchem 1872 ein ebenso großartiger Zapfenstreich so viele Menschenleben durch blinde Schaulust gekostet hatte. Diesmal waren rechtzeitig die umliegenden Straßen abgesperrt und man hörte nur von fern zuweilen das jauchzende Geschrei des fern gehaltenen Publicums, dem dennoch der Genuß der glänzenden Beleuchtung und rauschenden Musik nicht ganz entzogen wurde.

Das Stillleben der kaiserlichen Familie in Babelsberg wird durch die

Manöverzeit fortwährend unterbrochen; die Hofwagen rollen wieder ebenso lebhaft wie in der Gesellschaftszeit durch den Thiergarten und der Potsdamer Bahnhof wird nicht leer von Schaulustigen, welche die hohen Reisenden ankommen und abfahren sehen wollen. Im kaiserlichen Palais sind die Purpurvorhänge in der obern Etage, wo die Kaiserin wohnt, wieder sichtbar, die Schutzhüllen der Sommerzeit während der Abwesenheit der hohen Frau verhüllen nicht mehr die Fenster und in der untern Etage wird der Kaiser hinter bürgerlich einfachen weißen Spanngardinen oft wieder sichtbar, wie er sich an's Fenster lehnt und sich über die lebhafte Menschenmenge freut, die Unter den Linden auf- und niederströmt. Die bevorstehende Herbstzeit ist stets in Berlin für Durchreisende und Heimkehrende besonders genußreich. Diesmal erhöht noch die Eröffnung der Kunstausstellung die Reichhaltigkeit der Sehenswürdigkeiten. Die Unzulänglichkeit der Räume im Gebäude der Akademie hat endlich eine Abhülfe gefunden durch Errichtung von provisorischen Ausstellungssalons.

In der Cantianstraße, die nur noch dem Namen nach existirt, denn alle ihre Häuser sind der neuen Nationalgalerie zum Opfer gefallen, hat man einige „Baracken" mit Oberlicht aufgebaut und zum Kunsttempel der diesjährigen Gemäldeausstellung geweiht. Unser Bericht darüber kann natürlicherweise erst in einer spätern Nummer des Salon Stelle finden, denn wir hatten noch nicht die gehörige Muße zur Betrachtung der zahlreichen Kunstwerke, da die eigentliche Eröffnung erst in einigen Tagen stattfindet und wir nur als flüchtiger Rundschauer von dem Besuch berichten können, den die ganze kaiserliche Familie in dem neuen Ausstellungsgebäude abstattete. Es war ein herrliches Herbstwetter, als die bunten Fahnen auf dem kleinen Häuschen prangten und Teppiche die häßlichen Schutthaufen des Hofes bedeckten. Die Gallawagen fuhren unbemerkt und unbehelligt durch diese einsamen Winkelgassen der „Museumsinsel", die jedenfalls bald den schönsten, stolzesten Stadttheil bilden wird, jetzt aber noch ein Chaos von Ruinen und Neubauten ist. Nur ein sehr kleiner Theil des Hofstaates war zugegen und die kaiserliche Familie war eigentlich ganz unter sich. Für den Beobachter gewährte dieser Umstand gerade einen besonderen Reiz, der Wegfall alles Ceremoniels tritt doch im Ganzen sehr selten ein und das Idyll eines fürstlichen Familienlebens mit ansehen zu können wird nicht oft vorkommen.

Die Equipage des Prinzen Karl fuhr zuerst vor, der reich vergoldete Negerlakei macht sie schon von fern kenntlich, die Prinzessin Karl kam in einem Galawagen mit ihren beiden Enkelinnen Prinzessinnen Marie und Elisabeth in einfacher Sommertoilette, während die stattliche Großmutter einen reizenden Anzug von Cremefarbe mit Schwarz gestickt trug. Der Umhang, ein Dolman, sah besonders prachtvoll aus, er bestand aus brochirtem Atlas auf Spitzengrund ebenfalls in Cremefarbe, die Aermel, das Panzerjäckchen und das Unterkleid waren von dunkelblauer Seide. Kaiserin Augusta trug einen ganz ähnlichen Anzug, bei dem aber die moderne Rothweinfarbe als Ausputz der Cremefarbe benutzt war.

Als der Kaiser kam, umarmte er den Prinzen Karl, küßte seine Schwägerin auf die Stirn und reichte den jungen Prinzessinnen die Hand, welche sie lieblich niedergebeugt küßten. Dies wiederholten sie bei der Kaiserin. Nach einigen Augenblicken heitern Plauderns mit seiner Familie betrat der Kaiser die blumengeschmückte Vorhalle, wo die Professoren und einige hohe Beamte ihn begrüßten und den hohen Besuchern das Geleit in die Ausstel-

lung gaben. Es war interessant, die rasche, schnellbegreifende Art des Kaisers vor den Bildern zu beobachten, namentlich als er vor Camphausen's historischer Darstellung des Tages von Sedan stand. H. v. N.

Wien.

La saison est morte, vive la saison! Zwar behaupten sich noch verschiedene Nachzügler zwischen den Bergen und den Seeküsten, aber das Gros der Flüchtlinge ist bereits wieder heimgekehrt, heim zur Besorgung des Hauses, in die amtliche Schreibstube und in das bürgerliche Comptoir, und die Welt, gesättigt von würziger und starker Luft und erholt von der Reise mehrwöchentlichen Schlaraffenlebens, rüstet sich dazu, die aufgespeicherten Schätze wieder flott auszugeben. So will es der Kreislauf des weltlichen Lebens, so will es die Forderung der Gesellschaft, so will es das Theater, so will es unser ewiger Durst nach den Pikanterien jeweiliger hervorspringender Momente, die wir gewohntermaßen nach dem Worte Jahreszeiten bezeichnen. Und so füllt sich auch das quecksilberne Wien allmälig wieder und zieht seine in den letzten Jahren etwas deprimirten, immer aber noch sehr lebenskräftigen und sehr lebensmuthigen Actionstruppen an sich und rüstet sich zu neuen Ereignissen, zu neuen Freuden und wohl auch zu neuen Aergernissen. Von den schattigen Höhen des Wiener Waldes, von den imposanten Thälern Tirols, von den anspruchslosen Dörfern Kärnthens und von den Seen und Matten Oberösterreichs und Salzburgs, von allen diesen amusanten und oft auch herzlich ennuyanten Punkten der inneröstereichischen Alpen- und Touristenwelt rollen die unbeholfenen Möbelwagen und die kolossalen Berge von Koffern zur Stadt herein und erzählen von den Erfahrungen der letzten zwei Monate, von den discreten Rechnungen der Hoteliers und von dem discreten Benehmen der biederen Landleute, jener Sorte von Landleuten ganz besonders, die über den Weg des Touristen und Sommerfrischlers ein Spinnengewebe ziehen und den frohen Wandersmann, der da fröhlichen und arglosen Gemüthes und mit dem Liede: „Durch die Wälder, durch die Auen" auf den Lippen einherzieht, wie eine gefangene und im Netze zappelnde Fliege behandeln. Der wackere Landmann kümmert sich in seinem unverdorbenen Herzen und seinem arglosen Sinn und seinem naiven Gesichte nicht um die allgemeine Reduction des Capitals und die Einkünfte, er kehrt sich nicht an die Differenz zwischen den Jahrgängen 73 und 76 — denn sein Reich ist das alte geblieben und sein Geist ebenfalls der frühere. Aber die Städter thaten nicht mehr mit im Stil der bereits mythisch gewordenen Ueberflußjahre und inaugurirten eine neue Zeitrechnung, ein neues Zeitalter. Zu der Stein- und Broncezeit vergangener Jahrtausende kam eine ganz neue Zeit — die Zeit des **Kattuns** und in dieser Periode, in der Aera des Kattuns, leben wir gegenwärtig, lebten wir in der Saison, die soeben ihren letzten Seufzer thut. Unser ist das kattunene Zeitalter. Fort mit der Seide, der Fetzen aus Cotton hat auch seine wohlberechtigte Stellung im Haushalt der Gesellschaft, und wer weiß, ob er nicht sorglicher so manche Blöße bedeckt, wie jener, den der Seidenwurm spinnen hilft.

Namentlich in Ischl, diesem Sommersalon, dieser Veranda der Wiener, machte sich die Aera der Sparsamkeit in besonders nachdrücklicher Weise geltend und nie ist noch im buen retiro an der Traun so sehr mit der F-

eidenheit kokettirt worden, wie in der letzten Campagne. Die Fabriken in on und Como sind mit ihren Seidenstoffen vollkommen verachtet worden d dafür sind die Häuser des Elsaß und des Böhmerlandes, die im Ruf r elegantesten Druckdessins stehen, in Aufschwung und Nachfrage gekom- en. Schlafrock, Morgentoilette, Promenadenanzug, kurz, der ganze Garde- bekasten verdankt seine Consistenz der ostindischen, unverfälscht ostindischen Baumwolle und selbst der Sonnenschirm ist wieder zu jener Simplicität und ner Urfarbe zurückgekehrt, wie sie von unseren Altvordern so sehr geliebt urde. Sämmtliche Damen, die diese Saison in unserm Salzkammergute erbrachten, sah man mit dem rothen Sonnenschirm bewaffnet, und damit as Wahrzeichen aller Dorfgeschichten von Berthold Auerbach bis Josef ank voll und echt sei, sind die rothen „Dächer" auch mit den mächtigen Blumenguirlanden verziert, mit denen die Bauern und Bäuerinnen so roßen Staat zu machen pflegen. Diese rothen Schirme, die neueste Phan- asie im Reiche der Mode, wurden bei dem letzten Frühlingsrennen in Long- hamps bereits getragen und die eleganten Pariserinnen machten mit den othen Dingern viel Aufsehen; aber jene waren von Seide und die oberösterreichischen waren und sind von Baumwolle und zweifelsohne wird das rothe und kattunene Sonnendach als eine Errungenschaft einer schlech- teren Zeit im nächsten Jahre auch in Deutschland die Strahlen der Sonne aufzufangen haben und die Augen der Herren blenden.

Ischl machte während der fünfziger und sechziger Jahre den Eindruck, als wolle es sich zum Baden-Baden der Alpen emporschwingen (natürlich ohne das Spiel, denn Oesterreich verträgt solche Verderbniß nicht) und that- sächlich concentrirt sich selten an einem klimatischen Curorte so viel Putz und Uebermuth, wie gerade hier und man konnte lange reisen, bis man auf einem kleinen Fleck Erde so viele patentirte Verschwender beisammen sah. Und die einfältigen Söhne des Gebirges, die des Tages über hundert Pater- noster beten und dazwischen hinein dem Fremden zweihundert Mal die Haut über den Kopf ziehen, hatten einen scharfen Blick für die gegebenen Ver- hältnisse und raubten und prellten und sogen aus, wo es ebensoviel zu rauben, zu prellen und auszusaugen gab. Dadurch aber wurden die Preise auch der geringfügigsten Gegenstände auf das unglaublichste gesteigert, der Ort kam in den Ruf eines unerträglichen Raubnestes und heute büßt er bereits für seine einstigen Sünden. Bei dem Namen Ischl schon schaudert in Deutschland fast jede bürgerliche Familie zusammen und die biederen Ischler mögen sich heute noch so viele Mühe geben (was sie übrigens nicht thun) ihren bösen Ruf zu verbessern und sich in den Augen der touristischen Welt zu rehabilitiren, es will ihnen nicht gelingen und nur die Eisenbahn, die binnen Jahresfrist endlich auch hierher gehen wird, dürfte neuen und kräftigen Sauerstoff in die abgestandene und versumpfte Generation werfen.

Für den Hof war Ischl schon seit langer Zeit der Liebling seiner So merfitze und nächst Gödöllo in Ungarn bildet das köstliche Thal an der Tr m den von der Kaiserin Elisabeth meist favorisirten Punkt. Hier ist es, o der alte Erzherzog Franz Karl, der greise Vater des Kaisers, all- mo gentlich seine Frühmesse besucht, dann jedem Gruß eines jeden Vorüber- geh nden zuvorkommt und mit den Bauern in der Umgegend und den In- sass n des Ortes sich einläßt; hier ist es, wo Kaiser Franz Josef und Kr nprinz Rudolf ihre Geburtstage feiern — Ersterer am 18., Letzterer drei Tage später, am 21. August — und hier ist es, wo die Kaiserin

am liebsten, weil ungestört, ihre Abendritte durch die dunklen, finstern Wälder macht. Die hohe Frau, die auf dem Pferde und im elegant Reithabit nicht den Eindruck einer Großmutter, sondern den ein achtzehnjährigen Mädchens macht, ist in der Regel nur von einem ihr Stallmeister begleitet, und spät am Abend erst werden der kühnen Reiter jene anderen Pferde nachgebracht, die sie zum Ueberspringen, zum „Nehmen" der Hindernisse besteigt. Das Reiten mit allen seinen Wagnissen und Fäh lichkeiten gehört eben zu den hochcultivirten Passionen der Kaiserin u thatsächlich soll sie in ihrer Kunst keine ebenbürtige Rivalin haben ... I Uebrigen lebt der Hof so eingezogen, wie eben ein Hof eingezogen leben ka und eine gewisse Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit erstreckt sich auch a die häuslichen Einrichtungen und Gewohnheiten und Feste. Ein Beispiel f viele: Kronprinz Rudolf hat für seine kleinen Bedürfnisse ein monatliche Taschengeld von 100 Gulden und zu seinem Geburtstag erhält der einsti Thronerbe der österreichischen Monarchie von seinem Vater sowohl, de Kaiser, wie von seinem Großvater, dem Erzherzog Karl, ein Geldgesch von 500 Gulden. Manche Bankiersfamilien werden über solche Bagatelle die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und manche Bankierssöhne einer halbvergangenen Zeit — vielleicht sogar noch der jetzigen — hätten den „Bettel" ihren P.T. Eltern vor die Füße geworfen, die es gewagt, in solch erbärmlicher Weise das Wiegenfest des Stammhalters zu begehen. Aber — so ist es in der modernen Welt — die Höfe befleißigen sich einer gewissen Einfachheit und dort, wo man gründet, hat man dafür nur ein Lächeln.

Der Künstler will nicht nur leben, er will auch außerhalb seiner Saison einmal eine Saison sich „herausschlagen" und darum ist es wohl nicht zu verwundern, wenn ein klimatischer Curort wie Ischl, der ja seine Residenz und seinen Hofstaat hat, sich einer erklecklichen Anzahl von Concerten und allerhand künstlerischen Soiréen sich erfreut. Es giebt ja in den Bergen immer noch eine erkleckliche Anzahl solche nach Musik und Declamation ausgehungerter Seelen, die hier und da einmal einen Abend darauf einsetzen, sich eine Beethoven'sche Sonate mittelmäßig vorspielen zu lassen. Das Clavier, die Geige, die Harfe und die Zither, kurz, die meisten der gangbaren Salon- und Alminstrumente waren vertreten und es gab keine Woche ohne einen Anschlagzettel. Da war Rafael Josefft, der Kleinmaler unter den Pianisten, und säuselte seinen Mendelssohn und wiegte sich in seinem Chopin. Da war auch Eduard Remenyi mit seiner Geige. Man hat diesem Künstler das Prädicat des Zigeunerhaften beilegen wollen und es auch im großen Publicum dahin gebracht, daß sich dasselbe unter dem ungarischen Virtuosen — der, nebenbei gesagt, einen Stolz darein setzt, der Trabant Franz Liszt's zu sein — einen jener Lenau'schen Zigeuner vorstellt, die das Leben verrauchen und vergeigen und die auf den Saiten ihrer Instrumente nur von der Liebe und der Verzweiflung der Pußta zu singen wissen. Diese Vorstellung ist aber ganz falsch. Eduard Remenyi ist ein moderner großstädtischer Virtuose mit glattrasirtem Gesicht und glatten Manieren. Er begnügt sich nicht mit dem einsamen Raume, unter dem er vor Liebe und Poesie einsam verhungert, sondern weiß in Hotels gut zu leben und beschränkt sich nicht auf die wilden, zerrissenen Melodien der magyarischen Ebenen, sondern spielt seinen Field und Vieuxtemps und Beriot mit ganz moderner Auffassung und ganz raffinirten Cadenzen und weiß sich selbst in einem Beethoven zu mäßigen. — Doch die Kunst geht auf den

Ischler Wegen nicht allein dem Brode, sondern auch dem Vergnügen, der Zerstreuung und der Erholung nach und so waren denn die Wiener Theater und Ateliers auf den schattigen Waldplätzen reich genug vertreten, um auch hier eine Welt von Illusionen sich errichten zu können. — Da sieht man auf den Spaziergängen und den Reunionen den alten Bauernfeld. Der bewegliche Herr, der sein siebzigjähriges Jubiläum bereits überstanden, bewegt sich meistens in den paar jüdischen Wiener Familien, denen er schon seit Jahren seine junggesellenhafte Treue zu bewahren wußte. Ob Bauernfeld auch in der schweren Luft Oberösterreichs ein neues Lustspiel oder Zeitgemälde ausgeheckt, weiß ich so genau nicht anzugeben, aber es macht fast den Eindruck, als wäre dem so. — Anton Aſcher, der einstige Director des Karltheaters, der während seines Regiments, das in die Zeit der sieben fetten Jahre fiel, niemals oder doch selten ein leeres Haus sah und der jahraus, jahrein die beneidetsten Einnahmen erntet; Anton Ascher, der nebenbei es sich nicht verdrießen ließ, vom goldenen Tisch der Speculation zu naschen und sich zur rechten Zeit vom sorgenvollen Geschäft des Theaters sowohl wie vom goldenen Tisch der Hausse und Baisse zurückzog; Anton Ascher, der, wie nur wenige deutsche Künstler, des ruhigen, genußreichen Lebens eines Rentiers sich erfreut, beobachtet auch im Gebirge die Menschheit vom Standpunkte des Satirikers und läßt sich keine Gelegenheit entschlüpfen, den geliebten Repräsentanten der Mitwelt „Eins anzuhängen". — Fräulein Josefine Gallmeyer hielt es hingegen nicht lange aus; der „feschen Pepi" war es in Ischl zu wenig „fesch" — kein lustiger College, keine ebenbürtige Collegin, kein „echter Wiener Witz" war aufzutreiben, der ihr im Walde schnurrige und auch boshafte Geschichten erzählt hätte und so schlich sie so ziemlich verlassen ihre Pfade entlang und wußte nicht recht, wohin sie gehörte. Denn „die Geistinger" — wie sie kurzweg genannt wird, kam erst später und wäre sie auch früher schon dagewesen, sie konnte der „Pepi" keine rechte lustige Gesellschafterin sein. Aus der bisher unübertroffenen Darstellerin der „schönen Helena", aus der unvergleichlichen Schöpferin so vieler Offenbach-Heldinnen, aus der ehrgeizigen Darstellerin der Camelliendame und der Gräfin Orsina ist ein leidendes Weib geworden. — Robert, der Tragiker des Stadttheaters, bezauberte die Damenwelt durch seinen schönen Kopf und studirte lustwandelnd, doch ohne Heft in der Hand, neue Rollen, und mehrere Primaballerinen des Wiener Ballets führten ihre Schooßhündchen regelmäßig spazieren und trafen sich mit ihren Chaperons im tiefen grünen Wald, und die Koryphäen des Ballets sind und waren stets wahrhafte Freundinnen der Natur und des Naturlebens.

Und so setzt sich denn auf den reinlichen Kieswegen Ischls, die jeden Tropfen, der aus den Wolken kommt, begierig rasch auffaugen, so daß die längste und schwerste Schleppe niemals Schaden nimmt, das Leben Wiens nur mit einigermaßen veränderter Decoration fort — Concerte, Kränzchen, Reunionen, Bälle, Picknicks und Tombolas, und wie alle diese gesellschaftlichen Ausreden zur Medisance und Intrigue (hier und da auch zum Vergnügen) heißen mögen, feiern ihre ländliche Auferstehung, und kommt die Ischler Welt dann im September oder Anfangs October wieder nach Wien zurück, so ist das Wiedersehen gewiß kein sehr aufregendes, denn man hat sich wiedergefunden, ohne sich je getrennt zu haben. Ischl ist das bewaldete, das heitere, das liebe und das theure Wien.

Figaro.

Randglossen zur Zeitgeschichte.

Professor Döllinger, der alte hochberühmte Theologe, in dessen Hörs sich einstens Kopf an Kopf drängte, dessen Worten die Studenten auf den Gä lauschten, hat sich veranlaßt gesehen, seine Vorlesungen aus Mangel an Zuhö einzustellen. Das ist wohl das Bitterste, was dem alten Gelehrten passiren kon Den Candidaten der Theologie war der Besuch der Döllinger'schen Vorles unterfagt, der Zufluß aus den übrigen Facultäten nahm von Tag zu Tag ab, so geschah es, daß Döllinger vor leeren Bänken stand. — Die Nemesis des deutsch Doctrinarismus, der sich abstract professorenhaft gegen die concrete eherne Ma des nun einmal omnipotenten Katholicismus auflehnen will und in Halbheiten verge

Unzeitige Wehmuth äußert der Referent der Neuen freien Presse ü den Juristentag in den Worten: „So sind sie denn zu Ende, die Tage des zehnten Juristentages — neben freundlichen Erinnerungen erfüllen wehmüthige G danken Jeden, der nicht blos ein vorübergehendes Interesse an den Zielen desse und den Personen hat. Manches Auge, das uns treu angeblickt, kann brechen, m cher Mund, der begeistert seine Ideen vertheidigt, kann stumm werden in der lang Zeit eines Jahres." Gewiß, was kann nicht Alles! Wenn der liebe Gott will, z auch eine ungeladene Pistole los! Wichtiger ist, daß die Section für das Strafr sich für die Heranziehung des Staates zur Leistung von Entschädigungen gegenü unverschuldet in Untersuchungshaft gewesenen Personen ausgesprochen hat, ei Thatsache, die dem Juristentag den Dank der Humanität eintragen muß.

Die deutsche Schillerstiftung hat im vorigen Jahre, laut Rechenschaft bericht, lebenslängliche Pensionen im Gesammtbetrage von 18,417 Mark 86 P vertheilt an 31 Pensionäre. Diese lebenslänglichen Pensionen treten nach sechzeh jährigem Bestehen der Stiftung zum ersten Mal in bedeutender Anzahl auf. U dieser Pensionen kommen lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen zugut 18 den Hinterbliebenen Verstorbener. Für vorübergehende Pensionen wurde d Summe von 16,385 Mark an 40 Empfänger und für einmalige Verwilligung die Summe von 6580 Mark an 27 Bewerber verwandt. Die zehn Zweigstiftunge haben ihrerseits die Summe von 7163 Mark 71 Pf. und 1340 fl. ö. W. an 6 Empfänger verausgabt. Demnach beläuft sich die Gesammtsumme der gewährt Bewilligungen auf 48,546 Mark und 1340 fl. ö. W. Immerhin schreitet, wie man sieht, die Schillerstiftung mehr fort, als der Schillerpreis, der schon gar nicht meh ertheilt wird, weil — es Zeit ist, das Preisrichtercollegium zu reformiren. Es klingt lächerlich, wenn man bedenkt, daß Brutus und Collatinus und die Nibelunge die einzigen deutschen Preisdramen seit sechzehn Jahren sind.

Auf die Annalen des Tacitus wird demnächst ein schottischer Gelehrte einen Angriff unternehmen, der dazu bestimmt zu sein scheint, die ganze philologisch Welt in Aufregung zu versetzen. Herr Roß, der bekannte Homer-Kritiker der Edinburgh Review, soll nämlich bereits ein Werk in Druck haben, worin er die Echthei der Annalen ganz in Abrede stellt und behauptet, daß dieselben nicht den Tacitus zum Verfasser haben, sondern den italienischen Gelehrten Bracciolini (oder Poggius), der im fünfzehnten Jahrhundert lebte. Herr Roß stützt seine sehr gewagt erscheinende Behauptung auf Gründe der Zeit sowie des Stiles und der Behandlung, die in den Annalen starke Verschiedenheiten gegen die Historien zeigen; ferner verweist er auf den Briefwechsel Bracciolini's mit seinem Florentiner Freund Niccoli, welcher Hinweise auf eine solche Fälschung enthalte, wie sie dann nach der Meinung des schottischen Kritikers mit den Annalen wirklich ausgeführt wurde. Die ganze Affaire erinnert auffallend an die von Aschbach aufgeworfene Roswithafrage. Aschbach bestritt die Authenticität der Roswitha'schen Dramen, deren Autorschaft er dem Conrad Celtes zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vindicirte. Der gegenwärtige Herausgeber des „Salon" nahm damals (1867) eifrig Partei für Aschbach und die Mystification des Celtes, der er in verschiedenen Journalen lebhaften Ausdruck gab. Ob Roß die kritisch feinen Gänge Aschbach's gehen wird, wissen wir nicht. Jedenfalls ist es leichter, die Roswithalegende aufzuklären, als die Autorität des Tacitus zu erschüttern.

Bekenntnisse einer Mannesseele über Lasker. Die nächstens erscheinenden Memoiren Strousbergs, welche scharfe Streiflichter auf die wirthschaftlichen Mißstände der Gegenwart werfen, enthalten ein Urtheil Strousberg's über Lasker, das, abgesehen von einem subjectiven Beigeschmack, der sehr natürlich ist, doch im Grunde den vielfach überschätzten Mann so treffend skizzirt, daß wir es hier wörtlich wiedergeben. Dasselbe lautet: „. . . Große dialectische Begabung, tactische Gewandtheit, juristische Spitzfindigkeit, Sprechwuth, Ehrgeiz und Oberflächlichkeit, eine hohe Meinung von und ein festes Vertrauen an sich selbst, Ueberzeugungstreue, wirkliches

Streben, Nützliches zu leisten, Schwärmerei für abstracte, sociale, politische und moralische Begriffe und schließlich Wärme des Ausdrucks, Rücksichtslosigkeit, Ungenirtheit und Toleranz, getragen von einem lauten Organ — das sind die Eigenschaften des Herrn Lasker. Glück, Gelegenheit und „fitness" — ich wüßte keinen passendern deutschen Ausdruck — sind überall zum Gelingen erforderlich, und so hat auch Lasker das Glück begünstigt, die Gelegenheit hat sich ihm geboten und er eignet sich für seine Aufgabe. In Lasker werden Ehrlichkeit und andere Eigenschaften, die ihm von Verhältnissen geboten und keine Vorzüge sind, als Beweise außerordentlicher Tugend hervorgehoben und damit ein Cultus getrieben, der ihn über die Kritik stellt und wodurch viele seiner Parteigenossen terrorisirt werden.

Ich finde gar keine Berechtigung, Bedürfnißlosigkeit hoch zu veranschlagen, denn diese indicirt eine Unempfänglichkeit für vieles Schöne und Gute. Hoch zu schätzen ist nur Der, der neben seinen Bedürfnissen sich aus guten, gesunden Gründen die nöthige Beschränkung auferlegt. Bei seiner Selbstüberschätzung ist die Ueberzeugung bei ihm natürlich, daß sein Einfluß nicht ein repräsentativer, sondern ein rein persönlicher sei, daß man ihn nur darum consultire, weil man seinen Rath hoch schätzt und voraussetzt, das er Alles am Besten verstehe. Sich so als den höchsten Rath, als par excellence für das Staatswohl verantwortlich haltend, ist Lasker von seiner Gewissenhaftigkeit getrieben, überall thätig zu sein, und glaubt sich berufen und verpflichtet, sich in Alles zu mischen und über Alles zu wachen. Es giebt keinen Menschen, der von der Natur so schwach beanlagt ist, der so wenig Verständniß hat und dessen Neigungen, Gewohnheiten und Beruf ihn so unbefähigt und unempfänglich machen für das Reale, wie gerade Lasker. Er bringt weder genügende Kenntnisse noch Erfahrung, noch die aus Interesse angeregte instinctive Perception für die Beurtheilung von ökonomischen und anderen practischen Fragen mit; überall legt er seinen theoretischen und falsch verstandenen Maßstab an und ist nur practisch, wo Parteitaktik, Reaction vom juridischen Standpunkt oder die Nationalidee in Frage kommt."

Kleine Salonplaudereien.

Von neuen Lustspielen für die nächste Saison sind hervorzuheben: „Des Professors Brautfahrt" von Murad Effendi (reussirte in Hamburg), „Neuer Frühling" (Fortsetzung von Heine's „Junge Leiden") von A. Mels, „Die Pessimisten", von Ernst Eckstein und „Weibliche Doctoren" von X. und Y. (reussirte in Magdeburg).

Ein neuentdecktes Duett Rossini's. In Pisa ist ein noch nicht veröffentlichtes Werk Rossini's entdeckt worden, an das sich eine Geschichte knüpft, die ihrerzeit Aufsehen machte. Rossini hatte die Gewohnheit, bis zu einer sehr vorgerückten Stunde des Nachts im Bett zu arbeiten. Eines Tages, als er ein Duett für „Tancred" componirte, entglitt das Papier seinen Händen und fiel unter das Bett. Ein Anderer als Rossini hätte sich gebückt, um es aufzuheben. Er aber machte sich keine Ungelegenheit, nahm ein anderes Blatt Papier und schrieb ein neues Duett, das gar keine Aehnlichkeit mit dem ersten hatte. Da klopfte Jemand an die Thür. Es war ein Sänger vom Theater. Rossini bittet ihn, das auf den Boden gefallene Papier aufzuheben. Der Künstler thut, wie ihm geheißen. „Ich habe zwei Duette geschrieben", sagte Rossini, „welches gefällt Ihnen besser?" Er setzte sich an's Piano und spielte beide. Der Sänger — es war Rodella — fand, daß das erste mehr zur Situation passe. Rossini theilte seine Ansicht und nahm es an. Einige Minuten später war Alles abgethan. Der Maestro schickte sein Manuscript dem Theatercopisten und begab sich zum Dejeuner in die nächste Trattoria. Aber Rodella hatte das verschmähte Duett aufbewahrt und man hat es jetzt in den Schriften des vor einigen Monaten in Pisa gestorbenen Sängers wieder aufgefunden.

Die Residenz Mac Mahon's in Versailles. Das Präfecturgebäude, wo der Marschall residirt und seine Empfänge hält, wenn die Nationalversammlung tagt, hat große Veränderungen erfahren. Steinerne Wände sind weggeräumt und durch spanische Wände ersetzt, damit der Präsident, welcher es liebt, im Zimmer auf- und abzuwandeln, dieser Gewohnheit ungehindert nachgehen kann. Auch die Einrichtung des Schlafzimmers ist eine vollständig andere geworden. Die Teppiche, Sessel und Gardinen, mit denen das Gemach ausgestattet ist, tragen genau die grellrothe Farbe, wie die Hosen der französischen Soldaten. Gegenüber der Thür, in einer Ecke des Zimmers, steht eine lange, schmale, eiserne Bettstelle mit nur einer

einzigen Matratze. Neben dem Bett steht ein kleiner Tisch aus Ebenholz, ein Geschenk der Königin von Spanien, welcher in der Mitte eine Vertiefung enthält, in der einige ausgewählte Havannacigarren liegen, während der Tisch selbst neben einigen Büchern eine Wachskerze trägt, bei deren Licht der Marschall jede Nacht zu rauchen und zu lesen pflegt, bis die Kerze niedergebrannt ist. An der entgegengesetzten Wand, unmittelbar zur Rechten der Thür, hängt ein großes Gemälde der Schlacht von Solferino, von Horace Vernet, welches im Vordergrunde den Marschall zeigt, wie er eine Cavallerieattake leitet. Unter diesem Gemälde steht ein mit Büchern und Schreibmaterialien bedeckter Tisch. Neben demselben befindet sich ein Sprachrohr aus Guttapercha, durch welches das französische Staatsoberhaupt mit dem Obersten Lambert, dem Intendanten seines militärischen Haushaltes, in Verbindung steht. Die dritte Wand ist mit einer großen Karte von Frankreich bedeckt. Dieselbe ist nach den Armeebezirken eingetheilt und mit Anmerkungen von der Hand des Marschalls versehen. An der vierten Wand ist eine Büste der Gemalin des Marschall-Präsidenten angebracht, deren Weiß sich von dem scharlachnen Hintergrunde angenehm abhebt.

Die Zukunft der Zukunftsmusik schildert Ludwig Hartmann in den Dresdener Nachrichten wie folgt: „Ueber den hochfestlichen Charakter der Bayreuther Wagner-Aufführungen ist die gesammte deutsche Kritik, die zustimmende wie die gegnerische, gleicher Meinung gewesen. Daß es Wagner verstattet war, seine großen Kunstwerke so vollkommen und unabhängig wie möglich, also „mustergiltig" aufzuführen, war für die Kunstgeschichte von der größten Wichtigkeit. Ein permanentes Bayreuth jedoch, d. h. mit anderen Worten die Nöthigung für das deutsche Musikpublicum, wiederholt nach Bayreuth zu pilgern trotz Hungersnoth und verfehlten bayrischen Bahnanschlüssen — das wäre ein trübseliger Gewinn für die Menschheit; und doch droht so etwas dergleichen. Wagner hat vom König von Bayern die Zusicherung erbeten und erhalten, daß „Siegfried" und „Götterdämmerung" vor Ablauf zweier Jahre nicht in München gegeben werden dürfen. Der August 1877 soll in Bayreuth genau nach dem Recept von 1876 wiederholt werden. Und zwar zunächst aus Rücksicht auf die Opfer der Stadt Bayreuth, welche aus dem diesjährigen Cyclus das Deficit von 59,000 Mark übernimmt. Die Stadt nimmt nächstes Jahr die Restaurirung der Festgäste in eigene Regie und dürfte alsdann das diesjährige Deficit seine Ausgleichung finden. Da einerseits das Wagnertheater innerhalb von vier Baujahren ca. 500,000 Mark in Umsatz gebracht hat und andererseits der Wagner-Fremdenverkehr während drei Jahren auf die Umsatzsumme von 2,000,000 Mark taxirt wird, so ergiebt sich für Bayreuth indirect ein eminenter Nutzen, und kein Wunder, wenn die Stadt nächstes Jahr sehr gern die Sache repetirt. Anders freilich liegt die Frage bei den Künstlern und dem Publicum. Erstere haben Viele — und zwar mit die hervorragendsten — dem Schreiber dieser Zeilen auf's Bestimmteste versichert, sie würden unter keinen Umständen wieder nach Bayreuth gehen und diese Strapaze nochmals durchkosten. Indeß — man kennt das; Wagner hat etwas Fascinirendes, er versteht es, wie der Rattenfänger von Hameln, die rechte Melodei zu blasen: es werden doch Manche wiederkommen, Niemann vielleicht ausgenommen. Zudem hat Wagner am 26. August gelegentlich geäußert, „er werde seine Künstler nächstjährig königlich belohnen können". Das Entrée soll 1877 für je einen vollständigen Cyclus nur 100 Mark betragen (statt 100 Thaler 1876!). Ob trotzdem sich Publicum finden wird, kann Niemand wissen. Besser wäre es gewesen und natürlicher, Wagner hätte in jenem berühmten Speech am 16. August gesagt: „Sie sehen jetzt, was wir können, erzählen Sie es draußen im lieben Deutschland weiter; und wenn diese Werke nun verschnitten oder verändert oder abgeschwächt die großen Opernbühnen passiren — so haben Sie einen Vergleich." Und der Vergleich wäre nützlich und mächtig wirksam geworden, die fünfundsechzigfach in Bayreuth vertretene deutsche Kritik hätte schon ein Wort mitreden können, daß die Nibelungenwerke passend und würdig an den großen Bühnen gegeben worden wären. Nun kommt es anders. Berlin und wohl auch Wien werden die einzelne Walkyre aufführen — aber die anderen Stücke bleiben liegen. Wagner spielt sein Solo in Bayreuth weiter und die deutsche nationale Kunst hat still zu sein und zu warten, bis es dem Mächtigen von Bayreuth gefällt, ihr einen Paß durch Deutschland auszustellen. Bliebe es aber leer in Bayreuth im August 1877 — dann freilich fällt die Schranke, und Wien, Dresden, Berlin, München und Hamburg „dürfen" dann, was ihnen jetzt „verboten" ist.

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 5. Beschreibung des Modekupfers.

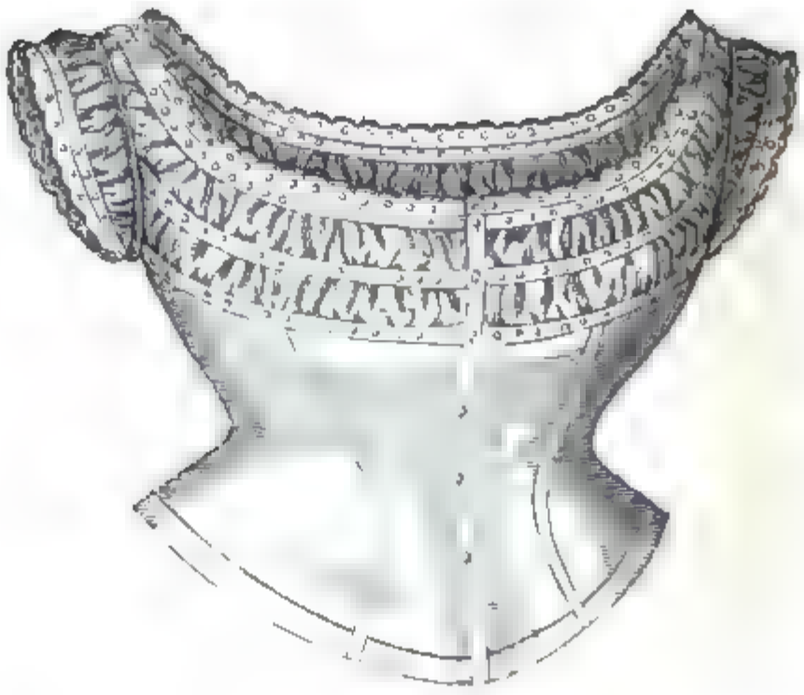
Nr. 1. Soiréetoilette aus rosa Kaschmir. Der Ausputz ist von feuerfarbener Faille, rothen Schleifen und rother Greque-Zeichnung von Seidenborte, ausgeführt. Der Rock ist aus feuerfarbener Faille, vorn fußfrei, hinten mit Schleppe. Die sehr lange Kürapptaille aus rosa Kaschmir, hat wie die Abb. zeigt, einen mit Spitze umgebenen viereckigen Ausschnitt, welcher außerdem noch durch einen schräg geschnittenen feuerfarbenen Failleſtreifen besetzt ist. Der schräge vordere Schluß der Taille beginnt an der linken Ecke des Ausschnittes unter einer rothen Failleschleife. Er markirt sich durch kleine rothe Knöpfe und Greque-Zeichnung. Der halblange Ellbogenärmel ist aus feuerfarbener Faille, hat vorn einen Aufschlag von derselben Farbe mit großen Knöpfen besetzt. Als Unterärmel dient eine breite Spitze. Doppeltunica aus rosa Kaschmir mit rosa seidener Franse und rother Grequezeichnung ausgeputzt. Der obere mit der untern Tunica über der Taille verbundene Theil ist mit großen Knöpfen und aufgesetzten Knopflöchern als Abschluß um die Taille befestigt. Im Rücken sind Taille und Tunica geknöpft.

Der untere Theil, der vorn lang und hinten unter dem gefalteten spitzen Shawlende gerafft ist, trägt ebenfalls wieder Greque-Zeichnung als Besatz. Das Shawlende muß so geschlungen werden, daß es über den Abschluß der Tunica herausfällt. Es wird durch eine feuerfarbene Failleschleife befestigt. Diese Toilette läßt sich auch aus zwei wollenen gut harmonirenden Stoffen recht hübsch arrangiren.

Nr. 2. Balltoilette für junge Mädchen aus blaßblauem Tarlatan mit Ausputz von kornblumblauen ausgefranſten Faillebandschleifen und weißen Margueriten. Der Rock mit langer Schleppe, über den Leib leicht gerafft, wird durch ein Bouquet von Margueriten mit Schärpenenden von kornblumblauen Seidenband zusammengehalten. Den untern Rand der Vorderbahnen garniren zwei schmale Bouillonnés mit Kopf und getolltem Volant. Der untere hintere Theil des Rockes, etwa $^2/_3$ der Rocklänge, ist mit drei hohen Volants garnirt, wovon der oberste mit Kopf, der untere Rand jedes Volants mit einer Bouillonné besetzt ist. Diese stimmt mit den über die Vorderbahnen des Rockes quer laufenden Bouillonnés überein und schließen zu beiden Seiten mit schmalen Rüschen ab, welche je mit einem breiten kornblumenblauen Seidenband unterlegt sind. Runde gezogene Taille à la Vierge mit Puffärmelchen. Die Taille sowohl als die Aermel sind mit Tarlatanbouillonnés und ausgefranſten Seidenbandschleifen in ersichtlicher Weise garnirt. Gürtel aus Seide mit Bandhaltern bis an's Bouquet auf dem Rocke. Bouquet von Margueriten im Haar.

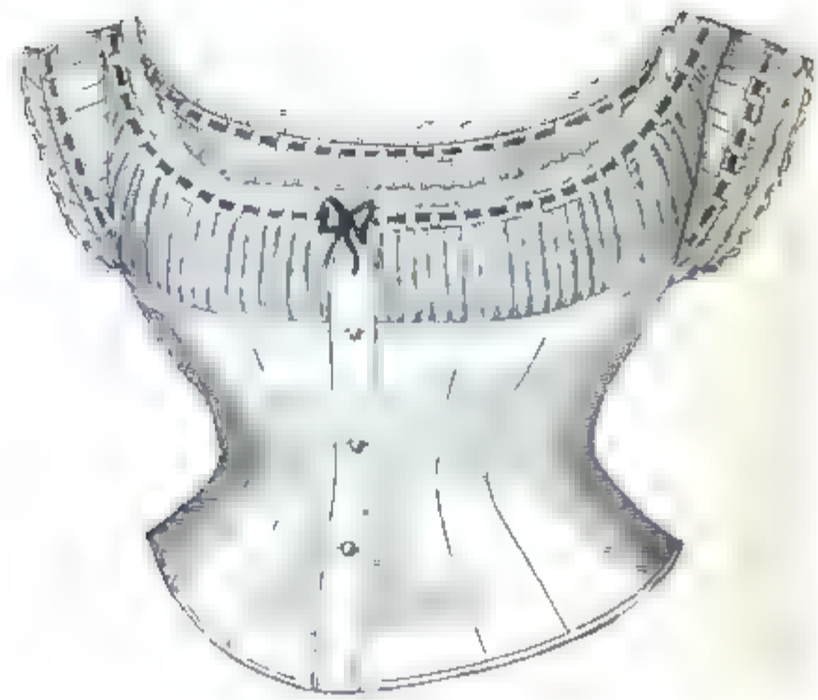
Nr. 3. Balltoilette aus weißem Tarlatan oder Tüll mit Schleppe. Vorn sehr tief fallende, hinten in ersichtlicher Weise, durch sultanrothe Faille-Bandschleifen gerafftte Tunica, die am Rande ein getollter Volant mit Kopf umgiebt. Es ist eine einfache runde Tunica, welche durch eine Schleifendraperie, wie die Abb. zeigt, sehr geschickt zu raffen ist. Ein Zweig von Blätterwerk und rothen Rosen verschiedener Nüancen ist am Taillenabschluß herabhängend anzusetzen. An der rechten Seite bildet ein gefaltetes und senkrecht aufgesetztes sultanrothes Band mit einer Reihe rother Knöpfe besetzt, scheinbar einen Schluß, der sich im Volant verliert. Die lange, mit weißer Seide gefütterte und hinten zugeknöpfte Kürapptaille hat hochgehende Achseln, gerundeten Ausschnitt und Puffärmel. Auf der Vorderseite der

Taille, welche auf der Abb nicht zu sehen ist, fällt von der rechten Schulter aus ein dichter Zweig von Rosen schräg nach links tief auf die Tunica herab. Den Halsausschnitt umgiebt eine schmale getollte Rüsche mit sultanrother Seidenbandrolle in der Mitte.



Nr. 6. Untertaille.

Nr. 4. Promenaden-Anzug. Kleid mit Schleppe aus schwarzer Faille, am Rande mit 3 gezogenen Volants garnirt, denen eine Bouillonè als Kopf dient. Dieser, sowohl als die 3 Volants sind mit schwarzem Kaschmir eingefaßt. Die Tunica in Prinzeßform aus schwarzem Kaschmir fällt vorn tief auf den Rock, ist



Nr. 7. Untertaille.

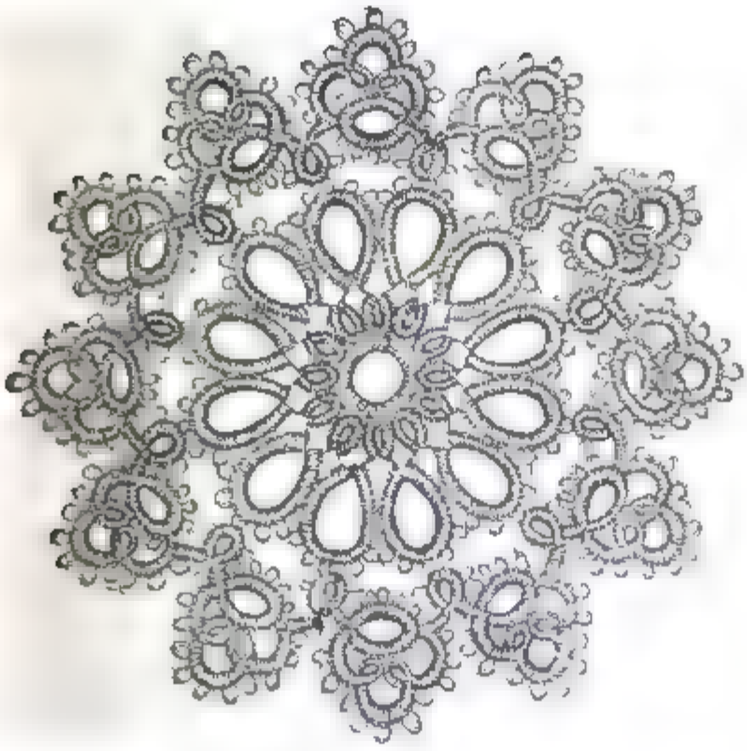
hinten gerafft und im Rücken durch Knöpfe geschlossen. Eine reiche, schwarze kaschmirne Franse umgiebt den Saum der Tunica und garnirt die große Seitentasche, sowie den untern Theil des hohen engen Aermelaufschlags.

Langer Winterpaletot aus schwarzem Velourstuch, im Rücken anliegend, [illegible]

gerade fallend und durch 2 Reihen Knöpfe geſchloſſen. Die Taſchenſchlitze zu beiden Seiten ſind mit ſchwarzer Faille eingefaßt. Die Ellbogenärmel erweitern ſich nach dem Handgelenk zu und haben vorn einen hohen Umſchlag. Pelzſtreifenbeſatz iſt um den Rand des Aufſchlags, rings um den Saum des Mantels und um den

Nr. 8. Farbig geſtickter ſchmaler Streifen.

Stehkragen, der vorn mit einer ausgefranſten Failleſchleife endigt. Die hintere Mitte des Schooßes garnirt ein breites Faillepliſſé, das ſcheinbar durch Knöpfe geſchloſſen und mit einer breiten, ſchwarzen und ausgefranſten Faille-Schleifen-Spange



Nr 10. Roſette von Frivolitäten

abſchließt. Der Hut aus ſchwarzem Filz mit Kopf aus bouillonirter ſchwarzer Faille iſt von ſchwarzem Faillebaud eingefaßt Die Garnitur beſteht aus ſchwarzen Faillebandſchleifen, ſchwarzen Federn, buntem Flügel und weißer Seidentüllrüſche

Nr. 9. Farbig geſtickter ſchmaler Streifen.

[illegible]er dem vorn hochſtehenden Schirm. Die Bindebänder ſind aus ſchwarzem [illegible]eband.

Nr. 5. Anzug für ein Mädchen von 15 bis 17 Jahren. Graues Wollenkleid einer Polonaiſe, im Rücken geſchloſſen und mit feinen Stoffpliſſés beſetzt.

Nr. 11. Ausgehtoilette (Vorderansicht)

Nr. 12. Ausgehtoilette. (Rückanſicht.)

Halblanger Winterpaletot aus ſchwarzem moutonnirtem Tuch und mit einer Einfaſſung von breiter Seidenborte. Die Form dieſes Paletots iſt vorn gerade fallend, mit ſchwarzen Beinknöpfen doppelt zugeknöpft, mit Revers und im Rücken anliegend, mit geſchlitztem Schooß und großen Taſchen. Ellbogenärmel mit hohen Aufſchlag. Der Hut zu dieſem Anzug iſt aus ſchwarzem Filz mit einer Einfaſſung von ſchwarzem Sammet, grauer Echarpe und buntem Flügel.

Nr. 6 und 7. Untertaillen.

Nr. 6. Dieſes Modell iſt mit zwei bouillonirten Schrägſtreifen garnirt, welche durch einen kleinen, mit Muſchen beſtickten Einſatz von einander getrennt und oben und unten mit einem ſolchen eingefaßt ſind. Mit einem gleichen, an der einen Seite feſtonnirten Streifen iſt der Rand des Ausſchnittes beſetzt. Die ſehr kurzen Aermel ſind aus einer Bouillonné mit übereinſtimmender Garnitur zuſammengeſetzt.

Nr. 13. Cigarrenträger.

Nr. 7. Das Obere des zweiten Modells iſt hochgefältelt und der Ausſchnitt mit einer ſchmalen Valencienne verziert. Die Aermel ſind ſehr kurz und ebenfalls von gleicher Spitze umgeben. Durch die ſchmalen durchbrochenen Streifen wird ein Sammet- oder Seidenband gezogen. Die untere gefältelte Partie wird mittels eines geſteppten Streifens an der Taille befeſtigt.

Nr. 8 und 9. Farbig geſtickter ſchmaler Streifen.

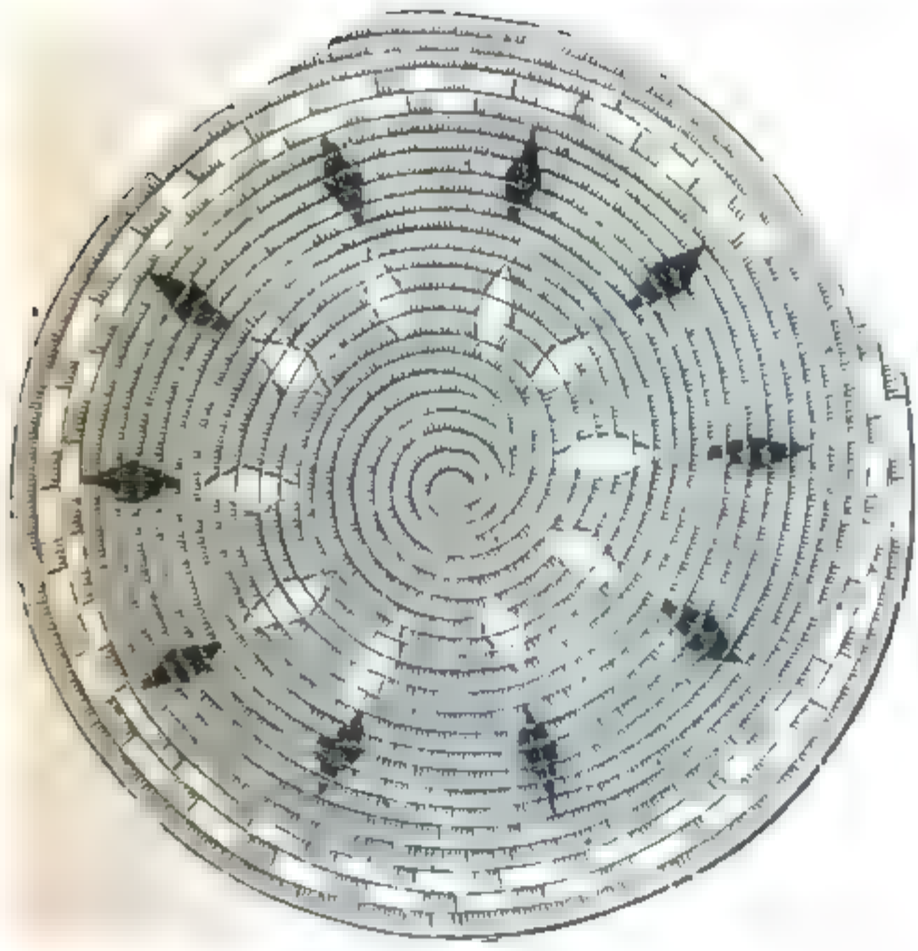
Beide ſich zur Verzierung kleiner Phantaſiegegenſtände (Notizbücher, Kartentäſchchen, Cigarrenetuis) eignende Streifen ſind im Kettchen- und Stielſtich auf Seiden- oder Wollenrips oder auch auf Leder mit Cordonnetſeide von etwas hellerm Ton als der Grund zu ſticken, wobei einige Stiche in Goldfaden zur Erhöhung des Effects dienen.

Nr. 10. Rosette von Frivolitäten.

Ueber derartige, die langweilige Eisenbahn- und sonstigen Reisefahrgelegenheiten ausfüllenden niedlichen Arbeiten haben wir wohl nicht nöthig in nähere Einzelheiten einzugehen, indem dieselben wohl genügend bekannt sein dürften und nur das Dessin zu beachten ist.

Nr. 11 und 12. Ausgehtoilette, (Vorder- und Rückansicht.)

Unser Modell ist aus mastixbrauner Faille, mastixbraun und cremefarben gestreifter Flockwolle und Franse in beiden Nüancen zusammengesetzt. Der faltenreiche Rock ist mit zwei Volants garnirt, von denen der eine gekraust und der andere mit Kopf in Falten gelegt ist. Die Prinzeßtunica bildet vorn durch zwei Fransenreihen gewissermaßen eine doppelte schräge Draperie, deren Streifen schräg laufen, während sie über der Taille und der Rückseite herab eine gerade Richtung annehmen.



Nr. 14. Dessin zu Nr 13.

Diese hinten sehr lange Tunica ist bis zum Anfang der Schleppe herab zum Knopfen, und die Weite derselben wird durch eine Faltenschleife gehalten, unter welcher sie dann wieder pfauenschweifförmig herabfällt; an dieser Stelle ist sie von einem gekräuften Volant umgeben. Die zurückgeschlagenen seidenen Revers unter d viereckigen Halsausschnitt sind unten mit zwei Plisses (das eine von Faille, das a re von Musselin) und einer Faltenschleife garnirt. — Aermel mit Stoff- und V felinplisses in gemischten Nüancen; die dieselben umschließende, aus kleinen Fä- d ältchen gebildete Draperie vervollständigt das Ensemble dieser reizenden Toilette.

Nr. 13 und 14. Cigarrenträger mit Dessin.

Das Gestell zu diesem eleganten Cigarrenträger besteht aus fein ciselirten Goldz estäben und ist mit neun Ringen zum Durchstecken der Cigarren versehen, u de unten auf einem Rundtheil von 10 Cent. Durchmesser ruhen. Letzteres wird n ...r Häkelarbeit auf Golddrahtgeflecht überzogen. In der Mitte anfangend,

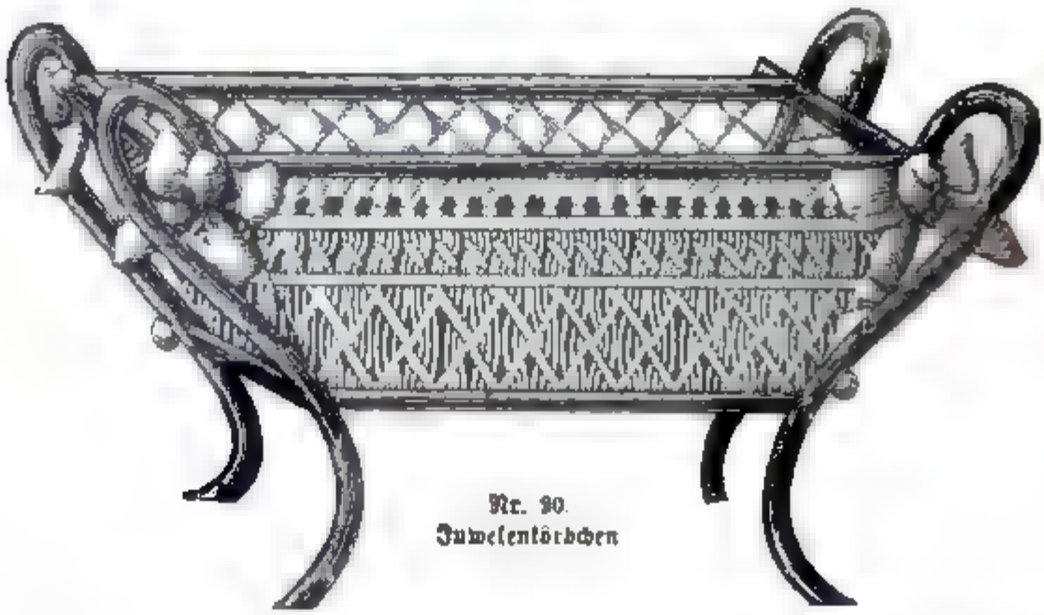
Nr. 15. Geſellſchaftstoilette aus Oxford-Stoff. (Rückanſicht.)

Nr. 16. Geſellſchaftstoilette aus Oxford-Stoff (Vorderanſicht)

werden bei immerwährendem Umdrehen der Nadel Doppelmaſchen gehäkelt. Die Zwiſchenräume zwiſchen den aus blauen Seidenſchnürchen gebildeten Rundungen laſſen zwiſchen den Maſchen den Goldgrund zur Genüge erkennen. Das Deſſin (maisfarben oder ſchwarz auf blauem Grunde), wie es Abbild Nr. 16 zeigt, macht einen ſehr hübſchen Effect. Vorzuziehen iſt es, dem Rundtheile eine etwas gewölbte

Nr 17. Blumenſtänder.

Deckelform zu geben. Ringsherum wird eine herabfallende Garnitur (ſ. Nr. 15) von Kettenmaſchen angebracht, deren erſte Tour blau, die zweite gelb, die dritte wieder blau und die vierte gelb mit ſchwarz gefüllt iſt. In gewiſſen Zwiſchenräumen werden kleine Quaſten von blauer Seide mit Köpfen von gelber und ſchwarzer Seide in die letzte Reihe der Garnitur geknöpft. Mit gleichen Franſen wird auch die obere Kreuzung der Geſtellſtäbe verziert.



Nr. 20.
Juwelenkörbchen

Nr. 15 und 16. Geſellſchaftstoilette aus Oxford-Stoff. (Vorder- und Rückanſicht.)

Der Rock iſt mit zwei Pliſſévolants garnirt, von denen der eine gerade (der Stoff), der andere in querer Richtung läuft. Der letztere bildet an der Stelle, wo er unten befeſtigt iſt, ein Pliſſé à la vieille. Die Garnirung der mit einem q

ufenden Pliſſé beſetzten Prinzeßtunica iſt auf der Rückſeite der Abb. Nr. 15 zu
ben.

Nr. 19. Reiſetoilette.

Nr 20 Promenadentoilette. (Rückansicht.)

Nr. 21 Promenadentoilette. (Vorderansicht.)

Nr. 17. Blumenständer.

Auch hier ist zum Gestell schwarzlackirter Bambus verwendet. Die vier Ecken sind mit hübschen Quasten verziert, deren Seide mit der des äußern Dessins übereinstimmt. In das Innere wird ein Blechkasten zur Aufnahme des Blumentopfes gestellt.

Nr. 18. Juwelenkörbchen.

Das Gestell besteht aus schwarz-lackirtem Bambus mit gestepptem blauen Atlas

Nr. 22. Anzug für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren.

gefüttert. Selbstverständlich ist das Gestell in einer Galanteriewaarenhandlung zu kaufen und alsdann nur nöthig, das Körbchen abzufüttern, zuvor aber die äußeren Flächen mit einer Stäbchenstickerei (macramé), wie sie die Abb. zeigt, zu verzieren.

Nr. 19. Reisetoilette.

Diese Toilette besteht aus einfarbiger Faille und schottischem Wollenstoff. Der Rock mit Halbschleppe ist mit einem mit einer Rüsche übersetzten schottischen Volant garnirt. Große, mit Franse besetzte Schärpe, die auf der Rückseite durch ein

Faillefchleife zuſammengehalten wird. Taille vorn mit langen Schößen, auf dem Rücken mittels einer kleinen Franſe gerafft. — Faillearmel. Dieſe Zuſammenſetzung bietet eine paſſende Gelegenheit, aus zwei zurückgeſetzten Kleidern ein geſchmackvolles, mit der Mode übereinſtimmendes Ganze herzuſtellen. Woraus der Stoff beſteht, iſt nebenſächlich, wenn nur die Farben gut harmoniren.

Nr. 20 und 21. Promenadentoilette. (Vorder- und Rückanſicht.)

Rock von maronfarbener Faille mit langer Schleppe mit zwei von einer dicken

Nr. 23. Toilette für ein Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Ru ge überſetzten Pliſſés garnirt. Polniſche Tunica von écrufarbener Leinwand, vor unter einem geſteppten Leinwandpliſſé in der Mitte zum Zuknöpfen; dieſes ſich um den herzförmigen Taillenausſchnitt zurücklegende Pliſſé bildet zugleich die Ga tur für dieſen. Die Tunica iſt von einem Einſatz in ſächſiſcher Stickerei, we r zwiſchen weiß eingefaßte leinene Schrägſtreifen geſetzt iſt, umgeben. Dieſe Ga itur ſteigt von unten herauf über die Schultern, wo ſie Achſelbänder bildet, üb den Rücken bis nach unt n herab. Außer dieſen Einſätzen iſt die untere Weite no bis zu 25 Cent. Höhe im gleichen Stil reich beſetzt. Die Drapirung der Tu durch kunſtvolle Verſchlingung écru- und maronfarbener Bänder, welche bis

auf die Schleppe herabfallen, stellt Abb. 20 dar. Die unten mit zwei Plisses garnirten Aermel sind durch schmale Bänder mit Schleifen geschlossen; die hintere Naht ist mit einem Einsatz und eingefaßten Schrägstreifen besetzt

Nr 22. Anzug für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren.

Zum Stoff für einen solchen Anzug wird entweder guter Drillich oder leichtes Tuch genommen. Wie aus der Abb. ersichtlich sind die Beinkleider kurz und unter dem Knie geknöpft. Die Weste ist von gleichem Stoff wie die Beinkleider. Das Jäckchen ist vorn offen und hat zu jeder Seite eine Tasche. Stiefeletten von Ziegenleder und gestreifte Strümpfe.

Nr. 24 und 25. Foulardschleifen

Nr. 23. Toilette für ein Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Polonaise von tausendstreifigem Foulard, garnirt mit einem kleinen gewellten Volant, über den sich ein gefältelter Volant erhebt; auf der Rückseite bildet die Polonaise zwei lange, mit einem glatten Foulardschragstreifen und einem kleinen Volant eingefaßte Schöße; auf die Schöße ist je eine kleine Tasche mit Bandschleifen gesetzt. — Enge Aermel mit Aufschlägen.

Nr. 24 und 25. Foulardschleifen.

Diese beiden besonders für leinene Négligsanzüge sich eignenden Schleifen sind aus Foulard mit weißem, blauen, crémefarbenen oder anderm hellen Grund zusammengesetzt und von einem Rande von anderer Farbe umgeben

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Ein Duell gewehrter Häupter.

Nach einer Originalzeichnung von A. F. Deckes

Der Salon.

Saläthus.

Erzählung von **Hans Marbach.**

I.

Die Stadt Croton in Unteritalien war im Alterthume berühmt durch ihre weisen Gesetze, ihre vortrefflichen Einrichtungen und die Tugend ihrer Bürger. Dem Philosophen Pythagoras, welcher daselbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, war es sogar gelungen, eine zeitlang die Herrschaft ausschließlich seinen Anhängern zu verschaffen und den Staat nach den strengen und reinen Grundsätzen seiner Lehre zu regieren; doch hatte sich diese Ideenherrschaft auf die Länge nicht halten können und weltlichen Rücksichten Platz machen müssen, so daß sich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder in den Händen einer Anzahl alter Familien befand, welchen der bei uns so oft mißbrauchte und falschverstandene Name „Aristokraten" insofern mit vollem Rechte beigelegt wurde, als sie nicht nur vermöge ihres Besitzes, ihrer Tapferkeit und Bildung in Wahrheit sich als die Besten erwiesen, sondern auch in der That herrschten, das heißt: keine Gewalt über sich erkannten, als das Gesetz, welches sie selbst gegeben hatten.

Zu diesen adeligen Beherrschern der Stadt Croton gehörten auch zwei Brüder, Saläthus und Cnemon, die Beide in ihrer Art gleich hervorragend und angesehen waren.

Saläthus, der ältere, tapfer im Kriege, besonnen im Rathe, thätig und enthaltsam im täglichen Leben, war das Muster eines guten Bürgers und der beredte und glückliche Wortführer derjenigen überwiegenden Mehrheit unter den Regierenden, welche, allen überflüssigen Neuerungen abhold, treu an den von ihren griechischen Vätern, den tapferen Gründern ihrer Republik, ererbten Sitten und Gesetzen festhielt.

Und nicht mit Unrecht suchte Saläthus gerade in der Aufrechterhaltung der durch diese alten Sitten und Gesetze begründeten einfachen Lebensweise das Heil des Staates. War es doch dieser Vorzug gewesen, welcher noch jüngst Croton den Sieg über seine verweichlichte Nebenbuhlerin Sybaris und hiermit den ersten Platz unter den griechischen Colonien in Italien verschafft hatte. Nun blühte die Stadt, begünstigt durch ihre herrliche Lage an Flußmündung und Meer, mit Häfen und Dämmen, eines ausgebreiteten Handels mächtig; aber gerade in dieser Blüthe barg sich der Keim der Gefahr. Durch Ueberhandnehmen des Reichthums und der Genußsucht war das Mutterland schon vom Gipfel seiner Macht herabgesunken. Die Besieger der asiatischen Barbaren hatten sich von dem Luxus und der Ueppigkeit ihrer Feinde blenden lassen. Das griechische Schwert war stumpf geworden an dem persischen Golde. Als Apfel der Zwietracht war das blinkende Metall von den schlauen Satrapen unter die ehernen Söhne Hellas geschleudert worden und hatte sie zu gegenseitigem Vernichtungskampfe entflammt. Tief gedemüthigt war das herrliche Athen, und seiner Ueberwinderin, dem

eisernen Sparta, drohte durch die Lockerung der alten Sitten und durch den überhandnehmenden Durst nach Glanz und Reichthum ein gleiches Schicksal.

Einer solchen Abspannung der inneren Kräfte, welche sich bei der rasch zunehmenden Wohlhabenheit und dem regen Verkehr mit dem Stammlande auch in seiner Vaterstadt leicht einstellen konnte, däuchte dem crotoniatischen Edlen um so dringender geboten vorzubeugen, als auch von außen her allerhand Gefahren im Anzuge waren.

Zunächst hatte sich Croton der stets wachsamen Nebenbuhlerschaft seiner griechischen Nachbarstädte zu erwehren. Besonders strengte sich das reiche und mächtige Tarent an, ihm den Vorrang im Handel abzulaufen, und das kriegsgewaltige Locri suchte es durch Staatseinrichtungen zu überflügeln. Zu Syracus hatte sich eine neue, furchtbare Macht, die Gewaltherrschaft des Dionysios erhoben, der nach Tyrannenart seine hauptsächlichste Sicherheit darin suchte, daß er die unruhigen Köpfe seiner Unterthanen durch gewinnverheißende auswärtige Unternehmungen zu beschäftigen strebte; zu diesem Zwecke hielt er sein Augenmerk auf die reichen Städte Großgriechenlands geheftet. Die größte Gefahr aber zog sich im Nordwesten zusammen. Dort hatte ein kleiner Staat, der den gebildeten Griechen im Anfange seiner Entstehung nicht viel besser erschienen war als eine wohlorganisirte Räuberbande mit festem Wohnsitze, die unzweideutigsten Beweise abgelegt, daß er gesonnen sei, sich zu einer gebietenden Macht zu gestalten. Im demselben Jahre, in welchem das üppige Sybaris der Tugend der Crotoniaten erlag, hatte dieser Staat seine Könige vertrieben und die Folge hatte gezeigt, daß er fähig war, sich selbst zu regieren, was die beste Anwartschaft darauf ist, Andere zu regieren. Bald hatte der neue Freistaat auch angefangen, seine Nachbarn zu unterwerfen, Latiner, Etrusker, Volsker und wie sie alle heißen; aber es hatte sie besiegt, nicht um sich zu bereichern, sondern um sich zu vergrößern, nicht um sie zu unterjochen, sondern um sie zu beherrschen. Und wenn auch die Griechen nicht ahnen mochten, daß Rom damit die ersten Schritte gethan, um seine große völkergeschichtliche Mission zu erfüllen, aus Gemeinwesen einen Staat zu schaffen — was bis dahin in sehr unvollkommener Form nur dem Despotismus gelungen war — so begriffen sie doch das Unwiderstehliche dieses Verfahrens und fürchteten es.

Gegen alle diese Bedrohnisse galt es nun einen Damm aufzuwerfen, und gewiß mit gutem Grunde suchte der junge, aber weise Saläthus den sichersten Schutz des Landes in dem Bewahren der Bürgertugend. Seine Aufgabe war freilich keine leichte, denn die Verführung nahte sich in der verlockendsten Gestalt, als der edelste Luxus, als Kunst, Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß, und wollte man nicht das Kind mit dem Bade verschütten, die Quellen des Wohlstandes und Gedeihens zugleich verstopfen, so galt es, streng zu prüfen und zu sondern. Saläthus hütete sich denn auch wohl als blinder Eiferer jedem Fortschritte entgegen zu treten. Er hatte nichts dagegen, wenn junge Crotoniaten, welche in Handelszwecken fremde Länder besuchten, aus diesen das Beste in ihrer Vaterstadt einführten. Er stemmte sich nur gegen alles Uebertriebene, Lächerliche und den Verhältnissen Unangemessene. Er selbst ging seinen Mitbürgern mit dem besten Beispiel voran. Seine Lebensweise war einfach und streng, obschon sich in Allem, was er besaß, und in jeder seiner Handlungen der feine griechische Geschmack verrieth; und wenn er mit Vorliebe im kurzen lakonischen Mantel einherging, so trug er ihn doch mit so vornehmem Anstande, daß er mit dem

spartanischen Kleide auch ein Stück alter spartanischer Größe umgethan zu haben schien.

In seinen Bestrebungen wurde er unterstützt von dem Beifall der gesammten Bevölkerung und der freudigen Mitwirkung fast aller seiner Standesgenossen; denn was er unternahm, geschah in ihrem Sinne und schlug zu ihrem Nutzen aus und gern ließen sie sich leiten von seiner feurigen und hinreißenden Beredtsamkeit.

So wäre denn das Leben des Saläthus das denkbar glücklichste zu nennen gewesen — denn kein höheres Ziel kann ein Sterblicher erringen, als wenn er vollbringen darf, wozu seine Natur ihn eignet, und damit den vollen Erfolg und den Beifall aller Guten erwirbt — wenn nicht gerade in demjenigen Menschen, den er am meisten liebte, ihm ein Widersacher erwachsen wäre, ein Feind, der ihn zwar nicht offen bekämpfte, dessen ganzes Leben aber ein wortloses Auflehnen gegen Alles war, was Saläthus für gut und schön hielt. Dieser Feind war sein Bruder.

In gewisser Hinsicht war Cnemon ein ebenso ausgezeichneter Jüngling wie sein älterer Bruder. Von jugendlicher Schönheit strahlte er vor Allen, und in der durch ihre Leibesübungen weltberühmten Vaterstadt des Milon war Cnemon der stärksten, gewandtesten und tapfersten Einer. Aber er betrieb jene Uebungen nicht im Dienste einer bessern Sache, er stählte seinen Leib nicht um das Vaterland schützen zu helfen, obgleich er in einigen Schlachten mit Ruhm gekämpft hatte, er bezweckte damit nur die Befriedigung seiner Eitelkeit. Das ergab sich aus seinem ganzen übrigen Gebahren, schon aus seinem äußern Auftreten. Duftend von den kostbarsten Wohlgerüchen, mit kurzem, zierlich gekräuseltem Haupt- und Barthaar, sah man ihn von morgens an auf Ringplätzen und in Bädern, auf dem Markte und am Hafen umherschlendern, seinen langen Mantel, den er in unzähligen, wohlüberdachten Fältchen eng um den schlanken Leib gewickelt trug, hinter sich herschleppend. Mit Begierde ergriff er jede auftauchende Mode, um seiner Erscheinung neue, augenfällige Reize zu geben.

Auch seine übrige Lebensweise war eine der seines Bruders gerade entgegengesetzte. Um das Staatswesen bekümmerte er sich so gut wie gar nicht. Außer in gymnastischen Uebungen, durch die er seine Triumphe feierte, bestand seine Arbeit in Jagen, Reiten, Wettkämpfen. Er besaß die schnellsten Pferde, die zierlichsten Rennwagen und die stärksten Fuchshunde. Seine Erholung suchte er im Kreise guter Freunde, einer Anzahl junger Crotoniaten von ähnlicher Geschmacksrichtung, die in ihm ihr Ideal verehrten. Mit diesen saß er bis in die Nächte hinein bei Schmausereien und Zechgelagen, deren lärmende Lustigkeit durch die vielseitigen Kunstleistungen schöner Flötenspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen erhöht wurde. Er selbst war der angenehmste und ausgelassenste Gesellschafter. Es gab keinen Gegenstand der Unterhaltung, dem er nicht unversehens den Ernst abgestreift hätte, um ihn im funkelnden Lichte seines Witzes leuchten zu lassen.

Einer solchen Existenz gegenüber, die verwöhnt ist durch den Beifall, welchen sie bei der von glänzendem Aeußern leicht bestochenen Menge findet, und durch die Nachsicht, welche ihr, vom schönen Scheine verführt, selbst strenger Denkende gewähren, ist es fast unmöglich, einen erziehenden Einfluß auszuüben. Auch hat die Aeußerung einer großen Kraft immer etwas Erfreuliches und Hoffnung Erweckendes, selbst wenn sie sich auf nichtige oder gar verderbliche Ziele lenkt; man traut ihr eben zu — wenn auch, wie die Er-

fahrung und tieferes Nachdenken lehren, sehr mit Unrecht — daß sie bei gegebener Gelegenheit mit gleicher Energie auch das Gute bewirken werde. Deshalb wohl hatte Saläthus von vornherein darauf verzichtet, dem leichtlebigen, vorwärtsstürmenden Naturell seines Bruders Zaum und Gebiß anlegen zu wollen. Er hatte sich die Antwort selbst gegeben, die auf jede Vorstellung seinerseits von Cnemon sicher erfolgt sein würde: Was willst Du? Ich befinde mich wohl, die Leute haben ihre Freude an mir, meine Freunde bewundern mich und — ich schade Niemandem.

Das letztere Argument erschien freilich Saläthus mit der Zeit nicht ganz stichhaltig. Denn wenn Cnemon auch ebensowenig gegen die alte Staatsordnung arbeitete als für dieselbe, so wich eben sein Leben stark von der Saläthus nothwendig dünkenden Sittenstrenge ab und ermunterte Viele zur Nachahmung. Aber sobald Saläthus einmal auf dem Punkte stand, sich zu erzürnen, lächelte ihn sein Bruder so seelenvergnügt und so urgesund an und beschwor seinen Philosophen, wie er ihn nannte, mit so schmeichelnden Worten, ihm nicht die Freude am Dasein zu verkümmern — „übrigens", fügte er in der Regel hinzu, „bist Du ja für uns Beide tugendhaft, und wenn ich etwas verderbe, so machst Du es reichlich wieder gut —", daß dem „Philosophen" nichts übrig blieb, als „gut zu sein" und zu schweigen. Auch empfand derselbe in der That, ohne daß er sich's selbst einzugestehen wagte, eine heimliche Freude an dem überschäumend lustigen Wesen seines Bruders und er hätte ihn wohl immer gewähren lassen und sich wirklich begnügt, für ihn mit alle Pflichten eines guten Bürgers zu erfüllen, wenn nicht endlich in Cnemon's Treiben ein bedenklicher Höhepunkt eingetreten wäre, der den Aeltern mit der größten Besorgniß erfüllt hätte.

Es war nämlich vor kurzem nach Croton eine von jenen Frauen gekommen, welche die Griechen mit dem wohlwollenden Namen „Hetären", Genossinnen, bezeichneten und deren Verkehr, selbst in dem strengen Croton, um so eifriger gesucht wurde, als andererseits die Bande der Ehe bei den Griechen, wie bei jeder hoch- oder übercivilisirten Nation, vorwiegend durch Convenienz und äußere Rücksichten geknüpft wurden, so daß als nothwendige Ergänzung der durch die Sitte geheiligten Verbindung zwischen Mann und Weib dem von anderen Triebfedern geleiteten Zuge der Natur nur durch solche die Schranken der Sitte überspringende Verhältnisse Folge geleistet werden konnte. Bedenklich, eben dieser Schrankenlosigkeit wegen, blieb die Sache im einzelnen Falle stets, besonders wenn eine solche Männerfreundin von der Beschaffenheit Derjenigen war, deren Auftauchen in Croton soeben gemeldet wurde. Diese gefährliche Person war nicht nur von Natur und durch Erziehung mit allen erdenklichen Reizen ausgestattet, sondern sie betrieb auch ihr geheimnißvolles Gewerbe mit einer so vollendeten Kunstfertigkeit, daß, wer in ihre Netze gerieth, hülf- und willenlos darin herumzappelte, bis es ihr selbst beliebte, ihn wieder entschlüpfen zu lassen, aber dann in welchem Zustande!

Diese außerordentliche Geschicklichkeit und der weitgehende Gebrauch, den sie von derselben machte, hatten ihr den Beinamen verdient, unter dem sie ihre Großthaten verrichtete, nämlich Lamia, was bei uns etwa einer weiblichen Vampyr bedeuten würde, eine schöne Hexe, die ihr Opfer mit allen Künsten unwiderstehlicher Verführung umstrickt, um ihm dann mit wollüstiger Grausamkeit Blut und Leben auszusaugen. Und Niemand, wurde behauptet, sei vor ihr sicher. Ihr selbst schien es manchmal eine besondere Genugthuung

zu gewähren, gerade an solchen ein Exempel zu statuiren, welche sich auffallend wenig um sie beworben hatten; selbstverständlich hatte sie es immer nur auf Diejenigen abgesehen, deren Eroberung ihrem Interesse am meisten dienlich war. Doch schien sie in ihrer Auswahl mehr der Ehrgeiz als die Habgier zu leiten. Sie hatte nicht, wie andere ihres Gleichen, einen Preis ihrer Gunst festgesetzt; selbst den höchsten, der ihr wäre geboten worden, hätte sie lachend ausgeschlagen. Sie nahm zwar ohne Unterschied Geld und Kostbarkeiten von allen ihren Verehrern, verpflichtete sich aber dafür zu nichts. Wen sie aber bevorzugte, den wußte sie so um alle Vernunft und Ueberlegung zu bringen, daß er mit Freuden Alles was sie begehrte, selbst sein Theuerstes, für sie zu opfern bereit war. Sie beobachtete dabei, um zu ihrem Ziele zu gelangen, die Methode, daß sie nie zwei oder mehr Liebhaber zu gleicher Zeit begünstigte, sondern immer nur dem Einen, den sie gerade in's Auge gefaßt hatte, alle Huld und Freundlichkeit erwies, während sie die gesammten Uebrigen, wie ein deutscher Dichter sagt, en canaille behandelte. Durch dieses Verfahren, das lediglich auf schlaue Berechnung gegründet war und das sich nur mit der äußersten Herzenskälte durchführen läßt, erreichte sie seltsamer Weise, daß man sie gerade für das Gegentheil von dem hielt, was sie war, und während man von gewöhnlichen Exemplaren ihrer Gattung nur einen Sinnengenuß zu erlangen hoffte, erwartete man von ihr eine unendliche Steigerung desselben durch berauschende Leidenschaft, ja durch beseligende Liebe. Es läßt sich denken, wie diese Voraussetzung ihren Werth in den Augen feuriger Jünglinge erhöhte, ja selbst tiefer angelegte Naturen zu ihr hinzog, um so mehr, als die Wahl, die sie selbst traf, immer auf die anerkannt Besten fiel und dem Betroffenen gewissermaßen ein schmeichelhaftes Zeugniß ausstellte.

Selbstverständlich konnte nur ein außergewöhnlich beanlagtes Wesen eine solche Bahn einschlagen und verfolgen; aber um nie fehlzugehen hatte sie die von Natur ihr verliehenen Anlagen noch auf das sorgfältigste auszubilden gesucht, und die Lebensschicksale, deren sie theilhaftig geworden war, hatten ihr dazu die vielfältigste und günstigste Gelegenheit geboten. Eine geborene Egypterin war sie noch als Kind in die Hände eines persischen Großen gekommen, ob durch Kauf, Tausch oder freiwillig, darüber schwankt die Fabel; dieser hatte sie dem großen Könige in Ekbatana zum Geschenke gemacht und von diesem war sie als Bestechungspreis einem vornehmen Athener, den eine Gesandtschaft an den persischen Hof geführt hatte, übergeben worden; mit diesem war sie nach der Stadt der Städte gekommen. In Athen hatte sie sich frei gemacht, indem sie ihren Herrn unvermerkt in ihren Sclaven umwandelte, und von da an hatte sie auf eigene Rechnung gelebt. Nachdem sie sich von aller Kunst, Wissenschaft und geselligen Bildung, welche das Griechenthum bot, so viel angeeignet hatte, als sie zu ihrem Zwecke dienlich fand, nachdem sie so ziemlich Alles zu ihren Füßen gesehen, was die St t an hervorragenden Männern gerade aufzuweisen hatte, war sie ihrer letz n Eroberung, einem bildschönen und reichen, aber sonst unbedeutenden jur en Crotoniaten, der sich eine Zeit lang in Geschäften und zu seiner Ausbil ng in Athen aufgehalten hatte, nach seiner Heimat gefolgt und galt nun hie als die Gottheit des Tages.

Das erste, was sie nach ihrer Ankunft in Croton gethan hatte, war, da sie vor Dem, der sie dorthin geführt, ihre Thür verschlossen hatte. Die Ve ...flung des unglücklichen jungen Mannes, der sich heiß geliebt glaubte

und vielleicht im Stillen sich geschmeichelt hatte, durch seine schöne Beute die Bewunderung und den Neid seiner Landsleute zu erregen; die thörichten Streiche, die er beging, um sein verlorenes Glück wieder zu gewinnen, und die in einem theatralischen Selbstmordversuche vor ihrem Hause gipfelten, waren die Empfehlung, durch welche sich die Lamia in Croton einführte. Bald sah sie die gesammte leichtlebige und genußsuchende Männerwelt um sich versammelt.

Eine Wahl hatte sie noch nicht getroffen. Sie unterhielt sich vor der Hand damit, Alle zusammen zu entzücken und zu begeistern, aber sie blickte dem einen genau so ruhig und unbefangen in's Auge wie dem andern, besuchte Alle zu ihren Festen und Keinen insgeheim und bezauberte Jeden durch die gleiche unwiderstehliche Anmuth — und Gleichgiltigkeit.

Unter Denen, die ihr am schwärmerischsten huldigten, war Cnemon.

Er genoß bei ihr dieselben Vorrechte wie alle Anderen, das heißt, er durfte ihr soviel Geschenke bringen als er mochte, und sie dafür bewundern. Da er aber, wie alle Anderen, sich damit nicht begnügen wollte und wie alle Anderen der Ueberzeugung lebte, je mehr er opfere, desto näher werde er seinem Ziele kommen; da er außerdem noch um einige Grade unüberlegter und leidenschaftlicher war als die übrigen, so verschwendete er Unsummen an die gefühllose Lamia, beging die tollsten Ausschreitungen und war auf dem besten Wege, an Ehre, Gesundheit und Vermögen den erheblichsten Schaden zu erleiden

Da glaubte denn Saläthus nicht länger der Pflicht ausweichen zu können, seinem Bruder einmal ernsthaft in's Gewissen zu reden. Er ergriff die nächste sich darbietende Gelegenheit, als ihm sein Bruder eines Morgens nach durchschwärmter Nacht mit fiebrig glänzenden Augen und abgespannten Zügen einen Besuch abstattete, und hielt ihm eine Standrede. Leider beging er dabei den Fehler, in den die meisten Moralprediger, Tröster und andere einer theoretischen Wirksamkeit Beflissene verfallen, und fing mit Allgemeinheiten an, weil er sich scheute, den wunden Fleck zu berühren. Allgemeinheiten haben aber das Eigenthümliche, daß sie sich in der Regel ebensogut beweisen als widerlegen lassen, jedenfalls kann man sie stets nach Bedürfniß aus- und zurechtlegen. Saläthus sprach zuerst von der hereinbrechenden Sittenverderbniß, von dem Unfuge, den das Aufblühen des Hetärenthums stifte, kam dann auf die Heiligkeit der Ehe zu reden und führte aus, daß dieselbe nicht nur die einzig zweckmäßige Form sei, unter der zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes sich verbinden könnten, sondern auch die Grundlage des Staates und der Gesittung, und schloß endlich damit, Cnemon dringend zu rathen, den Verkehr mit allen zweideutigen Frauenspersonen aufzugeben und ein Weib zu nehmen.

Cnemon hatte ruhig und aufmerksam zugehört. Er befand sich in dem Zustande körperlicher Erschlaffung, in welchem der Mensch die Dinge objectiv aufzufassen geneigt ist und selbst über das, was ihm am nächsten ang t, nicht Lust hat sich zu ereifern. Er hatte sich bequem auf ein Polsterla r gestreckt, stützte den Kopf auf den Arm, hielt den Blick auf die Spitzen sei. r buntgestickten attischen Schuhe gerichtet und roch von Zeit zu Zeit zu sei r Stärkung an einem zierlich gehenkelten Riechfläschchen, das an einem golde n Kettchen von seinem Halse herabhing. Als sein Bruder auf's Heirat n kam, spannten sich plötzlich die Muskeln seines erschlafften Gesichts, sein A e blitzte auf und ein Lächeln zuckte um seine ein wenig sinnlichen und sta n

Lippen. Beifällig nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und nachdem sein Bruder geendet hatte und ihn mit ernsten, gerührten Blicken ansah, sprang er auf, reichte ihm die Hand und sagte: „Du hast Recht, Saläthus, ganz Recht! Ich werde heirathen."

Jetzt verklärte sich seinerseits Saläthus' Gesicht; mit freudiger Ueberraschung blickte er gespannt seinem Bruder in's Auge.

„Ja", fuhr dieser fort, „Du selbst hast mir den Gedanken eingegeben. Ich sehe ein, wie nutzlos, ja schädlich es ist, sich abzuquälen in ewigem Verlangen, denn nur das ist es, was wir im Umgange mit „diesen Geschöpfen", wie Du sie nennst, gewinnen können, weil wir sie nie wirklich besitzen, selbst nicht so lange wir sie im Arme halten. Mag, wie man behauptet, auch nur darin ihr ganzer Reiz liegen, mag der volle unantastbare Besitz diesen Zauber auf immer zerstören, er gewährt uns jedenfalls die Befriedigung, die wir außer ihm vergeblich suchen, und vernichtet im schlimmsten Falle nur eine angenehme Selbsttäuschung. Also wagen wir's! Wenigstens einen Augenblick meines Daseins werde ich sie ohne Wenn und Aber genießen, sie, die mir als der begehrenswertheste Gegenstand auf dieser Erde erschienen ist. Ich heirathe die Lamia — wenn sie mich haben will."

Saläthus hielt diese Worte zuerst für einen Scherz seines stets zum Scherzen aufgelegten Bruders — und lachte, wie man über ein ungezogenes Kind lacht, etwas ärgerlich. Aber Cnemon stimmte wider Erwarten nicht in dieses Lachen ein, sondern wiederholte im ernstesten und bestimmtesten Tone: „Du selbst, Saläthus, hast mir diesen Gedanken eingegeben, und ich bin Dir dankbar dafür. Ich heirathe die Lamia." Damit drapirte er den Zipfel seines umfangreichen Mantels anmuthig über der rechten Schulter und ging mit gehobeneren und energischeren Schritten davon, als er gekommen war.

Saläthus durchmaß wohl hundertmal schweren Ganges den kleinen Raum, in welchem dieses Gespräch stattgefunden hatte, und sein finsterblickendes Auge schien auf den Marmorfliesen des Fußbodens einen Entschluß zu suchen. Plötzlich blieb er mitten im Gemache stehen, streckte den rechten Arm gebieterisch von sich aus und sagte: „Nun wohl, wenn er sie zum Weibe nimmt, so soll er sie auch behalten. Ich will ihn schützen vor seiner eigenen Unbeständigkeit und vor der Verderbtheit dieses Weibes. Ich will sie zusammenschmieden auf Lebenszeit. Vielleicht ist es zu seinem Heile. Besser einer Buhlerin treu, als eine tugendhafte Frau betrogen.

Es war noch nicht eine Woche verflossen, da wurde in der Stadt bekannt, daß Cnemon die schöne Männerfreundin Lamia zu seinem rechtmäßigen Weibe nehme.

Und an demselben Tage, an welchem Cnemon seine junge Gemalin in sein Haus führte, verschaffte Saläthus im Rathe einem Gesetze Giltigkeit, welches als Strafe für den Ehebruch den Tod bestimmte.

II.

Dieses Gesetz mag den heidnischen Crotoniaten nicht so barbarisch vorgekommen sein, wie uns, die wir gewohnt sind nach dem Vorgange des Stifters unserer Religion die kleinen Verstöße gegen die eheliche Treue mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken. Während bei uns das in Rede stehende Verbrechen nur ausnahmsweise und auf besonderes Verlangen vor den Stuhl der weltlichen Gerechtigkeit gezogen wird, die öffentliche Meinung, wenn sie

sich nicht mit einem bedauernden Lächeln und Achselzucken begnügt, nur ganz im Stillen die Nase rümpft, und die Herren von der Poetenzunft, die sich noch am eingehendsten mit der Sache beschäftigen, mit möglichster Schonung und Milde zu Gericht sitzen, war es noch zu Christi Zeiten bei den Juden Gebrauch, laut der Satzung Mosis die Frevlerinnen gegen die Gattentreue zu steinigen, und fast überall im civilisirten Alterthum begegnen wir einer ähnlichen strengen Auffassung von Dem, was Eheleute einander schuldig sind. Die Egypter z. B. schnitten dem schuldigen Weibe einfach die Nase ab und begnügten sich, dem Verführer tausend Stockschläge aufzuzählen, ein Verfahren, das wohl geeignet ist, die Gluth selbst der zärtlichsten und vom Naturstandpunkte aus berechtigtsten Empfindungen einigermaßen zu dämpfen. Die Griechen, wenn sie auch nicht ganz so gröblich verfuhren, verstanden in diesem Punkte doch auch keinen Spaß. Auf dem seiner Gesetzgebung wegen berühmten Creta wurden Ehebrecher mit Wolle bekränzt öffentlich zur Schau ausgestellt und in der reichen griechischen Pflanzstadt Cyrene zwang man die ungetreue Dame, auf einem Esel sitzend, durch die Stadt einen Ritt zu thun, der jedenfalls ihrer Gefallsucht nicht Vorschub zu leisten angethan war.

Des Saläthus Gesetz enthielt auch nur insofern eine wesentliche Verschärfung der bisherigen Bestimmungen, als es vorzugsweise den Mann bedrohte. Nur dieser solle den Tod erleiden, hatte Saläthus im Senate gesagt, denn er trage die Hauptschuld. Vom schwachen Weibe könne man nicht verlangen, daß sie die ungeberdige Natur in Fesseln halte, wenn Diejenigen, welche die Ehe zur gesetzlichen Einrichtung erhoben haben, selbst nicht die Kraft besäßen, ihrem eigenen Gebote Folge zu leisten. Die Frau werde genugsam dadurch bestraft, daß man sie zwinge, zuzusehen, wie der verbrecherische Geliebte von den Flammen verzehrt werde; denn den Feuertod sollte er erleiden.

In Verbindung mit Cnemon's leichtsinniger Heirath erschien den Crotoniaten das strenge Gesetz seines ältern Bruders um so annehmbarer und gewissermaßen als eine Genugthuung der vom jüngern beleidigten guten alten Sitte.

Cnemon selbst schien diese Auffassung zu theilen. Er war weit entfernt, seinem Bruder wegen der indirecten Drohung gegen ihn, die in dessen Vorgehen lag, zu zürnen. Im ersten Taumel des „Genusses ohne Wenn und Aber", wie er sich ausgedrückt hatte, fand er es vielleicht ganz in der Ordnung, mit seinen Gefühlen immer nur auf dies Eine himmlische Wesen angewiesen zu sein und es gereichte ihm möglicherweise zur Beruhigung, daß durch die neue Einrichtung auch die Zuneigung seiner Frau weniger der Gefahr ausgesetzt war, sich anderen anziehenden Gegenständen zuzuwenden.

Deshalb geschah es, nachdem Saläthus sich einige Monate bei seinem Bruder nicht hatte blicken lassen, daß dieser, als sie sich eines Morgens auf dem Markte begegneten, auf den ältern zutrat, ihn wie immer vergnügt anlächelte, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, und ihn bat, er möchte des Abends ein Stündchen zu ihm kommen. „Ist Gesellschaft bei Dir?" antwortete Saläthus. „Du weißt, ich fühle mich nicht behaglich in Deinem Umgangskreise." — „Kein Mensch", lachte Cnemon. „Nur meine Frau", setzte er etwas ernster hinzu, und dann beinahe schüchtern, „sie wird sich sehr freuen, Dich bewirthen zu dürfen." — „Grüße Deine Frau", sagte Saläthus nach einigem Zögern mit freundlicher Stimme. „Ich würde kommen."

Es schien also, als habe auch Saläthus mit dem Ehebruchsgesetz seinem Groll hinlänglichen Ausdruck und Genugthuung gegeben.

Von der Bekanntschaft mit seiner neuen Schwägerin war er höchlich überrascht. So hatte er sich die berüchtigte Buhlerin nicht vorgestellt.

Schön war sie, obwohl von einer außergewöhnlichen, befremdlichen Schönheit,, aber wer hätte in dem stillen, bescheiden auftretenden Wesen die Herzenseroberin von Beruf gesucht? Sie hatte zwar eine Anmuth und Freundlichkeit des Benehmens, die weit entfernt von Schüchternheit war und sie behandelte ihn, den sie zum ersten Mal sah, unbefangen, als wenn er selbst für seinen Bruder um sie geworben hätte, aber das war auch Alles. Freilich schlug sie den Blick nicht zu Boden, wenn man mit ihr sprach, wie wohlerzogene griechische Frauen, aber nichts Herausforderndes lag in ihrem Auge, kein Feuer des Verlangens, kein fragendes Anstarren, sondern ein gläubiges Nachdenken, ein kindliches Vertrauen. Sie sprach selten und konnte stundenlang sitzen und der Unterhaltung zuhören, nur manchmal that sie eine Frage, die bewies, daß sie den in Rede stehenden Gegenstand mit innerster Theilnahme erfaßt habe.

Cnemon hielt darauf, daß sie stets bei den Besuchen seines Bruders zugegen war. Das schien ihr auch Freude zu machen. Sie hatte sich überhaupt der Rolle der ehrbaren crotoniatischen Hausfrau, als einer neuen Aufgabe, mit Eifer bemächtigt und führte sie mit vielem Geschick durch.

Hatte nun Saläthus gleich beim ersten Begegnen von seiner Schwägerin den vortheilhaftesten Eindruck empfangen, so steigerte sich seine Zuneigung zu ihr durch eine Beobachtung, die er zu seiner Freude bald an seinem Bruder machte.

Es konnte ihm nämlich nicht entgehen, daß mit Cnemon seit seiner Verheirathung eine große Veränderung vorgegangen war, daß sein Geist eine ernstere Richtung genommen habe, sich lebhaft mit Dingen beschäftige, die ihm, dem Saläthus, immer am meisten am Herzen gelegen hatten: mit dem Wohle des Staates.

Und so verhielt es sich in der That. Cnemon war seit einiger Zeit ein eifriger Politiker.

Seine Politik gehörte allerdings einer nicht sehr empfehlungswerthen, leider sehr verbreiteten Richtung an, und wäre er gegen seinen Bruder ganz offen mit der Sprache herausgegangen, so wäre dieser weniger entzückt von der Wendung zum Bessern gewesen, die nach seiner Ansicht Cnemon's Charakter genommen hatte.

Aber wie kam der leichtlebige, sinnliche Cnemon überhaupt zur Beschäftigung mit den ernsten, abstracten Staatsgeschäften? Auf die einfachste, naturgemäßeste Weise.

Zunächst nahm sein Interesse für das weibliche Geschlecht, welches bis dahin das Haupttriebrad in seinem Lebensgehwerk gewesen war, bald bis zu
:m verschwindenden Grade ab. Daß seine eigene Frau ihm binnen kurzem
chgiltig werden würde, war vorauszusehen. Sein plötzlicher Entschluß,
Lamia zum Weibe zu nehmen, war seinem Charakter entsprechend durch-
nicht einer tiefern Empfindung entsprungen, sondern ein Ergebniß seiner
's höchste gesteigerten Leidenschaft; er hatte begriffen, oder sie hatte ihn
reifen lassen, daß er nur so in ihren Besitz gelangen könne. Da aber
Leidenschaft seine zweite Natur, seine Lebensluft war, so mußte sie, nach
brung dieses einen nothwendig nach einem andern Gegenstande, der

ihr Nahrung gewähre, suchen; dieser Gegenstand war aber, wie man vielleicht nach dem Bisherigen anzunehmen geneigt ist, nicht wieder ein Weib. Und zwar nicht etwa, weil die Lamia ihrem Gatten gegenüber ein besonders kluges und vorsichtiges Verfahren beobachtet hätte, denn ein solches wäre jetzt, da ihr Zauber gebrochen war, völlig wirkungslos geblieben, sondern weil Cnemon trotz seiner vollen Ersättigung seine Frau nach wie vor für die vorzüglichste Repräsentantin ihres Geschlechtes hielt. Er sagte sich jeden Tag, daß er das schönste, anmuthigste, geistvollste, gebildetste aller Weiber besitze, welches alle diese guten Eigenschaften noch dazu für den einzigen Zweck zur Geltung bringe, des Mannes Herz zu erfreuen und seine Sinne zu entzücken. Was konnte er nun von anderen Frauen mehr erwarten? Der Wechsel erscheint doch nur lockend, wenn sich mit ihm die Aussicht auf Besseres verbindet.

Und Cnemon besaß das Beste, das Beste wenigstens, was er sich vorstellen konnte: die vollendete Buhlerin. Höheres verlangte er nicht, weil er es nicht kannte. Es vollzog sich daher in Kürze an ihm eine Verwandlung, wie sie nicht selten mit Leuten, die gelebt und geliebt haben, vor sich geht; er wurde, was man einen musterhaften Ehemann zu nennen pflegt, behandelte seine Frau mit aller schuldigen Rücksicht und sah keiner andern mit einem Blick in's Auge.

Auch in seiner Geselligkeit war infolge seiner Verheirathung eine sichtbare Lücke eingetreten. Er hatte natürlich sein lustiges Leben mit vergnüglichen Cumpanen nicht aufgegeben. Aber auch hier hatte das weibliche Element, welches bisher den Angelpunkt der Unterhaltung gebildet hatte, seine Bedeutung verloren. Cnemon selbst lag es nach seiner Metamorphose natürlich fern, die bewußten Damen, welche allein zu den landesüblichen Herrengesellschaften Zutritt hatten, zu Gastereien in sein Haus zu laden. Aber auch seine Freunde vermieden es, ihn in solche Berührung zu bringen. Ein gewisser Tact mochte ihnen eingeben, daß da in dem jungen Ehemann leicht Erinnerungen und Betrachtungen erweckt werden könnten, die ihm peinlich sein müßten. Mit was sollte man sich also beschäftigen, von was reden bei den langen Trinkgelagen, die den Mahlzeiten folgten? Ueber etwas mußte doch gestritten, gewitzelt, medisirt werden.

Cnemon ward auch jetzt der Tonangeber in seinem Kreise, und er selbst empfing die Richtung, die seine Interessen nehmen sollten, von Verhältnissen, welche ebenso wie die, die ihn aus seiner bisherigen Ideensphäre herausgelockt hatten, eine Folge seiner Vermälung waren.

Der Mensch mag reden was er will und sich stellen wie er will, zu handeln vermag er immer nur gemäß dem, was er in seinem tiefsten Innern ist, und wieder seinem Handeln gemäß gestaltet sich sein äußeres Leben, so daß — wie Jean Paul unvergleichlich schön sagt — „Leben und Schicksal immer nur ein äußeres Herz ist, ein wiederscheinender Geist."

Cnemon konnte sich auf die Länge nicht verhehlen, daß er durch sei- Heirath den meisten und gerade den angeseheneren seiner Standesgenoss gegenüber in eine schiefe Lage gekommen war. So lange Cnemon auf d alltäglichen Pfade des Leichtsinns wandelte, hatte man, wie erwähnt, seine Treiben mit Nachsicht und sogar mit einem gewissen Behagen zugeschau Man läßt diese Gattung gern gewähren, wenn sie die Grenzen nicht übe schreitet. Sie bildet dann eine günstige Folie für die Tugend und man h von ihr keine Concurrenz zu befürchten. Aber die erste Handlung, wel

zeigt, daß es Einem mit dem Leichtsinn Ernst wird, die erste thatsächliche Demonstration gegen die hergebrachte Sitte, welche die Basis der herrschenden Classe bildet, giebt im Lager derselben das Alarmzeichen und ruft sie zur Gegenwehr unter die Waffen.

Eine Mißheirath, wie die Cnemon's, war zwar nichts Neues und Unerhörtes für Griechen. Hatte doch vor kurzem zu Athen, welches in so mancher Beziehung noch immer als die Musterstadt galt, der berühmte leitende Staatsmann, der Beschützer und Förderer von Kunst und Wissenschaft, der genialste Mensch seiner Zeit, eine ähnliche Verbindung geschlossen. Pericles und Aspasia, deren Namen noch heute vereint am Himmel der Geschichte leuchten, waren kaum vom Sinnenschauplatz der Lästerchronik abgetreten. Noch lebten einzelne Crotoniaten, die sich gerade zu Athen aufgehalten hatten, als die Feinde und Neider des großen Mannes versuchten, ihm an's innerste Leben zu greifen, indem sie seine Geliebte auf den Tod verklagten — welche die herzerschütternde Rede mit angehört hatten, die er zu ihrer Vertheidigung gehalten, die Thränen gesehen hatten, die er vergossen, um das Mitleid ihrer Richter zu erwecken. Noch erzählte man sich als ein für Griechen, die in ihrem Benehmen zum strengsten Anstand und zur Unterdrückung jeder Gefühlsäußerung erzogen wurden, unerhörtes Beispiel leidenschaftlicher Zuneigung, daß Pericles seine Gattin, unbekümmert wer dessen Zeuge war, jedesmal geküßt habe, ehe er in die Rathsversammlung ging, und ebenso wieder, wenn er nach Hause zurückkam. Aber Cnemon war kein Pericles, die Lamia keine Aspasia und in Croton speciell war so etwas doch noch nicht dagewesen.

Das Kopfschütteln der Männer bei Cnemon's außergewöhnlichem Schritte mochte wohl auch verstärkt werden durch die heimlichen Einflüsterungen der Frauen.

Man kann getrost annehmen, daß das „Unter dem Pantoffel stehen" der Männer schon eine unleugbare Thatsache gewesen ist noch ehe die bequeme Fußbekleidung, von welcher sie später den Namen erhielt, überhaupt existirte, und daß, indem die Ehe selbst die entschiedenste Concession ist, die das stärkere Geschlecht dem schwächern machen kann, der erste Ehemann schon in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu seiner Frau gestanden habe. Wenn nun, wie aus der sicher beglaubigten Geschichte vom berüchtigten Apfelbiß erhellt, schon Adam im Paradiese der erste Pantoffelheld gewesen ist, so werden wohl auch die guten Crotoniaten ihren Tribut an das ewig Weibliche entrichtet haben, allerdings nur innerhalb ihrer vier Pfähle, da bei ihnen, wie bei den anderen Griechen, die Frauen und Töchter anständiger Bürger vom geselligen Leben so ziemlich ausgeschlossen waren. Damit hing auch zusammen, daß die Freundschaft der Weiber im geselligen Leben kaum Einem schaden konnte; dagegen vermochte sie wohl ihrem Gegenstande heimlich Widersacher zu erwecken, die ihm im öffentlichen Verkehr offen oder verdeckt entgegentraten. Und das letzte wenigstens mußte Cnemon erfahren haben oder doch annehmen.

So wurde er durch die von ihm selbst herbeigeführten Verhältnisse zur Beschäftigung mit der Politik und zwar in eine dem Althergebrachten und dessen Vertretern entschieden feindliche Richtung gedrängt. Er bemächtigte sich derselben mit um so größerm Eifer, als einestheils alle seine natürlichen Neigungen damit übereinstimmten, anderntheils ihn, wie jeden Neuling, das Neue, das Verneinende gerade am meisten lockte. Es liegt ja in der

Art des Menschen, oft gerade des Begabtern, daß er eine zeitlang wenigstens, des Glaubens lebt, die Welt fange mit ihm an. Alles vermeint er besser zu wissen, Alles getraut er sich besser machen zu können. Statt über Das, was er nicht zu begreifen vermag, emsig nachzudenken, um sich der Nothwendigkeit des Gewordenen bewußt zu werden, ist es ihm bequem und schmeichelt obendrein seiner Eitelkeit, dasselbe beiseite zu schieben — im Kopfe natürlich — und eine Möglichkeit eigener Erfindung an die leere Stelle zu setzen. Er weiß nicht, daß der wirkliche Reformator — der Wiederhersteller, nicht der Neuerer — immer nur gegen die Willkür ankämpft, nie gegen das Gesetz, weil der Unerfahrene und Denkfaule Willkür und Gesetz eben nicht zu unterscheiden vermag, besonders wenn die Willkür ihm in der Form des Gesetzes entgegentritt und das Gesetz nicht durch äußere Autorität beglaubigt erscheint.

Deshalb befand sich Cnemon nicht nur selbst in dem leichten Elemente der Verneinungen, Möglichkeiten und Wünsche sofort wie zu Hause, er durfte auch hoffen, sich in demselben mit seinen Freunden am ehesten zu verständigen.

Wir haben gesehen, daß Cnemon von einer Anzahl Gesinnungsgenossen umgeben war, die in ihm ihr Ideal erblickten. Diese jungen Leute gehörten nun wohl ohne Ausnahme den herrschenden Geschlechtern an, standen aber zum größern Theil, besonders die Aelteren und Tonangebenden unter ihnen, mit den Uebrigen ihres Standes auf gespanntem Fuße. Es waren solche Schein- oder Namensaristokraten, die zwar durch Geburt aller Vorrechte ihrer Standesgenossen theilhaft sind, denen auch, vermöge ihrer Erziehung, eine äußerliche Aehnlichkeit mit Jenen anhaftet, die in Wahrheit aber keinen von den Vorzügen besitzen, durch welche jene ursprünglich zu ihrer Stellung gelangt sind und befähigt werden, dieselbe auf die Länge zu behaupten. Diese unterste Ablagerungsschicht oder Grundsuppe des herrschenden Adels, die ganz unfähig ist selbst etwas aus sich oder der Welt zu machen, sollte infolge dessen wohl mehr auf Erhaltung des Hergebrachten bedacht sein, als die wirkliche Aristokratie selbst; ist dies auch wohl in den meisten Fällen. Zieht man andererseits aber in Erwägung, daß diese Leute selten sogar den geringen Anforderungen, die an sie gestellt werden, genügen und sich durch thörichtes Benehmen, durch lächerliche Ueberhebung, durch Contrahirung unbezahlbarer Schulden und sonst wie unmöglich machen; daß ferner die Nichtsnutzigkeit immer einen geheimen Haß nährt gegen wahres Verdienst, durch welches sie sich gedemüthigt fühlt, so wird man begreifen, daß die Versuchung an dem Bestehenden zu nagen und zu rütteln, ihnen nicht fern liegt, daß es Cnemon leicht wurde, in solchen Gesellen für seine politischen Aufklärungen Begeisterung zu erwecken, Pläne mit ihnen zu schmieden, wie man nach seinem Ausdruck der ganzen alten Mißwirthschaft den Garaus machen und den Staat neu gestalten wolle. Was eigentlich geschehen solle, wußte vor der Hand noch Keiner, selbst nicht der zukünftige Reformator, nur soviel war Jedem klar, daß seine eigene Lage eine durchaus bessere werden müsse. Aber abschaffen wollte man alles Mögliche, zerbrochen werden sollte jede drückende Fessel, welche den Einzelnen an der freien Bewegung — so nannte sie die Ausübung jeder Willkür, die Befriedigung jeder Lust — hindert und was dergleichen Tiraden mehr waren, die Cnemon sich übrigens wohl hütete seinem Bruder zum Besten zu geben.

Im Gegentheil! Saläthus durfte, vor der Hand wenigstens, von d

ehrgeizigen und gewagten Plänen seines Bruders noch nichts ahnen. Nur das mußte und durfte er merken, daß sich Cnemon auf's Angelegentlichste mit Staatsangelegenheiten beschäftige. Und wir dürfen nicht glauben, daß sich Cnemon, um das zu zeigen, seinem Bruder gegenüber zu verstellen brauchte. Seine neue Beschäftigung war ihm wirklich zur Leidenschaft geworden, da sie aus der Leidenschaft entsprungen war. Während Der, welchem die Sache am Herzen liegt, in jedem Augenblick durch sein Schaffen Befriedigung findet, weil dasselbe ein thatsächliches Fortschreiten und Vollenden ist, quält den Leidenschaftlichen, dem seine Bemühungen nur Mittel zu selbstischen Zwecken sind, sich vergeblich ab, das Danaidenfaß des Egoismus vollzuschöpfen. Deshalb schlägt sich auch der Leidenschaftliche fortwährend mit Theorien herum, denn da ihm seine Arbeit nicht zur Freude gereichen kann, sinnt er unabläßig darüber nach, wie er am leichtesten und schnellsten dieses Hinderniß überwinde.

Mit solchen Theorien rückte nun Cnemon seinem Bruder zu Leibe, indem er die demselben feindlichen Ziele seines Trachtens noch sorgfältig verbarg. Wenn auch hierbei schon Manches zu Tage trat, was Saläthus nicht billigen konnte, so übte dieser doch Nachsicht, erfreut wie er war, daß sein Bruder endlich den wichtigen Dingen, denen er selbst sein Leben geweiht hatte, eine ernste Theilnahme zuwende. Und diesen entschiedenen Fortschritt in seines Bruders Entwickelung glaubte Saläthus mit voller Berechtigung dem Einfluß von Cnemon's Gattin zuschreiben zu müssen.

Was Wunder, daß Saläthus nach und nach anfing, diese Frau zu bewundern, daß er ihr dankbar war, sie gegen seinen Bruder lobte, ihn zu seiner Wahl Glück wünschte, und in seinem Benehmen gegen sie voller Hochachtung und Theilnahme war.

Cnemon, der in seiner Art auch ein Menschenkenner war, bemerkte auch sehr wohl, daß sein Bruder in der Gegenwart Lamia's besonders lebendig und gesprächig war, während er sonst in sich gekehrt und schweigsam zu sein pflegte. Es mußte wohl ein Funke aus den schönen Augen, die unter tief gesenkten schweren Wimpern unverwandt auf Saläthus gerichtet waren, in seine Seele gefallen sein, und Cnemon wußte, daß solche Funken, wenn man sie nicht erdrückt, langsam weiterglimmen und endlich in hellen Flammen auflodern, ganz von selbst.

Und auf diesen Erfahrungssatz baute Cnemon einen Plan, der ihn in seinen politischen Bestrebungen zum vollsten Triumphe führen sollte.

III.

Nachdem wir nun soweit gediehen sind ungefähr zu wissen, oder wenigstens vermuthen zu können, wie es im Innern der beiden Brüder bestellt ist, wird möglicherweise mancher erfahrene Herr oder auch manche erfahrene Dame — denn auch solche giebt's in unserer gemäßigten Zone und in unserm sittsamen J hundert — den Einwand erheben, daß wir aus dem bisher Mitgetheilt urchaus noch keinen Schluß auf die weitere Entwickelung der angebahnt Berhältnisse ziehen könnten, indem es bei solchen Angelegenheiten höchst n atlich auf die betheiligte Frau ankomme, und sobald man nur erst wisse . och davon wollten wir gerade reden.

Beim ersten Hinsehen erscheint es allerdings als keine leichte Aufgabe — u eshalb vielleicht nehmen wir sie so spät als möglich in Angriff — zu e . welche Gedanken hinter der schmalen, geraden und elfenbeinglatten

Stirn der Egypterin ihr Spiel treiben. Selbst der tiefe Blick ihrer Augen, über welche sich unbeweglich, als wären sie eingemeißelt, die regelmäßigen Bogen ihrer schmalen, blauschwarzen Brauen wölbten, verrieth nichts; ihr Ausdruck war unverändert der des aufmerksamen Nachsinnens. Das seltene, langsame Auf- und Niederschlagen der langen dichten Wimpern war fast das einzige Lebendige in diesem marmorschönen, dunklen Gesicht; kein Lächeln bewegte die reinen Wellenlinien ihres ein wenig geöffneten Mundes, so daß nur die äußersten Spitzen ihrer weißen Zähne wie ein blendender Strich zwischen den blutgefüllten Lippen hervorblitzten. Auch der übrige Körper verharrte in fast regungsloser Ruhe. Selten lösten sich die broncefarbenen, herrlich geformten Arme von dem schlanken Leibe zu einer gemessenen leichten Bewegung. Sie war wie eine Statue ihrer Heimat, so gebannt in räthselhaftes Schweigen; ihrer Heimat, welche die Behausungen der Lebenden „Herbergen" nennt und die Gräber der Todten „ewige Wohnungen"; ihrer Heimat, die ganz in Sonnenlicht getaucht ist und in der man die Sinnenliebe zum religiösen Cultus erhoben hatte.

Aber wir wollen uns von der scheinbaren Schwierigkeit, diese Seele zu ergründen, nicht abschrecken lassen; die Fragen, um die sich's handelt, sind in Wahrheit ebenso leicht beantwortet als aufgeworfen.

Liebte sie ihren Gatten? Einen Tag, eine Stunde nur? Wohl möglich Einer Laune liegt immer ein Bedürfniß zu Grunde, wenn auch nur ein vorübergehendes. Aber jedenfalls wußte sie, warum er sie zum Weibe genommen.

Und sie fühlte ganz sicher, daß sie ihm jetzt von Tag zu Tag gleichgiltiger wurde. Wenn einer ihrer Blicke sich zufällig auf ihn richtete, wie er so auf seinen Bruder leidenschaftlich einsprach, so stieg eine dunkle Gluth in ihr Auge, wie der Spiegel eines See's sich verdüstert, wenn eine Wolke plötzlich die Sonne verhüllt. Cnemon war ihr vielleicht nur noch die Wolke die vor der Sonne Saläthus' stand.

Saläthus war von einer fast jungfräulichen Schönheit; ernst, ohne finster zu sein, blühend in Kraft und Gesundheit, edel in jeder Bewegung, voll Feuer und Geist.

Man erzählte von ihm, daß er nie ein anderes Weib berührt habe als das seinige.

Und Saläthus war ihr Feind gewesen. Er hatte nicht gewollt, daß sein Bruder sie heirathe; als derselbe sie doch zum Weibe nahm, hatte er den Ehebruch mit Todesstrafe bedroht, das hieß: er hielt seinen Bruder für fähig, neben ihr noch nach anderen Frauen auszuschauen und er traute ihr nicht die Macht zu, einen Liebhaber über die Furcht vor dem Tode hinweg in ihre Arme zu reißen. Er hatte so Beleidigung auf Beleidigung gehäuft. Das mußte gerächt werden.

Erinnert man sich nun, daß die Lamia vor Allem ehrgeizig war, daß sie als Frau den Tod nicht zu fürchten brauchte, wenn sie die Schranke der Ehe durchbrach — er hatte es ja selbst seinem Bruder gegenüber als recht erhalten, als dieser ihn einmal wegen seines drakonischen Gesetzes zur Rede stellte: nur der Mann solle mit dem Leben büßen, vom schwachen Weibe könne man nicht verlangen, daß sie die ungeberdige Natur in Fesseln halte und die Art, wie er über diesen Gegenstand sprach, hatte ihr gezeigt, daß auch er die „ungeberdige Natur" nicht nur vom Hörensagen kenne, kurz, man wird kaum daran zweifeln dürfen, daß es ihr als eine lohnende Aufgabe

schien, den hohen und starken Geist zu bewältigen, der diese Natur in Banden hielt.

Bei der Lösung dieser immerhin schwierigen Aufgabe — der tugendhafte Saläthus hatte trotz des nachhaltigen vortheilhaften Eindrucks, den er von seines Bruders Gattin empfing, denn doch alle erdenkliche Ursache, möglichst zurückhaltend gegen dieselbe zu sein — kam der Lamia ein Verbündeter zu Hülfe, auf den sie gewiß nicht gerechnet hatte.

„Warum schmückst Du Dich nicht?" sagte Cnemon eines Tages zu ihr in Gegenwart seines Bruders. „Warum entstellst Du Dich wie eine Spartanerin durch diese farblose, geradlinige Kleidung und lässest Deine Prachtgewänder in den Truhen vermodern? Bedarf doch selbst Aphrodite des Gürtels der Anmuth, um ihren Reizen die unwiderstehliche Gewalt zu verleihen!" — Die Lamia antwortete nicht; ihr nachdenklicher Blick richtete sich fragend auf Saläthus. Dieser sagte: „Ich bitte mit meinem Bruder. Die Schönheit bedarf nicht des Schmuckes, um heller zu strahlen, aber der Schmuck erfreut an der Schönheit."

Zum ersten Mal bemerkte Saläthus in der Lamia Augen so etwas wie das Aufleuchten eines Lächelns.

Vom nächsten Tage an war sie jedesmal neu geschmückt, wenn Saläthus sich einstellte und jedesmal erschien ihm ihre wunderbare Schönheit in einem neuen, überraschenden Licht.

Hatte Saläthus vorher den bewältigenden Eindruck ihrer Erscheinung im Ganzen empfunden, so drang jetzt, durch den oder jenen Schmuck gehoben, jeder ihrer Reize siegreich auf ihn ein und eine Kette nach der andern wand sich um seine berückten Sinne. Trug sie sich nach der Sitte ihrer Heimat, so traten aus dem leblosen Rahmen des bunten Tuches, welches den Kopf verhüllte, der Glanz ihrer Augen und die zarten und bestimmten Linien ihres Gesichtes doppelt wirksam hervor; die sammetartige Hautfarbe ihrer reizend geformten Büste schimmerte verlockend durch den breiten, netzartigen Halskragen aus blendend weißem Perlengeflecht.

In griechischer Tracht zeichnete das lange, in zarten Fältchen sich anschmiegende Gewand vom weichsten tarentinischen Wollenstoff jede Biegung ihres harmonischen Wuchses; die kunstvoll gearbeitete hochsohlige Sandale, die fast bis zum halben Unterschenkel hinauf mit edelsteinverziertem Riemenzeug festgeschnürt war, zog den Blick auf einen Fuß und ein Bein, die noch viel kunstvoller und zierlicher modellirt waren. Kurz, Saläthus wußte nie, in welcher Gestalt sie und was an ihr ihn am meisten entzückte; aber das wußte er, daß alle diese zauberhaften Verwandlungen nur bewerkstelligt wurden, um ihm zu gefallen.

Cnemon fing nun auch an, seine Frau mehr in's Gespräch zu ziehen. Aber immer war es nur nach einem gleichsam um Erlaubniß bittenden Blick auf Saläthus, daß sie es wagte, laut zu werden. Und dann schien es, als habe Alles, was sie sagte, nur den Zweck zu bestätigen, wie Recht Saläthus in jeder seiner Behauptungen habe und wie er nur ihres eigenen Herzens innerster Ueberzeugung den klarsten Ausdruck verleihe. Dabei kamen ihre reiche Erfahrung und vielseitige Kenntniß ihr zu Statten. Saläthus mochte gesagt haben, was er wollte, so fand sich in irgend einem Winkel der Erde, oder im Ausspruch irgend eines Weisen ein Beleg für die Wahrheit seiner Worte. Und wie wußte sie zu schildern, wie wußte sie von Allem nur das Wesentliche, Bedeutungsvolle hervorzuheben. Indem sie jeden per-

sönlichen Antheil, den sie etwa an dem Erlebten gehabt hatte, in den Hintergrund schob, erfaßte sie Alles nach seinem eigenen Werth, nahm den Dingen die Schwere der Wirklichkeit und erhob sie in das verklärende Licht künstlerischer Anschauung. Wenn sie in ihrer naiven, ruhig heitern Weise von den seltsamsten Sitten und Gebräuchen erzählte, so theilte sich unvermerkt dem Hörer die Anschauung mit, daß die Art des menschlichen Zusammenlebens und Wirkens nur auf Uebereinkunft beruhe und daß Alles gut sei, was den Umständen entspreche. So entstand für Saläthus eine neue Welt, indem er seiner Ueberzeugung nach durch des schönen Weibes Vermittlung einen erhöhten Standpunkt gewann. Vieles, was ihm bis dahin groß und wichtig erschienen war, kam ihm jetzt klein und unbedeutend vor. Und doch war es nur wieder seine eigene Welt, war er es selbst, den er in diesem reinen Spiegel mit freudigem Erstaunen wieder erkannte. Er hatte dieses melodische Echo wachgerufen; er hatte dieser schönen Statue eine Seele eingehaucht; seine Worte ließen sie sympathisch erklingen.

Da ging ihm zum ersten Mal die Bedeutung des Namens auf, mit dem seine Muttersprache diese Frauen benannte. Ein Weib, das den Mann versteht, das mußte ihm Freundin, Gefährtin werden. Schlimm für den Staat, in welchem das nur außerhalb der gesetzlichen Form möglich war. Seine Gattin war nie seine Freundin gewesen. Im engen, häuslichen Kreise aufgewachsen, wie alle freigeborenen Griechinnen der besseren Stände, hatte sie nur Sinn für das Haus, für das Nächstliegende, Beschränkte. Sie sorgte für sein leibliches Wohlbefinden, spielte mit seinen Kindern, sie selbst ein Kind. Seinem Geiste war sie nichts. Den begriff nur das Weib, das selbst in der weiten Sphäre der Welt aufgewachsen war, das seinen Geist am männlichen Geiste gebildet hatte, das Empfangene beseelend durch weibliche Anmuth. Er sehnte sich danach, dieses Weib, in welchem er ganz aufgehen konnte, zu besitzen. Er glaubte, sie sein nennen zu müssen, da sie ja nur in ihm lebte, nur durch ihn etwas war. Und gerade weil es die Lamia war, die schon mit so vielen Männern im vertrauten Umgang gelebt hatte und wohl im Stande war, seinesgleichen richtig zu beurtheilen, gerade deshalb wähnte er sich in seinem vollen Umfang gewürdigt. Sonderbar, ein unerfahrenes, unschuldiges Weib wäre einem Saläthus nicht gefährlich gewesen; er hätte geglaubt, sie betrüge sich selbst mit ihm, sie stelle sich mehr von ihm vor, als er in Wirklichkeit sei. Daran, daß er betrogen werden könne, dachte er nicht.

Man sieht, die Kunst der Lamia war im Grunde eine sehr einfache und bestand in nichts Anderm, als in der geschickten Anwendung des Mittels, dessen jedes eroberungssüchtige Weib sich bedient: den Männern in ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Nur daß dieses Verfahren sich nach der Art der verschiedenen Eitelkeiten richten muß und bei Männern, die sich auf hervorragende geistige Eigenschaften etwas zugute thun, auch einen gewissen Aufwand von Geist erfordert.

Einen zweiten untergeordnetern, aber nicht minder wirksamen Kunstgriff, dessen sich übrigens die Lamia absichtlich noch nie bedient hatte: die Erweckung von Mitleiden durch Zuschautragen einer wirklichen oder erheuchelten unglücklichen Lage, brauchte sie auch in dem vorliegenden Fall nicht zu verwerthen, indem durch das wohlberechnete Verfahren ihres geheimen Verbündeten die entsprechende Wirkung, noch verstärkt dadurch, daß der Schein jeder Absichtlichkeit wegfiel, zu ihren Gunsten hervorgebracht wurde. S

mon's Benehmen gegen seine Frau ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er dieses Wesen nie in seinem wahren Werth erkannt habe, daß sie für ihn nie etwas Anderes gewesen, als was sie in den Augen der Welt war, ja, daß er anfing, sich dieser Verbindung zu schämen. Je vertrauter Saläthus mit der schönen Frau wurde, die zu allen Sympathien noch seine Bewunderung erregte durch die stille Ergebenheit, mit der sie ihre peinvolle Lage ertrug, desto mehr vernachlässigte sie ihr Gatte. Er hatte jetzt mehr als je mit seinen Freunden zu verkehren und ging häufig von Hause fort, selbst wenn seine Gattin ihn aufmerksam machte, daß Saläthus zu erwarten sei. Mitunter brachte er sogar ganze Nächte auswärts zu. Solche Zusammenkünfte, die politischen Unterredungen gewidmet waren, wie er seinem Bruder mitgetheilt hatte, liefen selbstverständlich auf die üblichen Trinkgelage hinaus.

Eines Abends hatte Cnemon sich in dem seit langem angenommenen Ton spöttischer Förmlichkeit von seiner Frau verabschiedet und beim Fortgehen den Sclaven mit lauter Stimme Befehl gegeben, ihn erst gegen Anbruch des nächsten Tages abzuholen.

Kurz vor Mitternacht kehrte er jedoch schon zurück, ohne auf die Fackelträger, die ihn nach Hause geleiten sollten, gewartet zu haben. Den ihm öffnenden Thürhüter seines Hauses, nachdem derselbe ihm in sein Ankleidezimmer geleuchtet hatte, gab er einen Wink, er möge Niemanden wecken und sich selbst wieder zur Ruhe begeben.

Kaum hatte der Sclave sich zurückgezogen, so entledigte sich Cnemon seiner Straßenbeschuhung und schlüpfte in ein Paar Halbstiefel von weichem Filz.

Dann löste er von dem dreiarmigen Candelaber, der die Mitte des Gemaches einnahm, eine Lampe und ging mit unhörbaren Schritten nach dem hintern Theil des Hauses, in welchem sich die Wohnungen der Frauen befanden.

Sein Auge hatte einen eigenthümlichen Glanz und sein Gang war schwankend, trotz der Vorsicht, mit welcher er auftrat. Auch hielt seine Hand die Lampe so unsicher, daß eine Spur kleiner Oeltropfen auf dem gewürfelten Steinfußboden seinen Weg bezeichnete.

In einem der Säulengänge, welche den die Mitte bildenden viereckigen und unbedeckten Hofraum von den Frauengemächern trennte, öffnete er behutsam diejenige der kleinen Thüren, die in das Ankleidezimmer seiner Frau führte. Man sieht, es war damals, wenigstens in der Behausung der Frauen, noch nicht Sitte, Schlösser und Riegel anzubringen. War es nun Mangel an Vertrauen oder an Vorsicht, der Mann hatte jederzeit Zutritt zu seiner Frau, ohne vorher anklopfen zu dürfen.

Vor einer andern in dem eben erwähnten Raume dem Eingange gegenüberliegenden Thür faßte Cnemon einen Augenblick Posto und ho[illegible]

[illegible]as bezweckte dieser heimliche Gang, dieser hinterlistige, nächtliche Ue[illegible]fall? Warum verbreitete sich jetzt ein übles Lächeln schadenfrohen Tri- un[illegible]es über Cnemon's weingedunsenes Antlitz? War es denn etwas so A[illegible]nehmes, was da drin seiner harrte? Oder war es nicht vielmehr Das, w[illegible] wir Alle erwarten, die Schmach, vielleicht der Untergang seines Bruders, de[illegible] herbeiführen wollte?

[illegible]f Saläthus war es allerdings abgesehen.

Cnemon haßte ſeinen Bruder nicht, aber es war die Zeit gekommen, wo ihm die Superiorität deſſelben, die ihn immer gedrückt hatte, unerträglich geworden war. Von Jugend auf war ihm dieſer Saläthus als Muſter vorgehalten worden, hatte man ſeinen Ehrgeiz zu ſtacheln geſucht, ebendieſelbe Anerkennung zu erringen. War es nun ein unklares Bewußtſein darüber daß ſeine Natur nicht darauf eingerichtet war, es ſeinem Bruder in Dem gleichzuthun, wodurch dieſer ſich auszeichnete; war es Sucht nach Originalität, die falſche Scham, nicht für einen bloßen Nachahmer gelten zu wollen, immer war er beſtrebt geweſen, etwas Anderes, oder gerade das Gegentheil von Dem zu thun, was ſein Bruder that. Daher auch ſeine bisherige Abneigung gegen Politik und überdem die Sucht, Alles, was ſein Bruder auf dieſem Gebiet leiſtete, durch Spott- und Scherzreden zu verkleinern.

Aber jetzt, nachdem er gezwungen worden war, auf dem Feld der Thätigkeit ſeines Bruders ſelbſt zu arbeiten, jetzt galt es zu zeigen, daß er ihm auch hier ebenbürtig war. Da Cnemon auch in dieſer Sphäre wieder, theils durch die Verhältniſſe gedrängt, theils ſeinem Charakter und Denken gemäß, die entgegengeſetzte Partei ergriffen hatte, mußte bewieſen werden, daß er das beſſere Theil erwählt habe. Und offenkundiger, ſchlagender konnte Cnemon dieſen Beweis nicht liefern, als indem er ſeinen Bruder ſelbſt des Irrthums überführte, ihn einzugeſtehen zwang, daß er bis dahin, mißleitet durch unwahre Grundſätze, fehlgegangen ſei; ja, ihn nöthigte, den falſchen Weg zu verlaſſen und dem einzig zum Ziel führenden Laufe ſeines jüngern Bruders zu folgen.

Dieſe kühne Hoffnung nahm darin ihren Urſprung, daß Cnemon doch im Grunde ſeines Herzens eine nie eingeſtandene Liebe und Verehrung für dieſen Saläthus empfand, der doch immer ſein Bruder war und deſſen Ruhm ihn doch wieder mit Stolz erfüllte, wenn er ihn auch zugleich beſchämte. Und dann würde das Gelingen dieſes Planes gleichzeitig ſeine politiſchen Beſtrebungen mit Erfolg krönen. Nur wenn Saläthus ſich den Unternehmungen ſeines Bruders anſchloß, war Ausſicht vorhanden, die beabſichtigte Umwälzung auf friedlichem Wege zu vollbringen. Man würde nicht gezwungen ſein, die Maſſen aufzuwühlen und um den Preis des halben Gewinnſtes ihre gefährliche Unterſtützung zu erkaufen. Den Adel ſelbſt würde man durch Entziehung ſeines mächtigſten Leiters ſchwächen und die Führerſchaft übernehmen.

Wie aber durfte Cnemon hoffen, den eiſernen Willen ſeines Bruders, den er doch kennen mußte, aus ſeiner Bahn zu lenken? Nun, wir wiſſen, worauf er ſeinen Plan baute. Noch vor einer Stunde im Kreiſe ſeiner Zechgeſellen, das Haar mit Roſen bekränzt und die weingefüllte Schale hoch erhebend, hatte er die Schlußverſe ſeines Lieblingsliedes mit triumphirender Gewißheit erſchallen laſſen:

„Denn Feuer ſelbſt und Eiſen
Beſiegt die ſchöne Frau."

Er kannte dieſe Macht und traute ihr viel zu — vielleicht zu viel. —

Mit raſchem und leichtem Druck öffnete Cnemon die Thür, vor welcher er horchend geſtanden hatte.

Er fand, was er ſuchte.

Cnemon war ein ſeltſamer Ehemann. Als er mit erhobener Lampe ein Schauſpiel beleuchtet hatte, welches jeden Andern in ſeiner Lage vermuthlich außer Faſſung gebracht haben würde, brach er in ein gedämpftes

Lachen aus und schlug die Thür wieder zu. Aber er ging nicht fort, sondern ließ sich im Vorzimmer auf einem Sessel nieder, nachdem er seine Leuchte auf eine niedrige Truhe gestellt hatte.

Er wollte seinen Sieg sogleich benutzen.

Es dauerte nicht lange, so lange etwa, als ein Grieche Zeit bedurfte, seinen Mantel umzunehmen und seine Sandalen festzubinden, so öffnete sich wieder von innen die Thür des Schlafzimmers und Saläthus trat heraus.

Als er seines Bruders gewahr wurde, blieb er stehen.

„Du hast mein Leben in Deiner Hand, Cnemon", sagte er mit dumpfer Stimme. „Räche Dich!"

Cnemon richtete seine glitzernden, gerötheten Augen auf das bleiche Gesicht seines Bruders und stieß zunächst wieder ein kurzes, unnatürlich klingendes Gelächter aus.

„Glaubst Du, mit Deinem Tode sei mir gedient, Saläthus?" sagte er endlich.

„Nur Dein Leben will ich, das heißt, Dich selbst. Deine Schwäche ist mir längst offenbar geworden; ich hätte deren Folgen verhüten können. Aber ich wollte nicht. Ich wollte Dir beweisen, wie wenig Deine Tugend werth ist, auf die Du Alles baust. Der Staat bedarf anderer Tugenden, die standhafter und dem Manne geziemender sind, als die eines wohlerzogenen Mädchens.

Sei mein, Saläthus! Sage Dich los von allem Morschgewordenen und lege Hand an mit mir am Neuen. Du kannst mit dieser Maske Niemand mehr täuschen, nachdem Du Dein wahres Gesicht dahinter gezeigt hast. Wirf sie ab aus ehrlicher Ueberzeugung — nicht aus Furcht vor mir. Ich werde Dich nicht verrathen, nicht meinen Bruder zu Grunde richten um einer Buhlerin willen, deren Besitz ich durch eine alberne Formel erkauft habe, um einen billigern Preis als Manche, die vorher ihrer Gunst theilhaftig waren. Und wer sollte Dich sonst verrathen?"

„Ich!" sagte eine Stimme, die so fest und hell erklang, wie der Schlag eines Hammers auf einen ehernen Schild.

Die beiden Männer sahen sich um. Auf der Schwelle ihrer Thür, die Saläthus nicht geschlossen hatte, stand die Lamia. Ihr schwarzes Haar fiel aufgelöst auf den purpurnen Mantel, den sie um ihre Schultern geworfen; ihr Gesicht war so unbeweglich wie das Metall, dessen Farbe es trug; nur ihre Augen sprühten ein Feuer des Zornes.

„Ich!" wiederholte sie. „Wenn ich eine Buhlerin bin, so bin ich doch keine alltägliche. Die Welt soll es wissen. Deine Schmach soll sie erfahren, Cnemon. Das sei meine Rache an Dir, den ich hasse und verachte! Und erfahren soll sie, daß ich den Saläthus mein genannt, daß sei meine Ehre, eine höhere als die, welche die Sclaven des Vorurtheils mir versagen!"

Und sie schritt an den Brüdern vorbei zum Hause hinaus.

IV.

Auf dem weiten Marktplatz zu Croton herrschte schon vom frühesten Morgen an ein reges Treiben. Die gesammte Bevölkerung schien auf den Beinen zu sein, sogar vom Lande und von der Küste waren die Leute herbeigeströmt, denn neben dem durch seinen schlendernden Gang, sein blasirtes Ein- und Hergaffen und Grüßen, durch seine modische gesuchte Kleidung sich kennzeichnenden Müßiggänger und Pflastertreter von Profession, neben

dem städtischen Handwerker, dessen Aeußeres in Haltung und Geberde, sowie in Schnitt und Sauberkeit des kurzen weißen, oder dunkelfarbigen Hemdes und der wohlverschnürten Beschuhung das Streben nach Zierlichkeit und Anstand verrieth, neben den vorzugsweise durch das glattgeschorene Haupthaar kenntlichen Sclaven, die mit vertraulicher Geschwätzigkeit zu einander traten, stieß man auf den plump einherschreitenden Feldbebauer, der seinen Stand in der unbeholfenen Sprechweise und dem stumpfen, fast mürrischen Gesichtsausdruck und deutlicher noch in den seine Unterschenkel beschirmenden ledernen Schienen zur Schau trug, und auf den beweglicheren Fischer, dessen brauner Körper nur durch ein die halbe Brust noch freilassendes Hemd zur Noth bedeckt war.

Herbeigezogen war diese ganze bunte Menge offenbar durch ein zu erwartendes höchst sehenswerthes Schauspiel, denn der allgemeine Drang in dem Menschengewühl ging dahin, daß Jeder sich einen möglichst günstigen Standort zum Ausschauen zu verschaffen suchte.

Dicht bedeckt mit Neugierigen waren die Stufen, welche nach den Säulengängen der den Platz umgebenden Markthallen führten. Jüngere und Behendere suchten ein vortheilhaftes Unterkommen auf den Platanen zu gewinnen, welche mit den Hallen parallel laufend rings um den Platz schattige Straßen bildeten; und selbst die Altäre und die Sockel der Götterbilder wurden von Denen erklettert, die sich einer unbehinderten Aussicht erfreuen wollten.

Die Beobachtung Aller war auf die Mitte des Platzes gerichtet; dem Andrang der Schaulustigen wurde durch eine Kette von Bürgern gewehrt, die zum Zeichen ihrer amtlichen Befugniß und um derselben im Nothfall den gehörigen Nachdruck verleihen zu können, mit langen Stöcken versehen waren.

In dem freigelassenen, noch immer umfangreichen Raume waren die Vorbereitungen zu Dem getroffen, was mit solcher Spannung erwartet wurde. Der Gegenstand, welcher daselbst die Aufmerksamkeit am meisten beschäftigte, und Das, was kommen sollte, am deutlichsten und eindrucksvollsten verkündete, war ein Scheiterhaufen, der auf der einen Seite des Platzes gerade gegenüber der auf der andern Seite befindlichen, bei Volksversammlungen gebrauchten stehenden Rednerbühne errichtet war. Der aus trockenen Balken hoch aufgeschichtete, länglich viereckige Bau war bekleidet mit lang herabhängenden Purpurdecken; rings herum war dürres Reisig aufgethürmt, aber auch dieses war mit dazwischen gestreuten Blumen und Bändern festlich ausgeschmückt.

Von dem mit geglätteten farbigen Steinen gepflasterten Fußboden des Platzes führte eine Art breiter Brücke, die ebenfalls mit schweren Teppichen belegt war, auf den Bau, und auf der Plattform desselben stand ein niedriges Ruhebett, so daß das Ganze aussah, als sollte hier die Leiche eines Königs den Flammen übergeben werden.

Die Morgensonne beleuchtete mit ihren ersten reinen Strahlen die Schauplatz, über den ein im durchsichtigsten Blau erstrahlender Himmel wölbte.

Je höher die Sonne stieg, desto schwerer legte sich eine ahnungsvo Erwartung auf die versammelte Menge, desto gedämpfter wurde das G braus der Stimmen, desto gespannter Aller Mienen. Jeder schien nun nen Platz gefunden zu haben; das Hin- und Herlaufen, Drängen, Sto

nachdem das selbstisch trennende Streben des Einzelnen, sich einen guten Platz zu erobern, befriedigt war, als Ausdruck der Gesammtheit die gespannte Erwartung hervor, gemischt mit einer angstvollen Theilnahme, die sich in leise geführten Gesprächen und halb unterdrückten Ausrufungen Luft machte.

Nur gewisse Gruppen harmonirten nicht mit der Grundstimmung und schienen noch von anderen Motiven bewegt zu sein. Diese Gruppen, welche sich möglichst nach vorn in die Nähe des Schauplatzes der vorzunehmenden Handlung geschoben hatten, bestanden zum größten Theil aus Leuten der niedersten freien Stände, oder aus Solchen, die von höheren Kreisen in dieselben herabgedrückt waren, was aus ihrem verwilderten und verkommenen Aeußern zu schließen war. Den Mittelpunkt jedes dieser Häuflein bildeten junge Männer, die ihrem stutzerhaften und insolenten Auftreten nach zwar ohne Zweifel zu den crotoniatischen Edlen gehörten, aber gewiß zu jener Abart derselben, die wir als „Neuerer" und Gesinnungsgenossen Cnemon's schon flüchtig kennen gelernt haben. Alle diese Leute hatten sich offenbar unter sich nicht mehr viel mitzutheilen; ihre finsteren gespannten Mienen und ihr verständnißvolles gegenseitiges Anblicken bewiesen, daß sie über ihre Sache im Reinen und bereit seien, einen gefaßten Beschluß im gegebenen Moment auszuführen. Durch dieses absonderliche Wesen erregten sie hier und da die scheue Beobachtung ihrer Nachbarn, und einer oder der andere der verdächtigen Gesellen verursachte in seiner Umgebung ein Köpfezusammenstecken und Flüstern dadurch, daß bei einer unvorsichtigen Bewegung eine unter seinem Mantel verborgene Waffe hervorblitzte.

Die geschilderten, in kurzen Abständen von einander rings um den Platz vertheilten Gruppen hielten nicht nur durch Blicke und verstohlene Zeichen unter sich eine Verbindung aufrecht; das Einvernehmen zwischen ihnen wurde auch hergestellt durch einen Mann, der mit schleichenden Schritten möglichst unbemerkt von einer zur andern schlüpfte, sich versicherte, ob Alles in Bereitschaft sei, hier und da noch mit leisem, rauhem Ton eine Weisung gab und dann in fieberhafter Hast weiter eilte. Wohl schwerlich hätte Jemand in diesem Mann im dunklen, nachlässig umgewickelten Mantel den sonst so fröhlich und stolz, so schönheitstrahlend und geschmückt einherschreitenden Cnemon wiedererkannt, selbst wenn er unter der breiten, tief herabhängenden Hutkrempe sein Gesicht hätte wahrnehmen können; denn in diesem verstörten Gesicht malte sich die ganze innere Furchtbarkeit Dessen, was sich in seinen Vorbereitungen äußerlich noch als ein prachtvolles, sonnenbeglänztes Schauspiel zeigte, die Hinrichtung eines Menschen durch Verbrennung. So weit hatte ihn sein thörichtes, frevelhaftes Spiel geführt; er hatte seinen Bruder der Gefahr des qualvollen Todes ausgesetzt, der bürgerlichen und leiblichen Vernichtung.

Cnemon's Anschlag auf das Gewissen seines Bruders, der wohl in jedem Fall an dessen im Grunde rechtschaffener Gesinnung gescheitert wäre, wurde durch den furchtbaren Racheact der Lamia, den sie so prahlend verkündet und am nächsten Tage zur Ausführung gebracht hatte, nicht nur vereitelt, sondern auch an seinem Urheber gestraft. Derselbe hatte seinen Bruder seit der Stunde, wo er, leider! über ihn triumphirt hatte, nicht wieder gesehen. Ohne Cnemon [illegible] eines Blickes oder Wortes zu würdigen,

taub gegen deſſen Sprechen und Flehen, war Saläthus in dieſer Nacht fortgerannt und hatte Cnemon in tobenden Gewiſſensqualen allein gelaſſen. Mit dem früheſten Morgen hatte der ſchier Verzweifelnde den Verſuch gemacht, ſeinen Bruder in deſſen Hauſe zu ſprechen, war aber durch die ſtrenge Weiſung, die Saläthus ſeinen Dienern ertheilt hatte, Niemand vor ihn zu laſſen, an der Thür zurückgewieſen worden. Noch im Laufe deſſelben Tages war Saläthus auf Befehl des Rathes feſtgenommen worden.

Auch Cnemon wurde vor die Richter beſchieden, leiſtete aber, um nicht gegen ſeinen Bruder zeugen zu müſſen, dem Befehl keine Folge und verbarg ſich bei einem Freund. Er kannte ſeine Crotoniaten; er wußte, daß Saläthus verurtheilt werden würde. Auch hoffte er nichts von dem Schreiben, welches er — um doch Alles zu thun, was er vermochte — an den Senat geſchickt hatte und das freilich nach Form und Inhalt nur dazu angethan war, den ſtrengen Sittenrichtern die begangene Freveltat noch abſchreckender und verdammenswerther erſcheinen zu laſſen.

Cnemon erklärte in dieſem Schreiben, ein Verbrechen könne da nicht vorliegen, wo alle Theile, ſelbſt der ſcheinbar Beſchädigte, im Einverſtändniß gehandelt hätten. Er bekannte alſo offen, daß er ſelbſt der vorliegenden Geſetzesübertretung Vorſchub geleiſtet habe.

Auch davon durfte ſich Cnemon nichts verſprechen, daß ſeine Geſinnungsgenoſſen im Rathe vertreten waren; ſie befanden ſich in der verſchwindenden Minderheit. Er beſchloß alſo, den Bruder um jeden Preis zu retten, indem er den lange vorbedachten und vorbereiteten Aufſtand in's Werk ſetzte, und zwar bei dieſer Gelegenheit mit größerer Ausſicht auf Erfolg, als er ſonſt gehabt haben würde. Sein Bruder war ſo beliebt in der Stadt, daß man, als ſein Vergehen ruchbar wurde, der Thatſache kaum hatte Glauben ſchenken wollen, und als ſich dieſelbe durch ſein eigenes Geſtändniß beſtätigte, allerlei entſchuldigende Beweggründe aufzufinden bemüht war und die bald erfolgende Verurtheilung allgemein bedauerte und mißbilligte.

Die Sonne hatte ſich inzwiſchen emporgeſchwungen und ſendete aus ihrer Scheitelhöhe blendende, ſengende Strahlen auf die dichtgedrängte Menge, welche infolge dieſer Beſchwerniß ungeduldig zu werden begann und Zeichen gab, daß ſie Das, was ihr im Grunde ſo ſchmerzlich war, ſehnlichſt erwarte.

Auf einmal verſtummte das lauter gewordene Reden und Murren und durch das dumpfe Schweigen, welches ſich über den weiten Platz gelagert hatte, erſcholl von fernher eintöniger Beckenſchall. Von dem Rathhauſe her, deſſen hoher, reichgeſchmückter Giebel über die niedrigen Dächer der Markthallen herüberragte, nahte ſich ſtrahlend und funkelnd das Todesgeleite des Saläthus.

Voran ſchritten die der feierlichen Handlung vorſtehenden Beamten mit bekränzten Häuptern, gehüllt in blendendweiße Mäntel, lange, bandumwundene Stäbe in den Händen. Dann kam eine Schaar Bewaffneter, denen ſich die Fackelträger anſchloſſen, welche den Scheiterhaufen in Brand ſtecken ſollten. Dieſen folgten, getrennt von einander, die beiden Schuldigen, jeder umgeben von einer Wache.

Saläthus' Arme waren gefeſſelt; ſo verlangte es das Geſetz. Der Mann hätte ſich nicht gewehrt. Mit tief geſenktem Haupte und ſchwankenden Schrittes ging er hin, von Zeit zu Zeit geſchüttelt, wie von einem innren Grauen vor ſich ſelbſt. Die Blicke der Tauſende, die auf ihn gericht

waren, die er nicht sah, sondern nur empfand als einen betäubenden Schmerz, lasteten auf ihm, wollten ihn zu Boden drücken. Er, einst der Liebling, der Abgott dieses Volkes — und Alles durch Lug und Trug und Heuchelei. Jetzt war ihm die Maske abgerissen, diese Maske, mit der er sich selbst am längsten betrogen hatte; jetzt kam die Lüge zu Tage; jetzt wiesen sie mit Fingern auf ihn und flüsterten sich zu: „Seht Ihr's, das ist der wahre Saläthus! So sieht Einer aus, der sein ganzes Leben lang sich mit dem Schein aller Tugenden aufgeputzt hat und nun am Ende zum Richtplatz geführt wird als gemeiner Verbrecher!"

Sie zeigten nicht auf ihn — und wenn sie einander zuflüsterten, so waren es Worte des innigsten Bedauerns. Der stolze Saläthus — so tief gebeugt — so ganz elend!

Und hinter ihm schritt die Genossin seiner Schande, das schwache Weib, das er verführt — nein, das ihn verführt hatte — doppelte Schande! Aber auch ihr Anblick erhöhte nicht die Verachtung und Entrüstung gegen ihn, wie es ihm in seiner wirren Gedankennacht wohl dünken mochte. Ihre Erscheinung bewirkte gerade das Gegentheil.

Wie das Gesetz des Saläthus es bestimmte, sollte sie zur Strafe ihres Vergehens den Tod des Geliebten mit ansehen; der Anblick seiner Qualen sollte ihr das Bewußtsein ihrer Schuld auf ewig in's Herz brennen.

Sie sollte leiden, das Entsetzlichste leiden, wenn ein Funke menschlichen Gefühls in ihrer Brust wohnte — aber der griechische Schönheitssinn sträubte sich dagegen, daß ein Wesen, geschaffen, die Sinne zu entzücken, selbst zu einem grauenerregenden Schauspiel werden solle. Deshalb hatten sie das Gesicht der Sünderin mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt, aus dem nur ihre Augen hervorleuchteten. Der übrige Körper war nur mit einem langen Ueberwurf von demselben durchsichtigen Gewebe bekleidet. Nach einem frühern Gesetz wurden Ehebrecherinnen in Croton dadurch bestraft, daß man sie in einem solchen Gewande, welches alle Formen deutlich erkennen ließ, öffentlich auf dem Markte ausstellte; die Reize, mit denen sie gesündigt hatten, sollten ihnen nun Spott und Hohn eintragen und ihnen auf immer verleidet werden. Da das neue Gesetz das alte zwar im Ganzen aufhob, aber nichts darüber bestimmte, wie die zum Anschauen der Verbrennung Verurtheilte bekleidet sein sollte, so hatten in diesem ersten Falle die Väter der Stadt für gut befunden, die bezügliche Bestimmung des alten Gesetzes beizubehalten. Was aber für andere eine Verschärfung ihrer Strafe gewesen wäre, das ward für die Lamia fast eine Verwandlung derselben in's Gegentheil. Wo sie vorüberkam, war nur ein Ausruf der Bewunderung; so vollendet in jedem Gliede war ihr Leib, so voll Anmuth ihr leichtes Dahinschreiten auf den kleinen bloßen Füßen. Aber nicht dieses unwillkürliche Ach der Bewunderung, welches gleichsam eine wollüstige Atmosphäre um sie bildete, nicht die Worte, die sie oft hörte: jetzt begreife man, wie ein Saläthus habe fallen können; nicht dieser volle Sieg ihrer wunderbaren Schönheit machte den Gang der Egyptерin so frei und stolz, daß es anzusehen war, als schritte sie in ihrem Triumphzug einher, sondern das Bewußtsein des viel höhern Sieges, den sie erkämpft, indem sie den besten Mann der Stadt unterjocht hatte und mit ihm Alles, wodurch dieses Volk so groß und übermüthig geworden. Und sie hatte gezeigt, daß alle diese Tugend, deren sie sich so laut rühmten, nur Flittertand sei, den der Hauch einer Buhlerin davonblase — und sie hatte ihr ganzes verachtetes Leben gerechtfertigt, sie war

es, die nun verachten durfte, sie, welche bewies, daß es nur Eine Macht in der Welt gebe, die Herrscherin sei, immer und überall: die Schönheit.

Hinter den zwei Verurtheilten schritten die crotoniatischen Edlen, die Mitglieder des Rathes, die den furchtbaren Spruch gethan, aber nicht mit freudigem Herzen, sondern gezwungen durch die Gewalt ihres eigenen, einmal festgesetzten Willens. Und dieses Bewußtsein allein machte es ihnen jetzt möglich, mit festen Schritten dem Opfer dieser grausamen Nothwendigkeit zu folgen und den mancherlei Kundgebungen des Mitleids, die in ihren Herzen ein so beredtes Echo fanden, und den vielen Ausrufen des Vorwurfes und Tadels ihrer Strenge, die hart ihr Ohr trafen, die Stirn zu bieten. Aber ihre Mienen waren voller Trauer.

Wie gern hätten sie ihren Salathus aller Schuld los und ledig erklärt! Wie heiß wünschten sie, als er zu seiner Vertheidigung das Wort ergriff, das sie ihm gegen allen Gebrauch noch aufdrangen, trotzdem er Alles schon bekannt hatte und an seiner Schuld gar nicht mehr zu zweifeln war, er möge doch noch Gründe finden, die ihn entschuldigten, seine Missethat wenigstens milderten! Wo sollte er diese Gründe suchen? Nicht einmal in Sophismen, die sein formgewandter Geist ihm hatte eingeben können, denn dieser Geist war verdüstert. Und der Mund, welcher sonst der siegreiche Verkünder eines reinen Willens gewesen war, jetzt, da die allein unwiderstehliche Kraft der Wahrheit von ihm gewichen, vermochte nur zu stammeln, um das Einzige zu sagen, was Salathus zur Beschönigung seiner Schwäche sagen konnte: daß die Allgewalt der Liebe ihn bezwungen. — Die natürliche Ursache jeden Ehebruches — keine Entschuldigung. —

Jetzt ist der Zug bei dem unheimlichen Bauwerk, auf welchem der Göttin der Gerechtigkeit ein so theures Opfer gebracht werden soll, angelangt.

Auf einer etwas erhöhten Bühne in gemessenem Abstand von dem Scheiterhaufen stellen sich die Rathsherren auf; dicht neben denselben stehen die Träger der brennenden Fackeln. An den Fuß der Brucke, auf der er zu seinem Flammengrabe schreiten soll, ist Salathus geführt, und auf ein erhöhtes Podium unterhalb der gegenüberliegenden Rednerbühne, zu dem man die Lamia geleitet hat, ist sie selbst, ohne zu zögern, leicht hinaufgestiegen. Ein Diener des Rathes betritt die Rednerbühne, öffnet eine Rolle und schickt sich an, das Urtheil zu verlesen. Da springt ein Mann, dessen Kopf mit einem breitkrempigen Hute bedeckt ist, mit einem Satze auf die Rednerbühne, reißt dem Menschen die Rolle aus der Hand, stoßt ihn selbst hinunter, daß er mit den Fersen in der Luft auf dem Pflaster ankommt und zerreißt das Urtheil. Auf dieses Zeichen stürzen sich eine Anzahl Manner mit kurzen Schwertern in den Händen aus dem den Platz umgebenden Volkshaufen auf die Mitte der Scene, im Nu sind die Bewaffneten, welche die Hinrichtung überwachen sollen, durch die Uebermacht bewältigt, ihrer Waffen beraubt, beiseite gestoßen; Salathus' Bande sind durchschnitten und er ist umgeben von einer dichten Schaar Männer, welche schwören, daß sie [illegible] Leben schützen werden mit dem ihren.

Die Menge rührt sich nicht; keine Bewegung, kein Zuruf verräth, [illegible] der rasche Anschlag auf sie gewirkt hat. Als Cnemon, der Mann, welcher auf der Rednerbühne steht, sieht, daß sein Plan schon halb gelungen ist, hebt er seine Stimme: „Ihr Wahnwitzigen", ruft er den Rathsherren zu, „[illegible] wollt den edelsten und weisesten Mann dieser Stadt ermorden einer Narrheit wegen. Als mein Bruder dieses Gesetz gab, handelte er, das ein,

Mal in seinem Leben, ohne Verstand, und Ihr, indem Ihr es an ihm selbst vollstreckt, habt Euch um die Liebe und Achtung Derer gebracht, die sich bis jetzt blind von Euch beherrschen ließen. Das macht Eurer Tyrannei ein Ende auf immer. Wir schütteln Eure törichten Gesetze von uns ab, wie wir den Bann dieses einen gebrochen haben. Und Du, mein Bruder", wandte er sich an Saläthus, „der an sich selbst erfahren mußte, wohin überlieferte Urtheile führen, Du sollst mit uns am Werke der Verbesserung arbeiten. Du bist frei, Saläthus!"

Enemon's Worte fanden hier und da Wiederhall und Verstärkung durch einen Beifallsruf aus der Menge. Alles hat den Damm durchbrochen und drängt nach vorn, doch sind die meisten, von alt gewohnter Ehrfurcht vor der Obrigkeit in Schranken gehalten, noch unschlüssig, wie sie sich zu dem kühnen aufrührerischen Unternehmen verhalten sollen. Nur dessen scheint Jeder froh zu sein, daß Saläthus gerettet ist, und deshalb stimmen Alle ein in Enemon's letzten Ausruf: Du bist frei, Saläthus! Viele Hände erheben sich gegen die Väter der Stadt, um zu bitten, nicht Widerstand zu leisten und dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben. Aber auch die Rathsherren selbst wissen nicht, was sie thun sollen. Wie die Befreiung von einer großen Last, das Abwälzen einer unerträglichen Verantwortlichkeit erscheint ihnen einerseits dieser plötzliche, gewaltsame Eingriff in ihre Rechte, aber sie begreifen zugleich, welch' einen gefährlichen Stoß ihr Ansehen und ihre Machtstellung erhalten würde und daß vielleicht Alles auf dem Spiele stehe, auch wenn sie gutwillig nachgeben.

Die Entscheidung dieser Zweifel und Wirrnisse sollte daher kommen, von wo sie Niemand erwartet hätte.

Saläthus nämlich, nachdem er durch die rasche That seines Bruders wie aus einem häßlichen Traum erweckt worden, war erst nach und nach zum Bewußtsein dessen gelangt, was um ihn her vorging, und in demselben Maße war es auch in seiner Seele wieder hell geworden, daß er sich erinnerte, wer er gewesen sei, und ihm aufging, was er thun müsse, um sein ihm abhanden gekommenes, mit List und Gewalt ihm entrissenes Ich wieder zu erlangen.

Er richtete sich allgemach empor, wie die Halme eines Kornfeldes, über dem ein verderbenbringendes Gewitter sich ausgetobt, ohne daß doch ein Hagelschlag es hätte vernichten mögen, — er schaute um sich, und was er da wahrnahm, daß nämlich seine unselige That Alles aus den Fugen gerissen hatte, was er als festes, herrliches Gebäude bei seinem Eintritt in's Dasein gefunden, und an dem er voll Liebe und Lust sein Leben lang hatte weiterbauen und schmücken helfen, das zeigte ihm auch zugleich, daß eine gütige Gottheit es in seine Hand gelegt, die ganze Schmach, die er auf sich geladen, durch eine That auch wieder von sich abzuwerfen und dem Verderben Einhalt zu thun, welche die Folge seines Verbrechens sein mußte, wenn er zauderte. Mit Einem Sprunge hatte er sich also von der ihn umdrängenden Masse frei gemacht und einen der Fackelträger erreicht, die rath- und zwecklos auf der Seite standen. Dem hatte er auch schon die brennende Fackel aus den Händen gerissen und plötzlich sah die staunende, verstummende Menge den Saläthus droben auf dem Scheiterhaufen stehen, dem er soeben glücklich entronnen zu sein schien, und hoch in seiner Hand die lodernde Fackel schwingend, rief er mit Donnerstimme seinem Bruder zu, der noch immer die Rednerbühne behielt: „Hinab, Elender, und versinke auf immer in Ohnmacht und

Schande! Wisset, wenn Saläthus untergeht, so hat ihn Niemand gerichtet, als er selbst, soweit er werth war, daß ihn die Sonne beschien. Sehet an mir, was es heißt, das Recht zu verletzen. Nur ich, ein Einzelner, habe gefehlt und der Aufruhr erhebt sein gieriges Haupt, um den Staat zu verschlingen. So versucht nicht länger, der höchsten, rächenden Macht Euch entgegenzustemmen, sondern gehorcht und duldet, wie ich!" Mit diesen Worten warf er den Fackelbrand in das dürre Reisig, das den Scheiterhaufen umgab, und keine Hand regte sich, um der Entfesselung des vernichtenden Elementes Einhalt zu thun; sie waren Alle, die das sahen und hörten, wie gelähmt vor Entsetzen und vor Bewunderung.

Hinter dem schwarzen Schleier aber, der das Haupt der Egyptern verhüllte, mochte es inzwischen doch gedämmert haben, und mit dem Wurfe der Tod und Befreiung bringenden Fackel mochte sich im Kopfe der Lamia ein Bewußtsein entzündet haben, was eigentlich für ein Ding das sei, das ihr bis dahin immer nur als ein ergötzliches Spielzeug erschienen war — ein Mann. Und wie das so mit Blitzesschnelle über sie kam, so war's auch, als wenn sie der höhern Gewalt, die sie ergriffen hatte, nun mit einem Male ganz angehöre. Mit beiden Händen fuhr sie nach ihrem schönen Haupte und riß den Schleier herab, und dann lief sie, als gelte es das Leben zu erjagen, um noch zu rechter Zeit das Schicksal Dessen zu theilen, dem sie den Tod gebracht hatte.

Ueber die schwankende Brücke sah man sie fliegen, die göttergleiche Gestalt. Da warf sie sich vor ihm nieder und hob ihre Arme gegen ihn auf; er aber zog sie an sich — und durch die emporlodernden Flammen konnten die Crotoniaten sehen, wie Saläthus sie umschlungen hielt und wie sie ihr Antlitz fest an seine Brust drückte, — bis die Zwei zusammenbrachen.

Als diese Flammen erloschen und die heißen Herzen, die sie entzündet hatten, nur noch Asche waren, da ward es still in der Stadt und still ward es auch im Staate. Der Rauch von Saläthus' Scheiterhaufen hatte den jungen Aufruhr erstickt. — Cnemon begab sich freiwillig in die Verbannung und soll nachmals in einem Treffen gegen die Locrer, in welchem er auf Seite der Crotoniaten unerkannt mitgekämpft hatte, gefallen sein. — Im Uebrigen ging Alles bald wieder seinen gewohnten Gang.

Die Liebe in ihrer ethischen Bedeutung.

Von **Eduard von Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Paulus erklärt also hier die anatome Sittlichkeit, speciell in Gestalt der Gefühlsmoral, als dasjenige, was der heteronomen Moral des autoritativen Gesetzes die Erfüllung bringen soll, d. h. wodurch eigentlich erst Das verwirklicht werden soll, wozu durch die Heteronomie des äußern Gesetzes nur propädeutisch der Grund gelegt worden war (Gal. 4, 1—7). Die Befreiung des Gewissens von der Knechtschaft des Gesetzes und der Ersatz des letztern durch die Liebe wäre nach dieser Auffassung der Inhalt der weltgeschichtlichen Mission Christi. Leider hat nur Jesus selbst seine Mission der „Erfüllung" des Gesetzes so anders verstanden, das er das directe Gegentheil von dem ersten Theil der Paulinischen Auffassung für seine Aufgabe hielt (Matth. 5, 17 u. ff.), und in Bezug auf den zweiten Theil des obigen Programms hat sogar Paulus selbst nicht vermocht, die sittliche Autonomie als solche festzuhalten, sondern, indem er an einer rein menschlichen Sittlichkeit aus rein menschlichen Kräften verzweifelt, vernichtet er wiederum den Begriff der Autonomie durch einen ethischen Mysticismus, der alles Gute direct auf göttliche Gnadenwirkung zurückführt und der Selbstthätigkeit des Menschen nur das Böse übrig läßt. Diese Entleerung des Menschen von allem sittlichen Inhalt zu Gunsten der göttlichen Gnade läßt als einzigen subjectiven Reflex der transcendenten ethischen Inspiration den Glauben bestehen; und deshalb ist sein schönes Wort, daß die Liebe die größeste unter den dreien (Glaube, Hoffnung, Liebe) sei (1. Cor. 13, 13), eine offene Inconsequenz gegen seinen systematischen theoretischen Standpunkt*). Der dogmatische Paulinismus ist ebenso heteronom wie der Judaismus, er ist es nur nicht äußerlich, wie jener dem Buchstaben des Gesetzes gegenüber, sondern innerlich der mystischen göttlichen Gnadenwirkung gegenüber.

So wenig die ungeheure Tragweite dieses Fortschritts zu verkennen ist, so hoch ist doch ein ebenso großer und noch größerer Fortschritt von hier zur wirklich autonomen Moral nöthig, wie sie sich in der Religion der Liebe des Johannes vollzog. Die Autorität des Paulus hat aber bis jetzt thatsächlich verhindert, daß das Christenthum eine reine Religion der Liebe wurde, und eine rein autonome Gefühlsmoral der Liebe zum Kern ihres Inhalts erhob.

Gleichwohl liegt in der Veranstaltung dieser Johanneischen Idee die
(ıze Hoffnung auf eine weitere Lebensfristung der christlichen Religion
[: einige Zeit, wie schon Schelling aussprach, und heute mehr und mehr
l ·riffen wird; nur ein Ernstmachen mit der Erhöhung der Liebe über den
(auben an mythischen und scholastischen Dogmenkram und über die Hoff-
l ng auf Erfüllung von Verheißungen, die doch nur dem feinern oder grö-
l n Egoismus zu schmeicheln bestimmt sind; nur eine Beseitigung all' dieser

---

*) Vgl. F. A. Müller's „Briefe über die christliche Religion". Stuttgart 1870. (166—180.

abgenutzten Requiſiten und Betonung einer autonomen Gefühlsmoral als weſentlichen Inhalts der Religion kann den mit Rieſenſchritten nahenden Verfall derſelben verlangſamen.

Wenngleich dieſer Schritt **allein** zu einer lebensfähigen religiöſen Neugeſtaltung nicht ausreicht, ſo würde er doch den Grund zu derſelben legen, und zugleich am beſten geeignet ſein, auch auf die metaphyſiſchen Erforderniſſe zu einem intenſiven religiöſen Gefühlsleben (das All-Einheits-Gefühl) hinzudeuten. So erſt würde die Religion ſich weſentlich in derjenigen Geſtalt verwirklichen, deren matter Abglanz von jeher dasjenige Element an ihr geweſen, durch welches ſie die milden Naturen, die weichgeſtimmten Seelen, die liebreichen Gemüther, und ſomit vor Allem die Frauenherzen mit zauberhafter Gewalt an ſich gezogen hat. So hat in der That die Religion ſich künftig auf die Moral zu ſtützen, aber doch in ganz anderm Sinne als Kant meinte, der bekanntlich die Gefühlsmoral als moraliſch indifferent, werthlos und gefährlich verwarf, während hier gerade die Gefühlsmoral als diejenige Seite der Moral ſich erweiſt, auf welche hauptſächlich die Religion ſich zu ſtützen hat, und an der Spitze der Gefühlsmoral die Liebe. In der Gegenwart aber ſtellt die Theologie dieſes Verhältniß noch immer auf den Kopf, indem ſie das autoritative göttliche Gebot hartnäckig als alleiniges Princip der chriſtlichen Moral feſthält und das autonome Gefühl der Liebe zum Gegenſtand eines äußerlichen Gebotes unter anderen Geboten der heteronomen Moral herabſetzt — als es ſich par ordre du Mouſti lieben ließe!

Wir haben nunmehr zu beobachten, wie ſich das allgemeine Gefühl der Liebe in ſeinen beſonderen Geſtalten verwirklicht.

Die erſte Erſcheinungsform der Liebe, die am früheſten im Thierreich uns entgegentritt, iſt die Mutterliebe. Das Mutterthier trägt die Jungen lange als Theile ſeiner ſelbſt mit ſich herum, oder wendet ihnen als in der Eiſchale verhüllten Embryonen ſeine hingebende Thätigkeit und Sorgfalt zu, bevor es dieſelben als organiſche Individuen an's Licht treten ſieht. Nirgends drückt es ſich ſo deutlich aus, daß die Liebe nichts weiter als dunkles Identitätsgefühl iſt, als in der Mutterliebe, zu welcher im weitern Sinne auch die ganze Summe von Inſtincten gerechnet werden kann, welche mit Aufopferung individueller Bequemlichkeit und eigenen Wohls für das zukünftige Wohl der nächſten Generation ſorgen (z. B. das Brutgeſchäft und der Neſtbau der Vögel, die Sorge vieler Inſecten für ihre Eier oder Larven u. ſ. w.). Das Identitätsgefühl, welches, ſeines Weſens unbewußt, die Thiere zu ſolchen Anſtrengungen treibt, iſt erſichtlich weit früher als das Mitleid, das doch früheſtens dem augenſcheinlich gewordenen organiſchen Individuum gegenüber hervortreten kann, und auch da bei tiefer ſtehenden Thieren wohl kaum vorauszuſetzen ſein dürfte. Die ſelbſtverleugnende Sorge für das abgelöſte oder ausgekrochene Junge iſt vielmehr in erſter Reihe als eine directe Fortſetzung jenes Identitätsgefühls anzuſehen, und gerade die **Mutterliebe** iſt es, welche die **Empfänglichkeit** für das Mitgefühl an den hülfloſen Kleinen ſo **erhöht**, daß das Mitleid gegen die eigenen Jungen **früher** erwacht, als in irgend einer andern Lebenslage. Es ſind es die geiſtig höchſtſtehenden Thiere, bei denen das Mitgefühl mit hülfloſen Jungen der eigenen Art oder auch fremder Species zu einer ſo ſelbſtſtändigen Macht wird, daß ſie das Amt von Pflegeltern zu übernehmen ſich gedrungen fühlen. Bei ſolchen Thieren wird man auch nicht vergebens nach

Spuren des Mitgefühls in anderen Umständen suchen (Mitleid der Vögel mit flügellahmen Genossen, Mitleid des Hundes mit seiner weinenden Herrin u. s. w.).

So werden wir auch beim Menschen die Mutterliebe als einen ursprünglichen (und keineswegs erst aus dem Mitgefühl abzuleitenden) Instinct ansprechen müssen. Beim gemeinen Volk sogar drückt sich das Identitätsgefühl in der Redensart aus: „Es ist ja mein eigen Fleisch und Blut", und die meisten Mütter hören nicht momentan mit Zerreißung des leiblichen Vereinigungsbandes auf, das Neugeborene als einen Theil ihrer selbst zu betrachten. Die Natur hat dafür gesorgt, daß das Identitätsgefühl da deutlicher *hervortrete*, wo es am dringendsten gebraucht wird zur Erhaltung der Gattung, obschon man nicht behaupten kann, daß die Identität zwischen Mutter und Kind auch wirklich eine engere sei, als sie zwischen irgend zwei anderen Menschen besteht. Deshalb verblaßt auch dieses stärkere Identitätsgefühl nach Maßgabe der Abnahme seiner Erforderlichkeit für die Gattungszwecke, d. h. mit Abnahme der Hülfsbedürftigkeit des Kindes, wenn es nicht von einer andern Seite her (durch Freundschaft) zunehmend befestigt wird.

Die nächste wichtige Erscheinungsform des Identitätsgefühls ist die *Geschlechtsliebe*; sie trifft darin mit der Mutterliebe zusammen, daß der unbewußte Naturzweck das Bestimmende für die individuelle Steigerung des allgemeinen unbewußten Identitätsgefühls ist; der Unterschied ist, daß die Mutterliebe in die Zeit nach Entstehung der Individualität des Kindes die Geschlechtsliebe vor dieselbe fällt, und auch da, wo schon gemeinsame Nachkommen erzielt sind, doch immer nur auf die weiterhin zu erzielenden Nachkommen sich bezieht. Während also die Mutterliebe das Kind selbst (sei es als geborenes oder noch ungeborenes) zum Object hat, hat die Geschlechtsliebe nicht das Kind, das ja noch nicht existirt, und dessen Zustandekommen sogar zweifelhaft ist, zum Object des Identitätsgefühls, sondern das Individuum, mit Hülfe dessen das neue Individuum in's Leben gerufen werden soll, und in welchem der Liebende die polarische Ergänzung seiner selbst zum menschlichen Gesammttypus erkennt. Die Mutterliebe beginnt erst *mit* Erfüllung ihres unbewußten Zweckes, die Geschlechtsliebe liegt *vor* der Erfüllung des unbewußten Zwecks; in der Mutterliebe äußert sich daher unter normalen Verhältnissen, wenn keine unnatürliche Trennung vom Kinde eintritt, das Identitätsgefühl wesentlich als *Hingebung*, in der Geschlechtsliebe wesentlich als *Sehnsucht* nach Realisirung des Zwecks, als *Verlangen* nach äußerer und bewußter Verwirklichung der immer unbewußten Identität im Sinne des Naturzwecks.

Auch die Geschlechtsliebe in individuellem Sinne reicht ziemlich tief in das Thierreich hinab, wenn auch bei weitem nicht so tief wie die Mutterliebe. Mutterliebe und Geschlechtsliebe bilden ebensowohl im Thierreich das dä mernde Frühroth, dessen Strahlen zuerst die Nacht des Egoismus überwi den, als sie in der menschlichen Gesellschaft den leuchtendsten Glanz und de verzehrendsten Brand der Sonne der Liebe darstellen. Geschlechts- und El rnliebe im Verein schaffen das Liebesleben in der Familie und rufen bei da rnderm Zusammenbleiben der Eltern und Kinder durch den Rückschlag der Dankbarkeit und durch die Gewohnheit der Anhänglichkeit die *Kindes*lie hervor.

dem Naturgrund der Familie erwächst ferner die Geschwisterliebe

der vom Erwachen des Bewußtseins aneinander gewohnten, Freude und Leid miteinander theilenden Kleinen, wenngleich dieselbe ohne anderweitige sittliche Grundlagen schwerlich tief gehen dürfte und ohne das hinzutretende Band der Freundschaft nicht nur in Gleichgiltigkeit, sondern auch gar leicht in Haß übergehen kann, weil zwischen Geschwistern in der Regel mehr Gelegenheit zu Collisionen der Interessen gegeben ist, als zwischen Fremden. In noch höherm Grade ist die Verwandtenliebe im weitern Sinne auf die Mitwirkung der Freundschaft und auf anderweitige sittliche Grundlagen (Pflichtgefühl, Bewußtsein von der Solidarität der Familie u. s. w.) angewiesen, und man wird kaum behaupten können, daß ohne letztere zwischen persönlich einander unbekannt gebliebenen Verwandten eine Liebe von Natur bestehe, welche das Niveau der allgemeinen Nächstenliebe erheblich überstiege. Wohl aber wird man behaupten dürfen, daß die Gleichheit des Stammes, des Volkes, der Race **natürliche** Sympathien zwischen den Menschen erweckt, die erst da besonders merklich werden, wo sie in Contrast treten zu den natürlichen Antipathien gegen Personen von fremden Stämmen und Racen.

Diese natürlichen Zu- und Abneigungen ethnologischen Ursprungs sind durch kein noch so kosmopolitisches Bewußtsein zu überwinden; sie sind auch nur da sittlich fehlerhaft, wo sie den Pflichten der allgemeinen Menschenliebe hinderlich zu werden drohen, bilden aber im Uebrigen eine keineswegs sittlich werthlose natürliche Unterstützung der unerläßlichen organischen Systematisirung der sittlichen Thätigkeit, welche nothwendig in engere und weitere Kreise sich gliedern, nähere und fernere Liebespflichten unterscheiden muß, wenn sie sich nicht durch Zersplitterung in's Unendliche entwerthen und aufreiben soll. In diesem Sinne haben alle speciellen Gebietsgrenzen (wie Heimat, Landsmannschaft, Religions- und Confessionsgemeinschaft, Genossenschaft an speciellen Verbindungen u. s. w.) eine Bedeutung für das leichtere Inslebentreten der Liebe und Freundschaft und für Vorzeichnung von Motiven zur Herstellung einer **Ordnung** im Näher- und Fernerstehen der Menschen für die Entfaltung der Liebe.

Auf der andern Seite dürfen aber auch alle solche Gebietsgrenzen nicht erstarren und zu festen kastenartigen Absonderungen führen; es muß der Liebe sowohl für die Geschlechtsliebe als für die Freundschaft eine Freiheit der individuellen Auswahl vergönnt bleiben, welche den natürlichen und socialen Schranken gegenüber doch immer das höhere unveräußerliche Recht bleibt.

In der **Freundschaft** ist es nicht mehr irgend ein unbewußter Naturzweck, nicht mehr eine aus gegebenen natürlichen und socialen Verhältnissen mittelbar sich herleitende Forderung, was das unbewußte Identitätsgefühl der allgemeinen Menschenliebe bis zu dem Grade individuell verstärkt, daß es bestimmendes Moment für das Handeln und Leben wird, sondern diese Verstärkung des Gefühls der unbewußten Identität entspringt mehr oder minder aus bewußt geistigen Quellen. Mehr als irgend eine andere Erscheinungsform der Liebe, ausgehend von dem Boden des Geselligkeitstriebes und emporrankend an dem festen Stamm der sittlichen Achtung und des gegenseitigen Vertrauens, ist es hier die Gemeinsamkeit der Interessen, insbesondere der höheren, idealen Interessen, welche die zarte Schlingpflanze der persönlichen Neigung als festes Band an den Stamm der Achtung und des Vertrauens knüpft. Während die Geschlechtsliebe selbst ei-

Verachtung und Mißtrauen bestehen kann, wenn auch nur als dämonisches Qualgefühl, so ist die Freundschaft unbedingt von der Achtung und dem Vertrauen als ihren Voraussetzungen abhängig, obwohl sie keineswegs in diesen aufgeht.

Wenn die Geschlechtsliebe zuerst Vereinigungssehnsucht und persönliche Hingebung ist, und dann erst um die Befriedigung dieses Gefühls willen sich gemeinsame geistige Interessen zu schaffen sucht, so ist das Entstehen der Freundschaft ohne vorangehende Gemeinsamkeit der Interessen undenkbar. kann aber sehr wohl die Gemeinschaft der Interessen, durch welche sie geknüpft wurde, überdauern bis in den Tod. Die Wahrnehmung der polarischen Ergänzung in geistiger Hinsicht nährt ebenso die Freundschaft wie die Liebe, nur wird erstere dadurch nicht zur Leidenschaft, weil ihr der unbewußte Naturzweck und der Zwang zu seiner rücksichtslosen Erfüllung fehlt.

Weil die Freundschaft am unmittelbarsten aus dem Boden der Geselligkeit und Interessengemeinschaft entspringt, darum liefert dieselbe, wo sie noch nicht zur idealen Höhe gelangt ist, eine weniger entschiedene Ueberwindung des Egoismus, als die mehr instinctiven Erscheinungsformen der Liebe; dafür ist aber auch die Freundschaft weniger exclusiv als jene, und weniger zur Rücksichtslosigkeit und Verletzung in Bezug auf alle außerhalb dieses engen persönlichen Liebesbundes stehenden Menschen geneigt. Die Geschlechtsliebe ist ein Götzendienst, der keine Nebengötter duldet, die Mutterliebe zeigt, wie schon oben angedeutet, nicht selten die unsittliche Engherzigkeit der crassesten Selbstsucht gegen Alles, was nicht sie und ihren Gegenstand betrifft, die Freundschaft aber ist tolerant und schließt andere Freundschaftsbeziehungen daneben nicht aus, wenngleich die höchste und idealste von einem Menschen jederzeit nur nach einer Seite entfaltet werden kann. Erst in der Freundschaft bethätigt sich der Mensch als *für sich seiende Persönlichkeit*, während er in der Geschlechts- und Mutterliebe noch als *blindes Werkzeug einer unpersönlichen Macht* wirkt, von der er gleichsam *besessen* ist. Deshalb ist es eine *wahrhaft sittliche Forderung*, daß sowohl die Geschlechtsliebe als die Elternliebe (letztere natürlich erst bei zunehmender Reife des Kindes) *durch Freundschaft geadelt und vergeistigt* werde. So lange die Liebe nur instinctiv auf unbewußten Naturzwecken ruht, geht sie mit Erfüllung dieser vorüber, wie wir es bei der Mutterliebe der Thiere oder der freundschaftslosen Geschlechtsleidenschaft der Menschen sehen können; die *lebenslängliche* Dauer des Identitätsgefühls kann *nur* durch die Freundschaft verbürgt werden. Letztere findet aber in der *Ehe* sowohl in der Solidarität der Interessen als auch in der polarischen Ergänzung der geistigen Eigenschaften (wenn die Geschlechtsliebe auf diese und nicht blos auf körperlich sinnliche Reize sich stützt) in der That so günstige Bedingungen zur Entfaltung, daß die zahlreichen Gelegenheiten zu kleinlichen Conflicten infolge des engen Zusammenlebens bei hinreichender Klugheit und Nachgiebigkeit auf Seiten beider Gatten kein entsprechendes Gegengewicht bieten könnten, und giebt es daher auch trotz aller Verkehrtheiten bei der Gattenwahl und trotz aller Unklugheit und Ungeschicklichkeit der Menschen doch nicht wenige Ehen, in denen die Gatten, ungeachtet des nebenbei besonders vom weiblichen Theile häufig unterhaltenen kleinen Krieges, einander gute und treue Freunde geworden sind und für's Leben bleiben.

(Schluß folgt.)

Schiller und Lotte.

Von Wilhelm Fielitz.

Nie hat ein Zeitraum der menschlichen Entwickelung eine treffendere Bezeichnung gefunden, als die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur. Jener Sturm, der die deutschen Geister schüttelte, war noch nicht der Frühling selbst, es war der Frühjahrssturm, der das Eis bersten und den Schnee fließen, der Erde und Strauch frei macht, daß Halm und Knospe sprießen mochten. Der Sturm wehte aus Westen. Der Franzose Rousseau hatte die tiefen moralischen Schäden der Civilisation, den Despotismus des Fürstenthums, die Unfreiheit und Unnatur der überlieferten socialen Zustände aufgedeckt und als einzige Heilung dieser Schäden Umkehr zur Natur gepredigt. Das culturlose Glück des Paradieses, das freie und gleiche Naturleben, von dem die geschichtliche Entwickelung der Menschheit ausgegangen sei, pries er als Ziel und Zuflucht alles menschenwürdigen Strebens. Diese Gedanken waren es, welche die deutschen Köpfe des siebenten, achten und neunten Jahrzehnts im vorigen Säculum zu einem wilden, fanatischen Kampfe gegen die Unnatur erweckte, an der das Zeitalter krankte. Freiheit, Natur und Menschenwürde war die Losung dieses geistigen Kampfes, der mit der ganzen unmäßigen Kraft eines erwachenden Volksbewußtseins geführt wurde gegen die Tyrannei der Fürsten und gegen die versteinerten Formen des gesammten geselligen Lebens. In Göttingen stifteten schwärmerische Jünglinge unter Tugendseufzern, Begeisterungsthränen und Drohungen gegen die Tyrannen einen Bund zur Verwirklichung der Tugend, Freiheit und Glückseligkeit auf Erden, und Jahre später tobte in Stuttgart im Krankenzimmer der herzoglichen Militärakademie derselbe Sturm im Herzen eines Jünglings, der mit Ingrimm an seinen Ketten rüttelte, und was er in diesem kräftigsten und genialsten aller Kraftgenies zur Reife brachte, waren die Räuber Friedrich Schiller's, deren Tendenz eigentlich die ist, die Welt in Flammen aufgehen zu lassen. Der Natur der Sache nach war die gesellschaftliche Sitte des gesammten socialen Lebens dasjenige Gebiet, auf welchem dieser Kampf des Neuen gegen das Ueberlieferte, der Jungen gegen die Alten am sichtbarsten hervortrat. In Weimar wurde er in den Jahren 1775—80, den ersten Jahren der Freundschaft zwischen Karl August und Goethe, geführt durch offene Verachtung und Verhöhnung Dessen, was bis dahin die Convenienz als schicklich und anständig bezeichnet hatte. Kanonenstiefel, Sporen und Hetzpeitsche schienen nicht nur für Markt und Straße die einzige manneswürdige Tracht, sie war auch am Hofe Karl August's und in den Gemächern seiner Mutter Anna Amalia courfähig.

Aber der Sturm, der dem Frühling Bahn schafft, entwurzelt auch die Eiche und führt die Fluthen über des Zöllner's Haus. Was Wunder, wenn jener gewaltige Kampf gegen den steifen Zwang der alten Sitte sich

Der verliebte Alcalde.

Nach einer Originalzeichnung von Eberle

n blindem Eifer an den älteſten, heiligſten Inſtitutionen vergriff? Und das at er gethan, denn er hat die Heiligkeit der Ehe wankend gemacht. Wenn harlotte v. Stein, Charlotte v. Kalb, Caroline v. Beulwitz, Caroline chlegel, Thereſe Forſter aus der in Sturm und Drang groß gewordenen eneration entſchieden die glänzendſt begabten Frauen und zugleich ebenſo iele Beiſpiele für ein mehr oder weniger leichtes Sichhinwegſetzen über die trengen Forderungen der Ehe ſind, ſo darf die Sache nicht damit abgethan erden, daß man den Stein gegen dieſe Frauen erhebt — der denkende Beobach- er muß darin die Symptome einer Krankheit der Zeit erblicken. Und das uffallende an der Sache iſt nicht, daß jene Frauen ſo handelten, ſondern aß ihr Handeln nicht als etwas Ungehöriges vom Publicum angeſehen und eſprochen wird. Es iſt nicht zu leugnen, die Ehe hat im Sturm und Drang inen harten Stoß erlitten und im allgemeinen Bewußtſein der Gebildeten n Heiligkeit verloren. Was eine der obengenannten Frauen bei Gelegen- heit einer von ihr zuſtande gebrachten Verlobung von dem Paare ſagt: „Sie ſind im Klaren zuſammen, und einverſtanden, daß die Heirath kein Band der Seelen iſt — ſo werden ſie ſich nicht falſch begegnen“, dieſe Worte bezeichnen eine damals allgemein verbreitete, als modern und vorurtheilsfrei geachtete Anſchauung.

Mit dieſer Richtung ihrer Zeit haben auch unſere beiden großen Dich- ter ſich abzufinden gehabt. Ob Goethe jemals über ſie hinausgekommen? Sein Leben und in ſeinem neunundfünfzigſten Jahre der Roman „Die Wahl- verwandtſchaften“ ſprechen faſt dagegen. Schiller hat dieſe Anſchauungen über- wunden, daß es ihm gelang, ſich und damit vielen Anderen die Freiheit von denſelben zu erkämpfen; wie viel dazu ſein eigener energiſcher Wille, wie viel ein günſtiges Geſchick gewirkt hat, wer wagte das zu entſcheiden? Aber ſicher iſt, daß das Schickſal ihm für Kampf und Sieg einen Preis ſtellte, der nicht nur den Kampf kämpfenswerth, ſondern auch den Sieg dauernd machte; dieſer Preis war Charlotte v. Lengefeld. Daß der Kampf um dieſen Preis gerade in die Periode fällt, in welcher die verſchiedenſten Einflüſſe wirkſam waren, um den Sturm und Drang in Schiller zu ſänftigen, ſeinen Geiſt zu klären und zu läutern, iſt kein Zufall. Im Gegentheil, Lotten's Einfluß in dieſer Richtung iſt, wenn auch einer der lindeſten, doch einer der wirkſamſten geweſen, und dies zugleich pſychologiſche und culturhiſtoriſche Intereſſe des Liebesromans von Schiller und Lotte ſoll der Gegenſtand unſerer Betrachtung ſein.

Der Roman hat ein Vorſpiel. Es war gegen Abend des 1. Mai 1783, als ein wohlbepackter Reiſewagen am Eßlinger Thor Stuttgarts hielt. Die Inſaſſen waren eine ſtattliche, würdevolle Dame, von ihren beiden Töchtern chère mère genannt, dieſe beiden Töchter ſelbſt lebhaft und ungezwungen, die ältere geiſt- voll und excentriſch, die jüngere von einer mehr gleichmäßigen, beſcheidnern Lebendigkeit, jene Line, dieſe Lolo angeredet, und endlich ein junger Herr vom Mittelſchlage, bei dem es ſchwer wird, beſondere Merkmale zu finden. Ein Romanſchreiber hätte wohl Zeit und Gelegenheit gehabt, alle dieſe Bemerkungen zu machen, während der Wagen hielt, denn es war zum Ver- druß der jungen Damen ein langes und ſcharfes Verhör, in welches die Thorwache die Reiſenden nahm, ehe ſie die Einfahrt durch das Thor ge- ſtattete. Eben derſelbe Romanſchreiber hätte bei der Gelegenheit erfahren können, daß die würdige Dame die verwittwete Frau Oberjägermeiſter Louiſe Juliane v. Lengefeld aus Rudolſtadt war, mit ihren beiden Töchtern Caroline

und Charlotte, und ihrem künftigen Schwiegersohne, Herrn v. Beulwitz, Carolinen's Bräutigam, und daß sie auf der Durchreise nach der Schweiz einige Tage bei ihrer Verwandten, der Frau v. Wolzogen, in Stuttgart zuzubringen gedachten. Schließlich muß sich die Thorwache wohl von der Ungefährlichkeit der Reisenden überzeugt haben, denn Thatsache ist, daß sie die folgenden Tage in der Gesellschaft der Frau v. Wolzogen in Stuttgart und Umgegend verlebten. In der nähern Umgebung Stuttgarts wurden die Lustschlösser des Herzogs, Hohenheim und die Solitüde, besehen. Am 5. Mai fuhren sie auf die Solitüde. Außer dem schönen Garten mit seinem Lorbeersaal und dem großen Wildpark hatte dieser Ort noch eine besondere Sehenswürdigkeit: der alte Hauptmann, der die Aufsicht über Gärten und Gebäude des Schlosses führte, war der Vater Friedrich Schiller's. Frau v. Wolzogen war durch ihren ältesten Sohn Wilhelm, einen Akademiegenossen des Dichters, mit diesem und seiner Familie bekannt geworden. Für die beiden jungen Mädchen war diese Bekanntschaft von hohem Interesse. Beulwitz hatte ihnen die Räuber in Rudolstadt vorgelesen, auch aus der Anthologie kannten sie Einiges. Was aber den Dichter noch interessanter machte, war seine Flucht aus Stuttgart, unternommen, weil sein Herzog dem jungen Regimentsmedicus das Dichten verboten hatte. Nach kurzem Aufenthalt in Mannheim war er dann verschwunden, Niemand wußte recht, wo er war. Frau v. Wolzogen freilich hätte es ihnen sagen können; sie selbst hatte ihm Bauerbach als Asyl vor des Herzogs Verfolgung angeboten; dort schrieb er im Stillen Cabale und Liebe, dort arbeitete er am Don Carlos. Aber die Wolzogen wird sich gehütet haben, es zu verrathen, denn ihr und ihrer Söhne Interesse war es, daß die Sache verschwiegen blieb. Kurz, es war eine vielfach interessante Fahrt, die unsere Reisenden nach der Solitüde machten. Zukunftsahnungen bewegten freilich Lotten's munteres Herz nicht, aber die Leute können ihnen nicht schlecht gefallen haben. War Frau v. Lengefeld würdevoll in ihrem Benehmen, so wußte Vater Schiller den adeligen Damen noch ganz nach altem Stil die gewissenhafteste Artigkeit entgegenzusetzen. Die Frau Hauptmännin war eine lange, sanfte Gestalt, schwach von Sorgen und Krankheit. Von den drei Töchtern behielt die älteste, Christophine, Lotten's anmuthiges Bild unauslöschlich im Gedächtniß. Als alte Tante hat sie Schiller's jüngster Tochter, der vor kurzem verstorbenen Frau v. Gleichen, erzählt, Lotte habe damals in einem reizenden himmelblauen Jäckchen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht; als sie den Schnitt des Jäckchens lobte, bot Lotte ihr naiv an, das Muster abzuschneiden, und in der größten Eile wurde das Werk in einem Nebenzimmer vollbracht. Ja, Empörer gegen die Lächerlichkeit und Steifheit der alten Sitte, Demokraten vom reinsten Wasser waren die beiden jungen Damen, die am 10. Mai den Boden der schweizerischen Republik betraten, so ernst und gemessen auch die chère mère, so langweilig auch der Begleiter aussah; am Abend des Tages vertrauten Beide dem Tagebuch ihre Wonne über den Hauch der Freiheit an, der sie in diesem glücklichen Lande umwehte, wo der Despotismus nicht die Herzen der Bewohner verfinsterte.

Der Grund der Schweizerreise war Lotte. Froh, ihre älteste Tochter durch Beulwitz versorgt zu wissen, hatte die gute chère mère mit nicht geringerer Freude die Aussicht begrüßt, ihre Lolo als Hofdame der edlen Erzogin Louise v. Weimar, Karl August's Gemalin, versorgt zu sehen, und um ihr die für diese Stellung noch fehlende Beherrschung der französi-

und Zeichenkunst fand sie während des einjährigen Aufenthaltes in Vevey an Bergen und Seen der Schweiz, für ihren muntern Geist und ihr Verlangen nach französischer Sprache an den angenehmen Bekanntschaften, die man machte, hinreichende Nahrung und Bildung; aber wie stand es mit der Hofdame? „Ich könnte so ein Leben nicht aushalten", schreibt sie später an den Geliebten, „und wäre, glaube ich, ganz stumpf geworden an Geist und Herzen, oder gar gestorben. Gleich in der Schweiz, da die Natur mit so mächtigen Eindrücken auf mich wirkte, wurden mir diese Pläne für mein künftiges Leben verhaßt und ich lernte früh fühlen, wie wenig ich gemacht bin, so ein Leben zu führen." Nach Jahresfrist, als der Zweck der Reise erreicht schien, trat man die Rückreise über Zürich an, zwang Lavater, sich in den drei Stammbüchern zu verewigen, und dann ging es über Basel den Rhein hinunter nach Mannheim. Dort war seit Sommer des vorigen Jahres Friedrich Schiller wieder erschienen und als Theaterdichter angestellt. Diese Berühmtheit konnte doch nicht ungesehen bleiben und am 6. Juli 84 fand Schiller, als er nach Hause kam, die Visitenkarten des Herrn v. Beulwitz und der Frau v. Lengefeld auf seinem Zimmer. Ungern entschloß er sich, ihnen seine Aufwartung zu machen, aber er entschloß sich doch und traf sie gerade noch kurz vor ihrer Abreise. Er fand nichts weiter interessant an den Leuten, als daß sie Verwandte der Frau v. Wolzogen waren. „Sie glauben nicht, meine Beste", schreibt er an diese, „wie theuer mir Alles ist, was von Ihnen spricht und nach Ihnen verlangt." Die Töchter erwähnt er gar nicht. Wie sollte er auch? Hatte er doch vor einem Monat die geistreiche junge Frau v. Kalb kennen gelernt, die für mehrere Jahre sein Herz nicht gerade als glücklicher Dämon beherrschen sollte.

Die beiden Menschen, die bestimmt waren, sich einst das höchste Glück zu geben, gingen ahnungslos — und theilnahmlos aneinander vorüber und weit führten ihre Wege sie auseinander, ehe sie sich fanden. Beide Wege muß ich kurz skizziren.

Die Ehe, welche Caroline nach der Rückkehr aus der Schweiz mit Beulwitz schloß, wurde keine glückliche. Er war kenntnißreich und ehrenwerth, hatte aber zu viel mürrische Launen und zu wenig Zartgefühl, um seine nervenschwache und geistesstarke Frau glücklich zu machen. So lebte diese auch nach der Verheirathung fast ganz in dem benachbarten Elternhause und führte mit der jüngern Schwester ein stilles, der Natur und Literatur gewidmetes Leben. Die steife und altmodische Geselligkeit des Rudolstädtchens schreckte ab, eine bessere Gesellschaft fanden sie an Dichtern und Romanen Englands, die namentlich Lotte mit gesundem Sinne den französischen vorzog. Ein willkommener Umgang war der mit der Freundin Friederike v. Holleben, genannt die oder das Kleine, und mit Frau v. Stein, der Gattin des weimarischen Oberstallmeisters v. Stein auf Kochberg, eine Stunde von Rudolstadt. Diese Dame, die Perle der weimarischen Gesellschaft, berühmt durch die vierzehnjährige Leidenschaft Goethe's zu ihr, hat auf Lotten's Bildung einen in jeder Beziehung veredelnden Einfluß gehabt. Bei ihr weilte Lotte oft und gern; mit ihrem Sohne Fritz, Goethe's Liebling, stand sie in einem geschwisterlichen Verhältniß, sie nennt ihn ihr Brüderchen, später als Frau auch gern ihr enfant.

Neben so spärlichem Umgang pflegten die Schwestern mit Liebe die

Erinnerungen an den Genfer See und die Correspondenz an die schweizer Freunde und an Wilhelm v. Wolzogen, den sie in Stuttgart kennen gelernt hatten. Während die ältere Schwester in den Briefen an diesen philosophirt und moralisirt und bald seine glühende Leidenschaft für sie in Schranken zu halten hat, ohne dabei die ihrige verbergen zu können, streitet Lolo mit ihm, ob er ihr Onkel oder ihr Vetter sei, und als er später nach Paris ging, gab sie ihm den Auftrag, ihr einen langbeinigen Franzosen mitzubringen.

Indessen dem Franzosen kam ein Engländer zuvor. Karl Ludwig v. Knebel, ein galanter Hofmann aus Weimar und engbefreundet mit dem Hause auf Kochberg, der Jena zu seinem Lieblingssitz erkoren, brachte von dort zwei Schotten, Lord Inverary und Capitän Hiren, in das Lengefeld'sche Haus. Hiren und Lotte gefielen sich, und als im Winter 86 auf 87 Letztere in Gesellschaft der Kleinen in Weimar war, wurde die Bekanntschaft genauer, die aufkeimende Neigung blieb kein Geheimniß und wurde vom Herzog gern gesehen. Der Schalk Amor aber hatte auch des guten Herrn v. Knebel ältliches Herz gerührt und beide Verehrer schrieben sich im Februar in Lotten's Stammbuch, Hiren mit einigen ernsten, gefühlvollen Worten aus Otway, Knebel mit einem Gedicht eigener Fabrik, das zu charakteristisch für des Mannes süßliche Galanterie ist, die stets an Worten Ueberfluß hat, als daß ich es Ihnen hier vorenthalten möchte; es lautet:

„Lehrreich wie die Nachtigall,
Wie das Turteltäubchen sittsam,
Und an süßen Artigkeiten
Gleich des Waldes schönen Sängern,
Die den Thau des Morgens trinken
Und auf Aesten schwankend schweben,
So geht dort die Schäferin
Und verdunkelt neben sich
Den Krystall der reinen Quelle."

— — — — — — — — —

Nach Rudolstadt zurückgekehrt, empfing Lotte um Ostern Hiren's Besuch; er eröffnete ihr, daß Ehre und Vaterland ihn nach England und Ostindien riefen. Sie schenkte ihm ihre Silhouette; so schieden sie, ob mit der Hoffnung auf Wiedersehen, ist nicht zu entscheiden. Hiren's Abschiedsbrief aus Jena, der erhalten ist, ringt nach dem Ausdruck des Trennungsschmerzes. Zuletzt schrieb er aus Rotterdam, am 2. August 87, an Lolo; sie antwortete im selben Monat nach London, damit war die Correspondenz beendet. Aber Lotten's Seele blieb verwundet. Wenn sie auch äußerlich die alte Munterkeit nicht verlor, sogar Neckereien harmlos aufzunehmen wußte: ihr Tagebuch erfährt bis in den Sommer des nächsten Jahres nur trübe über das Meer wandernde Gedanken, ja, es soll auf die melancholischste aller Fragen Antwort geben: „Was ist das Leben? Wer kann uns das enthüllen?" Das ist die Stimmung, in der sie Schiller wiedersah und aus der auch seine Bekanntschaft sie nur allmälig und nicht ohne Widerstreit der alten Neigung zu e heben vermochte.

Schiller verlebte unterdessen seine Mannheimer Zeit in stets wachsende Leidenschaft zu der schönen, geistvollen jungen Frau v. Kalb, Gattin de Majors Heinrich v. Kalb. Sie war eine Natur, ähnlich der Caroline v Beulwitz. Willen- und neigungslos war sie die Ehe eingegangen, zu d selbstsüchtige Familieninteressen sie überredet hatten. Sie und Schiller hatte

einander beim ersten Begegnen gefesselt und diesen Fesseln konnte Keiner von Beiden sich wieder entziehen. Es war ein Gewaltschritt, den Schiller im Frühjahr 85 that, als er Mannheim verließ und nach Sachsen ging. Dorthin zog ihn die brieflich angeknüpfte Freundschaft mit dem jungen Rath Körner in Dresden und mit dessen liebenswürdiger Familie. In diesem aufgeklärten, freien und doch maßvollen Cirkel durfte er Heilung und Läuterung für seinen in geistigem und materiellen Sturm und Drang fast zerrütteten Geist erwarten. Dorthin zog ihn Weimar, mit dessen edlem Herzog er schon von Mannheim aus in Darmstadt angeknüpft und von ihm den Titel eines weimarischen Raths erhalten hatte. So traf er im April 85 in Leipzig ein. Die persönliche Freundschaft mit Körners führte ihn bald nach Dresden und dort hat unter dem Einfluß des Körner'schen Umgangs und des Geschichtsstudiums in den Jahren 85—87 die Klärung und Umbildung seines Geistes begonnen, die ihn allmälig der ästhetischen und sittlichen Vollendung, der schönen und edlen Humanität entgegenführte. Im April 86 schreibt er an Körner: „Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch erstaunlich viel lernen muß, säen muß, um zu ernten. Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebensowenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße; Elemente müssen ihren Stoff zutragen, um in vollen, saftigen Blättern ihn auszuschwellen. Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander Geschichte studirt hätte; ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein."

Und er wurde ein ganz anderer Kerl. Soweit der Marquis Posa von Karl Moor entfernt ist, so hoch stand über dem Dichter der Räuber der Schiller, der am 21. Juli 1787 Abends in Weimar eintraf: das Centrum des deutschen Geisteslebens hatte auch ihn mit magnetischer Kraft in seinen Bann gezogen. Aber noch ein besonderer Magnet hatte mitgewirkt. Charlotte v. Kalb, von ihm schlechthin Charlotte genannt, war seit dem Beginn des Sommers in Weimar, um für ein zunehmendes Augenleiden bei Hufeland Heilung zu suchen. Daß seine erneute Leidenschaft zu dieser Frau für die eben begonnene Consolidirung seines Geistes nicht günstig wirken konnte, liegt auf der Hand. Ihre Freundschaft war in Weimar allgemein bekannt und fand auch am Hofe zarte Berücksichtigung. Er ging täglich zwei Mal zu ihr und es waren Zeiten, wo in der That Beide daran dachten, Charlotten's Ehe zu lösen und eine neue zu schließen. War es wohl ein Monolog seiner Vernunft, gleichsam eine Zuflucht vor dieser aufreibenden, ungesunden Leidenschaft, wenn er dazwischen wieder Körnern und sich selbst von einer Heirath mit einer der fünf Töchter Wieland's vorredete? Wie weit seine Vernunft, sein Wille würden gereicht haben, wer vermag es zu beurtheilen? Das Schicksal führte ihn während einer kurzen Abwesenheit der Frau v. Kalb einen Weg, der ihn in stetig wachsender Distance von ihr trennen sollte.

Schiller's älteste Schwester Christophine war seit 86 an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen verheirathet. Diese, wie auf dem benachbarten Bauerbach Frau v. Wolzogen, hatte Schiller schon lange eingeladen, sie von Weimar aus zu besuchen. Im November 87 folgte er der Einladung, traf in Bauerbach seinen Stuttgarter Freund, Wilhelm v. Wolzogen, und dieser, der von dort aus seine superklugen Cousinen, wie er sie nannte, in Rudolstadt besuchen wollte, beredete Schiller, mit ihm auf der Rückreise im Hause Lengefeld einzukehren. Wieder entschloß sich Schiller nur ungern, aber er

entschloß sich, und so sahen die beiden verwünschten Prinzessinnen an einem trüben Decembertage, es war der 6., zwei Reiter die einsame Straße herunterkommen. Sie waren in Mäntel gehüllt; die Damen erkannten ihren Vetter Wilhelm v. Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war ihnen unbekannt und erregte ihre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, am Abend einzuführen. Das Schicksal führte den beiden Schwestern ihre Männer zu. „Als wir wußten", erzählt Lotte später, „Du kämst zu uns, bat Line mich recht ernstlich, ich solle doch ja sprechen (weil sie mir immer vorwirft, ich ließe sie allein reden). Ich versprach es aus Gefälligkeit, denn ich war nicht ganz wohl und hatte Kopfweh; aber meine Gefälligkeit reute mich nicht, denn ich fand Deinen Geist sehr interessant und freute mich nachher, daß ich mehr als gewöhnlich gesprochen hatte." Schiller meldet an Freund Körner: „Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Freiheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen schönen Abend machte."

Also das Interesse war geweckt, das Weitere sollte sich finden. Auf einer der letzten Redouten des nächsten Jahres 88 sah Schiller in dem bunten Gewühl auf einmal Fräulein von Lengefeld vor sich stehen. Dieselbe war seit Ende Januar in Weimar und logirte bei Frau v. Imhof, der Schwester der Stein. Glücklicherweise war Schiller in diesem Hause bekannt, auch entspann sich ein freundliches Verhältniß zwischen Lotte und der Kalb, so daß Schiller nicht selten das Vergnügen, ihr nahe zu sein, genoß. Am 5. Februar, zu Fastnacht, war er im Hause der Imhof, am 12. schreibt er an Körner: „Eine Frau habe ich noch nicht, aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Es ist eine alte Erfahrung, wenn erst die Fürbitte der Freunde gegen die Gefahr des Verplemperns angerufen wird, so kommen alle Fürbitten zu spät. Langsam keimte in ihm die neue Neigung, stritten doch täglich zwei Charlotten in seiner Brust. Am 6. März vertraut er dem Freunde: „Neuerdings ließ ich ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst (die Kalb), die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt."

Lotte findet, daß Schiller bei näherer Bekanntschaft immer mehr gewinnt; „er ist so einfach und gut, daß man gern mit ihm umgehen mag." Uebrigens war eine leise Melancholie noch nicht von ihr gewichen, Hiren's Andenken beschäftigte ihr Herz noch ebenso wie die Weimarer Zungen. Karl August schickte ihr für einen neuen Garten, den man in Rudolstadt anlegen wollte, einen ausgestopften Reiher, dessen englische Bezeichnung Hiren sie an seinen ungetreuen Namensvetter erinnern sollte, und schrieb dabei: „Hier schicke ich den ersten Beitrag zu Lottchen's englischen Gartenanlagen, einstweilen in die Menagerie, die Bäumchen folgen ehestens." Hinter war auch das Feldgeschrei Knebel's, mit dem er sich in den Besitz der von Freund verlassenen Veste zu setzen gedachte.

(Schluß folgt.)

Heinrich von Kleist.

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters.

Von **Otto Franz Gensichen.**

(Schluß.)

In der durch den Siebenjährigen Krieg arg geschädigten, trotz ihres Meßhandels und ihrer Universität recht kleinbürgerlichen und höchst provinziellen Stadt Frankfurt wuchs Heinrich von Kleist zwischen fünf älteren Schwestern und einem jüngern Bruder heran. Seine Eltern, von denen uns nichts berichtet wird, starben früh; nach ihrem Tode übernahm Frau von Massow, die Schwester der Mutter, den Haushalt und die Pflege der Kinder.

Den ersten Unterricht erhielt Heinrich bei einem Hauslehrer in Gemeinschaft mit einem melancholischen, geistesträgen Vetter, der sich später als junger Officier den Tod gab.

Mit elf Jahren wurde er dem Prediger Catel in Berlin zur weitern Ausbildung anvertraut. Ueber die folgenden fünf Jahre herrscht völliges Dunkel; 1792 trat er in die preußische Armee und verschwindet dann wieder für uns. Erst 1795 taucht er zufällig auf, eben im Begriff, als Junker den Rheinfeldzug mitzumachen, nach dessen Beendigung er noch in demselben Jahre als Fähndrich nach Potsdam kam. Hier vollzog sich jetzt in ihm ein geistiger Umschwung, der ihn nach langen Kämpfen mit seiner Familie endlich seinen Abschied nehmen und zu Ostern 1799 nach seiner Vaterstadt übersiedeln ließ, um dort die Universitätsstudien nach eigenem Plan zu beginnen. Ein kleines Vermögen schützte ihn vor dem Aeußersten und in seiner Schwester Ulrike, „der schwesterlichsten der Seelen", fand er jene vertraute Freundin, deren er so sehr bedurfte.

Er betrat den gefährlichen Weg des Autodidakten und studirte ohne schulmäßige Vorkenntnisse mit unglaublichem Eifer Mathematik, Philosophie und Physik. Hatte in Potsdam eine zärtliche, aber nicht glücklich endende Liebe zu einem adeligen Fräulein seinen Entschluß, sich der Wissenschaft zu widmen, vollends zur Reife gebracht, so studirte er jetzt in Frankfurt mit gesteigerter Energie, da er sich im Winter 1799 auf 1800 mit Wilhelminen von Zenge verlobt hatte.

Noch schien sich der Dichter in ihm nicht zu regen; aber das Verhältniß legte ihm neue Pflichten und die Wahl eines bestimmten Lebensberufes auf. Er ging im Sommer 1800 nach Berlin und näherte sich, wahrscheinlich von den Eltern seiner Braut gedrängt, dem Minister von Struensee, dem Chef des Accise- und Zolldepartements. Aber zu einer festen Anstellung kam es nicht und Kleist rettete sein bewegtes, von tausend Plänen gährendes Inneres auf eine erquickende Reise hinaus, welche er mit seinem Freunde vo Brockes Ende August unter falschem Namen über Dresden und Bayre nach Würzburg antrat. Hier verweilten beide Freunde etwa einen M at und hier fand Kleist, nach dem Ton seiner Briefe an Ulrike und W elmine zu schließen, auch die Gewißheit seines Dichterberufes.

ortan gährte und brauste es noch ungestümer in ihm. Wohl kehrte er ... nach Berlin zurück, wohl nahm er seine wissenschaftlichen Arbeiten wi r energisch auf, aber eine definitive Anstellung im Staatsdienst, wozu M ... von Struensee sich gern geneigt zeigte, suchte und verlangte er nicht.

Wieder wollte er sich auf eine Reise hinausretten; vor derselben ließ er sich für seine Braut in Miniatur malen. Es ist das einzige Bild, welches sich von Kleist erhalten hat, doch sagt es wenig. Sein Biograph Adolf Wilbrandt schreibt darüber mit Recht: „Die Formen sind ohne Geist behandelt, ein gezwungen heiterer Ausdruck verwischt vollends jede Spur der großen innern Revolution, in der er sich damals befand. Ueber die hohe Stirn fällt das vornübergestrichene Haar; auffallend sind die vollen Lippen und der rundliche Kopf; wie viel daran der Schöpfer, wie viel der Maler schuld ist, läßt sich nicht entscheiden. Sonst wissen wir über Kleist's äußere Erscheinung nur, was Tieck gelegentlich sagt: „Es war von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern. Er schien mir mit den Bildern des Torquato Tasso Aehnlichkeit zu haben; auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein!"

Anders aber, als Kleist gehofft hatte, sollte diese Reise verlaufen. Er hatte allein sein wollen, um mit seinem bewegten Innern sich in's Klare zu setzen. Jetzt aber mußte er infolge eines früher einmal gegebenen Versprechens seine Schwester Ulrike als Reisebegleiterin mitnehmen. Wohl hing sie ihm mit der innigsten Liebe an, wohl brachte sie später für ihn die größten Opfer, aber nach dem Geständniß ihres Bruders „ließ sich", wie Goethe sagt, „nicht an ihrem Busen ruhen".

Mitte April 1801 verließ er in wenig freudiger Stimmung Berlin mit Ulriken und einem Bedienten. Sie reisten zunächst nach Dresden und durchstreiften die ganze Umgegend bis nach Böhmen hinein. Dann ging es über Leipzig, Halle, Göttingen, Halberstadt (wo ihn der alte Gleim mit Zärtlichkeit empfing), Wernigerode (wo die Stollberg'sche Familie sie freundlichst aufnahm), Kassel und Frankfurt am Main nach Mainz, von wo aus sie zu Schiff bis Köln den Rhein hinunterfuhren. Im Juli trafen sie dann in Paris ein, wo sie täglich im Hause der Frau von Lalande, der Tochter des berühmten Astronomen, verkehrten. Durch Alexander von Humboldt und dem preußischen Gesandten Luccheſini ward er mit hervorragenden französischen Gelehrten bekannt, doch mied er deren Umgang und besuchte auch nur selten eine akademische Vorlesung. Aber der Dichter erwachte hier von neuem in ihm und stürzte sich mit dämonischem Ehrgeiz auf dasjenige Werk, welches ihn bis an sein Lebensende beschäftigen sollte: „Robert Guiscard."

Bisher hatte Kleist sein süßes Geheimniß streng geheim gehalten; jetzt entdeckte es Ulrike und da sie nicht an seinen Dichterberuf glaubte, sondern ihn bei den Wissenschaften festzuhalten versuchte, so kam es zu unerquicklichen Auftritten zwischen Beiden. Auch zu seiner Braut trübte sich sein Verhältniß und da sie wohl einsahen, daß sie mit einander und durch einander nicht glücklich werden konnten, so wurde die Verlobung nach kaum zweijährigem Bestehen wieder aufgelöst. Kleist hatte schon lange den Plan gehegt, sich in der Schweiz anzukaufen und dort als Landmann selbst sein Brod zu gewinnen; jetzt, auf der Rückkehr von Paris im November 1801, trennte er sich in Frankfurt am Main von Ulrike und wanderte mit einem ehemaligen Dresdener Freund, dem Maler Lohse, über Basel nach Bern. In letzterem Ort suchten und fanden sie den Schriftsteller Zschokke, durch welchen Kleist mit dem jüngern Dichter Ludwig Wieland, dem Sohn des alten Christoph Martin Wieland, und mit dem Buchhändler Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, bekannt wurde. Ohne selbst seßhaft zu werden, verweilte Kleist

faſt ein Jahr in der Schweiz, bald in Bern, bald in Thun, bald auf der Aarinſel am Ausfluß des Thunerſees lebend. Hier, in der großartigen, ruhigen Natur, im Verkehr mit Geßner, Zſchokke, Wieland fand er die Gewißheit ſeines Dichterberufes, und „Die Familie Schroffenſtein", „Robert Guiscard", „Der zerbrochene Krug" reiften mälig heran.

Im Herbſt 1802 war Kleiſt nach Deutſchland zurückgekehrt und war in Jena von Schiller, in Weimar von Goethe freundlich aufgenommen worden.

Hier traf er auch ſeinen ſchweizer Freund Ludwig Wieland wieder, welcher ihn mit ſeinem Vater bekannt machte, und im Januar 1803 zog Kleiſt nach Osmannſtädt, dem Landgut des alten Wieland, hinaus. Wie große Hoffnungen der Dichter des „Oberon" auf den jungen, kraftgenialen Stürmer ſetzte, wurde ſchon oben erwähnt; ja, er war ſogar willens, ihm ſeine Tochter, welche in wechſelſeitiger Neigung an Kleiſt hing, zur Gattin zu geben. Wodurch ſich dieſe beglückende Ausſicht trübte, wiſſen wir nicht; aber plötzlich, am 13. März 1803, treffen wir Kleiſt in Leipzig wieder und von hier an beginnt die martervollſte Epoche ſeines Lebens.

Ueberblicken wir ſeinen bisherigen Entwickelungsgang, ſo werden wir den traurigen Ausgang entſchuldbar finden. Aufgewachſen in dem damals noch ziemlich rohen märkiſchen Adel, mit mangelhafter Schulbildung ausgerüſtet, ohne beſondere Vorliebe in den Soldatenſtand hineingedrängt, ſeiner Fähigkeiten ſich völlig unbewußt, dann den gefahrvollen Weg des Autodidakten wandelnd, ſich mit planloſen Studien überbürdend, unſicher nach einer eigentlichen Lebensaufgabe umhertaſtend, erſt im fünfundzwanzigſten Jahre die Gewißheit ſeines Dichterberufes gewinnend, kann es da befremden, wenn er jetzt mit krankhaftem, dämoniſchem Eifer über ſein Ziel herfällt, wenn er nicht mehr geduldiger Anfänger, ſondern ſogleich Meiſter in ſeiner Kunſt werden will, wenn er in haltloſem Schwanken ſeine Gaben bald über-, bald unterſchätzt, wenn er ſich jetzt das eine Ziel ſteckt, der größte Dichter ſeiner Nation zu werden und auch Goethe zu überwinden, und dann wieder auf die ihm von der Hölle verliehenen halben Talente ſchmäht und Selbſtmordgedanken nährt?

Es iſt ein trauriges Schauſpiel, das ſich uns ſeit ſeinem Scheiden von Osmannſtädt darbietet. Leipzig, Dresden, Thun, Mailand, Genf, Paris ſehen ihn wieder als unſtäten Wanderer; im October 1803 will er franzöſiſche Kriegsdienſte nehmen, um ſich an der großen, gegen England geplanten Expedition zu betheiligen und dabei einen ruhmvollen Tod zu ſuchen. Durch Vermittelung zufällig getroffener Bekannter wird er daran verhindert und durch einen Paß vom Marquis Luccheſini nach Potsdam zurückgeſchickt.

Hier traf er im Juni 1804 wieder ein, nachdem er in Mainz und Wiesbaden eine tödtliche Krankheit beſtanden, die ihn wahrſcheinlich vor [illegible]nigem Wahnſinn rettete. Ulrike eilte zu ſeiner Pflege nach Potsdam, die [illegible]nſt des Königs wurde wieder nachgeſucht, in Berlin, wo er mit Chamiſſo, [illegible]mhagen, Neumann, Fouqué bekannt wurde, ward eifrig Cameralwiſſenſ[illegible]ft ſtudirt, und im Winter von 1804 auf 1805 ward er endlich als Diät[illegible] bei der Domänenkammer nach Königsberg in Preußen verſetzt.

Als Diätar angeſtellt! Das alſo war das Ziel nach ſo krampfhaftem, j[illegible]relangem Ringen! Aber dem Willen der hochverehrlichen Familie, welche [illegible] immer nicht an unſeres Helden Dichterberuf glaubte, war wenigſtens [illegible]igt und eine Anſtellung gefunden. „Von Alters her", ſchreibt Thomas

Carlyle einmal, „hat man gefunden, daß, wenn die Götter unter den Menschen erscheinen, es selten in kenntlicher Gestalt geschieht; so geben die Rinderhirten des Admetus dem Apollo einen Trunk aus ihrem bocksledernen Schlauch, ohne sich träumen zu lassen, daß es der Sonnengott ist.“ Auch schien Kleist selbst „so unsternmüde, so schicksalzerzaust“ zu sein, daß er sich willig Allem fügte. Erst die großen politischen Ereignisse von 1805 rüttelten ihn wieder aus seiner Lethargie. Bisher hatte er nur „Die Familie Schroffenstein“ und auch diese anonym erscheinen lassen; jetzt schrieb er „Die Marquise von O.“, den „Amphitryon“ und beendete den bereits begonnenen „Zerbrochenen Krug“. Seit dem December 1805 bezog er durch Vermittelung einer hochgestellten und ihm herzlich befreundeten Verwandten von der Königin Luise eine jährliche Pension von sechzig Louisdor, und da sich jetzt der Dichter wieder gewaltig in ihm regte, so gab er, freilich zu Ulriken's höchstem Verdruß, im Frühjahr 1806 seine Stellung wieder auf und beschloß, fortan ganz seiner Kunst zu leben. Er arbeitete jetzt an der „Penthesilea“ und begab sich, nachdem er im Spätsommer zu seiner Kräftigung das Seebad von Pillau besucht hatte, im Januar 1807 von Königsberg fort, um über Berlin nach Dresden zu gehen. In Königsberg hatte er auch seine ehemalige Braut Wilhelmine von Zenge als die Gattin des Kantianers Professor Wilhelm Krug getroffen und war zu ihr und ihrem Hause in freundschaftliche Beziehung getreten. Seine Dresdener Reise sollte indeß schmählich vereitelt werden, denn kaum hatte er Berlin betreten, so wurde er nebst seinen beiden Reisebegleitern, zwei preußischen Officieren, vom französischen Gouvernement verhaftet und mit jenen als Kriegsgefangener nach Frankreich geschickt, wo sie anfangs im Schlosse Joux bei Pontarlier, später in Chalons sur Marne internirt wurden. Erst Mitte Juli 1807 erfolgte auf Ulriken's energische Verwendung seine Befreiung, und er ging nun zunächst nach Dresden, wo er die „Penthesilea“ beendete. Hier begann für ihn eine kurze Zeit des Glückes; durch Schiller's Freund Körner, durch Friedrich von Gentz, Adam Müller, Baron Buol, Ludwig Tieck wurde er außerordentlich gefeiert und gefördert; der „Amphitryon“ ward in großen Gesellschaften vorgelesen, „Der zerbrochene Krug“ auf einem vornehmen Liebhabertheater gespielt und der Dichter an der Tafel von schönen Händen mit dem Lorbeer gekrönt. Einflußreiche Bekanntschaften eröffneten ihm die Aussicht auf die Directionsstelle am Wiener Burgtheater; Adam Müller begründete mit Anderen das Kunstjournal „Phöbus“, welchem auch Goethe seine Theilnahme zusagte, und dessen poetischen Theil Kleist übernahm.

Anfang 1808 erschien das erste Heft des „Phöbus“, dessen April- und Maiheft das Fragment „Robert Guiscard“ brachte. Auch „Das Erdbeben in Chili“ und „Die Verlobung in St. Domingo“ entstanden wohl hier in Dresden; ebenso „Das Käthchen von Heilbronn“, „Michael Kohlhaas“, „Der Findling“ und „Die Hermannsschlacht“. So glücklich und productiv er als Dichter in diesem Jahre 1808 war, so glücklich war er in demsel n auch noch einmal als Liebender. Er hatte im Körner'schen Hause ein rei s und liebenswürdiges junges Mädchen kennen gelernt, mit welchem ihn l d eine wechselseitige Neigung verband. Aber durch seine Grillenhaftigkeit tri te er sich auch dies schöne Verhältniß, und der demnächst erfolgende völ je Bruch soll ihn zu dem „Käthchen von Heilbronn“ veranlaßt haben.

Inzwischen realisirten sich wenige von den glänzenden Aussichten. n März 1808 machte „Der zerbrochene Krug“ auf der Weimarer Hofbü e,

eilich nicht ohne Goethe's Mitverschulden, entschiedenes Fiasco, und Kleist ächte sich dafür an dem Dichterheros durch eine Reihe unwürdiger Epiramme, die er im „Phöbus" veröffentlichte. Die „Penthesilea" mißfiel berall, die „Hermannsschlacht" wurde von der Censur verboten, das Käthchen von Heilbronn" kam erst im März 1810 in Wien zur Aufführung. Der „Phöbus" entsprach keineswegs den anfangs gehegten großen rwartungen und ging bereits im Februar 1809 wegen Mangels an geiegenen Beiträgen und zahlenden Abonnenten wieder ein. Kleist, in all' einen Träumen als Dichter und Liebender enttäuscht, trug sich mit den chwermüthigsten Selbstmordgedanken, und erst der französisch-österreichische Krieg rief ihn zu männlicher Energie zurück. Er schrieb jetzt seine patrioischen Gedichte und Prosaaufsätze und begab sich mit dem vierundzwanzigjährigen Friedrich Dahlmann zu Fuß nach Prag, um hier die nächste Zukunft abzuwarten. Dann ging es, aus Furcht vor dem in Eilmärschen vom Regensburger Schlachtfelde heranziehenden Napoleon, nach Wien, und sie kamen gerade noch rechtzeitig genug an, um den Kanonendonner von Aspern zu hören und am andern Tage die glorreiche Wahlstatt selbst zu betreten. Kleist's ganze Seele jauchzte dem Erzherzog Karl, dem „Ueberwinder des Unüberwindlichen", entgegen — freilich nur, um nach der Schlacht bei Wagram in desto tiefere Verzweiflung zurückzufallen.

Denn der Wagramer Sieg hatte nicht nur den Feldzug wieder zu Gunsten Frankreichs entschieden, er hatte auch Kleist's literarische Pläne vereitelt. Von Aspern war der Dichter mit Dahlmann nach Prag zurückgekehrt, und hier wurde er durch den ihm von Dresden her bekannten Baron Buol in die einflußreichsten Kreise eingeführt. Seine politischen Aufsätze fanden Beifall, man faßte den Plan, das für sie gedachte patriotische Wochenblatt unter dem Titel „Germania" zustande zu bringen, Kleist machte sich energisch an neue Arbeiten — da warf der Wagramer Sieg alles schön Geträumte in das Nichts zurück, und der von Schulden überbürdete Dichter mußte sich bittend an seine Schwester Ulrike wenden. Seine Kräfte erlagen; Dahlmann hatte ihn bereits verlassen und die Krankheit, die ihn jetzt in Prag niederstreckte, fand ihn vereinsamt auf seinem Schmerzenslager.

Der schon früher genährte Plan, Napoleon zu ermorden, tauchte während dieser trüben Tage von neuem in dem Unglücklichen auf, ohne jedoch weit über das bloße Wollen hinauszukommen. Im Uebrigen ruht über diesem Prager Aufenthalt ein tiefes Dunkel. Erst nach vier Monaten der Verschollenheit, im November 1809, treffen wir Kleist wieder in Frankfurt an der Oder und in Berlin, und schon am 19. März 1810 konnte er an Ulrike schreiben, daß das letzte und reifste seiner Dramen, „Prinz Friedrich von Homburg" beendet sei. Aber auch die gerechten Hoffnungen, die er auf dies Werk setzte, erfüllten sich nicht; es kam weder auf die Bühne, noch, wie es scheint, in die Hände des Königin Luise und blieb ungedruckt.

Jetzt war seine Kraft gebrochen. Wohl fand er in Berlin Adam Müller wie c, wohl lernte er in Achim von Arnim, Brentano und Fouqué neue, ein freiche Männer kennen — aber das Gespenst des Hungers trat ihm for n drohend zur Seite. Iffland lehnte das „Käthchen von Heilbronn" ab nd die Buchausgabe, welche der Dichter jetzt von diesem Schauspiel un von dem zweiten Band seiner Erzählungen veranstaltete, mochte wenig ger einbringen. Noch einmal warf er sich dem Journalismus in die Ar nd ließ am 7. October 1810 die erste Nummer der „Berliner Abend-

blätter" erscheinen. Aber das Journal war von Anfang an so jämmerlich redigirt und so mangelhaft ausgestattet, daß es bereits im Februar 1811 wieder einging.

In größter Verzweiflung vegetirt er jetzt langsam dem Selbstmorde entgegen. Seine pecuniären Mittel sind völlig erschöpft, seine geistigen Kräfte verbraucht. Noch einmal wendet er sich, um sein Leben zu fristen, an den König, und Friedrich Wilhelm III. stellt ihn durch ein königliches Handschreiben noch einmal unter den günstigsten Aussichten in der Armee an. Freilich kam dies Handschreiben nie zur Erfüllung; denn als der Dichter, um sich das nöthige Geld zur Equipirung zu verschaffen, nach Frankfurt hinüberreist, findet er bei den Seinen eine so enttäuschende Aufnahme, daß er jeder freudigen Zukunftshoffnung entsagt.

Für diese peinvollen letzten Wochen ist ein kleines, vor kurzem von Paul Lindau veröffentlichtes Schriftchen „Ueber die letzten Lebenstage Heinrich von Kleist's und seiner Freundin" außerordentlich wichtig. Lindau hat hier eine Menge bisher unbekannten, von dem Kriegsrath Peguilhen gesammelten Materiales zum ersten Male publicirt und dadurch die Biographien Kleist's von Bülow, Koberstein und Wilbrandt vielfach ergänzt und berichtigt. Nach Lindau's actenmäßiger Darstellung wurde Kleist, weil er wieder Geld brauchte, von den Seinen mit Vorwürfen der demüthigendsten Art empfangen; für seine Arbeiten und Pläne, für Das, was er geleistet hat und noch erstrebt, findet er nicht das geringste Verständniß; er gilt in den Augen der Seinigen nur noch als entarteter Nichtsnutz. Hierzu kam der patriotische Unmuth über die Allianz Preußens mit Frankreich — der Dichter verschmähte den letzten Rettungsanker und suchte den Tod.

Schon oft hatte er früher Selbstmordgedanken genährt und dabei stets den Wunsch gehegt, gemeinsam mit einem Freunde zu sterben. Er war in Berlin durch Adam Müller in die Familie des Rendanten Vogel eingeführt worden, und dessen Frau Henriette sollte die Todesgefährtin des unglücklichen Dichters werden. Seltsam, daß in dem Leben unserer größten Dichter die Liebe zu verheiratheten Frauen eine so hervorragende Rolle spielt. Lessing's freilich makellos reine Liebe zu Eva König, Goethe's Liebe zu Charlotte von Stein, Schiller's Liebe zu Charlotte von Kalb sind bekannt genug; ihnen schließt sich, als der Leidenschaftlichste und Unglücklichste, Kleist mit seiner Liebe zu Henriette Vogel an. Wie weit Kleist's Verhältniß zu Henriette sittlich rein geblieben, ist kaum zu entscheiden; aber in einem Briefe an seine Cousine Marie bekennt der Dichter, daß Henriette's Gatte „großmüthig genug war, sie ihm abtreten zu wollen", und die leidenschaftliche Wechselliebe Beider erhellt aus jeder Zeile der von Lindau veröffentlichten Correspondenz. Aber Henriette litt an einer unheilbaren Frauenkrankheit, und der Arzt, welcher nach ihrem Tode ihren Zustand untersuchte, äußerte sich darüber: „Ich wollte mich lieber zehnmal lebendig rädern lassen, als den Tod sterben, der ihr, wenn auch erst nach Jahren, bevorstand." Sie selbst hatte durch die allzu große Offenheit eines Chirurgen von der Unheilbarkeit ihres Leidens Kenntniß erhalten, und von Stund an sehnte sie sich wohl nach der Erlösung durch den Tod.

Am 20. November 1811 fuhr sie Mittags mit Kleist in eigenem Fuhrwerk von Berlin nach Wansee, eine Meile vor Potsdam, hinaus; am Nachmittage des folgenden Tages erschoß Kleist auf der sandigen Uferhöhe, welche dem alten Wirthshaus „Zum Stimming" gegenüberliegt, die geliebte Frau

in mit so sicherm Schuß durch das Herz, daß nicht ein Tropfen Blutes eflossen war. Man fand die Leiche in einer kleinen Vertiefung mit auf der ?rust gefalteten Händen ausgestreckt; Kleist kniete todt mit durchschossenem Lopfe vor ihr; Beide ganz unentstellt, mit einer heitern, zufriedenen Miene.

Halten wir dies mehr als traurige Lebensschicksal mit den zu Anfang ngedeuteten allgemeinen Gesichtspunkten zusammen, so werden wir das Lösungswort für das Räthsel von Kleist's dichterischer Erscheinung leicht finen. Jenes Höchste und Letzte, welches erst die wahre Größe des echten Dichters ausmacht, mangelt ihm völlig: die mit dem All versöhnte und das All ersöhnende Milde und Harmonie, welche die Welt im eigenen Gemüthe uhig und verklärt wiederspiegelt. Jene sanfte Weisheit, welche die Griechen n dem All einen Kosmos, das heißt ein schön und wohlgeordnetes Ganzes rblicken ließ und den größten deutschen Dichter zu dem tiefsinnigen Worte veranlaßte:

„Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos,
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß"

— diese sanfte Weisheit hat Heinrich von Kleist sich niemals zu eigen machen können, und deshalb ist ihm auch nie eine wahrhaft harmonische Schöpfung gelungen. Er selbst mochte diese tiefe Verschiedenheit zwischen sich und dem größten deutschen Genius ahnen, denn es liegt etwas von elementarer Feindschaft in dem Ausruf seines dämonischen Ehrgeizes: „Ich werde ihm (Goethe) den Kranz von der Stirn reißen." Und ebenso klar mochte Goethe die tiefe Wesensverschiedenheit errathen, wenn er über den damals noch ganz unbekannten Dichter äußerte: „Mir erregte er bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme immer Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."

Freilich wirkten alle äußeren Verhältnisse dahin, um Kleist nie zu jener ruhigen Harmonie, zu jener sanften Weisheit gelangen zu lassen, für welche Goethe durch ein beispielloses Glück freundlich erzogen wurde. Kleist genoß keiner organisch fortschreitenden Entwickelung und konnte sich nicht, um mit Wilbrandt zu reden, vom Centrum der schöpferischen Begabung aus schrittweise über das Gebiet der Lebenserfahrung und der Erkenntniß ausbreiten. Durch eine langjährige geheimnißvolle Lähmung seiner dichterischen Fähigkeiten sah er sich bis in die späten Jünglingsjahre von seinem Wege verschlagen, und als er letztern endlich fand, hatte er das Gleichgewicht seines Innern schon verloren. Keine wahrhaft beglückende Liebe ließ sein Wollen und Können zu herrlichem Vollenden sich steigern, und das Weib seiner tiefsten Leidenschaft konnte ihm nur Todesgefährtin werden. So mußte sich jene verhängnißvolle Subjectivität, jene Fiebergluth des Temperaments in ihm entfalten, auf welcher seine Größe, wie seine Schwäche beruht. Eine krankhafte Gereiztheit durchloht mit unheimlichem Feuer sein Leben wie seine Dichtungen und zieht ihn mit Vorliebe zu dem Unheimlichen, Phantastischen, ja Fratzenhaften. Er ist ein Hercules an Kraft; aber nicht jener Hercules, welcher in ruhiger Stärke die zwölf unsterblichen Thaten ausführt, sondern jener Hercules, auf dessen Körper das Nessushemd brennt, und er nur Erlösung findet in der verzehrenden Flamme.

Nachklänge aus Bayreuth.

Von **Wilhelm Marr.**

(Schluß.)

„Rheingold"

heißt das Vorspiel der Trilogie, welche „der Ring des Nibelungen" heißt. Die handelnden Personen sind Götter, Halbgötter, Viertels- und Achtelsgötter, womit ich sagen will, daß wir es nur mit mythologischen Existenzen zu thun haben. Der Spielraum für die dichterische Phantasie ist also ein unbeschränkter und Wagner nutzt ihn aus in allen „vier Elementen", welche die antike Naturwissenschaft aufstellt, ehe die realistische Chemie erfunden war und bewiesen hatte, daß die vier Elemente gar keine Elemente waren. Im Wasser (auf dem Grunde und in der Mitte des Rheins), im Feuer (der Höhleneingang zu Nibelheim), in der Erde (in Nibelheim selber) und in der Luft (auf der Regenbogenchaussée, die am Schlusse nach der Burg Walhalla führt) agiren die Personen. Demgemäß wird denn auch ein scenischer und decorativer Apparat entfaltet, der Alles bisher Dagewesene übertrifft und der, wenn er regelrecht immer zusammenklappte, einem lebendigen Diorama gleichen würde, das in einer Großstadt ohne Dichtung, Gesang und Instrumentation allein die Vogue des Publicums ein ganzes Jahr anzuziehen vermöchte. Ich riskire hier die Ausdrücke — und zwar nicht im spöttisch sein sollenden Sinne: — — Aquarium, Vivarium, Incendarium und Nebularium. Nicht einen Augenblick bleibt die Scenerie ruhig und zum mindesten sehen wir ein Spiel der Wolken am Himmel, das oft ein wahrer Reflex der wirklichen Natur zu sein scheint, so vollendet ist es gedacht und ausgeführt.

„Klappt" hier nun Alles zusammen, so lenkt begreiflicherweise der scenische Embarras de richesse unsere Aufmerksamkeit gewaltsam auf diese Aeußerlichkeiten — denn der Sehnerv wird überreizt — und es entgehen dem Ohre und dem seelischen Empfinden Hunderte von Schönheiten. Der verständnißvolle Musiker kann sie nicht voll in sich aufnehmen, dem Laien werden sie entrückt. — „Klappt" aber nicht Alles zusammen, wie dies bei der ersten Aufführung von „Rheingold" der Fall war, wo Wagner selbst wie ein „brüllender Löwe" ein halbes Dutzend Theaterarbeiter zu verschlingen gedroht haben soll (in der Folge ging es bedeutend besser), so wird der Musikverständige mißmuthig und der Laie vorlaut und bricht den Stab über das scenische Zuviel, wie ich selbst es zu thun kaum unterlassen kann. Denn man hat es mit Richard Wagner zu thun, der in Kunstsachen keinen Pardon giebt und deshalb auch keinen verlangen kann. Ja, ich gehe noch weiter: als einer der ältesten Anhänger und tapferen Kämpfer für die Tendenzen des Meisters, glaube ich diesen nur zu ehren, indem ich sein scenisch-decoratives Zuviel als zu complicirt tadele.

Doch ich gerathe schon wieder in eine Einleitung hinein. Das geh… ei Wagner kaum anders. Man ist Enthusiast oder man commentirt und … d doctrinär.

Ich kann den Text des „Rheingold" und der folgenden Trilogie … ei den Lesern wohl als bekannt voraussetzen. Die vier Bücher des Textes … d durch jede Buchhandlung zu beziehen und kosten 80 Pf. jedes. Der L… r möge sich nicht durch die oft sehr seltsamen Sprachwendungen absch… n

lassen. In den Tagen dieser „Märchen aus alten Zeiten" sprach man anders als heute und die Dichterphantasie hat für diese Zeiten ihre sprachlichen Anschauungen zu Papier gebracht. Also: poetische Licenz, über welche man keine spottbilligen Reporterwitze zu reißen braucht. Und jetzt endlich ad rem! zur Sache!

Ein „Parket von Kaisern und Königen, Fürsten, Grafen und Baronen", Notabilitäten aller Künste und Wissenschaften, am meisten Musikfreunde, im Verhältniß nur wenige Neugierige, die die Sache als eine Modesache mitmachten, das war der Platz vor dem Theater am ersten Rheingoldabend. Wunderbar schönes Wetter — fast tropisch blauer Himmel und eine tropische Wärme dabei, rectius Hitze. Ein elegantes se laisser aller, eine Stimmung wohlthuender Art, eine Art Herzklopfen der Erwartung.

Es erscheinen sechs Musiker mit Blechinstrumenten und einem Dirigenten. Sie stellen sich auf und — das „Rheingoldmotiv" schallt feierlich in die Landschaft hinaus. — Es ist das erste Zeichen zum Anfang. Man erhebt sich von seinen Sitzen, man unterbricht seine Promenade und „wallfahrtet" in das Theater hinein. Ich sage: „wallfahrtet", denn wir wissen ja schon, daß ein heftiges Drängen nicht nöthig ist, denn der Zuschauerraum ist meisterhaft angelegt. An jeder Seite des amphitheatralisch aufsteigenden Raumes sieben breite Eingangsthüren, durch welche jede nur etwa hundert Personen Ein- und Ausgang finden, so daß selbst bei Feuersgefahr das Haus in fünf Minuten ganz geleert sein könnte. Die einzige Concession, welche Wagner dem modernen Theater gemacht hat, ist die sog. „Fürstengalerie", d. h. ein Rang oben am Ende des Amphitheaters in der Mitte und über diesem noch eine Zuschauergalerie für etwa 200 Personen. Seiten- und gar Prosceniumslogen, die sich frech in den Rahmen des Bühnenbildes hineindrängen, existiren nicht. Ebensowenig ein augenblendender Kronleuchter in der Mitte des Saales. Zu beiden Seiten sind Gaslampen mit mattgeschliffenen Kuppeln angebracht, welche ein wohlthuendes Licht in den Räumen verbreiten.

Das Theater hat sich gefüllt. Eine zweite Fanfare ertönt. Eine kurze Pause, zwei leichte Schläge mit dem Tactirstock aus dem unsichtbaren Orchester tönen herauf. Das Lampenlicht wird niedergeschoben, wir sitzen im Finstern oder doch mindestens im Dunklen. Von der Bühne sind wir durch das vertiefte, sich zum Theil bis unter das Podium der Bühne selbst erstreckende Orchester und eine breite Balustrade getrennt. Diese Entfernung der dunklen Räume bringen die optischen Täuschungen der Scene trefflich zur Geltung. Es ist wahr: wir ignoriren in unseren modernen Theatern die einfachsten Regeln der Optik, der Aesthetik (durch die Logen) und der Akustik.

„Der Akustik." In Wahrheit, wenn der das Vorspiel eröffnende, langangehaltene, kolossale Orgelpunkt auf Es aus dem „mystischen Abgrund" hervortönt, so ist das ein Quillen und Schwellen des Klanges, der wie eine Wolke aufsteigt. Die einzelnen Instrumente verlieren ihre abstracte Individualität und durch diesen Harmonismus erzielt Wagner wirklich den Eindruck des „Unsagbaren" durch die Musik, die Instrumentation, trotz der Complicirtheit, drückt mit den „Leitmotiven", welche eine so große Rolle in den Schöpfungen Wagner's spielen, ein Gefühlsverständniß aus, dem sich Niemand verschließen kann, der nicht total phantasielos ist. Wenn man den für das Ohr magischen Eindruck, den z. B. eine Hornmusik in der

Ferne macht, in die Nähe rücken könnte, so hätte man ein ungefähres Bild von der Wirkung dieses unsichtbaren Orchesters. Es ist stimmungerzeugend. Das Orchester führt uns, wenn wir, wie es Wagner ja absolut verlangt, mit dem Texte bekannt sind, in die mysteriöse Götter- und Dämonenwelt ein und mit dieser Einrichtung hat der Meister in der That einen Vogel abgeschossen. Denn gesetzten Falls, durch eine richtige Aufstellung, ließen sich dieselben Klangfarben auch bei einem sichtbaren Orchester erzielen, so mag das im Concertsaal, wo die absolute Musik vorherrscht, gelten, im Theater bleibt es für die dramatische Handlung auf der Bühne störend, wenn man die Fiedelbogen tanzen sieht vor dem Bilde auf der Bühne. Das Auge will hier das Drama, die Handlung und die Darsteller sehen, nicht aber den Mechanismus der Instrumente. Diese sollen im Bereiche der Macht der Töne bleiben, denn der Ton soll die Stimmung erzeugen und sie beherrschen; das ist, nach Wagner, die orchestrale Aufgabe.

Der Vorhang im Wagnertheater geht nicht in die Höhe, er theilt sich nach rechts und links. Ein wildkühner Versuch, uns ein noch nicht dagewesenes Bild zu zeigen, tritt uns vor Augen. Ein mythologisches Aquarium. Der Rhein, sein Grund, sein Wasser und oben seine Wellen. Diese sind etwas bedenklich durch die plumpen Maschen eines Netzes, dessen Bewegungen eine Art Schattenspiel bilden, welches die Wellenbewegung andeuten soll. Sonst ist die optische Täuschung süperbe. Denn wir sehen wie von unten nach oben und glauben selber am Grunde des Flusses bei dem verliebten Freund Alberich zu sein, der Jagd auf die hübschen Rheintöchter macht. Diese Damen schwimmen und tauchen à merveille auf und nieder. Bei der Probe wurden sie sogar seekrank. Sie werden auf kleinen Gerüsten mit Rollen geschoben und

„Wagelaweia!" — — —

Aber das klingt wunderbar schon bei der Instrumentation des Orchesters. Ich höre in diesen Worten freilich keine tiefphilosophische Bedeutung, wie der Ueberwagnerianer Herr von Hagen sich abmüht, es zu thun. Es sind einfach Laute, wie man sie unbewußt ausstößt, und im Wasser werden solche Laute anders lauten als auf holperigen Chausseen. Hier sänge man etwa Kruck-kruck-kruck! im Wasser kann man „Wagelaweia" oder „Hualalula" oder ähnliche flüssige und wogende Ausrufe machen. Es verstößt nicht gegen das Strafgesetzbuch.

Wie ein Lichtzauber schimmert die Sonne auf das Rheingold und durchzittert die ganze Fluth. A la bonne heure. Aber nachdem Alberich nun das Gold geraubt hat, beginnt ein Verwandlungsapparat so unmenschlich complicirt, daß wir weder auf die Handlung, noch auf die Musik mehr achten und nur auf die Decoration sehen, während doch das Orchester gerade die grandiosesten und schönsten Sätze ausführt.

Uebrigens bin ich auch der Ansicht, daß der Text gekürzt werden m
wenn Wagner sein Werk „national" machen will. Er muß Rücksicht
die Kraft des Empfangens beim Publicum nehmen. Malvoisier ist
schöner edler Wein. Trinkst du aber zu viel davon, so wirst du müde
matt. Der Herzog von Clarence hatte sogar zwangsweise so viel M
voisier getrunken, daß er todt blieb.

Ich muß es leider bekennen, daß mir der musikalische Genuß des „Rh

old" durch das Decorativissimum (ich bitte von dieser Sprachbereicherung Notiz zu nehmen!) verkürzt wurde. O ja! ich fühlte herrliche, tiefgedachte und empfundene Motive heraus, aber für das Auge war Alles zu bunt — ich konnte nicht zur rechten Sammlung kommen. Erst das unheimliche Erscheinen der Wala packte die Stimmung fest und von da ab störte mich nur noch die Regenbogenchaussee, aber gleichzeitig ergriff mich tiefsinnig der wunderherrliche Gesang der Rheintöchter aus der Tiefe des Rheines, womit das Stück schließt. Ich habe jede Note vergessen und doch – das Textbuch vor mir, höre ich sie alle im Gedanken, kann sie nicht wiedergeben.

„Rheingold!
Reines Gold!
O leuchtete noch
in der Tiefe dein laut'rer Tand!
Traulich und treu
ist's nur in der Tiefe:
falsch und feig
ist, was dort oben sich freut!"

Das ist Dichtung, das ist eine Alliteration, die gesungen, und wagnerisch instrumentirt, das Drama „Rheingold" verklingen läßt, wie das Vibriren der Saiten einer Aeolsharfe.

Lächeln Sie nicht über diesen meinen Enthusiasmus. Sie wissen ja, ich bin ein Wagnerianer, und zwar einer „von der bösen Sorte, die man im heißen Sommer nicht ohne Maulkorb herumlaufen lassen soll", welchen Witz — ich weiß im Augenblick nicht wer — einmal in Hamburg über mich gemacht hat. Aber ich lasse mir keinen Maulkorb anlegen, um um con amore loben zu können, tadle ich schärfer als Andere, was mir tadelnswerth erscheint.

Als nun aber am zweiten Abend

Die Walküre

ihre Aufwartung machte — Brunhilde, Frau Materna, seit der Schröder-Devrient, die mir, als ich noch ein kleiner Junge war, einmal einen Kuß gab, nachdem ich ihr sagte, ihr Romeo sei noch schöner als die Düte Bonbons, die sie mir geschenkt hatte, welches hochwichtige Ereigniß sich in Braunschweig zutrug — ich sage: Frau Materna, seit der Schröder-Devrient die großartigste dramatische Sängerin — da war ich hors de la maisonette (aus dem Häuschen).

In der Walküre sehen wir den ersten wirklichen Menschen der Dichtung. Den — aber nicht à la Siegfried „gehörnten" Hunding; denn Siegmund und Siegelinde sind ja Consequenzen der Galanterien Wotan's und haben als Achtelsgötter schon die Licenz fatalistischen Incest zu begehen. Ohne an die Phädra ꝛc. zu denken, schreien manche prüde Seelen „Horreur!" über die Liebesscene im ersten Act, die aber aufgeführt, und mit Wagner'scher Instrumentation begleitet, uns ganz plausibel vorkommt. — Niemann und Josephine Scheffsky übertrafen sich selbst. Ersterer war schmetternd frisch, als ob er sagen wollte: — „Jetzt will ich Euch mal zeigen, was ich leisten kann, wenn ich auch nicht — Gott sei gedankt! — kein Siegfried singe!" In dem berühmten

„Winterstürme weichen
Dem Wonnemond",

war Niemann ein Schauspieler, ein Darsteller comme il faut.

Der zweite Act der Walküre ist „langweilig“ gescholten worden. Mit Ausnahme, daß Wotan die ganze Rheingoldhistorie der Brunhilde noch einmal erzählt, finde ich das nicht. Von wunderbarer Schönheit ist die Ehestandsscene zwischen Wotan und Fricka.

Dritter Act. Der Walkürenfelsen. Hat ein Dämon das componirt? Das ist wild dämonisch. Wenn Mesdames les Walkyres da ihr Spiel treiben, so riecht die Luft nach Blut, das da unten im Thale auf den nordischen alten Schlachtfeldern fließt, — in Strömen fließt. Diese Weiber sind ideale Aasgeier, die die Leichen nach Walhalla apportiren müßten, aber nicht fressen dürfen. Diese wilden Dialoge, dies tolle Zusammenjauchzen der Walküren ist von solcher Wirkung, daß selbst ein Wagnerpublicum die Constitution verletzte und in Donnerapplaus ausbrach, wo das Applaudiren nach § 111 des reorganisirten Strafgesetzbuches mit von unten auf Gounod bestraft wird, bei mildernden Umständen zwei Jahren Offenbach.

Ich glaube, ich habe selbst mit applaudirt, obgleich mein Nachbar, Herr von P. aus München, mir einen strafenden Blick zuwarf, aber mich doch nicht denuncirte. Auch Porges that es nicht und diesen haben wir doch in Bayreuth „heilig“ gesprochen. Es giebt noch gute Menschen unter uns.

Kommt nun zum Schluß der berühmte „Feuerzauber“, welcher bei der ersten Vorstellung ziemlich mißglückte im decorativen Theil. Es war aber noch immer Flammenspectakel genug vorhanden, um zu glauben, nun müßte das Orchester mit Kanonen, mit Dynamit dreinfahren. — — — Virago Brunhilde wird niedergelegt. Wotan magnetisirt sie quasi. Sie soll schlafen, bis ein Masculinum sie weckt und diesem Masculinum oder Masculino soll sie dann die Suppe kochen und ihm sonst noch eheliches Plaisir bereiten. Das ist ihre Strafe. Damit das aber dem „starken Geschlecht“ nicht leicht wird, wird ein Flammengürtel um die Ruhestätte der Brunhilde gezogen.

Jetzt kommt's! Ein zartes Liebesmotiv bildet das musikalische Centrum und Harpeggien und Tubaklänge umfluthen es, rieseln darauf nieder wie singende und klingende Perlen — majestätisch sanft! Es klagt, es singt, es vibrirt durch das Haus. Unsere Phantasie wähnt die Musik plötzlich hoch über uns und glaubt die Töne rieseln wie ein Regen herab. Was Wagner hier geleistet hat in akustischer Täuschung, wenn ich so sagen darf, ist wahrhaft überwältigend. Die Scenerie schließt sich. Das Orchester spielt noch eine Minute lang weiter. Wir wagen kaum zu athmen. Wir selbst sind dämonisch fascinirt und endlich — bricht ein frenetischer Applaus aus.

Wenn dieser eigensinnige „Meister“ nur einige Concessionen machen wollte. Regieconcessionen. Aber nein! das thut er nicht. Und das ist schade.

Ich werde übrigens diesen „Feuerzauber“ nie vergessen. Die Tondichtung absorbirte mich so vollständig, daß ich zuletzt auf das in die Brüche gerathene decorative Element nicht mehr achtete. Ich schloß die Augen und gab mich dem Zauber der Musik voll und ganz hin. Wer der Mensch diese Töne hat, ich weiß es nicht. Aber sie sind nervenerschütternd. Ein piano maestoso umfluthet uns, berauscht uns und — — vergessen Sie nie die Macht des vertieften, unsichtbaren Orchesters.

Indem ich dies niederschreibe, will ich schweigen von allerlei scenischen Renschlichkeiten. — Später ging ja Alles besser am Schnürchen.

Item die Walküre ist das phantastische, magnetisch sich aushauchende Roment der Dichtung.

Welche Effecte können jetzt noch kommen? — —

Sie kommen. Herr Richard Wagner ist nicht darum verlegen. Er weiß die todtgehetzten Nerven zu galvanisiren und spannt sie zum Zerreißen auf's neue an, und damit kommen wir zum

„Siegfried".

Wotan zeugte Siegmund und Siegelinde, Siegmund und Siegelinde zeugten Siegfried, der „das Fürchten nicht kennt", und, von dem bösen Mime im Walde erzogen, aus den Stücken des zersprungenen Schwertes Siegmund's den neuen Nothung schmiedet, den Drachen Fafner tödtet, den Nibelungenhort gewinnt, von dem er aber nur den Ring und den Tarnhelm nimmt und der endlich Brunhilde aus dem Feuerzauberschlummer erweckt, wonach die Beiden Hochzeit halten.

Ich schlage diesen Ton der Nonchalance an, damit ich nicht monoton werde in meinem Enthusiasmus. Es ist ein kleiner literarischer „Kniff", den ich beobachte. Denn nichts hat Richard Wagner mehr geschadet, als die humorlose Ueberschwänglichkeit seiner Streiter und Anhänger. „Ich bin nicht verrückt, aber meine Freunde sind verrückt!" hat er nach dem „Erscheinen der bekannten Puschmann'schen Selbstreclamebroschüre ausgerufen. Gehört habe ich's nicht, aber ich traue es ihm zu. Allerdings habe ich auf der andern Seite auch wieder gehört, daß die sonst sehr vortreffliche Frau Cosima des überschwänglichen Lobes für ihren Gemal gar nicht zu viel erhalten hat. Das sind vielleicht on dits, aber sie grassiren. Ich habe die Ehre, die geistvolle Dame zu kennen. Tournüre, Repräsentationsgabe brillant. Nicht schön, aber mehr als schön: — interessant und ihre Pflichten als Frau und als Artistin gegen ihren Mann mit Energie erfüllend. Aber es ist ein gewisses je ne sais quoi, das die Unbefangenheit in der Conversation mit dieser Dame nicht recht aufkommen läßt. Nicht daß sie die Absicht zu imponiren verriethe, au contraire! sie ist, namentlich wenn die Conversation in französischer Sprache geführt wird, die ja ihre Muttersprache ist, so elegant zwanglos und gut, daß man hingerissen werden kann. Aber bei alledem liegt stets ein „Siegfrieds-Schwert" zwischen dem freien Austausch der Ideen, das eine so recht echt in der Wolle gefärbte Künstleroffenheit verbietet. Für Richard Wagner ist diese Frau eine Perle und zwar eine echte Perle. Sie giebt ihm, wenn er es noch nöthig haben sollte, Elan. Es ist entsetzlich, wenn Männer von Geist Frauen haben, von denen sie deprimirt werden, mögen diese Frauen auch noch so hausbacken brav sein. Es ist nicht minder entsetzlich, fast noch entsetzlicher — wenn Männer von Geist mit talentirten, aber vorlauten Frauen abgespeist sind; mit sog. zerrbildeten Existenzen, mit denen wir Männer gar nicht sind, hinter deren Rücken wir aber zur Ehre der eigenen Fahne spotten. Frau Cosima Cosima gehört nicht in diese Kategorie, sie ist eine hochbegabte Dame, — — ein wenig zu sehr „Pose".

Im „Siegfried, dessen Aufführung wir nach der Lesung des Textes ohne Bangen entgegensahen, haben wir einen noch mehr menschlichen

Heroen. Aber Siegfried ist auch in diesem Drama der einzige wirkliche Mensch, die anderen sind Götter positiver und negativer Natur, d. h. die Dämonen aus „Rheingold", welche die Firma Wotan u. Co. zum Bankerott treiben wollen. Es sind in diesem Drama nicht enden wollende Längen, welche für die dramatische Handlung nicht absolut nothwendig und als Episoden viel zu ausgedehnt sind. So z. B. in der Unterredung des „Wanderers" (Wotan) mit Mime, dem er eigentlich nur wissen lassen will, daß das Schwert „Nothung" nur von Dem geschmiedet werden kann, der das Fürchten nicht kennt". Durch die nicht enden wollende Ausdehnung dieser Scene sind wir ermüdet, so daß die folgende, das Duett — Pardon! der Dialog wollte ich sagen, zwischen Mime und Siegfried, so reizend es gedacht, gesungen und instrumentirt ist, uns nicht mehr in dem Grade ergreift, wie er es gethan hätte, wenn unsere empfangende Kraft frischer geblieben wäre. Aber der Meister weiß uns aufzurütteln. Das Schmiedelied des Siegfried, das ist von furchtbar packender Wirkung. Man glaubt in den Klängen die Flammen zucken und lodern zu sehen, die Funken sprühen und wenn der Recke Siegfried, dazu seine Rufe:

„Nothung! Nothung!
Neidliches Schwert!"

aufjubelt, da werden wir wieder hineingewirbelt in die wilde Gährung des Wagner'schen Genius, der hier riesenhaft groß sich aufrichtet.

Die Glanzpunkte des zweiten Actes sind u. a. der Gesang des Waldvögleins, den Siegfried so gern verstehen möchte und es nicht vermag. Das Orchester führt diesen Gesang aus. „Waldweben" hat es Wagner genannt. Und es „webt" und rauscht wunderbar in den orchestralen Klängen, schöner, poetischer noch als in der Musik zu Anfang des dritten Actes von „Tristan und Isolde". Wenn die Ueberschwänglichen hier sagen, „diese Töne duften", so gebe ich ihnen Recht. Wir leben in Einer realistischen Zeit, und ich besitze meine Portion Realismus so gut wie einer, aber der gebildete Mann reservirt sich in seinem Herzen und in seines Hirnes Rumpelkammer doch immer noch ein kleines Plätzchen, wohin er sich zuweilen flüchtet aus dem Geratter der Welt und Mensch sein darf, statt Maschine des Alltagslebens.

Changement de décorations! Aus dem süß-sinnigen Schauern riß mich Fafner, der Drache, auf. Die häßliche, plumpe Figur aus Papiermâché oder Blech, die sich auf die Bühne schob und die mich statt zum „Gruseln" zum ärgerlichen Lachen brachte, verstimmte mich. Herr von Reichenberg mag noch so vortrefflich in den p. p. des Drachen durch ein Sprachrohr hineinsingen, daß es aus dem steifen Rachen des Viehes wie eine Drachensaraströnade hinausbrummt — mein Auge fühlte sich beleidigt durch den Contrast des Göttlichen, der auf das gehörte Schöne des „Waldwebens" folgte. Gottlob, daß Siegfried das automatische Ungethüm t sticht, daß er das Blut der steifen Bestie vom Finger ableckt und nun e Sprache des Waldvögleins verstehen kann. Jetzt bringt uns Wag r wieder in ein Reich, so elfenartig schön, wie es kein Tondichter vor i n geschaffen hat. Die bombenfesten „Beckmesser" (Hauptinjurie bei seren Leuten von der Wagner-Gemeine!), Hanslick nicht ausgenommen, kennen diese Schönheiten an. Hier sind wir wieder, um in unserm Jar n zu reden, „entrückt".

„Lustig im Leid
Sing' ich von Liebe;
wonnig und weh'
web' ich mein Lied:
Nur Sehnende kennen den Sinn!"

agt das „Waldvöglein", das ganz schüchtern über die Scene flattert. — illy Lehmann! ich bin Dir einen Kuß schuldig, wenn Du ihn haben willst, einen künstlerischen Kuß — in Aliteration! Denn Lilly sang as Waldvöglein. Papa Liszt neigte sein schönes monumentales Haupt abei und vergaß ganz gewiß seine Kunstamazonen in Weimar, von denen ie meisten bildhäßlich sein sollen. Ach! es war ein singender Zeisig, den ch hörte; und dazu diese wunderbare Instrumentation! Von „Melodie" war nichts dabei. Und doch war es so duftig schön wie frisches Waldmeisterkraut, es war zum Schlürfen schön, dieses musikalische, harmonische Bild.

Der dritte Act beginnt wieder mit der düstersten Dusterniß. Wotan beschwört die Wala Erda. Scenisch brillant. Eine Geisterphantasmagorie. Ein weiblicher Erdgeist, der dem Wotan aber nicht genügt in seinen Orakeln und dem er deshalb mehr trotzt als der Doctor Faust dem männlichen Erdgeist trotzte.

Folgt eine ernst-humoristische Scene zwischen Wotan und Siegfried. Jener will diesem die Besteigung des Brunhildefelsens wehren. Dieser zerschlägt Jenem den Götterspeer mit dem Schwerte Nothung. Die Bahn ist frei und durch Flammen dringt Siegfried zu Brunhilde. Er sieht sie schlafen. — Da — — fürchtet er sich. Die Liebe hat ihn „das Fürchten gelehrt". Kommt ein glanzvoller Dialog zwischen Siegfried und Brunhilde, die, nachdem der Zauber zerbrochen und aus einer antiken Kriegssappho ein glühendes menschliches Weib geworden ist. Aber die Furcht geht vorüber. Die Walküre ist zahm und ißt ihrem Geliebten aus der Hand. Siegfried jubelt:

„Sie ist mir immer
Erb' und eigen,
ein uns all;
leuchtende Liebe
lachender Tod!"

Und er führt sie in die Felsenhöhle, und sie folgt ihm so gern, und da drinnen ist gewiß duftiges, weiches Moos, auf dem die Stunde den Glücklichen nicht schlägt, und wenn die beiden im Felsengemache müde sind, spielt das Orchester noch eine Zeitlang weiter und sagt uns — — Ja was?

„Höchstes Glück und — höchsten Schmerz!"

denn das verwünschte Fatum kommt in — —

Götterdämmerung.

arum mußte auch Gott Wotan vom Bauteufel besessen sein? W um versprach er den Riesen als Arbeitslohn für Chateau-Walhalla sei Schwägerin Freia? Warum war der Gott streng genommen ein Sc indler, der mit des listigen Loge Hülfe die Riesen um den bedungenen Lo prellen wollte! Warum mußten die drei Rheintöchter dem verliebten Al rich das Geheimniß ausplaudern, daß der die Macht der Welt gewi t, der aus dem Rheingold den ominösen Ring schmiedet, was aber nur D — der — die Liebe verflucht? — U. s. w. u. s. w.

Das sind Fragen, die uns nur die Thatsache beantwortet, daß die nordischen Götter ebenso viele Thorheiten und Tollheiten trieben wie die Götter Hellas und Roms; wie die der Inder und Egypter, wie überhaupt, wenn der abscheuliche, profane Verstand und die Vernunft sich darein mischen, manche andere Mythologie zu einer sehr barocken Erscheinung werden kann, oder wenigstens die „Götter" derselben.

Der verwünschte Ring! Die Liebeleerheit beherrscht die Welt, stürzt die Götter, d. h. die Ideale. Der „Weltspeer" des Wotan ist schon durch Siegfried's Schwert wie ein Spazierstock zerbrochen, der Götterkrach ist im vollen Gange.

Und doch ist es so schön, wenn man Glauben besitzt. Ich bekenne, ich bin kein Virtuos auf diesem Gebiete. Obgleich ich vierschrötig lutherisch getauft bin in der Johanniskirche zu Magdeburg, so hat mein Lutherthum niemals recht fest auf den Füßen gestanden. Es schläft sich gut in den lutherschen Kirchen, besonders bei einer Sonntagsnachmittagspredigt. Aber ich ziehe die katholischen Kirchen doch vor. Bei meinem Glauben verlange ich die Täuschung durch die Kunst und bin folglich auch ein wagnerianischer Christ. Da kann auch ich mich dem Zauber des Glaubens hingeben und Religion und Ideal wird mir identisch wie Sein und Denken, so lange die Täuschung dauert.

So war ich denn auch in einer echt nordisch-mythologischen Glaubenstransspiration, als die drei Nornen im Vorspiel zur „Götterdämmerung" das Weltseil einander zuwarfen und in furchtbar düstern Klaglauten den Ultimo der Götterherrschaft verkünden. Ich weiß ja als guter „Christ", es hat niemals Nornen gegeben, denn sonst würde die Welt nicht so lange gestanden haben, ehe das Christenthum erschien, welches die „einzige richtige Religion" ist und jede Confession (ich glaube, die Secten inbegriffen, giebt es deren 76) für ihre Bekenner die einzig wahre. Aber Richard Wagner, der Teufelkerl, verstand es, mit dem ganzen Apparat seiner zukunftsmusik-dramatischen Dreieinigkeit (Dichtung, Gesang und Instrumentation) mich dermaßen vom nüchtern lutherischen Glauben abspenstig zu machen, daß ich in meiner Künstlerphantasie an Nornen glaubte, nachdem ich bereits an die schönen Rheintöchter geglaubt hatte. Wenn nun aber diese Schicksalsdamen einander das Seil zuwerfen, die Fehler der Götter enthüllen und Eine die Andere die Fortsetzung sagen läßt mit den Worten:

„Weißt du, wie das ward?"

oder

„Weißt du, wie das wird?"

und dazwischen aus dem Orchester das Ringmotiv, das Fluchmotiv ꝛc. ertönen, so wird diese Scene zu einem Sterbegesang für die Götter. Und wenn das Weltseil zuletzt reißt und die Nornen sinken zur Wala hinab in das öde Vorweltliche, in das „Pan", das „All", das „Ur" — — wahrhaftig! man freut sich, daß unser lutherischer Herrgott uns das bischen Phantasie noch erlaubt, uns in andere Sphären zu versetzen, als die der Werkeltagsstimmung ist.

Es kling vielleicht paradox, aber ich sage: die Feinde Wagner's sollten ihm auf ihrem Standpunkt gar nicht die Ehre anthun, ihn mit anderen Componisten zu vergleichen. Diese Nibelungschöpfung ist eben zu exceptionell dazu; die Wirkung der Täuschung durch die Kunst läßt sich einmal nicht weg-

eugnen. Unsere Sinne werden gefesselt, hier betäubt, dort berauscht und so fühlen wir uns in eine Region versetzt, die man loben oder verdammen mag, die uns aber dennoch fascinirt. Seien wir also neidlos diesem Werke gegenüber.

Mit dem Verschwinden der Nornen und dem Abschied Siegfried's von Brunhilden nach der Hochzeitsnacht, wo der Ring gegen das Walkürenpferd Gran ausgetauscht wird als Souvenir der Treue, treten wir endlich in's wirkliche Menschenleben ein. Die Giebichungen sind Menschen und der tragische Conflict spitzt sich, wenn auch mit den üblichen Zauberutensilien der Altzeit, als da sind Vergessenheitslimonaden und Erinnerungspunsch ꝛc. ꝛc., menschlich leidenschaftlich zu. Hatten wir es bisher nur mit Dramenfragmenten zu thun, so gestaltet sich „Götterdämmerung" zur vollendeten Tragödie und dieser Verlauf erklärt es, daß, nachdem unsere Nerven durch die vorhergehenden Abende quasi zu Tode gehetzt, dennoch für die Steigerung der Effecte in Götterdämmerung wieder Kraft und Empfängniß erhalten, ja! daß uns diese Schlußtragödie sogar bequemer zu sehen und zu hören wird, „populärer" erscheint, als die vorhergehenden Pièçen! Die ganze Handlung wird hier von Wagner dichterisch gebändigt. Es entwickelt sich Alles nach rascher Nothwendigkeit und ebenso ist musikalisch eine staunenswerthe Prägnanz geschaffen, eine Sicherheit der orchestralen Interpretation, welche bewundernswürdig ist.

So beim Beginn des zweiten Actes, die wir die Alpdrückenscene getauft haben in Bayreuth, wo Alberich seinen Sohn Hagen zum Morde Siegfried's aufstachelt. Die beiden Darsteller Hill aus Schwerin und Siehr aus Wiesbaden, jener Alberich, dieser Hagen, waren vollendet. Der Hagen starrt schlafend mit offenen Augen in die Leere hinaus. Alberich, an ihn angeklammert wie ein Nachtalp, haucht ihm seine Galle ein und fragt stets dazwischen:

„Schläfst du, Hagen, mein Sohn?"

Das ist von einer dämonisch erschütternden Wirkung auch auf die darstellenden Künstler. Hill ist ein sehr besonnener Mann, eine Art Akademiker sogar, und Siehr ein jovialer, herzlich freundlicher Künstler. Aber Beide haben mir gesagt, in jener Scene seien sie selbst so erfaßt von der Stimmung gewesen, die der Dichter verlangte, daß sie in der Künstlerphantasie weder an das Publicum, noch an die eigentliche Rolle dachten und dem Gefühl die Technik überließen. Und doch ist diese Scene musikalisch und dramatisch eine schwierige Aufgabe. Freilich! „Der Meister" hilft nach. Pechschwarze Nacht auf der Bühne. Aber ein Strahl des Mondes zwischen Bergschluchten hindurch fällt gerade ausschließlich auf die beiden Darsteller. Dieser Lichteffect macht das Ganze gespenstig und ehe wir uns versehen, hat uns die optische Täuschung beim Kragen. Daß wir dieser nicht entrinnen, dafür sorgt dann das Orchester, das uns den bösen Alpdruck in seinen Instrumenten zur Empfindung bringt und so verstehen wir jedes gesungene Wort und sind wir wider Willen gebannte Mitempfinder dieser Scene, so einfach und schmucklos dieselbe auf den ersten Blick erscheinen mag. Ueberhaupt gipfelte die Regie und die Darstellung, meiner Ansicht nach, in dieser Schlußtragödie. Etwas sehr in die Länge gedehnt ist gleichwohl die Conspiration gegen Siegfried zwischen Gunther, Hagen und Brunhilde. Man muß dem Publicum einige Concessionen machen; seiner

Empfängnißfähigkeit; denn man schreibt und dichtet doch, damit das Publicum uns folgen kann. Gewiß! ich meine nicht, dem Publicum „schmeicheln", aber Rücksicht nehmen auf die empfangenden Kräfte soll man.

Daß der dritte Act einschlug war kein Wunder. Darüber ist selbst bei den Gegnern nur eine Stimme. Der Rheintöchtergesang zu Anfang, die Jagdscene, die Scene mit dem Erinnerungstrank, wo die Waldvögleinmotive wieder auftauchen, wo die rührendste Lieblichkeit plötzlich durch den Mord, den Hagen an Siegfried vollführt, in furchtbare Dissonanzen ausläuft, um mit einer Trauermarschsymphonie zu enden, wie sie nie ergreifender gehört worden ist; endlich am Schlusse die letzte Rede Brunhilde's, die von einem musikalisch-dramatischen Aufbau ist, der dem Wagner'schen Genius den Lorbeer auf die Stirn setzt — — — das Alles sind Momente und Steigerungen, wie sie die vollendetste Tragödie nicht besser bieten kann.

Wozu nun die decorativen Prahlereien am Schluß? Der ganze hintere Theil der Bühne, statt daß, wie es im Buche anfangs vorgeschrieben, ein grelles Nordlicht den Fall der Götter andeuten sollte, verwandelt sich in einen bengalisch beleuchteten orpheumartigen Salon von Walhalla, wo die Götter mimoplastisch sterben. Aber unter ihnen sehen wir — eine fliegende Holländer-Apotheose! — Siegfried und Brunhilde, wenn unsere Augen uns nicht täuschten. Der arme Siegfried! - Erst wird er gespießt, dann gebraten, dann steht er wieder auf, um unmittelbar nachher in Walhalla wieder zu sterben. Nein! Wie der dritte Act mit den Nornen ahnungsvoll begonnen, so mußte das Trauerspiel scenisch auch reflectiv verklingen. Ein Nordlicht hätte einen weit gewaltigern gespenstischen Eindruck hervorgebracht. Im kalten Egoismus gehen die Götter unter, nicht in brennenden Farben. Die Welt bleibt ja bei Wagner stehen, nur die Götter „dämmern" in das Nichts.

Sei dem, wie ihm wolle. Perfectum est sub sole nil. Nicht als Recensent rüge ich diese Sache, sondern auf dem Wagner'schen Standpunkt selber, wo ich sehe, daß zu viel geschehen ist. Mußten aber lebende Bilder am Schluß kommen, so hätte man im Scheine des Nordlichts die drei Nornen mit verhülltem Angesicht zeigen sollen, dann war der originale düstere Charakter des Bildes gewahrt. Man sieht aus diesen Bemerkungen, wie viele Studien man an dem Werke machen kann, mögen die Resultate nun richtig oder irrig sein.

Der Letzte der alten Schule.

(Fortsetzung.)

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

In Braunschweig. Unter der Regierung Herzog Karl's (1827—1830).

Um die Leichtigkeit, mit welcher ich meinen Contractbruch auffaßte, der von meinem Vater und meinem Lehrer Director Schmidt die strengste Rüge erfuhr, nur einigermaßen entschuldbar zu finden, ist es nothwendig, ein Culturbild der damaligen braunschweiger Zustände zu entwerfen, die den öffentlichen Geist in lauter persönliche Parteiungen zersplittert hatten, und ihm sein Genüge nur in Local-, oder besser gesagt, Hofereignissen suchen ließ. Will man radical in der Beurtheilung zu Werke gehen, darf man nicht verschweigen, daß es eigentlich nur die Hofereignisse waren, die Anspruch auf historische Berechtigung zu haben schienen, denn trotz der Freiheitskriege hing das Volk nach wie vor in träger Spießbürgerlichkeit von seinen jedesmaligen regierenden Fürsten ab, die, je nachdem ihr persönlicher Charakter ausfiel, die Zeitstimmung des einen oder andern Ländchens im Guten oder Bösen beeinflußten. Was die Fürsten den Völkern nach den Freiheitskriegen versprochen, eine „freie, nationale Verfassung", das konnte nicht von ihnen gehalten werden, da sich ja der Deutsche Bund constituirt hatte, der sich „als ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte" darstellte. Selbst das kleine Quantum von Freiheit, daß den Völkern in der Bundesacte im Augenblick der politischen Drangsale versprochen war, wurde nach und nach durch die Beschlüsse späterer Congresse, namentlich durch die des zu Karlsbad 1819 abgehaltenen, wieder annullirt oder illusorisch gemacht. Wir begeisterungstrunkenen Freiheitspauker von 1813 bis 1814 hatten den genialsten Repräsentanten absolutistischer Herrschermacht aus Deutschland hinausgetrieben, um uns wieder von so und so vielen genielosen und Sonderinteressen verfolgenden Souveränen nasführen zu lassen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß man gerade in dem Braunschweig der letzten zwanziger Jahre tagtäglich Aufschluß erhalten konnte über die durchaus absolutistische Privatauffassung, mit welcher die Fürsten trotz Allem und Allem ihre Stellung handhabten. Im Großen wie im Kleinen war es immer noch einzig und allein ihr eigenes dynastisches Interesse, welches sie nöthigenfalls zu einem energischen Vorgehen anspornen oder in leidenschaftliche Erregung versetzen konnte. Die ältere und jüngere Linie des [illegible]schen Fürstenhauses, Hannover und Braunschweig, excellirten hierin. [illegible] muß in dieser Atmosphäre gelebt haben, um obigen Ausspruch rechtf[illegible]gen zu können, auch muß man kein geborener Braunschweiger oder [illegible]overaner gewesen sein, kein professioneller Politiker oder Geschichtsf[illegible]ber. Natürlich und unmittelbar wie die Ereignisse und Thatsachen sich unter [illegible]en sichtlichen Augen gestalteten, sie auffassen, das möchte eine unparteiische [illegible]ergabe ermöglichen, wenngleich sich dessenungeachtet immer doch noch [illegible] Individuelles einschleichen wird. Noch heutigentages weiß man sich

im Allgemeinen, selbst in Braunschweig, keine Rechenschaft abzulegen über das kaleidoskopische Regierungsintermezzo des jugendlichen Herzogs Karl, der durch eine aufhetzende, rancünevolle Erziehungsmethode, durch die politisch-berechnende Machination des englisch-hannöverschen Fürstenhauses und die demoralisirende Diplomatie des Metternich'schen Systems zu einem so beklagenswerthen Renommée gelangte, daß wir ihn als einen der ruchlosesten und rohherzigsten Fürsten zu bezeichnen pflegen, die in neuester Zeit auf europäischem Thron gesessen haben. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß all' sein Thun und Treiben bedenklich stimmen mußte! Sein inneres Wesen war ein Chaos von genialen Anlagen, von Capricen und Tollheiten, von Bosheit und sequirender Cancanade, von Herrscherstolz und Welfenhochmuth, und dennoch konnte er liebenswürdig und bestrickend hinreißend sein. Voller Enthusiasmus gab er sich für die Musik und speciell für die theatralische Kunst, die ihn so gefangen nahm, daß alle Lebensfragen theatralisch von ihm aufgefaßt und auch oft in Scene gesetzt wurden. Er liebte es (wenigstens in der damaligen Zeit), sich gern in Citaten zu ergehen, Ereignisse, welche ihn in Anspruch nahmen, auf irgend ein Schonmaldagewesenes in der Komödie zurückzuführen, in den tragischsten Momenten seines Daseins Komödie zu spielen.

Es liegt nicht in meiner Absicht den jungen Herzog verherrlichen zu wollen. Hat er doch nach keiner Seite Thaten gethan, die dazu Veranlassung geben könnten, nur daß ich ihn gerecht beurtheilen will, und das um *so* mehr, als man es ihm stets zum Vorwurf machte, am liebsten mit uns Schauspielern zu verkehren, ein Passus, der mit besonderm Nachdruck in dem Brockhaus'schen Conversationslexicon der neuesten Zeit und Literatur hervorgehoben wird, wo es allerdings befremdlich auffallen muß, daß gerade der jugendliche Herzog Karl in zwei Abschnitten, einmal in dem „Braunschweig", das anderemal in dem „Herzog Karl von Braunschweig" mit einer leidenschaftlichen Parteierbitterung ohne Gleichen besprochen wird. Wer Augenzeuge und Zeitgenosse jener Epoche gewesen wie ich, darf es aussprechen, daß viele Thatsachen entstellt sind, daß Manches geradezu erlogen, daß man eine gehässige Verschlimmerung seines menschlichen Charakters inventirt hat, um all' das Unrecht, welches man in Wirklichkeit an ihm verübte, zu vertuschen und ihm allein an allem Ungehörigen und Verbrecherischen, das geschah, die Schuld beizumessen. Dem wahrhaftigen Schauspieler liegt es ob, sich zunächst einen Einblick in die menschliche Natur zu verschaffen, die ihm Gegenstand des künstlerischen Studiums ist. Je ungeheuerlicher ihm das Ueberhandnehmen böser Eigenschaften in einem Menschen entgegentritt, desto angestrengter wird er in seinem Beobachten verfahren, besonders aber wird das Individuum für ihn von Interesse sein, welches ihm psychologische Räthsel zu lösen giebt. In dieser Weise erging es mir mit Herzog Karl. Sein mephistophelisches Naturell hatte etwas Fesselndes und doch tief Verletzendes. Wenn er Satanerieen verübte, die an Richard [illegible] erinnern konnten und moralische Grausamkeiten vollzog, die eines [illegible] würdig gewesen, so mußte man schließlich doch fragen, wie ein europ[illegible] gebildeter Fürst, der von der Natur mit glänzenden geistigen Eigensch[illegible] ausgestattet, so fein organisirt war, um Freude an künstlerischen [illegible] nüssen zu finden, allmälig zu einer Demoralisation herabsinken konnte, [illegible] ihn cynisch und verknöchert machte und ihn bis zur Carricatur entstellte. [illegible] mißleitete Erziehungsweise richtet in den meisten Fällen weit mehr Ur[illegible]

an als das Schlechte, das mit uns geboren wird, weil dasselbe im obigen Fall einen zu freien Spielraum gewinnt und das Bessere überwuchert. Der unglückliche Herzog Karl konnte davon erzählen und war sich dessen auch vollständig bewußt. Von frühester Jugend an (er war 1804 geboren) mußte er und sein jüngerer Bruder Wilhelm, durch den feindlichen Einfall der Franzosen vertrieben, bald bei dem einen, bald bei dem andern verwandtschaftlichen Hof seine Zuflucht suchen. Die Mutter starb, als er vier Jahre zählte. Der Vater, dessen Herzogthum Napoleon zur Disposition gestellt war, sandte seine beiden Söhne nach England, wo seine Schwester Caroline, die mit dem König Georg IV. vermält war, einen verwandtschaftlichen Halt für beide Kinder darzubieten schien, denen er noch einen braven Geistlichen Namens Prince, als Erzieher beigesellte. Als dann die Schlacht bei Leipzig auch dem Herzog wieder zu seinem Thron verhalf, kehrte er mit seinen Söhnen in seine Hauptstadt zurück. Sein Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Napoleon, von Elba entflohen, ließ Deutschland abermals zu den Waffen greifen. Der tapfere Herzog fand den Tod auf dem Schlachtfeld bei Quatrebras.

Die traurigste Katastrophe für das Brüderpaar bereitete sich jetzt vor. Der Aelteste zählte zehn, der Jüngste neun Jahre, sie sowohl wie das braunschweiger Land bedurften einer Vormundschaft. Von diesem Moment an betritt Herzog Karl den geschichtlichen Schauplatz. In unserer gegenwärtigen Zeit muß es von Interesse sein, historische Thatsachen der Vergangenheit an's Licht gezogen zu sehen, in welchen gerade die Politik des Welfenhauses der jüngern Linie bloßgelegt wird. Seit das Haus Hannover durch Heirath (1714) zum Besitz des englischen Thrones gelangte, keimte ein Gefühl des Neides zwischen beiden Linien empor. Von Seiten Braunschweigs blieb man nicht unempfindlich gegen die imponirende Macht und den bedeutenden Rang, den die jüngere Linie fortan bekleidete, und diese wieder fühlte sich beengt, daß das kleinere Haus Braunschweig hinsichtlich auf das Alter den Vorrang hatte und eines geschichtlichen Ruhms genoß, der noch die beiden letzten Herzöge mit dem Glorenschein von Heldengröße umstrahlte. Zwar hatte man den Versuch gemacht, die Spannung durch eine Heirath der beiden Linien möglicherweise zu beseitigen, doch fiel derselbe so beklagenswerth aus, daß er zuletzt in Familienconflicten culminirte, welche vorzugsweise Georg IV., König von England und Gemal der Tante Caroline des Herzogs Karl, zu Excessen verleitete, die jeder Moralität, jedem Gefühl von Recht, Gerechtigkeit und Menschenwürde Hohn sprachen. Seine Trunksucht, seine maßlose Verschwendung, seine ostentatiöse Maitressenwirthschaft waren an sich schon so gravirend, daß es nicht erst der ränkevollen und rachsüchtigen Handlungsweise gegen seine Gemalin bedurfte, von der er geschieden sein wollte, weil er, nachdem sie ihm eine Tochter geboren, erklärte, keine Neigung für sie zu empfinden. Die dadurch tief verletzte Frau weigerte sich
rtnäckig seinem willkürlichen Begehren zu willfahren. Sie ließ sich wohl
s weiblichem Schamgefühl eine Trennung von ihm gefallen, bestand aber
f ihr Recht, der Oeffentlichkeit gegenüber, als seine legitime Gemalin anerkannt werden zu wollen, was ihn zu einem so niedern Haß gegen sie aufchelte, daß er ihrem Thun und Treiben auf Schritt und Tritt nachspionirte,
s er endlich mit prostituirender Schamlosigkeit Beschuldigungen gegen sie
rlauten ließ, die im Parlament verhandelt zu den indecentesten Untersuchungen
ranlassung gaben und einen Scandalproceß in's Leben riefen, der die eng-

lische Nation in Mitleidenschaft zog, und sie gleichermaßen eine Lanze für die preisgegebene Königin Caroline brechen ließ. Von so mesquiner Art waren die Familienverhältnisse der jüngern Welfenlinie, als es sich um einen Vormund des jungen Herzogs Karl und seine Staaten handelte. Wäre er weniger intelligent, weniger excentrisch, weniger herrschsüchtig gewesen, so würde er vielleicht nicht gleich von vornherein mit Mißtrauen erfüllt worden sein, als es sich herausstellte, daß Georg IV., als nächster Anverwandter, die Vormundschaft antrat, ohne mit dem in Braunschweig lebenden Onkel des Herzogs, der, weil er blind war, einsichtsvoll zu Gunsten seines Bruders, des Vaters des Herzogs, auf den Thron Verzicht geleistet hatte, weiter Rücksprache zu nehmen, noch die liebevolle und verständige Großmutter der beiden elternlosen Prinzen zu Rathe zu ziehen, an die der Verstorbene sogar laut Testament 1812 seine Söhne warm empfohlen hatte und in welchem es ausdrücklich hieß:

„Wenn es die politischen Verhältnisse erlauben, daß meine Kinder nach Deutschland gehen, wenn einmal ihre Erziehung vollendet ist, womit ich meine, daß sie das Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren erreicht haben, so wünsche ich, daß meine hochverehrte Schwiegermutter, J. K. H. die Frau Markgräfin von Baden-Baden, es ausschließlich übernehmen möge, sie in den Sitten, Gebräuchen, Interessen und Rechten Deutschlands im Allgemeinen, wie auch über ihre Rechte als Prinzen eines souveränen Hauses insbesondere unterrichten zu lassen . . ."

Genug, das absolutistische Verfahren Georgs IV., der die ausschließliche Leitung aller vormundschaftlichen Angelegenheiten seinem Günstling, Graf Münster, übergab, welcher als die Seele des hannöverschen Staates zu betrachten war, und im eigentlichen Sinne des Wortes den Leiter und Lenker desselben vorstellte, beunruhigte den jugendlichen Herzog Karl so sehr, daß er, ohnedies schon von äußerst zarter Körperconstitution, von einer krankhaften Nervosität befallen wurde, die ihn dazu verleitete, nur das Extremvollste anzunehmen, was wohl verzeihlich war, als er von Kindheit an, während seines Aufenthaltes in England, von dem durchweg uneinigen und brutalen Familienverkehr der englisch-hannöverschen Verwandtschaft sich überzeugt hatte. Die Brüder Georg's IV. äußerten sich häufig in den härtesten Ausdrücken über den König und nahmen offen Partei für die mißhandelte Tante des Herzogs Karl, der es seinerseits dann auch frühzeitig lernte, auf den königlichen Oheim tapfer zu schmähen und dessen rüden Lebenswandel zu bespötteln.

Um ein Beispiel von dem damaligen frivolen Familienverkehr der englisch-hannöverschen Linie anzuführen, erzählte Herzog Karl später einem seiner Vertrauten, daß der Herzog von Sussex, der ihm sehr wohl wollte, seinen königlichen Bruder Georg IV. nie anders wie „den Bigamisten" titulirte und es sogar wagte, als dieser ihn mit dem Guelfenorden decorirte, seinen Neufundländer Hund damit zu schmücken, den er nun spazie[r]führte. Georg IV., davon benachrichtigt, wüthete und ließ den Namen Herzogs von Sussex aus der Liste der Großwürdenträger des Guelfenord[en] ausstreichen. Auch der Herzog von Cumberland stand in einem unhein[lichen] Andenken bei Herzog Karl, der sich, sieben Jahr, alt, gerade in Lond[on] befand, als dieser würdige Onkel seinem Kammerdiener, der ihn in einer [ver]fänglich schmutzigen Situation überraschte, den Hals abschnitt.

In allen Straßen wurden Carricaturen hierüber verkauft und Cum[berland]

land ward gezwungen, England zu verlassen. Sein Bruder Sussex nannte ihn beständig den, „damned backdoor gentleman".

Im Jahre 1837 passirte es, daß, da für Hannover die Erbfolge der weiblichen Linie nicht galt und Victoria den britischen Thron bestieg, dieser „Halsabschneider", wie der damals schon vertriebene Herzog Karl nach Braunschweig an den Grafen . . . schrieb, König von Hannover wurde und es wagen durfte, ungeahndet einen offenbaren Verfassungsbruch zu thun, indem er sans façon das Staatsgrundgesetz aufhob, wozu er, wie er sich äußerte, „als Regent nie seinen Consens gegeben habe". Warum hob er dasselbe auf? Als Herzog von Cumberland hatte er finanzielle Verbindlichkeiten eingegangen, die ihn über das Domainialgut mit größerer Freiheit zu verfügen wünschen ließen, als dies vor der Verfassung von 1833 gestattet war. Das Patent von 1819 paßte ihm besser. Er setzte daher dasselbe auf so lange wieder in Kraft, bis er sich mit den Ständen über eine neue Form berathen haben würde. „Frag' ich Sie", hatte Herzog Karl mit Tigergrimm gewüthet, „ob dieser damned backdoor gentleman, der jetzt als „Erbschleicher" um meinen Thron herumschnüffeln wird, nicht ganz anders mit der hannöverschen Canaille umspringt, als ich es mit der braunschweigischen gethan haben soll?"

Ob er so Unrecht hatte? Herzog Karl verlor seinen Thron, weil er die Verfassung, oder vielmehr die „erneuerte Landschaftsordnung", die sein Vormund 1820 gegeben, nicht anerkennen wollte. Seine Opposition entsprang aus der Wahrnehmung, daß der König von Hannover selbst in seinen eigenen Erbstaaten keine andere Landesordnung eingeführt hatte, als die, welche vor der französischen Occupation als rechtsgiltig bestand, und Vortheile und Nutzen für den Landesherrn producirte, auf die Herzog Karl gleichfalls nicht Verzicht leisten wollte, um so weniger, als keineswegs das braunschweiger Volk, sondern nur der von dem Grafen Münster poussirte, herrschsüchtige und eigennützige Adel dabei gewann. Was also hatte den König von Hannover daran verhindert, auch für Braunschweig die Landesordnung vom Jahre 1770 wieder herzustellen? Herzog Karl fand keinen andern Grund, als seine Selbstständigkeit zu beschneiden und aus dem Herzogthum ein kleines Anhängsel des Königreichs Hannover zu machen, das, wenn so geschickt operirt wurde wie bisher, möglicherweise doch noch einst zum Besitz desselben gelangen konnte. Dies vorgefaßte Mißtrauen des Herzogs Karl scheint nicht blos eine fixe Idee von ihm gewesen zu sein, denn als seine Entthronung spruchreif wurde, fand dies Thema bei dem Hause Hannover einen solchen Anklang, daß es das Arrangement traf, auch die Nachkommen des Herzogs Karl von der Erbfolge auszuschließen, mit kecker Zuversicht vor der Bundesregierung das Urtheil verlauten lassend, „daß die Agnaten des Herzogs Karl über die Ausübung ihres Rechtes Niemandem Rechenschaft zu geben schuldig seien, daß die strenge Aufrechterhaltung des Legitimitätsprincipes zwar für eine der Grundbasen zu halten, worauf die Sicherheit der Thrones und der Staaten beruhe, die Grundsätze der Legitimität aber, wenn sie die ihr gebührende, so nothwendige öffentliche Verehrung genießen sollen, auch nicht übertrieben werden dürften".

Ist Preußen im Jahre 1866 hiernach nicht im vollständigen Recht gewesen, den König von Hannover, den blinden Sohn des ehemaligen Herzogs von Cumberland, zu entthronen? Denn alle Schuld rächt sich auf Erden... Während die hannöversche Linie darauf ausging, die ihr so nahe verwandt-

schaftliche Linie des braunschweigischen Fürstenhauses erlöschen zu machen, ist sie nun selbst beseitigt. Der letzte Welfe der ältern Linie verharrt, wenn auch als Junggeselle, unangefochten auf dem Thron seiner Vorahnen, der vertriebene Herzog Karl, als Privatmann im Ausland lebend, wird eine teuflische Genugthuung empfunden haben bei der Nachricht, daß wenigstens die Nachkommen seiner verrätherischen Verwandtschaft, gleich ihm entthront, in fremden Landen ihre Heimat suchen müssen! Wer dürfte ihn dieser inhumanen Gesinnung wegen verdammen? Wäre sie doch nur eine Frucht der demoralisirenden Erziehungsmethode, die man an ihm in Anwendung brachte. Lernen wir diese in ihren Hauptmomenten kennen, damit wir die Nothwendigkeit begreifen, auch an unsere Souveräne Ansprüche einer gediegenen, vor Allem aber menschwürdigen Erziehung erheben zu müssen, wenn wir uns sicher stellen wollen vor peremptorischen Uebergriffen dynastischer Willkür und einseitigen Standesbestrebungen, und es zu verhindern wünschen, daß die eine oder andere individuell-despotisch organisirte Persönlichkeit mit der Gesammtwohlfahrt des großen Ganzen spielt, wie die Katze mit der Maus.

So unglaublich es klingt, die Thatsachen bestätigen es, daß das Gegenüberstehen der beiden Welfenfamilien der damaligen Zeit, die unmittelbar nach den Freiheitskriegen spielte, auf Familienklatsch basirte und Herzog Karl in dieser Atmosphäre seine ersten Jugendeindrücke empfing! Deshalb ließ sich voraussehen, daß dem vormundschaftlichen Verhältniß mit Georg IV. nur persönliche Querellen und gehässige Aufmutzereien entspringen konten, dennoch wagte weder der Onkel noch die Großmutter des jungen Herzogs dagegen aufzutreten. Georg IV. war ein zu mächtiger, einflußreicher Monarch, ein zu kleinlicher, ränkevoller Anverwandter. Ein Auflehnen gegen seine alleinige Uebernahme der Vormundschaft wäre gleichbedeutend gewesen einer Vernichtung des braunschweiger Fürstenhauses. Flüsterte man dem jungen Herzog Karl ohnedies doch schon in die Ohren, daß das Haus Hannover nicht abgeneigt scheine, das Herzogthum Braunschweig dermaleinst an sich zu bringen.

Und dabei klärte man ihm im Geheimen darüber auf, wie, seit Hannover 1815 auf dem Wiener Congreß zu einem Königreich erhoben wurde, Graf Münster den ihm zu Gebote stehenden Einfluß dahin ausnutzte, daß Braunschweig schwächer und ärmer gemacht würde und das was man ihm und anderen Nachbarn zu entreißen wußte, dem hannöverschen Lande zugute gekommen. Das braunschweiger Land war also nicht mit dem erforderlich politischen Nachdruck von dem Mann vertreten worden, der an der Spitze der damaligen Regierung stand, der Geheimrath von Schmidt-Phiseldeck. So combinirte der jugendliche Herzog Karl, von seinem ihm so anhänglich zugethanenen Erzieher, den talentvollen und unterrichteten Geistlichen, Herrn Prince, darin bestärkt, der es für seine Schuldigkeit hielt, es nicht zu verschweigen, daß Herr von Schmidt sich viel zu abhängig gemacht habe von dem weitreichenden Grafen Münster, den man als den Vicekönig von Hannover bezeichnete. Daß diese aufklärende Erziehungsart kein Geheimniß blieb, ist wohl begreiflich. „Sie wurde übel vermerkt", hatte ein Kammerdiener des jungen Herzogs im Vertrauen gegen Dr. Klingemann geäußert. Herr Prince wurde bald, ohne daß der Graf Münster sich in weitere Erklärungen einließ, verabschiedet und in seine Heimat zurückgeschickt, während ein ehemaliger Pagenlehrer, Hofrath Eigener, die vacante Stelle

n bekleiden bekam, was Herzog Karl mit Ingrimm erfüllte, da Eigener chon bei Lebzeiten seines Vaters als Lehrer der Mathematik im Schlosse us- und eingegangen war, und sich durch sein kaltes, abstoßendes Benehmen m höchsten Grade mißliebig bei dem prinzlichen Bruderpaar gemacht hatte. Herr Prince hatte durch Güte, Vernunft und Freisinn regiert, Herr Eigener kannte nur blinden Gehorsam, drohende Strenge und ein Niederdrücken jeder selbstständigen Regung. Der nervöse Herzog Karl wurde dadurch auf der einen Seite widersetzlich und störrisch, auf der andern furchtsam, eingeschüchtert und hinterhaltig. Von seinem Großvater und Vater das aufbrausende Temperament geerbt, den rapiden Wechsel von sich widersprechenden Stimmungen, dabei talentvoll, mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit lebend, mehr die Phantasie als den Verstand arbeiten lassend, war er — zumal er sich auch als dereinstiger Souverän fühlte — weit schwerer zu erziehen, als sein jüngerer Bruder Prinz Wilhelm. Dieser, wenig begabt, aber gutmüthiger, hatte mehr Aehnlichkeit mit seiner Großmutter, englisch-hannöverscher Abkunft. Wenigstens verrieth er deren geistige Indolenz, die sich besonders dadurch kennzeichnete, daß er sich mehr bestimmen ließ, als daß er selbst bestimmen konnte, daß er ohne besondere Intelligenz mehr ein materielles Dahinleben liebte, als sich durch geistige Anspannung in eine höhere Empfindungswelt zu versetzen. Mit einem Wort, sobald es sich um eine wirklich gesinnungsvolle und disciplinirte Erziehung der beiden Welfenfürsten handeln sollte, mußten die Erzieher Herzog Karl gegenüber, eben seiner genialen Begabung und seiner selbstständigen Lebensäußerung wegen, ein ungleich difficileres Eingehen in seine individuelle Natur herauskehren, als es bei Prinz Wilhelm vonnöthen war. Für diese Auffassung hatte man kein Verständniß, im Gegentheil, man behandelte diese Frage mit einer so gewissenlosen Nonchalance, daß man den elternlosen Welfenprinzen anstatt Erzieher Zuchtmeister beigesellte, die den Worten nach fortwährend mit der Karbatsche um sich hieben. Schwerlich hätten die Söhne eines Privaten einen so despectirlichen Hofmeister gelten lassen. Die elternlosen Welfenprinzen aber, scheu gemacht und voller Furcht vor dem allmächtigen und dabei rachsüchtigen königlichen Vormund, thaten sich Gewalt an, d. h. sie ertrugen, soviel sie eben ertragen konnten. Gegen die menschliche Natur kommt Niemand an. An Widersetzlichkeit, an Verstocktheit, an hämischer Schadenfreude ließen sie es nicht fehlen und so liefen besonders über den leidenschaftlichen und nervös reizbaren Herzog Karl die erbittertsten Klagen ein. Zur Vollendung ihrer sogenannten Studien schickte man die beiden Prinzen 1819 nach Lausanne. Hofrath Eigener's Begleitung schien nicht genügend. Graf Münster wenigstens äußerte, die jetzt heranwachsenden Fürstenkinder bedürften nun noch eines Oberhofmeisters, der fähig wäre, ihr Gemüth, ihre Sitten zu verfeinern, der voller Weltkenntniß und Bildung zu repräsentiren vermochte. Seine Wahl fiel auf einen Verwandten, einen hannöverschen mmerherrn von Linsingen, dem es an finanziellen Mitteln fehlte, um sein Range gemäß anständig auftreten zu können und der noch überdies zärtlicher Protegé von der Tante der Prinzen, der Herzogin von Clace war, der spätern Königin von Hannover (Gemalin des schwachsinnigen Königs Wilhelm IV.). Dieser offenbare Fehlgriff von seiten der Vormundschaft machte noch mehr böses Blut. Herzog Karl hatte nun einmal en Alles Mißtrauen, was ihm von der hannöverschen Verwandtschaft gedrungen wurde und da Herr von Linsingen, wenn auch mit höfischer

Kälte dictatorisch auftrat wie Hofrath Eigener, es auch nicht unterlassen konnte, über manche bedenkliche verwandtschaftlichen Beziehungen, die aufhetzendsten Sticheleien verlauten zu lassen, so artete mit den Jahren das Verhältniß des Herzogs Karl zu ihm in eine beunruhigende Feindschaft aus.

Um einige nähere Details vorzuführen, theile ich mit, was ich aus dem Munde glaubwürdiger Personen vernahm, die zu der damaligen Umgebung des jungen Herzogs zählten. Auf Reisen saßen die Erzieher verwärts, die Prinzen rückwärts; in den Hotels bewohnten die Erzieher die besten Zimmer, in Lausanne nahm Herr von Linsingen eine ganze Etage für sich in Anspruch, den Prinzen wurden die kleinsten Zimmer angewiesen. Dabei durften sie ohne specielle Erlaubniß weder essen, noch trinken, noch lesen, noch spazieren gehen. Beim Diner hatte es oft Scandal gegeben, da Herr von Linsingen eine verletzende Manier gehabt hatte, gerade den Herzog Karl zu maßregeln. Entweder hatte er über seine Art zu kauen, oder die Gabel zu halten spöttisch gelacht, oder er hatte seine heftigen Bewegungen persiflirend copirt. Am peinlichsten war es selbst dem Kammerdiener gewesen, wie knapp die Prinzen mit den Geldern gehalten wurden. Man erzog sie systematisch zum Geiz heran. Ihr Taschengeld bestand in 1 Thaler per Woche. Suchten sie nun zu sparen, um eine größere Summe in die Hände zu bekommen, durften sie diese nicht nach Wunsch verausgaben, sondern mußten genaue Rechenschaft ablegen, was sie dafür zu kaufen gedachten. In den meisten Fällen befahl man ihnen, was sie dafür anschaffen sollten. Zu diesem sclavischen Aufpassen begegnete man ihnen mit den gröbsten Redensarten. Der Kammerherr von Linsingen, dieser Mann von „feiner Sitte und Bildung", hatte einige bemerkenswerthe Stichworte: „Ich werde Sie bestrafen", schrie er oft den jungen Herzog an, oder „ich weiß recht gut, daß Sie mich verwünschen, allein eben deshalb bleibe ich bei Ihnen", oder „ich will doch sehen, wer dem Andern am meisten schaden kann." Als sie einst eine Fußreise durch die Schweiz machen wollten, befahl der weltmännisch gebildete Kammerherr: „Man nehme Hut und Handschuhe und vorwärts." Als man das Haus Wilhelm Tell's besuchte, fand man einen Kupferstichhändler vor, der Erinnerungsblätter an diese Gegend verkaufte. Herr von Linsingen verlangte, der Herzog solle etwas kaufen. Dieser, durch dies fortwährende Befehlen ägrirt, warf hin, daß ihm das nicht passe, auch selbst wenn er Geld hätte. „Sie sollen aber Geld haben", bemerkte Herr von Linsingen, „ich befehle Ihnen die Kupferstiche zu kaufen." Der junge Herzog, sich vor den Anwesenden schämend, ersuchte ihn bestimmt, ihn gehen zu lassen. Darüber empört, schrie der Oberhofmeister: „Gerade um Sie nicht gehen zu lassen, wie Sie wollen, bin ich Ihr Gouverneur, ich soll Sie erziehen und das will ich Ihnen zeigen." Voller Scham und Zorn entfernte sich der Herzog eilig und schlug einen Nebenweg ein. Nach einiger Zeit hörte er hinter sich schreien, Herr von Linsingen stürzte ihm nach, voller Angst und Wuth. Er geberdete sich wie ein Unsinniger und jetzt mußte der Herzog Alles aufbieten, um den Erzieher zu calmiren. Mit ähnlicher Unwürdigkeit benahm sich auch der Hofrath Eigener, der, als der Herzog schon achtzehn Jahre zählte, diesem, es war im Wiener Kärnthner-Thor-Theater, wo er in der Loge mit einem Bekannten eine angefangene Unterredung beschließen wollte, heftig zurief: „Wenn Sie nicht ruhig sind, so werden Sie hinausgebracht werden." Der Herzog meinte empört: „Ich möchte doch sehen wer mich hinaus bringen will." Hofrath Eigener antwortete „Die Polize

Herzog Karl von Braunschweig.

HPS.

Als Gegenstück zu dieser pöbelhaften Hofmeisterei unterbreitete ein Kammerdiener des Herzogs Dr. Klingemann noch folgendes Erlebniß: „Eines Tages weigerte sich der Herzog, ein Butterbrod mit Fleisch zu essen. Er hatte nicht Appetit, sollte ihn aber haben. Dadurch pikirt gemacht, bemerkte er malitiös: „Er zöge es vor, dasselbe, als ein kostbares Pfand der unschätzbaren Zumeigung seines Gouverneurs, in ein Stück Papier zu wickeln und es mitzunehmen.“ Eine Fluth von Zurechtweisungen brach über den Gereizten herein und um denselben noch mehr Nachdruck zu geben, sperrte man den jungen Herzog einen Tag in sein Zimmer ein, ohne ihm Speise und Trank zu verabreichen.“

Diese täglichen Nadelstiche, diese unsäglich kleinlichen und persönlichen Alltagsquälereien machten den excentrischen Jüngling, der sich im Bewußtsein, dereinst einen Thron besteigen zu sollen, doppelt entehrt durch die pöbelhafte Maßregelung fand, so auffässig, so hämisch, so rachedurstig, daß er einst in einem Moment der Wuth in Gegenwart des diensthuenden Lakaien erklärte: „mit bestialischer Wonne den Augenblick herbeizusehnen, wo er achtzehn Jahre, also majorenn werde und alle Erniedrigungen, die ihm und seiner Tante Caroline zugefügt worden, mit Zinsen zurückbezahlen könne.“

Herr v. Linsingen hatte hierauf mit teuflischer Ruhe erwiedert: „Der Herzog solle sich nicht einbilden, mit achtzehn Jahren majorenn zu werden, und wenn er etwa versuchen wolle, das mit Gewalt durchzusetzen, so würde der mächtige König von England schon Mittel finden, ihn für immer zu verderben.“ Erschrocken und in höchster Spannung hatte der Herzog gefragt: „Wie er das verstehen solle?“ Der Oberhofmeister antwortete: „Man könne ihn, bei seinem aufgeregten, und ruh- und rastlosen Betragen leicht wegen Wahnsinn für regierungsunfähig erklären.“ Dieser Ausspruch hatte einen erschütternden Eindruck auf Herzog Karl gemacht. Wahnsinn und Blindheit waren ja das Erbtheil der Welfischen Fürstenfamilie. Daß er sich von jetzt ab mehr denn je mit der Majorennitätsfrage beschäftigte, ist erklärlich; man wollte es von Seiten der Dienerschaft, die ja immer unsere Späher und Belauscher abgeben, bemerkt haben! In allen zweifelhaften Fällen hatte sich der Herzog immer — wenn auch im Geheimen — an seine Großmutter gewandt, die mit stillem Kummer die freudenlose Jugend ihrer Enkelkinder beweinte und die verderblichen Folgen der lieblosen und unfürstlichen Erziehungsmethode, besonders für den leidenschaftlichen und ehrsüchtigen Herzog Karl fürchtete. Auf ihren Rath mußte er nun bei der vormundschaftlichen Regierung Erkundigungen einziehen. Hiermit wurde nun ein neuer Stein des Anstoßes in's Rollen gebracht. Der königliche Vormund ließ ihm durch den braunschweiger Staatsminister v. Alvensleben mittheilen, daß er ihn erst nach vollendetem einundzwanzigsten Lebensjahr für mündig anerkennen werde, privatim fügte Graf Alvensleben hinzu: er rathe ihm, sich ohne Widerrede darein zu finden, die Berichte seiner Erzieher lauteten zu ungünstig über ihn. Sollte er trotzdem es aber dennoch wagen wollen, sich mit Gewalt in den Besitz seines Herzogthums zu setzen, so würde es passiren können, daß der König ihn festnehmen und wie einen Tollen einsperren lassen dürfte... Abermals hörte er eine Aeußerung wie die des Herrn v. Linsingen. Er erwiederte kein Wort, fühlte sich aber so in Angst versetzt, seinen Thron verlieren zu können, daß sein gereizter Zustand ihn Tag und Nacht Gespenster sehen ließ. Dazu kam noch die Furcht vor Ver-

giftung! Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Tochter des königlichen Vormundes, die bei dem schmutzigen Proceß, den er gegen ihre Mutter, die Tante des Herzogs, anstrengte, entschieden für die Mutter stimmte und dann von des Vaters Haß verfolgt, vergiftet sein sollte. Auch die Königin Caroline war vor kurzem, als sie im Drury-Lane-Theater ein Glas Limonade gefordert und am nächsten Morgen starb, mit dem Ausruf verschieden: „Der König hat mich vergiften lassen...“ Herr v. Linsingen war roh genug, bei der Todesnachricht gegen den Herzog zu äußern: „Gott sei Dank, daß dieses Weib endlich crepirt ist, mag Ihnen dies Beispiel zur Lehre dienen.“

Von Jugend an also aus einer extremen Empfindung in die andere hineingepeitscht, konnte der Herzog Karl zu keinem geregelten Denken und Handeln heranreifen, und wie seine individuelle Entwickelung nur zwangvoll von statten ging, so auch die Besteigung seines Thrones. Die Großmutter und deren Rathgeber begnügten sich nicht mit der Erklärung des Königs: Die Majorennitätsfrage werde zum Gegenstand juristischer Streitigkeiten erhoben, und da der verstorbene Herzog, als er 1812 sein Testament machte, ja seiner Staaten beraubt war, diesen Punkt somit ganz außer Acht gelassen hatte, fühlte man sich bewogen, die Theorie in der herzoglichen Linie des Welfenhauses anerkannt wissen zu wollen, die das achtzehnte Jahr als das Ende der Minderjährigkeit annahm, eine Theorie, von der selbst der Großvater des Herzogs profitirte, welcher auch mit achtzehn Jahren die Regierung des Landes (1773) übernommen hatte. Der König, oder was ein und dasselbe bedeutet, Graf Münster, schickte sich an, Gegenbeweise in's Treffen zu führen, wodurch Herzog Karl immer straffer auf die Folter gespannt wurde und namentlich gegen Herrn v. Linsingen, das gefügige Werkzeug des Grafen Münster, ein so spionirendes Controliren vorwalten ließ, daß eine Katastrophe nicht ausbleiben konnte. Es war zu Lausanne. Man hatte sich eben zu Tische gesetzt. Herzog Karl, von seinem Kammerdiener davon unterrichtet, daß Herr v. Linsingen Briefe aus Braunschweig erhalten, fragte ihn darum und war indignirt, als dieser — wie er schon häufig gethan — es leugnete. Seit der junge Herzog, von mehreren Wohlgesinnten in seiner Familie darauf aufmerksam gemacht, daß die Vormundschaft, auf ihre Stärke pochend, ihm sein gutes Recht ungerechterweise vorenthielt, war er mit einem Mal energischer in seinem Auftreten geworden. Befehlend rief er dem diensthuenden Lakaien zu, Rede zu stehen. Dieser, betroffen, antwortete: „Er habe den Brief aus Braunschweig, an Herrn v. Linsingen adressirt, eigenhändig überreicht.“ Wie ein Rasender sprang Herzog Karl von der Tafel auf und erklärte: „Mit einem Lügner nicht an einem Tische essen zu mögen.“ Herr v. Linsingen schlug seinen junkerlich-brüsken Ton der Autorität an und reizte dadurch den erbitterten Jüngling so ungeheuerlich, daß dieser seinen Degen zog und den Oberhofmeister nöthigte, zum Fenster hinauszuspringen. (Fortsetzung folgt.)

Männertreu.

Novelle von Marie Calm.

(Fortsetzung.)

Als ich die letzten dumpfen Schmerzensworte leise gesungen und der letzte Accord verklungen war, bemerkte ich erst die tiefe Stille, welche sich über die Gesellschaft gebreitet hatte. Lady Sykes unterbrach sie zuerst mit irgend einem lobenden Gemeinplatz, Andere folgten, auch Mrs. Goring dankte mir und bemerkte, sie habe in der That nicht gewußt, daß ich eine so starke Stimme besitze. Mehrere Herren, sich über die Ceremonie der Vorstellung hinwegsetzend, waren ebenfalls so gütig, mir einige mehr oder weniger fade Complimente zu machen und mich mit Clara Novello — die einen hohen Sopran hat — zu vergleichen. Aber ich hörte nur mit halbem Ohre zu. Eine Unterhaltung, die in meiner Nähe halblaut geführt wurde, fesselte mich. Mr. Ashbourne wünschte Georgiana Glück, daß sie eine solche Künstlerin zur Lehrerin habe; dann, nach ihrer leisen Erwiederung sagte er: „Wollen Sie die Güte haben, mich der jungen Dame vorzustellen?"

„Der Gouvernante?"

„Gewiß. Darf ich Sie um die Gefälligkeit bitten?"

„O, natürlich!"

Sie stand auf, und mit einer ihr sonst fremden Hast den Kreis durchbrechend, der sich etwas erstaunt zurückzog, nannte sie kurz die beiden Namen und wandte sich dann mit einer Frage an einen der umstehenden Herren.

„Erlauben Sie mir, Ihnen selbst zu danken für den Genuß, den Sie mir bereitet haben", sagte Ashbourne herzlich. „Seit ich hier lebe, hatte ich nicht singen hören."

„Und Sie lieben die Musik?"

„Sehr, obwohl ich wenig davon verstehe. Ich liebe deshalb auch nur solche Musik, die direct aus dem Herzen kommt, die angeboren, nicht angelernt ist. Man hört fast immer nur second hand music."

„Ja, Musik aus zweiter Hand, der Ausdruck ist gut!" antwortete ich lächelnd.

„Eben deshalb aber, weil ich von der Kunst zu wenig verstehe", fuhr er fort, „genügt es mir auch nicht, die Töne zu hören, ich will auch über den Sinn der Worte klar sein. Ihr Lied war sehr, sehr traurig, aber wem der darin ausgesprochene Schmerz gilt, das weiß ich nicht."

„Er gilt der Heimat, der fernen", sagte ich, zum ersten Mal zu ihm aufschauend.

Welche Innigkeit lag in seinem Auge! Ich versuchte unbefangen hinein zu sehen, aber ich vermochte es nicht, ich mußte das meine senken und wandte den Kopf leise ab.

Er mochte die Bewegung anders deuten, denn er sagte theilnehmend: „Ach, nun verstehe ich." Dann aber fuhr er lauter fort: „Wäre es unbescheiden,

Sie zu bitten, uns das Lied zu übersetzen? Ich bin überzeugt, Lady Sykes würde auch die Worte gern hören."

Die Dame drückte ihre lebhafte Zustimmung aus und so suchte ich aus der Musikmappe das fragliche Lied hervor und übersetzte es, so gut ich konnte.

Einige der umstehenden Herren und Damen hatten sich ebenfalls genähert, um zuzuhören, unter ihnen Mr. Ford, der die ganze Zeit über mit einem Buch in der Hand in einem Winkel des Musikzimmers gesessen hatte. Als ich das Gedicht beendigt, bat man um noch einige Lieder, man drängte sich um den Flügel, Mr. Ashbourne aber erklärte der Klang würde darunter leiden, wenn das Zimmer so voll sei und so zog man sich in den Salon zurück, um jedoch nach Beendigung jedes Liedes sich wieder zu nähern. Ich sang einige heitere Volkslieder und zuletzt noch das schwermüthige: „Wenn sich zwei Herzen scheiden." Dann stand ich auf, man fühlte, daß dies ein Abschluß war und verlangte nichts mehr.

Indessen war es auch spät geworden. Die Gäste fingen an, sich zu verabschieden, viele derselben kamen auch zu mir, um gute Nacht zu sagen. Ich war nicht mehr nur die Gouvernante, ich war auch „Jemand" geworden. Mr. Ashbourne war neben dem Flügel stehen geblieben und spielte zerstreut mit meinem Taschentuche, das ich nebst den Handschuhen darauf hatte liegen lassen.

Als die Anderen das Musikzimmer verlassen hatten, ging ich hin, mein Eigenthum zu reclamiren.

„Ah, verzeihen Sie!" sagte er, indem er mir das Tuch überreichte. „Ich bin noch ganz in Ihren Melodien gefangen. Welch' ein Glück muß es sein, sich so aussingen zu können!"

„Ja, wenn man Niemand hat, gegen den man sich aussprechen kann, dann ist es allerdings eine Erleichterung, sich aussingen zu können."

Es war ein unvorsichtiges Wort, aber die gesellschaftliche Zurückhaltung und Oberflächlichkeit wurde mir so schwer! Ihm schien es übrigens nicht besser zu gehen, denn er erwiederte lebhaft: „Das begreife ich wohl, ja, das würde mir auch so gehen, wenn ich Ihre Kunst besäße. Leider aber kann ich weder singen, noch dichten, noch malen und so . . . was glauben Sie wohl, was mir als Ableiter für die Gefühle oder Gedanken dient, die man Niemandem vertrauen kann oder mag? Mein Pferd ist mein Ableiter, die lebhafte äußere Bewegung! Ich reite mich aus!"

Ich lachte. „O, das verstehe ich auch", sagte ich, besonders wenn man so gut reitet wie Sie! Ich denke mir Reiten herrlich, nach dem Fliegen, das wir leider nicht erreichen können, die köstlichste Bewegung!"

„Woher wissen Sie denn, daß ich gut reite?" fragte er mit einem schelmischen Lächeln, das seinen männlichen Zügen einen wunderbaren Reiz verlieh.

„Ich sah Sie einmal hier vorbei reiten", antwortete ich. Meine Stimme war ruhig, aber ich konnte nicht verhindern, daß mir das Blut dabei in die Wangen stieg.

Er sagte nichts, sondern sah wie träumend auf mich nieder. Ich fühlte, daß dies Gespräch ein Ende haben müsse, daß noch andere Augen auf mir ruhten. Dort im Winkel auf einem niedern Schemel saß wieder Mr. Ford. Wie er da kauerte, die schwarzbekleideten dünnen Beine in die Höhe gezogen, die langen schwarzen Arme über dem Buche gekreuzt, den Kopf ebenfalls da-

rüber gebeugt, hatte er eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer großen schwarzen Spinne. Ich warf einen flüchtigen Blick hin und machte einen Schritt nach dem Salon zu.

„Sie haben Recht", sagte Mr Ashbourne leise, als ob er auf eine Bemerkung, die ich gemacht, antwortete. „Es ist Zeit, daß ich gehe. Ach ja", fuhr er laut fort, indem er auf Mrs. Goring, die eben dem letzten Gaste „Gute Nacht" gesagt, zuschritt, „Ihre deutschen Volksweisen sind sehr ansprechend, aber wir haben auch sehr Schönes in dieser Art. Besonders denke ich mir, werden die schottischen Volkslieder für Ihre Stimme geeignet sein. Meinen Sie nicht auch, Mrs. Goring?"

Die Dame bejahte.

„Ich habe ein ganzes Heft solcher Weisen zu Hause", fuhr er fort, „meine Mutter sang sie. Wollen Sie mir erlauben, sie Ihnen einmal zuzuschicken, Miß Elten?"

„Sie sind sehr gütig."

„O, sie werden Ihnen gewiß gefallen! Und dann darf ich einmal kommen und sie hören, Mrs. Goring? Ja? schönen Dank! Und nun verzeihen Sie, daß ich so lange geblieben, wahrhaftig, ich bin der Letzte!"

Er reichte erst Mrs. Goring, dann mir die Hand und entfernte sich dann, von Mr. Goring geleitet. Georgiana blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen, wo er sie verlassen. Mr. Ford schien von seinem Winkel im Musikzimmer aus die kleine Scene beobachtet zu haben. Als ich jetzt dorthin ging, um die Noten fort zu legen, trat er rasch auf mich zu und meine Hand fassend, daß ich vor Schmerz fast aufgeschrieen hätte, flüsterte er mit heiserer Stimme: „Sie haben einen Freund gewonnen, aber sich auch eine tödtliche Feindin gemacht! Hüten Sie sich!"

Heftig zog ich meine Hand zurück und wandte mich ab. Da traf mich ein Blick so voll Zorn und Haß, daß ich davor erbebte; es war Georgiana. Ja, er sprach die Wahrheit, ich hatte mir eine tödtliche Feindin gemacht!

VIII.

Und ich bereute es doch nicht! Mochte Sie mich hassen dieses hochmüthige Mädchen, daß ich den Gegenstand ihrer Neigung einen Augenblick lang von ihr fortgelockt hatte; mochte Mrs. Goring mir zürnen, daß ich mich aus eigener Machtvollkommenheit empor gehoben hatte aus der demüthigen Stellung, die sie mir in ihrem Salon angewiesen, nein, ich bereute es nicht, bereute es keinen Augenblick! Warum behandelten sie mich nicht als ein Glied ihres Kreises, als eine „Lady", ihnen ebenbürtig in jeder Beziehung, außer im Besitz! Als Lady ... kaum als Mensch behandelten sie mich! Für sie war ich ja nicht „Jemand", war nur die Gouvernante! O, die Naturgeschichte sollte eine besondere Rubrik für diese Species eröffnen! Eine Gouvernante ist ein empfindungsloses, altgeborenes Wesen, das zu dem Zwecke auf der Welt, um nach sorgfältiger Dressur die Kinder fremder Leute wieder zu dressiren, sich in ihren Salons zu zeigen, ihre Gäste zu unterhalten, dabei aber keinen Augenblick seine eigene Inferiorität zu vergessen. Sie ist empfindungsvoll, deshalb darf man sie ohne Scheu demüthigen und kränken, sie kommt alt auf die Welt, deshalb kann man ihr Dinge zumuthen, welche eine zärtliche Mutter schaudern würde, mit ihrer Tochter in Beziehung zu denken. Niemand findet deshalb etwas dabei, daß

sie allein von einem Ende der Welt zum andern reist, daß sie Abends schutzlos durch die Straßen wandert, daß sie, um ein Zimmer zu sparen, täglichen tête-à-têtes mit widerwärtigen jungen Männern ausgesetzt ist. Was macht das? Sie ist kein junges Mädchen, auf das man möglicherweise Rücksicht zu nehmen hätte, sie ist ja nur die Gouvernante!

Ich ließ die ganze wilde Bitterkeit meines Herzens austoben. „Ha", dachte ich, „wenn ich jetzt vor Mrs. Goring stände, wenn ich ihr Alles sagen könnte! Aber bei der ersten Gelegenheit werde ich es thun, und besonders werde ich keinen Tag länger die mir aufgedrungene Gesellschaft dieses Mr. Ford dulden. O wie verhaßt mir dieser Mensch war! Die mildere Regung, welche er durch die Mittheilung seines traurigen Geschicks in mir hervorgerufen, war rasch verwischt worden durch den Zorn über die Anmaßung, mit der er mir jene Worte zugeflüstert: „Sie haben sich einen Freund gewonnen, aber auch eine tödtliche Feindin gemacht!" Und wenn es so war, was ging es ihn an? Was gab ihm das Recht, mir es zuzuflüstern, mit einer Heftigkeit, die mich noch in der Erinnerung empörte. Doch er sollte es büßen, ich würde ihn künftig fern zu halten wissen!

Immer noch saß ich angekleidet auf dem Bett, die Hände gegen die Brust gedrückt, wie um ihr stürmisches Wogen zu dämpfen. Vor mir auf dem Toilettentisch brannten in den bronzenen Armen die Lichter zu beiden Seiten des Spiegels, mein erhitztes, erregtes Antlitz sah mich aus der glänzenden Fläche an. Ich erschien mir fast fremd mit den glühenden Wangen, den blitzenden Augen und den weißen Rosen im Haar; jetzt erst fühlte ich, daß es kühl sei und eilte mich zu entkleiden.

Und nun, als ich die Lichter gelöscht und mein Lager aufgesucht hatte, nun sah ich sie im Geiste wieder um mich versammelt, diese hochmüthige Gesellschaft, die anfangs keinen Blick für mich gehabt; ich hörte ihre leisen und lauten Beifallsbezeugungen, sah ihre verwundernden Blicke auf mich geheftet, fühlte wieder den Triumph, den ich diesen Abend gefeiert. Ja, ich hatte ihn in vollen Zügen genossen und genoß ihn noch in der Erinnerung! Ich schloß die Augen, um die Scene, welche meiner Eitelkeit so sehr schmeichelte, mir lebhafter zurückzurufen; aber da zerstoben die bunten Gestalten, die wirren Stimmen verstummten; ein Bild nur stand vor meines Geistes Auge, eine Stimme nur tönte mir im Ohre fort, und ein Gefühl tiefer, stiller Wonne füllte statt der befriedigten Eitelkeit meine Brust. Freilich, was war mir denn am Ende der Beifall aller jener Menschen? Ich hatte ihnen zeigen wollen, daß ich nicht blos als Statistin, als Gouvernante da sei, sie hatten sich durch mein Talent unterhalten lassen, und mir dafür den Tribut ihrer Bewunderung gezollt. Aber sie zollten ihn mir, wie einer Künstlerin, die ihrer Ansicht nach gesellschaftlich doch ebenso tief unter ihnen steht, wie sie durch ihre Kunst ihnen überlegen ist. Mr. Ashbourne allein hatte sich mir vorstellen lassen, nur er hatte mich als „Lady" behandelt, so voller Achtung und doch so herzlich ... Ich fühlte seinen träumerischen Blick noch auf mir ruhen und erröthete in der Erinnerung; jedes seiner Worte rief ich mir zurück und fand jetzt weit bessere Antworten darauf, ja, eine merkwürdige Beredtsamkeit stand mir plötzlich zu Gebote, mit der ich das kurze Gespräch in's Unendliche würde ausgedehnt haben. Alles, was ich in stillen Stunden über Musik gedacht und gefühlt, strömte mir aus und er hörte mir zu und lächelte auf mich herab, lächelte mit seinen tiefblauen, strahlenden Augen, bis ich plötzlich emporblickend entdeckte, daß es nicht seine

Augen seien, sondern zwei herrliche, leuchtende Sonnen waren, die mit ihrem Licht mich blendeten, daß ich die Augen mit der Hand bedecken mußte, und als ich sie nach einer Weile wieder fortzog, da waren die Sonnen verschwunden und vor mir in der Luft hing eine große, schwarze Spinne, die ihre langen dünnen Beine — nein, es waren Arme — nach mir ausstreckte . . .

Mit einem Schrei fuhr ich aus dem Schlafe empor. Es war heller Morgen und schon spät, denn noch hatte ich mich nicht von dem beängstigenden Traume erholt, als Bessy hereintrat, mir die Kanne mit heißem Wasser zu bringen.

Sie plauderte auch von der Abendgesellschaft, von den Toiletten der Damen und wie die Gäste noch beim Fortgehen von meinem Gesang gesprochen hätten. Aber ich war zu müde zum Antworten; mit schmerzendem Kopfe stand ich endlich auf, um an mein Tagewerk zu gehen.

Der häßliche Papagei rief mir sein „ca-ca-tu" entgegen, als ich in das Schulzimmer eintrat. Vor diesem schrillen Laute, vor dem hellen Sonnenlicht, das zu den geöffneten Glasthüren hereinströmte, verblaßten die fieberischen Gebilde der Nacht. Was ich gestern Abend erlebt, war nicht viel anders, als was mir schon früher bei Mrs. Barton, in meiner ersten Stelle, begegnet war. Der Beifall, den mein Gesang gefunden, Georgiana's Verdruß darüber, Mr. Ford's Anmaßung und Mr. Ashbourne's Freundlichkeit, das Alles hatte meine Phantasie vergrößert, hatte all' diesen Erlebnissen eine höhere Wichtigkeit beigelegt, als sie wirklich besaßen. Und die Empörungsrede gegen Mrs. Goring? . . . Ach, woran hatte ich dabei nur gedacht? Wie hatte ich vergessen können, weshalb ich hier war; weshalb ich Alles ruhig hinnehmen mußte, wie bisher! Nein, es war Alles nächtliche Panthasie, die vor der nüchternen Wirklichkeit in ihr Nichts versanken!

Die Kinder grüßten mich herzlich wie immer, Mr. Ford machte, indem er sich nach meinem Befinden erkundigte, eine Bewegung, als ob er mir die Hand reichen wolle, ich ließ sie aber unbeachtet und gab eine kurze Antwort. Es war mir ohnehin unangenehm, diese knochige, sommersprossige Hand zu berühren!

Mrs. Goring erschien nicht zum Gebet, Georgiana hielt es statt ihrer. Sie las mit ihrer leisen, schwachen Stimme ein Capitel aus dem neuen Testament vor, das die Demuth anpries. Bei einigen Stellen war es mir, als ob sie die Worte besonders an mich adressire, ich hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Demuth! Sie hielt sich ohne Zweifel für sehr demüthig, wenn sie jeden Morgen niederkniete und betete: „Wir sind allzumal Sünder", dennoch aber mußte ein großer Unterschied sein zwischen der Sünderin Miß Georgiana Goring und den übrigen Sündern, den Dienstboten, die rings umher knieten, denn diese durften die Stühle des Eßsaales nicht benutzen, sondern mußten sich die eigenen aus dem Bedientenzimmer mitbringen!

Nach dem Gebet ging ich wie gewöhnlich mit Georgiana in das Musikzimmer, um ihr ihre Clavierstunde zu geben. Sie war ziemlich zerstreut. Erwartete sie den Galopp eines Pferdes von der Straße herauf zu hören? Oder dachte ich das nur, weil, weil ich selbst zerstreut war, weil mein Ohr nur halb auf die Töne des Instrumentes, ebensoviel aber auf jedes Geräusch unten auf der Chaussee oder im Hause lauschte. Würde er vorüber reiten? Würde er mir die versprochenen Lieder schicken? Ich schämte mich vor mir selbst, als ich mich auf diesen Gedanken ertappte und wurde dadurch so de-

müthig, daß ich mit ganz verändertec milder Stimme meine Bemerkungen zu dem Spiele meiner Schülerin machte. Diese sah mich etwas zweifelhaft von der Seite an, sie wußte sich augenscheinlich diesen Wandel nicht zu deuten. Jedenfalls aber beeinflußte er ihre Gesinnungen nicht, denn als ich ihr vorschlug, die Pièce, welche sie am verflossenen Abend gespielt, noch einmal vorzunehmen, entgegnete sie heftig: „Nein, die spiele ich nicht mehr! Uebrigens hätte ich in der That besser gethan, auf Ihre Hülfe zu verzichten, denn Sie waren mit schuld, daß ich so schlecht spielte, Sie machten mich nervös!"

„Darf ich fragen wodurch?" versetzte ich ruhig.

„Nun, durch Ihr ganzes Wesen! Wir sind das hier nicht gewöhnt, dies . . ."

„Nun, dies . . . ich bitte fortzufahren."

„Ich weiß es wirklich nicht zu bezeichnen, aber . . . Nicht wahr, Sie haben früher auf der Bühne gesungen?"

„Ah, Sie meinen, ich sei Sängerin von Profession, Theatersängerin? Ich danke Ihnen, Miß Georgiana, für das Compliment, welches Sie meiner Stimme machen, aber Sie irren sich. Ich habe nie anders als in Privatkreisen, höchstens einmal in einem kleinen Concert zu irgend einem wohlthätigen Zweck gesungen. Wenn Sie aber die Idee damit verbinden, daß eine Sängerin sich in Gesellschaft anders als jede andere „Lady" benehme, so ist das, wenigstens was Deutschland betrifft, auch ein Irrthum. Ich habe im Hause meines Vaters, der ein großer Musikfreund war, öfter Gelegenheit gehabt, bedeutende Sängerinnen kennen zu lernen, und stets gefunden, daß sie sich nur durch ihr Talent, zuweilen auch durch größere Liebenswürdigkeit von den übrigen Damen der Gesellschaft unterschieden."

„Bitte, ereifern Sie sich doch nicht so, Miß Elten!" sagte die junge Dame achselzuckend. „Ich wollte nichts Derartiges sagen! Jedenfalls habe ich mich gestern Abend überzeugt, daß ich durchaus nicht für die Oeffentlichkeit tauge, eine gewisse Kühnheit, das werden Sie mir zugeben, gehört doch dazu, und die besitze ich nicht."

„Diese Kühnheit", erwiederte ich fest, „entspringt aus dem Talent, aus dem Bewußtsein der Kraft. Ich, ich möchte sagen, das Talent verlangt danach, sich auszuüben, auch vor Anderen, aber dieses Ausüben selbst, nicht der Beifall gewährt ihm die höchste Befriedigung."

„Sie müssen verzeihen, daß ich Ihrem Gedankenfluge nicht folgen kann", versetzte Georgiana spöttisch, „wahrscheinlich, weil ich, wie Sie eben andeuteten, kein Talent habe. Nun, ich treibe die Musik ja auch nicht, um damit zu glänzen, sondern nur um einen Choral spielen, ein geistliches Lied begleiten zu können."

Ich antwortete nicht, und war froh, als bald darauf Ethel eintrat, um ihrer Schwester Platz einzunehmen. Das liebe Kind wurde mir immer theurer, je mehr bei meinen übrigen Umgebungen das Gegentheil der Fall war.

Der Tag verging langsam und es wurde mir schwer, meine Aufmerksamkeit ungetheilt auf meine Schülerinnen und deren Unterricht zu fixiren. Immer und immer wieder wollten mir die Gedanken abschweifen, und hundert Mal ertappte ich mich bei der Frage: ob er mir die Noten wohl schickt? . . .

Nachmittags hatte ich Ethel und Milly eine Geographiestunde zu geben. Gegen meine sonstige Gewohnheit hatte ich mich hinter den Tisch der offenen

Thür gegenüber gesetzt. Die Chaussee und das Thor konnte man zwar von hier aus nicht sehen, nur der Salon und die beiden daranstoßenden Räume, das Musikzimmer und die Bibliothek, beherrschten jene Seite, aber der Weg zum Eingang des Hauses führte an dem Schulzimmer vorbei und ich konnte mir nicht versagen, ihn im Auge zu behalten.

„Wo liegt denn Versailles? (Sie sprach es consequent „Vorsaals" aus). Ich kann es nicht finden", sagte Milly, träge in ihrem hochbeinigen und hochlehnigen Schulstuhl zurückliegend und ohne nur einen Blick auf die Karte zu werfen.

„Hier!" antwortete ich, mich zu ihr beugend. Aber nur mein Finger suchte den Platz, mein Auge wurde in diesem Augenblick durch einen Gegenstand außerhalb des Schulzimmers gefesselt. Dieser Gegenstand war ein Diener in dunkler Livree, der, ein Packet in der Hand haltend, eben vorüber ging.

„Ei, Sie halten es ja zu!" rief Milly, „da kann ich gar nichts sehen."

Ich bückte mich noch tiefer über die Landkarte, und es war mir lieb, auf diese Weise die Röthe zu verbergen, die, wie ich wohl fühlte, mir in die Wangen stieg.

Ehe ich antworten konnte, öffnete sich die Thür und mit einer an ihr ganz ungewohnten Raschheit trat Georgiana in das Zimmer.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe", sagte sie zu mir gewandt, „ich wollte nur ein geschichtliches Datum hier nachschlagen."

Mit diesen Worten holte sie sich einen Band von Hume's englischer Geschichte vom Bücherbret herunter und setzte sich damit auf ein niedriges Rohrstühlchen, so daß die Volants ihres lichten Mousselinekleides hoch empor bauschten.

Nichts in der Welt hätte mir meine Kaltblütigkeit so rasch und so vollständig wiedergeben können, als dies Verfahren. Sie hat den Diener vom Bibliothekzimmer aus eintreten sehen, sagte ich mir, und will nun hier abwarten, daß ich das Packet empfange und öffne. Aber sie soll lange warten!"

In der That erschien nach wenigen Minuten ein Diener und überreichte mir ein versiegeltes Packet, augenscheinlich ein großes Buch. Gottlob! ich konnte es ihm ruhig abnehmen und legte es nach einem Blick auf die Adresse zur Seite. Die Aufschrift zeigte nur meinen Namen, Miß Elten, darunter stand: „mit Ashbourne's Empfehlungen."

Mit wahrem Behagen erzählte ich meinen Schülerinnen möglichst ausführlich Alles, was ich von Versailles wußte, von seiner geschichtlichen Bedeutung, seinen Kunstwerken, seinem Park. Dann machten wir imaginäre Ausflüge in die übrige Umgegend, nach den anderen Lustschlössern und holte schließlich noch einige Kupferstiche herbei, die ich in einem trefflichen Werke in der Bibliothek gefunden, und welche sich auf jene Orte bezogen. Die Kinder hörten aufmerksam zu, Georgiana blätterte noch immer in ihrem „Hume" und beschäftigte sich zwischendurch mit dem häßlichen Kakadu, obgleich dieser ihr unaufhörlich sein „go away" zurief.

Endlich war die Geographiestunde beendigt. Und nun, da ich ihr gezeigt, daß ich weniger neugierig als sie sei, wollte ich ihr auch beweisen, daß das versiegelte Packet kein Geheimniß enthielt. Dachte sie wirklich niedrig genug von Mr. Ashbourne, um zu vermuthen, daß er dem Notenheft irgend etwas beifügt, das ihren Blick zu scheuen hätte? oder niedrig genug von mir, um vorauszusetzen, daß ich so leicht auf eine heimliche Correspondenz eingehen

würde? Nein, sie sollte sehen, daß nur ihre eigenen, unedlen Gesinnungen ihr einen solchen Argwohn einflößen konnten!

Als Ethel und Milly sich entfernt hatten, um ihre Rechenstunde bei Mr. Ford zu nehmen, öffnete ich ruhig das Packet.

„Ah, neue Noten", sagte sie, als ob sie jetzt erst das Buch bemerkte. „Von welchem Musikalienhändler haben Sie sie kommen lassen?" Und sie griff nach dem Papier, von dem ich eben das Siegel gelöst.

„Wie Sie sehen, sind es keine neuen Noten", antwortete ich, „Mr. Ashbourne war so freundlich, mir diese Lieder gestern anzubieten."

„Sehr freundlich, in der That", versetzte sie; „dann sind es wohl englische Lieder?"

Ich reichte ihr das Buch. Sie blätterte darin, hielt es dabei aber so frei, daß jeder Papierschnitzel, der eben darin gelegen, hätte herausfallen müssen. Ich sah ihr lächelnd zu.

„Englische Volkslieder", bemerkte sie, indem Sie mir endlich das Buch zurück gab. „Sie werden Sie ohne Zweifel interessiren. Schade, daß Sie immer nur singen, während wir beim Diner sind; so geht uns der Genuß verloren."

Wollte sie ihre Unart von diesem Morgen und ihren Verdacht hinsichtlich des Buches wieder gut machen, oder hatte sie einen andern Hintergedanken bei diesen Worten? Leider war ich, die ich von Natur wahrlich nicht argwöhnisch bin, dahin gekommen, stets einen Hintergedanken und keinen freundlichen bei ihr zu vermuthen.

Sie hatte indeß den „Hume" wieder an seinen Platz gestellt und entfernte sich. Ich vertiefte mich in die Durchsicht des Buches. Es war eine alte Ausgabe; auf dem vergilbten Titelblatt stand in altmodischer verschnörkelter Handschrift: Maria Hamilton, ihrer Tochter Henriette als Weihnachtsgabe, December 1839.

1839! und jetzt schreiben wir 1873! Seine Mutter hatte das Buch also noch als junges Mädchen von ihrer Mutter erhalten! Es war eine Art Reliquie, ein Familienschatz, den er sicher nicht jeder Fremden geliehen hätte. Mir traten die Thränen in die Augen, wie war ich ihm dankbar für dieses Zeichen des Vertrauens!

Kaum konnte ich es erwarten, daß ich mit meinen Schülerinnen den Thee eingenommen, um in das Musikzimmer zu eilen und meinen Schatz näher kennen zu lernen. Aber Mr. Ford schien mich aufhalten zu wollen. Er fragte mit einem Blick auf das Buch, welches ich auf einen Seitentisch gelegt hatte, ob ich die schottischen oder irischen Volkslieder vorziehe? und suchte mich dann in ein Gespräch über die Verschiedenartigkeit beider Nationen hineinzuziehen. Ich wurde schließlich ganz ungeduldig und sagte aufstehend: „ich dürfe diese Stunde, die einzige, in der ich ungestört Musik treiben könne, nicht ungenützt vorüber gehen lassen." Und so eilte ich fort.

Wie wohl mir die Stille des einsamen Zimmers that! Das hohe gothische Fenster war geöffnet, die warme Juliluft drang herein, gemildert durch die Nähe des Meeres, beladen mit den Düften der blühenden Orangen auf den Terrassen. Mir wurde so weich, so sehnsüchtig zu Muthe, am liebsten hätte ich träumen und weinen mögen.

Aber Beides durfte ich mir nicht gestatten. Nur singen durfte ich, mich „aussingen", wie er gestern gesagt hatte. Ich öffnete das Buch, gar manche alte Bekannten schauten mich daraus an. Da war ja auch das Lied, das ich

bei den Burtons schon gesungen, aber nicht mit nach Deutschland genommen hatte, das in seiner einfachen Melodie so tiefergreifende! „Long, long ago, lang', lang' ist's her!" Ich wiegte mich lange auf den weichen, schönen, schwermüthigen Tönen, doch nahmen sie meine Sinne nicht so gefangen, daß ich nicht den raschen Hufschlag eines Pferdes auf der Chaussee vernommen hätte, der plötzlich unter dem Fenster verstummte.

Ich wandte den Kopf nicht zur Seite, ich hielt nicht an, leise ließ ich die Melodie austönen: „Lang', lang' ist's her, lang', lang' ist's her . . ." Dann aber griff ich kräftig in die Tasten und ließ die jubelnden Klänge des herrlichen Burns'schen Liedes „O wert thou in the cold blast" — „O säh' ich auf der Haide dort" in die Weite schallen.

O, das war eine Lust zu singen! Mir war, als würde die Brust mir groß und weit, als wüchse meine Stimme an zu einer Macht, die mit dem Sturm es hätte aufnehmen können. Der kühne Widerstand in dem Liede sagte mir so recht zu, das war echt männliche Kraft, welche die Geliebte hält und schützt und sie über alle Erdengüter stellt. Mit wahrer Begeisterung schloß ich:

„Und wär' ein König ich, und wär
Die Erde mein,
Du wärst in meiner Krone doch
Der schönste Stein."

Jetzt erst wandte ich den Blick nach der Straße hin. Ja, da hielt er noch, auf dem prächtigen Goldfuchs, der ungeduldig hin und her tänzelte; träumerischen Blickes schaute er zu dem Fenster empor und grüßte jetzt hinauf mit einem so strahlenden Lächeln, daß ich mein ganzes Antlitz heiß erglühen fühlte. Er lüftete scheidend den Hut; aber sei es nun, daß er dabei die Zügel zu stramm angezogen oder sonst etwas verfehlt hatte, das Pferd bäumte sich plötzlich hoch auf und sprang mit einem heftigen Satz zur Seite. Ich stieß einen Schrei aus und eilte an das Fenster, aber schon hatte er das feurige Thier wieder bewältigt und flog, nochmals grüßend, pfeilschnell von dannen.

Ich aber saß noch lange am Fenster, in den lauen Sommerabend hineinschauend und den berauschenden Orangenduft einathmend — und träumte, träumte!

IX.

Es war ein schöner, ein bestrickender Traum! Es war der Traum der Liebe, den ich zum ersten Mal träumte!

Vierundzwanzig Jahre war ich alt geworden und hatte nicht gewußt, was Liebe sei. Meine Schwester, ein reiches, empfängliches Gemüth, hatte mich oft gefragt, ob ich ihr denn gar nichts anzuvertrauen habe? Meine Bekannten hatten mich häufig geneckt, daß mein Herz auch gar zu fest umpanzert sei, aber ich hatte zu den Fragen und Neckereien nur gelächelt und gemeint, man komme so am besten durch die Welt.

Nun aber war der Panzer gefallen, oder vielmehr, er war durchbohrt worden von dem Strahl *seines* Auges, ein Blick, ein Wort hatte genügt, das so fest gewähnte Herz zu verwunden und die Wunde, das fühlte ich wohl, war tief, vielleicht unheilbar.

Wie oft hatte ich mich sonst lustig gemacht über das „Sehen und Lieben", wie oft meinen Freundinnen sehr verständlich auseinandergesetzt, daß eine

wirkliche, auf Achtung und Vertrauen begründete Liebe — und nur eine solche sei eine wirkliche — unmöglich entstehen könne ohne vorherige längere genaue Bekanntschaft. Ich war von der Wahrheit dieser Ansicht fest überzeugt gewesen, und jetzt klopfte mein Herz bei dem Gedanken an einen Mann, den ich nur ein einziges Mal gesprochen, ja, und hatte geklopft für ihn, ehe ich ihn noch gesprochen hatte. Achtung, Vertrauen, daran dachte ich nicht, aber sicher und zweifellos wußte ich, das war Liebe!

Ein neues Leben begann für mich von diesem Tage an. Ich erfüllte meine Pflichten, wie vorher, aber ich erfüllte sie mit mehr Freudigkeit als sonst und die Unannehmlichkeiten, die mir nicht erspart blieben, erschienen mir leichter erträglich. Unermüdet saß ich an dem Streckbett der armen Ethel und las ihr vor, aber oft, wenn sie über das Gehörte sich äußerte, mußte ich zu meinem Schrecken entdecken, daß ich selbst nichts davon vernommen. Nur meine Lippen hatten die Worte ausgesprochen, meine Gedanken waren nicht dabei gewesen.

Der Glanzpunkt jedes Tages war mir die Stunde, die ich im Musikzimmer verbrachte. Selten verstrich diese Zeit, ohne daß ich den Hufschlag seines Pferdes unter dem Fenster hörte, aber er ritt meist nur langsam vorbei, ohne anzuhalten. Ich wußte ihm Dank für diese Rücksicht; das Gefühl seiner Nähe, die Ueberzeugung, daß er meiner gedenke, genügten mir.

Zehn bis zwölf Tage waren seit dem Gesellschaftsabend verstrichen. Das Wetter war ungewöhnlich heiß geworden, Mrs. Goring bat mich, die Mädchen nicht anzustrengen, besonders Ethel nicht, welche unter der Hitze sehr litt. In der That, sie sah aus, wie eine welke Blume, so matt war das Auge, so haltlos die schlanke Gestalt. Ich fing an, ihrethalben besorgt zu werden und widmete ihr nur um so mehr Zeit und Pflege.

An einem Mittag saß ich neben ihrem Streckbett und erzählte ihr von meiner Heimat, die sie sehr interessirte. Da öffnete sich die Thür des Schulzimmers und geräuschlos wie immer in ihrem schwarzen Cachemirkleide trat Mrs. Goring ein.

„Ah, Sie leisten Ethel Gesellschaft", sagte sie mit mehr Freundlichkeit als ich mich gewöhnlich von ihr zu erfreuen hatte. „Das ist schön von Ihnen, Miß Elten. Aber Sie haben zu wenig Abwechslung oder vielmehr Bewegung bei uns, besonders in Bezug auf Ihre Kunst und da dachte ich, es würde Ihnen Vergnügen machen, diesen Abend das Concert des Mr. Hallé in Blackheath zu besuchen. Meine Schwägerin wird Sie begleiten."

Ich war so erstaunt, daß ich kaum Worte fand, meinen Dank auszusprechen. Mrs. Goring aber schien solche auch nicht zu verlangen, sie fügte nur noch hinzu, der Wagen werde um sechs Uhr bereit sein, und entfernte sich dann rasch.

Hallé zu hören, meinen Landsmann (wenn er sich auch hier einen Accent auf dem „e" zugelegt hatte), den besten Beethovenspieler unserer Zeit, das war lange mein Wunsch gewesen. Ich grübelte also nicht lange, was Mrs. Goring zu dieser Freundlichkeit hatte bewegen können, sondern schwelgte den ganzen Tag über im Vorgenuß des erwarteten Concertes. Vielleicht, flüsterte mir eine geheime Stimme zu, ist *er* auch dort, er liebt ja Musik so sehr!

Es war eine heiße Fahrt um sechs Uhr nach Blackheath. Miß Goring lag erschöpft in dem Brougham zurückgelehnt (im offenen Wagen wäre noch heißer gewesen, meinte sie) und fächelte sich unaufhörlich Kühlung zu. Ich hatte

so lebhaft das Gefühl, sie habe meinethalben sich dieser Unannehmlichkeit ausgesetzt, daß ich nicht umhin konnte, es ihr auszusprechen.

„Bitte, bitte", erwiederte sie freundlich, „ich thue es ja gern, sehr gern. Solch' eine Sängerin wie Sie sind muß zuweilen Musik hören. Außerdem macht es mir auch selbst Vergnügen — wenn es nur nicht so entsetzlich heiß wäre!"

„Mrs. Goring besucht wohl nie Concerte?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Ich glaube kaum. Wir sind gerade keine sehr musikalische Familie", fügte sie mit einem unschuldigen Lächeln hinzu. „Georgey wurde als Kind sehr mit dem Ueben geplagt und Sie sehen, wie weit sie es gebracht hat. Sobald sie verheirathet ist, wird sie es sicherlich aufgeben."

Sie sprach die letzten Worte in einer Weise, als handle es sich um etwas Positives, nahe Bevorstehendes, so daß mir der Ausruf entfuhr: „Ach, Miß Georgiana wird sich verheirathen?!"

„Nun, nun, bestimmt ist es nicht", meinte Miß Goring zurückhaltend, „indeß . . . well, mit Ihnen darf ich ja offen sprechen, Sie werden es ohnehin schon gemerkt haben! Mr. Ashbourne . . . Sie kennen ihn ja, der Geistliche in Lynnfield . . ."

„Freilich!"

„Nun ja, er ist zwar arm . . . Sein mütterliches Erbtheil haben seine Kameraden vom Militär ihm durchbringen helfen; ich bin sicher, daß ihm nicht vielmehr als 100 — 150 Pfund jährlich übrig geblieben sind. Es war ein Glück für ihn, daß der ältere Bruder starb und er die Pfarre bekam. Freilich, glänzend dotirt ist sie auch nicht, und er hängt ganz von seinem Bruder, dem Squire, ab; aber Vermögen hat Georgey ja. Zudem sind die Ashbournes eine gute, alte Familie, worauf meine Schwägerin sehr sieht; so ist es also eine durchaus passende Partie."

Ich hörte schweigend diese etwas verworrene Erklärung an. Alles Blut war mir zum Herzen geströmt, es pochte so heftig, daß ich kaum ein Wort hervorbringen konnte. Aber jetzt mußte ich mehr wissen. Mich gewaltsam zur Ruhe zwingend, fragte ich deshalb: „Hat sich Mr. Ashbourne schon erklärt?"

„Noch nicht, aber ich denke, die Angelegenheit wird diesen Abend in Ordnung gebracht. Sie begreifen also, daß sie mich sehr beschäftigt und auch, daß ich mir gestatten darf, davon zu reden, da Sie wahrscheinlich schon bei unserer Rückkehr meine Nichte als Braut begrüßen können."

„In der That! Mr. . . . Mr. Ashbourne ist also jetzt dort?"

Nur mit Anstrengung hatte ich die Frage hervorgebracht. Die Zunge klebte mir am Gaumen, der Kopf schwindelte mir. Es war gut, daß die Dämmerung meiner Wagenecke Miß Goring verhinderte, meine Aufregung zu bemerken; auch war sie so von dem Gegenstand eingenommen, augenscheinlich so froh, sich einmal gegen Jemand aussprechen zu können — die Arme! ß sie auf sonst nichts achtete.

„Ja, er wird jetzt dort sein", versetzte sie eifrig. „Er hatte sich diesen Sorgen anmelden lassen, was er bisher noch nie gethan, es ist sicher, daß es etwas zu bedeuten hat."

Ich war froh, daß der Wagen eben vor dem Concertlocal hielt und so der Antwort überhoben wurde. Der Saal war gedrängt voll, die itze fast unerträglich. Sie würde ich nicht geachtet haben, um Hallé zu ren, aber welche Zaubertöne hätten es vermocht, nach dem, was ich eber

gehört, Eingang in mein Ohr, in mein Herz zu erlangen? Nur die Worte Miß Goring's tönten darin wieder; nur der eine Gedanke erfüllte, beherrschte mich ganz: er ist dort, um sich mit Jener zu verloben; und mich hat man hierher geschickt!

Was gespielt, wie gespielt wurde, ich weiß nichts davon. Ich überlegte nur, was er geschrieben haben konnte, das Miß Goring zu solchen Vermuthungen Anlaß gab? Immer wieder tauchten Zweifel in mir auf; aber warum sollte ich zweifeln? War es nicht wirklich, wie Miß Goring gesagt hatte, eine durchaus passende Partie? Und welches Recht hatte ich, Einsprache dagegen zu thun, selbst nur im Herzen? Hatte er irgend etwas gethan, ja nur ein Wort zu mir gesprochen, das ihn verhindert hätte, sich zu verloben, wann und mit wem er wollte? . . . Ich lachte bitter; welche Thörin war ich doch, meine eigenen Empfindungen zum Richter für die Handlungen Fremder machen zu wollen!

Ein Fremder, ja, das war er mir und sollte es sein und bleiben. Wenn ich ihm das nächste Mal begegnete — vielleicht an ihrer Seite, als ihr Verlobter? — dann wollte ich ihm das zeigen. O, es war gut, daß es so gekommen; rechtzeitig noch hatte ich meine Thorheit erkannt und konnte ihr Einhalt thun.

Es war auch eine Art Einsamkeit, dieser mit Menschen gefüllte Saal. Ich war verloren unter der Menge, Niemand kannte mich, ich Niemand, so durfte ich ungestört meinen Gedanken nachhängen. Dennoch empfand ich es als eine Erlösung, als das Concert zu Ende war; die Stille und die Dunkelheit des Wagens thaten mir wohl. Jetzt war das Thor erreicht, wenige Minuten noch und die erwartete Kunde drang vielleicht zu meinem Ohre... Ich sah nach den Fenstern des Salons, sie standen offen, helles Licht drang daraus mir entgegen, aber ich konnte im raschen Fahren nichts erkennen. Nun hielt der Wagen am Eingang. Miß Goring fragte den Diener, der uns den Schlag öffnete, ob noch Besuch im Salon sei? Er bejahte es und sie that rasch einige Schritte nach der Richtung hin; dann wandte sie sich zu mir und sagte, mir die Hand reichend, es würde wohl zu spät sein, noch in den Salon zu gehen. Die Gute! wie hätte sie auch wagen dürfen, mich dahin einzuladen? Ich erwiederte, daß ich sehr müde sei, und ihr nochmals für ihre Begleitung dankend, wandte ich mich nach der Treppe, um auf mein Zimmer zu gehen.

Aber durch das Fenster des Corridors drang die Abendluft, gewürzt durch den Duft von Tausenden von Rosen so lockend zu mir herein; ein Gang durch den Garten würde mich erfrischen, schon die Bewegung war mir Bedürfniß. Ich faßte mein weißes Kleid zusammen — denn ich hatte mich geschmückt für das Concert — und eilte hinaus.

O wie wonnig der stille, kühle Abend mich umfing. Die weiche Luft legte sich mild auf meine klopfenden Schläfe, die Bäume rauschten mir freundliche Worte zu. Unter diesen sanften Eindrücken löste sich die Bitterkeit meines Herzens; ich sank auf eine Bank nieder und weinte.

Ein Geräusch von Schritten hinter mir schreckte mich empor. Rasch trocknete ich meine Augen und wollte weiter eilen, aber es war schon zu spät, Mr. Ford trat aus dem Gebüsch auf mich zu.

Meine erste Bewegung war, mit kurzem Gruße vorüber zu gehen; dann aber fiel mir ein, daß wenige Worte, mit ihm gewechselt, mir Ant-

wort auf die Frage bringen konnten, die mich so sehr erregte. Ich blieb also stehen.

„Ah, Miß Elten!“ sagte er wie überrascht. „Sie wollen sich noch ein wenig abkühlen nach dem Concert?“

„Ja, es war sehr heiß“, antwortete ich verwirrt. „Aber Sie — Sie sind nicht im Salon?“

Es war wohl die dümmste Frage, die ich thun konnte, aber mir fiel keine andere ein. Er lächelte und antwortete kurz: „Wie Sie sehen.“

Auch ich mußte lächeln. Aber da ich einmal begonnen, wollte ich meinen Zweck auch erreichen und fuhr daher fort: „Ich glaubte, Sie wohnten Mrs. Goring's Gesellschaften gewöhnlich bei.“

„Allerdings“, erwiederte er; „heute aber hat keine Gesellschaft stattgefunden; nur Mr. Ashbourne war zum Diner gekommen und man ist ganz en famille.“

„Ah so!“

Weiter konnte ich nicht fragen; ich wandte mich also zum Gehen und sagte grüßend: „Es wird zu spät für mich, Sie setzen Ihren Spaziergang wohl noch fort?“

„Wenn Sie es befehlen, ja, sonst würde ich es vorziehen, Sie nach dem Hause zu begleiten.“

Was sollte ich antworten? Hieße es nicht, ihm zu viel Wichtigkeit beizulegen, wenn ich mich weigerte, seine Begleitung anzunehmen? Ich ließ ihn also neben mir hergehen, beschleunigte aber meine Schritte so viel ich konnte.

„Sie eilen so sehr, gönnen Sie mir diese wenigen Minuten nicht?“ fragte er anhaltend.

„Diese Minuten frischer Luft?“ antwortete ich ausweichend. „Ich sagte Ihnen schon, es war nicht meine Absicht, Ihren Spaziergang zu unterbrechen.“

„Ah, Sie wollen mich nicht verstehen!“ versetzte er bitter. „Sie wissen recht wohl, daß es nicht die frische Luft war, die mich herauslockte, sondern Ihr weißes Kleid, das ich durch die Büsche schimmern sah; Sie müssen wissen . . .“

„Ich weiß nichts und will nichts wissen“, unterbrach ich ihn heftig. „Und jetzt muß ich Sie in der That bitten, mich zu verlassen und vor Allem sich niemals wieder solche Andeutungen zu erlauben!“

Ich war fast laufend bei diesen Worten am Ausgang des Bosquets dem Hause gegenüber angekommen. Er blieb stehen und sagte leise: „Ich werde zu gehorchen suchen. Eigentlich sollte ich es gelernt haben, als Automat gefühl- und fremdlos durch's Leben zu gehen, aber man läßt sich immer wieder zu thörichten Hoffnungen hinreißen. Verzeihen Sie mir!“

Er suchte meine Hand zu fassen und das Mitleid mit ihm war stark genug in mir, es nicht zu hindern. In demselben Augenblick trat eine männliche Gestalt aus der Thür des Hauses, Mr. Ashbourne! Sein Auge fiel, vielleicht angezogen durch mein weißes Kleid, auf mich, er machte einen Schritt vorwärts . . . dann erst schien er die dunkle Gestalt zu bemerken, die sich eben von mir entfernte, und rasch sich abwendend ging er der Pforte zu.

X.

Daß ich eine schlaflose Nacht verbrachte, war wohl selbstverständlich. Auf der einen Seite quälte mich die Ungewißheit über Das, was sich diesen Abend zugetragen, auf der andern die Gewißheit, daß Mr. Ashbourne mich mit diesem zudringlichen Mr. Ford im Garten gesehen und falsche Schlüsse daraus gezogen hatte. Vergebens sagte ich mir, daß es mir gleichgiltig sein könne, was er von mir denke; das peinliche Gefühl wollte mich nicht verlassen.

Früh schon war ich auf. Vielleicht traf ich Miß Goring allein und konnte etwas von ihr erfahren, oder die Plaudereien der Mädchen ließen mich die Wahrheit errathen. Aber Miß Goring war nicht im Garten und die Kinder benutzten die Morgenkühle zu einer Partie Croquet.

„Ah, Sie kommen gerade recht!“ rief Charles mir entgegen, „der vierte Mann fehlte uns, da nehmen Sie meine zweite Kugel, gestern mußte ich auch zwei nehmen, weil wir zu fünf waren.“

„Ja, wir haben Croquet mit Mr. Ashbourne gespielt“, rief Milly, „ich und Charles gegen Mr. Ashbourne, Georgey und Ethel. Und wir haben sie geschlagen, denken Sie, Miß Elten!“

„Freilich, gegen Charles ist nicht aufzukommen, das wissen Sie ja“, bemerkte Ethel heiter. „Aber es war sehr hübsch, schade, daß Sie nicht dabei sein konnten. Mr. Ashbourne meinte das auch, aber Georgey sagte, Sie hätten das Concert vorgezogen und das war ja auch natürlich.“

Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg und wandte mich ab, um es zu verbergen. Also er hatte doch nach mir gefragt, das war schon etwas! Und dann das Croquetspiel, das paßte schlecht zu der Absicht, die Miß Goring seinem Besuch beigelegt. Wenn sie sich doch geirrt hätte?... Nun, ich mußte es bald erfahren!

Aber weder dieser noch die folgenden Tage brachte mir die gewünschte Auskunft. Alles ging seinen gewohnten Gang, nur daß ich nicht ein einziges Mal den Reiter bemerkte, der sonst fast täglich vorbei zu kommen pflegte, während ich im Musikzimmer weilte. Aber es war wohl Zufall gewesen, daß er vorüber geritten, und ich hatte etwas Anderes darin gesehen ...

Der herrliche August blühte und glänzte rings um mich her, aber ich konnte mich seiner nicht freuen. Selbst die Briefe aus der Heimat, welche gute Nachricht brachten, vermochten die tiefe Niedergeschlagenheit, welche auf mir lastete, nicht zu zerstreuen. Die Schwester war wohler, hatte weitere Spaziergänge machen können, Lydia fing an zu laufen, die Großmama wußte nicht genug von dem Wunderkinde zu erzählen! Ich las die lieben Briefe wieder und wieder und endete stets mit dem Wunsche: ach, dürfte ich doch daheim sein!

Daheim bei den Lieben, statt in der Fremde, daheim in tiefer Stille und Abgeschiedenheit, statt hier unter täglich sich erneuernden Aufregungen. O, wo fand ich nur eine Stunde, nur ein Plätzchen ruhigen, ungestörten Alleinseins!

Die Sehnsucht nach einem Alleinsein wurde so lebhaft in mir, daß sie schließlich mein Bedenken, allein auszugehen, überwand und so eilte ich eines Abends, während „die Herrschaft“ bei Tische saß, durch den Park hindurch, und, ein Seitenpförtchen, das ich schon früher bemerkt hatte, benutzend, hinaus in den Wald.

Ich hatte mir gedacht, wenn ich allein und ungestört sei, würde ich mich unter den ersten besten Baum niederwerfen und den Thränen, die mir auf dem Herzen lasteten, freien Lauf lassen. Aber nein, mir war, als sei ich einer Gefangenschaft entflohen, als winke hier mir Freiheit und ein neues, schöneres Leben, als wären die Zweige der Bäume ebenso viele Arme, die sich freundlich mir entgegenstreckten, und alle Stimmen des Waldes Freundesstimmen. die mir Worte der Theilnahme, des Trostes, der Hoffnung zuflüsterten.

Der Hoffnung, ja! Ich begriff plötzlich nicht, wie ich so ganz hatte verzagen können! Was war denn geschehen? Acht Tage waren verstrichen seit dem Concert und er hatte sich nicht wieder in Airy Hill blicken lassen, war das nicht das sicherste Zeichen, daß Miß Goring sich in ihren Voraussetzungen geirrt? Auch sah Georgiana nichts weniger als glücklich aus, und ich hätte es ihr sicher angesehen, wenn auch nur an einem triumphirenden Blick, daß ihre Wünsche erfüllt seien. Nein, was ich fürchtete, war nicht geschehen und das unglückliche Zusammentreffen mit dem abscheulichen Mr. Ford, nun, das ließ sich ja wohl erklären!

Ich war unter diesen Gedanken langsam den Pfad entlang gewandert, der vom Park aus durch den Wald führte. Jetzt aber fingen die huschenden Lichter auf dem moosbedeckten Boden an zu schwinden, die Schatten dehnten sich mehr und mehr, die Vogelstimmen wurden seltener. Ich beeilte meinen Schritt und kam bald an die „lane", die ich auf dem Wege zur Kirche stets bemerkt und von der ich wußte, daß sie auf der Chaussee mündete.

Wie hübsch der Weg war! Auf der einen Seite von einer Hecke eingefaßt, die von rothen und blauen Winden anmuthig überwuchert war, auf der andern Seite von Weidenbäumen begrenzt, hinter denen ein Bach sich hinzog, und deren struppiges Gezweig so von Epheu durchflochten war, daß man das eigentliche Laub kaum noch erkannte. Hier und da hatten sich die langen Schößlinge des Ephues bis zu den nächsten Bäumen geschlungen, dieselben durch zierliche Festons verbindend.

Es war hier außerhalb des Waldes noch so hell, daß ich wieder langsam ging und mich damit amüsirte, die Blumen, welche in reicher Fülle die Hecke entlang sproßten, zu pflücken. Grasnelken, Ehrenpreis, weiße Stern- und Glockenblumen, es gab, vermischt mit den zierlichen Halmen des Zittergrases, einen reizenden Strauß, den ich mit wachsendem Vergnügen vergrößerte.

Eben schlug es vom Kirchthurm zu Lynnfield acht Uhr. Welch' wonniger Abend! Kein Mensch zu sehen weit und breit, kein Laut zu hören außer dem Rauschen des Bächleins unter den Weiden her.

Plötzlich ertönten Hufschläge hinter mir. Ich zuckte zusammen, denn ich wußte mit der größten Bestimmtheit, wer der Reiter war, der sich von der Waldseite her näherte.

Im wilden Galopp sprengte er heran, ich brauchte nicht umzublicken, um den prachtvollen Goldfuchs, um den stolzen Reiter zu erkennen. Unwillkürlich drängte ich mich so dicht wie möglich an die Hecke, dennoch wurde ich, als das Pferd vorüber sauste, in eine Staubwolke eingehüllt, die mir einen Moment lang alle Gegenstände unsichtbar machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mondnotturno.

Von **Franz Hirsch.**

I.

Du warst ein wenig stolz und auch ein wenig kalt,
Allein ich ahnte bald Dein stilles Feuer,
Du nahmst die Seele mir mit siegender Gewalt,
Doch war's ein Pyrrhussieg, der allzu theuer.

Du bist nicht von der Schaar, die nur für Putz und Tand
Erglüht, Du weißt ein gutes Wort zu schätzen.
Und mehr noch, Edle, bist Du Denen zugewandt,
Die klare Wahrheit über Alles setzen.

So hab' ich Dich erkannt und so gefielst Du mir,
Bis ich geahnt, es ginge so nicht weiter.
Ich dachte ernst der Pflicht, und schien ich lustig Dir,
So war ich doch im Herzen nimmer heiter.

Oft sprachen ehrbar wir, wie man der Leidenschaft
Unbänd'gen Rossen anlegt eh'rne Zäume;
Grundsätze priesen wir und starke Willenskraft,
Doch — keine Polizei giebt's für die Träume.

II.

Es dringt durch meines Herzens Thor,
Ein Schwarm von süßen Wonnen,
Ich höre der Charitinnen Chor,
Es rauscht der Minne Jungbronnen.

Du schienst, o silberner Mond, so licht!
Da wandelten wir zusammen,
Ihre langen Wimpern bargen nicht
Die Gluth verstohlener Flammen.

Sie sprach: Es muß geschieden sein,
Wir dürfen uns nicht gehören,
Es lacht uns aus der Mondenschein,
Wozu das tolle Bethören?

So wollen wir denn endlich heut'
Adieu uns sagen für immer,
Sein Sie vernünftig und gescheidt
Und gehen Sie in Ihr Zimmer.

Ich nickte und bot ihr galant die Hand,
Dann aber schritt ich von dannen.
Ihr kleiner Fuß der stampfte den Sand,
Als ich verschwand in den Tannen.

Moraliſch war die Sache ſehr,
Durchaus nichts ungeſetzlich.
Wir hielten Beide auf Würde und Ehr',
Ein Eclat ſchien uns entſetzlich.

Doch wie's ſo kommt und der Zufall es fügt,
So war ſie an meiner Seite,
Und ich bot ihr den Arm und an uns geſchmiegt
Gaben wir uns das Geleite.

Sie ſprach nichts, aber ſie ſah mich an,
Und es brauſte in meinem Herzen;
Sie ſprach nichts, doch in ihr Auge rann
Eine Welt voll ſehnender Schmerzen.

Und wie wir dann hell aufgelacht,
Ein Lachen war's zum Weinen,
Das wird mir manche lange Nacht
Noch im wachenden Traum erſcheinen.

Es fügte ſich ſo wunderſam
— Wie doch der Zufall ſpielte! —
Daß ich ihr reiches blondes Haar
An meiner Wange fühlte.

Kein Wort kam da aus ihrem Mund,
Der anderweitig beſchäftigt,
Nur dieſes Eine that ſie mir kund
Und hat ſie mir mündlich bekräftigt:

„Und iſt es Sünde, ſo will ich ſchier
In der Hölle glühen mit Thränen,
Könnt' ich nur ewig ſo bei Dir,
An Deiner Schulter lehnen."

So ſtanden wir im Mondeslicht,
Im Dunkel verſchwiegener Tannen;
Nur ſchade, daß die Zeugen nicht
Zu ſprechen ſpäter begannen.

Denn als wir im Bann des Tagesſcheins,
Da hatten wir Alles vergeſſen.
Die table d'hôte die war um Eins
Und uns ſchmeckte vortrefflich das Eſſen!

III.

Und biſt Du ſtumm, kennſt mich nicht mehr,
So mag auch das mir taugen.
Als jüngſt wir gingen nebenher,
Da ſprachen Deine Augen.

IV.

Schnell fliegt vor uns das lächelnde Glück,
Wir keuchen ihm nach und wir bleiben zurück.

Glücklich zu sein! Das Herz wird weit.
Doch glücklich werden! O Seligkeit!

Und wär's auf Tage, auf Stunden nur,
Unlöschlich bleibt dieses Glückes Spur.

Du hast die Macht, Du bist das Glück,
O lenke den Sonnenwagen zurück!

Laß Himmel und Erde und Alles vergeh'n,
Nur unſ're Liebe die lasse steh'n!

Gieb mir das Glück an Deiner Brust,
Das Paradies, d'raus wir gemußt.

In Deinen Augen so tief und klar
Das Weltgeheimniß wird offenbar.

Ein Isispriester am rauschenden Nil,
Er sang das Lied in den Abend schwül:

„Es ist der Gott in unſ'rer Brust
Zum Weib die süße Liebesluſt.

Aufblüht in einer seligen Nacht
Die Lotosblume in ihrer Pracht.

Und küßt sie dann der Sonnenkuß,
So stirbt sie im seligen Genuß."

Glücklich zu sein! das Herz wird weit!
Doch glücklich werden! O Seligkeit!

V.

Ich hört' ein Weinen, daß ich — weh! —
Um Mitternacht erwachte jäh.
Das war von unſ'rer Trennung Zwang
Der nie vergeß'ne schrille Klang.

Du warst bei mir, und als der Mond
Von dannen schlich, wie er's gewohnt,
Da leuchteten die Augen Dein
Viel heller als der Mondenschein.

So grüß' Dich, der die Liebe ist,
So grüß' Dich Gott zu dieser Frist!
Es weht ein frischer Morgenwind,
Gott sei uns gnädig, süßes Kind!

VI.

Des Weibes ſüßer Augentroſt,
Zu gutem Wein ein guter Toaſt,
Ein Lied, das Philomele ſchwärmt,
Ein Lied, das unſ're Seele härmt,
Der Hoffnung Schein, der das Haupt uns verklärt,
Das Sehnen der Lieb', die am Herzen zehrt,
Der Minne Wonnen in Liebchens Arm,
Des Scheidens und Meidens bittrer Harm,
Auf Schmetterlingsflügeln die Welt zu ſeh'n,
Mit leuchtenden Augen durch's Leben zu geh'n,
In allem Sein die Gottheit zu ſchau'n
Und ein Theil davon im Herzen der Frau'n,
Ein Gemälde der Welt im kleinſten Raum,
Viel Wahrheit und ein wenig Traum,
Beglänzt von des Mondes ewigem Licht,
Das Ganze nennt man — ein Gedicht.

Altmeiſter deutſchen Heeresruhms.

I. Derfflinger.

Von **W. Baron Warburg.**

Als Schöpfer ſeiner Armee, als Begründer ſeiner Machtſtellung hat Preußen den großen Kurfürſten zu ehren; hart an ſeiner Seite jedoch, wie die wilden Männer mit den Keulen zur Seite ſeines Wappens ſtehen zwei Koloſſalgeſtalten als Mithelfer bei dem gewaltigen Werke, dem kleinen Brandenburg ſeinen Weltenrang von heute zu ſchaffen; iſt Friedrich Wilhelm I. Werkherr, ſo ſind Jene ſeine Werkmeiſter; dieſe Männer heißen Otto Chriſtoph von Sparre und Georg von Derfflinger. Wir nennen Sparre zuerſt, weil das einmal chronologiſch richtig iſt, dann aber, weil er ſicherlich keine geringere Ehrfurcht verdient, als der allerdings berühmter gewordene Derfflinger. In dieſer Hintanſetzung lag allezeit eine Ungerechtigkeit! Sparre's Verdienſte um die Artillerie und die Organiſation der feſten Plätze, die glorreiche, die Entſcheidung herbeiführende Rolle, welche er in der dreitägigen Schlacht von Warſchau ſpielte, ſichern ihm einen allererſten Platz im Pantheon des brandenburgiſchen Heeres. Derfflinger's Bevorzugung in der Hiſtorie findet nur darin Entſchuldigung, daß Fehrbellin der populärſte Begriff in der vaterländiſchen Geſchichte iſt und Derfflinger und Fehrbellin wiederum Eins ſind.

Von jeher haben wir mit Vorliebe von dieſes Mannes thatenreicher Vergangenheit geſprochen und faſt ebenſo oft ſind wir dem Einwand begegnet, daß Derfflinger kein Landeskind, alſo doch immer nur ein veredelter

Landsknecht, ein Abenteurer gewesen sei. Ist dieser Hinweis gleich zumeist gemacht worden, um Preußens Großthaten etwas am Zeug flicken zu können, so hat er dennoch seine Berechtigung.

Zuverlässiges über Derfflinger's Jugend giebt es nicht; daß er im Jahre 1606 am 10. März in Oesterreich ob der Enns als Sohn bäuerlicher Eltern das Licht der Welt — insofern es damals dort überhaupt zu erblicken möglich war — erblickte, steht jedoch wohl unumstößlich fest; ein Sohn der Mark war er also allerdings nicht!

Aus der Fremde durch das Ansehen ihres Adoptivvaterlandes angezogene Größen, welche diesem aus freiem Entschluß und Beruf ihre guten Dienste weihen, verdienen aber sicher keine geringere Beachtung als die, welche pro aris et focis arbeiten; schufen Jene für ihr leibliches, so wirkten Diese für ihr geistiges Vaterland; Fürsten aber, welche der Wohlfahrt ihrer Staaten tüchtige Kräfte zu gewinnen und an diese zu fesseln verstehen, gebührt ohne Zweifel für so glückliche Begabung der Dank des Vaterlandes.

Köhler geht — nach Pauly — in seinen Münzbelustigungen soweit, den Namen Dörffling, welchen unser Held ursprünglich geführt haben soll, nicht einmal als Geschlechtsnamen gelten zu lassen. Bauersleute, wie Dörfflings Eltern, seien, so argumentirt er, zu jener Zeit noch gar nicht zu deren Führung berechtigt gewesen; Dörffling habe nur: „Georg aus dem Dorfe" bedeutet.

Der nachherige Feldmarschall hat selber hierüber nie Klarheit gewährt, mit Beflissenheit nennt er sich jedoch späterhin Derfflinger.

Seine Eltern sind zu jener Zeit um ihres protestantischen Bekenntnisses wegen, um der Conversion und ihren Dragonaden zu entgehen, nach Böhmen übergesiedelt. Des Knaben erste Jugend, von bewegenden Stürmen umbraust, gestaltete sich somit zu einer Schule ernster Erfahrungen; Derfflinger's Lebenslauf ist dann auch ein vorwiegend ernster geblieben, obgleich ihm später ein gewisser derber Humor nicht abging.

Durch unseres Helden Dasein zieht sich ein charakteristischer Faden hindurch; ob er bei Matthias Thurn oder bei den Sachsen, ob er für Schweden oder unter brandenburgischem Feldzeichen gegen die Schweden focht — im Princip erscheint er stets als Soldat des Protestantismus! Staffelweise zu seiner endlichen Größe emporkletternd, ist er ein rüstiger Partisan des Deutschthums; nicht blos der eigene Nutzen theilte ihm seine Rolle zu; seine Ueberzeugung, seine Gesinnung stempelten ihn zu Dem, was er war.

Auch ein gewisser — wir möchten fast sagen — sagenhafter Hintergrund fehlte seiner ernsten Jugend nicht; Derfflinger's erste Bestimmung soll die gewesen sein, als ehrbarer Schneider mit Nadel und Scheere sein Geld zu verdienen. In seinem sechzehnten Jahre habe er, so berichten die Chronisten, gen Berlin bei Tangermünde über die Elbe setzen wollen, was ihm jedoch des mangelnden Ueberfahrtszinses wegen von den Fährleuten verweigert worden sei; gleichwohl habe er andere Leute unentgeltlich übersetzen sehen; „das seien Kriegsleute", so habe man des Schneiders Hinweis auf solche Ungerechtigkeit beschieden, „welche überall frei ausgingen." Da soll der Wanderbursch sein Ränzel mit Elle und Bügeleisen in den Strom geschleudert und sich haben anwerben lassen.

Diese Episode halten wir indessen — sicher in örtlicher Beziehung — für apokryph! Muß Georg aus dem Dorfe in seiner Jeunesse dorée

durchaus Schneider gewesen sein — und die Anecdote aus seiner spätern destinguirten Carrière, wo er einem Prinzen von Holstein-Reck, nach anderer Lesart dem französischen Gesandten Rebenac gegenüber, welcher spöttisch auf sein früheres Metier hingewiesen, an sein Schlachtenschwert schlägt und ihm bedeutet: „Dieses sei die Elle, mit welcher er alle Hundsfötter der Länge und Breite nach mäße!“ — so scheint uns die Version, welche jene Scene nach Leitmeritz verlegt, darum glaubwürdiger, weil sie in Gauen spielt, wo Derfflinger's rechtschaffene Erzeuger seßhaft waren.

Seine ersten Sporen verdiente unser Georg bei den Reitern des Grafen Matthias Thurn; er focht am 8. November 1620 mit bei Prag am Weißen Berge, wo der Sommerkönig Friedrich II. von der Pfalz so übel Fiasco machte, und gehörte dann zu den 500 Dragonern, mit welchen Thurn 1622 nach heroischer Vertheidigung freien Abzug aus Glatz ertrotzte, um sich nach Sachsen, dem derzeitigen Herd des Protestantismus und Werbeplatz seiner Kämpen, zu begeben. Bei den Sachsen, in deren Reihen er darauf diente, brachte es Derfflinger zum Officier; er trat jedoch sofort in schwedische Dienste, als 1630 der Schwedenkönig Gustav Adolph für das Lutherthum eintrat; am 6. November 1632 kämpfte er mit bei Lützen, wo dieser phänomenisch große Mann den Heldentod für seine Sache starb.

Varnhagen nennt die Kriege jener Zeit eine Kette von Parteigängerzügen, eine Aera, in welcher „ein unerschrockener Bursch wohl sein Glück machen kunnt!“ Georg aus dem Dorfe hat darin allerdings nichts verabsäumt; 1635 bereits Oberstlieutenant, waren hinter einander Bernhard von Weimar, Horn und der ältere Thurn seine Führer, bis 1636 Baner — nach Gustav Adolph der bedeutendste Schwedenführer — der Oberbefehl zufiel.

Diesem galt es, die jetzt kaiserlichen Sachsen, welche unter ihrem Kurfürsten um Berlin herum gruppirt lagen, an einer Invasion Pommerns zu hindern; ein Vormarsch zur Elbe hin diente diesem Zweck; am 22. Januar, nachdem er Barby genommen, stand Baner vor Halle, wo Derfflinger mit der Vorhut dreizehn Compagnien Dragoner über den Haufen warf und die aus 600 Mann Fußvolk bestehende Stadtbesatzung unter Wolframsdorff, wie Fabian von Ponickau's 500 Köpfe zählende Besatzung der Moritzburg, dadurch den Erfolg des Tages entscheidend, vor sich her trieb.

Der in Eilmärschen herbeigeeilte Kurfürst wollte Baner — vergeblich — zu einer Schlacht zwingen; dieser, welcher seinen Zweck erreicht sah, lehnte diese jedoch ab und nahm an der Saale befestigte Aufstellung.

Fortuna kokettirte jetzt mit den Kaiserlichen; Baner wich nach Pommern zurück, im engern Nest bessere Zeit abzuwarten; nach dem 24. September, dem siegreichen Tage von Wittstock, kehrte er jedoch zum alten Kriegsgrunde, nach Sachsen zurück; Torgau fiel 1637 in Schwedenhände, dann wurde Leipzig blockirt und Pfuel mit fünf Reiterregimentern nach Thüringen entsendet. Derfflinger und Karl Gustav Wrangel, welche sich später so scharf in die Augen schauten, führten gemeinschaftlich die Avantgarde und brachten dem Feind bei Melsungen eine gehörige Schlappe bei. Darauf in's Mansfeldische, nach Hettstädt, zur Beitreibung sogenannter Werbegelder detachirt, empfing Derfflinger eine herbe Lehre über die Vorsichtsmaßregeln, welche ein guter Officier im Felde dem Feinde gegenüber allezeit beobachten soll; der kaiserliche Oberst Drukmüller, welcher bei Merseburg unbeachtet die Saale passirt, brachte ihm mit 2500 Kroaten eine vollstän-

dige Niederlage bei; 400 Schweden blieben auf der Wahlstätte liegen, 500 geriethen in Gefangenschaft, nebst 200 Gepäckwagen und 2000 Beutepferden; und Georg aus dem Dorfe rettete mit 60 Leuten nichts weiter, als das nackte Dasein; dieser Mißerfolg schadete Derfflinger in Baner's Meinung indessen nicht; im Jahre 1638 avancirte er zum Oberst. Sich selber soll Jener aber den Tag von Hettstädt nie vergeben haben; noch in seinen spätesten Jahren soll er von dieser „partie honteuse" stets unter großer Erregtheit gesprochen haben. „Ein Officier müsse auch hinten Augen haben", so pflegte er hinzuzusetzen, „damals habe er sich von dem verdeufelten Kerl über den Gänsedreck führen lassen! Einmal, aber nie wieder!"

Nach Baners am 10. Mai 1641 erfolgten Tode kamen schlechte Zeiten über das schwedische Heer. So erbärmlich sah es in diesem aus, daß Pferde und Waffen um Lumpenpreise losgeschlagen wurden, nur um die nackte Existenz zu fristen! Marodiren, Raubzüge ringsum waren an der Tagesordnung! Dafür schlugen die Bauern — wenn's ungeahndet geschehen konnte — ihre Bedränger todt wie tolle Hunde, ohne jeden Gewissensscrupel! Es herrschte eben allüberall die lex fortior allein.

Solche Zustände veranlaßten Obercommando wie Armee zwei Deputirte in Gemeinschaft abzusenden, um die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen! Die Wahl Beider lenkte sich auf die Obersten Morteigne und Derfflinger und beweist deutlich, welchen Vertrauens sich diese beiden Männer nach allen Seiten hin zu erfreuen hatten. Ihr Hinweis darauf, daß die Krone Schweden hart an der Gefahr stehe, die ganze Armee zu verlieren, schlug an maßgebender Stelle durch; neben einer Wagenladung von Vertröstungen schafften beide Deputirte vom Staatsrath Grabbe in Hamburg 60,000 Thaler in Baarem herbei, mit welchen man die größten Mäuler stopfte! Freilich, die eigentliche, die erschöpfende Hülfe werde erst der neue Oberfeldherr Torstenson mitbringen.

Dieser blieb indessen über Gebühr lange aus und die nur oberflächlich unterdrückte Gährung brach stärker und dreister als früher wieder hervor! Die Hamburger Gelder waren wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein verpafft! Die Noth stieg höher und höher und drang schließlich zum Halse.

Die Kaiserlichen waren wohlorientirt wie's im Schwedenlager stand! Schritt für Schritt rückten sie näher heran, um aus der Zersetzung Nutzen zu ziehen; der Boden war zu ihren Gunsten vorbereitet; erklärten doch viele, noch dazu gut protestantische Leute: „Man müsse mit den Schweden brechen und es mit dem Kaiser halten, des Reiches Oberhaupt bleibe dieser doch allezeit!"

Hierzu trat noch, daß eine zweite, von den Mannschaften auf eigenen Kopf nach Stockholm entsendete Deputation, welche von der Königin Christine Abhülfe erbitten — im Grunde wohl aus der Verlegenheit Vortheile, vor Allem Lockerung der straffen Disciplin und Mannszucht ertrotzen sollte — über Gebühr lange ausblieb, so daß statt Errungenschaften eine Verurtheilung der Wortführer als Verschwörer und Complottirer sehr möglich schien.

Der Ausbruch einer offenen Revolte schien unvermeidlich! Da erschien Torstenson in Stralsund! Wiederum Morteigne und unser Held brachten ihm die ersten Grüße der Armee und mit diesen die unerquickliche Schilderung der in ihr bestehenden Zustände; das ganze Reisegepäck beider Obersten bildete Klagen und markirte Drohungen jeglicher Art.

Torstenson redete gut zu und verhieß Abhülfe; im October erschien er bei der Armee. 400,000 Thaler vom Kriegszahlmeister Geheimen Rath Salvini ausgezahlt, reichten nicht aus, den Riß zu stopfen; noch weitere 180,000 mußten hinzu negocirt werden, das Schlimmste abzuwenden. Darnach aber setzte Torstenson die Massen sofort in Circulation! Den Krieg sollte der Krieg ernähren, zumal die angeknüpften Friedensverhandlungen auf Socken schlichen. Im März 1642 occupirte Torstenson Schlesien und ließ nach dem Siege bei Schweidnitz seine Streifpatrouillen unter Derfflinger von Olmütz aus bis hart vor Wien fouragiren.

Im Juni wurde Georg aus dem Dorfe mit dem Obersten Plettenberg von Torstenson zu einer ebenso originellen wie gefährlichen Mission verwendet; unter dem Titel entlassener, Anstellung suchender Officiere gingen Beide auf Umwegen nach Ungarn, um Georg Ragoczy zum Vorgehen gegen den Kaiser zu bestimmen; dieser war wohl willig, die ihm zugedachte Rolle zu spielen, der Finanzpunkt erschwerte jedoch die Vertragspräliminarien derart, daß beide Obersten im Januar 1643 wohl ziemlich unverrichteter Sache heimreisen mußten.

Gleich nach erfolgter Rückkehr ging Derfflinger nach Stockholm, um Bericht über die ungarische Mission zu erstatten und klaren Wein zu schänken über den Zustand der Armee; diese Reise trug ihm viel Auszeichnung, vor Allem die Beförderung zum Generalmajor ein.

Des frühern Schneiders Verwendung zu diplomatischen Actionen muß allerdings frappiren. Nur durch das Leben geschult, lediglich autodidactisch gebildet, wird Derfflinger von seinen Zeitgenossen nachgerühmt, daß er in Fachwissenschaften wohl beschlagen gewesen sei und sich namentlich gute Umgangsformen zu eigen gemacht habe; der Italiener Leti, welcher ihn, freilich viel später, am Berliner Hofe kennen lernte, fand in ihm: „Einen Mann von sanften Manieren in vornehmer Stellung.“ Der Artillerieoberst Weiler nennt ihn einen Menschen, der in natürlicher Begabung stets den Nagel auf den Kopf schlug; was ihm abgehe an positivem Wissen, ersetze seine angeborene Schlauheit und seine ungeheure Sicherheit und Schlagfertigkeit hundertfach.

Die letzte schwedische Waffenthat war die Erstürmung der Prager Kleinseite durch Königsmark; der Kampf hatte vor Prag begonnen, die Thürme des Hradschin sahen auch seine letzten Blitze leuchten.

Am 24. October 1648 wurde zu Osnabrück der westfälische Frieden ratificirt.

Was dieser entsetzliche Kampf an Cultur zu Grunde gerichtet, was er an Wohlstand zertreten, das hat lange — weit länger — auf Deutschlands Entwickelung gelastet, als man gemeinhin glaubt; erst mit Beginn des jetzigen Jahrhunderts sind seine Folgen als völlig beseitigt zu betrachten.

Derfflinger's Biographie aus jener Geschichtsphase ist, wie alle Opera jener Zeit, sehr überschwänglich. Die Leute von damals waren entweder Oberengel oder schwärzer als der Teufel selber, je nachdem es in den Parteikram paßte; so soll unser Georg Derfflinger nach Savonus an allen Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges hervorragenden Antheil genommen haben. Das ist einfach nicht wahr! Er hätte ein leibhaftiger Ueberall und Nirgends sein müssen, um das zu können. Das Theatrum Europaeum und Dreihaupt's Historie des Saalkreises ziehen diese Angaben — mit größtem Recht — in Zweifel! Wenn z. B. Derfflinger am 23. October 1642

bei Leipzig an der Spitze seines Regimentes den Ausschlag gegeben haben soll, so kann das nur eine Radomontade sein; Derfflinger war vom Juli 1642 bis in den Januar 1643 hinein in Ungarn beim Ragoczy und kann also die Schlacht nicht mitgemacht haben; ebenso hat er 1646 eine lange Zeit hindurch mit seinem frühern, in die Dienste seines Vaterlandes Kur-Brandenburg übertretenden Waffenbruder, dem Oberstlieutenant von Schapelow, auf dessen Besitzungen in der Mark verweilt, bei welcher Gelegenheit er sich mit dessen naher Anverwandten, der Erbtochter Margaretha von Schapelow, vermälte; diese Verbindung erschloß ihm eine neue Heimat und eine vortreffliche Zukunft.

Das Soldatenthum hatte also Derfflinger in seinen ganz absonderlichen Schutz genommen und noch manchem Andern ist damals aus dem Blute der Gefallenen eine ergiebige Ernte ersprossen! Die Mannschaften erhielten bei der Entlossung volle Competenzen für drei Monate ausgezahlt; die Officiere liquidirten ihre Rückstände, was vielen unter Hinzufügung der ersparten Beutegelder eine gute Fortüne machte.

Noch im Friedensjahre 1648 nahm Derfflinger seine Entlassung aus schwedischen Kriegsdiensten, um sich mit ebenso großem Eifer wie Geschick der Bewirthschaftung der schönen Güter seiner Gemalin, Gusero und Platicheno unweit Küstrin hinzugeben; seine erzielten Erfolge werden hoch gerühmt.

Der Leitmeritzer Schneidergeselle hatte in nicht allzu langer Frist eine bevorzugte Stellung erlangt; dennoch behauptete Derfflinger in der Folge stets, daß die Schweden einen verletzenden Unterschied zwischen Landeskindern und Ausländern gemacht hätten; in Wahrheit scheint Derfflinger's Brust aller der Regungen entbehrt zu haben, welche einer Erkenntlichkeit für ihm notorisch von der Krone Schweden gewährte Gunst auch nur entfernt ähnlich sah; fast möchten wir sagen, daß Haß an deren Stelle getreten sei, für dessen Ursprung wir jedoch vergeblich nach Gründen forschten.

Aus dem westfälischen Frieden, bei dessen Abschluß Brandenburg gar nicht besser hätte fahren können, wuchs für Deutschland — absonderlich wiederum für jenes — eine neue Aera empor. Brandenburg gewann Bedeutung an Umfang, und schon dadurch an Autorität. Die Erzstifte Magdeburg, Halberstadt und Minden, Hinterpommern und Kamin fielen ihm zu; Jägerndorf freilich, wonach der Kurfürst schon so lange die Hand ausstreckte, blieb ihm versagt. Und auch Stettin, welches er den Schlüssel zum Reiche nannte, auf dessen Besitz alle seine Operationen und Alliancen bisher fast ausschließlich berechnet waren — durfte er nicht an's begehrliche Herz drücken.

(Fortsetzung folgt.)

Procop, der Erfinder.

Geschichten aus der Pariser Belagerung.

Von **Paul d'Abrest.**

II.

Am Abend des nämlichen Tages, wo der ehrenwerthen Frau Duteton das Malheur passirte, für eine Spionin gehalten zu werden, saßen zwei junge Leute in einem kleinen Salon eines fünften Stockwerkes der Rue de Méhul hinter dem Theater der komischen Oper. Der eine der jungen Leute, auf einem türkischen Divan dahingestreckt und trotz der abendlichen Stunde im häuslichen Negligé gekleidet, ist ziemlich hoch gewachsen, von nicht ungefälligem Aeußern, aber ohne daß an seiner Physiognomie etwas Gewinnendes zu rühmen wäre.

Der Andere, offenbar auf Besuch, ist ein sprechendes Exemplar jener faden männlichen Schönheit, welche im Allgemeinen als ein Merkmal geistiger Beschränktheit betrachtet wird. Die Pflege, welche er seinem hellblonden Haar (man hätte ihn beinahe für einen Albinos halten können), dem zierlich gewichsten Schnurrbärtchen, den niedlichen Händchen mit den rosagefärbten Nägeln angedeihen ließ, die Koketterien in den geringsten Details seiner Toilette ließen darauf schließen, daß das Herrchen noch schwerlich in seinem geistigen Vermögen die Mittel und in seiner Lebenseintheilung die Zeit finde, sich mit vielem Andern zu beschäftigen.

Leocade de Varançon, so hieß der Stutzer, trug die schmucke Uniform der Intendanturofficiere. Offenbar gehörte die mit größtem Chic zugeschnittene Hose und der künstlerisch gearbeitete bordirte Rock (unter welchem höchstwahrscheinlich ein Schnürleib zu entdecken wäre) nicht vom Aerarschneider her, sondern höchstwahrscheinlich von einem der beliebtesten „Faiseurs" des Boulevards. Lackstiefel mit Sporen (obwohl die Herren Intendantenofficiere nicht zu reiten pflegen), perlgraue Handschuhe und ein betäubender Moschusgeruch, der den Officier schon auf eine halbe Meile verrathen mußte, vervollständigen die Toilette. Fügen wir hinzu, daß trotz dem eminent friedfertigen Charakter des Corps, dem er angehörte, Herr von Varançon nebst dem Paradesäbel, den er an der Seite schleppte, zwei sechsläufige Revolvers trug — aber allerliebst mit Silber beschlagene Waffen, die sich beispielsweise ebensogut zu schwerfälligen Breloken als zu Mordinstrumenten verwenden lassen würden.

Auf einem Schaukelstuhl sich hin und her balancirend schien Leocade einer Erzählung begriffen, deren pikanteste oder pikant sein sollende Sätze durch blödsinniges Lächeln punktirte.

„Es ist stark, nicht wahr", rief er auflachend, „der alte Prokopus vert und in etwas andern verliebt als in eine neue Kanone oder in ein nie eweſenes Pulver! Und doch ist's so und noch dazu in ein ganz sauberes dchen. Der lange Enguerrand, der, Du weißt es, doch so ziemlich ver-

wöhnt ist, hat sie einmal gesehen und hat sich auf der Stelle bis über die Ohren in die Kleine vernarrt . . . Die Dummheit, da kann man lange zusehen, ehe mir so etwas passirt. Er ist ihr drei Wochen nachgelaufen, im Club haben sie wenigstens 200 Louisdor dafür und dagegen gewettet, ob er sie dem Alten wegschnappen wird . . . Dummheit! Den Weibern nachlaufen, als ob man sich nicht gleich arrangiren könnte . . . Da kam der Krieg, der ganze Club stob auseinander und man dachte an etwas ganz Anderes, als an die Rivalitäten des Monsieur Procopus und des Vicomte Enguerrand!"

„Schau, schau, der alte Satyr!" brummte der auf dem Sopha liegende junge Mann, der niemand Anderer ist, als jener Monsieur Videnaut, über welchen man im vorigen Capitel manch abfälliges Capitel zu hören bekam. „Und wie seid Ihr hinter den kleinen Roman gekommen?"

„O, ganz einfach durch Weibertratsch; die Schöne unseres Helden hatte eine Freundin — Dummheit das — die Freundin lebte volle zwei Monate auf dem Lande mit Enguerrand."

„Wie hieß denn die Junge, denn ich vermuthe, daß es keine Matrone sein wird."

„Mit Nichten, Josefa Reinhold heißt sie."

Videnaut erblaßte bei diesem Namen.

„Das ist ein deutscher Name."

„Der Name entspricht dem Lande, denn sie ist von Bayern oder vom Rhein, da irgendwo in der Gegend", erwiederte der Administrationsofficier, mit der bei seinen Landsleuten eigenen geographischen Unsicherheit, „ihre Freundin versicherte, daß sie vortreffliche Lieder aus der Heimat zu singen wüßte."

„Und", frug von neuem Videnaut mit einer Beklemmung, welche einem Andern nicht entgangen wäre, der mit etwas mehr Beobachtungsgabe ausgestattet gewesen wäre, als sein Freund, „ist sie noch in Paris, diese Josefa?"

„Hoho", lachte der junge Mann, „früher wolltest Du daran nicht glauben und plötzlich schlägst Du Feuer und Flamme für das Geschöpf. Ich kann Dir aber nicht dienen, denn ich habe mich nie um sie gekümmert und sie kann hier im Hause wohnen oder bei ihren Landsleuten sein oder in China, ich weiß nichts davon und frage auch nicht danach."

„Aber —"

„Wenn es Dir so angenehm ist, wende Dich an Enguerrand. Ich fürchte aber, mein Guter, Du versetzt Dich umsonst in Unkosten, denn die Schöne ist eine Spröde erster Classe. Enguerrand arbeitete mit Händen und Füßen, ließ alle Minen springen, setzte die heißesten Schwüre und die nettesten Summen und er erhielt für seine Bemühungen einen Korb."

Videnaut war in tiefes Nachdenken versunken. „Ich soll den Procopus heute im Club der Folies bergères sehen, ich muß ihn verhören", murmelte er halblaut.

„Ach, noch eins hatte ich vergessen", warf der Administrationsofficier ein, „man erzählte sich damals, Procopus hätte von seiner Josefa ein, Manche sagen sogar zwei lebendige Beweise ihrer Anhänglichkeit. Dummheit das! Richtige Dummheit. Doch reden wir von ernsten Dingen. Für übermorgen bereitet sich ein Ausfall in der Richtung von Bondy vor. Wir

haben Befehle erhalten, von früh sieben Uhr an die Proviantcolonnen bereit zu halten. 15,000 Mann unter dem General C. . . . marschiren auf Bondy los, während die in den Festungen von St. Denis und Aubervilliers liegenden Mannschaften gegen den Bourget anstürmen . . . es wird heiß zugehen und am Abend kann es manche Beute geben."

„'S ist gut, 's ist gut", antwortete Videnaut, der sehr nachdenkend geworden war, „finde Dich nach dem Club im „Rothen Ziegel" ein, ich werde den „Struppigen" und den „Matrosen" mitbringen. Kommst Du auch in den Club? Die Sitzung soll sehr interessant sein."

„Vielleicht gegen zehn Uhr, wenn ich nichts Besseres vorhabe!"

„Die Sitzung ist für acht angesagt!"

„Wer wird so früh hingehen, das wäre allzu geschmacklos, man hielte mich für einen hungrigen Provinzialen, der sein Lebtag nichts gesehen hat. Uebrigens, die Folies beginnen langweilig zu werden, schon seit drei Tagen gab es keine Prügelei, ich muß einmal nach Belleville hinaus, es hat sich ein arabischer Koch producirt, der in der weißen Schürze und mit der platten Mütze auf dem Kopf spricht. Ich will doch diesem Mirabeau vom Sparherd zulauschen."

„Hüte Dich vor zu viel Dummheiten und compromittire nur uns nicht."

„Sei ruhig, Freund, die Leute haben solche Brillen auf, daß sie nie das Richtige sehen, man könnte uns die Hand im Sacke ertappen, mit ein paar Phrasen sind wir quitt."

„Also heute Abend im „Rothen Ziegel"."

Kaum hatte sich der Geck entfernt, schnellte Videnaut empor. „Morgen muß ich wissen, wo Josefa ist und sollte ich . . ." Er ging an seinen Schreibtisch und bedeckte in fieberhafter Hast zwei Seiten mit feiner Schrift.

Der Specereiladen des Hrn. Duteton befand sich zur fraglichen Zeit in einem geradezu blühenden Zustande. Alle Säumigen des Viertels, welche früher die Achsel gezuckt hatten, wenn man von der Nothwendigkeit gesprochen, sich zu verproviantiren, rückten jetzt, durch die Evidenz besiegt und die Noth bekehrt, heran, um, so weit es ging, das Versäumte nachzuholen. Und Diejenigen, die sich vorgesehen hatten, wollten ihren Vorrath vermehren, denn gerade so wie man früher absolut nicht glauben wollte, die ganze „Geschichte" würde länger als acht Tage dauern, war man jetzt in das andere Extrem hinübergesprungen und nahm willig an, die „Geschichte" werde niemals aufhören. Es gab daher in der Zeit assortirte Läden, und zu diesen durfte Duteton's Officin unbedingt gerechnet werden, wahrhafte Volksversammlungen junger und alter Hausfrauen, Dienstmädchen, Aufwärterinnen, Dienern, Stadtträgern u. s. w., alle mit Körben, Handtaschen, Schnappsäcken versehen, in deren hölzernen, tuchenen und strohenen Abgründen die Blechbüchsen mit Sardinen und Thun oder conservirten Hülsenfrüchten, die Chocoladentafeln in ihren papiersilbernen Hüllen, die Gries-, Paprica- und Gerstendütchen neben den Schnapsflaschen und Confecttöpfen sich es bequem machen mußten. Die Commissionäre schleppten die blauen Zuckerhüte von dannen, die sechs „Garçons" des Papa Duteton hatten alle Hände voll zu thun, und auf dem Comptoirtisch, hinter welchem Madame Duteton und ihre Erbprinzessin thronten, speicherten sich die Banknoten und die blan-

ken, schweren, honetten Fünffrankenthaler zu einer ganz erfreulichen Höhe auf. Duteton, das Schurzfell um den Leib, die Brille auf der Nase, sah mit Behagen dem Treiben zu, als er zwei Herren in den Laden treten sah.

„Ich glaube, es sind Kunden von Belang, die ich da kommen sehe", meinte Herr Duteton, und er ging zwei eintretenden Herren entgegen, wovon der eine ein großes Register unter dem Arm hielt.

„Haben wir die Ehre mit Herrn Duteton zu sprechen?" frug der älteste von den Herren.

„Jawohl", antwortete der Epicier, indem er seine Mütze lüftete.

„Ich bin der Präsident der Untersuchungscommission für neue Entdeckungen."

„Ah so!" erwiederte Duteton, indem er sichtlich enttäuscht die Mütze aufsetzte...

„Und", fügte die wichtige Persönlichkeit hinzu, „man hat uns versichert, daß einer Ihrer Herren Anverwandten mehrere Projecte dem Ausschuß unterbreitet hat..."

„Ja, das ist mein Schwager Procopus. Meine lieben Herren, ich will offen und aufrichtig reden, ich glaube doch, Procopus ist nicht recht bei Sinnen. Es sah schon früher mit Dem aus, als wäre er mehr oder weniger für's Irrenhaus reif, aber die gegenwärtige Geschichte hat ihn um das bischen Verstand vollends gebracht. Ich bin selbst kein großer Gelehrter, glaube aber, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben muß. Das hat mein Schwager nie begriffen. Er schwadronirte immer nach rechts und links, wo es für ihn nichts ordentliches zu thun gab, und ich glaube, daß es auch jetzt, wo er ein neues Steckenpferd bestiegen hat, mit seinen Inventionen nicht weit her sein wird."

„Da muß ich Sie um Entschuldigung bitten", entgegnete der große Prüfer der Erfindungen, „sein neues Sprengpulver, das er in seiner neuesten Ausgabe beschrieben, wurde eines Experiments würdig befunden, und dieses Experiment soll nächster Tage stattfinden. Wir kommen eben, um uns mit Herrn Procopus zu verständigen. Mein Secretär hier führt das Protocoll der betreffenden Sitzung, ihr Schwager wird ersucht, es zu unterzeichnen."

„Nun, meine Herren, ich danke für die große Ehre, aber sie werden mir erlauben, daß ich meine Bude zu solchen Mittheilungen allzu bescheiden finde ... Die Kunden verlangen meiner dort. Das Geschäft vor Allem..."

Der Präsident und der Secretär der Untersuchungscommission waren auf dem Punkte, sich in zweideutig vergnügter Stimmung hinaus zu verfügen, als die imposante Ehehälfte des Epiciers, die dem letzten Theil der Unterhaltung zugelauscht hatte, ihren Canapésitz im Comptoir mit einem Sprunge verließ und den Secretär beim Register, daß er unter dem Arm trug, zurückzerrte — etwa wie Potiphar's Frau den keuschen Josef.

„Ich kann", sagte sie, „Ihnen die Auskunft, die mein Gatte verweigerte, geben. Herr Procopus, mein Bruder, wird in einer Stunde spätestens hier sein — und Ihre ersehnte Post mit Dankbarkeit entgegennehmen, seien Sie davon überzeugt."

Die Beiden verneigten sich.

Duteton, der nebenbei nach den sortirenden Lehrlingen gesehen hatte, drehte sich zur kleinen Gruppe um.

„Bei meiner Ehr', Madame, Sie thaten besser, Ihre Rechnungen zu überwachen, als hier sich in fremde Dinge zu mischen."

„Fremde Dinge, das ist ja mein Bruder" — „Leider!" seufzte Duteton. — „Und die Ehre, die unserm Hause widerfährt, berührt Sie nicht?" — „Nicht im Geringsten."

„Herr Duteton. Ich habe immer gesagt, Sie sind bornirt." — „Ich bin nicht dumm." — „Sie sind ein schlechter Patriot."

„Ich will kein Gimpel sein!"

Die Streitworte wurden halblaut gewechselt, so daß die Wartenden die Mesintelligenz des Ehepaares merken konnten, aber ohne die einzelnen Phasen des Streites Silbe für Silbe ergründen zu können. Der Präsident der Prüfungscommission schielte mit Verlegenheit nach der Thür und der Secretär wußte nichts besseres, um sich eine Contenanz zu geben, als durch die Seiten des Registers zu blättern.

Die beiden Gatten begannen heftiger zu werden, als ein willkommener deus ex machina, Herr Videnaut, in den Laden trat. Herr Videnaut in einem perfect eleganten, grauen Reiseanzug, und über denselben, da es fröstelnd thaute, einen Regenmantel nach englischer Façon gehängt.

„Guten Morgen, liebliches Ehepaar, man scheint sich eben nicht ganz herzlich zu verständigen. Kann da meine schwache Kraft etwas nützen?"

Duteton sah den Ankömmling eben nicht auf's Freundlichste an. —

„Die Volksküche des vierzehnten Bezirks hat mich beauftragt, Ihnen diese Aufträge zur Ausführung zu übergeben", und dabei überreichte er dem Geschäftsmann eine ziemlich lange Liste. Duteton's Gesicht hellte sich plötzlich auf. „Auch Ihnen, schöne Dame, habe ich was zu übergeben, diese Waare beginnt selten zu werden" (dabei zog er einen aus recht hellfarbigen — sogar schreienden Blumen zusammengesetzten Strauß hervor). „Und nun zu ernsten Dingen. Ich habe Herrn Procopus gute Nachricht zu überbringen. Er steht an der Schwelle seiner Wünsche... Ach, ich sehe, daß die fröhliche Post schon vor meiner hier war."

„Und", fiel der Präsident ein, „sie erfreute sich gerade keiner sehr günstigen Aufnahme."

„Was soll sie auch", bemerkte Duteton, dem der lange Bestellungszettel mit dem Uebrigen entschieden versöhnt zu haben schien, „man hat Mühe, das Naturell so in's Carcer zu sperren, wie man es möchte. Ich bin ein solider Geschäftsmann und mische mich nicht gern in hohe Politik."

„Glücklicherweise war ich da", warf die Frau sich in die Brust. „Meine Herren", rief sie, zu beiden Besuchern gewendet, „wollen Sie uns die Ehre erweisen, unser Frühstücksmahl nicht zu verschmähen? Herr Procopus wird demselben beiwohnen und Sie dürfen ihm dann ihre beglückenden Beschlüsse mittheilen." Der Präsident und der Secretär nickten mit dem Kopfe. „Ich muß hinaufgehen", meinte Madame Duteton, „einige Anordnungen für unsere Gäste zu treffen. Herr Videnaut, folgen Sie mir gütigst..."

„Aber Deine Rechnungen", fiel Duteton ein.

„Die mach' Dir selber, die Kleine wird Dir helfen." Der Epicier begab sich knurrend, aber gewohnheitshalber zu seiner Tochter in's Comptoir.

„Merkwürdig, wenn der Mensch da ist, hat Deine Mutter immer so drollige Einfälle — aber wie addirst Du denn, da ist ja eine ganze Spalte übersprungen, 2 Pfund Chocolade 4 Fr., 4 Kilo Mandeln 3. 50 sind 7 Fr. 50 und nicht 6 Fr., und da markirst Du acht Büchsen Sardinen, wo man zwölf angesagt hat, welch' eine Zerstreuung!" Die Kleine sah von ihrem

Buche ziemlich zerstreut in der That auf die Thür, durch welche ihre Mutter, vom Videnaut ehrerbietig gefolgt, verschwunden waren.

Papa Duteton zischte und fletschte zwar noch zwischen den Zähnen, aber der Kunden Menge gab ihm bald anderweitige Beschäftigung.

Die Wohnung der Familie des Specereihändlers befand sich im Halbstocke über dem Laden. Es war ein geräumiges, hinlänglich ausgestattetes, aber jedes unnützen Zierraths entbehrendes Appartement. Nur in dem kleinen Cabinet, welches Madame Duteton mit einiger Anmaßung ihr Boudoir nannte, fand man einige Spuren von Luxus; die Thüren waren mit Portièren aus Rips verhangen, ein venezianischer Spiegel (vortreffliche Nachahmung) über dem Kamin, und einige goldstrotzende Bilderrahmen, die ganz aus massivem Metall zu sein schienen, glänzten an den Wänden. Eine rothausgeschlagene Ottomane und zwei Fauteuils nämlicher Farbe, offenbar Pariser Herkunft, sorgten für die Niederlassung der nicht sehr zahlreichen Besucher, die über dieses Sanctuariums Schwelle den Fuß setzten.

Ungefähr wie eine Bombe, die ihre Curve beschrieben und plump darauf niedersaust, deponirte die Frau des Specereiwaarenhändlers ihre werthe gewichtige Persönlichkeit auf die Kissen der Ottomane, und mit einer Geberde voll Vertrautheit — die aber wenig Einladendes hatte, forderte sie oder — befahl, wie man's eben nehmen will, dem jungen Manne, in einem Sessel Platz zu nehmen.

„Ist's Ihnen nun gefällig?..."

„Ich weiß schon, was Sie quält, meine schöne Gnädige", beeilte sich Videnaut zu äußern, den Vorwürfen, die er im Anzuge gewahrte, entgegenkommend. „Sie möchten wissen, wer das Mädchen ist, das mich vorgestern aufhielt... Nun, ich gestehe es, und wie sollte man es auch Ihrem Alles durchbohrenden Blicke verheimlichen? — das Mädchen kenne ich!" —

„So!" fuhr die Epiciersfrau empor, „so! und Ihre Schwüre, Ihre Betheuerungen?..."

„Aber, liebe Madame, ein klein wenig Geduld. Wenn Sie mich anhören wollen, so würden Sie sich leicht überzeugen, daß Sie das Recht nicht haben — aber nicht im geringsten — diese Eifersucht an den Tag zu legen, deren Ausbruch mir das Herz erwärmt..."

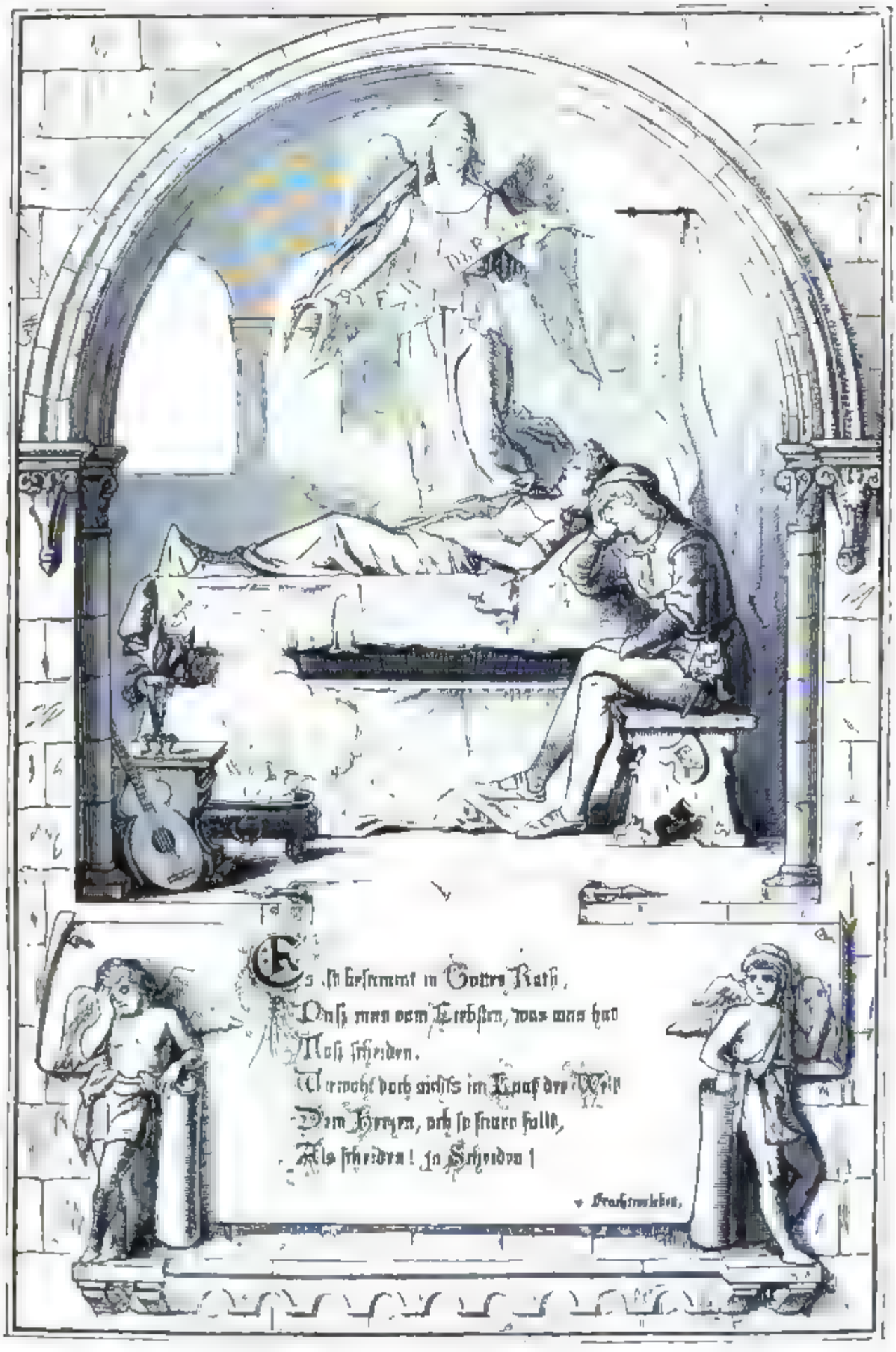
„Herr Videnaut!..."

„Ja, denn das gemahnt mich, daß die Zeit nicht fern steht, wo Ihre Tugend schmelzen wird und wo meine heißesten Wünsche Stillung finden werden in der Theilung aufrichtiger, brennender Liebe..."

Der junge Mann hatte diesen Satz mit einer solchen Emphase gesprochen, er war dabei fast auf die Kniee gefallen. Jemand, der etwas mehr Erfahrung in dieser Beziehung besessen hätte — bemerken wir dies zu ihrer Ehrenrettung — wie die imposante Frau Duteton, hätte untrüglich in dem Tone des Adorateurs eine stark ausgesprochene ironische Nüance gemerkt. Aber die Epiciersfrau blickte nicht so weit, sie nahm die glühende Erklärung für baare Münze, erröthete, schielte verlegen nach dem Winkel der Stube, zog das Sacktuch aus der Tasche und fächelte damit, wie um anzuzeigen, daß sie ihre Fassung besäße. „Nun, und das Mädchen?'

„Ist, entschuldigen Sie, wenn ich das Wort ausspreche, die Maitresse Ihres Herrn Bruders."

„Des Procopus? Was für eine Thorheit... er so ruhig, so fried-



„Es ist bestimmt in Gottes Rath."

Nach einer Originalzeichnung von Karl Röhling.

fertig . . . dem alles Weibliche eine unbezwingbare Scheu einflößt, so daß er die besten Partien ausschlug . . ."

„Stille Wasser sind tief; Ihr Bruder ließ also Ihnen gegenüber nie etwas über diese Herzensgeschichte verlauten?"

„Nie . . ."

„Also ebenso unbekannt ist es Ihnen geblieben, daß Procopus den Verband Ihrer werthen Familie vermehrte . . ."

„Wie verstehen Sie das?"

„Daß Sie zur Stunde im Besitze von zwei Neffchen sind, die gewiß nicht ahnen, was für eine blühende anbetungswürdige Tante sie besitzen."

„Ich falle vor Erstaunen um!"

Videnaut erzählte nun, was er von dem jungen Administrationsofficier hatte erzählen hören.

„Und sie, wer ist sie denn?" frug Madame Duteton, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte.

„Hm, hm", brummte Videnaut, „die Verleumdung macht dem Herrn Bruder wenig Ehre, und eine Deutsche dazu."

„Um's Himmelswillen, reden Sie nur nicht weiter, schonen Sie den Ruf unserer Familie."

„Seien Sie ruhig, schöne Gnädige, von dieser Zunge da ist nichts zu befürchten, wenn auch diese Mittheilung über die Spitze dieser Zunge kam."

„Doch hier ist Procopus selber." Der „Erfinder" hatte auch wirklich die Thür geöffnet und zeigte sich am Eingang.

„Dein Mann läßt fragen, ob es Zeit zum Frühstück ist", sagte Procopus; „die Gäste, denn wie es scheint hast Du solche, sind wieder da und zeigen Ungeduld. Nun, es wird schon!"

(Fortsetzung folgt.)

Der verliebte Alcalde.

(Hierzu die gleichnamige Illustration.)

Es hat der Herr Alcalde sich
Verliebt in Carmen jung,
Und bringt im Stalle minniglich
Ihr seine Huldigung.

Doch ach! Erhören wird ihn nicht,
Der er sich ganz ergiebt,
Mit ihrer Hand den Korb sie flicht:
Quien sabe — wen sie liebt?

Verwechseln darf man Themis nicht
Mit Aphroditen's Sohn.
Dort ist verpönt, was hier nur spricht:
Das Anseh'n der Person.

H.

Das literariſche Parlament.

Der Präſident eröffnet die Sitzung mit den Worten: Meine Herren! Es iſt mir von der Verlagshandlung Adolf Spaarmann in Oberhauſen eine Brochüre zugegangen, unter dem Titel: Friedrich Chriſtoph Schloſſer, der Geſchichtsſchreiber, bei Gelegenheit ſeiner hundertjährigen Geburtstagsfeier (17. November 1876), die ich zur Kenntnißnahme der geehrten Verſammlung bringen will. Das hohe Parlament ſoll darüber entſcheiden, ob es ſich dem Säcularlage Schloſſer's gegenüber durch eine nachträgliche Adreſſe an die Unſterblichkeit Schloſſer's betheiligen will oder nicht.

Abgeordneter Freimund. Meine Herren! Das Circular der Spaarmann'ſchen Buchhandlung ſpricht von einer dem deutſchen Volke nahezulegenden Pflicht, die Säcularfeier Schloſſer's zu begehen. Wenn es gilt, dieſe Pflicht einem redlichen, von beſtem Ueberzeugungseifer geleiteten Manne von hoher ſchriftſtelleriſcher Begabung zu erweiſen, ſo ſtimme ich gern für die Gedächtnißfeier Schloſſer's. Wenn es aber gilt, den Geſchichtsſchreiber Schloſſer zu feiern und ihm, wie ein „Aufruf" mahnt, ein Denkmal zu errichten, ſo kann ich nicht der Meinung des Denkmalcomités ſein, welches ſagt: „Mag auch die rüſtig fortſchreitende Wiſſenſchaft Manches in ſeinen Werken überholt haben: die Geſammtheit ſeines Wirkens, den ſittlichen Ernſt ſeiner Auffaſſung, den ſchroffen Freimuth ſeiner Rede wird die Nation in Ehren halten müſſen."

Kein Menſch muß müſſen und die deutſche Nation müßte? Der Ehrenmann Schloſſer braucht kein Denkmal, denn daß Jemand als ſolcher ein Denkmal erhält, kommt mir ſo vor, wie eine Belohnung für einen ehrlichen Finder. Die Ehrlichkeit wird bei jedem anſtändigen Mann vorausgeſetzt und der Finderlohn iſt eigentlich nur eine verſteckte Beleidigung, ein verzuckerter Zweifel an der Ehrlichkeit des Finders. Dem Geſchichtsſchreiber Schloſſer aber ein Denkmal zu errichten, das hieße, dem modernen Princip des Subjectivismus und der Rückſichtsloſigkeit Denkmale errichten.

Präſident. Ich bitte den Herrn Abgeordneten, ſich bezüglich dieſes Paradoxons deutlicher zu erklären.

Abgeordneter Freimund. Schloſſer iſt kein objectiver Hiſtoriker geweſen. Er hat die Geſchichte, dieſe Quittung der großen Entwickelungsrechnung des menſchlichen Geiſtes, nicht gerecht und unparteiiſch dargeſtellt, wie einen Gegenſtand, dem man, um ihm gerecht zu werden, leidenſchaftslos gegenüber ſtehen muß, ſondern der Parteiſtandpunkt des flachen und pietätloſen Liberalismus, der keine Achtung vor geſchichtlichem Recht hat, weil er kein hiſtoriſches Verſtändniß hat, findet in Schloſſer ſeinen Vertheidiger. Schloſſer iſt einſeitig und Principienreiter. Er nimmt nicht das hiſtoriſche Geſchehen als ein Gewordenes, als ein pſychologiſch zu erforſchendes Factum an, ſondern er ſucht nach den ſeinem tugendhaft philiſtröſen Sinn als einzige Norm des Menſchendaſeins vorſchwebenden geraden Linien die Figuren ſeiner Geſchichte zu conſtruiren.

Für Schloſſer giebt es in der Erſcheinungswelt nur die Berechtigung geradliniger Formen; für die krumme Linie, die ja doch die eigentliche

Schönheitslinie ist, hat er kein Verständniß und, was noch schlimmer ist, keine Gnade; kurz, nichts von der künstlerisch ruhigen vornehmen Würdigung alles Geschehens, wie sie Ranke auszeichnet.

Abgeord. Justus. Mir scheint, der Herr Redner ist selbst zu sehr subjectiv in der Beurtheilung Schlosser's. Er möge den uralten Gegensatz bedenken, der in der Geisteswelt den Idealismus vom Realismus trennt. Schlosser ist Schiller, Ranke Goethe. Schlosser ist ausgesprochener Kantianer Ranke verhüllter Hegelianer. Schlosser ist formlos in der Darstellung, Ranke künstlerisch formvoll. Der Eine ist ein männlicher, der Andere ein weiblicher Geist.

Es hat jede der beiden Historikerrichtungen ihre Berechtigung. Vor Allem scheint mir das sittliche Princip Schlosser's, das durch seine Geschichtsdarstellung geht, des höchsten Lobes werth zu sein. Es ist die Moralität der Weltauffassung, welche Schlosser zum populärsten deutschen Geschichtsschreiber gemacht hat.

Abgeordneter Freimund. Das ist es ja eben, weshalb ich Schlosser den Kranz classischer Geschichtsschreibung nicht vindiciren kann. Dieses unselige sittliche oder vielmehr philistermoralische Princip, welches mit dem Wesen echter Kunst und Wissenschaft gar nichts zu thun hat, hat uns Deutsche auf allen Geistesgebieten unermeßlich geschädigt. Es hat dazu geführt, in allem Schaffen die Gesinnung für die Leistung, die Etikette für den Inhalt zu nehmen. Es hat zur Ueberschätzung Schiller's und zur Unterschätzung Goethe's geführt, weil man unserm größten Dichter Friederike von Sesenheim, Charlotte von Stein und Christiane Vulpius nicht hat vergeben können. Es schädigt uns in unseren socialen Verhältnissen, die nicht eher zu einer gesunden Reform gelangen können, bis die Wahrheit und Natürlichkeit vor der falschen Sittlichkeit, die doch im Grunde nichts ist, als eine mit den Zeitaltern wechselnde geistige Mode, zur Geltung kommen wird.

„Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unwahrhaft nennen müßte."

Präsident. Ich muß den Herrn Abgeordneten bitten, bei der Sache zu bleiben.

Abgeordneter Justus. Der Herr Vorredner thäte gut, seine Behauptungen gegen den verewigten Meister zu beweisen.

Abgeordneter Freimund. Das Wort „Meister" ist jetzt so billig geworden, daß jeder Geselle es für sich in Anspruch nimmt, wenn es die Lehrjungen ihm nachrufen. Wenn der Herr Abgeordnete wünscht, ich möchte ihm aus den Werken des Meister Schlosser meine Behauptungen beweisen, so fordert er Unthunliches. Man kann nicht aus vielbändigen Geschichtswerken, wo fast auf jeder Seite Belegstellen zu meiner Meinung zu finden sind, hier Proben vorlesen, ohne das Parlament zu ermüden. Daß aber selbst die Freunde Schlosser's, welche in jener Brochüre die günstigsten Zeuge für Schlosser's Historikerberuf anführen, nicht die meiner Auffassung wandten Urtheile wegschweigen können, dafür möge Ihnen nachfolgende ze Blüthenlese aus den in der Spaarmann'schen Brochüre abgedruckten censionen Zeugniß ablegen.

Josef Hillebrand sagt: Schlosser's Eigenthümlichkeit beruht darin, daß den sittlichen Standpunkt, und zwar in strenger subjectiver Abstraction, ausschließlich zur Grundlage seiner Geschichtsschreibung erhebt. Was ie Behandlungsweise angeht, so ist er ein großer historischer Atomistiker,

scharf in der forschenden Analyse und spröde in der Verbindung der Elemente, ohne Kunst der sprachlichen Plastik. Heinrich Kurz, Schlosser's politischer Parteigenosse, sagt von Schlosser: Er legt bei seinen Beurtheilungen stets den Maßstab der strengsten Moral an, deren Verletzung ihn freilich oft bis zur Bitterkeit stimmen kann. Johannes Scherr, eine talentvolle Carricatur Schlosser's, meint von seinem Meister: Sein immenses Wissen u. s. w. würden ihn unbedingt zu unserm größten Geschichtsschreiber machen, wenn er es in viel zu weit getriebener Abneigung gegen alle Schöngeisterei nicht verschmäht hätte, seinen Werken eine künstlerische Form zu geben. Julian Schmidt giebt von Schlosser zu, es sei richtig, daß ihm zunächst die Schattenseiten der Figuren und Ereignisse aufgehen, und die doch recht liberale Neue freie Presse meint, Schlosser sei ein ehrlicher, tapferer und liberaler, aber nicht vorurtheilsfreier Charakter gewesen. Nun, meine Herren, wenn unser populärster Historiker, nach dem Zeugniß seiner Freunde, verbittert, nur die Schattenseiten der Dinge sehend, nicht vorurtheilsfrei und ohne Kunst der sprachlichen Plastik gewesen ist, wie kann er da die unveräußerlichen Gaben des echten und objectiven Historikers besitzen? Sie kennen ja Alle Gervinus, Schlosser's berühmtesten Schüler, dessen Form noch viel ungenießbarer als die seines Meisters, dessen Inhalt aber nicht weniger subjectiv ist. In Gervinus sehen Sie alle Fehler und Vorzüge Schlosser's noch deutlicher als in Jenem selbst. Und wenn ich Ihnen ein Urtheil eines jüngst mit Recht hochgefeierten Mannes, wenn ich Ihnen des allezeit liberalen Heinrich Laube Wort über Gervinus, den Literarhistoriker, anführe, so haben Sie darin auch genau die Charakteristik Schlosser's, wenn Sie statt Poeten Fürsten, Helden und Staatsmänner setzen. „Es gehört zu unserm deutschen Schicksale", sagt Laube, „daß solch ein Mann wie Gervinus, reich an Kenntnissen und unermüdlich im Fleiße, aber ohne jede plastische Fähigkeit — über unsere Poeten zu Gerichte sitzt." Die Grundelemente der Posie (setzen Sie bei Schlosser „der Geschichtsdarstellung", meine Herren), naive Anschauung und glückliche Gestaltung, sind seinem Naturell versagt, er muß seinem Wesen gemäß die Dichter nach Gedankenkategorien messen, und muß also Poeten, wie Goethe und Shakespeare, auf's Aergste mißhandeln. Hier haben Sie die Subjectivitätsgeschichtsschreibung, meine Herren, wie sie in Profan- und Literargeschichte sich spreizt. (Beifall und Opposition.)

Abgeordneter Justus. Ich möchte den Herrn Vorredner mit seinen eigenen Waffen schlagen und ihm die Worte eines seiner objectiven Gesinnungsgenossen, des Herrn von Sybel, entgegenhalten: „Der Historiker, der sich in vornehme Neutralität zu ziehen sucht, wird sich nimmermehr zu der Fülle, der Wärme und der Freiheit der wahren Natur erheben. Er wird nicht sittlich begeistern, er wird vergebens nach Stil und Schönheit trachten. Daß unsere Geschichtsschreibung sich zu Vaterlandsliebe und politischer Ueberzeugung bekannt, hat ihr erst die Möglichkeit zu erziehender Kraft und zu fester Kunstform gegeben." So läßt sich Heinrich von Sybel in seinen „Kleinen historischen Schriften" Seite 349 und 350 vernehmen.

Abgeordneter Heinrich von Sybel. Da man mich hier citirt, so muß ich mich schon selbst aus der vom Herrn Vorredner erwähnten Stelle meines Buches weiter citiren, wobei ich jedoch constatire, daß meine vom Herrn Vorredner angeführten Worte von der Vaterlandsliebe, nicht aber von der kleinbürgerlichen Moral reden. Wie ich über Schlosser denke, finden Sie auf Seite 352 meines erwähnten Buches: „Schlosser ist jeder andere Maß-

stab gleichgiltig, als jener der hausbackenen Moral, und da die politischen Vorgänge meist zu complicirt sind, um sich nur mit jenem Einen messen zu lassen, so findet sein Urtheil eigentlich in allen Zeiten und Ländern nur eine einzige große Nichtsnutzigkeit. Seine Bücher haben ohne Ausnahme das Ansehen jener alten Schauspiele, in denen unvermeidlich jeder Geheime Rath ein zweideutiger Charakter (Rufe von der Linken: Schlosser war selbst großh. badischer Geheimrath!), jeder Kammerherr ein läßlicher Bösewicht, vollends aber jeder Minister ein abgefeimter Sünder ist. Die große Wirkung Schlosser's erklärt sich aus dem vorher erwähnten Zustande seines Publicums, das ohne ernstlichen Antheil am politischen Wirken unreif blieb; er wird, während Ranke für Jahrhunderte lehrreich bleibt, vergessen sein, sobald das deutsche Volk ein gesunderes Verhältniß zu dem deutschen Staatswesen erreicht hat.

Abgeordneter Professor Onken. Das ist ja nun glücklich erreicht und Sie sehen, Schlosser ist noch nicht vergessen. Im Comité für das Schlosserdenkmal sitzen sogar vier Universitätsprofessoren, mich mit inbegriffen. Da Herr von Sybel ein Schüler Ranke's ist, so dürfen wir ihn in der Schlosserfrage wohl auch nicht für ganz „objectiv" erklären.

Abgeordneter von Sybel. So hoch ich die historischen Verdienste und die Pietät des Herrn Prof. Onken gegen seinen Lehrer Schlosser schätze, so möchte ich ihm denn doch noch eine andere Stimme entgegenführen, die eines Historikers, welcher nicht der Ranke'schen Schule angehört, der weder „monumentalen" Studien gehuldigt hat, die Sie, meine Herren, von der Schlosser'schen Linken uns dem Ranke'schen Objectivitätscentrum ja so gern als pedantisch verwerfen, noch Ihrem sittlichen und patriotischen Standpunkt nicht genügen dürfte. Herr Heinrich von Treitschke wird sein Votum abgeben.

Abgeordneter H. v. Treitschke. Meine Herren! In meinem Aufsatz über Dahlmann bemerke ich, daß Dahlmann eine der ersten Tugenden des Geschichtsschreibers vor Schlosser voraus hat: die echte historische Objectivität, das Verständniß für das unendliche Recht der Persönlichkeit.

Ein Abgeordneter von der äußersten Linken. Aha! Sie wollen eine Historikerpartei Bismarck.

Abgeordneter von Treitschke. Es giebt Momente, wo es recht angenehm ist, nicht gut zu hören. Jedenfalls würde Bismarck mit der Schlosser'schen Auffassung den deutschen Staat nicht geschaffen haben und wir ständen noch immer bei der Nichtbewilligung der Zwölfmillionenanleihe der Conflictzeit. (Oho! Zur Sache!)

Präsident. Ich bitte den Herrn Redner, zu bedenken, daß er sich in einem literarischen Parlament befindet.

Abgeordneter von Treitschke. Ich will, um kurz zu sein, mich über Schlosser mit den Worten meines Dahlmannaufsatzes äußern: Schlosser stellt Könige und Helden und Propheten unbarmherzig unter den Maßstab seiner hausbackenen Privatmoral und enthüllt in seinen Büchern mit so starker subjectiver Leidenschaft den Groll des Mittelstandes gegen die Regierungen, daß wir ernstlich zweifeln müssen, ob er unsere politische Bildung mehr gefördert oder verderbt hat; denn woher soll dem Volke Zucht und Ehrfurcht vor dem Staate kommen, wenn ihm die Weltgeschichte vorgeführt wird als eine trostlose Kette siegreicher Schurkenstreiche?

Abgeordneter Hungrig. Ich beantrage Schluß der Debatte.

Präsident. Ich werde darüber abstimmen lassen. (Es geschieht.) Der Schluß ist angenommen. Es bleibt jedoch noch übrig, zu beschließen, ob das Parlament sich an der Adresse an die Unsterblichkeit Schlosser's betheiligen will oder nicht. Auch darüber lasse ich jetzt abstimmen.

Die Abstimmung ergiebt eine Majorität für die Adresse. Ein Viertel der Majorität (darunter die Herausgeber der Schlosser'schen Weltgeschichte, die im Aufruf unterzeichneten Professoren Kriegk, Creizenach und Jäger) stimmt dafür aus Begeisterung, ein Viertel aus Gutmüthigkeit, um dem Comité nicht die Freude zu verderben, ein Viertel, um ihren Namen unter den Denkmalbeiträgen zu lesen, ein Viertel, weil ihr Vater Schlosser's Weltgeschichte unter seinen Büchern hatte, sie dieselbe aber nie gelesen haben. Dagegen schließt sich der vom Abgeordneten Freimund beantragten Resolution, Schlosser für einen redlichen Patrioten und Ehrenmann zu erklären, der unentwegt nach seiner subjectiven Ueberzeugung seine Meinung ausgesprochen habe, jedoch in seiner oft engherzigen Historik weit von der großherzigern Geschichtswissenschaft der Gegenwart überholt sei, der größte Theil der Minorität an. Hierauf verkündet der Präsident den Tod der Parlamentsmitglieder Adolf Glasbrenner und Adolf Stahr in herzlich anerkennenden Worten und fordert die Versammlung auf, sich zu Ehren der Geschiedenen von ihren Sitzen zu erheben. Das geschieht allseitig, worauf der Präsident die Sitzung schließt.

Liebesregel.

Wenn die Rosen längst vergangen,
Längst verweht von Sturmeswüthen,
Reife Hagebutten prangen
Statt der einst so holden Blüthen.

In der Liebe nehmt die Rosen
Zum Exempel: ist vergessen
Und vorbei der Jugend Kosen,
Bring' sie euch was Gut's zu essen!

Alexis Aar.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Wir stehen augenblicklich hier vollständig unter dem Scepter der Kunst; das gebildete Berlin findet sich tagtäglich in den Räumen der Kunstausstellung zusammen und behandelt einzelne Bilder mit einer Wichtigkeit, als wären es Ereignisse. Sechzehn Säle sind stets von früh zehn Uhr bis vier Uhr gefüllt, man kann annehmen, daß jeder Beschauer wenigstens dreimal und durchschnittlich zehnmal die Ausstellung besucht, daher ist die große Zahl der Anwesenden zu begreifen. Die Summe der Kunstwerke beträgt aber auch 1079 Nummern, es erfordert also einen großen Zeitaufwand, um Alles zu sehen. Obwohl nur ein provisorischer Bau und äußerlich so unscheinbar wie möglich, sind die Ausstellungsräume doch mustergiltig und zeugen vom feinsten Kunstsinn. Jedes Bild hat richtiges Licht erhalten können und jeder Beschauer einen guten Platz. Dennoch sind die eigentlichen Berliner nicht zufrieden und bedauern lebhaft, daß die düstern, ungünstig gelegenen Säle der Akademie unter den Linden nicht mehr zur Kunstausstellung benutzt werden. Die Macht der Gewohnheit manifestirt sich in diesem ungerechtfertigten Bedauern.

Da wir „aus der Gesellschaft" berichten und nicht über Kunst uns ein Urtheil anmaßen, so folgen wir dem Zuge der ersteren, die sich für die Darstellung der Persönlichkeit am meisten interessirt. Das Porträt ist aber auch von Meisterhänden in so reicher Auswahl cultivirt worden, daß es begreiflich ist, wenn es den meisten Beifall erntet. Gustav Richter, Paul Meyerheim, Begas Graeff, Biermann, Plockhorst, Graf Harrach haben ihren Urbildern gewissermaßen die Unsterblichkeit verliehen. Wer sich von diesen Meistern malen ließ, hat, trotz des hohen Preises, sein Capital gut angelegt, denn nach zehn bis zwanzig Jahren wird das Dreifache für diese Porträts gezahlt! Es sind meistens schöne Frauen, die aber von Männern lange nicht so eifrig bewundert werden als vom Damenpublicum, jedoch scheint das Interesse für die Kunst nicht so lebhaft zu sein als das für die Toilette. Diese Meisterschaft des Pinsels in Atlas, Sammet, Federn, Spitzen, Perlen und Juwelen verdient allerdings Bewunderung. Drei Schönheiten erregen namentlich so viel Streit wie kaum die Göttinnen des Paris. Jede ist in ihrer Art so vollendet, daß derselbe gewiß seinen kritischen Apfel in drei Theile geschnitten haben würde. Frau Philippi von rosa Atlas umflossen und völlig in Rosenlicht getaucht, sogar der seidene Strumpf und die ganze füllereiche Gestalt, die einen Tizian entzückt haben würde, Frau Pringsheim in blauem Sammet, die elegante Figur hoch aufgerichtet, Diana's Vorliebe für Jagdkünste theilend, im Begriff zu Pferde zu steigen, die dunklen Locken von weißen Federn umwallt, beide Porträts von Gustav Richter, die Gräfin Harrach, geb. Gräfin Pourtalès in schwarzem Sammet mit Spitzen, halb Ritterdame, halb marienhafte Jungfrau, gemalt von Kaulbach, sind diese drei vielbesprochenen Bilder. Es ist keine Indiscretion, daß wir sie namhaft machen, denn der Catalog enthält die gedruckten Namen; bei allen vorhandenen Porträts ist dies indessen nicht der Fall, deshalb müssen wir es uns versagen, näher darauf einzugehen.

Graf Harrach hat drei männliche Porträts ausgestellt, die in ihrer Art ebenso bewundert werden wie die obengenannten drei weiblichen; es ist eigentlich ein historisches Bild „Moltke vor Paris", aber die Porträts springen so

lebenswahr in's Auge, daß sie als Hauptmotiv gelten können. Der Schlachtendenker sitzt von einem Sonnenstrahl hell beleuchtet, der durch das Mansardenstubenfensterchen fällt, und sieht mit heiterer Siegesgewißheit auf das traurige Häusermeer von Paris. Neben ihm steht sein Neffe, Herr von Burt, und sein anderer Adjutant, Major de Claer, ersterer hat ein jugendlustiges Gesicht, letzterer schaut ernster drein, aber auch voll Zuversicht. Das Bild macht einen überaus glücklichen Eindruck, es weht gleichsam eine nervenstärkende Luft daraus hervor, die den bildermüden Beschauer wahrhaft erquickt. Ein anderes Gemälde des Grafen Harrach trägt denselben heitern Charakter, er hat das Motiv aus dem vollen (Berliner) Menschenleben herausgegriffen; es stellt den Eislauf der vornehmen Welt auf den Gewässern des Thiergartens vor. Auch hier finden sich viele Porträtfiguren, die das Interesse des reizenden Bildes erhöhen. Als Seitenstück dazu kann die Skizze von Knut Eckwall gelten, in welcher der siegreiche Nebenbuhler des Schlittschuh, der Rollschuh, im Thiergarten-Skating-Rink dargestellt wird. Die zierlichen Wettrennen auf der Marmorbahn zeigen ebenfalls eine Menge Porträts aus der vornehmen Welt. Die hohe Idee der Kunst kann sich allerdings nicht im Genrebild oder Porträt entwickeln; um ihr gerecht zu werden, müssen wir, wenn auch nur im Vorbeigehen, die historischen, religiösen, dramatischen und allegorischen Darstellungen namhaft machen. Die Landschaften, als Portäts der Natur, sind von diesem hohen Range freilich auch noch ausgeschlossen, obwohl der poetische Zauber in den Gemälden von Achenbach, Baron Waldenburg u. A. allerdings eine solche Eintheilung nicht rechtfertigt. Die diesjährige Ausstellung ist sogar besonders reich an stimmungsvollen Landschaftsbildern, die den Eindruck hervorbringen, als wären es halb vergessene Lieblingsgegenden oder Traumlande, nach denen die Seele sich sehnt.

Unter den religiösen Bildern nimmt diesmal Knaus den ersten Rang ein und überrascht damit alle seine Verehrer, denn sein Pinsel war bisher durchaus kein Freund der ernsten Muse. Es sieht fast aus als hätte ihm Jemand dies zum Vorwurf gemacht und ihn aufgefordert zu beweisen, daß die Lust an der Carricatur nicht das Verständniß für die Idealität zerstörte. Er hat einen überwältigenden Beweis dafür gegeben, daß ihm die Weihe der Kunst im höchsten Grade zutheil geworden ist. Eine heilige Familie von ihm übertrifft Alles, was ein moderner Künstler in unserm Jahrhundert geleistet hat. Auf dunklem Waldesgrund erhebt sich die Lichtgestalt einer Madonna, im Schooß das Christuskind, das von Engelschaaren umflattert wird, neugierig und bewundernd betrachten sie das Wunderkind, etwa wie Geschwister ein neugeborenes Brüderchen. Die Anmuth und Reinheit holdseligster Kindheit sind in diesen Engeln verkörpert. Die junge Mutter ist ein Bild voll Unschuld und Frieden; das Kind, welches ein Tröster für alles Erdenleid sein soll, weint aber irdische Thränen. Das ist die einzige ironische Anwandlung des Künstlers; er macht sie aber vollständig wieder gut durch die ehrwürdige Gestalt des heiligen Joseph, der inbrünstig betend im tiefen Schatten des Hintergrunds steht. Das Bild ist im Besitz der Kaiserin von Rußland und auf ihren Wunsch gemalt.

Ein interessantes historisches Bild, die letzten Augenblicke Heinrich's IV. von England, nach der Shakespeare-Tragödie Act IV Scene 4, hat Achim von Arnim-Bärwalde geliefert. Der junge Künstler stellt sich stets ernste Aufgaben und löst sie befriedigend. Er ist ein Enkelsohn von dem bekannten

Schriftsteller Achim von Arnim und von Bettina, nebenbei ein reicher Rittergutsbesitzer, die Kunst braucht also bei ihm nur nach Ruhm, nicht nach Brod zu gehen.

Ein Bild, schön und traurig wie ein lyrisches Gedicht, ist „Hero mit einer Lampe am Meeresstrand weilend, um den Geliebten zu erwarten", von W. Amberg; leider ist es schon verkauft. Die ätherische Gestalt in weißem Gewande würde ein treffliches Motiv zu einem lebenden Bilde sein, jede dunkelhaarige Schönheit könnte es darstellen.

Gustav Spangenberg hat sich in seinem allegorischen Bilde „Der Todeszug" ebenfalls als ein Dichter in Farben bewährt. Es ist eine schauerlich schöne Wiederholung der alten Todtentanzdarstellung. Ein endloser, unabsehbarer Zug folgt dem Tode, der in abschreckendster Gestalt als Skelett im Mönchsgewande vorauseilt und das Todtenglöckchen läutet; das blühende Leben, Kinder in Blumenkränzen, Bräute und Jünglinge im Waffenschmuck, lockt der Ton herbei, sie schließen sich dem Todeszuge an, der unaufhaltsam wächst. Der Freund Spangenberg's, der geniale Rudolph Henneberg, ihm verwandt im Schaffen durch seine „Jagd nach dem Glück", hätte eigentlich noch auf diesem tragischen Bild verewigt werden sollen, da er vor wenigen Wochen in Braunschweig im besten Mannesalter starb. Eine Cleopatra von Karl Hochhaus zeichnet sich durch originelle Auffassung aus, es weicht gänzlich von der traditionellen Darstellungsweise ab, ist aber naturwahr und ergreifend. Der Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem, von Gentz, ist ein farbenfrisches Bild voll dramatischen Lebens und Humors. Die ideale Gestalt des schönen Fürsten aus germanischem Stamme zwischen dem orientalischen Menschengewimmel ist wirklich von erheiternder Wirkung. Man merkt es, daß der Künstler persönlich zugegen war.

Adolf Mentzel hat ein Meisterstück gemalt, „Das Eisenwalzwerk"; der Kampf der Menschenarbeit mit dem wilden Element des Feuers zeugt von übermächtiger Kraft der Pinselführung. Diese gemalte Gluth sprüht förmlich Funken, solche Lichteffecte zu erzeugen vermochte sonst nur noch ein Hildebrand.

Der richtige Berliner ging direct von der Gemäldeausstellung zur Hundeausstellung, die erste, welche jemals hier stattfand. Auf einem Grundstück unweit der Alsenbrücke, dem Grafen Lehndorff gehörig, waren offene Hallen erbaut, in denen in Kisten und an Ketten die treuen Freunde der Menschen ein qualvolles Unterkommen gefunden hatten. Durch ein hundertstimmiges Gebell und Geheul kündigten sie sich schon von weitem an und das naßkalte Wetter jener Tage war den armen Thieren gewiß sehr nachtheilig, besonders da so viele feine Damenhündchen vorhanden waren. Aus Stuttgart, Dresden, Leipzig, Baden-Baden und Berlin waren die besten Racen gekommen; es kamen sehr hohe Preise für einzelne Exemplare vor, ein Leonberger kostete 1500 Mark, die Möpse, die Lieblingshunde der Rococozeit, die mit Aussterben drohten, waren sehr zahlreich vorhanden und wurden ebenfalls gut verkauft. Einträglicher aber ist die Zucht der Neufoundländer, es befassen sich sogar fürstliche Personen damit. Ein Prinz Solms und eine Fürstin von Neuwied haben eine vollständige Hundeerziehungsanstalt in ihren Residenzen errichtet und erzielen damit eine erkleckliche Einnahme. Auch unsere vornehme Herrenwelt fand viel Gefallen an diesem neuen Gegenstand einer noblen Passion.

Die Theater entfalten große Rührigkeit, doch sind Novitäten von Be-

deutung noch nicht angezeigt worden, nur das Residenztheater sucht Reclame zu machen mit einem Stück, das Paul Lindau aus dem französischen nur übersetzt hat. Ein anderes aus dem Englischen hat er ebenfalls ausgeboten. Es ist ein unbegreifliches testimonium paupertatis dieses sonst so fruchtbaren Autors, daß er nur übersetzt! Er könnte das füglich Denen überlassen, die nicht so viel Geist und Geld haben wie er.

In der Schriftstellerwelt Berlins hat der Tod bedeutende Lücken gerissen. Adolph Glasbrenner, der joviale Satyriker und graziöse Poet, ist unersetzlich. Er war in jeder Hinsicht ein liebenswürdiges Original; gutmüthig und wohlwollend trotz seines scharfen Witzes, wurde er allgemein geliebt. Wenn der freundliche Greis mit seinem Hündchen Piccolo, das kurz vor ihm starb, „seinem einzigen Erben", wie er es nannte, spazieren ging, nahm das Grüßen und Händedrücken von allen Seiten kein Ende. Seine Montagszeitung, von ihm vor einem Vierteljahrhundert begründet, soll in seinem Geiste fortgeführt werden. Seine Witwe, die einst gefeierte Schauspielerin Peroni, hat ihm bereits seit längerer Zeit bei seinen Arbeiten hülfreiche Hand geleistet, ebenso war der humorreiche Richard Schmidt schon lange sein talentvoller Mitredacteur. Adolph Stahr, der im Sommer schon als Kranker von Berlin Abschied nahm, ist nun ebenfalls auf Nimmerwiedersehen von uns geschieden. Er hatte noch kurz vor seinem Ende viel Anregung und Ehrenbezeugungen von dem kunstsinnigen Herzog von Meiningen empfangen und starb mitten in der Schaffenslust. Fanny Lewald, seine Witwe, wird hoffentlich bald die Kraft haben, uns seine Lebensgeschichte zu schreiben. Den literarischen Kreisen von Berlin war er durch längjährige Kränklichkeit schon fremd geworden, aber durch seine Feder wirkte er noch unabläßig. Auch der dramatische Schriftsteller Klein muß noch in unserer Todtenliste erwähnt werden, obwohl die meisten Bewohner Berlins erst durch seinen Tod erfuhren, daß er hier gelebt hatte. Ebenso ist es dem Novellisten Lua ergangen, der vorgestern hier begraben wurde. Die armen Poeten sterben wohl, aber sie sterben nicht aus, und es ist eine Schattenseite Berlins, daß es trotz seiner Ansprüche auf den Titel der Capitale der Intelligenz gar keine Anstalten macht, ihnen aus der Noth zu helfen. Was helfen die Schillerstiftungen und Vereine gegen dies sociale Elend! Das Traurigste dabei ist noch, daß die schlechte Literatur mehr Geld einbringt als die gute, Colporteure werden reich! Wer löst die Oedipusaufgabe, dem Autor Schutz und dem Leser ein gutes Buch zu verschaffen? Eine große deutsche Volksbibliothek zu gründen, das wäre die richtige That. H. v. N

Wien.

Die letztvergangenen Wochen gehörten ausschließlich den Siebzigern, denn drei Persönlichkeiten waren es, die in jenem Alter, das die Bibel schon als eine äußere Grenze des menschlichen Daseins bezeichnet, alle Kreise unseres socialen, literarischen und theatralischen Lebens in Bewegung setzten und auch ein wenig jene Kreise afficirten, die bei allen öffentlichen Anlässen so gern und so leidenschaftlich mit ihrer Persönlichkeit in den Vordergrund traten. Die „starke" Siebzigerin Mama Haizinger trat von ihrem langjährigen und so ruhmreichen Wirken am Hofburgtheater zurück; der Siebzige

Anastasius Grün, dem man vor kaum einem halben Jahre den Lorbeer der Huldigung zu Füßen legte, sank in's Grab, und der Siebziger Heinrich Laube endlich feierte seinen Geburtstag, dem Voß, wie aus jeder Anthologie zu entnehmen, ein so prächtiges Idyll gewidmet. Wien hat sich also sehr pietätvoll gegen das wirkliche Verdienst und das hohe Alter benommen; es hat sein Thränenopfer ebenso gerührt am Grabe des edelmännischen und doch freiheitlichen politischen Dichters dargebracht, wie es ein paar Tage darauf das Champagnerglas zu Ehren des politischen Dramaturgen leerte. Die Vielseitigkeit der Empfindung ist also an der Donau wieder einmal in kräftigster Art documentirt worden, jedoch die Allseitigkeit ist nachträglich ziemlich stark reclamirt worden. So fand man es, um die Sache mit Glacéhandschuhen anzufassen, recht auffallend, daß sowohl der allerhöchste Hof während der schweren Krankheit Grün's, als bei dessen Leichenbegängnisse in absoluter Reserve blieb, und so fand man es eigenthümlich, daß das k. k. Hofburgtheater als solches dem Jubelfeste Dr. Heinrich Laube's, seines langjährigen Führers, fern blieb, und daß auch der oberste Chef des k. k. Hoftheaters, der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe, dieses Jubiläum gänzlich ignorirte. Für die negative Demonstration der Hofbühne nun und ihrer oberen und obersten Führer sucht und findet man allerdings den Grund darin, daß Heinrich Laube, kaum daß er „sein" Burgtheater verlassen, gegen dasselbe in vollster Oeffentlichkeit feindselig aufgetreten sei. Und bei aller Objectivität in der Jubiläumsfrage und bei aller Verehrung für den jetzigen Director des Stadttheaters kann es doch kühn ausgesprochen werden, daß der einstige Director des Burgtheaters besser daran gethan hätte, den Verfall und Untergang dieser Bühne nicht so rasch, nicht so unmittelbar nach seinem Rücktritte zu proclamiren. Bei so lebhaften und energischen Naturen, wie die Heinrich Laube's, ist die Leidenschaftlichkeit ein begründeter und vielleicht auch etwas berechtigter Motor, allein neben der Hitze des Temperaments giebt es auch eine Devise, die da lautet: Noblesse oblige! . . .*) Da ist Herr Jauner, der Director des Karltheaters, dem bekanntlich zur linken Hand auch die Hofoper angetraut ist, aus ganz anderm Holz geschnitzt; er will nicht nur einen höfischen Dienst einnehmen, sondern auch höfische Allüren entwickeln (allerdings nicht seinem doppelseitigen Personale gegenüber, für das er keine sehr sanfte Behandlung hat), und erst bei den Manövern in Feldsberg erfuhr die Welt, welchen Platz ein Bühnenleiter einnehmen kann, wenn er's nur richtig, d. h. klug und weise, anstellt. Die Telegramme verkündeten nämlich damals — es war noch im Monat September — daß Herr Jauner in der Suite des Kaisers Franz Josef geritten sei. Nun ist man gewohnt, in den friedlichen Kriegsspielen, Manöver genannt, fremden Generälen und hohen Militärattachés die Ehre anzuthun, sie in's Gefolge der Majestät aufzunehmen, einen General der Bühne hat man noch niemals inmitten der wallenden Federbüsche und funkelnden Helme gesehen, selbst wenn dieser Bühnengeneral, wie es bei unserm Herrn Jauner thatsächlich der Fall ist, zwei Armeecorps befehligt. Es hat aber jener Ritt in Kaisers Gefolge auch sein Nachspiel, vor welchem jedoch derzeit noch die undurch-

---

*) Und eben deshalb, meinen wir, hätte auch die Burgtheaterleitung ihren Groll vergessen sollen. Die wahre Noblesse vergißt über der Idee künstlerischer Gemeinsamkeit die kleinen Empfindlichkeiten gern an pietätvollen Tagen.

Die Red.

dringliche Curtine hängt. In Hofkreisen nämlich soll man sehr entrüstet darüber sein, daß der Ritt durch den Telegraphen in alle Welt geschleudert wurde, und diese Entrüstung — ich spreche hier noch immer mit der Zunge der neidischen Fama — sei um so größer, als man Herrn Jauner, den berittenen Gelegenheitsgeneral, für den Urheber oder wenigstens Inspirator jener verblüffenden Reiterdepeschen hält. Den Entrüstungsgeschichten fügt man noch die Perspective auf ein nahendes Unwetter hinzu und es giebt Leute, die sogar das Rollen des nahenden Donners schon vernehmen und sehen, wie sich der Gegenstand des himmlischen und höfischen Zornes vor des Wetters Ungemach und seinen Schrecknissen zu flüchten und zu retten sucht.

Unbeirrt von allen diesen und ähnlichen Velleitäten ist Director Jauner mit kühnem Muthe in die Saison hineingeritten und hat zwei Novitäten gebracht: am 20. September „Die Folkunger" und am 4. October, zum Namensfest des Kaisers, das traditionell mit einer Opernnovität gefeiert wird, „Das goldene Kreuz". Sowohl die eine als die andere dieser zwei Opern sind auf anderen deutschen Bühnen schon gegeben worden und namentlich die letztere, von Berlin aus ungewöhnlich stark poussirt, wußte sich in der Gunst jenes deutschen Publicums festzusetzen, das es noch mit der ältern, geschlossenen Form der Compositionsweise hält. Edmund Kretschmer's Werk vermochte es bei uns nicht weiter, als bis zu einem Achtungserfolg zu bringen und von einer Zukunft für das Repertoire, wie sich's Librettist, Componist und Direction schmeichelten, kann keine Rede sein. Man hat hier durchaus nicht die große Geschicklichkeit übersehen, mit welcher Herr Kretschmer Scenen aufzubauen und Steigerungen packender Natur hervorzubringen weiß, man hat auch die einzelnen Nummern der Partitur, die einen gewissen Anspruch auf Originalität erheben dürfen, so der Brauttanz von Falun und den stimmungsvollen F-dur-Satz „Sprich, bist Du Erik's Sohn?" mit dem gebührenden Beifall gelohnt, ja man erwies dem Dresdener Gaste so viele Ehre, daß er offenbar selber darob überrascht war, man rief ihn bei den Premièren nach jedem Acte mindestens drei oder vier Mal an die Rampe, allein im letzten Acte — der vierte und fünfte Act war bei uns in einen einzigen zusammengezogen worden — fühlte sich das Haus in bedenklicher Weise abgespannt und ermüdet und der zweite Abend schon spielte vor stark gelichteten Bänken. Der vorwiegend compilatorische Geist, der in dem Werke herrscht, wurde von unseren musikalischen Gourmands nicht acceptirt und so ist für die Regie eine ernstlichst genährte Hoffnung zu Grabe gegangen, die Hoffnung nämlich, als habe sie in den Folkungern eine das Repertoire bereichernde Oper gefunden.

Wenn nun die k. k. Hofoper ihren künstlerischen Feldzug mit einem succès d'estime eröffnet hat, mußte sich das k. k. Hofburgtheater mit seinen ersten Novitäten ein — fiasco d'estime gefallen lassen. Unbegreiflicherweise verirrte sich Baron Dingelstedt zur Annahme des zweiactigen Lustspiels „Die beste Reise" von A. Mels (Aaron Kohn) — den Inhalt dieses soi disant Lustspiels bildet das eigenthümliche Verhältniß Jonathan Swift's zu den Frauen Steele und Vanessa — und bereitete dadurch seinem kunsterfahrenen und kunstgebildeten Publicum eine arge Enttäuschung. Die Enttäuschung bezog sich nicht auf das Lustspiel, sondern auf den Scharfblick der Regie. Der Einacter „Die Philosophie des Unbewußten" von Oscar Blumenthal trug in seinen zu Tode gehetzten Kalauern auch nicht zur Reinigung

des Abends bei, und vermochte nicht die Schlappe vergessen zu machen. Es ist zwar durch die Erfahrung bestätigt, daß jede erste Herbstnovität des Burgtheaters durchfällt und die Direction des grauen Hauses am Michaelerplatze ist auf solche kleine Unglücksfälle, die periodisch wiederkehren, gefaßt; allein auf die Empirik hin zu sündigen, ist denn doch etwas gewagt. Da hat das Stadttheater einen sicherern Weg eingeschlagen; es ist zum alten Racine gegangen, hat sich vor der ehrwürdigen Perrücke ehrfurchtsvoll verneigt und hat sich auf eine Reihe von Abenden die „Athalia" ausgeliehen, um diese biblische Tragödie mit der Musik von Mendelssohn zuerst als Abend-, dann als volksthümliche und im Preise stark reducirte Nachmittagsvorstellung auszunutzen. Nach der jüdischen Königin kam ein Aschenbrödel und zwar ein französisches an die Reihe. Man nahm „Cendrillon" von Theodor Barrière und gab das im modern französischen Salongeschmack präparirte Aschenbrödel sonderbarerweise unter dem Titel „Cendrillon", was aber zum Erfolge der Novität nur sehr wenig beigetragen zu haben scheint. Das Stück trug nur einen Viertelserfolg davon. Dicht hinter dem Vorhange stehen und warten wir, bis sie erscheinen dürfen: „L'Etrangère" von Dumas Sohn; da werden wieder die Toiletten eine hervorragende Rolle spielen, und eine „Sulamith", aus der Feder eines bisher noch unbekannten Wiener Dichters (Kaim), mit dem ganzen Hofstaat und der ganzen Pracht der Tage Salomonis des Weisen. Den Vorwurf der Indolenz oder mangelnden Rührigkeit kann man den Wiener Theatern gewiß nicht machen; ja, es macht den Eindruck, als thäten sich unsere Bühnen mit größerer Lebhaftigkeit um denn je, und der Grund für diese Erscheinung liegt auf der Oberfläche. Das Publicum ist in dem Maße, als ihm das Geld immer weniger wurde, an sichtendem, man möchte sagen an kritischem Geiste gewachsen. Es ging früher auch zu dem fadesten, nichtssagendsten Zeug, weil überhaupt der Abend todtgeschlagen sein mußte. Heute heißt es zurückhalten und eine Gelegenheit abwarten, die reelle Unterhaltung, Zerstreuung, vielleicht auch — Belehrung garantirt und diese Oekonomie und kritische Sondirung dictirt wiederum der Bühnenconcurrenz die sorgfältigste Wachsamkeit. Und so ist denn auch die „Komische Oper" wieder auf dem Schauplatz, um, wenn auch nicht das Jahrhundert, so doch die Saison in die Schranken zu rufen. Dieser Musentempel am verkrachten Börsenviertel (Schottenring) wird schon lange nicht mehr ernst genommen und er mag jetzt bieten, was er wolle, seine Leistungen werden nicht de vigueur behandelt. Das ist auch kein Wunder von einem Hause, an dessen Mauern sich bereits fünf Directoren die Köpfe blutig gerannt haben. Am 16. Januar 1874 öffneten sich zum ersten Male die Thore zu dem im prunkhaften Parvenustil gebauten und ausgestatteten Theater und gegenwärtig ist es der sechste Unglückliche, der es noch einmal versucht. Ursprünglich zur Pflege der lyrischen und komischen Oper gedacht und gegründet, ist der Tempel seiner Aufgabe zum großen Theile entfremdet worden, indem man darin alles Mögliche und Unmögliche zur Darstellung bringt: die Localposse, die Farce, das kleine Lustspiel und das Sensations- und das Liederstück. Hirsch VI., oder richtiger Hirsch, der sechste der Directoren, hat seine Regentschaft mit einer Localposse „Der letzte Wiener" begonnen und darauf — — — die „Martha" folgen lassen, und da als nächste „Novität" der Zampa in Aussicht genommen ist, erkennt man sofort, daß die Komische Oper auf dem richtigen Wege ist, dringenden Kunstbedürfnissen abzuhelfen. Martha und Zampa — das ist für Wien und im Jahre 1876

ein Programm, ein vielverheißendes Programm. Wie lange wird es dauern und es tritt abermals ein Interregnum ein und die Verwaltungsräthe des unglücklichen Hauses fahren sich von neuem in die Haare und es findet sich von neuem ein Muthiger, der steigt als Siebenter auf den Thron und geht als Siebenter zu Grunde.

Der finanzielle Lawinensturz des Jahres 1873 hat Wien durchaus nicht zu einer armen Stadt gemacht, wie Viele, denen vielleicht die süddeutsche Metropole ein steinerner Dorn im Auge ist, selber glauben und Andere glauben machen möchten. Allein an weltstädtischem Leben, an Großartigkeit und Glanz hat die ewig aufgeregte Kaiserstadt an der Donau, hat das schon so oft verlästerte Capua der Geister viel verloren und es bedarf wohl noch manchen Jahres fleißiger und unausgesetzter Capitalsansammlung, bis man wieder Lust und Muth hat, das Angesammelte an kühne Speculationen zu setzen oder in Equipagen, Schmuck und Roben anzulegen oder endlich dem Garçon der „chambres separées" zuzuzählen. Wovon Wien im gegenwärtigen Augenblick gänzlich entblößt ist, das ist die „jeunesse dorée", jene Coterie junger (oder jung sein wollender) Männer, denen äußerer Lebensgenuß ein Studium ist, die dem Coulissenleben ein pikantes Gepräge, einen interessanten Hintergrund verleihen und die den Journalen alltäglich ihre Portion prickelnder Salon- und Gardinengeschichten liefern. Wo sind sie hingekommen, die Dandys mit den spärlichen Haupthaaren, mit den Camelien im Knopfloch, mit dem nachlässigen Gange, dem näselnden Ton und den Sperrsitzen in der ersten Reihe? Wohin sind sie entschwunden, die kühnen Spieler auf dem Turf und am grünen Tisch, die zähen Anhänger und Vertheidiger des Ballets, die Pächter der separirten Zimmer? Wohin? wohin? Die Einen sind in Paris, um dort mit den Trümmern der einstigen Habe das frühere Leben fortzusetzen und am „Place de la bourse" das Glück zu corrigiren; die Anderen sind nach London oder Newyork und fühlen sich dort sicherer als in der Heimat; die Dritten schleichen in fadenscheiniger Eleganz in den Straßen herum und haben für den Fiaker, der ihnen am „Graben" oder auf der Ringstraße unterwürfig zuruft: „Fahr'n mer Euer Gnaden?" keine Antwort oder nur ein bitteres Lächeln. Diese flaniren so lange in Wien herum, bis für sie von neuem der Weizen blüht und huldigen dem Lehrsatze: Bleibe im Lande und nähre Dich im Müßiggange. Der Fiaker ist der Erste, der seine liebgewordenen Gäste schmerzlich vermißt, denn das waren Leute, die lebten und leben ließen und von denen er sich gern dutzen ließ, es setzte ja jar manches „Flörl" (Gulden) ab und im Hand-, vielmehr Wagenumdrehen verdiente der kecke Kutscher täglich seine 20 bis 25 Gulden. Die „jeunesse dorée" ist gewissermaßen der Sauerteig der feinen Gesellschaft, das Ferment, das die laute und geflüsterte Conversation in Gährung bringt und dem wechselseitigen Verkehr alle die zur Medisance nöthigen Elemente mitbringt, und da nun diese jeunesse dorée für eine gewisse Zeit ausgeflogen ist — vielleicht für immer — so sind, das bemerkte man schon im vergangenen Winter, die Salons einer gewissen Monotonie und Interesselosigkeit anheimgefallen und wer mag es wissen, wenn sich die deroutirten Zustände wieder bessern!

Die hohe Aristokratie hat ihre Winterquartiere noch nicht bezogen; diese pflegt in den Winter hinein, bis zu den Weihnachten auf ihren Schlössern in Ungarn, Böhmen und Mähren zu verbleiben und dort die Vergnügen

der Jagd abzuwarten und erst gegen das Neujahr hin pflegen sich die Paläste der oberen Zehntausend wieder zu bevölkern.

Wenn ich nun aber einen gewissen Stillstand in der Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens, eine gewisse Lethargie des Salons constatirt habe, so muß es doch als ein merkwürdiges Zeichen aufgefaßt werden, daß in architektonischer Beziehung die Stadt Wien in allen ihren Gebieten oder vielmehr Bezirken, um mich localamtlich auszudrücken, tagtäglich Erweiterungen und Verschönerungen erheblichster Art erfährt. Die vielen Baugesellschaften, die in den Concessionsjahren entstanden sind und die noch zu viel haben, um zu liquidiren, müssen sich eben à tout prix Beschäftigung suchen, und so wird immer darauflos gebaut und von einer Jahreszeit zur andern steigen neue Paläste und Zinsburgen aus der Erde empor und selbst der Wiener, der sich auf ein paar Monate nur absentirt hat, ist bei seiner Rückkehr erstaunt und verblüfft, denn während er im Salzkammergut, in Tirol oder in der Schweiz ein paar Seen befahren, sind in seiner Straße, dicht vor seiner Nase wieder etliche neue und imposante Bauten aufgeschossen. In der Kärnthnerstraße ist es jetzt ein Haus, dessen unterer Theil — Erdgeschoß und Beletage — ganz aus Eisen construirt ist und das sich mit seinem erzenen Säulenwerk nicht gerade stilvoll, so doch imposant darstellt. Am Graben, am Stefansplatz, am Hof, am Kohlmarkt, in der Rothethurmstraße, kurz, wohin das Auge blickt, sind Säulenhallen und Bazars und luxuriöse Cafés entstanden und man fragt sich zuweilen nur, woher die Leute kommen sollen, um die gigantesken Zinspaläste zu füllen, um in den vielen Bazars zu kaufen und in den zahllosen prächtigen Cafés Mocca zu trinken. Und da ich gerade beim Capitel Kaffeehaus bin, sei noch in aller Kürze eines Etablissements gedacht, das den modernen Verschönerungstendenzen zum Opfer fällt, ein Etablissement, das ein Stück Alt-Wien bedeutet, das in dem jüngsten ereignißreichen Menschenalter den Mittelpunkt alles wienerischen Lebens bildete. Ich meine das Café Daum am Kohlmarkt. Bis in die Mitte der sechziger Jahre war „der Daum" das Officierscafé par excellence, aber auch alle hohen Staatsbeamten pflegten sich hier Rendezvous zu geben und der von seinem Machtbewußtsein erfüllte Bureauzopf hatte mit dem von Siegen strahlenden Oberst oder General am Marmortischchen ein ewiges Bündniß geschlossen. Nachdem die Officiere ihr eigenes Casino erhalten hatten, zogen sie vom Kohlmarkt weg und die früher von klirrenden Säbeln occupirten Lager wurden von den Mächtigen der Börse besetzt und wo sonst ernste Kriegspläne im Conversationston ausgedacht — wurde jetzt in Vierteln und Achteln gemacht . . . Und nun wird auch dieses alte Haus zu Schutt und Trümmern werden und das andere „alte Haus", der bisherige Besitzer, geht gebeugt einher und macht ein so bekümmertes Gesicht, als könne er den Untergang seiner Schöpfung nicht erleben. Armer Daum!

Figaro.

Randglossen zur Zeitgeschichte.

Die Idee, den Gebrüdern Humboldt in Berlin vor der Universität ein Denkmal zu setzen, nähert sich ihrer Verwirklichung. Das für diesen Zweck seit 1869 thätige Comité hat bis jetzt 100,000 Mark zusammengebracht und die kaiserliche Erlaubniß erwirkt, die Statuen unter folgenden Normen aufzustellen: 1) die Statuen der Gebrüder von Humboldt sind mit den benachbarten Statuen der Generäle Bülow und Scharnhorst der Größe nach in Harmonie zu halten, dürfen weder letztere überragen, noch vor das Gitter der Universität vortreten; 2) der Platz, links vom königlichen Palais aus gesehen, soll für die Statue Wilhelm's und der Platz rechts für die Alexander's v. Humboldt gewählt werden. Die Statue Wilhelm's soll übrigens aus Staatsmitteln, deren Bewilligung man erhofft, erfolgen und der Kaiser hat die Genehmigung der für die Statuen anzufertigenden Entwürfe sich vorbehalten. Bereits haben sich zur Theilnahme an der Concurrenz für die Ausführung des Nationaldenkmals bereit erklärt: die Herren Professor Bernhard Afinger, Professor Reinhold Begas, Erdmann Enke, F. Schaper, Professor Albert Wolff.

Daß die großen, der Mark entsprossenen Dioskuren der Wissenschaft endlich ihr Denkmal erhalten, freut uns herzlich. Wäre es aber nicht dem Genius der beiden Brüder entsprechender und künstlerisch einheitlicher und inniger, die beiden Brüder in einer Gruppe auf einem Piedestal wie Rietschel's Schiller und Goethe, plastisch darzustellen?

Der verbesserte Uriel Acosta. Man schreibt der Neuen Freien Presse aus Hamburg: Vor einigen Tagen ging am hiesigen Stadttheater Gutzkow's „Uriel Acosta" in neuer Besetzung in Scene. Herr Barnay zählt bekanntlich den Uriel zu seinen besten Leistungen, nach jeder Richtung hin sucht er den ziemlich allgemein und phrasenhaft gehaltenen Charakter zu vertiefen und in eine Sphäre zu erheben, bis zu welcher hinaufzubringen die Kraft des Dichters nicht ausreichen wollte. Daß dadurch manchmal ein Zwiespalt zwischen Dichtung und Darstellung entsteht, darf nicht geleugnet werden, aber die Absicht des Schauspielers ist gewiß zu loben, sie dient sogar dazu, uns das Stück von neuem interessant und angenehm zu machen.

Also Uriel Acosta, das vertiefteste und gedankenschwerste deutsche Drama nach Schiller und Goethe phrasenhaft! Wir hoffen von dem Verstand und Geschmack des Herrn Barnay, daß er dieser plumpen Reclame fern steht. Daß Jemand alles Ernstes behauptet, Herr Barnay — allerdings ein trefflicher und denkender Künstler — habe Uriel Acosta von neuem interessant und annehmbar gemacht, diese Behauptung kann nur einer ausschweifenden Reporterphantasie entsprungen sein.

Kleine Salonplaudereien.

Der Todestag von Felix Mendelssohn-Bartholdy kehrt am 4. November zum neunundzwanzigsten Mal wieder. An eine der populärsten Compositionen Mendelssohn's das Feuchtersleben'sche Lied anknüpfend, bringen wir die Eingangsstrophe desselben, von Künstlerhand sinnig und ergreifend illustrirt, als einen Nachklang an das „Scheiden" des großen Tondichters, der an edlem Maß und Fülle der Harmonie und Melodie von keinem Componisten nach ihm erreicht worden ist. Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, daß das Lied gerade vor 50 Jahren gedichtet ward.

Theaterrapport. Folgende Novitäten haben gefallen: Die Irrfahrten des Odysseus (Ausstattungsstück des Berliner Victoriatheaters). Drei Monat nach dato von Jacobson und Moser (Wallnertheater). In Bayreuth von H. Hirschel (Dresdener Residenztheater). Die Schlange von Otto Roquette (Weimar). Der große Wurf von Rosen (Wiener Stadttheater). Vindobona von O. F. Berg (Karltheater). — Folgende Novitäten sind gefallen: Die beste Reise von A. Mels (Hofburgtheater). Cendrillon von Th. Barrière (Wiener Stadttheater). Nordische Heerfahrt von Ibsen (Dresdener Hoftheater). Die hohe Schule von Moser und Rosen (Wallnertheater).

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Herbſt- und Winterhüte.

Da zur completen Toilette ganz beſonders eine gewählte Kopfbedeckung gehört, ſo ſoll es heute mit unſere Aufgabe ſein, eine Auswahl neueſter Hüte bildlich vorzuführen und zur Unterſtützung der Selbſtanfertigung näher zu be-

Nr. 1. Hut von geſtreiftem Sammetatlas.

ſchreiben. Die Saiſon iſt überaus reich an Modells der geſchmackvollſten Art Unſere Illuſtrationen verbinden mit der Neuheit der Modelle noch den Vorzug, daß gleichzeitig angegeben iſt, welche Haartour dieſe oder jene Façon am vortheilhafteſten zur Geltung bringt.

Hier seien nun zunächst Nr. 1—3 beschrieben. Ueber die anderen Modelle, deren Abbildung auf Seite 254 und 255 zu finden ist, bitten wir die Beschreibung Nr. 24 und 25 nachzulesen.

Nr. 1. Hut von hellmaronfarbenem gestreiften Sammetatlas mit etwas geschweiftem Rand, welcher unten mit maronfarbenem Sammetatlas gefüttert und mit gleichfarbiger Faille und Apfelblüthen garnirt ist. Der übrige Ausputz besteht aus einem von nüancirten maronfarbenen Federn gebildeten Flügel und hinten herabhängenden Bändern von Sammetatlas

Nr 2. Hut Eva aus Filz in Farbe mit der übrigen Toilette harmonirend zu wählen. Die Garnirung bilden Umwindungen und Schleifen von Faille sowie

Nr. 2. Hut Eva aus Filz.

Federn, wie die Illustration zeigt und zwar alle diese Zuthaten von möglichst gleicher Farbe, in welcher auch ein Fallerölleben als Einfassung zu wählen ist.

Nr 3. Hut à la Rinen in spitzer Form aus eisengrauem Filz mit silbergrau auf eisengrau damascirtem Band garnirt; hinten sind zwei glatte Federn und ein Phantasieflügel aufgesteckt, vorn unter dem Schirme ist ein Diadem von schwarzem Sammet anzubringen.

Nr. 4 Spitzenfischü.

Zum Grunde wird ein geeignetes Stück schwarzer oder crèmefarbener Tüll gewählt, der ringsum mit Spitzen zu besetzen ist. Bei Selbstanfertigung dieses ebenso einfachen als eleganten Schmucks braucht man nur der Abbildung zu folgen, auf

welcher ersichtlich, wie das Fischu ungleich gebrochen und dann auf der Mitte des Rückens in drei Falten gelegt ist, welche mittels einer Schleife mit oder ohne Enden zusammengehalten werden.

Nr. 5. Notizenbehälter für das Bureau.

Dieses kleine hübsche Bureaumöbel hat 29 Cent Höhe und 33 Cent. Breite. Das Neue daran besteht in der Zusammenstellung von schwarzem und goldbronzirtem Bambus, wodurch ein hübscher Effect erzielt wird. Die beiden breiten Seiten sind mit einem maisfarbenen Panamarepsstreifen garnirt, auf welchem eine Application von rothem Tuch angebracht ist, deren Contouren mit Cordonetseide besteppt sind;

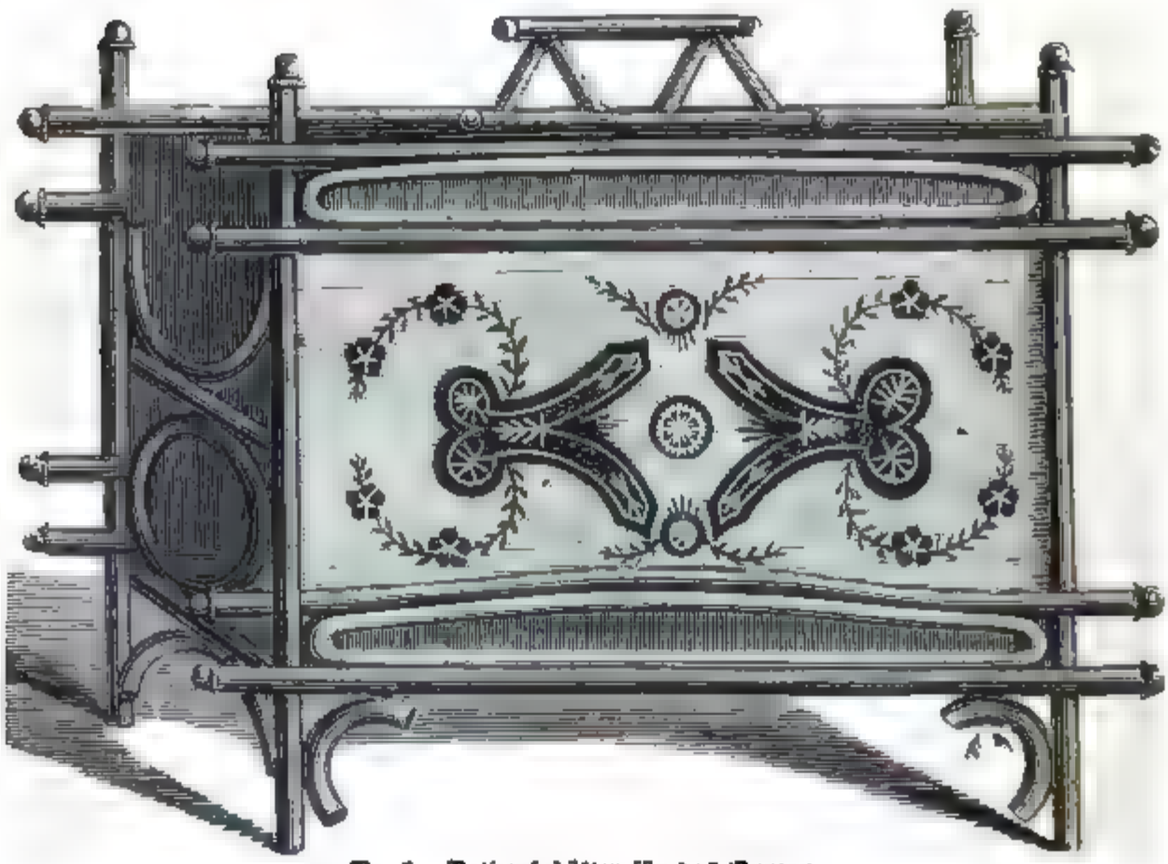
Nr. 3. Hut à la Rinon

die Steppstiche sind in schwarzer Seide ausgeführt (Die Hälfte des Dessins, welche in natürlicher Größe dargestellt ist, folgt im nächsten Heft). Die Verzierungen auf dem Tuche sind im Lanzettstich von Seide in zwei Nüancen blau, für die Strahlen in den Rundungen und weiß und grün für das Uebrige; das Dessin auf dem Deckel ist in grüner und gelber Seide mit braunen Stielen. Die beiden schmalen Seiten sind in ähnlicher Weise in verkleinertem Maßstabe ausgeführt, jedoch kann auf einer derselben ein Namenszug eingestickt werden. Nach Belieben und Geschmack läßt sich auch statt der Tuchapplication eine erhabene Blumenstickerei auf brasilianischem Canevas anbringen. Das fertige Dessin ist auf geeigneten Carton zu heften, dessen innere Fläche mit gestepptem oder gefälteltem Atlas gefüttert wird. Die Dessinblätter werden an den Eckstäben des Gestells mit großen Stichen befestigt, welche unter Taffetschleifen mit vier Schluppen versteckt werden.

Nr. 6 und 7. Damentoilette und Prinzeßrobe für ein kleines Mädchen von 2 bis 3 Jahren.

Nr. 6. Rock von schwarzer Faille garnirt mit einem Plissé, das von drei, ein graziöses Bouillonné umgebenden Rüschen übersetzt ist. Große Polonaise von mo-

Nr. 4. Spitzenfischü



Nr. 5. Notizenbehälter für das Bureau.

dernem Wollenstoff, auf der Rückseite geknüpft und drapirt. Neue, aus einer schönen Gitterfranse zusammengesetzte Garnitur, über welche ein breiter, in Hochstich gestickter Streifen in lebhaften Farben gesetzt ist. Die gleiche Garnitur umgiebt den Halsausschnitt und den Aermel. —

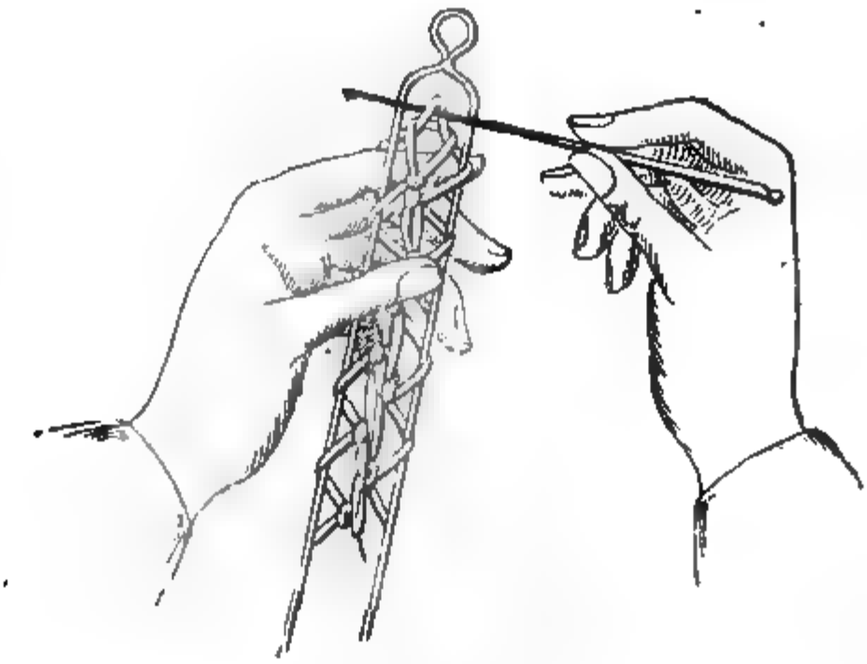
Nr. 7. Die kleine Prinzeßrobe hat auf der Rückseite eine dicke Watteaufalte und ist mit schwarzer und dunkelblauer Soutache verziert. Ein Marinekragen und Taschen mit englischer Stickerei vervollständigen dieses kleidsame bequeme Kleidchen.

Nr. 8 bis 11. Anweiſung zum Häkeln von Gabelbörtchen.

In Betracht, daß bei Anfertigung von Spitzen, Einſätzen und Rundtheilen die

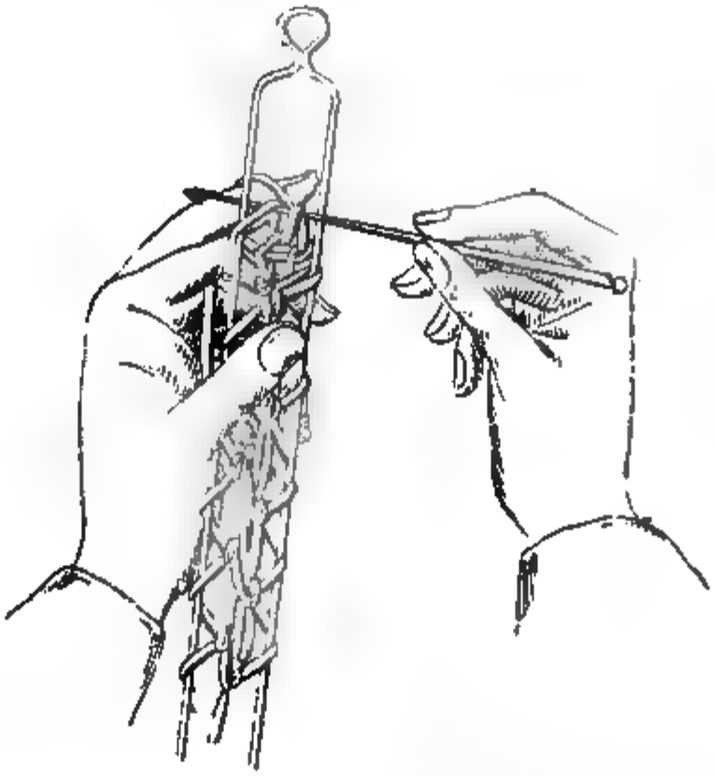
Nr. 6 und 7. Damentoilette und Prinzeßrobe für ein kleines Mädchen von 2 bis 3 Jahren.

Gabelbörtchen eine wesentliche Rolle spielen, dürfte es mancher unserer jungen Leserinnen nicht unerwünscht sein, über die Einzelheiten des Verfahrens bei diesen Arbeiten etwas Näheres kennen zu lernen.



Nr. 8. Gabelbörtchen.

Obwohl das Häkeln von Gabelbörtchen über eine einfache Haarnadel geschehen kann, so ist es doch vorzuziehen, sich eines für diesen Zweck von den Gürtlern eigens fabrizirten Instrumentes, dessen Form aus den bezüglichen Abbildungen zu ersehen



Nr. 9. Gabelbörtchen

und zu geringem Preis zu haben ist, zu bedienen, indem das zu verwendende Garn je nach seiner Stärke auch verschiedene Stärken der Gabel verlangt.

Nr. 8. Die Gabel wird mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand er-

Nr. 10. Gabelbörtchen.

Nr. 11. Gabelbörtchen.

Nr. 12. Roſette aus Gabelbörtchen

faßt und jedesmal, nachdem der Faden um die Schenkel der Gabel geschlungen, wird letztere von links nach rechts gedreht. Hierauf wird in der Mitte eine Schlinge ge-

Nr. 14. Elegantes Ueberkleid.

von dem linken Schenkel ausgehenden querlaufenden Faden geführt wird. (S. Fig. 9.) Der Faden ist alsdann durch die beiden Ringel zu ziehen, so daß sich

Nr. 9. Die Gabel wird nun gedreht, die erſte Maſche auf dem linken Schenkel iſt zu einer Schlinge geformt, durch welche die Nadel von unten nach dem untern

Nr. 13. Jacket für die Stadt.

häkelt, indem der untere Faden um den obern gezogen wird, ſo daß ſich ein Ringelchen bildet, wie dies in Nr. 8 an den ſchon fertigen Reihen erſichtlich.

zwei Schlingen auf der Nadel befinden (Nr. 10), welche durch eine Maſche mit einander verbunden werden. Hier iſt man wieder an dieſelbe Stelle gekommen, wie ſie der Anfang in Nr. 8 zeigt. Die Gabel wird von neuem gedreht und fortgefahren wie bei Nr. 9 beſchrieben.

Den in dieſer Weiſe erhaltenen Einſatz führt Nr. 11 vor, welcher, um z. B. die Roſette Nr. 12 zu bilden, rund gelegt, mit anderen dergleichen Einſätzen verbunden wird, was mittels Kettchenſtichen in die äußerſten Ringel der anſtoßenden Einſätze bewirkt wird. In dem hier gegebenen Fall muß die Nadel ziemlich breit ſein, um ſo lange Schlingen zu erhalten, wie der unter Nr. 12 gegebene Stern zeigt. Ueberdies kann auch im Fortgange der Arbeit die Mitte matter gehalten werden,

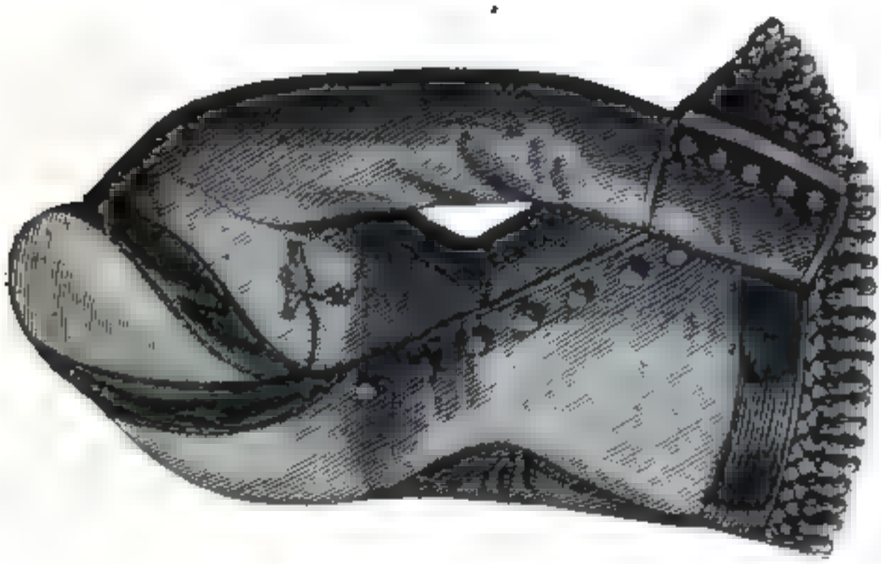
Nr. 15. Cürraßtaille für Dinertoilette.

wenn man vor dem Drehen der Gabel zwei Häkelſtiche in jeden Stich macht. Dies mag beim Leſen etwas unklar erſcheinen doch wird es wohl jeder Häkelnin leicht verſtändlich ſein.

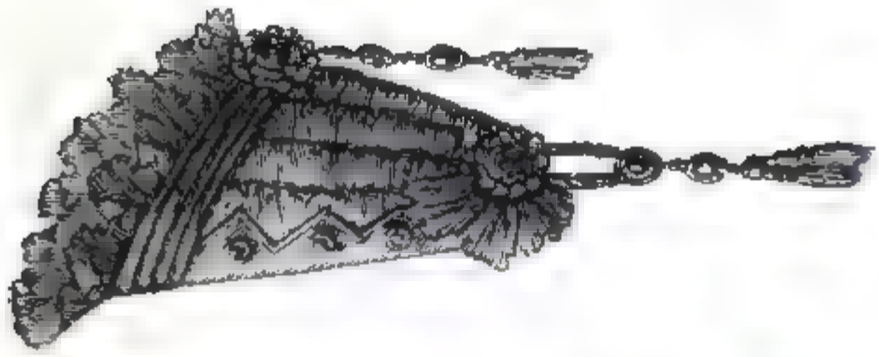
Nr. 12. Roſette aus Gabelbörtchen.

Hat man eine hinreichende Menge Gabelbörtchen für die zwölf Motive der Mitte und die zwanzig der zweiten Reihe fertig, ſo wird zuerſt der Ringel für die Mitte gearbeitet, welche, wie oben bemerkt, aus zwölf Motiven zuſammengeſetzt iſt. Eine genügende Anzahl Fäden wird nun durcheinandergekreuzt und, nachdem einer nach dem andern aufgenommen, wird eine Art Feſtonſtich ausgeführt, welcher ſie zuſammenhält, ſo daß ſie eine Art Schnur bilden. Nach außen werden die Fäden

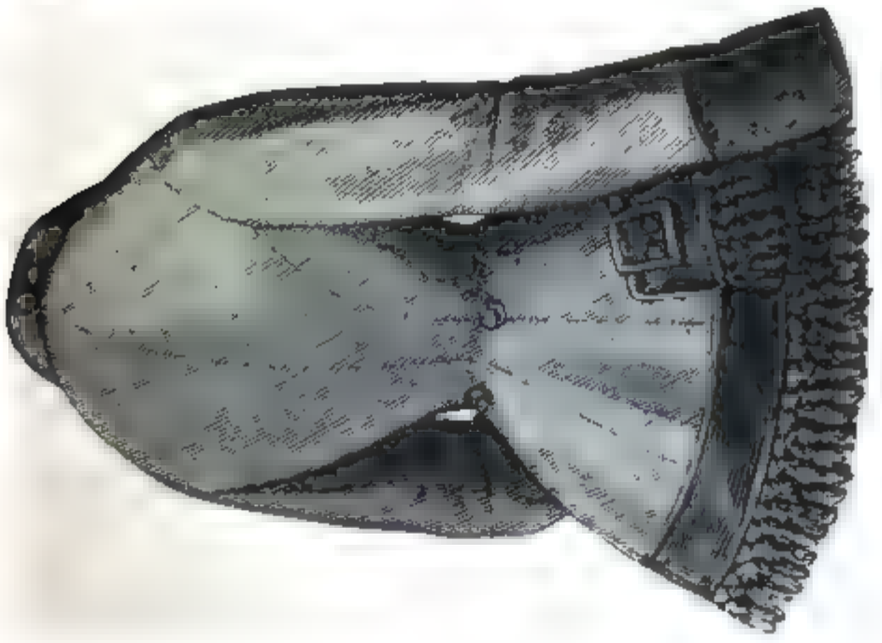
gekreuzt und zu gleicher Zeit zu Gruppen von je ſechs Fäden vereinigt, welche zuſammengeflochten werden. Zwiſchen jeden von ihnen ſind ſechs oder ſieben Kettenſtiche oder Luftmaſchen zu häkeln. In dieſer Weiſe werden wieder zwei Reihen voll



Nr. 17. Panzer-Jacket. (Vorderſeite.)



Nr. 18. Gretchentaſche.



Nr. 16 Panzer-Jacket. (Rückſeite.)

gehäkelt und an der zweiten Reihe der Fuß des zweiten Kreiſes gerade ſo genommen, wie vorher der Kopf des erſten Kreiſes. Nach außen werden die Schlingen gruppenweiſe durch eine Kettchenreihe vereinigt, welche beim Zurückgehen zu beiden Seiten feſtonnirt werden.

Nr 19. Hemd von weißem Flanell.

Nr. 21. Fichu für das Diner.

Nr. 20. Jacke ohne Aermel.

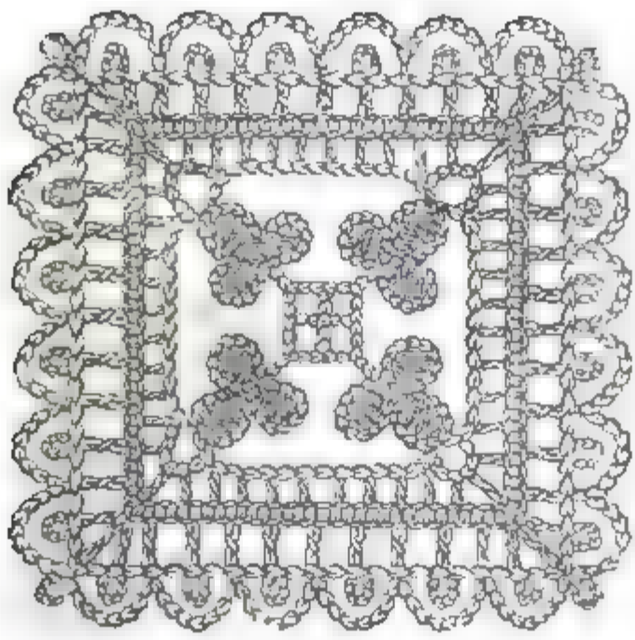
Nr. 13. Jacket für die Stadt.

Dieſes Jacket iſt aus ſchwarzem damaſcirten Tuch und halblang. Die Garnirung beſteht aus ſchwarzem Pelz, an deſſen innerm Rand ein Galon von Kämelgarn angeſetzt iſt. Viereckige Taſchen an den Seiten, ringsum mit den nämlichen Galons und oben mit Pelz beſetzt. Aermel mit Galonrevers.

22 Gehäkeltes Sternchen

Nr. 14. Elegantes Ueberkleid.

Schwarzer Sammet. Vorn gerade, auf der Rückſeite leicht geſchweift. Der untere Rand iſt mit einer Gitterfranſe und einer Doppelreihe Quaſten garnirt,



Nr 23. Gehäkeltes Carré.

darüber ein Failleſchrägſtreifen, der nach innen mit einer doppelten Stickerei verziert iſt und eine Einfaſſung bildet, welche in zwei Linien über den Rücken hinaufgeht; der Raum in der Mitte iſt mit Mailänder Knöpfen beſetzt. Taſchen und Aermel haben einen ſehr breiten, mit Faille gefütterten Revers mit zurückgeſchlagenen Ecken. Die weitere Garnirung beſteht in einer Doppelreihe kleiner Knöpfe und Failletandſchleife; gleicher Schleifenſchluß vorn am Halſe.

Nr. 15. Cüraßtaille für Diner-toilette.

Auf eine lange, sehr knapp anliegende Cüraßtaille ist ein weißer Faillefchrägstreifen gesetzt, welcher den ganzen Halsausschnitt bis zur Taille herab garnirt, wo er durch eine dicke Schleife geschlossen wird. Die drei rundlich geformten Streifen, welche sich zu beiden Seiten der Länge nach über den Schrägstreifen hinziehen, sind durch seidene Muschen in Olivenform von einander getrennt. Eine schöne weiße Spitze stellt das Achselband vor, welche unter der Schleife herumläuft und dann geschmackvoll gekräuft nach oben emporsteigt In gleicher Weise wie das Brustſtück sind auch die Aermelaufschläge garnirt. Die vordere äußere Naht wird durch ein mit einer Doppelreihe Knöpfe besetztes herabhängendes Band bedeckt. Die Garnirung des

Nr 24. Hut à la Duchesse.

untern Randes des Kleidungsſtückes stimmt selbstverständlich mit der der übrigen Theile überein

Nr. 16, 17 u. 18. Panzer-Jacket (Vorder- und Rückseite), nebst Gretchentasche.

Dieses Panzerjacket für junge Mädchen ist von Tuch und wird zur Seite zugeknöpft. Sämmtliche Ränder sind mit Sammet besetzt und der untere hat überdies noch eine Franſengarnitur, und am rechten Schooß eine Tasche. Das Obertheil der Gretchentasche (Nr. 18) von Faille ist in kleine Puffen gelegt und hat eine gezackte Passe als Verzierung Der Beutel der Tasche ist mit Passementerie, Galons und Plisſevolants garnirt.

Nr. 19. Gilet von weißem Flanell.

Man greife nach diesem practischen Kleidungsstück beim Herannahen der kühlern Saison. Unser Modell bietet durch seine zweckmäßige Form die größte Bequemlichkeit

Nr. 20. Jacke ohne Aermel.

In der Regel wird diese wohl fertig gekauft. Unsere Abbildung zeigt eine dergleichen in starker Wolle, deren Strickmanier längs herablaufende Flechten bildet. Das Ganze ist mit einem doppelten Feston von der nämlichen Wolle eingefaßt.

Nr. 25. Hut à la Lutetia.

Nr. 21. Fischü für das Diner.

Zusammengesetzt aus einem gefältelten Streifen und einem zurückgeschlagenen Streifen mit zwei Spitzen von Cardinal-Surah. Innen und außen weiße Spitzen [illegible] mit dem Ganzen übereinstimmende Schlußschleife.

Nr. 22. Gehäkeltes Sternchen.

Ueber die Ausführung derartiger Arbeiten bedarf es wohl keiner nähern Beschreibung; es bleibt nur noch zu bemerken, daß diese Sternchen zum Ausfüllen [illegible] her gehäkelter Streifen, als Mittelpunkte von Rosetten und großer Sterne sich [illegible]en.

Nr. 23. Gehäkeltes Carré.

Den Anfang bei dieser Arbeit macht das in einem kleinen Carré stehende Kreuz

in der Mitte Von jeder Ecke dieses Carrés geht ein Kleeblatt aus, dessen Blätter aus drei von einander abgesonderten Stäbchengruppen, welche unten zusammenstoßen, zusammengesetzt sind.

Man häkelt ein Kettchen von 7 Maschen; darauf wird zurückgegangen, indem in das Ausgangsstäbchen 1 Halbstich, 1 Stich, 4 St. und 1 Halbstich gestochen werden; von diesem Punkte aus sind 7 K. zu häkeln, auf welche ebenso zurückgegangen wird wie beim ersten Blatt, indem der letzte Stich in denjenigen Stich gestochen wird, welcher schon vorher als Basis diente. In gleicher Weise wird das dritte Blatt gearbeitet. Um das nächste Blatt zu bilden wird von der Basis auf die 3 den Stil bildenden K. zurück und dann über die Linie des Carrés hinweg bis zum nächsten Endpunkt gegangen.

Nr. 26. Cravatte.

Nr 24 und 25. Herbst- und Winterhüte.

Nr. 24. Hut à la Ducheſſe von bronzefarbenem Filz; oben und unten mit bronzefarbenem Sammet und Federn von etwas hellerer Farbe garnirt. Hinten dicke Failleschleife von der nämlichen Farbe wie die Feder.

Nr. 25. Hut à la Lutetia von schwarzem Filz mit breiten, leicht emporgebogenen Rändern und mit schwarzem Sammet gefüttert; um die Calotte schräg geschnittener geprägter Sammet. Verzierungen von glatten Hahnfedern und weißen Taubenflügeln mit Kopf. Der Hut wird ein wenig zur Seite aufgesetzt; es wird dies nöthig wegen der crémefarbenen Windung, welche unten angebracht ist und auf der linken Seite geknüpft wird.

Nr. 26. Cravatte von Sergeband.

Die Farbe des Bandes ist perlgrau und die Verzierung wird durch eine schwarze Spitze gebildet. An Stelle des Bandes läßt sich auch ein Stück Seidenzeug verwenden, das dann natürlich auszufransen und abzufüttern ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Ein Wintermärchen.

Novelle von **Theodor von der Ammer.**

I.

Der Schnee glänzte im schwankenden Mondlicht auf dem breiten Platz zwischen der uralten Dorfkirche aus Karl des Großen Zeiten und den Häusern mit dem schiefen Altane und den Steinbockhörnern über der niedern Stallthür.

Ein Mann trat aus dem Wirthshaus von Unterammerdorf und ging quer über den Platz. Wie ein Enacksſohn schritt er einher, die von einer Joppe bedeckte Brust kraftstrotzend gehoben. Das auf dem starken Nacken sitzende Haupt umwehten die Rauchwolken, die er aus der porzellanenen Stutzpfeife blies. Es ächzte der Schnee unter den wuchtigen Tritten der muskelkräftigen Beine.

Jetzt blieb er stehen. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, zog den kleinen Jägerhut vom Kopfe und mit einem wollüstigen Seufzer ließ er die kalte Nachtluft über den kurzgeschorenen Scheitel wehen.

Träumerisch blickte er mit den großen blauen Augen zum nächtigen Himmel auf. Der Mond küßte die hohe, geistvolle Stirn und ein leiser Windhauch spielte mit dem krausen Haar des blonden Vollbartes.

Nach einer Weile erst ging er weiter auf dem schmalen Fußsteig, der zwischen den Zäunen der Gärten entlang führte. Da sah er eine kurze Strecke vor sich im Dunkel eine Frauengestalt. Dies beschleunigte seine Schritte. Jetzt, da er dicht hinter ihr sie eben ansprechen wollte, wendete diese sich um und er erkannte, daß er sich nicht geirrt. Es war das runde Gesicht mit den kirschrothen Lippen und den braunen Augen, die im Mondlicht elektrisch funkelten, die große, formenreiche Gestalt des schönsten Mädchen's im Dorfe, der Seemüllerstochter.

„Guten Abend, Moni", sagte er auf den Krug weisend, den das Mädchen hielt. „Den Vater dürstet wohl noch?"

„Ja, Herr Oscar! Mich auch!" war die lachende Antwort.

„Wohl bekomme Dir der Trunk. Da bleiben die Backen roth und die Augen frisch und lustig!" versetzte Herr Oscar darauf. Seine Sprache klang ganz anders als hier zu Lande die Leute sprechen. Es war norddeutsche Art.

„So, haben dort oben bei Euch die Mädchen recht bleiche Gesichter und trübe Augen? Denn Ihr habt mir ja erzählt, daß in Eurer Heimat die Leute kein Bier trinken!" frug Moni.

„Nun so bleich und hohläugig, wie Du meinst, sind die Töchter meiner Heimat gerade nicht", sagte Herr Oscar lachend. „Freilich sind aber Mädchen wie die Seemüllermoni nicht leicht dort zu finden."

„Geht zu! Wie mögt Ihr so schwatzen! Von den Sommerfrischlern mit den blauen Augengläsern und den gelben Sonnenschirmen läßt sich so was hören. Da lacht man dazu. Ihr aber könnt Besseres reden!"

So sprach Moni in abwehrendem Ton.

„Denkst Du so hoch von mir? Womit habe ich denn das verdient?“ frug Herr Oscar scherzhaft.

„Warum soll ich's nicht offen sagen, was mir an Euch gefällt? 'S ist Eure Art, so ganz wie die eines echten Mannsbildes, doch nicht so roh und ungestüm wie die unserer Burschen, die Euch fürchten, seit sie im Scherze Eure Kraft und Lebendigkeit gesehen und sich so vor dem Ernste hüten. Ihr seid klug dabei, habt viel gesehen und könnt schön davon erzählen, von Eurer Kunst gar nicht zu reden.“

„Du kleine Schmeichlerin, machst mich ja eitel mit Deinem Lobliede!“ sagte Herr Oscar mit dem Finger drohend.

„Ich schmeichle nicht“, antwortete das Mädchen. „Ich sage, was ich denk' und fühle. Wer davon eitel wird, steht auf schwachen Füßen. Ich kann's auch für mich behalten, wenn man mich nicht darum fragt!“

„Närrisches Ding! Beruhige Dich nur! Ich weiß, daß Du ein wackeres Mädel bist. Komm' morgen wieder zu mir, da soll die letzte Sitzung sein!“

„Die letzte? Ist's schon aus?“

„Morgen wird Dein Conterfei fertig. Wenn Du mich so gern bei der Arbeit siehst, kannst Du ja auch später kommen, so oft Du willst!“

„Was hätten da die bösen Weiber einem jungen Mädchen nachzureden! Können mich ohnehin Viele nicht leiden, weil ich gern meine eigenen Wege gehe. Ach! 'S war so schön, als ich zusehen durfte, wie von Tag zu Tag deutlicher unter Eurer Hand das Bild auf der Leinwand entstand, bis endlich Jeder des Seemüllers Moni erkennen konnte. Und dabei erzähltet Ihr so kurzweilig von den großen Städten, dem schäumenden, brausenden Meer, daß mich's ordentlich wie Sehnsucht faßte und des Vaters Haus mir zu eng wurde. 'S war schön, recht schön! 'S nimmt aber Alles sein Ende und wird wohl so sein müssen! Schlafet ruhsam, Herr Oscar!“

Moni drückte Herrn Oscar die Hand und langsam ging sie den Zaunweg entlang, während er sich an das Seegestade wendete, wo des obern Fischers Haus, in dem er wohnte, stand.

Sie sah ihn noch in's Haus treten. Eine Thräne wischte sie aus den braunen Augen und die Hand vor den hochgewölbten Busen drückend schüttelte sie den Kopf und murmelte:

„Moni, Moni! Du bist ein täppisches Ding!“

Sinnend schritt sie weiter.

„So wie ein recht tüchtiges Mannsbild sieht er aus!“ klang es wieder von ihren Lippen.

„Und so ein lieber, guter Mensch ist er!“ folgte bald.

Sie lüftete das unter dem Kinn festgebundene Kopftuch. Trotz der kalten Winternacht war es ihr zu warm.

Als sie noch einige Schritte weiter gegangen war, lehnte sie sich an den Zaun und weinte heftig. Dann aber eilte sie desto geflügeltern Fußes der väterlichen Mühle zu.

Herr Oscar stand indessen in dem kleinen Stübchen, das ihm als Wohn- und Schlafgemach diente, am Fenster und blickte auf die weite Eisfläche des Sees hinaus.

Gleich einer glitzernden Zauberstraße grünlich weiß lag sie da im Glanze des Mondes. Blauschwarz wie grenzenlose Unendlichkeit verschwand sie dem Blicke, wo die Kraft des Mondlichtes sie nicht mehr erreichte. Zuweilen jagte ein Wölkchen über den Mond und grünliche Helle, bläuliches Dunkel

führten einen phantastischen Wechseltanz auf. Still war's rings umher. Wie unterirdischer Donner grollte es plötzlich und wie der ferne Schuß einer Kanone verhallte es in der Grabesstille der Nacht. Ein stilles Grab haben die Götter Dem gegraben, der eben vom jenseitigen Dorfe über die Eisfläche ging, wie hier die Leute gern zu thun pflegen. Der fromme Fischer bekreuzt sich und murmelt ein Gebet für die abgeschiedene Seele des Unglücklichen, dem der Donner des berstenden Eises als Sterbeglocke dient, da er in's tiefe Wellengrab sank, bedeckt von einem schweren Sargdeckel.

Nicht Gedanken des Todes, des vollen, strebenden, hoffenden Lebens sind es, die des Mannes Brust bewegen, der dort am Fenster steht und das Dröhnen des berstenden Eises achtlos erharrt. Selbstschau hält er über die Kraft, die ihm für zukünftiges Werden zugemessen ist.

Oscar Fricke, der Sohn des reichen Danziger Kaufherrn, der in München und Paris mit wonnebebender Seele sich an den Schätzen der Kunst wie an der Mutterbrust vollgesogen und jung noch an Jahren schon eines ehrenvollen Rufes als Künstler sich erfreute, brachte, getragen von dem heißen Streben, seinem Vorbild, dem großen Rembrandt, nachzufolgen, ein Opfer, das selbst seinem schlichten Sinn, seiner robusten Natur nicht leicht war. Um mitten aus dem Volke sich Gestalten zu seinen Werken zu holen und seinem Pinsel die Kraft vollster Lebenswahrheit, schärfster Menschenkenntniß zu verleihen, hatte er sich entschlossen, in dem Fischerdorf an einem einsamen bayrischen See den langen Winter zu verleben. Fern von städtischem Wohlbehagen bei rauher Kost und biederen, aber rauhen Leuten, schuf er, aus sich selbst Kraft und Lust stets neu erzeugend, ohne den Sporn lobender Freunde, anerkennender Gönner.

Ihm war es schon ganz heimisch hier geworden. Er bemerkte den Contrast nicht mehr, den seine eigene Wohnstube bot mit dem buntbemalten Kleiderschrank, dem hohen Bauernbette und den derben, dreibeinigen Stühlen, dazu der modische Divan, den er aus München mitgenommen, und die Studien und Skizzen, die festgenagelt die bläulich getünchte Wand schmückten.

Mitten unter diesen stach ein großes Bild in schwerem Goldrahmen hervor, eine junge, hübsche Brünette darstellend, die im schwarzen Reitkleide, die glimmende Cigarrette zwischen den schmalen Fingern, heiter lächelnd auf einem türkischen Polster lag.

Aufmerksam sah er diesen Schmuck der Wände an, den die Geschichte seiner künstlerischen Entwickelung darstellte. Er war zufrieden mit sich, da er etwa eine Stunde, nachdem er die Wirthsstube verlassen, zur Ruhe ging.

* * *

Einige Tage später saß Oscar Fricke, während draußen der Schnee unter den Schuhen krachte und dicke Eisthränen von den Fenstern niederhingen, in der Mitte der wohlgeheizten Wohnstube im Erdgeschoß des Fischerhauses vor der Staffelei. Zu seinen Füßen schlummerte Joyeuse, die zierliche Wachtelhündin, und der schwarze Kater schnurrte auf dem Kanapee neben Garderobestücken der Fischerfamilie.

Auf der Ofenbank saß der Hausherr und flickte Netze, während Gattin und Tochter am Spinnrad gemüthlich ihren Flachs, die Finger dann und wann im Töpfchen oder auch am Mund befeuchtend, für zukünftige Schätze des Linnenschrankes zurichteten.

Dort oben beim Schranke mit dem hohen Schüsselrahmen, auf welchem

weiße, mit Blumen bemalte Fayenceteller und Biergläser mit frommen Deckelbildern zur Schau prangten, saß auf einem Holzstuhl der Schloßfischer in blauer Sonntagsjacke und rother Weste, statt mit Knöpfen mit Goldenstücken in doppelter Reihe geschmückt, die Beine in bauschiger, schwarzer Lederhose und glänzenden hohen Stiefeln, dazu eine Pelzmütze schief in's Gesicht gedrückt.

Er hatte eine große Bibel auf den Knieen, in der er las. Aber dabei schielte er lächelnd nach dem Schnapsglase, das dicht neben ihm am Feuer stand.

Auf der Leinwand war erst die Staffage vollendet, die Hauptfigur eben aus der ersten Anlage herausgearbeitet. Heute galt es in dem Kopfe den lebenstreuen Zug verschmitzter Bauerntücke, den Humor des Sujets zu gestalten.

Das Bild sollte den alten Schloßfischer mit den eingekniffenen Augen und dem schalkhaft lächelnden zahnlosen Mund in dem glattrasirten, tief durchfurchten Antlitz in dem Moment darstellen, wo während der sonntäglichen Nachmittagslectüre der Versucher in Gestalt eines Schnapsglases herantritt und den alten Sünder schwanken läßt zwischen dem Feuer der heiligen Schrift und dem Feuer eines Gläschens guten, alten Enzians.

Der Maler plauderte heiter mit der Familie. Nur der Schloßfischer mußte seine Zunge schonen, um nichts von der charakteristischen Mimik zu verlieren. Man sprach von dem neuesten Ereigniß, der vorgestern erfolgten Ankunft der neuen Besitzerin von Edlingshofen. Baron Edling, der seitherige Eigenthümer, hatte dieses eine halbe Stunde vom See entfernte Gut seinen derangirten Verhältnissen wegen verkaufen müssen. Die Käuferin hieß, wie Oscar Fricke vom Pfarrer erfahren hatte, Marchesa Biancacamponi. Die Leute, denen dieser Name zu fremd und schwermerkbar dünkte, sprachen kurzweg von der Herrin von Edlingshofen. Niemand hatte sie noch gesehen. Man wußte nicht, war sie alt oder jung. Die Fischerfamilie hegte erstere Ansicht und der Maler stimmte bei, nicht, weil er wie Jene glaubte, eine junge Dame könne keine Großgrundbesitzerin sein, sondern weil es ihm nicht glaublich schien, daß eine solche den Winter in dem einsamen Edlingshofen zuzubringen die Lust habe.

Plötzlich sprang die Tochter des Hauses auf und an's Fenster eilend rief sie:

„Da, seht her, das muß sie oder ihre Tochter sein!"

Alle Uebrigen, selbst der modellsitzende Schloßfischer sprangen an's Fenster. Nur Oscar Fricke malte ruhig weiter. Er hörte von den Anderen, eine junge Dame sei in Begleitung eines Reitknechtes vor's Haus geritten und abgesessen, jetzt nähere sie sich der Hausthür. Die Fischerin eilte dem vornehmen Ankömmling entgegen. Oscar Fricke malte fort, bis hinter seinem Rücken eine Stimme ertönte:

„Herr Fricke, verzeihen Sie einem Eindringling, daß er Sie stört."

Er stand auf und wandte sich um.

Vor sich sah er eine schlanke, hochgewachsene Dame, welche, die Schleppe des Reitkleides im Arm, sich lächelnd verbeugte und ihm eine kleine Hand in weißer Stulpe entgegenreichte. Die von langhaarigem, schwarzem Pelz besetzte Jacke schloß eng an die schmale Taille und hob die volle Büste vortheilhaft hervor. Unter dem Rubenshut mit der krausen weißen Feder rollte langes rothes Haar glatt über den Rücken. Das zarte Gesicht mit der

durchsichtigen weißen Haut zeigte unter dunklen Brauen kokett blitzende graugrüne Augen, ein feines Näschen mit etwas in die Höhe gezogenen Flügeln und einen regelmäßigen, vollen Mund.

„Sie wünschen, mein Fräulein? Ich habe wohl die Ehre die Tochter der Besitzerin von Edlingshofen zu sehen?" frug Oscar Fricke in zurückhaltendem Tone. Ihm machte der Besuch keine Freude.

Die Dame erwiederte, als sie sich Beide von Kopf bis zu Fuß prüfend betrachteten: „Ich bin selbst die Besitzerin von Edlingshofen, Marchesa Teresita Biancacamponi. Mein Verwalter erzählte mir von Ihnen. Ich wollte den Mann kennen lernen, der bei Spartas schwarzer Suppe seiner Kunst lebt, statt wie viele seiner Collegen bei Champagner und Gänseleber des Mäcenas harren, der die Zeche zahlen soll!"

Betroffen sah sie Fricke an.

„Malen Sie ruhig weiter! Ein hübsches Bild hier, eine charakteristische Figur!"

„Gefällt sie Ihnen? Das wundert mich."

„Warum?"

„Meine Sachen sind eigentlich keine Damenarbeit."

„Glauben Sie so gewiß keine Freunde unter den Damen zu haben?"

„Ich bin nicht rosenfarben genug."

„Könnte nicht gerade diese Eigenschaft Ihr Vorzug auch bei Damen sein?"

„Dazu verstehen Damen zu wenig von der Kunst."

„Unter unserm Geschlecht suchen Sie also keinen Mäcen?"

„Nein!"

„Aber Ihre Skizzen und Studien werde ich trotzdem sehen dürfen?"

„Ich bedaure. Sie sind alle auf meiner Stube, die bedeutenderen an die Wand genagelt."

„So gehe ich auf Ihre Stube."

Oscar Fricke sah die Marchesa verblüfft an. Diese lachte wieder und sagte:

„Ich wußte wohl, daß ich auf einen kühlen Empfang gefaßt sein mußte bei Ihnen. Aber ich bin nicht nervenschwach und zimperlich. Ich kann etwas teutonische Lebensart recht gut vertragen. So schnell bekommen Sie mich daher nicht wieder los."

„Aber meine Stube ist nicht für Damenbesuch eingerichtet."

„Wie besorgt Sie für Etiquette sind! Das ist eine Inconsequenz. Ich bin auf die Art, wie Sie eine Bauernkammer wohnlich gemacht haben ebenso begierig, wie auf Ihre künstlerischen Arbeiten."

„Die Art ist sehr einfach. In einem Zimmer sitzt, steht, liegt man. Dafür ist bei mir gesorgt, daß dies ohne Knochenbrechen und Beulen geschehen kann. Mehr brauche ich nicht."

„Gerade dies zu sehen macht mich neugierig. Es hilft Ihnen nichts, mein Bär! Sie müssen mich nach Ihrer Höhle führen! Sie nehmen mir den Bären doch nicht übel?"

Jetzt lachte Oscar zum erstenmal.

„Durchaus nicht", sagte er. „Bin lieber Bär als Affe. Wollen Sie meine Tatze nehmen, so führe ich Sie auf Ihr Risico in meine Höhle!"

Am Arm des Malers schritt die Marchesa zur Thür hinaus. Zuvor

grüßte sie noch freundlich die Fischersleute, die lebhaft erstaunt waren über die Dinge, welche hier vorgingen.

Oben angelangt nahm sie ein Lorgnon aus dem Gürtel und warf einen flüchtigen Blick durch den Raum.

„Originell, aber nicht so barock, wie ich dachte!“ sagte sie.

„Sie fühlen sich also enttäuscht?“ versetzte der Maler darauf. „Sehen Sie, Frau Marchesa, so geht es, wenn man Curiositäten sucht, wo das Curiose nur die Abweichung von jenen Curiositäten ist, welche ihrer Menge und Größe halber die Welt schon als das Normale nimmt!“

„Glauben Sie nicht, daß ich Sie mit der Neugier eines englischen Blaustrumpfes besuchte“, sagte jetzt die Marchesa. „Ich sehnte mich, einen Menschen kennen zu lernen, der wirklich von Anderen sich als ein anderer Mensch, nicht als anderer Rock oder anderer Schnurrbart unterscheidet.“

„Das ist eben das Originelle der Gegenwart, daß sie es originell findet, wenn ich mein eigenes Ich habe. Mir dünkt es viel origineller, daß die meisten Leute gar kein eigenes Ich haben.“

„Sie sind Menschenfeind?“

„Durchaus nicht. Aber ein Feind dieses sonderbaren Conglomerates von Schneiderwaare, Geldkasse und Buchstabenmagazin, das die Unverschämtheit hat, sich Mensch zu nennen und doch nichts anderes ist, als die Maschine, von welcher der Rock sich tragen, das Geld sich zählen, die Zeitung sich lesen, kurz, die Welt wie eine Dame von ihrer Zofe sich bedienen, frisiren und schminken läßt.“

„Sie haben ganz Recht“, sagte lachend die Marchesa. „Doch lassen wir das! Ich will jetzt den Künstler kennen lernen! Sie malen auch anderes als ländliche Scenen?“

Dabei wies sie auf das Bild der auf dem Divan ruhenden Amazone.

„Dies ist eine Arbeit, die ich ganz für mich machte, getrennt von meiner sonstigen Thätigkeit.“

„Wer ist diese Dame?“

„Eine Pariserin!“

„Ah! Ein kleiner Roman! Sie waren nicht immer Spartaner!“

„Ich war nie Weiberfeind!“

„Das wäre auch nicht mehr originell, sondern mehr verrückt! Sie malten also sonst nie Porträts?“

„Meine Bilder sind eigentlich alle nur frei behandelte Porträts. Ich suchte mir aber dazu das Charakteristische heraus und male nicht wie der Porträtmaler jedes Gesicht.“

„Würden Sie mich malen?“

„Nein! Für meinen Pinsel sind Sie zu stark im Colorit und zu schwach in der Zeichnung. Ich liebe das als Maler nicht!“

„Das ist köstlich! Jetzt müssen Sie mich malen!“

„Ich kenne in der Kunst nur meinen eigenen Willen!“

„Den ich auch nicht durchkreuzen werde. Sie sollen mich mit Willen malen!“

„Dazu wird es niemals kommen.“

„Herkules spann für Omphale.“

„Aus Liebe.“

„So so, das ist ja hier nicht möglich! Ich habe ja zu wenig Zeichnung!“

„Das war nur als Maler gesprochen!“ sagte Oscar Fricke lächelnd.

„Aber selbst meine Geliebte würde mich nicht dahin bringen, in meiner Kunst wissentlich einen Mißgriff zu thun.“

„Aus Gefälligkeit.“

„Mit der Kunst spiele ich nicht!“

„Da haben Sie Recht. Doch, wenn ich wollte, zweifle ich nicht, Sie dahin zu bringen. Sie kennen sich nicht.“

„Wollten Sie mich besser kennen?“

„Ja!“

„Sie glauben wohl jeder Bär kann Tanzbär werden?“

„Nein! Aber der Neufundländer ist ein Thier, das der Fremde scheut; wer ihn kennt macht mit ihm was er will. Er ist so gutmüthig wie starknochig und leckt die Hand so traulich, wie er seinen Feind in Stücke reißt.“

„Ein recht nettes Bild als Ergänzung zum Bären! Das Händelecken ist wohl eine Anspielung auf Handkuß?“

„Ich wollte es nicht; wenn aber Sie es so wollen, warum sollte ich es nicht wollen?“

„Ich küsse nie die Hand einer Dame!“

„Wieder so ein Grundsatz ohne Grund!“

„Händeküssen ist eine feige Halbheit, wo man Lippen küssen möchte. Ich hasse das Feige und das Halbe!“

„Herr Fricke, darf ich Ihre Mappe ansehen?“

„Gewiß. Aber sie wird Sie nicht interessiren.“

„Mir ist der Künstler im Negligé lieber als im Frack. Die Skizze ist des Künstlers Negligé.“

„Geistreich aber nicht richtig.“

„Warum nicht?“

„Die Skizze ist der Arbeitsrock des Künstlers!“

„Das ist doch derselbe Gedanke!“

„Ja, wenn mein Arbeitsrock dieselbe Rolle spielt, wie Ihr Negligé.“

„Warum nicht? In Beiden zeigt man sich nicht Jedermann, Beide stellen die Zurückgezogenheit auf die eigene Person dar.“

„Mit Beiden wird zuweilen auch kokettirt! Das wäre eine weitere Erklärung Ihres Aperçus, dem es nur an der Hauptsache fehlt, um richtig zu sein.“

„Sie haben eine köstliche Art von Galanterie!“

„Die Art nicht galant, sondern wahr zu sein!“

„Gegen Damen gefährlich!“

„Gegen Menschen richtig.“

„Ein interessanter Gegensatz.“

„Ich würde bedauern, fänden Sie hier einen Gegensatz!“

„Ich nicht, aber es scheint Sie!“

„Ich finde nur, was mich Andere finden lassen!“

„Sie finden hoffentlich bei mir anderes als bei jenen Anderen!“

„Sonst wären Sie nicht in dieses Zimmer gekommen!“

„Das ich jetzt wieder verlassen muß, trotz des beginnenden Anfluges von Galanterie. Es dämmert bereits. Ich lasse die Mappe einmal holen und den Besitzer dazu, damit er mir Alles erkläre.“

„Bedaure, Marchesa! Wenn ich nicht male, muß ich mich in der freien Luft bewegen, soll ich nicht krank werden!“

„Das ist etwas anderes! Krank sollen Sie nicht werden! Sie sind daher vom Besuchen dispensirt, nicht vom Besuchtwerden!“

„Ich bin häufig auf der Jagd mit Ihrem Förster!“

„Dann fange ich den Bären in meinem eigenen Revier!“

„Der Bär wehrt sich!“

„Beißt er?“

„Wenn er gereizt wird.“

„Ich locke ihn mit Honig!“

„Er wittert die Falle.“

„Gott! Wie fange ich ihn dann?“

„Wohl gar nicht.“

„Scherz bei Seite! Lassen Sie uns Freundschaft schließen. In der Einsamkeit des langen Winters können wir uns brauchen.“

„Mir ist's recht, wenn ich Ihnen recht bin. Anders machen thue ich mich nicht.“

„Brav! Ich mache es auch so! Jedes behält den eigenen Kopf und dann wollen wir sehen, ob wir Schritt halten können. Jetzt seien Sie so gut und führen mich zum Pferde.“

Oscar Fricke geleitete die Marchesa an seinem Arm in's Freie und hob sie selbst in den Sattel. Im Galopp jagte sie davon. In einiger Entfernung sah sie sich um und winkte Oscar, der noch am Platze stand, mit der Reitgerte.

II.

Am Himmel hingen dicke, schwere Wolken, welche Schneewetter andeuteten. Es war keine Beleuchtung wie sie Oscar Fricke zu seiner Arbeit brauchte. Er hing den Lancaster um die Schulter. Joyeuse, die Hündin, mußte zu Hause bleiben, denn ihr Herr nahm auch die Schlittschuhe mit, auf denen er nach gemachtem Waldgang über den See zurückkehren wollte.

Auf der Höhe, wo die Straße von Edlingshofen aus dem Walde kommt, begegnete ihm des Seemüllers Moni, einen Karren vor sich herführend.

„Kommst Du von Edlingshofen?“ frug er das Mädchen.

„Ja“, erwiederte das Mädchen. „Ihr fragt nicht umsonst. Weiß schon, daß Ihr wissen wollt, ob die Herrin schon unterwegs ist. Tröstet Euch! Ich sah vom Hügel Ihr Gespann am letzten Hause von Edlingshofen vorbeifahren. Bald wird sie hier sein.“

Oscar Fricke lachte.

„Wer sagt Dir denn, daß ich der Herrin von Edlingshofen entgegengehe?“

„Die Eisschuhe hier! Sie will mit Euch auf dem See laufen.“

„Sie weiß ja gar nicht, ob ich Schlittschuh laufen kann.“

„Sie weiß es recht wohl und kommt Euch dazu zu holen.“

„Und woher weißt Du das Alles?“

„Vom Ferdinand, dem Reitknecht im Schlosse.“

„Der wußte, was ich thue?“

„Das nicht. Das sehe ich selbst. Aber er sagte mir, daß die Herrin zum Maler nach Unterammerdorf fahre, ihn zum Eislauf abzuholen.“

„Der Ferdinand ist gewiß Dein Schatz?“

„Nein!“ rief Moni und warf den Kopf zurück.

„Wie stolz die kleine Müllerin ist!“

„Warum soll sich's nicht sein? Habe ich weniger Recht dazu als die Edlingshoferin mit den rothen Haaren?"

„Die Marchesa ist eine vornehme Dame."

„Kann ich dafür, daß ich des Seemüllers Tochter bin? Ich bin's lieber, als daß ich die rothe Italienerin wäre!"

„Warum?"

„Weil ich nicht fremdes Herzeleid auf dem Gewissen haben möchte!"

„Warum soll das die Marchesa haben?"

„Mit ihren rothen Haaren und den grünen Schlangenaugen stiftet sie, wo Lieb' und Hoffnung blühten, Schmerz und Thränen an!"

„Träumerin! Was sprichst Du da?"

„Was ich am besten weiß."

„Ich verstehe Dich nicht! Was hat Dir denn die Marchesa Böses gethan, daß Du so von ihr sprichst?"

„Ich sagte es ja eben, was sie gethan hat. Daß Ihr mich nicht versteht, kommt von den rothen Haaren und den Schlangenaugen."

„Was sollen diese wunderlichen Reden, Moni? Grüß mir Vater und Mutter und laß Dein Sinnen und Brüten. Das ist Dir nicht gut!"

Moni erwiederte nichts. Horchend blieb sie stehen. Aus dem Walde tönte näher und näher das Schellengeklingel eines Schlittens. Betroffen sah Oscar Fricke das Mädchen an, das erblassend ihn am Arm faßte und rief:

„Herr Oscar! Geht mit mir! Kommt der Edlingshoferin nicht in den Weg!"

„Tolles Kind! Ich gehe meine eigenen Wege. Wenn ich ihr begegne, was schadets Dir?"

„Herr Oscar! O Gott! Es ist zu spät! Sie ist schon zu nahe!" rief Moni, schlang die Arme um des Malers Hals und preßte einen brennenden Kuß auf seine Lippen.

Um die Waldesecke sauste von zwei dampfenden Rappen gezogen der Schlitten der Marchesa in dem Augenblick, als Moni ihre Karre ergriff und in's Dickicht sprang. „Nun lebt wohl, Oscar Fricke!" hörte der erstaunte Maler noch und das Krachen einiger Zweige. Moni war verschwunden. Ein silbernes Lachen schallte an sein Ohr. Der Schlitten stand vor ihm. In schwarze Pelzdecken gehüllt, über welche das rothe Haar niederhing, die Zügel in der Linken, streckte Teresita Biancacamponi ihm die Rechte entgegen.

„Guten Morgen, Herr Fricke!" rief sie. „Ich sehe Schlittschuh aus Ihrer Tasche blinken. Die Flinte weg und mit mir auf dem Eis getanzt, mein Herr! Das Wild, dem Sie hier nachzublicken scheinen, können Sie ein andermal erbeuten!"

Die Rappen schüttelten die rothen Klingeldecken, daß sie lustig klangen, die grünen Augen hingen fragend auf des Malers Antlitz, der rothe Mund lächelte dazu.

„Schneekönigin! Ich gehorche!" rief Oscar Fricke. Die lange Peitsche knallte in des Lakeien Hand, der im schwarzen Bärenpelz hinten am Schlitten stand. Ein kurzer Ruf der Dame und die Rappen jagten klingend über die schneeige Waldstraße. Oscar Fricke saß neben ihr und lachte, als sie neckend frug, welcher Festtag für ihn im Kalender stehe, da er mit poetischen Schmeicheleien um sich warf. Ihre rothen Haare wehten dicht an seinen Wangen, die leisen Wölkchen ihres Athems küßten sich.

Dicht am See, eine gute Strecke vom Dorfe entfernt, stiegen sie aus.

Seine Flinte ließ Oscar auf der Marchesa Geheiß im Schlitten liegen, der sie später am Einödhofe, eine halbe Stunde seeabwärts, abholen sollte.

Er band der Marchesa die Schlittschuhe fest und sah dabei zum ersten Male, welch' reizend kleine Füßchen sie hatte, die in hohen goldbraunen Stiefelchen steckten.

Während er selbst seine Schlittschuhe befestigte, glitt die Marchesa vor ihm in kurzen Bogen auf dem Eise umher. Sie hatte ein schwarzes Sammetcostüm, das bis an die Knöchel reichte und mit weißem Pelz verbrämt war. Das Barett, das schief auf dem Haupte saß, stimmte damit überein.

Lustig flatterten darunter die rothen Haare um den weißen Pelz am Nacken, wenn sie sich elastisch in den Hüften erhob und mit einem Fuß über die Eisfläche glitt, in der kühnen Biegung des andern die schönen Formen des Beines unter dem schmiegsamen Sammet zeigend. Wenn sie dann zu einem graciösen Bogen ausfuhr, flog auf eine Secunde über dem freischwebenden Fuß das Kleid empor und die blendende Weiße der Strümpfe glänzte über den goldbraunen Stiefeln bis dahin, wo weites Spitzengekräuse die sanft gerundete Wade krönte.

Pfeilschnell schoß jetzt Oscar Fricke an die Seite der Dame und es begann zwischen ihnen ein reizender Wettkampf, wer Schöneres, Kühneres im edlen Eissport vermöge.

Es ächzte das Eis, wenn Oscar Fricke den athletischen Körper hob und senkte und die Schlittschuhe schnitten in die glatte Fläche tiefe Furchen. Die Arme auf der Brust verschlungen glitt er in kunstvollen Wendungen dahin. In dem anliegenden Jagdcostüme sah man jede Muskel in Thätigkeit, ein Bild, das die Schönheit männlicher Kraft im Wechsel der Bewegung glänzend darstellte.

Wie Glockenton war es zu hören, wenn die Marchesa die Fläche mit den schmalen Eisen berührend darüberflog und mit dem ganzen Reize weiblicher Grazie die Anmuth eines plastischen, zierlichen Gliederbaues in flüchtigen Gestaltungen entfaltete.

Eines betrachtete das Andere mit Wohlgefallen in seinem kunstgeübten Spiele

Die Marchesa ließ sich in mancher Wendung von dem kundigern Maler belehren. Lustig tönte ihr Lachen, wenn sie das Gleichgewicht verlor und er sie um die Taille faßte, sie vor dem Fallen zu schützen. Sie hatten sich lange so spielend unterhalten, als die Marchesa es an der Zeit fand, sich dem Einödhofe zuzuwenden.

Sich kreuzweise an den Händen fassend jagte das Paar im tollen Laufe über das Eis. Bereits war die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die Marchesa mit einem lauten Wehruf die Hände Fricke's losließ und zu Boden sank.

Sie hatte einen Ast nicht bemerkt, der aus dem Eise, in das er eingefroren war, mit der äußersten Spitze hervorragte, und war darüber gefallen.

Oscar Fricke hob sie wie ein Kind in die Höhe.

Sie vermochte aber nicht zu stehen. An seine Brust sich stützend sank sie immer wieder in die Kniee, über heftige Schmerzen im Knöchel klagend.

Die heitere Lust war jetzt zu verzweiflungsvoller Verlegenheit verwandelt, denn auch die Versuche ohne Schlittschuhe ergaben ein ungünstiges Resultat.

Die Schlittschuhe in der Hand saß sie auf dem Eise und blickte fast weinend zu Oscar Fricke auf.

„Was beginnen wir nun? Ich kann doch nicht hier sitzen bleiben, bis Sie eine Tragbahre beschafft haben?“ jammerte sie.

„Allerdings nicht“, erwiederte der Maler. „Es bleibt Ihnen nichts übrig, als sich von mir tragen zu lassen!“

Ein Lächeln glitt über die Lippen der erröthenden Dame und es trat eine Pause ein, bis sie sagte:

„Nun wohl! Aber ohne Schlittschuhe gleiten Sie aus und auf denselben können Sie nicht Balance halten, wenn Sie mich tragen!“

„Sie haben wenig Vertrauen in meine Kraft, wenn Sie glauben, Ihr Körper wäre mir zu schwer, um mich auf dem Eise halten zu können. Fassen Sie Muth! Es giebt kein anderes Mittel!“

Er nahm sie ohne Widerrede in seine Arme und langsam zwar, aber mit gleicher Sicherheit glitt er über die Bahn. Sie hatte mit der Rechten seinen Hals umschlungen und sich so dicht an ihn geschmiegt, daß ihre Haare über seine Schulter niederhingen, die Wangen Beider sich fast berührten.

Als sie seine unermüdliche Sicherheit sah, gewann sie Vertrauen in die ihr anfangs peinliche Situation und scherzte heiter darüber.

„Ist's Ihnen also doch nicht gar zu unbehaglich im Arme des Bären?“ frug sie der Maler.

„Durchaus nicht! Sie haben, so scheint es, Uebung, mein lieber Bär?“

„Nun, alle Tage trägt man keine Dame spazieren. Ich habe zum ersten Male das Vergnügen!“

„Das Vergnügen? Ihnen stehen Phrasen nicht, Herr Fricke, die man gedankenlos als Gemeinplätze auf den Lippen führt!“

„Warum soll's mir nicht Vergnügen machen? Frau Marchesa sind so leicht, daß die Sache eine gesunde Uebung für meine Arme ist ohne jede Anstrengung!“

„Ach so! Eine gesunde Uebung! Sonst nichts?“

„Etwas anderes ist's freilich, als wenn ich einen Dorfjungen spazieren trüge!“ sagte Oscar Fricke.

„Nun, dieser Ausspruch ist bei Ihnen schon ein Anflug von Galanterie!“

„Galant ist nur der Schwächling!“

„Was verstehen Sie denn eigentlich unter Galanterie?“

„Einer Dame Zuckerwasser geben, wenn sie Punsch möchte!“

„Eine Dame kann ja eben Zuckerwasser wollen, nichts Anderes.“

„Wenn der Punsch daneben steht, läßt sie das Zuckerwasser wohlweislich stehen.“

„Aber im Punsche muß auch Zucker sein!“

„Den setzen die Damen selbst hinzu!“

„Viele schrecken aber vor dem betäubenden Geruche des Aracs und des heißen Weines so zurück, daß sie fliehen, statt zum Zucker zu greifen!“

„Das reife Weib kennt die Mischung schon. Nur die Weibesknospe wird scheu!“

„Sie sind also galant gegen das Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren?“

„Ich bewege sie nur auf zarte Weise, sich des Zuckers zu bedienen, den sie bei sich tragen.“

„Herr Fricke, was würden Sie thun, wenn es möglich wäre, daß Sie sich in mich verliebten?“

„Dazu kenne ich Sie zu wenig. Aber daß Sie vor dem heißen Tranke nicht zurückschrecken, zeigt die starke Zeichnung Ihrer Nasenflügel.“

„Sie sind kühn, Herr Fricke! Wenn nun das richtig wäre und ich dennoch meinen Zucker für mich behielt?“

„Dann wären Sie kalt. Das sind Sie nicht.“

„Woher wissen Sie das?“

„Aus Ihren Nasenflügeln?“

„Nicht aus den Augen?“

„Nicht so zuverlässig. Das Auge kann von Gefühl, kann auch von Verstand glänzen. Die Nasenflügel zittern nur in der Erregung des Gefühls; je stärker diese ist, desto deutlicher drückt sie gerade in der Linie von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln ein bleibendes Merkmal auf“

„Könnte ich nicht aber gegen Sie gerade kalt sein?“

„Ja wohl! Wenn Sie einen Andern lieben.“

„Sonst nicht?“

„Nein! Denn kein Weib, dessen Herz frei ist, weist den Mann zurück, der es zu lieben versteht.“

„Würden Sie es verstehen, mich zu lieben, wenn Sie wollten?“

„Wenn ich Sie kennen und dann noch wollen würde!“

Sie waren am Einödhofe angekommen.

Oscar Fricke setzte die Marchesa auf einen schneefreien Stein, der eben dalag, bis er seine Schlittschuhe abgenommen hatte. Dann trug er sie in das Wohngebäude, wo sie von den Leuten mit bäuerlichem Erstaunen empfangen wurden, bis er mit wenigen Worten das Geschehene erzählt hatte.

Die Marchesa wurde in der Stube auf das Kanapee gelegt, von wo aus sie lustig mit dem Maler schwatzte, seine Kraft bewundernd, die ihr so große Dienste gethan. Als sie aber die starren Glieder in der wohlgeheizten Stube wieder erwärmt hatte, fühlte sie, daß der Schuh schmerzhaft beläftigte.

Nun zeigte der verletzte Fuß bereits am Knöchel eine so starke Anschwellung, daß es Mühe kostete, die eng anpassende Chaussure abzuziehen.

„Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren“, sagte Oscar Fricke. „Wir verschlimmern am Ende das Uebel. Sie erlauben, daß ich für den ersten Augenblick den Arzt mache.“

Er hieß die anwesende Frau Leinwand und frisches Wasser bringen. Während diese solches besorgte, frug ihn die Marchesa:

„Wie kommen Sie zu ärztlichen Kenntnissen?“

„Im letzten Feldzuge lernte ich hinreichend gerade die Behandlung solch kleinerer Verletzungen, das Anlegen von Nothverbänden.“

„Was kann ich da anders, als mich Ihnen anvertrauen? Der Fuß thut zu weh!“ sagte die Marchesa unter Erröthen lächelnd.

Oscar Fricke trat an's Fenster bis die Dame ihren Fuß entblößt hatte. Als er dann auf ihren Ruf sich näherte, sah er ein tadellos geformtes Füßchen, durch dessen weiße Haut das blaue Geäder schimmerte. Am Knöchel war eine hochgeröthete Anschwellung, in welche sich das Maschenwerk des Strumpfes eingedrückt hatte.

Oscar Fricke führte einen starken Druck mit dem Daumen auf die Stelle aus, welcher der Marchesa einen kurzen Schrei entlockte und sie den Fuß etwas ungestüm zurückziehen ließ.

Dem Maler schoß das Blut in die Wangen. Eine Secunde später hatte die Marchesa die frühere Stellung eingenommen und er legte ohne zu sprechen den feuchten Verband an.

„Was haben Sie gefunden?" frug die Dame nach längerer Pause ohne den Maler anzusehen.

„Es wird in einigen Tagen vorbei sein. Eine kleine Contusion", erwiederte er.

„Werde ich liegen müssen?"

„Wenigstens auf dem Sopha."

„Das ist langweilig."

„Sie haben ja Ihre Gesellschafterin."

„Die macht die Langeweile noch langweiliger."

„Eine schlimme Eigenschaft für eine Gesellschafterin."

„Sie müssen mir Gesellschaft leisten!"

„Müssen?"

„Nun ja! Ich bitte darum!"

„Hier ist schon der Schlitten vorgefahren. Jetzt eine Pelzdecke her, dann fahren wir heim!"

„Fahren Sie mit?"

„Natürlich, als Vertreter des Arztes!"

„Das ist brav von Ihnen!"

„Oder vom Zufall, der Sie fallen ließ."

„Sonst wären Sie nie zu mir gekommen?"

„Ich hätte wenigstens gewartet!"

„Sie wollten mir ausweichen?"

„Wenigstens Sie nicht suchen."

„Und warum nicht?"

„Weil finden ohne gesucht zu haben vortheilhafter ist als suchen, ohne zu wissen, was man findet!"

„Sie waren mißtrauisch gegen mich?'

„Das eben nicht. Doch sich von den ersten Eindrücken bestimmen lassen führt oft zu Enttäuschungen; dem ohne Suchen Gefundenen stehen wir freier, unparteiischer gegenüber als dem, was wir, aufzusuchen bemüht, endlich gefunden haben."

„Das zufällig Gefundene, weil es ohne unsern Willen an uns kam, schüttelt man leichter ab, meinen Sie?"

„Man beurtheilt es auch richtiger. — Doch jetzt nehmen Sie den Pelz um die Füße, daß Sie sich nicht erkälten, wenn ich Sie zum Schlitten trage."

Der Lakei staunte nicht wenig, als er seine Herrin auf den Armen des Malers sah, der sie in den breiten Schlitten wie in ein Bett legte, sie dicht mit Decken verhüllend. Sein Staunen wuchs, als Fricke zur Marchesa sagte:

„Lassen Sie den Diener zu Fuße gehen und mich die Pferde lenken. Es wird gut sein, wenn ich bei Ihrer Ankunft in Edlingshofen zugegen bin bis der Arzt kommt."

„Sehr freundlich, Herr Fricke! Sie kutschiren also auch?“ — sagte die Marchesa.

„Den Arzt“, fuhr sie fort, „nehme ich nicht. Mir ist der geschwätzige Charlatan zuwider. Ich lasse mich von Ihnen behandeln!“

Nun nahm Oscar Fricke dem Diener die Peitsche ab und stellte sich zur großen Belustigung der Marchesa statt desselben auf das Trittbret, die Zügel mit fester Hand erfassend. Die Marchesa beobachtete anfangs die Pferde mit etwas ängstlichen Blicken, bis sie sich überzeugt hatte, sie würden von kundiger Hand gelenkt.

„Sie sind ja gelernter Kutscher“, sagte sie dann. „Offen gestanden, ich ließ Sie diesen Platz nur einnehmen in der Gewißheit, nöthigenfalls selbst die Zügel ergreifen zu können, wenn es schief ginge. Reiten Sie auch?“

„Leider nicht, Marchesa! Doch was sagen Sie zu der Art, wie ich mich in Edlingshofen einführe?“

„Sie ist sehr lustig. Ich dachte daran allerdings nicht, als Sie sagten, Sie führen mit.“

„Es war nicht anders möglich, wenn ich Sie nicht Ihren Leuten überlassen wollte, da ich keinen Platz zur Mitfahrt gehabt hätte. Als Ihr Leibarzt aber — eine Stellung, die ich pünktlich erfüllen werde — mußte ich von der Partie sein.“

„Sie werden alle Tage kommen, bis ich wieder gesund bin, Herr Hofrath?“

„Natürlich, Hoheit!“

„Wie kommt es, daß Sie so rasch sich jetzt mit dem Gedanken befreundeten, aus Ihrer Einsamkeit herauszutreten?“

„Weil Sie mich interessiren, Marchesa!“

„Durch meinen Unfall? Sie spielen den barmherzigen Samariter!“

„Nicht das allein. Ich lernte Sie heute besser kennen, als das erste Mal.“

„Da war ich noch uninteressant?“

„Nein, aber unklar!“

„Bin ich Ihnen jetzt klar?“

„Nein, aber nicht mehr dunkel!“

„Sie halten mich für eine Kokette?“

„Dann würden Sie mich nicht interessiren.“

„Nun, für was denn?“

„Für eine Dame, die sich nicht langweilen will, sich aber immer langweilt, wenn Sie nicht mit einem Manne kämpft.“

„Kämpft?“

„Ja, um die Herrschaft!“

„Das thut nur die Kokette.“

„Jedes Weib will herrschen. Während aber die Kokette den Mann aufgiebt, wenn sie nicht herrschen kann, giebt das nicht kokette Weib die Herrschlust auf, wenn es den geliebten Mann verlieren würde!“

„So halten Sie mich wenigstens für männersüchtig?“

„Nein, aber Sie gehören zu den Frauengestalten, welche gegen ihr eigenes Geschlecht wie abendlich geschlossene Blumenkelche sind, Männern aber sich in ihrem Wesen offen erschließen.“

„Halten Sie dies für einen Vorzug?“

„Unbedeutende Frauen sind es nicht, welche diese Eigenschaft an sich

tragen. Es sind eben jene, welche sich bei ihresgleichen vereinsamt fühlen, weil ihr Gedankenkreis ein anderer ist, und dem männlichen Geistesleben näher steht."

„Solche Frauen sind aber immer emancipirt!"

„Verzeihen Sie! Emancipirt ist einer jener Ausdrücke, die gar nichts sagen, weil er nicht Gutes und nicht Schlechtes sagt. Emancipirt ist Alles, was die Grenze philisterhafter Alltäglichkeit überschreitet. Es kann Schlechtes sein; ebenso aber giebt es keinen bedeutenden Menschen, ob Mann, ob Weib, den man nicht emancipirt nennen könnte."

„Ich bin aber emancipirt im landläufigen Sprachgebrauch!"

„Ich halte dies für keinen Fehler. Wo die Grundlage der sogenannten Emancipation im Verstande liegt und der Geschmack sie begleitet, ist sie ein Vorzug, kein Fehler!"

Der Schlitten fuhr vor das Schloßthor.

„Wissen Sie, Herr Fricke", sagte die Marchesa, „was mir an Ihnen gefällt? Daß man mit Ihnen so vernünftig reden kann. Unsere Freundschaft soll eine bessere Grundlage haben als die schwankende Temperatur des Herzblutes."

„Um so besser für uns!" erwiederte der Maler und hob die Dame, gefolgt von den erstaunten Blicken der Dienerschaft, aus dem Schlitten. „Es giebt keinen Stoff für eine Novelle, unserm Geiste aber desto größeres Behagen!"

III

Nach dem Dejeuner zog sich die Gesellschafterin zurück, welche seither nur in leisen Lispeltönen über den Unfall geklagt und die Gebieterin vergebens gebeten hatte, den Arzt statt des mit mißtrauischen Blicken betrachteten Malers kommen zu lassen.

Oscar Fricke war allein bei der Marchesa, welche in einen weiten, seidenen Schlafrock gehüllt auf der Dormeuse im Boudoir ruhte und sich in der gewohnten Weise mit ihm unterhielt, nachdem der Verband erneut war.

„Ich wundere mich", sagte sie, als eine kleine Pause in dem flüssigen Gespräche entstanden war, „daß ich bei Ihnen eine so große Uebereinstimmung mit meinen Anschauungen treffe. Sie sind seit Langem der erste Mensch, der mir ein geistiges Entgegenkommen bietet."

„Sie sind", erwiederte Fricke, „eben mit dem Vorurtheile an mich getreten, etwas Ihrem Wesen ganz Widersprechendes zu finden. Darum staunen Sie jetzt statt dessen eine Ihnen verwandte Natur kennen zu lernen."

„Wenn ich von meiner ursprünglichen Meinung, ein Naturkind in Ihnen zu sehen, abgehen mußte, so kann ich doch in Ihnen nur von mir Grundverschiedenes sehen. Stellen Sie sich mir, dem Weltkinde mit den bunten Lappen seiner Geistessphäre, zur Seite, dann sehe ich die Verschiedenheit recht deutlich darin, daß Sie ohne jene kosmetischen Mittel wirken, die wir Weltkinder in Ermangelung natürlicher gebrauchen müssen."

„Eben diese, Marchesa, ist eine Täuschung. Derselbe Grundton, nur mit verschiedener Färbung, klingt in uns. Und was ist dieser Grundton? Die Auflehnung gegen eine Macht, der wir uns entzogen, weil sie uns Alles hätte geben können, statt dessen aber die tiefsten Wunden schlug und bitter uns enttäuschte."

Die Marchesa sah längere Zeit schweigend zu Boden. Ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie dann sagte:

„Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht und so will ich selbst es besorgen, daß Sie mich ganz kennen lernen, wie's hier drinnen bei mir aussieht und was Sie mir waren, noch ehe Sie mich kannten. — Sie sehen mich fragend an? Ich scherze nicht! Der Unfall kam mir willkommen, Sie ohne Mühe nach Edlingshofen zu bringen, um Ihnen dort zu zeigen, daß Sie mir seit Langem ein Freund, ein Tröster sind. Ich hätte es bei meinem Besuche in Ihrer Stube sagen können. Ich wollte erst in Ihrer Seele lesen und mich überzeugen, daß Sie sind, wie ich Sie wünsche. Ohne Worte sollen Sie mich gründlich kennen lernen!"

„Marchesa!" rief Fricke in starrem Erstaunen. „Was ist das? Lösen Sie dieses sonderbare Räthsel Ihrer Worte!"

„Wie ungeduldig! Ich konnte so lange auf diese Freude warten, Sie können nach wenigen Augenblicken nicht mehr ruhen!"

Eine schwere grauseidene Portière, über welche eine dicke gleichfarbige Schnur mit goldener Troddel herabhing, hatte Oscar Fricke der Dormeuse gegenüber schon längst bemerkt. Jetzt ging er auf das Geheiß der Marchesa hin und zog an der Schnur.

Er wich jäh einige Schritte zurück, als die Portière sich in zwei Hälften theilte und er ein kleines Cabinet vor sich sah, von dessen hellrother Mittelwand sich das Brustbild eines blassen, dunkeläugigen Jünglings abhob, dessen schwarze Locken wirr über die Stirn hingen und dessen bitter lächelnden Mund nur ein leiser Anflug von Bart umspielte. Den goldenen Rahmen des Bildes schmückte eine grüne Lorbeerguirlande. Zu beiden Seiten des Porträts hingen mehr als ein Dutzend jener lebenswahr gezeichneten charakteristischen Bauerntypen, wie Oscar Fricke sie zu malen pflegte. Das erst vor einigen Tagen von ihm an einen Münchener Kunsthändler geschickte Bild der Moni hing auch bereits dabei.

„Henri Roucourt!" rief Oscar Fricke, die Arme gegen das Porträt ausstreckend. „Meine Bilder! Alle, alle, die ich seit meiner Rückkehr von Paris geschaffen!"

Die Marchesa unterbrach ihn mit dem lebhaften Ausrufe:

„Sie kennen Henri?"

Fliegende Röthe lag auf ihren Wangen, ihre grünen Augen funkelten. Der stechende Schmerz im Fuße aber ließ sie auf das Polster zurücksinken, als sie in der Erregung aufzuspringen versuchte.

„Ob ich ihn kennte!" rief jetzt Oscar Fricke der Marchesa zugewendet. „Er war mir der Genosse meines Denkens, meines Schaffens, der Einzige, der jede Falte meines Herzens kannte. Was ich ihm war, sah ich, als er schluchzend bei unserm Scheiden an meiner Brust hing, wie ahnend, daß wir uns niemals wiedersehen würden. Aber Marchesa, was soll dies neue Räthsel, Henri's wohlgetroffenes Bild inmitten meiner Werke, Ihre Worte?"

„Jetzt begreife ich Alles!" sagte die Marchesa vor sich hin.

Oscar Fricke trat zu ihr, ihre Hand fassend kniete er nieder und begeistert hing sein Auge an ihren erregten Zügen, als er sprach:

„Trügt meine Ahnung mich nicht, Marchesa, die mir sagt, nicht nur die Freundin meiner Kunst, die Freundin Henri's hab ich hier gefunden?

Wie innig will ich die Hand Derjenigen küssen, die einen letzten Sonnenstrahl in meines lieben Henri's Leben sandte!"

„Ich selbst", erwiederte die Marchesa, den Maler zum Aufstehen nöthigend, „ahnte nicht, wie nahe wir uns durch ein uns theures Herz stehen, das zu schlagen aufgehört! Ja, Oscar Fricke, ich war glücklich, unsäglich glücklich mit Henri Roncourt, und da Sie ihn Freund nennen, so ist ein Band zwischen uns geschlungen, das unzertrennlich ist durch die gemeinsam heilige Erinnerung!"

„So soll es sein, Marchesa! Das Weib, das er geliebt, ist mir theuer und heilig! Aber Marchesa, wenn ich auch der Geliebten Henri's abbitten muß, daß ich an ihrem Kunstverständniß zweifelte, wo sie von einem solchen Künstlergeiste die Kunst im höchsten Sinne lieben lernen mußte, noch begreife ich nicht, was Sie zur Gönnerin meines Schaffens machte?"

„Ich besaß von Henri's Hand nur eine kleine Skizze. Als ich vor einigen Jahren nach München kam, sah ich bei einem Kunsthändler eines Ihrer Bilder. Sofort erkannte ich eine unleugbare Aehnlichkeit der Auffassung und der Durchführung mit jenen Bildern, die ich von Henri gesehen hatte. So, gerade so, hatte er mich die Kunst lieben gelehrt! Dachte ich auch nur an eine zufällige Gleichartigkeit der Anschauung zweier Künstler, ich gewann um Henri's willen Ihre Bilder lieb und erwarb von jenem Kunsthändler ein für alle Mal, was von Ihrer Staffelei kam. Daß ich Sie aufsuchte, als ich erfuhr, wie nahe Sie mir waren, wird Ihnen jetzt natürlich erscheinen! — Für Ihren Ruhm freilich wäre ein anderer Mäcen besser gewesen als ein Weib, das Ihre Werke nicht einmal um Ihrer selbst willen, sondern einer Aehnlichkeit wegen, aus Herzenssympathie, statt aus Kunstbegeisterung erwirbt."

„In keiner würdigern Hand", sagte jetzt Oscar Fricke, „kann ich meine Werke wissen, als in den Händen der Geliebten Henri's; denn mit Stolz darf mich das Lob erfüllen, daß aus meinen Werken eine Aehnlichkeit mit meines Freundes genialem Geiste spricht. Welch' schöne Aufgabe ward so meinen Bildern zugedacht, die Erinnerung an einen Henri Roncourt in Ihrem liebenden Herzen zu erwecken! Welche Bewunderung aber, Marchesa, zolle ich jetzt dem zartsinnigen Frauenbilde, das um so schöner mir entgegenleuchtet, da es wie ein poesievoller Märchentraum vor mich tritt!"

„Wie ein Märchen, ein Traum!" lispelte mit dem Kopfe nickend die Marchesa. „Wir lernten uns bei einer Dame kennen, der er Malstunden gab. Wir sahen uns dort öfter. Später trafen wir uns bei seiner Base, einer Modistin, in einem Mansardenstübchen. Wir liebten uns mit der ganzen Seligkeit zweier blutjungen Leute, ohne an eine Gefahr der Entdeckung zu denken. Ich mußte mit meinem Vater nach Rom. Schwere Zeiten kamen über mich. Als ich des Geliebten tröstende Hülfe suchte, war er todt. Das schöne Märchen ist zu Ende. Entsetzlich!

Die schwärmerische Geliebte Henri's wurde die emancipirte Teresita Biancacamponi mit dem kecken Witze auf den Lippen, dem lustigen Lachen, das die Wehmuth der Erinnerung verdrängen soll. Aus der rührenden Idylle hat ein boshafter Autor einen Salonroman gemodelt von solch' überstarkem Duft, daß wir uns ärgern müssen über diese Verwandlung, die uns den Traum von einer poetischen Frauengestalt nahm, um dafür das blasirte Bild der Dame von Welt zu geben. — Erholen Sie sich etwas vom Effecte der eben abgespielten Scene und Sie werden den Widerspruch zwi-

schen der Soubrette von heute Morgen und der tragischen Liebhaberin von jetzt mit dem Urtheile lösen: „Sie spielt gut Komödie! Komödie hat sie auch mit Henri Roncourt gespielt!“ — Hätte ich Sie Henri so nahestehend gewußt, ich hätte mich Ihnen auf andere Weise zu erkennen gegeben. Jetzt habe ich keine Mittel, ein falsches Urtheil abzuweisen!“

„Wie kommen Sie, Frau Marchesa, plötzlich auf diesen düstern Gedanken in dem Momente, wo Sie mir in Ihr der besten Freundschaft werthes Herz einen Einblick gewähren?“ frug der Maler.

Sie schwieg.

Schweigend sah Oscar Fricke die Thränen in ihren Augen glänzen. Er hatte nur flüchtig das Bild vorüberziehen sehen, aus dem er das Weib erkannt hatte, das im Kampfe mit der salbungsvoll vergiftenden Alltäglichkeit geblutet hatte. Die Marchesa hatte ein Interesse in ihm erweckt, das nicht allein der Geliebten des todten Freundes galt.

„Bitte, schließen Sie die Portière!“ sagte die Marchesa nach einer Weile.

Oscar Fricke that es langsam, einen langen, warmen Blick auf das Porträt seines Freundes werfend.

Ein leises Knistern weckte ihn aus der Traumbefangenheit, in der er noch vor der geschlossenen Portière stand.

Er wendete sich um.

Die Marchesa zündete eben mit einem Wachszündhölzchen eine Cigarrette an. Sie wies auf das vor ihr stehende Kästchen, aus dem jetzt auch Fricke sich bediente. Lange brannte er die Cigarrette nicht an, sondern spielte nur mechanisch damit und sah der Dame zu, die, zur Decke blickend, blaue Ringelchen dem zierlich gespitzten Munde entsendete.

„Sie bleiben doch beim Diner?“ frug sie.

„Es ist schon spät und die Nacht heute dunkel!“ lautete Fricke's Antwort.

„Meine Pferde bringen Sie zurück!“

„Ihre Einladung ist zu freundlich, daß ich jetzt noch ohne Unhöflichkeit ablehnen könnte!“

„Allerdings! Wir wollen Bowle brauen!“

„Wie Sie wünschen, Frau Marchesa!“

„Wie steif Sie das sagen: „Wie Sie wünschen, Frau Marchesa!“ Wünschen Sie es denn nicht?“

„Offen gestanden, fehlt mir dazu die rechte Stimmung.“

„Sie sind ein schlechter Lebenskünstler! Wenn ich nur aufstehen könnte, ich würde Sie am Flügel erheitern!“ sagte die Marchesa. Aber wenn Sie mich so still betrachten, stecken Sie mich an und statt mich zu zerstreuen, falle ich zurück in meine melancholischen Weltschmerzgedanken! Ach, wie müssen Sie von mir urtheilen! Sie, der ernste, selbstbewußte Mann, ich eine Närrin, ein Kind, das Sie aus seiner Harmlosigkeit geweckt, dem Sie wehegethan haben und das jetzt weinend und lachend sich zu helfen sucht, wie es kann, und immer fürchten muß, dafür ausgezankt zu werden. Haben Sie Geduld mit mir! Ich bin noch so jung und habe das Leben so lieb, so Schlimmes man mir angethan!“

„Sie haben es selbst gesagt, Marchesa! Jetzt darf ich es wiederholen! Sie sind ein jugendfrohes, aber kluges, feinfühliges Kind, das die Welt in

seinen schönsten Träumen irre gemacht hat und das nun zwischen Schmerz und Jugendlust hin- und hergetrieben des Führers ermangelt. Darf ich der Führer sein?"

„Wer wäre mir dazu lieber als Sie, mein Freund?"

IV.

Die Marchesa schritt ungeduldig durch ihr Zimmer. „Wo bleibt nur Oscar so lange? Sonst kommt er immer früher", dachte sie. „Es ist so langweilig ohne ihn. Vierzehn Tage bin ich ihn jetzt den ganzen Nachmittag bei mir zu sehen gewohnt."

Wir haben uns recht aneinander gewöhnt, Oscar und ich. Konnte es auch anders sein, wo sich solche Berührungspunkte finden! Nie habe ich Jemandem so gern stillschweigend zugehört, wie diesem echten Germanensohn mit der treuen Seele in der Riesenbrust, die selbst im heißen Lebenssturm sich noch weiche Töne, die nach den Kinderjahren klingen, bewahren konnte. Wie rührend schildert er, das eigene, gute Herz vor mir offen enthüllend, den an Sorge und an Freude reichen Liebesbund, der an den armen Henri ihn knüpfte! Daß mir Henri nie davon erzählte! Welch' schönes Bild muß es gewesen sein, den dunkeläugigen Franzosen mit der Feuerseele in dem schlanken, zarten Körper an die Hünengestalt des blonden Nordländers mit dem eisernen Verstand und dem liebevollen Gemüth von gleichen Ideen genährt sich schmiegen zu sehen!"

Während dieser Reflexionen war die Marchesa an's Fenster des Boudoirs getreten, das über schneebedeckte Hügelwellen die Aussicht an den See und in die Berge in weitem Rahmen bot.

Seufzend schweifte ihr Blick über die winterliche Landschaft, durch die sich in Schlangenwindung die Straße nach Unterammerdorf wand. Es war vergebens. Leer und öde blieb die Strecke und selbst mit dem Fernglase, das sie zur Hand genommen, konnte sie kein lebendiges, sich gegen das Schloß bewegendes Wesen entdecken.

Sie bemerkte nicht, daß die Zofe eingetreten war, bis diese wenige Schritte hinter ihr stand und eine Visitenkarte mit den Worten übergab:

„Baron Edling wünscht dringend mit der Marchesa zu sprechen!"

Die Zofe wußte wohl, der Baron sei der frühere Besitzer des Schlosses gewesen. Daraus aber konnte sie sich nicht erklären, daß ihre Gebieterin das Fernglas zu Boden fallen ließ und bleich wie der Tod die Hand an den Busen drückte, bis sie nach einer Weile mit keuchender Stimme sagte:

„Er möge meiner im Salon warten! Sage das dem Baron und komme dann wieder!"

Als die Zofe nach Ausführung des Befehles zurückkehrte, sah sie die Marchesa an einem Fauteuil stehen, an dem sie sich mit der Hand festhielt, während die andere mit einem Battisttuch über die Stirn glitt, als trockene sie dort den perlenden Schweiß. Das Antlitz der Dame war bleich wie zuvor und über den fieberhaft glänzenden grünen Augen ballten sich düstere Falten auf der schönen Stirn.

Zaghaft frug die Zofe:

„Frau Marchesa befehlen noch?"

„Die schwarze Seidenrobe! Ich will mich umkleiden!" war die kaum

verständlich matt gemurmelte Antwort. Wankenden Schrittes ging die Marchesa der Zofe voraus in das Toilettezimmer.

Es knisterte der schwere Stoff der langen Schleppe des bis an den Hals geschlossenen, reich mit schwarzen Spitzen besetzten Kleides auf den dicken Teppichen, als die Dame zurückkehrte und vom Blumentisch eine weiße Camelie brach, die sie in das rothe Haar steckte. Sonst trug sie nur ein goldenes Medaillon an goldener Halskette als Schmuck. Vor der Portière, die in den Salon führte, blieb sie nochmal stehen. Mit einem schweren Seufzer richtete sie einen unendlich schmerzlichen Blick nach Oben. Dann raffte sie sich entschlossen auf und rasch theilte sich die Portière unter ihren Händen.

Stumm verbeugte sich Baron Edling vor der Frau, die so bleich war wie er. Stumm erwiederte diese seinen Gruß.

Die Marchesa stand gesenkten Hauptes der hohen, hagern Gestalt des Barons gegenüber, dessen dunkle Augen unter den buschigen Brauen, so schwarz wie der Schnurrbart, der unter der feingebogenen Nase die schmalen Lippen schmückte, auf sie forschend, fragend geheftet waren.

Einige Secunden nur dauerte diese peinliche Stille. Dann hob die Marchesa das bleiche Haupt und ein greller Blitz fuhr aus den zornigen, grünen Augen, als sie zwischen den Zähnen zischte:

„Was begehren Sie von mir? Warum lassen Sie mich nie zur Ruhe kommen als die lebendige Qual meines Lebens?“

„Darum bin ich gekommen, Ihnen und mir Ruhe zu geben, indem ich Ihnen zeige, daß ich schuldlos daran bin, wenn ich als Qual statt als Glück Ihres Lebens gelte.“

„Ich wäre neugierig, wie Sie ohne freche Lüge mir dies zeigen könnten, wenn für Neugierde die Sache nicht zu entsetzlich traurig wäre.“

„Traurig ist sie! Sie haben Recht. Doppelt traurig, weil ich ohne Lüge Ihnen zeigen kann, daß uns Beide der Umstand drei Jahre gekostet, daß Sie sich selbst belogen haben. Gerade drei Jahre sind es heute, daß wir in Rom getraut wurden!“

Die Marchesa zuckte zusammen. Sie faßte die Lehne eines Stuhles und den Kopf gegen den Baron wüthenden Blickes vorgebeugt, knirschte sie:

„Wagen Sie es nicht, mich an diesen Tag des elendesten Schurkenstreiches zu erinnern, wenn Sie nicht mehr noch hören wollen, als ich Ihnen an jenem sonderbaren Polterabend sagte, den wir im Garten der Villa meines Vaters feierten!“

„Nur neues Unrecht würden Sie damit begehen, während ich gekommen bin, Sie zu bewegen, das alte einzusehen und dem Retter Ihrer Ehre die Ehre, die Sie ihm geraubt, zurückzugeben. Ich habe lange, recht lange gewartet und viel gelitten, bis ich es nicht mehr länger tragen konnte.“

„Zwingen Sie mich nicht, Baron, die Achtung vor Ihrem Wappenschilde zu vergessen und enden Sie eine Komödie, deren Schluß etwa gar sein sollte, daß ich, die Schwergekränkte, Sie auf den Knieen um Vergebung anflehen müßte!“

„Ich habe Ihnen längst vergeben, was blinder Wahn in einer verzweifelten Lage Sie an mir verschulden ließ. Doch ich will mehr. Umsonst wäre mein langes Herzeleid, wenn ich heute mir nicht den Lohn holen dürfte, indem ich Sie, die Haßerfüllte, als der von freiwilliger Verbannung zurück-

gekehrte Gatte an mein Herz drücke und drei Jahre nach der Trennung die verspätete Hochzeit feiere."

„Baron Edling, ich verbitte mir diese Sprache und wiederhole meine Drohung, Sie zu züchtigen, wie damals, wenn Sie fortfahren, so die Lage einer einsamen Frau zu mißbrauchen."

„Ist Recht Mißbrauch?"

„Sie haben kein Recht mir gegenüber! Mit der Hälfte meiner Renten habe ich es Ihnen abgekauft unter der Bedingung, daß Sie mich am Abend des Trauungstages verließen! Sie nahmen die Offerte an und haben ein gutes Geschäft gemacht, besser, als Sie nach den Verhandlungen mit meinem Vater hätten erwarten können!"

„Wissen Sie genau, was ich mit Ihrem Vater verhandelte?"

„Ich konnte es recht gut schließen, als er mich einst zu sich berief, ich Sie an seiner Seite traf, den er mir mit den Worten zuführte: „Teresita! Hier ist Dein Gatte!" Sie verbeugten sich und küßten mir stumm die Hand. Ich, ich Unglückliche, mußte gehorchen. Trug ich doch des todten Freundes Liebespfand unter dem Herzen, des Vaterhauses Schande! Dieser Gedanke genügte auch ohne den Ton jener grausamen Vaterworte, einen unabänderlichen Befehl zu erkennen. Aber kein Machtgebot der Familienehre konnte mich hindern, Den zu hassen, der mich wie eine Waare kaufte und dem Innern meiner Seele die Schmach tiefster Erniedrigung hinzufügte."

„Wenn aber dieser Schluß, den Sie damals zogen, schweres Unrecht gewesen wäre?"

„Das möchte ich bewiesen sehen! War ich nicht die reiche Erbin, Sie der verschuldete Gesandtschaftsattaché, den dieser Handel wieder flott machte?"

„Ja, Sie waren die reiche Erbin. Aber nur Ihre Persönlichkeit war es, die mich anzog. Der Erbin bedurfte ich nicht; denn, wenn ich auch Schulden hatte, ich hatte auch einen Reichthum hinter mir, sie ohne eine reiche Frau zu tilgen. In Paris kannte man meine Schulden nicht genau genug, noch weniger mein Vermögen, um zu urtheilen, ob ich zu viel Schulden hätte. Man irrte sich sehr, da man mich ruinirt glaubte."

„Sonderbar! Was hinderte Sie dann, statt den ewigen Courmacher zu spielen, offen Ihre Absichten auszusprechen?"

„Sie ließen mich, den Menschenkenner, bald genug errathen, daß eine Neigung, die nicht mir galt, Ihr Herz beherrschte. Hielt ich dieselbe auch nur für den Liebestraum eines halben Kindes, mein Zartgefühl gebot mir, erst abzuwarten, ob der indirecte Einfluß meiner Persönlichkeit diesen Traum verwischen könne, ehe ich offen meine Liebe erklärte!"

„Ach, wie rührend! Und so weit trieben Sie das Zartgefühl, Ihre Liebe meinem Vater zu erklären zu einer Zeit, da Sie am deutlichsten sahen, wie viel der Liebe ich für Sie haben konnte, zu einer Zeit, da ein Mann Ihres Standes jede Liebe zu mir aufgegeben hätte?"

„Ja, Frau Marchesa, so weit trieb ich mein Zartgefühl!" erwiederte auf diese höhnenden Worte Baron Edling mit gehobener Stimme und seine dunklen Augen offen auf die Marchesa gerichtet.

In zweifelndem Staunen sah ihn diese erst an, ehe sie sagte:

„Mein Vater bot mich Ihnen an und Sie kauften mich. Das war es!"

„Ihr Vater bot Sie mir an und ich — schlug Sie aus!" war die kalte Antwort.

Die Marchesa zuckte zusammen, ihre Augen waren starr auf den Baron gerichtet, der Mund zum Sprechen geöffnet.

Doch ehe sie ein Wort von den Lippen brachte, fuhr der Baron in ruhigem, erzählendem Ton fort:

„Eines Tages überraschte mich in Rom, wohin ich Ihnen nachgefolgt war, Ihr Vater mit einem Besuch und trug mir von freien Stücken Ihre Hand an, unter den glänzendsten Versprechungen mich bittend, die Ehre seines Hauses zu retten.

So sehr ich Sie liebte, das Ansinnen Ihres Vaters verletzte mich, weil ich darin nur die Ausbeutung einer von ihm irrthümlich vermutheten Nothlage sah. Ich wies den Antrag zurück, indem ich ihm zugleich erklärte, meine Lage sei so schlimm nicht, auf solche Weise Rettung suchen zu müssen. Erschrocken entfernte sich Ihr Vater. Ich aber dachte ernstlich über die Sache nach und bald war es die tiefgewurzelte Liebe, die mir sagte, ich will Sie vor dem Ihnen drohenden Schicksal retten, einem gewissenlosen Menschen als Waare verkauft zu werden und mich ehrlich bemühen, die Liebe Ihnen einzuflößen, die Sie jetzt zu mir noch nicht haben konnten. Dies schrieb ich Ihrem Vater. Vielleicht ahnen Sie, was damals in meiner Seele vorging, welche Kämpfe in mir tobten, die in jenem peinlichen Augenblick, wo ich als Bräutigam vorgestellt wurde, mir die Kehle zuschnürten."

Der Baron war mehr und mehr durch seine eigene Erzählung bewegt geworden, so daß seine Stimme gegen Ende in jenes Stocken gerieth, mit dem man die drohenden Thränen unterdrückt.

Die Marchesa mußte jetzt an seine Wahrhaftigkeit glauben. Allein sie stemmte sich wie eine Verzweifelte gegen den Gedanken des eigenen schweren Irrthums. Die Hand krampfhaft an die Lehne des Fauteuils klammernd, mit heftig wogender Brust und angstvollem Blick keuchte sie die Worte hervor:

„Warum schwiegen Sie dann auch nachher gegen mich und versagten mir eine so wichtige Aufklärung?"

„Ihr Zustand erforderte Schonung. An jenem Abend vor der Hochzeit, an welchem Sie mir selbst das Rendezvous im Park boten, wollte ich Ihnen Alles sagen, daß es klar wurde zwischen uns. Sie sollten mich achten lernen, ich hätte Sie zart geschont, bis die Zeit Ihr Herz gewandelt und dem geachteten Mann dankbare Neigung gebracht hätte. Da, als ich erfüllt von den ehrlichsten Absichten nicht ohne Herzklopfen Ihnen im Park entgegentrat, tönte mir, ehe ich ein Wort von den Lippen brachte, Ihr schneidendes Urtheil entgegen.

Haßerfüllt, in rasendem Zorn sprachen Sie von Schurkenstreich, Abenteurer, und noch gräßlichere Schmähungen kamen aus Ihrem Munde.

Ich hörte Sie stumm an. Eine Rechtfertigung war bei Ihrer Stimmung nicht möglich, nach solchen Vorwürfen gar nicht mehr eines Edelmannes würdig. Mir war der Mund verschlossen, ich hatte nur ein kurzes „Ja" für Ihre Bedingungen."

Die Marchesa glitt mit zitternder Hand über die Stirn, ehe sie den letzten Versuch des Widerstandes hauchte:

„Und die langen drei Jahre?"

„Als Sie nach einem Jahre, nach dem Tod Ihres Vaters und Ihres Kindes, mir der öffentlichen Scheidung wegen schrieben, zeigte dieser Brief noch so viel des Hasses, daß ich nicht auf Glauben Ihrerseits rechnen durfte.

Ich mußte mich begnügen, der Scheidung zu widerstreben. Sie fürchteten mich und darum gehorchten Sie meiner Weigerung. Die Aufklärungen mußten aufgeschoben werden, bis ich stärkere Beweisgründe meiner Wahrhaftigkeit Ihrem Hasse gegenüberstellen konnte."

„Und — diese — stärkeren — Gründe?" stotterte die Marchesa.

„Sind rein materieller Natur. Ihr eingewurzeltes Vorurtheil zu nehmen, gab es nur das eine Mittel, Ihnen zu zeigen, wie fern jede Habsucht meinen Bemühungen um Sie fern lag.

Dazu brauchte ich einige Zeit, um diesen Beweis nachdrücklich liefern zu können. Ich hatte die mir von Ihnen zugesprochene Rente pünktlich jedes Quartal eingenommen, statt darauf zu verzichten. Letzteres wäre vielleicht ein Beweis für Sie gewesen, allein bei Ihrem Haß von zweifelhaftem Erfolg. Besser war es, die Rente zu nehmen, um Ihnen jetzt sagen zu können, daß sie unmittelbar nach der Vereinnahmung bei einem Bankhause in München hinterlegt wurde, wo Sie die seit drei Jahren admassirte Summe mit Zinsen und durch glückliche Anlage etwas vermehrt jeden Tag erheben können."

Der Marchesa schwindelte. Kaum vermochte sie noch die von rathlosem Staunen eingegebene Frage zu stellen:

„Aber Ihre Schulden? Ihr Verkauf von Edlingshofen."

„War, wie ich offen gestehe, ein etwas jesuitisches Mittel, das mein Anwalt, der zugleich mein Freund ist, mir rieth. Ich wollte Sie hierher, auf Grund und Boden meiner Väter bringen, um mit Ihnen aus der Nähe und durch mehrfache geschäftliche Verwickelungen in Berührung zu kommen. Mein Anwalt arbeitete gemeinsam mit dem Ihrigen, den wir für unsern Plan gewannen. Leicht war es zu bewerkstelligen, daß Ihnen von verschiedenen, von mir instruirten Leuten fingirte Forderungen an mich präsentirt wurden. Ihr Anwalt vermochte Sie zur Zahlung gegen Abtretung von Edlingshofen, indem er, Ihre Gefühle richtig berechnend, den Gedanken einer trefflichen Rache Ihnen nahelegte, die in meiner Vertreibung von dem geliebten Sitze meiner Väter bestand. Sie handelten, wie wir uns gedacht. Ihre Zahlungen der fingirten Forderungen sind wohl angelegt und können jederzeit von Ihnen erhoben werden, wenn Edlingshofen Ihnen nicht mehr behagt. Die Sache war ein Scheingeschäft, bei dem Sie nichts verloren haben, ich aber gewonnen zu haben hoffe, wenn wir unsere Geschäfte wieder auf den alten Punkt zurückführen; denn dann hoffe ich zur Belohnung meiner treuen Vermögensverwaltung meine feindliche Gattin als versöhnt umarmen zu dürfen."

Der Baron hielt inne. Die Marchesa schluchzte heftig. Die eingetretene Stille erdrückte das zerknirschte Weib vollends. Stöhnend brach es in die Kniee und stammelte schluchzend, das Gesicht auf die ergriffene Hand des Barons drückend:

„Vergebung! Vergebung! Ich habe Sie schwer gekränkt, Baron Edling!"

Der Baron hob die Weinende auf und mit erregt zitternder Stimme sagte er:

„Nicht Vergebung, Liebe ist das schöne Wort, das Alles, was geschehen ist, in Vergessen senkt. Daß Sie meine Liebe dulden und selbst versuchen, ob Sie mich denn gar nicht ein bischen lieben können, ist's, was ich als Sühne einer schweren Zeit von Ihnen erflehe!"

Er hielt noch die Hand der Dame. Diese entzog sie ihm hastig und

„Ich will das Unrecht ſühnen, das ich Ihnen zugefügt, und will eine treue, gehorſame Gattin ſein! Mehr kann ich nicht! Es iſt zu ſpät!“

Der Baron erbebte.

„Es iſt zu ſpät!“ murmelte er und ſchlaff ließ er die Arme ſinken.

Die Marcheſa wagte nicht aufzublicken.

Sie preßte das Taſchentuch an die Lippen und ihre Zähne drückten ſich in das zarte Gewebe.

Der Baron hielt einen Augenblick die Hand an die Augen, dann faßte er ſich wieder und die Hand der Marcheſa ergreifend, ſagte er gehobenen Hauptes, wenn auch mit unſicherer Stimme:

„Ich darf ein ſolches Opfer von Ihnen nicht verlangen! Ein unglückliches Geſchick hat uns zuſammengeführt, die nicht zuſammengehören. Sie haben ein ſchmerzliches Wort geſprochen, doch auch das muß verwunden werden! Sie ſind frei, Marcheſa! Baron Edling wird Sie nie vergeſſen, für Sie aber hat er aufgehört zu leben!“

Die Marcheſa ſank weinend an ſeine Bruſt.

„Können Sie mir vergeben?“ hauchte ſie, ſcheu zu ihm aufblickend.

Mit zitternden Lippen drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und ſchob ſie ſanft von ſich.

„Ich habe nur noch eine Bitte“, ſagte er leiſe, mit Thränen ringend, „den Namen Desjenigen zu hören, der glücklicher iſt als ich!“

Die Marcheſa zögerte eine Weile. Dann ſagte ſie erröthend:

„Oscar Fricke, der Maler in Unterammerdorf!“

„Ich kenne ihn gut!“ erwiederte Baron Edling. „Doch hätte ich nie gedacht, daß der rauhe Sonderling den Weg zu Ihrem Herzen finden könnte!“

„O! Er ſcheint nur rauh und ungefällig, doch Sie kennen nicht die brave Seele, die in dieſer wunderlichen Schale wohnt. Er war Henri Roncourt's Freund und dies hat ihm den Weg zu meinem Herzen gebahnt.“

Die Marcheſa war mit dieſen lebhaft geſprochenen Worten dem Baron in die Rede gefallen. Zu ſpät merkte ſie, wie weh ihre laute Kundgebung aufwallenden Gefühles, vor Allem die Erinnerung an ihren todten Geliebten, dem Baron thun mußte. Sie verfiel erſt in ein erſchrockenes Schweigen, dann ſuchte ſie den gemachten Fehler zu verbeſſern, indem ſie dem Baron die Hand mit den Worten reichte:

„Verzeihen Sie mir, daß ich ſo wenig verbergen konnte, was ſich in meinem Herzen für Oscar Fricke in kurzer Zeit gebildet hat. Nicht weniger empfinde ich darum die Größe Ihres Edelmuthes, die mich ſo tief beſchämt, daß ich dieſe laute Regung des Gefühls bereuen muß und ſo wenig ich ſie leugnen kann, meine Liebe mir zum ſchweren Zweifel wird, ob ich nicht dem alten Unrecht ein neues hinzufüge, wenn ich eine ernſte Pflicht dem Wunſche meines Herzens hintanſetze. Jene weiſt mich an Ihre Seite, dieſer ſagt mir zu deutlich, wo ich lang vermißtes Glück finde. Ich bin ein Weib! Als Weib habe ich gegen Sie gefehlt, als Weib ſtehe ich jetzt verwirrt, rathlos da und weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll, da zwei Mächte in einer Seele ſtreiten!“

Matt sank ihr Haupt auf die Brust.

Der Baron faßte noch ihre andere Hand und so, sie mild betrachtend, sagte er:

„Sie haben nur einen Weg für sich, den Ihr Herz Ihnen weist. Ich habe keine Rechte gegen Sie, wie Sie aus einer Scheinehe keine Pflichten gegen mich haben. Wo Sie einen Edelmuth der Entsagung sehen, den ich bei Gott nicht habe, muß ich nur der bittern Nothwendigkeit gehorchen, die mit der erbarmungslosen Stimme der Vernunft mir verbietet, uns Beide unglücklich zu machen, indem ich ein irrthümliches Pflichtgefühl benutzen würde, da ich doch dem geträumten Ziele, Ihre Liebe zu gewinnen, ferner denn je stehe. Ich kam in der Absicht, zwei Herzen zu vereinen. Nehmen Sie mein Geleite bis zu Oscar Fricke's Thür. So geht aus dieser unheilvollen Zeit doch Eines von uns glücklich hervor, das Andere hat den Weg vom leichtfertigen Attaché zum ernsten Manne durch diese Zeit der Prüfung gefunden — —"

„Es wird, wie jeder Brave, auch den Weg zum Glücke finden!" unterbrach ihn die Marchesa, sich mit einem feuchten, dankbaren Blicke an seine Brust lehnend.

Wehmüthig lächelte der Baron als er erwiederte:

„Ein schöner Glaube, aber auch nur ein Glaube!"

V.

Das Schellengeläute des Schlittens trieb Oscar Fricke, der ausnahmsweise heute auf seiner Stube arbeitete, an's niedere Fenster. Er sah den Schlitten anhalten und die Marchesa mit Baron Edling, den er wohl kannte, aussteigen und in's Haus treten.

Zusammenfahrend fühlte er, daß ein stärkeres Wallen des Blutes seine Brust beschwerte. Traurig sank er auf seinen Stuhl nächst dem Fenster und traurig hing sein Blick an dem bis auf wenige Verbesserungen vollendeten Bilde — der Marchesa.

Jetzt hörte er auf der schmalen Stiege das Geräusch eines Damenkleides.

„Ja wohl! Sie kommen, den guten Neufoundländer heimzusuchen, der der Frau Marchesa die Zeit vertrieben hat, bis der Baron Edling es gelegen fand, den Gutsverkauf mit der Uebergabe seines Herzens an die schöne Käuferin zu beschließen. Sie streichelt lächelnd — ach, so schön kann sie lächeln! — dein zottiges Fell und rühmt dich ihm als treues Hausthier! Darfst ihr dafür das Händchen lecken! Aber sei ja nicht so dumm und lasse dir merken, du habest mehr sein wollen als der Neufoundländer, sonst lacht sie dich aus, was dir dummen Thiere mit dem zottigen Felle und den gutmüthigen Augen, die sich so leicht täuschen lassen, Unsinniges einfällt!"

Unter solchen Gedanken arbeitete mühsam die breite Brust des Malers und die Mundwinkel falteten sich zu einem bittern Zuge. Er horchte nochmals und hörte nicht mehr jenen knisternden Ton eines Damenkleides.

Vor seiner Thür stand hochklopfenden Herzens die Marchesa. Eine unerträgliche Angst erfaßte sie in dem letzten Augenblicke und ließ sie zittern vor dem Wagniß, Oscar Fricke's Thürklinke zu berühren. Unter den psychischen Qualen der letzten Stunde hatte ihre Liebe den großen Schritt vom

still in sich getragenen hoffenden Gefühle zu beflügelter Sehnsucht nach des Geliebten Armen in raschem Uebergange gethan und dem Verstande gar nicht Zeit gelassen, zu überlegen, daß zwischen ihr und Oscar Fricke von Liebe noch nicht die Rede gewesen und ihr weiblicher Instinct sich etwa doch täuschen konnte in seinen Schlüssen aus den täglichen Besuchen, den warmen Blicken und innigen Händedrücken.

Eben diese Zweifel überkamen sie jetzt und neue gesellten sich jede Secunde dazu, ob sie es wagen dürfe, den Maler zu einer Erklärung zu nöthigen.

Aber je länger diese bange Furcht dauerte, desto gewaltiger rang sich das Gefühl der Liebe empor. Sie hörte jetzt Oscar Fricke's Schritte sich der Thür nähern. Einen Augenblick erfaßte sie ein Schwindel. Die Thür öffnete sich unter ihrer Hand und mit einem lauten Aufschrei flog sie schluchzend an die Brust des ihr entgegentretenden Malers.

Dieser hielt das erregte Weib verwirrt, erstaunt in seinen Armen, von dem er keine Antwort erhalten konnte.

Es lag nur an seiner Brust und weinte. Zu mächtig wirkte diese Scene auf ihn, als daß er nicht die Weinende bald inniger an seine Brust gedrückt hätte und die ihm zugewandte Wange geküßt.

„Teresita! Geliebte!“ rief er. „Ist Dir ein Leid widerfahren, oder kommst Du, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen?“

Dies stillte endlich ihren Thränenstrom. Zärtlich blickte sie zu ihm auf.

„Oscar! Liebst Du mich wirklich? Dank! Tausend Dank! So nimm mich hin, Du lieber Mann!“

So rief sie und der schöne Mund spitzte sich zum Kusse. Jetzt verzögerte sich unter Küssen und Liebesworten erst recht die Aufklärung der Scene. Die Marchesa sah ihr Bild, das der Maler, nur vom Gedächtniß eines Liebenden geleitet, in verführerischer Schöne auf die Leinwand gebracht hatte.

Sie lächelte glücklich und in dem noch thränenfeuchten Auge saß wieder der frühere Schalk, als sie frug:

„Glaubte ich doch, ich paßte nicht für Ihren Pinsel, Herr Oscar Fricke?“

„Ich habe noch diese Ansicht“, versetzte standhaft der Maler. „Dies Bild, das ich auf Deinen Wunsch nie gemalt hätte, schuf ich, vom eigenen Gefühl getrieben, als ein Gelegenheitsgedicht, das ich Dir dieser Tage überreichen wollte, damit es die Brücke zu eben der Erklärung bilde, der Du, Geliebte, jetzt so wunderbar zuvorgekommen bist. Ein Werk der Liebe ist es, das mich aus Liebe den Pfaden meiner Kunst untreu werden ließ. Hätte ich diese Untreue auch nie von mir erwartet, ich bereue sie nie, um des hohen Preises willen, den ich, kühn genug, damit zu erringen hoffte.“

„Er war Dir längst bereit!“ erwiederte sich an ihn schmiegend die Marchesa. „Eine ernste Stunde aber hat es gemacht, daß ich ihn brachte, ehe ich wußte, ob er willkommen sei. Ich konnte nicht anders!“

Nun erst erzählte sie.

Als sie damit geendet hatte, daß er an der Treppe warte, bis sie des ersten Glückes genossen hätten, sagte Oscar, der bisher gesenkten Hauptes gelauscht hatte, tief bewegt:

„Laß uns dem Edelmanne danken!“

Hand in Hand verließen sie die Stube.

Baron Edling hatte, die Stirne in den auf das Geländer gestützten Arm geborgen, unten an der Treppe gestanden, seinen traurigen Gedanken nachhängend, während die da oben Küsse mit den zärtlichsten Liebesworten wechselten. Aus seinem Sinnen weckte ihn der Eintritt eines Mädchens, in dem er als der frühere Gutsherr des Seemüllers Tochter erkannte. Diese war nicht durch die Hausthür, wovor der Schlitten stand, sondern durch das Hinterpförtchen, das auf die Wiesen hinausführte, gekommen und blieb erschrocken stehen, da sie des Barons gewahr wurde.

„Guten Tag, Moni! Was suchst Du hier?" frug der Baron, nicht ohne Nebengedanken, da er sich überzeugt hatte, daß außer dem Maler Niemand im Hause war.

Das Mädchen erröthete und scheu mit den Fingern an den befranften Enden des Kopftuches spielend erwiederte es:

„Zum Herrn Oscar will ich!"

Des Barons Züge belebten sich.

„Sollte?" . . . dachte er.

Dieses „Sollte" schimmerte wie ein Hoffnungsstern über ihn.

„Was willst Du denn von Herrn Oscar?" frug er gespannt.

Das Mädchen schwieg in wachsender Verlegenheit.

„Ist der Maler so unempfindlich, daß junge Mädchen, so hübsch wie Du, ihn ohne Gefahr besuchen dürfen?" frug jetzt der Baron.

Da vergaß Moni ihre Verlegenheit und mit der ihr eigenthümlichen stolzen Kopfbewegung erwiederte sie leuchtenden Auges:

„Ich suche nichts Unrechtes bei Herrn Oscar! Warnen will ich ihn vor einem bösen Zauber, dem er sonst unterliegt!"

Der Baron lächelte.

„Vor welcher Zauberin willst Du den verzauberten Maler retten?"

„O spottet nicht, gnädiger Herr! Sonst war er so gut und lieb mit allen Leuten und das ganze Dorf hatte ihn lieber noch als unsern hochwürdigen Herrn Pfarrer. Jetzt aber geht er seit Wochen nicht mehr unter die Leute. Den Kopf, den er sonst so frei trug, trägt er, wenn er durch's Dorf geht, zu Boden gesenkt. Ein anderer Geist ist in ihn gefahren, seit er mit der rothen Frau, der Ihr Edlingshofen verkauft habt, auf dem See Schlittschuh lief und jeden Nachmittag bei ihr im Schlosse drüben sitzt. Jetzt malt er sogar geheim, in seiner Schlafstube oben, ihr Bild, das ihm keine Ruhe mehr läßt. Ich habe ihn lieb, wenn ich auch weiß, daß es mir nichts hilft. Darum will ich zu ihm und ihn retten und ihm sagen, was ich so lange verschwieg, ehe es zu spät wird."

Erstaunt betrachtete jetzt der Baron das sonderbare Kind, das sprach, als habe es wirklich ein Rettungswerk zu vollbringen.

„Was ist denn das geheimnißvolle Wort, mit dem Du ihn retten, willst?" frug er.

Moni trat näher auf ihn zu. Ihre Hand auf seinen Arm legend, sagte sie leise in dem Tone, mit welchem man in Spinnstuben sich Geister- und Spukgeschichten erzählt:

„Schon als ich die Frau von Edlingshofen zum ersten Male sah, mit den flatternden rothen Haaren und den blitzenden grünen Augen, da kam mir's vor, als wäre dies ein Gesicht, Männer zu verführen und dem Stärksten das Herzblut auszusaugen, daß sie siech und lebensmüde von ihr gehen.

Da, als ich erfuhr, daß sie beim Maler zu Besuch eines Nachmittags eingekehrt sei, erschrak ich. Des andern Morgens kam ich in's Schloß Mehl zu bringen. Dort sprachen die Leute von dem gestrigen Besuche und daß sie heute den Maler zum Eislaufen holen wolle. Vorsichtig und leise sagte man die sonderbarsten Dinge. Wie die rothe Frau oft trübsinnig brütend in ihren schönen Zimmern sitze und vor dem Bilde eines blassen jungen Mannes stehe, das gewöhnlich hinter einem blutigrothen Vorhange verborgen sei. Der blasse junge Mann aber sei ein vornehmer Herr, mit dem sie vermalt gewesen, der aber spurlos in der Hochzeitsnacht verschwand."

Ohne die näheren Details zu kennen, errieth der Baron doch, daß hier die Dienstboten über seine Vermälungsgeschichte ein phantastisches Märchen sich erzählten.

„Du hast ein Märchen in Dir als Stütze Deiner Eifersucht genährt, mein Kind!" sagte er. „Die Marchesa ist, wie jede andere, eine rechtschaffene Frau. Ich kenne sie gut und der Maler wird glücklich werden mit ihr. Sie ist jetzt eben bei ihm und giebt ihm den Verlobungskuß."

Ehe er für das Mädchen noch einen beruhigenden Zusatz machen konnte, war dieses so bleich geworden, daß er erschrocken verstummte. Einen starren Blick heftete es auf ihn, griff tastend nach dem Geländer und wurde bewußtlos von ihm aufgefangen. Während er es noch in seinem Arm auf der Stiege knieend hielt, erschien oben das glückliche Liebespaar.

Baron Edling sah erst zu ihnen, dann auf das Mädchen in seinen Armen mit einem sprechenden Blick.

Erschrocken eilten Beide die Treppe herab.

„Arme Moni!" murmelte Oscar Fricke, die Bewußtlose betrachtend. Der Baron erzählte nun das Geschehene in kurzen Worten. Oscar Fricke faßte seine Hand und drückte sie warm. In Beider Augen glänzte tiefe Rührung. Die Marchesa verbarg ihr Antlitz an des Malers Brust.

„Für ein freundliches Gesicht so viel Liebe!" sagte der Maler nach einer Pause. „Du gute Moni! Daß wir so oft das eigene Glück mit den Thränen Anderer erkaufen müssen, nur darum, weil unser Herz seine eigenen unberechenbaren Bahnen geht!"

Die letzten Worte hatte er an den Baron gerichtet, der ihm dafür nochmals die Hand drückte und mit stockender Stimme sagte:

„Seien Sie glücklich!"

Die Marchesa aber hatte sich von dem Maler losgemacht und war vor der Bewußtlosen niedergekniet, um ihr einen von leisen Thränen begleiteten Kuß auf die Stirn zu drücken. Davon erwachte Moni. Sie sah erst nur um sich, strich mit der Hand einige Mal über die Stirn, dann richtete sie sich von dem Baron unterstützt auf. An das Geländer matt hingegossen sah sie, von den stummen Blicken der Anderen gefolgt, starr auf die Marchesa.

Diese legte die Hand auf ihren Scheitel und sprach sanft:

„Wie ist Dir, mein Kind?"

„Es ist vorbei!" lautete die geflüsterte Antwort.

„Ich hab' Euch Unrecht gethan!" fuhr das Mädchen dann fort. Vergel mir, gnädige Frau!"

„Aber", setzte es seufzend bei, „ich war ein albernes Ding, dem so etwa leicht in den Kopf kommt!' Dann bückte es sich und küßte der Marches zitternd die Hand. Es zitterte am ganzen Körper.

Die Marchesa nahm seinen Kopf zwischen die Hände und drückte sie zärtlich an die Brust.

„Du hast Fieber, mein Kind!“ sagte sie. „Du zitterst!“

„Nein! Nein!“ rief Moni. „Das Fieber habe ich nicht! Aber da drinnen thut's so weh, so, so schrecklich weh!“

Dabei schluchzte sie, den Busen der Dame mit Thränen benetzend.

Doch rasch richtete sie sich wieder auf, und tief Athem holend, murmelte sie leise:

„Es wird vorübergehen! Es muß vorübergehen!“ Sie umschlang den Hals der Marchesa und küßte diese innig auf den Mund, reichte Oscar Fricke die Hand, griff mit der andern nach dem Herzen und sah ihn mit einem unendlich schmerzlichen Blicke an. Dann wandte sie sich, die eine Hand an die Stirn gepreßt, um und wankte der Hausthür zu.

Die Anderen folgten ihr.

Der Baron sagte leise:

„Fahren Sie nach Hause. Ich sorge für das Mädchen. Ein Spaziergang in der Winterluft wird mir gut thun. Dann wollen wir Alles ordnen.“

„Komm, mein Kind! ich führe Dich zu Deinen Eltern!“ sagte er, Moni am Arm fassend. Diese reichte dem Maler die Hand.

„Seid recht, recht glücklich, Herr Oscar!“ hauchte sie, ließ sich von der Marchesa küssen und ging dann bleich, ohne Thränen, ohne die Züge zu verändern mit dem Baron.

Oscar und die Marchesa sahen ihnen nach bis an die Ecke des Zaunes. Stumm bestiegen sie dann den Schlitten.

* * *

Edlingshofen war jetzt wirklich verkauft. Dem Baron hatte der einst so geliebte Familiensitz nicht mehr gefallen und eines Tages hatte er einen Käufer gefunden, die Sache rasch abgemacht, und als die Leute davon hörten, war er schon seit einigen Tagen abgereist in die Fremde, dort die schwere Kunst des Vergessens zu lernen.

Um diese Zeit war schon der Frühling gekommen, jener echte deutsche Frühling mit grauen Regenwolken, in den Wipfeln der Bäume heulender Windsbraut, kothigen Straßen, nur nicht mit dem, was Dichter und Dichterlinge um eines flüchtigen Sonnenstrahles willen dichten und singen.

An einem solchen trüben Tage, an welchem der melancholisch graue See unmuthige Wellen warf, daß weit schon vom Ufer man das Brausen hörte, mit dem sie gegen den Kies am Gestade schlugen, stand Moni am Eingang des Waldes zwischen Unterammerdorf und Edlingshofen. Sie hatte ein Kopftuch über dem Scheitel, in der Hand aber einen kleinen Sack aus Strohgeflecht und ein Bündel. Sie blickte auf das Dorf und den stürmi-
-en See. Ein gar sonderbarer Blick war es. Schmerz, Zorn und Trotz,
lagen gleichzeitig darin und in der Geberde des Mundes.

Lange schaute sie so hinaus, bis sie des Pfarrers gewahr wurde, der
r gerade entgegenkam. Als er einige Schritte nur mehr vor ihr war,
f sie ihm zu:

„Herr Pfarrer! Ihr kommt gerade recht mir noch Adieu zu sagen!
lein Vater hat mich vor die Thür gesetzt und im ganzen Ort ist darüber
große Freude, daß nicht einmal über Nacht mich Jemand noch behalten
ill!“

Der also Angeredete blieb bei den höhnisch klingenden Worten erst stehen, dann trat er näher und sagte mit salbungsvoller Stimme, mit dem Rohrstock dazu agirend:

„Es ist geschehen, wie Du's verdient hast! Das Auge, das ihn ärgerte, hat Dein Vater ausgerissen und die Gemeinde stieß ihr räudiges Schaf aus, auf daß es die anderen nicht anstecke!"

„'S gab eine Zeit, in welcher ich recht erbaut war, wenn Ihr so predigtet. Jetzt, Herr Pfarrer, muß ich Euch sagen, daß ich vor Dem keinen großen Respect haben kann, der einen alten Mann räth, sein einziges Kind zu verstoßen!"

„Ja, ich habe Deinem Vater dazu gerathen, weil es meine Pflicht war. Jetzt trage die Folgen, die Du selbst verschuldet hast!"

„Was habe ich verschuldet? Wollt' ich nicht bleiben, wie ich gewesen bin? Konnt' ich dafür, daß der Maler . . ."

„Jener Maler hat den Keim des Bösen in Dir, Deine hochfahrenden Gedanken benutzt und — —"

„Herr Pfarrer, sagt über den Maler nichts! Er war ein braver Mann. Seine Schuld ist's nicht, die meine auch nicht!"

„Nach Gottes Willen kann jeder Mensch tugendhaft bleiben, und wer ihn verläßt, den verläßt er auch!"

„Hab' ich ihn verstoßen? Hab' ich nicht nach wie vor gebetet? Und doch ist's gekommen. Ich wurde krank und als ich wieder genesen war, lebte ein anderer Geist in mir. Ich fühlte Mitleid mit einem Burschen, der immer bettelte und bat, weil ich das Herzweh kannte. Der Zweite hat's schon leichter, den Dritten lud ich selber ein. So ist's gekommen."

„Weil Du den Sinn an Irdisches gehängt und Gott dabei vergaßest, bist Du schlecht geworden!"

„Schlecht? Herr Pfarrer, wer will mich schlecht nennen? Ich bin nicht schlechter, als damals, da sie Alle neidisch auf mich sahen, weil sie nichts mir nachreden konnten. Schlecht ist, wer das Gute kann und das Böse will. Ich hab' es nicht gewollt, ich bin dazu gekommen und wußt' nicht wie. Jetzt trag' ich meine Sünde, wie jeder Andere sein Leid trägt, weil ich's tragen muß und denk' dabei, das Unkraut kann auch nicht dafür, daß es im selben Boden wie der Weizen wächst und es wird seinen Grund haben, warum's dort und nicht wo anders wächst! Hat's Unkraut nicht auch Gott als eine Pflanze erschaffen, die man eben Unkraut nennt, weil sie den Menschen nichts nütz' ist?"

„Weil sie schadet, nennt man sie so!"

„Weil sie schadet! Weil ich schade, bin ich schlecht! Mir hat geschadet, daß ich einen braven Mann unglücklich liebte; war das schlecht? Ein Unglück war's und ist's, was daraus entsprang. Ich murre nicht, ich klage nicht, ich bitt' den Himmel nur, er mög's bei Zeiten enden. Wer so sein Unglück gelassen trägt, der ist nicht schlecht; schlecht sind, Herr Pfarrer, die das Unglück mit Steinen werfen und mit Füßen treten. Ich fürchte den Zorn Gottes nicht, so wenig ihn der Bettler zu fürchten braucht, der auf der Landstraße verhungert, weil er arm ist. Und das merkt Euch zum Lebewohl, Herr Pfarrer, ich schäme mich vor Euch nicht; ich hab' auf mich denselben Stolz als ihn die Anderen auf sich haben, aber mein Stolz ist heiliger, der Stolz unglücklicher Sünde gegen den Stolz glücklicher Tugend."

Ihre Augen waren kühn herausfordernd auf den Pfarrer gerichtet, der kein eiferndes Wort mehr über die Lippen brachte.

„Was thust Du jetzt?“ frug er fast verlegen.

„Ich gehe in die Stadt, wo sie mit dem Weizen das Unkraut auflesen!“ erwiederte Moni und drehte dem Pfarrer den Rücken, sich eiligen Schrittes entfernend.

Dieser sah ihr nach und dunkel kam's ihm einen Augenblick, als wär' es besser gewesen, den Seemüller einen andern Rath zu geben. Er zog's Brevier aus der Tasche und betete ein für Sünde besonders wirksames Gebet.

* * *

Der Mond glänzte über dem tiefblauen Spiegel des Gardasees und über der Rosen- und Jasminlaube vor dem anmuthigen Landhaus am Gestade von Riva.

Heiteres Lachen tönt aus der Laube. Vor den Resten einer Abendmahlzeit saß Teresita in einem reichen Negligé auf dem Schooß Oscar's.

Ihre nackten weißen Arme hielten seinen starken Hals umschlungen und scherzend bot sie ihm den zum Kuß gespitzten Mund, rasch dann das Köpfchen wendend, wenn er die süße Frucht pflücken wollte, daß die rothen Haare ihm in's Gesicht flogen. Er aber hielt die Neckische fest und küßte sie heiß und innig.

Teresita lehnte den Kopf an seine Schultern und sog den betäubenden Duft des Jasmins ein.

„Wer eine ganze Nacht unter Jasmin schläft, ist des Todes. Weißt Du das?“ frug sie.

„Wer aber, wie wir Glückliche, statt zu schlafen, küßt und kost?“ frug Oscar dagegen.

„Der erkältet sich!“ erwiederte Teresita lachend und sprang von seinem Schooß.

Hand in Hand schritten sie über den mondbeglänzten Kies zwischen duftenden Rosen und tropischen Blattpflanzen dem Portal der Villa zu.

Theaterreform und Theaterschulen.

Aus dem Nachlaß von **Heinrich Marr.**

Wenn wir heute die Fortsetzung der braunschweiger Zeitepoche, welche Heinrich Marr durchlebte, fortfallen lassen und dafür die nachfolgende Abhandlung über Theaterreform einschieben, so geschieht das aus keinem andern Grunde, als dem Leser des Salon die gegenwärtige Strömung des Theaterlebens, die auf Errichtnng von Fachschulen hindrängt, auf dem Wege der Praxis verständlich zu machen, damit er in unserer vielgestaltig-reformistischen Zeitbewegung auch diejenige des Theaterwesens, die nach langem Hoffen und Harren endlich bei Regierung und Volksvertretung ein Echo gefunden hat, richtig beurtheilen und würdigen lernt. Zu bemerken ist ferner, daß vom 1. October an der von dem reell-kunststrebenden Münchener Intendanten Baron von Perfall 1869 angebahnte Theaterschulplan nun 1876 wirklich, wenn auch vorerst unter gewissen Voraussetzungen, in's Leben gerufen ist. Es scheint, als ob der junge König von Bayern sich in der That als Schutz- und Schirmherr der deutschen Kunst ein unvergängliches Denkmal zu setzen trachtet.

Es war im Jahre 1869, als ich von dem Baron von Perfall, dem Intendanten der Münchener Hofbühne, folgendes Schreiben erhielt:

„Lieber Marr! In Eile eine Anfrage, die ich Sie umgehend zu beantworten bitte. Wann können Sie nach München kommen? Ich habe mit Ihnen in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu conferiren."

Was sollte ich von dieser Aeußerung denken? Ich war dem Baron v. Perfall näher getreten, näher als ich es gewollt, da ich dem höfischen Intendantenwesen von jeher mit Mißtrauen begegnete. Welche Gründe nun bewogen mich dazu, ihm gegenüber das Gegentheil herauszukehren? Abgesehen von der Wahrnehmung, daß Baron v. Perfall sich als ein fein gestimmter künstlerisch organisirter und talentvoll begabter Bühnenvorstand zu erkennen gab, trug er vor allen Dingen jenes objective Wollen zur Schau, das mit der redlichen Absicht umgeht, nur das absolut Höhere und Edlere der theatralischen Gesammtheit zu schützen und zu schirmen. Das also war es, was ihn von meinem Standpunkt aus weit hinweg hob über das schablonenhaft-herkömmliche Intendantengebahren im Allgemeinen. Ein erfahrungsreicher Schauspieler wie ich, der schon einige fünfzig Jahre mit Leib und Leben dem theatralischen Beruf angehörte, mußte sich, bon grè mal grè, in seinen Vorurtheilen wankend gemacht sehen, als ihm in einem vertraulichen Privatbriefe des Münchener Hofintendanten folgendes Geständniß abgelegt wurde:

„Meine Geschäftslast wird immer größer, je mehr ich begreifen lerne, was ich als Chef eines köngl. Theaters können sollte und nicht kann. Wenn ich mir die Thätigkeit eines ganzen Jahres — das erste meiner Amtsführung überdenke — so meine ich, daß ich noch recht wenig zu Stande gebracht,

Waldedelleute.

Nach einer Originalzeichnung von C. Krüger

denn ich sehe und fühle noch unendlich viel der Mängel, die ich nicht gehoben und nicht zu heben im Stande war. Bleibt es um mich so, wie es gegenwärtig ist, so denke ich, ehe mich die Kräfte einmal verlassen, doch manchen brauchbaren Stein zum großen Bau des Ganzen zusammengetragen zu haben. Das Bewußtsein, daß ich wirklich ehrlich das Gute will und es erkannt, half bisher über Alles hinweg und mit Gottes Hülfe wird es so bleiben."

Wenn eine derartige kunstehrbare und künstlerisch-vornehme Persönlichkeit, deren Stellung weitgesehen und weitreichend war, in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit mir conferiren wollte, so konnte es sich nur um ein allgemein umfassendes Kunstinteresse handeln. Es war begreiflich, daß ich den Wunsch aussprach, es mich umgehend wissen zu lassen, was mit mir so dringend zu berathen sei. Die Entgegnung lautete: „Bereiten Sie sich auf eine ausführliche Unterhandlung über Gründung einer practischen Theaterschule vor. Ich habe im Allerhöchsten Auftrage über diese culturwichtige Frage mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Bringen Sie also als Frucht Ihres Denkens über ein so zeitgemäßes und der Schauspielkunst gewiß zum Heil gereichendes Unternehmen recht viele vortreffliche Vorschläge mit."

In München also sollte möglicherweise ein Institut in's Leben gerufen werden, nach dem die bewußtvollsten Geister unseres Standes von einem Jahrzehnt zum andern immer dringender verlangten. Im Bayernlande, wenn ich aufrichtig sein soll, sah ich diesen Plan eher zur Verwirklichung gelangen als in Preußen. Preußen hat sich von jeher der Kunst gegenüber reservirt benommen.

Sein militärischer Geist läßt das Emporkeimen künstlerischer Ideen nur spärlich von statten gehen. Ideale Eroberungen werden nicht durch Kanonendonner gemacht. Wie entgegengesetzt wehte der Wind von München her! Die gekrönten Häupter des Bayernvolkes waren schon viele Generationen hindurch gerade der Kunst und Wissenschaft mit der freigiebigsten Opferwilligkeit entgegen gekommen, ja, der jugendliche König Ludwig II., dessen exotisches Naturell überhaupt nur im Reich der Ideale seine Heimat zu finden schien, bekundete für dasselbe solche ans Wunderbare grenzende Splendidität, daß München gegenwärtig als das Eldorado der deutschen Künstler betrachtet wurde. So lauteten, bei der in Aussicht gestellten Reform im Sinne des höhern Theaterwesens, meine Raisonnements.

War ich doch lange gegen eine wirkliche Etablirung von Theaterschulen gewesen. Bei der systemvollen Dressur, die ich von den bewährtesten Bühnenlenkern meiner Zeit genossen, hielt ich mich an den Ausspruch des alten Haudegens Blücher: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!" Was wir Schauspieler auf dem Wege der Praxis zu lebendigem Leben verhalfen, das sollte eine abstracte Schuldressur nicht unlebendig und schablonenhaft machen.

Wie kam es, daß diese, ich will sagen traditionelle Ansicht an Haltbarkeit verlor, bei mir, der ich doch das conservative Princip der Schauspielkunst vertrat? Was mit den thatsächlichen Zuständen der fortschreitenden Zeitverhältnisse nicht mehr in Einklang zu bringen ist, das hat sich überlebt. Wer auf realistischem Boden steht, der wird immer doch nur den Errungenschaften der Vergangenheit das Wort reden, die einen wirklich befruchtenden Fortpflanzungskeim in sich tragen. Für das Theaterwesen der Gegenwart besaß die schauspielerische Erziehungsweise der Vergangenheit wie die

Faust auf's Auge. In der Vergangenheit betrachtete man es als ein zwingendes Kunstgebot, daß jeder Theatervorstand, der ausübender Schauspieler war, den jungen Nachwuchs, dessen er für seine Bühne bedurfte, selbst heranbildete. Natürlich. In der Zeit des Werdens der dramatischen Kunst, wo die Pfadsucher als kleine Gemeinden für sich existirten, mußten sie logischerweise erfahrungsmäßig zu Werke gehen und den Geist der Sache von Individuum zu Individuum reden machen. Mit dem künstlerischen Wachsthum des Theaterwesens, mit seinem sich immer planmäßiger gestaltenden Wirken und Schaffen, mit seiner immer größere Dimensionen annehmenden Ausbreitung, gerieth, wie begreiflich, das individuelle Schulungsverfahren in's Stocken. Als sich nun vollends die Gewißheit herausstellte, daß die im Grunde verachtete, aber doch „geliebte" Schauspielkunst einer geschichtlichen Entwickelung fähig war, sich in ihr eine so concrete Lebendigkeit offenbarte, daß sich all' ihr Dichten und Trachten in einer stetigen Wechselwirkung mit den socialen Lebensmächten der staatlichen Allgemeinheit befand, da wurde es gerade uns Veteranen immer klarer, daß die alte Lehrmethode nicht mehr stichhaltig war und die Lernenden, aus Mangel an einer folgerichtigen Ausbildung, der Zufälligkeit anheim gegeben, die sie einer Verwilderung entgegenführte, welche für den ethischen Inhalt der Menschendarstellungskunst in bedenklicher Weise bedrohlich wurde. Dieser Ausspruch ist nicht blos ein abstractes Raisonnement. Die Erfahrung hat ihn geboren.

Als Dr. Klingemann, der geistvolle Dramaturg und Bühnenlenker des Braunschweiger Hoftheaters, an welchem ich zwölf Jahre engagirt war, mich 1828 darauf aufmerksam machte, daß ich ein ausgesprochenes Talent zur Regie besitze, für welche er mich ausbilden wolle, da meinte ich im begeisterungsvollen Drange, es meinem Hamburgischen Lehrmeister F. L. Schmidt nachthun zu können; denn je verständnißvoller ich in das Theaterleben hineinblicken lernte, desto dankbarer anerkannte ich es, daß mir das Glück geworden, von einem Pädagogen seiner Art meine Schulung erhalten zu haben. Gewiß, es war Pflicht, den jungen Anfängern eine sorgfältige Dressur zutheil werden zu lassen, sobald es sich herausstellte, daß ich die Fähigkeit dazu besaß. Dr. Klingemann schüttelte lächelnd das Haupt, als ich ihm meine Absicht anvertraute. Er äußerte einfach, die Zeiten seien andere geworden. Wer schauspielerische Anlagen zu besitzen glaube und diese herauszubilden wünsche, der gehöre in eine wirkliche Theaterschule hin, nicht aber gleich auf die öffentliche Bühne. Ungläubig nahm ich an, daß Klingemann gegenwärtig durch seine precäre Stellung zu diesem Ausspruch verleitet wurde. Unter der Regierung des talentvollen, aber äußerst excentrischen Herzogs Karl konnte er es freilich nicht wagen, Talente zu schulen. Dafür hätte der Herzog, der eigentlich Theaterdirigent war, die Proben eifrig besuchte und auch seine Anordnungen und Bemerkungen respectirt wissen wollte, kein Verständniß gehabt, auch keine Geduld. Da Klingemann, der für das Braunschweiger Hoftheater ein echt künstlerisches Fundament gelegt hatte, den bizarren dreiundzwanzigjährigen Regenten nicht zu nehmen wußte, sein sensibles Naturell dessen fortwährendes Sequiren nicht mit gleicher Münze bezahlen konnte, so traute ich mir es zu, mein Vorhaben dennoch durchzusetzen. War ich doch ein sogenannter Liebling des Herzogs. Vielleicht, weil ich ihm nie eine Antwort schuldig blieb.

Um dieselbe Zeit, wo Klingemann seine Regiestudien mit mir vornahm.

die ich mit der Bearbeitung Richard des Dritten nach Eschenburg und Schlegel eröffnen mußte, erhielt ich einen Gastspielantrag von meinem Hamburgischen Meister Schmidt. Die Wiedergabe des dritten Richard nämlich war mir so gelungen, daß mir Klingemann und das Publicum, vor Allem aber Herzog Karl die lebhafteste Anerkennung zutheil werden ließen. Von diesem für mich so wichtigen Ereigniß setzte ich meinen Lehrer, mit dem ich im brieflichen Verkehr geblieben war, sogleich in Kenntniß. Seine kurze Antwort lautete:

„Mein lieber Marr! Können Sie Urlaub bekommen, so wird es mich freuen, wenn Sie als Gast auf dem neu erbauten Hamburger Stadttheater (das leider sehr groß ist) Proben Ihres Fortschritts ablegen wollen. Im günstigen Fall bitte ich umgehend um Buch und Rollen von Richard dem Dritten."

Nie vergesse ich, mit welcher Wärme der würdige Meister dem Schüler, der binnen vierzehn Tagen die Rolle des Richard sechs Mal spielen mußte, seine Freude ausdrückte. Ich saß im lebhaften Gespräch mit ihm in seinem Directionszimmer und theilte ihm mit, daß Klingemann mich für die Regie ausbilde. Er nickte beifällig: „Dann bin ich sicher, daß das Schröder'sche Princip noch weitere Anhänger erhalten wird, denn mit Antheil habe ich wahrgenommen, daß Sie den Grundsatz aufrecht erhalten, trotz aller detaillirten Ausarbeitung der Rolle in erster Linie die Totalität des Ganzen in's Auge zu fassen. Dafür soll Ihnen eine Belohnung werden", scherzte er, indem er ein Buch von seinem Schreibepult nahm und es mir überreichte. Ich schlug es auf. „Dramaturgische Aphorismen, zweites Bändchen" las ich. Das erste hatte ich schon bereits 1821 von ihm erhalten mit der Widmung: „Heinrich Marr von seinem Lehrer, dem Verfasser, zum Geschenk überreicht." Die Widmung dieses Theiles, der eben im Druck erschienen war, lautete schon: „Zur Erinnerung an den Lehrer, als er im Jahre 1828 den ausgebildeten Künstler wiedersah." Ich zog des wackern Kämpfers Hand dankbar an meine Lippen. Hatte er es sich doch einst sauer mit mir werden lassen. Schmidt äußerte bescheiden: „Sie werden leicht herausleſen, daß ich Ihnen und vielen Anderen, die sich meiner strengen Schulung fügten, Alles, was ich von mir selbst in Erfahrung gebracht, habituell zu machen suchte. So nur konnte ich mich überzeugen, ob meine Methode auch stichhaltig genug war, um sie als Lehrsatz zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Deshalb durfte ich die qualvolle Mühe des Experimentirens nicht scheuen. Ich habe im Vorwort bemerkt: „Das hier Gegebene ist Resultat einer vieljährigen Erfahrung und dieser pflegt man ja wenigstens eine berathende Stimme einzuräumen". Sie werden in Ihrem zukünftigen Regieberuf Gelegenheit haben, dem Einen und Anderen aus diesem Büchelchen etwas mitzutheilen."

Indem er mit mir sprach, hatte ich aufmerksam zuhörend mechanisch in das aufgeschlagene Buch hineingeschaut. Es war eine Pause eingetreten.

„Ueber den Gang auf der Bühne" lautete die Ueberschrift des ersten Capitels.

„Der Wunsch Goethe's", las ich, „daß das Theater so schmal wie der Draht eines Seiltänzers sein möge, damit sich kein Ungeschickter hinaufwage, ist vergeblich." Ich las weiter: „Am Kommen und Gehen, Wenden und Drehen erkennt man nach Jahren noch den Anfänger." Weiter: „Wir

sehen einen jungen Recruten tagelang sich erst im einfachen Marschiren üben, das Rechts und Links erlernend, nur wenn er dieses vollkommen inne hat, gestattet man ihm das Exercitium mit Waffen. Auf der Bühne spielt man — vielleicht beim ersten Auftreten — schon den Feldherrn." Weiter: „Da nun der Gang, die Haltung, die Bewegung auf der Bühne so Vieles entscheidet und einen wesentlichen Theil des ganzen Kunstwerks bildet, so sollte man die Anfänger erst ohne Waffen den Exercierplatz betreten lassen. Das heißt ohne Rolle. Man übe sie auf täglichen Proben, in verschiedenartigen Schwenkungen und Richtungen. Freilich keine Aufgabe für ein practisches Bühneninstitut, an dessen Spitze der Dirigent höhere Beziehungen der Kunst zu beachten und auszugleichen hat. Hier ergiebt sich recht anschaulich der Mangel einer Theaterschule. Nur darin kann der Zögling mit dem Technischen des Bühnengeschäfts vertraut gemacht werden."

Ich schlug das Buch zu und blickte zum Meister Schmidt in die Höhe. „Auch Sie wollen eine Theaterschule in's Leben gerufen haben?" fragte ich gedehnt. „Früher hörte ich nie dergleichen aus Ihrem Munde."

„Mein junger Freund", antwortete er bekümmert, „wie anders sind die Zeiten geworden. Kein Schröder könnte heutzutage die Anfängerschaft noch in wirkliche Schulung auf der Probe nehmen, denn eine jagt die andere. Die Oper wartet auf den eiligen Schluß der Schauspielprobe, das Schauspiel wieder auf den der Opernprobe. Schröder könnte auch nicht mehr den Censor über das sittliche Betragen seiner Mitglieder abgeben, denn die Schaar ist größer und größer, anmaßender und dünkelvoller geworden, weil es ihr bei dem Bedarf an Schauspielern zu leicht gemacht wird, zu Brod zu kommen. Schröder könnte in diesem großen, neu erstandenen Stadttheater, das mit den drückendsten Abgaben an die Stadt belastet ist, nicht mehr nach rein künstlerischen Grundsätzen die theatralische Kunst betreiben. Aus diesen wenigen Bemerkungen mögen Sie entnehmen, daß es bei aller Begeisterung für unsern Beruf unmöglich ist, der nachwachsenden Generation, wie es früher Sitte war, auf der öffentlichen Bühne das ABC der Schauspielkunst beizubringen."

Ob ich dem Meister unbedingt Glauben schenkte? Er war älter geworden, hatte manche Illusion zu Grabe getragen und konnte in den neuen anspruchsvollen Theaterverhältnissen seine künstlerischen Principien nicht mehr pflegen. Für meinen Charakter war es vortheilhafter, mich selbst zu überzeugen.

Einige Jahre hatte ich im engsten Verkehr mit Dr. Klingemann dramaturgische Studien getrieben. Wie ich es als Schauspieler gemußt, so wollte ich auch für die Regiestellung unter Anleitung eines intelligenten Bühnenkundigen ein festes Fundament legen. Klingemann war leider theatermüde geworden. Nicht allein durch sein unbequemes Verhältniß zum Herzog Karl, der 1830 überdies entthront wurde, auch sein häusliches Leben hatte viele Schattenseiten. Er fing an zu kränkeln, konnte nicht mehr so feurig vorwärts und 1831 drückte ich ihm die Augen zu. Jetzt hieß es, was Klingemann geschaffen, ein tüchtiges Zusammenspiel, das soll erhalten bleiben.

Die beiden jungen Herzöge von Braunschweig, die schon früh elternlos geworden und durch eine liebloſe und ungenügende Erziehung auf sich allein angewiesen waren, hatten eine besondere Vorliebe für Alles, was gut „wienerisch" hieß. Wenn schon der unglückliche Herzog Karl seine politische

Weisheit von dem Meister der diplomatischen Intrigue, dem fuchsschlauen Fürsten Metternich, sich eintrichtern ließ, warum sollte er, hinsichtlich seines Theaterregiments, Wien nicht auch zum Vorbild nehmen? Was er in Wien zur Darstellung gelangt gesehen, das mußte vortrefflich sein, ja auch die besseren Mitglieder seiner Oper und seines Schauspiels hatte er in Wien engagirt. Zwar war er zurückhaltend und scheu zu nennen; auch enthielt er sich jeder directen Einmischung, doch indirect legte er den Wiener Maßstab für seine Bühne an. Das Burgtheater war sein Ideal und mit Recht. Da aber nichts vollkommen ist, so wurde auch die vielköpfige Regie desselben in unsere kleinen Verhältnisse eingeführt. Ich hätte unter solchen Umständen das mir anvertraute Amt nicht angenommen, wenn der Intendant, Baron von Münchhausen, mir nicht die Versicherung gegeben, daß er auf mein energisches Wesen und meine Arbeitsfähigkeit einzig und allein den Hauptaccent der vielköpfigen Regieführung lege. Er täuschte sich auch nicht, nur daß diese Annahme ein Kriegführen ohne Anfang und Ende heraufbeschwor. Als der bizarre und interessante Herzog Karl noch den Intendanten spielte, da trugen die Mitglieder alle, besonders die Ersteren, einen lebhaften Kunstenthusiasmus zur Schau; sie schienen aus Fleiß und Rührigkeit zusammengesetzt. Jetzt war der Herzog nicht mehr sichtbar unter ihnen, Klingemann ruhte im Grabe, das Braunschweiger Publicum blieb dasselbe, warum sollte auf eine so angespannte Thätigkeit, wie sie das leidenschaftliche und rücksichtslose Temperament des Herzogs Karl beansprucht hatte, nicht eine Epoche des Ausruhens und des künstlerischen Sichgehenlassens folgen? Daß es so kommen werde, ahnte ich. Ich hatte ja seit fünf Jahren mit meinen Collegen an einem Strang gezogen, ich wußte also, wie sie sich (ausgenommen der Schauspieler Schütz) über das dramaturgische Dociren des redlichen und phantasiereichen Klingemann beschwerten, wie die meisten unter ihnen wohl gern gute Rollen spielten, von einer technischen Vorbereitung und einem gründlichen Probiren aber nicht viel hören wollten. Es war keineswegs der Reiz der Neuheit, der mich Opposition machen ließ gegen diese vornehme Nonchalance. Ich hatte bürgerlich arbeiten lernen, d. h. da ich einen bestimmten Gehalt bezog für Das, was ich zu leisten hatte, hielt ich es für Pflicht, so viel zu leisten als vernünftigerweise von meinen Kräften und Fähigkeiten erwartet werden konnte. In keinem Beruf darf man auf der Bärenhaut liegen, wenn man seinen Platz mit Ehren ausfüllen will. Daß ich im Verlauf der Zeit unbequem wurde, wer wollte daran zweifeln! Während die anderen Schauspielregisseure ihr Amt mehr collegialisch behandelten und ihren Collegen es gestatteten, ihre Rolle nach eigenem Gutdünken in Scene zu setzen, beanspruchte ich, was Rechtens war. Keine halben Zustände, keine Privatrücksichten, keine Regieübergriffe hinsichtlich des Ansichreißens von allen dankbaren Rollen! Das Komödiespielen war ein ernstes Geschäft, es mußte ernst und geregelt betrieben werden.

Die Unzufriedenheit gegen mich steigerte sich, als ich einige bedeutende Talente, die ich im Ballet und Chor fand, zu schulen anfing. Das ofte Wiederholen auf den Proben und die Länge und Ausdehnung derselben erregten das Personal nicht wenig. Sie beschwerten sich bei dem Intendanten darüber. Herr v. Münchhausen war ein tüchtiger Soldat gewesen, er fand den strammen Dienst ganz in der Ordnung. Die Beschwerden der Hofschauspieler blieben unberücksichtigt. Jetzt nahm man zu stärkeren Mitteln seine Zuflucht. Es bildeten sich Coterien, ein Cliquenwesen that sich

hervor, die an sich unbedeutende Presse wurde in diese kriegerische Stimmung mit hineingezogen, ein Anfeinden und Verhetzen nahm seinen Anfang, was zwar schon unter Herzog Karl einmal aufgetaucht war, von diesem aber unterdrückt wurde. Freilich in despotischer Weise, indem er kurzweg den Befehl erließ, daß über sein Theater nichts Mißliebiges geschrieben werden dürfe. Eine Maßregel übrigens, die auch gegenwärtig noch bei einigen kleinen Hofbühnen beobachtet werden muß.

Dem friedlich gesinnten Intendanten wurde die Situation unbequem. Er fing an schwankend zu werden. Die Hofpartei lag ihm in den Ohren und ich war unbesonnen genug, ihm zu diesem Allen noch eine malitiöse Bemerkung des Herzogs Karl zu erzählen, der in Paris lebte, mit manchem Anhänger noch immer in Correspondenz stand und vorzugsweise Erkundigungen über „sein Theater" einzog. Herzog Karl hatte sich gegen den Grafen B. geäußert: „Er dankte ihm für seine letzten pikanten Mittheilungen über sein Theater, lasse hiernach aber seinem ersten Mephisto-Spieler Marr sagen (der Goethe'sche Faust nämlich war Herzog Karl's Wunsch gemäß auf der Braunschweiger Hofbühne 1829 zuerst in Scene gegangen), er sollte sich hinter die Ohren schreiben, was Goethe's Satan dem Magister Faust zu hören giebt:

„Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß Du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst Du Dich das Stroh zu dreschen plagen?"

Sollte indeß der kleine Usurpator (so nannte er seinen Bruder Wilhelm) es sozusagen für eine nothwendige Reform seines so unbedeutenden Braunschweiger Ländchens halten, aus dem Hoftheater eine ABC-Schule für dramatisch talentirte Balletteusen zu machen (Herzog Wilhelm liebte zufällig das Ballet), so möge der sich hiermit befassende Mephisto Marr seinen (des Herzogs Karl) Kammerherrn, Herrn v. Lübek, der es bei ihm gelernt habe, wie man über den Stock springen müsse, als Hülfslehrer engagiren." Es war Thatsache, daß Herzog Karl, um sich über die Hofcreaturen lustig zu machen, den jämmerlichen Kammerherrn v. Lübek häufig über den Stock springen ließ.

Begreiflicherweise verdroß den Intendanten diese Bemerkung höchlich. Er war in seiner Timidität stets in Angst, sie könne seinem durchlauchten Herrn hinterbracht werden. Leisetretend bat er mich, das angespannte Probiren mit den Anfängern einzuschränken und des lieben Friedens wegen die Zügel im Allgemeinen mehr schießen zu lassen. Er meinte, so weit dürfe es nicht kommen, daß der Herzog, als Erhalter des Theaters, wohl gar directen Befehl hierzu gebe. Meine Verstimmung war groß. Frage ich mich heute aber, ob das Personal im Recht war, so muß ich diese Frage mit „Ja" beantworten. An jedem Bühneninstitut von artistischer Bedeutung hat die Regie vollauf zu thun, wenn sie für ein kunstgefeiltes Zusammenspiel Sorge trägt. Diese Sorge nimmt die darstellenden Kräfte vollständig in Anspruch. Der Einzelne hat genug an seinem eigenen Wiederholen und Probiren zu tragen, es heißt ihn geistig abspannen, der unbeholfenen Anfängerschaft wegen immer wieder auf's neue nach seiner Gegenwart zu verlangen. Damals wollte ich dies freilich nicht wahr haben.

Nachdem ich mich überzeugte, in meiner Function als Regisseur nichts Ersprießliches mehr fördern zu können, was einer gewissen Hofpartei sehr

gelegen kam, die dem regierenden Souverän den Verdacht beigebracht, ich hielt noch immer zu dem entthronten Herzog Karl, bat ich den Herzog Wilhelm um meine Entlassung und trat in den Kunstverband des Wiener Hofburgtheaters ein. Kaum daß fünf Jahre verflossen waren, und ich ließ mich von Dr. Christian Schmidt, der die Leipziger Stadttheaterdirection übernommen hatte, dazu bestimmen, ihm zu folgen. Leipzig war ein vulcanischer Kunstboden, eine Brutstätte für das literarische, theatralische und musikalische Cliquenwesen, ein Sodom und Gomorrah des persönlich-ränkevollsten Parteigetriebes; trotz alledem aber dennoch eine Stadt der Intelligenz, wo das gebildete Bürgerthum den Ton angab, das die Grundlage der modernen Cultur und Gesittung ausmacht! Voller Schaffensdrang trat ich mein Amt als Oberregisseur an. Welche künstlerisch-bewegte, strebensfreudige Zeit! Sie wird der Lichtpunkt meiner Theatercarrière bleiben! In Leipzig wurde mir das Fruchtbringende einer geregelten, schauspielerischen Thätigkeit verständlich; hier erkannte ich so recht, daß der Schauspielerstand, wenn er ganz und voll seine Pflicht erfüllen will, gleich dem bürgerlichen Menschen in einem systemvollen Geleise Tag für Tag definitiv arbeiten muß. Wie ich mit dem von der frühern Direction verwöhnten, und dem aus allen Himmelsgegenden hinzu engagirten Personal zu arbeiten vermochte, um einen bestimmten Grundton in der Spielweise zu gewinnen und den künstlerischen Aufschwung zu befördern, dafür mögen Zahlen reden.

Am 10. August 1844 eröffneten wir die Bühne. Von hier an bis 31. December hatten wir zwanzig Schau- und Lustspiele und drei Opern, auf dem Leipziger Theater zum erstenmal gegeben, vorgeführt. Das classische Repertoire bestand während dieser Monate aus: Don Carlos zweimal, Die Räuber zweimal, Kabale und Liebe zweimal, Egmont viermal, Kaufmann von Venedig zweimal, Minna von Barnhelm zweimal. Im Monat Januar 1845 gelangte Das Urbild des Tartüffe, von Gutzkow, neu, sechsmal zur Aufführung, darunter viermal bei ausgeräumtem Orchester. Wie animirt das Leipziger Publicum unser ernstes Streben anerkannte, beweist z. B. daß während am sechsten das Urbild des Tartüffe bei ausgeräumtem Orchester gegeben wurde, am siebenten Tartüffe von Molière gleichfalls bei ausgeräumtem Orchester in Scene gehen konnte, welcher nach diesem noch zwei abermalige Vorstellungen erlebte. Im März erschien das verhängnißvolle „Rococo" von Laube zum erstenmal (wir gaben es in diesem Monat fünfmal), das, obgleich er viele Gegner hatte, mit imponirendem Erfolg zur Aufführung gelangte und ihm als Dichter, wie uns als Schauspielern einen ehrenvollen Triumph bereitete. Laube hatte sein Domicil in Leipzig. Er war Theaterkritiker und paßte uns dramaturgisch knapp auf die Finger. Das gab unserm Unternehmen eine eigenthümliche Spannkraft, um so mehr, als wir Alle seinen gepanzerten Fleiß und seine dramatische Tüchtigkeit respectiren mußten. Ich profitirte gern von seiner Gegenwart, denn zum ersten Mal während meiner langen Laufbahn wurde mir begreiflich, wie nothwendig für den künstlerischen Zuschnitt des Ganzen ein Austausch zwischen Bühnendichter und Schauspieler ist. Ich zweifle daran, daß in der Jetztzeit ein ähnliches Verhältniß der Art existirt, wie damals in den vierziger Jahren zwischen dem Bühnendichter Laube und dem Schauspielpersonal des Leipziger Stadttheaters. Es lag mir viel daran, jedes persönliche Sichgeltendmachenwollen nicht aufkommen zu lassen, den

Blick des Einzelnen strict auf das Ganze hinzulenken. Laube kam mir dabei auf halbem Wege entgegen. Nach der ersten so siegreichen Aufnahme seines Rococo erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Ich bitte Sie ergebenst, lieber Herr Marr, all' den Mitgliedern des Theaters, welche im Rococo mitgewirkt, meinen aufrichtigsten Dank auszudrücken für Fleiß, Eifer, Geduld und Tüchtigkeit, welche sich dabei bewährt haben. Die Ensemble-Vorstellung am Freitag gehörte zu den besten, welche ich je auf der deutschen Bühne gesehen, und das ist doch gewiß für uns Alle eine angenehme Genugthuung.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend

Ihr ergebenster Laube."

Um das künstlerische Bewußtsein des Personals mehr und mehr zu festigen, ließ ich diese Zeilen als Circular herumschicken und zwar mit folgender Ansprache: „Soeben erhalte ich beifolgendes Schreiben von Herrn Dr. Laube und ich beeile mich meinen geehrten Colleginnen und Collegen diese uns Allen ehrenvolle Aufmunterung zu fernerm künstlerischen Streben sogleich mitzutheilen. H. Marr."

Im Monat Mai gelangte Laube's überaus schweres und complicirt gearbeitetes Werk „Struensee" zur Aufführung. Es ging hitzig her auf den Proben und in dieser Hitze und energischen Anspannung auch seinerseits nicht immer höflich. Der Erfolg indeß war imposant. Laube übermittelte mir abermals ein Dankschreiben für die Mitglieder, in welchem er äußerte: „Der Eindruck unserer Theatertüchtigkeit ist ein allgemeiner und außerordentlicher und die Fremden, welche ich gesprochen, sind überaus frappirt über ein solches Ensemble. Sei das Ganze ein günstig Horoskop für die deutsche Schauspielkunst. Wie lange ist's her, daß eine solche geschlossene Darstellung auf einem Stadttheater nicht möglich war. Und jetzt geht unser Stadttheater so manchem Hoftheater als beneidetes Vorbild voraus . . ."

Im Monat September wieder setzte ich Laube's „Gottsched und Gellert" in Scene, das wir vom 20. bis 30. viermal gaben und zweimal bei ausgeräumtem Orchester. Laube schrieb nach der ersten glänzenden Aufnahme, nachdem er uns Allen vorerst seinen Dank gesagt: „In kaum zehn Tagen ist ein so schweres Stück gelernt, probirt und ausgeführt worden. Das ist nur möglich, wo der regste Eifer waltet, wo gute Einsicht und guter Wille unter den Mitgliedern einander die Hände reichen, kurz, nur da, wo echtes Theaterleben herrscht!"

Echtes Theaterleben! Das war der richtige Ausdruck. Unter wie vielen Kämpfen aber mußte ich dies herstellen, in einer Zeit, wo man schon an den handwerksmäßigen Schlendrian gewöhnt war und es jedem Einzelnen darnach gelüstete, ein Virtuos sein zu wollen. Wer sich dem geregelten Verlauf der Dinge nicht fügen wollte, der konnte gehen; benahm sich der Eine oder Andere widerhaarig und dem fleißigen Vorwärtsstreben abgeneigt, wurde ihm kurz gekündigt. So bittend Dr. Schmidt sich auch oft in's Mittel zu legen suchte, ich wußte ihn leicht zu überführen, daß ehrenvolle Resultate nur errungen werden konnten, wenn alle Fahrlässigen und Probenfaulen beseitigt wurden. Am Ueberarbeiten möchte wohl schwerlich Jemand gestorben sein. Während Schmidt mir beistimmte, zog mich das Publicum zur Rechenschaft. Natür-

lich nur im ersten Jahre, wo ich im Personal zu lichten und zu sondern hatte und man sich erst an das energische Probenabhalten gewöhnen mußte. Kein deutsches Theaterpublicum läßt sich leichter zur Parteinahme herbei, als das Leipziger! Es liebt Theaterscandale und Plänkeleien. Zweimal pfiff es mich aus. Das eine Mal so tumultuarisch, daß ich genöthigt war, mich in förmliche parlamentarische Unterhandlungen mit ihm einzulassen! Es hieß, ich unterdrücke die Oper. Wenn ich direct auch keine solche Absicht hegte, so ließ ich, indirect freilich, die sich überhebenden Operisten fühlen, daß ich für jede ihrer Capricen, die eine Vorstellung störte, meine Genugthuung haben mußte, die darin bestand, das Repertoire der Oper zu beschneiden, da viele Schauspielvorstellungen ja so zogen, daß ein ausgeräumtes Orchester zu ermöglichen war. Hieß es nicht der Sache schaden, solche particulare Interessen nicht im Keim ersticken zu suchen? Aus jeder derartigen Herausforderung ging ich stets siegreich hervor; ja auffallend war der Tact des Leipziger Publicums, das meinen schauspielerischen Leistungen, trotz Opposition gegen meine sogenannte despotische Regieführung, mit ungetrübter Theilnahme begegnete. Wenn es sich übrigens ehrlich fragte, was ihm geboten und wie es ihm geboten wurde, dann mußte es im Vergleich zu anderen Theatern mit dem Leipziger gewiß zufrieden sein. Zur Bestätigung dessen sei noch angeführt, daß im Jahre 1847 im Januar an größeren Stücken neu erschienen: Maria Magdalena von Hebbel und Uriel Acosta von Gutzkow. Im Februar: Die Valentine von Gustav Freytag und Die Karlsschüler von Laube. Diese vier dramatischen Werke hatten eine solche Attraction, daß dieselben bis zum Monat August anhaltend auf dem Repertoire standen, mit Abwechslung von leichten Novitäten und den classischen Vorstellungen des Faust und Egmont, Kabale und Liebe und Wallenstein's Tod, Romeo und Julia, Heinrich der Vierte, Lear und Nathan der Weise.

Jeder Unparteiische mag richten, ob das nicht reell arbeiten heißt! Fragt man nun weiter, wie die Schauspieler sich in diesem geregelten Geschäftsbetriebe benahmen, so lautet meine Antwort: musterhaft. Dabei betone ich allerdings, daß bei mir immer nur die Bessergesinnten zählen, die in ihrem Beruf wirklich eine Mission zu erfüllen meinen. Der schlechtere und frivole Theil ist meiner Maxime gemäß überhaupt zur Knechtung da. Ihnen gegenüber kann der Ausspruch F i:drich's des Großen in Betracht gezogen werden: „Raisonnirt so viel ihr wollt, aber gehorcht."

Das Leipziger Personal bestand aus jungen, frischen, reich begabten Talenten, vom ersten Darsteller bis zum Episodenspieler. Als Laube 1850 Director des Hofburgtheaters wurde, engagirte er aus dem geschulten Ensemble: 1) Joseph Wagner, die echte Perle, die ich mir bei meinem Gastspiel in Pest aus dem dortigen Theaterschlamm herausgefischt hatte. ?) den drastisch talentirten Meixner. 3) den verständigen und exacten pisodenspieler Paulmann. 4) die fein gestimmte und geistreich bewußtvolle arstellerin Bertha Unzelmann.

Wie erfüllt von dem planvollen Kunstgetriebe die Besseren waren, ist rch Folgendes zu skizziren. Als das Revolutionsjahr 1848 Dr. Schmidt :ctionsmüde machte und ihn einen andern Director an seine Stelle setzen ;, da sprengte das exact gepflegte Leipziger Ensemble auseinander. Die ten Darsteller, Wagner und die Unzelmann, nahmen eine Stellung am rliner Hoftheater an. Ihr Unbehagen dort war groß. Während Wagner

trotzig darüber schwieg, ließ mir die Unzelmann einige Zeilen zukommen, in welchen sie äußerte: „Ach, wie glücklich war ich unter Ihrer strengen Herrschaft. Sie räumten stets alles Nebensächliche aus dem Wege und drängten uns bei den Proben immer nur auf die Hauptsache hin.“ Gustav Freytag, dieser anmuthsvolle und graziös-vornehme Dramatiker, schrieb mir von Berlin aus: „Mein theurer Marr! Der Berliner Aufführung (seine Valentine wurde mit der Unzelmann zum erstenmal am Hoftheater gegeben) habe ich beigewohnt und mich dabei nach Leipzig zurückgesehnt; die Aufnahme war besser als das Spiel. Unsere Unzelmann wird, so hoffe ich, in Berlin nach kurzer Zeit eine gute Stellung zum Publicum gewinnen. So glücklich, als sie sich unter Ihrem Scepter gefühlt hat, wird sie sich in Jahren nicht, vielleicht nie wieder empfinden.“ Joseph Wagner, der originelle Kauz mit der noblen Künstlerseele, meldete sich erst, als er Berlin wieder im Rücken hatte und bei Laube in Wien — der jetzt Director des Hofburgtheaters geworden — eine Fortsetzung des Leipziger Schulens vorfand. Er schrieb in seiner knappen Weise: „Mein lieber, theurer, väterlicher Freund! Jetzt erst ist's an der Zeit, daß Pepi Wagner sich meldet, nun er wieder äußerlich und innerlich in den glücklichsten Verhältnissen lebt. Damit ist Alles gesagt — und daß ich Ihnen in meinem künstlerischen Glück den größten Theil zu verdanken habe. Glauben Sie mir, liebster Freund, ich habe es nie vergessen und werde es auch ewig nicht. Sie haben mir in Leipzig die Augen geöffnet und mich auf die Bedeutsamkeit des Schauspielers aufmerksam gemacht, die ich früher nie so recht zu erfassen vermochte, denn in Pest war das Komödiespielen Broderwerb. Ich fühlte zwar immer das Drückende dieses Engagements, hatte aber nicht die Kraft mich loszureißen, bis Sie denn kamen. Die schöne Leipziger Zeit durchlebe ich hier unter Laube wieder auf's Neue, die zwei dazwischen liegenden Jahre sind aus meinem Leben herausgestrichen und ich danke Gott dafür, daß sie hinter mir liegen. Der Schmerz, daß Alles, was Sie in Leipzig mühsam aufgebaut hatten, in dem abscheulichen Berlin wieder niedergerissen werden sollte, machte mich tief melancholisch. In besagtem Städtchen herrscht Bosheit und Arroganz. Beides liegt mir, dem Himmel sei Dank, fern, und mit einem einfachen, redlichen Kunstsinn kommt man bei diesem Hundepack nicht durch. Gott besser's!“

(Schluß folgt.)

Die Liebe in ihrer ethischen Bedeutung.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Von jeher ist die Freundschaft als die höchste Form der menschlichen Vereinigung gepriesen worden, und die Hochstellung derselben ging aus dem allgemeinen Bewußtsein des Alterthums auch in dessen Philosophie über. Ohne uns hier bei dem philosophischen Eros Plato's aufzuhalten, sei nur daran erinnert, daß die Stoiker die Inconsequenz gegen ihr Princip der Selbstgenügsamkeit des Weisen in seiner Isolirung nicht scheuten, um dem allgemeinen Bewußtsein von der Erhabenheit und Schönheit der Freundschaft Rechnung zu tragen, und daß die Epikuräer in ihrer Schwärmerei für das Ideal der Freundschaft unwillkürlich ihr Princip des Individualendämonismus durch das der selbstlosen Hingebung an den Freund überwanden, ohne den Sprung in ein heterogenes Gebiet zu merken. Die Hochstellung der Freundschaft im Alterthum ist um so natürlicher, als dieselbe damals in der Geschlechtsliebe keinen solchen Concurrenten besaß, wie in der modernen Welt; denn das Weib war namentlich im Hellenenthum noch so wenig in das geistige Leben der Menschheit eingeführt, daß selbst in geschlechtlicher Beziehung die pathologische Verirrung der Knabenliebe der Frauenliebe den Rang ablief. Sowohl die gesellschaftliche Stellung des Weibes als auch ihre geistige Unbildung schlossen die Frage aus, ob das Ideal der Freundschaft zwischen Männern oder zwischen Personen entgegengesetzten Geschlechts mehr Chancen zur Verwirklichung habe. Gegenwärtig aber, wo die sittliche Gleichberechtigung der Geschlechter mehr und mehr anerkannt und ihre polarische Ergänzung durch Vorzüge entgegengesetzter Art immer zweifelloser gewürdigt wird, ist es wohl an der Zeit, obige Frage in's Auge zu fassen.

Die Freundschaft zwischen Männern im antiken Sinne scheint jetzt nur noch zwischen Familienlosen realisirbar, da wir die Pflichten gegen die Familie zu ernst nehmen, um zwei Familienvätern jene unbedingte Gütergemeinschaft zu gestatten, welche das Ideal der Freundschaft zweifellos erfordert, da nur so die Identificirung der Interessen nach der Seite des Eigenthums eine vollständige wird. Von selbst gegeben ist diese Gütergemeinschaft hingegen in der Ehe, und schafft als solche allein schon eine hinreichend starke Gemeinsamkeit der Interessen, um das Band der Freundschaft durch dieselbe zu knüpfen. Nicht nur den Besitz haben die Gatten gemein, sondern auch die Interessen der Erhaltung und Mehrung des Besitzes, was nur bei voller Wirthschaftsgemeinschaft möglich ist — ein für männliche Freunde noch schwerer als bloße Gütergemeinschaft durchzuführender Zustand, der aber so lange, als materielle Interessen nicht gänzlich aus dem Leben ausgeschieden werden, nothwendig mit zur Identificirung der Interessen gehört. Wenn männliche Freunde an den gemeinsamen geistigen Interessen des Berufs einen Kitt besitzen, der oft auch der erste Anlaß zu Freundschaften ist, so ist dem gegenüber zu bemerken, daß dergleichen intel-

lectuelle Interessen doch nur eine sehr äußerliche Vereinigung zu Stande bringen, wenn nicht Gemüthsinteressen hinzutreten, die sich auf das rein menschliche Privatleben der Freunde beziehen. Letztere aber können gar nicht in höherm Grade gegeben werden, als durch den gemeinsamen Besitz von Kindern und durch die gemeinsame Sorge für deren Erziehung und Fortkommen in der Welt. Bieten sich schon hierbei auch intellectuelle Anregungen genug, so liegt doch in der Ehe ein noch wichtigerer Ersatz für die gemeinsamen Berufsinteressen in dem Meinungsaustausch der Gatten über die gesammte theoretische Welt- und Lebensanschauung und das dilettantische Eingehen auf alle möglichen Sphären des wissenschaftlichen und künstlerischen Interesses.

Auf allen diesen Gebieten tritt nun aber die polarische Ergänzung durch die entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten der Geschlechter als ein mächtiger Hebel der Freundschaft hervor, der zwar durch ein analoges Verhältniß männlicher und weiblicher Charaktere unter Männern annähernd imitirt, aber keineswegs völlig ersetzt werden kann. Je tiefer die Freundschaft ist, desto mehr treten die äußeren Umstände, wie Berufsgleichheit, welche die erste Anknüpfung zu ihr gegeben haben, und die blos theoretischen intellectuellen Interessen zurück, und dafür die practischen Gemüthsinteressen in den Vordergrund; eine innige Freundschaft kann auch zwischen intellectuell wenig gebildeten, nicht aber zwischen gemüthlosen oder gemüthlich rohen Personen bestehen. Bei einer sehr intimen Freundschaft werden deshalb schon unter Männern die theoretischen intellectuellen Interessen zur Nebensache, und verliert aus demselben Grunde bei einer innigen Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts die Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts an intellectueller Anlage und Ausbildung viel von ihrem Gewicht, während das reich und zart entfaltete Gemüthsleben des weiblichen Geschlechts an Bedeutung gewinnt.

Hiernach glaube ich die oben gestellte Frage sowohl nach äußeren wie nach inneren Gründen dahin entscheiden zu müssen, daß in der Gegenwart die ideale Freundschaft günstigere Chancen der Realisirung zwischen Personen verschiedenen als zwischen solchen gleichen Geschlechts vorfindet, vorausgesetzt, daß erstere in die als Ehe bezeichnete Wirthschafts- und Interessensolidarität eintreten. Durch diese Entscheidung erledigt sich zugleich die in der modernen Welt entstehende Concurrenz zwischen Geschlechtsliebe und Freundschaft in dem Anerkenntniß, daß die höchste Erscheinungsform der allgemeinen Liebe oder des Identitätsgefühls nur in der innigen Vereinigung von Geschlechtsliebe und Freundschaft zu finden ist. In wie weit innige Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts in jüngeren Jahren bestehen könne, ohne zugleich den allgemeinen Geschlechtstrieb in der angedeuteten Richtung in gewissem Grade zu entbinden, ist mindestens eine zweifelhafte Frage; daß die Geschlechtsliebe ohne eine gewisse Beimischung bewußt geistiger Freundschaft keine erfreuliche und harmonische Erscheinung ist, steht jedenfalls fest. Die Verschmelzung beider aber liefert die höchste Gestalt der Liebe, die wir kennen, indem sie die unbewußte Ursprünglichkeit und Tiefe, die instinctive Energie, Gluth und Leidenschaftlichkeit der Geschlechtsliebe einerseits mit der selbstbewußten Klarheit, der pietäts- und vertrauensvollen Sicherheit und besonnenen Milde der Freundschaft andererseits vereinigt, und womöglich die beiderseits gewollte Identität des gemeinsamen Wohls und Wehs in der Interessensolidarität

und Güter- und Wirthschaftsgemeinschaft der Ehe auch äußerlich zur Darstellung und rechtlichen Anerkennung bringt.

Hierdurch erledigt sich zugleich das Bedenken, ob das Weib denn überhaupt zur Freundschaft fähig sei. In der That möchte es schwer fallen, Beispiele von einer Freundschaft *unter Weibern* beizubringen, welche im Ernst diesen hohen Namen verdienten. Aber dies beweist noch nichts gegen die Fähigkeit des Weibes, *mit einem Mann* eine wahre Freundschaft zu pflegen. Das Weib ist weit unselbstständiger als der Mann; die Blicke des Mädchens richten sich nach der Ehe, die Frau aber ist viel zu sehr von der Ehe und dem Hausstand absorbirt, um nach außen wahre Freundschaft cultiviren zu können. Zwei für sich selbstständige Männer können einen Freundschaftsbund schließen, sobald nur der eine von beiden weiblich genug veranlagt ist, um sich hinreichend zu accomodiren und die weibliche Rolle in dem Verhältniß zu übernehmen; bei zwei Weibern aber liegt die Schwierigkeit umgekehrt darin, daß eine von beiden genug *Selbstständigkeit* besitzen muß, um die andere noch mit zu stützen und dem ganzen Bunde Halt und Festigkeit zu geben, und diese Selbsterhebung des Weibes wird viel schwieriger zu finden sein als die correspondirende Selbsterniedrigung des Mannes. Dem Manne gegenüber fällt nun aber diese Schwierigkeit weg, da hier das Weib nur den sich anschmiegenden Theil darstellt. Außerdem ist darauf hinzuweisen, daß das Weib so sehr in den Fesseln des Instincts liegt, daß ein höherer Gemüthsaufschwung derselben *fast nur auf der Naturbasis des Instincts* möglich ist; ihre Neigungen und Abneigungen drehen sich unbewußt so sehr um das Geschlechtsleben und seine unbewußten Naturzwecke, daß eine mit Gewalt von diesem Mutterboden losgelöste Freundschaft kaum irgend welche Garantien für eine auch nur annähernde Verwirklichung des Ideals der Freundschaft bieten kann. Das Weib ist daher seiner Natur nach ganz wesentlich darauf angewiesen, die Freundschaft im höchsten Sinne *nur auf Grundlage der geschlechtlichen Liebe* zu verwirklichen und selbst die geringeren Grade der Freundschaft an die Naturbasis der *Kindesliebe, Geschwisterliebe* und *Mutterliebe* anzuknüpfen.

Auch hier zeigt sich, daß jede *extensive Beschränkung* der *Intensität* zugute kommt, daß nämlich das Weib um so vollständiger von Liebe und Freundschaft erfüllt wird und um so vorbehaltloser in ihr aufgeht, je weniger es dazu veranlagt ist, sich mit einer der männlichen gleichkommenden *Freiheit* in beiden Sphären zu bewegen. Es ist vielleicht das dunkle Gefühl ihrer Abhängigkeit von den instinctiven Trieben und ihrer Unfreiheit für das Leben in der Freundschaft, welches die Frauen so gern an dem allgemeinen Ausdruck „Liebe" festhalten und die ideellen Vorzüge der Freundschaft theoretisch verkennen läßt. Sie sträuben sich dagegen, das in ihrem Liebesleben Verschmolzene auch nur begrifflich zu trennen, weil sie ahnen, daß sie es in Wirklichkeit doch nicht getrennt darzustellen vermögen. Sie bestehen darauf, die höchste Realisirung der allgemeinen Liebe, d. h. das Gefühl der unbewußten Identität, wie sie in der Gattenliebe sich darstellt, nach dem in ihnen überwiegenden instinctiven Gefühlsmoment Liebe und nur Liebe zu nennen, während der Mann im Gegentheil geneigt ist, sich mit einem selbstständigen bewußten Geist in möglichster Freiheit gegen den instinctiven Grund seiner Seele zu bewegen und deshalb die Verwirklichung des allgemeinen Identitätsgefühls in der Form der Freundschaft als das Höhere, Menschenwürdigere, Idealere anzusehen, welchem die natürlichen Formen der

Liebe ein- und unterzuordnen seien. So bleibt beim Weibe leichter die Geschlechtsliebe, beim Manne (wenn man das Verhältniß der Gatten für längere Dauer in's Auge faßt) eher die Freundschaft im Uebergewicht, und die volle Harmonie beider Momente wird auch hier nicht auf einer Seite, sondern nur in der Totalität des gegenseitigen Liebes- und Freundschaftsbundes erzielt. Ihren Höhepunkt erreicht diese Wechselliebe zu der Zeit, wo der Besitz noch nicht so lange gedauert hat, um die geschlechtliche Leidenschaft abzustumpfen, aber das Zusammenleben doch schon lange genug gedauert hat, um die Freundschaft zur vollen Reife gedeihen zu lassen. Freilich wird dieser Höhepunkt bei beiden Theilen nicht in denselben Zeitpunkt fallen; denn beim Manne hat zwar die geschlechtliche Leidenschaft vor Erringung des Besitzes einen weit acutern Charakter als beim Weibe, stumpft sich aber auch nach errungenem Besitz schneller ab und bedarf ziemlich rasch der Ablösung durch die Freundschaft; beim Weibe hingegen erlangt die im jungfräulichen Busen noch ziemlich unbestimmte Sehnsucht erst durch die Gewöhnung an den vollen Besitz die Deutlichkeit und Entschiedenheit des Bewußtseins und die ganze Stärke der Leidenschaft, so daß ihre Liebe erst dann den Gipfel erreicht, wenn die des Mannes schon stark im Niedergange begriffen, ja vielleicht schon ganz durch Freundschaft abgelöst ist. Der Gipfel des Liebesverhältnisses der Gatten, als einheitliche Totalität gefaßt, wird also in das Intervall zwischen das Maximum beim Manne und das beim Weibe fallen müssen.

Wenn nun die höchste Verwirklichung der allgemeinen Liebe nur in der Freundschaft, Geschlechtsliebe und Mutterliebe, beziehungsweise in der Verschmelzung der Freundschaft mit einem instinctiven Identitätsgefühl besteht, wenn ferner die näheren und entfernteren Kreise der Liebesbethätigung im Allgemeinen den näheren und ferneren Pflichten entsprechen, so hört doch die Liebe nicht völlig auf, wo die Beziehungen irgend welcher engern genossenschaftlichen Zusammengehörigkeit aufhören; sie entnimmt vielmehr aus der Gleichheit der Gattung, aus dem Menschenthum als solchen, hinlängliche Impulse zur Entfaltung bei gegebener Gelegenheit. Das liebreiche Gemüth, d. h. ein Gemüth, in welchem das allgemeine Gefühl der unwußten Identität lebhaft vertreten ist, bedarf nur einer Anregung zur Bethätigung desselben in einer bestimmten Richtung auf ein gegebenes Object, um aus den unbewußten Tiefen der Seele an's Tageslicht zu treten; es braucht nur einer Gelegenheit, um Liebe zu üben, und es wird sie üben, gleichviel ob der Gegenstand, dem es Liebe erweist, nähere Ansprüche darauf hat, als die allgemeinen, Mensch zu sein. Dies ist der Sinn des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, welches uns erläutern soll, daß jeder unser Nächster sei, der uns Gelegenheit zur Entfaltung der Nächstenliebe darbietet.

Der schönste Charakterzug der Liebe ist aber vielleicht darin zu suchen, daß sie durch nichts so sehr verstärkt wird, als durch ihre eigene Bethätigung, daß durch nichts so sehr der Mensch dem Herzen des Menschen näher gerückt wird, als durch die Wohlthaten, die man ihm erwiesen, durch die Sorge, die man auf ihn verwandt, und durch die Liebe, die man an ihm zu üben das Glück gehabt hat. So steht, auch abgesehen von physiologischen Gründen, das Kind der Mutter schon deshalb näher als dem Vater, weil erstere mehr Sorge für dasselbe aufzuwenden und mehr Opfer für dasselbe zu bringen hat. So kann ferner eine einzige Liebesthat einen gänzlich Fremden dem Herzen nahe bringen, und durch die Dankbarkeit und die Re-

action auf die entgegengetragene Liebe auch in dem Empfänger Liebe erwecken, also ein Band der Liebe um zwei bis dahin einander völlig fernstehende Menschen schlingen.

Indessen auch bei der allgemeinen Menschenliebe bleibt die Liebe nicht stehen, ihre Wirksamkeit erstreckt sich weiter auf alle empfindenden Wesen, ja sogar auf leblose Dinge, denen das Gemüth vermittels der Phantasie eine Art von Beseelung leiht. Die persönliche Freundschaft und Liebe zwischen dem Menschen und höheren Thieren von den allerverschiedensten Ordnungen und Arten ist schon oft genug besungen, und die Sagen vom Löwen des Androklus und ähnlichen Vorkommnissen würden, selbst wenn sie nur Sagen wären, bezeugen, wie zart und schön das Gemüth Derer, die sie geschaffen und verbreitet haben, das Verhältniß von Mensch und Thier auffaßt. Nicht minder bezeichnend sind die Berichte über die Liebebedürftigkeit Gefangener, welche in Ermangelung angemessener Gegenstände Ratten, Spinnen oder andere Insecten durch unermüdliches Entgegenkommen zu einer gewissen Erwiederung der Zuneigung zwangen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird der Mensch zwar kaum dazu gelangen, seine Specialfreundschaften unter Insecten zu suchen, aber das liebreiche Gemüth wird allen lebenden und empfindenden Wesen gegenüber ein mehr oder minder deutliches Analogon der Liebe fühlen, wie es sie seines Gleichen entgegenträgt, und wird bei besonderen Gelegenheiten nicht unterlassen, diese Liebe auch dem unscheinbarsten Gewürm gegenüber zu bethätigen. Je zarter besaitet und je sensitiver eine Seele organisirt ist, desto mehr wird sie auch die Pflanzen in den Kreis ihrer Liebe hereinziehen und damit practisch und instinctiv dem Aberglauben der modernen Aufklärung und Wissenschaft Trotz bieten, welche den Pflanzen jede Beseelung und Empfindung abspricht. In reizvoll-sinnigster Weise spricht sich die liebevolle Behandlung der Pflanzen und Blumen in der indischen Poesie aus, wo das Leben des ganzen Volkes und insbesondere der Frauen der höheren Stände etwas dem Traumleben der Blumen Verwandtes an sich trägt. Aber auch bei uns sehen wir den Blumencultus bei sinnigen Frauen nicht selten mit entschiedenen Spuren eines dunklen Identitätsgefühls verknüpft, das die Pflanzen nicht nur als ihres Gleichen behandelt, sondern auch als Weseneins mit ihnen selber in wahrer Liebe umfaßt.

Der liebevolle Mensch erstreckt die Identificirung seines Selbst in anderen lebenden und empfindenden Ichs auf Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt; er betrachtet die Welt mit total anderen Augen als der Egoist; er fühlt den Pulsschlag der ganzen Natur in seinen Adern und das Allleben in seinem Bewußtsein, und faßt die Welt als eine wesentliche Einheit mit Sich, nicht als einen kalten, feindlichen, transscendenten Gegensatz zu seinem Ich auf. Er umspannt das All mit seiner Liebe, weil er sich zwar (in phänomenaler Hinsicht) als Theil des All, aber zugleich (metaphysisch genommen) als wesentlich identisch mit demselben, und deshalb sein fühlendes Subject als Kern des Alls weiß. Indem er das Selbst zum All ausdehnt, erweitert sich das Selbstgefühl zum Allgefühl *), die Liebe zur Alliebe; das

*) „Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen;

Identitätsgefühl, das ſich bisher nur in beſtimmten beſchränkten Richtungen concentrirter offenbarte, wird zum allumfaſſenden Identitätsgefühl oder zum All-Einheits-Gefühl, ohne daß es deshalb den Charakter der Unbewußtheit ſeiner eigenen Natur zu verlieren braucht. Ja ſogar, je weltumſpannender das Gefühl ſich entfaltet, deſto myſtiſcher, d. h. deſto mehr ſeines eigenen Urſprungs und Weſens unbewußt, geſtaltet ſich daſſelbe. In der Freundſchaft verſchwindet das Myſtiſche des Identitätsgefühls hinter dem ſcheinbar klaren Urſprung ſeiner bewußt geiſtigen Anregung und Veranlaſſung, in der Geſchlechts- und Mutterliebe hinter den Illuſionen, die der Inſtinct dem Egoismus als Köder vorgaukelt; in dem Allgefühl aber tritt der myſtiſche Charakter am unverhülltеſten zu Tage, da nichts mehr vorhanden iſt, was des Menſchenherzens namenloſes Wunder verhüllt: das practiſche Ueberſpringen der intellectuellen und phyſiſchen Schranken der Individuation.

Iſt es nicht völlig unbegreiflich vom Standpunkte des Pluralismus oder Individualismus, wie der Menſch dazu kommt, ſeinem Wollen ein Ziel zu ſetzen, das für den Wollenden von gar keinem Intereſſe iſt, außer inſofern er ein ſolcher iſt, es zu wollen um eines Andern willen? Iſt es nicht erſtaunlich, daß der Individualwille motivirt wird durch die Vorſtellungen über das Wohl und Wehe eines fremden Individuums, das ihn eigentlich gar nichts angeht, außer ſoweit er den ſonderbaren Drang in ſich hat, ſich um daſſelbe zu bekümmern? Die Löſung liegt im Gefühl ſelbſt. wenn man ſich bemüht, ſeine verſchiedenen Seiten, die Sorge für das fremde Wohl, die Vereinigungsſehnſucht u. ſ. w. in einen Centralpunkt zuſammenzufaſſen, wie es die Einheitlichkeit des Gefühls entſchieden verlangt; wir haben die Löſung anticipirt, indem wir die Liebe als Gefühl der unbewußten Identität beſtimmten, welche als unmittelbarſte Aeußerung das Streben der Erweiterung des eigenen Selbſt auf die Gegenſtände der Liebe erzeugt. So weiſt eine tiefere Betrachtung der Liebe direct auf die metaphyſiſchen Moralprincipien hin, in denen der myſtiſche Drang des mehr oder minder unbewußten Gefühls erſt die Enthüllung und Erfüllung Deſſen findet, was er ahnend erſtrebt.

Das Vorhergehende wird keinen Zweifel an der Richtigkeit der obigen Behauptung übrig gelaſſen haben, daß die Liebe die Krone der Gefühlsmoral ſei, daß in ihr das autonome und doch über den Egoismus hinausgehende Wirken des Gefühls ſeine großartigſte und ſchönſte Verkörperung gefunden habe. Nichts deſtoweniger ſcheint die Liebe allein nicht als Moral-

---

Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern."

Goethe's Fauſt.

„Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verſchlungen
Sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall"

Herder, Das Saitenſpiel.

princip genügen zu können. Zum Theil wiederholen sich ihr dieselben Gründe, welche ich schon oben gegen das Mitgefühl angeführt hatte. Die Liebe als Alliebe oder Allgefühl ist nicht nur sehr selten zu finden, sie füllt auch das Herz mit einem allgemeinen und unbestimmten Gefühl aus, um für den concreten Fall des sittlichen Handelns eine concentrirte Energie in beschränkter Richtung entfalten zu können. Daher sind auch die zum Allgefühl vorzugsweise disponirten Volkstypen und Individuen meistens passive, sensitive, energielose Naturen, von denen bedeutende sittliche Leistungen hauptsächlich nur im opferwilligen Dulden für Andere zu erwarten sind. Wäre aber die Alliebe in dem Sinne das Bestimmende in einem Menschen, daß sie sich in ihm auf alle Wesen gleichmäßig erstreckte, so würde nicht nur bei der Vertheilung auf jedes Einzelne wenig genug kommen, sondern es würde auch solche „Liebe ohne Ansehen der Person", indem sie Alles über einen Kamm scheerte, das System der näheren und ferneren Liebeskreise umstürzen, auf welches sich in der Gefühlsmoral hauptsächlich die Abwägung der näheren und ferneren Pflichten stützt.

Tritt hingegen die individualisirte Liebe in den Vordergrund, so nimmt diese, sei es als Mutterliebe, Geschlechtsliebe, Verwandtenliebe oder Freundschaft, leicht einen so leidenschaftlichen Charakter oder doch eine so sehr das Gefühlsleben absorbirende Intensität an, daß sie über die allgemeine Liebe zu ferner Stehenden allmächtig prädominirt, und unfehlbar zu Ungerechtigkeiten gegen diese fortreißt, wenn die Gerechtigkeit nicht durch andere sich geltend machende Moralprincipien geschützt wird. Die Liebe als actuelles Gefühl braucht bei normalen Menschen anschauliche concrete Motive, um nach einer bestimmten Richtung auf ein bestimmtes Object hin sich zu entfalten (z. B. Dankbarkeit, Gegenliebe, eigene Wohlthaten, fremde Hülfsbedürftigkeit, genossenschaftliches Solidaritätsbewußtsein ꝛc.); Alles dies aber wird die Liebe nur auf Personen lenken können, mit denen man persönlich in kürzere oder längere Berührung gekommen, hingegen um dieserwillen zur Ungerechtigkeit gegen solche verleiten, die Einem vollständig fremd geblieben sind, und die man entweder nur dem Namen nach, oder wohl gar nur als integrirende Bestandtheile von statistischen Bevölkerungsziffern kennt.

Wo durch solche Ungerechtigkeit das Wohl anderer Personen direct verletzt wird, da kann die Liebe zu letzteren wenigstens noch als Gegengewicht dienen nicht aber wo die Ungerechtigkeit eine nur principielle ist, oder wo sie sich nicht gegen physische, sondern moralische Personen oder fingirte Rechtssubjecte richtet, oder auch wo der directe Vortheil der intensiv Geliebten sehr viel schwerer wiegt, als der directe Schaden der dadurch Benachtheiligten für das Bewußtsein der letzteren in's Gewicht fällt. Die Liebe macht (wie schon oben bei der Mutterliebe bemerkt) oft noch weit rücksichtsloser als der Egoismus; sie birgt dabei die Gefahr in sich, daß selbst die Erniedrigung des moralischen Selbstgefühls in sophistischer Weise als in der Liebe dargebrachtes und dadurch geheiligtes Opfer betrachtet werden kann *), während doch die wahre Liebe jeden auf Kosten der Sittlichkeit er-

*) Vgl. Schiller's Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen". Er sagt (gegen Ende der Abhandlg.): „Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer (der Liebe), wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung jeder moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. Sollten wir ihn leiden

kauften Gewinn mit Abscheu als eine Kränkung ihrer selbst zurückweist, was der andere in Rechnung zu stellen nicht unterlassen darf.

Freilich setzt die letztere Erwägung schon voraus, daß es doch noch einen andern Maßstab der Sittlichkeit geben müsse als die Liebe, da sonst in der That nicht recht abzusehen ist, von woher eine That der höchsten und aufopferndsten Liebe das sie verdammende Prädicat der Unsittlichkeit erhalten solle. Nur wenn die Gerechtigkeit als die dringende Pflicht anerkannt wird, auf deren Voraussetzung erst die Liebe Spielraum zur Entfaltung erhält, gegen welche sie aber nicht verstoßen darf, ohne ihren sittlichen Charakter einzubüßen, erst dann erhalten wir die unerläßliche Ergänzung der Liebe zur vollen und ganzen Sittlichkeit. Sobald aber anerkannt wird, daß die Harmonie mit der Gerechtigkeit für die Bethätigung der Liebe unerläßliche Bedingung der Sittlichkeit ist, so ist damit die Liebe als alleiniges Moralprincip aufgehoben, indem sie ihre Moralität erst an dem anderweitigen Moralprincip der Gerechtigkeit messen und bestätigen lassen muß. Zuerst und vor allen Dingen muß Gerechtigkeit geübt werden, ohne Ansehen der Person, dann erst hat die Liebe Platz, sich mit Ansehen der Person auszuleben, d. h. sich in derjenigen individuellen Beschränkung, ohne welche sie nicht zur Energie der Concentration gelangt, zu realisiren.

Somit setzt die Liebe auf der einen Seite die negative Moralität der Gerechtigkeit als ihr Fundament voraus, ohne welches sie selbst sittlich haltlos wäre; auf der andern Seite ist sie, selbst unter dieser Voraussetzung, doch noch nicht im Stande, das Gebiet der positiven Sittlichkeit für sich allein auszufüllen, theils weil sie als concretes Gefühl es zu keiner positiven Leistung gegen blos abstract vorgestellte physische oder moralische Personen bringen kann, theils weil die Organisation der näheren und ferneren Kreise der Liebe doch nur im Großen und Ganzen mit der systematischen Ordnung der engeren und weiteren positiv-sittlichen Pflichten übereinstimmt und im concreten Fall keineswegs als brauchbare Richtschnur für die Entscheidung einer Pflichtencollision gelten darf. Diese Erwägungen erhalten dadurch vermehrtes Gewicht, daß bei der großen Masse der Menschen die Liebefähigkeit denn doch nur eine sehr eng begrenzte ist, welche sich nur auf wenige am allernächsten stehende Individuen (z. B. auf den engsten positiven Pflichtenkreis der Familie) beschränkt, und selbst hier nur ausnahmsweise eine so bedeutende Energie erlangt, daß ohne Unterstützung

---

lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dies der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affect? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst sein wollen?" So sophistisch weiß dieser Affect die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind.

anderweitiger sittlicher Triebfedern die totale Ueberwindung des Egoismus zweifellos zu erwarten stände. Endlich ist noch der Umstand zu berücksichtigen, daß, jemehr die Liebe als dauernde, von augenblicklichen Motivationseinflüssen unabhängige Willensrichtung zu betrachten ist, desto schwerer auch ein Einfluß auf dieselbe im Interesse der Versittlichung zu üben ist, ein Umstand, der die Möglichkeit der Anknüpfung an mehr dem Einfluß der Motivation zugängliche Triebfedern mindestens dringend wünschenswerth erscheinen läßt.

So hoch wir deshalb auch die Liebe in ethischer Hinsicht veranschlagen mögen, so werden wir doch nicht übersehen dürfen, daß die Aufgabe bestehen bleibt, ein Moralprincip für die zwar nicht höhere aber dringendere, gleichsam elementarere Pflicht der Gerechtigkeit, sowie für die positiv-sittlichen Pflichten gegen blos abstract vorgestellte Personen und endlich ein Princip für klare, sichere und feste Ordnung der verschiedenen Pflichtenkreise in ihrer relativen Bedeutung zu finden. Im Besitz einer deutlichen und bestimmten sittlichen Weltanschauung werden wir die Liebe für die höchste sittliche Offenbarungsform des Absoluten halten dürfen; ohne solche aber wird sie keine Garantie dafür bieten, daß sie nicht durch ihre an und für sich edle und schöne Gesinnung unter Umständen zu gröberen Verletzungen der Sittlichkeit führt, als vielleicht jene gewesen wären, die durch die Liebe verhütet wurden. Hierin liegt eine unleugbare theoretische Rechtfertigung für jene Theologen, welche sich sträuben, die Liebe zum selbstständigen Princip und Angelpunkt der christlichen Moral zu machen; sie haben dabei die ganz richtige Ahnung, daß sie dadurch in eine vage, molluskenartige Gefühlsverschwommenheit ohne festes sittliches Knochengerüst gerathen würden. Aber dann sollten sie eben zu der Einsicht weiter schreiten, daß es nunmehr gilt, anderweitige Grundlagen einer autonomen Moral als Ergänzung aufzusuchen, anstatt daß sie immer und immer wieder in die moralische Heteronomie des göttlichen Willens zurückfallen.

Ohne die Grundlage einer schon aus anderweitigen Quellen geschöpften sittlichen Weltanschauung ist auch die Liebe gar nicht einmal im Stande, Das zu erreichen, was sie zunächst beabsichtigt, das Wohl des Geliebten, denn erst aus einer sittlichen Weltanschauung erfährt sie, worin denn das wahre Wohl des Geliebten bestehe, das sie befördern möchte. Das wahre Wohl des Geliebten wird der Mensch nämlich immer zunächst nach Dem taxiren, was er für sich selbst als das wahre Wohl ansieht. Findet er es für sich in Fressen, Saufen und geschlechtlicher Sinnlichkeit, so wird er auch die Förderung des Wohls des Geliebten auf solche Ziele richten; findet er es für sich in künstlerischen und wissenschaftlichen Genüssen, so wird er auch dem Geliebten solche zuzuführen suchen; findet er es für sich in religiöser Erbauung oder in einem alle Kräfte des Menschen berücksichtigenden thätig sittlichen Leben, so wird er auch den Geliebten fromm, beziehungsweise sittlich zu machen bemüht sein; erkennt er an, daß die verschiedenen Veranlagungen der Menschen die vorzugsweise Pflege verschiedener Seiten des Lebens erfrischen, so wird er auch der Individualität des Freundes und dessen Neigungen Rechnung tragen und ihn nach seiner Façon nicht nur ungestört selig werden lassen, ohne ihm die eigenen Neigungen aufzwingen zu wollen, sondern ihm auch nach Kräften Mittel zur Befriedigung seiner besonderen Bestrebungen zuführen. Wer also für sich selber noch nicht weiß, wie er sich zum Leben zu stellen hat, der wird auch trotz aller Liebe

das Ziel der Liebe verfehlen, wenn er nicht das Glück hat, dieſelbe auf Perſonen zu richten, welche die ihm fehlende ſittliche Weltanſchauung beſitzen und ſeine Liebesthätigkeit gleichſam in's Schlepptau nehmen, um ſie auf wahrhaft werthvolle Ziele zu lenken. Einen Anklang hieran bietet die Liebe des Weibes zum Manne, der, wenn das Verhältniß den normalen Charakter trägt, d. h. wenn der Mann die ſelbſtſtändige und ſichere ſittliche Weltanſchauung beſitzt, deren Zielen und Mitteln das Weib ihre Liebesthätigkeit willig und ſchweigſam unterordnet, ohne auf gewichtigen Einfluß intuitiver Mitteſtimmung dabei zu verzichten. Man ſieht hier von neuem, wie ſehr es zuläſſig und teleologiſch begründet iſt, daß das Weib ſich vorzugsweiſe auf die in der Liebe gipfelnde Gefühlsmoral ſtützt, weil dabei ſchon eine Anlehnung an das andere Geſchlecht als der normale Zuſtand vorausgeſetzt iſt; man ſieht aber andererſeits auch, wie nöthig es iſt, daß einerſeits der Mann eine von der Liebe unabhängige autonome Moral beſitzt, und daß andererſeits das Weib weder familienlos herumirre, noch in kindiſch trotzigen Emancipationsgelüſten ſich gegen die ihm von der Natur angewieſene Stellung auflehne.

Was uns nach alledem am dringendſten noth thut, iſt die Ergänzung des Moralprincips der Liebe durch ein Moralprincip, welches im Gegenſatz zu jener die Pflicht in jeder Geſtalt auf ſeine Fahne ſchreibt und die Pflicht um der Pflicht willen ohne alle Nebenrückſichten zum Ziel der Sittlichkeit macht. Ein ſolches Princip werden wir einfach Pflichtgefühl nennen können, wir bleiben mit ihm noch innerhalb der Gefühlsmoral, treten aber hart an die Grenzen heran, wo dieſelbe in ein anderes Gebiet hinüberleitet.

Die Schönheit im Zimmer.

Von **H. Beta** *).

„Sieht man doch gleich am Hause,
Weß Geistes der Herr sei."

Dieser Vers Goethe's hat nur noch eine sehr beschränkte Richtigkeit in unseren großen Städten, in denen nur sehr wenige Bewohner Hauseigenthümer sind, theils insofern sie nur einen Theil des Werthes aus ihren eigenen Mitteln bezahlt haben, theils weil sie es kaufen und verkaufen wie einen Handelsartikel. Eigenthum und Besitz wechseln manchmal öfter als die Miether darin.

Wie Wenige in Berlin wohnen allein mit Familie in einem eigenen, nach eigenem Geschmack erbauten Hause! Selbst die reichsten Herrschaften ziehen es vor, sich in gemietheten Räumen einzurichten und dies für Preise, die ein Capital repräsentiren, für welches sie unendlich schöner in eigener Villa zu residiren im Stande wären und zwar ohne die Unbequemlichkeiten, Aergernisse und Störungen, die in keinem von fünf, sechs, zehn, und mehr Parteien der verschiedensten Bildungsgrade und Interessen bewohnten Hause vermieden werden können.

In England, wo auch kleine Familien mit beschränkten Mitteln, verheirathete Commis, Handwerker, Arbeiter in eigener, meist noch mit Gärtchen versehener „Cottage" wohnen, in eigenen vier Pfählen, die durch bloßes zehn- bis fünfzehnjähriges Miethezahlen an eine der Tausende von Baugesellschaften schuldenfreies Eigenthum wurden, in England ist die Schönheit, Sittlichkeit und Unabhängigkeit des Grundbesitzes eigenen Herdes und Hauses zur vollen Wirkung und Anerkennung gekommen. Versuche in Berlin, durch Organisation des Massencredits Baugesellschaften zu bilden und kleinere Häuser für je eine Familie damit zu bauen, sind an der Gewinnsucht oder Mangel an Sachkenntniß der Unternehmer gescheitert. Und so müssen wir uns einstweilen in einer gemietheten Wohnung in einem von mehreren Familien bewohnten Hause möglichst häuslich einzurichten suchen. Dazu gehört aber für den gebildeten Geschmack mehr, als in der Regel gehörig beachtet wird. Es reicht nicht hin, daß man große, geräumige, prächtig tapezirte Zimmer und kostbare Möbel, Gemälde und Schmucksachen darin habe; die Sachen müssen auch mit einander harmoniren, zu einander stimmen, wie die Bewohner selbst.

Mit den Formen, die alle mehr oder weniger modern sind, ist in der Regel eine, wenn nicht gute, so doch erträgliche Composition herzustellen; desto mehr Schwierigkeiten bieten aber die Farben. Mit etwas Farbensinn und empfindlichen Nerven werden Tausende schon die Erfahrung gemacht haben, daß ihnen beim ersten Eintritt in ein Zimmer, wenn es auch noch so prächtig ausgestattet war, ein Mißton durch die Augen und Sinne ging, daß sie sich darin unbehaglich, gereizt, unwohl fühlten, während ein anderes, vielleicht viel einfacheres, wohlthuend auf Sinne und Stimmung wirkte und

*) Aus dem Nachlasse des trefflichen Autors der erste Artikel, dem die anderen nach und nach folgen werden. Die Red.

uns zu Gemüthlichkeit erwärmte. Ich kenne den Eigenthümer eines der prächtigsten Privatpaläste, der einen wahren Widerwillen gegen den allerkostbarsten Prachtsalon in diesem seinen Feenpalast hegt.

Ich weiß auch aus eigener und Anderer Erfahrung, daß man bald Augen- und Kopfschmerzen darin bekommt, sich unwohl und gereizt fühlt, weil die Farbentöne darin ebenso schreien, wie etwa zwei verstimmte, zugleich gedrehte Leierkasten im Hofe unten und daneben unsere Ohren und durch diese das ganze Nervensystem peinigen.

Wie alle Saiten unseres Flügels stimmen müssen, ist auch die Harmonie der Farben und Farbentöne in Tapeten, Möbel, Gemälden 2c. in unserm Zimmer ein wesentliches Erforderniß der Wohnlichkeit und des Wohlseins darin.

Die wesentlichen Bestandtheile eines guten, eleganten Zimmers sind Tapete (mit oder ohne Brustgetäfel), Karnies der Decke, Tische, Stühle, Sophas und sonstige Möbel, Fenster-, resp. Bettvorhänge, Thüren und Fenster, Teppiche und Gemälde. Alle diese Bestandtheile müssen miteinander nicht nur in Form, sondern noch genauer in Farbe harmoniren, wenn das Zimmer nicht blos prächtig, sondern auch schön und wohlthuend wohnlich sein soll.

Das Brustgetäfel als Schutz der Tapeten gegen Feuchtigkeit, gegen Stoß und Reibung durch Möbel muß schon aus practischen Gründen die Höhe der Stühle und Sitze haben. Dadurch wird und bleibt auch die Bordüre dem Auge sichtbar. In neuen Wohnungen, wo gern in der Höhe der Zimmer geschont wird, um so viele wie möglich über einander zu schichten, ist diese nothwendige Höhe des Brustgetäfels vielfach verzwergt, sie bleibt unterhalb der Höhe der Sitze und wird dadurch ebenso unpractisch als unschön. Im Allgemeinen wird es durch davorgestellte Möbel und Ornamente verdeckt. Es bildet den Grundton dazu und muß deshalb von einfacher, dunkler Farbe sein, deren Töne mit denen der Möbel im Verhältniß der Gleichartigkeit oder Analogie zu wählen sind. Die Schönheit des Zimmers wird vor Allem durch die Farbe der vier Wände bedingt, also meist durch die Tapete. Da ein Zimmer nie zu hell sein kann, und Licht Hauptbedingung körperlichen und geistigen Gedeihens ist, zu viel Licht an Sonnentagen außerdem durch Läden, Fenstervorhänge 2c. hinlänglich zu mildern ist, müssen alle Tapeten von heller Farbe sein, da die dunklen zu viel Licht verzehren. Zweck und Schönheit des Zimmers verbietet demnach alle dunkelfarbigen Tapeten, ebenso rothe und veilchenblaue, weil sie jeder Fleischfarbe, jedem Gesicht höchst ungünstig sind. Auch Orangegelb verbietet sich, weil es das Auge überreizt und ermüdet.

Von den vollen Farben lassen sich nur Gelb und die hellen Töne des Grünen und Blauen ohne Nachtheil anwenden. Das hellglänzende Gelb contrastirt harmonisch zu Mahagonimöbel und Vergoldungen. Hellblau ist zwar den Vergoldungen besonders günstig, aber den Möbeln nur, wenn sie einen gelben oder orangenen Ton im Holze haben.

Am sichersten sind im Allgemeinen die weißlichen Tapeten von einem hellen normalgrünlichen, bläulichen oder gelblichen Grau, glatt oder mit sammetartigen Zeichnungen von der Farbe des Grundes. Da man aber in der Regel Gemälde auf tapezirte Wände hängt und diese sich vortheilhaft hervorheben sollen, so hat man, wenn die Tapete nicht normal grau ist,

nur die Wahl einer glatten, deren Farbe zu der vorherrschenden des (Haupt-) Gemäldes den möglichst großen Contrast bildet.

Landschaften mit grünem Hauptton werden sich also blos auf rother Tapete im vortheilhaftesten Lichte zeigen. Mondscheinbilder mit bläulichem Ton auf einem gelben Grunde, Scenen im Abendroth auf grünlicher Wand. Da man im Privatleben vielen anzubringenden Bildern auf diese Weise nicht gerecht werden kann, bleibt nur der neutrale Grund des Normalgrauen übrig. Nur hat man sich dann noch zu hüten, daß Bilder mit gegenseitig beeinträchtigenden Rahmen (also dunkle Holz- und Goldrahmen) oder mit disharmonirenden Grundtönen nebeneinander kommen. (Darüber später einige nähere Angaben.)

Tapeten von verschiedenen Farben sind in den meisten Fällen desto gemeiner, je bunter und blumiger sie auf den ersten Anblick in die Augen stechen und sollten deshalb überhaupt möglichst vermieden werden. Die moderneren, kostbareren Tapeten, welche in mannigfaltigen glänzenden Farben Blumen, Insecten, Vögel, Landschaften, menschliche Figuren darstellen, mögen sich bei guter Ausführung und Verzierung großer Zimmer eignen, doch versteht es sich von selbst, daß man dann die Figuren weder durch Gemälde, noch durch Möbel theilweise oder ganz verstecken darf, weil dies die Decoration mindestens lächerlich machen würde. Persische Sitze mögen auf kleinere Gemächer, Cabinets, Boudoirs ꝛc. beschränkt bleiben.

Bordüren zu den Tapeten müssen entweder durch Gleichartigkeit oder Contrast der Farben damit harmoniren. In beiden Fällen muß die Bordüre mehr oder weniger von der Tapete abstechen.

Die Harmonie des Contrastes eignet sich am besten zu voll-einfarbigen, also gelben, grünen, blauen Tapeten, demnach blaue oder blauweiße Bordüre zu gelben Tapeten, rothe oder dunkelrothe auf Goldgrund zu grünen, orangene oder gelbe für blaue. Die Bordüre mag Gewebe, Blumen, Arabesken darstellen, wenn nur der Hauptton der Farbe zu der Tapete contrastirt. Als Beispiel der Harmonie des Gleichartigen führen wir messingfarbene Bordüre zu gelben Tapeten als empfehlenswerth an. Weißliche und graue Tapeten vertragen Bordüren von allen Farben, doch wirken zu starke Töne des Blauen, Veilchenblauen, Rothen und Grünen meist roh, da sie sich dem leichten Grunde nicht gut anschließen. Am sichersten ist's, zu grauen Tapeten eine ähnliche, doch hellerfarbige Bordüre zu nehmen. Die reichfarbigen Tapeten mit Blumen, Insecten, Landschaften, Figuren müssen mit bloßer Borte oder mit Rahmen von vergoldetem oder bronzirtem Holz (oder durch entsprechende Malerei) eingefaßt werden.

Die Decke oben bleibt am besten weiß und der Karnies dazu muß von hellen, einfachen, nicht viel von einander abweichenden Farben sein. Die Einzelheiten überläßt man dann wohl dem Farben- und Formensinn eines gebildeten Malers. Nun kommen noch Vorhänge, Thüren, Teppiche und Möbel mit Ansprüchen an unseren Farbensinn in Betracht. Wird diesen nicht genügt, rächen sie sich dafür an uns, ob wir uns dessen bewußt werden oder nicht.

Vorhänge müssen sich im Schlafzimmer am Fenster und Bett gleichen. Sie mögen weiß sein von gesticktem Musselin oder Seide, farbig, oder farbig und weiß. Dies hängt von den Möbeln und der Tapete ab. Hat letztere eine volle Farbe, welche mit der der Sitze contrastirt, müssen die Vorhänge die Farbe der letzteren haben und deren Bordüren die Farbe der Tapete.

Hat die Zimmertapete keine volle Farbe, können die Vorhänge der Farbe der Sitze entsprechen oder von der Farbe der Tapete sein mit einer Bordüre, welche der Farbe der Sitze entspricht.

In Fällen der Verlegenheit hält man sich am besten an weiße Gardinen und Behänge.

Thüren müssen sich von der Farbe des Getäfels unterscheiden (trotz entgegengesetzter Gewohnheit der Maler) und in einem Ton oder in wenig von einander abweichenden gleichartigen Tönen gehalten sein, da die Theile zusammen ein practisches Ganze ausmachen. Die geeignetste Farbe ist normalgrau, etwa getönt durch die Farbe der Tapete, eingefaßt durch eine dunkle Kante.

Fenster müssen den Thüren gleichen mit schwarzen, bronzirten oder messingenen Drehriegeln, die den Thürschlössern entsprechen.

Teppiche, den ganzen Fußboden deckende Teppiche, wie sie in England in keiner anständigen Proletarierstube fehlen, kommen auch bei uns mehr in Aufnahme. Bei Wahl derselben muß man zwei Fälle unterscheiden, welche sich auf die Farbe der Möbel beziehen.

Je glänzender und lebhafter die Farben derselben sind, desto günstiger soll deren Licht leuchten, das man aber durch einen ebenfalls glänzenden Teppich auslöscht. In diesem Fall dient nur ein unscheinbar dunkelfarbiger (grüner oder schwärzlicher) Teppich, deren Glanz zu erhöhen.

Nur wenn die Möblirung einfach, ein- oder analogfarbig ist, kann ohne Nachtheil ein glänzend- und hellfarbiger Teppich daruntergelegt werden. Bei Mahagonimöbeln vermeide man Teppiche mit hervorstechendem Roth, Scharlach oder Orange, weil erstere dadurch an Glanz und Gefälligkeit in der Farbe verlieren.

Gemälde und Bilder giebt's in den meisten Privatzimmern leider zu viel. Wer Geld und Geschmack genug hat, bringe in der Mitte der Hauptwand ein großes, werthvolles Gemälde an und mache Tapete und Bordüre davon abhängig, lasse die übrigen Theile der Wand frei oder muthe ihr höchstens noch zwei gleichartige Bilder in Symmetrie zu, aber freilich auch nicht die schönsten Stahl- oder Kupferstiche, wenn das Hauptbild ein Oelgemälde ist.

Kupferstiche, schwarze Lithographien dürfen weder neben Oelgemälden, noch farbigen Zeichnungen angebracht werden.

Erstere in Goldrahmen machen sich am besten auf perl- oder dunkelgrauen Tapeten. Landschaften mit Erdengrün und Himmelblau hängen am vortheilhaftesten auf gelber Tapete, aber dann nicht in Goldrahmen, sondern in Einfassung von Palisander- oder grau und schwarz gemaltem Holz.

Sonstige Oelgemälde mit goldenen Rahmen sind in der Regel von guter Wirkung auf olivengrauem Grunde, besonders wenn Gesichter und Gestalten den Hauptreiz derselben ausmachen. Goldene Rahmen sind jetzt ziemlich allgemein, aber nur empfehlenswerth für große Oelgemälde, wenn darin (oder wenigstens nicht nach den Rändern hin) keine hervorstechende Vergoldung, kein Abend- oder Morgenroth dargestellt wird. Der Goldrahmen entwerthet das Gold des Bildes bis zum unechten Schmuck. Dagegen paßt er gut zu schwarzen Kupferstichen, Porträts ꝛc., wenn genug Weißes zwischen Bild und Rahmen bleibt. Für lithographirte Landschaften sind Einfassungen von Holzfarbe vorzuziehen. Ueberhaupt haben Rahmen jeder Farbe ihre bestimmten Vorzüge für gewisse Bilder, worüber sich viel Far-

benwissenschaft zum Besten geben ließe. Hier nur die allgemeine Regel des berühmtesten aller Farbenwissenschaftslehrer, des Professors Chevreul. „Um einen Rahmen für ein Bild zu wählen, muß man darauf achten, daß Farbe, Glanz und Verzierung desselben weder den Farben, noch den Schatten und Lichtern des Bildes Eintrag thun, denn das Bild ist nicht des Rahmens wegen da, sondern um seiner selbst willen. Daher sorge man für wenige gute Bilder mit möglichst gewählten und einfachen Einfassungen.

Nun ist noch eine Hauptaufgabe für die Schönheit der Zimmer übrig: die harmonischsten Farbenverhältnisse für Möbel und deren Bezüge in ihren Verhältnissen zu einander und zu den übrigen Farben im Zimmer zu wählen.

Möbel und deren Bezüge müssen entweder in gleichartigen oder contrastirenden Farbenverhältnissen stehen. Im ersten Fall sorgt man dafür, daß Holz- und Bezugfarben möglichst wie ein Ganzes erscheinen, im zweiten, daß die Farben des Holzes und der Bezüge nicht nur in der Farbe, sondern auch in deren Tönen genau sich ergänzen, d. h. im Farbencontrast stehen. Man nimmt also zu gelbem Holze (Citronenbaum, Eschenholzwurzel ꝛc.) blaue Stoffe, grüne zu rothem Holz (Mahagoni). Im letztern Fall kann man auch graugrünliche, im erstern graue nehmen.

Polisanderholz eignet sich wegen seiner dunkelbraunen Farbe zu Harmonien des Gleichartigen, also zu dunklen Tönen des Rothen, des Blauen und Grauen in den Bezügen, wobei man aber weiße und gelbe Ränder oder Nägel vermeiden muß, weil dies eine unharmonische Einmischung von Farbencontrasten bilden würde.

Die häufig vorkommenden Möbel von Mahagoni mit carmoisinrothem Sammet, die Plüschherrlichkeiten in der „Putzstube“ (selbst gegen monatliche Abzahlung) bilden blos eine Harmonie des Analogen, wenn das lebhafte Roth (Kirsch-, Orange-, Scharlach-, Nacarat-, Aurora-) vermieden worden ist, denn dieses nimmt dem Mahagoni das schönste Lüstre seiner Färbung, um deswillen es just so beliebt ist. Carmoisin selbst und Mahagoni gewinnen durch trennende gelbe oder goldene Borten mit goldenen Nägeln. Auch grüne und schwarze Borten, ziemlich breit, erhöhen die Schönheit der Mahagonifarbe.

Das Verhältniß der Möbelfarben zu Tapeten wird durch unmittelbare Berührung (wie bei Sophas) ungemein lebhaft, so daß man um so sorgfältiger darauf zu sehen hat, daß sich Analogien oder Contraste und keine Disharmonien bilden. Einzelheiten darüber würden viel Raum erfordern. Da man mit vorhandenen Möbeln selten Alles in der Gewalt hat, läßt sich nur im Allgemeinen vor Tapeten mit vollen Farben warnen und der perl- oder normalgraue neutrale Grund empfehlen. Auch sorge man wenigstens dafür, daß in einem Zimmer entweder nur eine Farbe in Tönen des Gleichfarbigen oder Analogen, oder nur der Grundsatz des Contrastes vorherrsche. Sind dabei Disharmonien nicht durchweg zu vermeiden, kann man sie immer mehr oder weniger durch ein trennendes Weiß auflösen.

Einzelheiten in diesem Cultus der Schönheit müssen den prüfenden und feinen Augen der Damen des Hauses überlassen bleiben. Wenn sie in zweifelhaften Fällen den Farbensinn eines Malers zu Rathe ziehen können, sollten sie nicht anstehen, dies zu thun.

Nun wäre noch Manches über die Auswahl der Farben im Innern eines Hauses, oder einer Wohnung zu sagen, über getäfelte, marmorirte

oder mit Stucco bekleidete Wände, über Malerei auf Holz, Stein, oder Anwurf, Fresco, über noble Statuen oder sonstige Sculpturen und Reliefs, Ausschmückung der Zimmer mit allerhand Zierrathen, Nippsachen, weiblichen Gebrauchs- und Luxuszierlichkeiten und über unzählige, mehr oder weniger künstlerisch verschönernde Bequemlichkeiten und Ornamente, die das Zimmer bei guter Wahl und ästhetischer Oekonomie mit dem anmuthigen Geist der Gemäthlichkeit, Wohnlichkeit und Wärme durchhauchen, bei Ueberladung mit Formen und Farben aber nicht selten das Gefühl erwecken, als sei es eine permanente Industrieausstellung, oder der aristokratische Theil einer Altmöbelhandlung.

Wir bringen diesen Theil unserer Aufgabe in einem zweiten Artikel zur Sprache.

Glück und Schmerz.

Kein Menschenmund wird treu besingen
Das Glück, zu schwach sind Liederschwingen,
Es flattert über Zeit und Ort —
Das höchste Glück, es hat kein Wort.

Doch wehe, wenn das Eden schwindet!
Kein Herz verräth, was es empfindet!
Wie scharf das Schwert des Schicksals sei,
Wie tief es traf, verräth kein Schrei.

Eh man erwacht aus irrem Sinnen,
Ach, müssen viele Tage rinnen
So langsam in das Meer der Zeit,
Doch keiner bringt Vergessenheit.

Dann neu ersteht, was man besessen,
Und Glück und Schmerz wagt man zu messen;
Ein Thränenlächeln in dem Blick,
So schwebt vorbei das alte Glück.

Elly Gregor.

Männertreu.

Novelle von **Marie Calm.**

(Fortsetzung.)

Konnte ich aber auch nicht sehen, so hörte ich doch. Ich hörte, wie der Reiter sein Thier plötzlich zum Stehen brachte, wie er herabsprang, und als die Staubwolke sich zertheilt hatte, da stand er vor mir, das Pferd am Zügel haltend und sagte, sich leicht verbeugend: „Ich muß um Entschuldigung bitten, Miß Elten, wegen dieses abscheulichen Staubes; aber eben der Staub verhinderte mich, Sie zu sehen."

Ich murmelte ein paar Worte und wandte mich zur Seite, meine Verwirrung zu verbergen.

„Sie fürchten sich nicht, Abends allein auszugehen?" fuhr er fort.

„Wovor sollte ich mich fürchten? Die Gegend ist so still und friedlich, auch bin ich es gewohnt, allein zu gehen."

„Dennoch . . . Die Arbeiter kommen Abends oft dieses Weges . . . Wollen Sie mir gestatten, Sie zurück zu geleiten?"

Was sollte ich antworten? Ich stammelte: „Sie sind sehr gütig . . .", und zupfte befangen an den Blumen herum, die ich in der Hand hielt.

Er ging ein paar Minuten lang schweigend neben mir her, dann aber sagte er, seinen Schritt noch mehr verzögernd: „Sie waren neulich in dem Hallé'schen Concert, Miß Elten. Hat es Ihnen gefallen?"

Das Blut schoß mir in die Wangen. Jetzt mußte Alles zur Sprache kommen, was mich beunruhigte. Aber das Concert, ich hatte keinen Ton davon gehört, oder doch behalten. Indeß durfte ich das nicht sagen, ich antwortete also ausweichend: „Gewiß, Herr Hallé ist ja der bedeutendste Beethovenspieler unserer Zeit."

„So sagt man", versetzte er, den Hals seines schönen Pferdes klopfend, das des langsamen Gehens müde zu sein schien. „Ich gönnte Ihnen den Genuß auch von Herzen, war aber egoistisch genug zu bedauern, daß er Sie gerade an dem Abende von Airy-Hill entfernte, wo ich dort war."

Zählte ich wirklich vierundzwanzig Jahre? War ich wirklich ein selbstständiges, vernünftiges, überlegendes Mädchen, wie ich selbst und Andere mir immer eingeredet? Nein, ich konnte kaum mehr als sechzehn zählen, ich war ein unerfahrenes, unbedachtes, nur dem Impuls des Herzens gehorchendes Kind, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß mir die Worte entfuhren: „Ja, ich bedauerte es auch!"

Ein helleres Licht schien aus seinen Augen zu strömen, dann aber verfinsterten sie sich wieder und er sagte, jetzt ganz stehen bleibend: „Sie bedauerten es und doch mieden Sie den Salon auch, als Sie zurück waren und zogen es vor, einen Spaziergang durch den Park mit Mr. Ford zu machen."

Der zürnende, fast drohende Blick, mit dem er mich ansah, durchrieselte mich mit unendlicher Wonne. Würde er so reden, so blicken, wenn ich ihm

gleichgiltig war? Nein, und tausendmal nein! Ich erröthete vor freudiger Erregung und fand kein Wort der Erwiederung, er aber mochte mein Schweigen und meine Verwirrung anders deuten, denn er blieb plötzlich stehen und sagte in verändertem Ton: „Entschuldigen Sie, Miß Elten, ich habe kein Recht, nach Ihren Geheimnissen zu fragen."

Dieser Ton, diese Worte gaben mir die Besinnung, gaben mir meinen Stolz zurück. Ich richtete mich hoch auf und sagte mit flammenden Augen: „Geheimnisse habe ich nicht, aber zu dieser Frage sind Sie allerdings nicht berechtigt, Mr. Ashbourne."

Er neigte schweigend das Haupt und setzte dann seinen Weg neben mir fort. Auch ich schwieg, aber schon bereute ich meine Heftigkeit, welche eine Erklärung jenes Spazierganges, diese von mir so sehr gewünschte Erklärung verhindert hatte. Schon sah ich den Ausgang der „Lane" vor mir, dort würden sich unsere Wege trennen und Alles war aus! Der Gedanke peinigte mich so, daß die Thränen mir in die Augen stiegen und langsam, wie sehr ich sie auch zurückdrängen mochte, auf die Blumen niedertropften.

Mr. Ashbourne blieb plötzlich wieder stehen, und seine Hand auf die meine legend, fragte er mit bewegter Stimme: „Miß Elten, habe ich Sie so sehr gekränkt?"

„Ja", erwiederte ich, gewaltsam meine Aufregung bekämpfend und durch meine Thränen zu ihm aufblickend: „Sie haben mich gekränkt durch das Mißtrauen, das in Ihrer Frage lag."

„Nun, so bitte ich nochmals um Verzeihung", sagte er herzlich. „Aber wenn Sie wüßten, wie ich mich auf jenen Abend gefreut, wie ich mich darnach gesehnt hatte, Sie wieder zu sehen, zu sprechen, zu hören, wie enttäuscht ich war, als ich erfuhr, daß Sie ausgegangen, wie ich den langen Abend zu verbringen suchte, um Ihre Rückkehr abzuwarten, dann würden Sie auch meine Verstimmung begreifen, als Miß Goring nur allein erschien und auf meine Frage nach Ihnen bemerkte, Sie haben sich schon auf Ihr Zimmer zurückgezogen, und meine Verwunderung, als ich kurz darauf Sie mit Mr. Ford aus dem Bosquet treten sah."

Seine Sprache, so offen, so rückhaltslos, scheuchte den letzten Rest von Unmuth aus meiner Brust; ich hätte ihm danken mögen für jedes Wort, ihm sagen mögen, wie glücklich es mich mache, zu denken, daß er mich vermißt habe . . . Aber ich drängte jede zu lebhafte Aeußerung zurück und sagte mit halbem Lächeln: „Und Sie vergaßen ganz, daß ich nur die Gouvernante bin, welche keinen Zutritt zum Salon hat, ohne eine specielle Einladung der Herrin des Hauses; der man auch nicht verpflichtet ist, mitzutheilen, daß Besuch erwartet wird; die, wenn sie es sich einfallen läßt, nach dem erstickenden Concertsaal und der Fahrt in dem dumpfen, geschlossenen Wagen noch einen Augenblick die Abendkühle zu suchen, nicht sicher ist vor Personen, die ihre Begleitung gegen ihren Willen aufdrängen . . ."

„Mein Gott, Miß Elten, und das Alles müssen Sie dulden? Aber das ist ja entsetzlich! Wie können Sie eine solche Lage ertragen? Warum machen Sie sich nicht um jeden Preis frei?"

„Warum? es wäre zu weitläufig, Ihnen das zu erklären. Aber wenn ich diese Bande nun löste, wäre ich dann frei? Wer ist frei?"

Ich sah fest zu ihm auf. Es fiel mir ein, wie er, den Verhältnissen weichend, die militärische Laufbahn, die ihm so theuer war, aufgegeben, um

den ihm augenscheinlich fremden Beruf des Geistlichen zu übernehmen. Und doch war er ein Mann!

Er mochte meine Gedanken in meinem Blicke lesen, denn er wandte sich fast verlegen ab und sagte: „Ja, Sie haben Recht, wer ist frei? O, wenn ich selbst es wäre!“ .. Er brach ab, erst nach einer Pause fuhr er fort: „Sie wissen wohl nicht, daß man in dem freien England vielleicht weniger frei ist als in irgend sonst einem Lande der civilisirten Welt. Was hilft uns die politische Freiheit, wenn die Gesellschaft uns mit tausend Ketten bindet? Da sind die durch die Zeit zur Sitte erhobenen alten und veralteten Gewohnheiten, da sind die eigenthümlichen Familienverhältnisse, die Vorurtheile aller Art, auf allen Gebieten, gewiß von Freiheit kann da die Rede nicht sein!“

„Ich dachte, ein Mann könne immer frei sein, wenn er wolle“, versetzte ich fest.

Eine höhere Färbung überflog sein hübsches, gebräuntes Gesicht. „Sie haben Recht, mir das zu entgegnen“, versetzte er mild. „Ich fordere Sie auf, sich aus lästigen Verhältnissen los zu machen und bin doch selbst gewissermaßen ein Opfer der Verhältnisse. Nicht“, fuhr er mit abermaligem Erröthen fort, „als ob ich den geistlichen Beruf nicht sehr hoch schätzte, aber ich war für einen andern erzogen worden, fand in ihm Befriedigung ... Allein, was hilft es, über Dinge zu reden, die nun einmal nicht zu ändern sind! Sie wissen nicht, können nicht wissen, wie schwer es ist, gegen solche tief wurzelnde Vorurtheile anzukämpfen, wie fast unmöglich es, besonders für den jüngern Sohn einer alten Familie ist, sich davon frei zu machen!“

Er ging mit gesenktem Haupte eine Weile neben mir her, dann, als ich schwieg, fuhr er fort: „Es überrascht Sie vielleicht, daß ich so offen zu Ihnen rede, aber ich bin überzeugt, Sie verstehen mich und das ist ein Glück, welches mir hier selten zutheil wird. Denken Sie nur, meinem Berufe, meinen Freunden plötzlich entrissen, wurde ich hierher versetzt in dies Dörfchen, unter Menschen, die mir wie eine andere Species erscheinen, in einen gesellschaftlichen Kreis, der in Formen und Vorurtheilen ganz erstarrt ist! Als ich Sie zum ersten Mal sah, wußte ich gleich, daß Sie ... daß Sie verschieden waren von den Anderen, und als ich Sie neulich sprach, als ich Sie singen hörte — jenes sehnsuchtsvolle Lied — da wußte ich, daß auch Sie fremd waren unter diesen Menschen, auch allein standen wie ich ...“

Eine tiefe Bewegung ließ seine Stimme bei den letzten Worten erzittern, ich war selbst davon ergriffen worden und wagte kaum zu sprechen. Dennoch, trotz meiner innigen Theilnahme, empörte sich etwas in mir gegen dieses Fügen unter das Joch eines, in diesem Falle sinnlosen, ja verderblichen Herkommens. Aus dem militärischen Stande zum geistlichen übergehen, blos weil der zweite Sohn stets die damit verbundene Pfründe erhielt, war das nicht mehr als Schwäche? Und dieser Mann, das Bild jugendlicher Kraft, sollte sich dessen schuldig gemacht haben?

Ich sah zu ihm empor und nun meinerseits stehend bleibend — denn wir waren jetzt am Ausgang der „lane“ angelangt — sagte ich: „Sie haben so offen zu mir geredet, Mr. Ashbourne, daß ich mir wohl das Gleiche erlauben darf. Sie haben Recht, ich kann die mir fremden Verhältnisse nicht ganz verstehen, ein Urtheil habe ich also nicht darüber, aber ich meine, ja ich weiß, daß *nichts* einen Menschen zwingen sollte, einen Beruf aus nur äußeren Gründen zu erwählen. O, Sie sagten es, was hilft das freie Land,

wenn der Einzelne darin so unfrei ist? Nein, da stimme ich unserm Lessing bei, kein Mensch muß müssen!"

„Kein Mensch muß müssen", wiederholte er langsam. „Ich wollte, Sie hätten mir das Wort vor einem Jahre gesagt, als Alle mir zuriefen: Du mußt! Jetzt . . ."

„Jetzt werde ich Ihnen gute Nacht sagen müssen", unterbrach ich ihn, ihm die Hand reichend. „Hier trennen sich unsere Wege."

„Ich darf Sie nicht nach Hause begleiten?" fragte er. „Doch Sie haben Recht. Die Leute können ja nicht wissen, welch' ernstes Gespräch wir geführt haben. Aber, von Ihnen zu scheiden, ohne die Hoffnung, Sie bald wieder zu sehen . . ."

„Sie kommen ja zuweilen nach Airy-Hill", sagte ich ausweichend.

„Um Sie dann ausgeflogen zu finden", entgegnete er.

Ich zuckte lächelnd die Achseln. „Wenn ich's ändern kann, nicht", sagte ich offen zu ihm aufsehend.

„Wirklich? Also ist es Ihnen ein klein wenig lieb, mich zu treffen? Ah, wie mich das freut! Aber", fügte er zögernd hinzu, „sprechen, ordentlich sprechen könnten wir uns im besten Fall dort auch nicht. Und doch habe ich Ihnen noch so viel zu sagen! Sie . . . Sie gehen nicht öfter hier spazieren . . .?"

Ich blickte ihn ernst an. „Die Frage that nicht der Herr Pfarrer, sondern der Herr Lieutenant", versetzte ich.

„Sie haben Recht und doch . . . Mein Gott, wer doch könnte, wie er will! Aber eilen Sie nicht so, oder, wenn Sie nun einmal fort wollen, so geben Sie mir wenigstens aus Ihrem schönen Strauß eine Blume zum Andenken. Da, Ihre Namensschwester, die Veronica . . ."

„Ah, woher wissen Sie . . .?"

„Daß Sie Veronica heißen? Der Name war in großen Lettern in dem Taschentuch gestickt, das Sie neulich, als Sie sangen, neben sich hingelegt."

Ich nahm schweigend einige der zarten blauen Blüthen aus dem Strauße und reichte sie ihm. Er griff so hastig danach, daß die schwach befestigte feine Krone sich loslöste und mir in der Hand zurückblieb.

„Ah, sehen Sie!" rief ich, dem Gedanken, der mir durch den Sinn fuhr, unbedacht Worte gebend, „so haltlos ist Männertreu!"

„Männertreu?" wiederholte er das von mir deutsch ausgesprochene Wort. „Was heißt das?"

Ich erklärte ihm erröthend die Bedeutung des Namens, die man bei uns der Blume gegeben, weil sie so wenig haltbar sei. Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das ist ungerecht", meinte er; „Frauentreue ist nicht beständiger als Männertreue. Nein, da haben wir einen bessern Namen für die Blume. Wir nennen sie „Speed well", „Fahre wohl"."

„Fahre wohl — das ist ein Abschiedswort", sagte ich; und ich fühlte, wie ich bleich wurde. Also, speed well!"

Aber er hielt meine Hand fest und sah mir tief in die Augen. „Für mich ist die Blume nicht „speed well" und nicht „Männertreu", flüsterte er, sondern nur „Veronica". Und wenn die Veronica dauert, so wird die Männertreu sicher auch dauern!"

Ich war heiß erröthet unter seinem Blicke bei seinen Worten. Meine

Verwirrung zu verbergen, wandte ich mich zu dem unruhig stampfenden Pferde und sagte, meine Hand auf seinen schlanken Hals legend: Adieu Amu, speed your master well! Führe Deinen Herrn wohl."

Mr. Ashbourne aber beugte sich über die Hand und sie leise mit seinen Lippen berührend, sagte er:

„Nicht speed well, sondern auf Wiedersehen — Veronica!"

XI.

Er liebt mich! . . . Seit dies Wort zum ersten Mal ausgesprochen, hat es in Millionen Herzen seinen jubelnden Wiederhall gefunden; aber jeder Menschenbrust, die es erlebt, scheint es neu, scheint es eigens nur für sie geschaffen zu sein.

Er liebt mich! . . . O, daß ich es der ganzen Welt verkünden dürfte! Daß ich es hinaussingen könnte in die ganze athmende, blühende Schöpfung, um jeder Creatur Theil zu geben an meinem Glücke! Die ganze Menschheit möchte ich umarmen und doch fliehe ich jedes lebende Wesen und schließe mich ein in mein stilles Gemach, um allein zu sein mit meinem Glücke, allein mit dem Gedanken an ihn!

Er liebt mich! . . . Was liegt mir nun an der Gleichgiltigkeit der übrigen Welt? Was an dem spöttischen Tone Georgiana's, mit dem sie bei meiner Heimkehr mich fragte, ob ich Mondscheinspaziergänge angenehm fände? Ihr werde ich nie mehr zürnen können, denn sie liebt ihn auch und wird von ihm verschmäht. Sie ist beklagenswerth genug. O wie macht das Glück doch so versöhnlich und mild!

Ich lag in meinem Schlafzimmer, das ich hinter mir verschlossen, auf den Knieen am geöffneten Fenster, zu dem der klare Nachthimmel mit all' seinen goldenen Sternen herein schaute. Ich betete nicht; aber jeder Blick nach oben, jede Thräne der Wonne, die meinem Auge entquoll, war ein Dankgebet gegen ihn, der mir diese Seligkeit gewährt. Das höchste Glück, wie den tiefsten Schmerz können wir doch immer nur ihm mittheilen!

Ich brachte die halbe Nacht so zu; und selbst, als ich mein Lager aufgesucht, wogte das Blut zu stürmisch durch alle Adern, pochten Herz und Schläfen zu fieberhaft, als daß der Schlaf für mich möglich gewesen wäre. Aber vor Glück nicht schlafen können, wie herrlich ist das! Der Schlaf bringt Vergessenheit — und ich wollte keine Stunde, keine Minute vergessen, welche Seligkeit mir dieser Abend gewährt.

Dennoch senkte sich endlich ein leichter Schlummer auf meine Augen, der gegen Morgen in einen festen Schlaf überging. Erquickt wachte ich zur gewohnten Zeit auf; aber wie kürzlich nach der Gesellschaft die ängstlichen Bilder der Nacht gewichen waren vor dem klaren Sonnenlichte, so wich heute vor ihm auch der Wonnetaumel, der meine Seele erfaßt hatte, und der Verstand machte sich mit kalten, zweifelnden Fragen geltend.

„Wenn die Veronica dauert, so wird die Männertreu auch dauern", hatte er gesagt. Hundert Mal hatte ich mir dies Wort wiederholt; war es nicht ein Gelöbniß der Treue, das er mir damit gab? Ich hatte mich die halbe Nacht in den Worten berauscht; jetzt aber fragte der Verstand: welches Recht hatte er denn, solche Worte zu sprechen? Darf ein rechtschaffner Mann sich solcher Blumenredensarten bedienen, wenn er nicht zugleich in klaren, unverblümten Worten um die Geliebte wirbt? Wäre ich daheim bei den Meinen, was würden sie dazu sagen? Ich hatte in dieser Nacht

schon mit Entzücken daran gedacht, daß ich der theuren Mutter, der geliebten Schwester bald Alles schreiben würde; jetzt mußte ich mir gestehen, daß ich von dem bisher Erlebten nichts schreiben dürfe, ihnen überhaupt nicht eher etwas mittheilen könne, als bis Alles klar und fest sei.

Alles klar und fest! Wann wird das sein? ... Und da, mit unwiderstehlicher Gewalt, stiegen vor meinem geistigen Auge die Schwierigkeiten empor, die der Erfüllung meiner heißen Wünsche entgegenstanden. Ich die Gattin Mr. Ashbourne's, des Sohnes einer so stolzen aristokratischen Familie, daß Miß Goring die Verbindung ihrer Nichte mit ihm als eine besondere Ehre betrachtete? Ich die Gattin Mr. Ashbourne's, der, für seine Verhältnisse unbemittelt, darauf hingewiesen war, eine begüterte Gemalin zu wählen? Mr. Ashbourne's, der von seinem ältern Bruder so ganz abhing, daß er auf dessen Wunsch die ihm zusagende Laufbahn verlassen und Geistlicher geworden war! ... Höher und höher thurmten sich die Hindernisse vor mir auf, bis sie mir unübersteiglich schienen; und er, der sich bei der Wahl seines Berufs den Verhältnissen und Vorurtheilen gefügt, würde er Festigkeit genug besitzen, sie zu überwinden?

Wenn er sie aber wirklich besaß, wenn im glücklichsten, kaum denkbaren Falle alle Schwierigkeiten besiegt wurden, hatte ich dann wirklich das Recht, ein Glück anzunehmen, das nicht nur von den Meinen mich auf immer trennte, sondern auch ihr Wohlergehen entschieden gefährdete? Weshalb war ich hier? Um besser für sie sorgen zu können; aber als die Gattin eines wenig begüterten Mannes vermochte ich das nicht. Jetzt konnte ich nur sie arbeiten, ihre Lage erleichtern; ich konnte, so lange Gott nur die Gesundheit schenkte, die Sorge für meine süße, kleine Lydia übernehmen; als Mr. Ashbourne's Gattin aber war mir diese Möglichkeit benommen. O, was sollte ich thun?

Wie die Sonne vor den drohend emporsteigenden Wolken, so erblich mein Glück vor den mächtig und mächtiger werdenden Zweifeln, welche in meiner Seele aufstiegen. Was mir eben noch überschwängliche Wonne gedäucht, erschien mir jetzt als der Beginn bitterſten Leides. Wieder kniete ich an meinem Fenster nieder und betete jetzt aus tiefstem Herzen: „Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“ Aber ich hatte nicht den Muth, hinzuzufügen: „Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Nein, das Herz rief fort und fort: „Laß mir mein Glück, gieb mir ihn, der meine ganze Seele erfüllt! ...“ Indessen stand ich doch einigermaßen beruhigt vom Gebete auf und fest in dem Entschlusse, ihm, nach dem ich mich doch mit jedem Herzschlag sehnte, keinen Schritt weiter entgegen zu gehen, sondern abzuwarten, daß er sich offen erkläre.

Abwarten! das ist leicht gesagt und doch so schwer gethan! Passiv bleiben, während doch Alles in uns zum Handeln drängt! Den Morgen zum Mittag, den Mittag zum Abend werden sehen, ohne sich auch nur die Aussicht zu gestatten, ein Wiedersehen möglich zu machen! Daß ich nicht wieder nach der „lane“ ging, verstand sich von selbst; ich zürnte ihm jetzt noch über die halbe Bitte, die er auszusprechen gewagt. O, wenn er mich liebte und ehrte, wie konnte er mir, dem schutzlosen Mädchen, im fremden Lande so etwas zumuthen! War ich ihm auch nur die poor Governess? ... Mein Herz verwies mir den Argwohn; aber er war doch stark genug, mich am Clavier festzuhalten, als ich während meiner Musikübungen den

Auferes langgehegten Freundes Untergang.

Nach einer Originalzeichnung von K. Grüner

bekannten Schall der Pferdehufe unter dem Fenster vernahm; und wie länge der Reiter auch dort hielt, ich sandte keinen Blick hinaus!

Schwer erkaufter Triumph! Denn am folgenden Tage kam er nicht und der nächstfolgende war ein Sonntag. Mit Herzklopfen ging ich den Weg nach Lynnfield hinauf; ich machte mir Vorwürfe, daß so weltliche Gedanken mich zur Kirche begleiteten, allein ich konnte sie nicht bannen. War es aber ein Unrecht, so wurde ich dafür gestraft: ein fremder Geistlicher hielt den Gottesdienst ab und als Mrs. Goring beim Ausgang aus der Kirche mit einigen Bekannten sprach, erfuhr ich, daß Mr. Ashbourne verreist sei.

Wohin? Auf wie lange? Das wußte man nicht. Ich hatte ein Gefühl, als werde es plötzlich Nacht um mich her. Ist der Tag auch trübe, man weiß doch, die Sonne ist da, sie kann jeden Augenblick hervorbrechen; aber jetzt war er fort — es ward völlige Dunkelheit!

Ich stand etwas abseits, als die Nachricht an mein Ohr schlug; so hoffte ich, daß Niemand die Bewegung bemerkt hätte, die ich nicht unterdrücken konnte. Aber nein, Einer hatte sie doch beobachtet; Mr. Ford trat zu mir und fragte, ob ich mich nicht wohl befinde, ich sähe so bleich aus. Ich verneinte und klagte über die schlechte Luft in der Kirche; denn der kleine Raum war gedrängt voll gewesen.

Montag, Dienstag und Mittwoch gingen dahin. Waren es wirklich nur drei Tage? mir erschienen sie eine Ewigkeit. Ich machte mir viel zu schaffen, las der armen Ethel vor, so lange sie zuhören mochte; aber bei allem äußern Thun konnte ich das quälende Weh im Herzen doch nicht vergessen.

Am Donnerstag Morgen kam ich nach einer schlaflosen Nacht etwas später als gewöhnlich zum Frühstück herunter. Die Uebrigen waren schon im Schulzimmer versammelt und Ethel, die so freundlichen Antheil an meiner Familie nahm, begrüßte mich gleich mit der Nachricht, daß ein Brief für mich aus Deutschland da sei. Freudig griff ich nach dem hochwillkommenen, wohlbekannten Couvert mit den vielen Poststempeln, das neben meinem Teller lag; aber der Athem stockte mir, als ich darunter noch einen zweiten Brief entdeckte, einen Brief, dessen Adresse Schriftzüge zeigte, die ich nie verwechseln konnte. Es waren dieselben, welche ich auf dem Umschlag des Notenheftes gesehen, das Mr. Ashbourne mir geschickt!

Ich fühlte, wie mein Blut einen Augenblick in seinem Kreislauf innehielt, um dann mit verdoppelter Heftigkeit nach meinem Herzen, meinem Kopfe zu strömen. Ich fühlte auch, wie Mr. Ford mich durch seine Brillengläser beobachtete, und war sogleich überzeugt, daß er dieses Couvert vor mir in der Hand gehalten, daß er, gleich mir, die Schriftzüge erkannt hatte. Mit einer gewaltigen Anstrengung unterdrückte ich meine Aufregung und den verhängnißvollen Brief in die Tasche gleiten lassend, erbrach ich den meiner Mutter.

„Ich hoffe, Sie haben gute Nachrichten erhalten, Miß Elten", sagte Mr. Ford, als ich die Blätter wieder zusammenfaltete.

Ich erwiederte ihm, daß die Nachrichten leider nicht die besten seien, meine Schwester befinde sich weniger wohl, als zu Beginn des Sommers; vielleicht infolge der großen Hitze, von der man dort noch mehr als hier zu leiden gehabt. — Dann verzehrte ich mein Frühstück, soviel ich überhaupt davon verzehren konnte, so rasch als möglich und eilte nun, bebend vor Erregung, auf mein Zimmer, dessen Thür ich verriegelte.

Gottlob, ich war endlich allein, konnte endlich erfahren, was dieser Brief enthielt! Mit fieberhaft klopfendem Herzen erbrach ich das Siegel, das kleine, glatte Siegel, auf dem so deutlich das Wappen der Ashbournes ausgeprägt war. Dann durchflog mein Blick das mit großen, englischen Charakteren beschriebene Blatt.

O, ich hatte mich nicht in ihm geirrt! Er war ganz so edel, so ehrenhaft, wie ich es von ihm erwartet! Bei seinem Bruder war er gewesen, dem Haupte der Familie; er hatte ihm gesagt, daß er mich liebe, daß er für seine Zustimmung zu dem Wechsel seines Berufes, von dem Bruder die Zustimmung zu seiner Wahl verlange. Nicht eher, als bis er diesen Schritt gethan, sagte er, habe er sich das Recht zuerkannt, mir zu sagen, wie sehr er mich liebe.

„Glauben Sie nicht", fuhr er fort, „daß mein Gefühl weniger tief ist, weil es so rasch gekommen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die langsam in ihren Empfindungen oder Handlungen sind. O, daß ich jetzt nicht gleich vor Sie treten und Sie bitten darf: seien Sie mein Weib! Folgen Sie mir, ich will Sie schirmen und schützen, daß kein rauher Hauch Sie berühren soll! Aber, ich sagte es Ihnen schon, ich bin nicht frei; die Autorität des Familienoberhauptes, von dem ich abhänge, die erbärmlichen Vorurtheile meines Kreises fesseln mich. Und so, theure Veronica, kann ich nur fragen: Darf ich Sie lieben? Glauben Sie mir, daß meine Liebe wahr und dauernd ist? Darf ich hoffen, daß auch ich Ihnen nicht gleichgiltig bin und daß Sie sich entschließen können zu warten, bis ich meinen Bruder von der Wahrheit meiner Liebe überzeugt, bis ich alle Hindernisse, die meinem höchsten, meinem einzigen Glück auf Erden entgegenstehen, überwunden habe? Darf ich das hoffen?

Ueberwinden aber werde ich sie jedenfalls; wenn die Veronica nicht abfällt, wird die Männertreu sicher dauern!"

Ich hatte den Brief nur überfliegen und dann hinunter eilen wollen zu meiner Pflicht, die mir in diesem Augenblicke wie Sclaverei erschien. Aber ich vermochte es nicht. Das so lange gepreßte Herz machte sich in Thränen Luft, Thränen des Glückes, der Wonne, über die beseligende Gewißheit seiner Liebe, doch auch Thränen des Zweifels im bangen Hinblick auf die Zukunft. — Er wollte seinen Bruder von der Wahrheit seiner Liebe überzeugen; also zweifelte der Bruder daran; was gab ihm ein Recht dazu? . . . Ohne Einzelheiten zu wissen, hatte ich doch von dem frühern Leben Edmund Ashbourne's genug gehört, um überzeugt zu sein, daß ich nicht seine erste Liebe besitze. War sein jetziges Gefühl, so rasch entglommen, wahr und echt? Doch das meine hatte ihm nicht minder rasch geantwortet und für seine Echtheit und Beständigkeit stand ich mit meinem Leben ein. O ja, ich wollte nicht zweifeln, ich wollte glauben und glücklich sein!

Eben hatte ich den theuren Brief eingeschlossen, als es an meine Thür klopfte und Georgiana mit ihrer leisen Stimme fragte, ob mir nicht wohl sei, daß ich nicht zur Morgenandacht gekommen? Ich entschuldigte mich damit, daß Nachrichten, die ich diesen Morgen erhalten, mich beschäftigt hätten; aber sie achtete nicht auf meine Worte, ihr Blick heftete sich auf mein Antlitz mit einem solchen Ausdruck zornigen Forschens, daß der Gedanke in mir aufstieg, auch sie hat den Brief gesehen, oder weiß davon. Indeß hatte ich mich jetzt wieder gefaßt und folgte ihr hinunter in das Musikzimmer.

Ich fürchte, ich habe an diesem Tage recht schlechten Unterricht gegeben. Ob ich am Clavier saß, ob ich eine Sprach- oder Geschichtsstunde ertheilte, es geschah Alles mechanisch, meine Gedanken waren fern davon. Die Noten des Instruments, wie die Worte eines jeden Buches übersetzten sich mir alle in ein Lied:

„Himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt",

denn Beides empfand ich wechselsweise hundert Mal während dieses Tages Aber auch der Schluß fehlte mir nicht. Ja, bei allen Zweifeln und allen quälenden Befürchtungen fühlte ich doch:

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt!"

Und in all' dies stürmische Auf- und Niederwogen von Empfindungen tönte immer die Frage: Was soll ich ihm antworten? Denn antworten mußte ich noch heute. Während meine Schülerinnen ihre ewigen Tonleitern mir vorspielten, während ich ihnen eine Lafontaine'sche Fabel dictirte — alle diese Einzelheiten sind mir unvergeßlich geblieben! — componirte mein Geist Brief über Brief — bald innig hingebend, wie das Herz ihn verlangte, bald vorsichtig zurückhaltend, wie der Verstand ihn anrieth. Ich wundere mich nur, daß ich beim Dictat statt „Le Chêne et le Roseau" nicht „Mein theurer Freund", und statt Lafontaine nicht „Edmund Ashbourne" sagte!

Endlich waren meine Pflichten erledigt. Ich eilte auf mein Schlafzimmer und schrieb dort mit fliegender Feder einen langen, langen Brief. Was ich Alles darin gesagt von Liebe, Treue, von Entsagung — ich weiß es nicht mehr; denn ehe ich noch zu Ende war, machte ich die Entdeckung, daß die ganze Epistel ein Gemisch von Widersprüchen sei, und so zerriß ich sie unverweilt.

„Ich bin heute zu aufgeregt zum Schreiben", dachte ich; „der Morgen bringt wohl Ruhe und Klarheit." Und in der That, am nächsten Morgen stand es klar vor mir, was ich zu antworten hatte; es waren nur wenige Zeilen:

„Ihr Glück liegt mir zu sehr am Herzen", schrieb ich, „als daß ich den Gedanken, es könne durch eine Verbindung mit mir gefährdet werden, ertragen könnte. Ob aber die Hindernisse, welche uns trennen, zu überwinden sind, oder nicht, dessen dürfen Sie versichert sein, die Veronica wird nie abfallen"

Später kam eine Zeit, wo ich mir bitter vorwarf, so kurz und wie mir schien, so kalt geschrieben zu haben; jetzt aber weiß ich, daß ich recht gethan.

XII.

Die Ereignisse, welche ich zuletzt erzählt — so unbedeutend für die Welt, so wichtig und folgenschwer für mich — fielen in die letzten Tage des August. Denke ich an jene Zeit zurück, so sehe ich noch den blauen, wolkenlosen Himmel sich über mir wölben, den herrlichen Park in strahlendem Sonnenglanze sich vor mir ausbreiten, das Beet mit den purpurrothen Geranien, der Thür des Schulzimmers gegenüber, zu mir herüber leuchten und weiterhin den Springbrunnen mit seinem feinen Sprühregen unabläßig die ihn umgebenden Rosensträucher benetzen. Das ganze reizende Bild in seinem Frieden und Sommerglücke liegt wieder vor meinem geistigen Auge; und

dann frage ich mich wieder, wie damals, warum kann dieser Frieden nicht auch in den Herzen wohnen? Warum scheint Keiner von den Bewohnern dieses irdischen Edens glücklich zu sein? . . .

Mir benahm die Aufregung, die fieberhafte Erwartung jeden Genuß des Augenblicks. Wird er wieder schreiben? war die Frage, die mich unabläßig beschäftigte, seitdem ich meinen Brief abgesandt. Aber er erhielt ihn erst am Sonnabend und seine Antwort konnte mich nicht früher als Montag erreichen, da es ja zu den Eigenthümlichkeiten eines englischen Sonntags gehört, daß keine Briefe an diesem Tage ausgegeben werden. So mußte ich mich also gedulden.

Es war Samstag Abend. Ich saß im Schulzimmer und schrieb nach Hause. Ob es mir gleich schwer wurde, mit den Theuren zu reden, ohne den Gegenstand zu berühren, der mich vor Allem erfüllte, so drängten mich doch die letzten, beunruhigenden Nachrichten zum Schreiben; auch mußte ich in diesen Tagen — wir schreiben den 2. September — das Honorar für den letzten Monat erhalten, das ich sogleich dorthin zu schicken wünschte.

Am andern Ende des Tisches saß, wie gewöhnlich, Mr. Ford, mit Lesen beschäftigt. Ich hatte gehofft, mich mit der Zeit an diese unangenehme Gegenwart zu gewöhnen; aber es ging doch schlecht — so schlecht, wie ein vertrautes Gespräch mit unseren Angehörigen sich im Beisein Fremder führen läßt. Die kleinen grauen Augen, ob auch scheinbar auf sein Buch geheftet, störten mich. Schon wollte ich mein Schreibgeräth fortstellen und mich entfernen, als Mrs. Goring in ihrer lautlosen Weise in's Zimmer trat.

Mr. Ford stand auf, ihr einen Stuhl zu bieten und machte dann eine Bewegung nach der Thür; sie aber bemerkte, indem ihr Blick gleichgiltig über ihn weg nach der Decke schweifte, er möge nur bleiben, sie habe blos eine kleine Geschäftsangelegenheit mit mir abzumachen. „Ihr Honorar für den abgelaufenen Monat", sagte sie, sich zu mir wendend und legte dabei ein Couvert vor mich hin. Dann war sie wieder verschwunden.

Ich fühlte, wie mir bei ihren Worten die Röthe der Scham in die Wangen gestiegen war und schalt mich selbst darüber. Warum scheint es uns beschämend, Lohn zu empfangen für unsere Arbeit? Thut doch jeder Beamte, jeder Künstler dasselbe! Sind doch die paar Goldstücke, welche der Arbeiter von Dem, welchem er nützt, empfängt, kein Aequivalent für treue, aufopfernde Dienste! Ich hatte mir Alles dies hundert Mal gesagt; dennoch hatte ich noch nie ohne Erröthen mein Honorar empfangen und dieses Mal machte die Gegenwart Mr. Ford's es mir doppelt peinlich.

Indessen ich nun das Geld empfangen hatte, drängte es mich auch, es abzuschicken. Es lag eine Beruhigung für mich darin, den Preis meines tagtäglichen Opfers so rasch als möglich in kräftige Lebensmittel, in Gegenstande des Comforts für die Meinen umgesetzt zu wissen. Aber als ich das Couvert mit meinem „Lohn" öffnete, erschrak ich, statt der gehofften Zehnpfundnote Gold darin zu finden.

Wie fatal! Ich konnte nun nicht, wie ich bereits zweimal mit gutem Erfolg gethan, den Schein einfach in den Brief legen und diesen recommandiren. Ich hätte Mr. Goring um den Tausch bitten können, aber er war mit seiner Schwester seit einigen Tagen verreist; und Mrs. Goring mitzutheilen, wozu ich die Banknote haben wollte, dazu konnte ich mich nicht entschließen.

In diesem Augenblick erhob sich Mr. Ford und sagte, sich nach der Thür wendend: „Kann ich vielleicht Ihren Brief besorgen, Miß Elten? Ich glaube, es geht heute Abend noch Jemand auf die Post.“

Ich dankte mit der Bemerkung, daß mein Brief noch nicht fertig sei; als er aber darauf mit stummem Gruß das Zimmer verlassen wollte, rief ich ihn schnell entschlossen zurück und fragte, ob er mir nicht die eben erhaltenen 10 Sovereigns gegen eine Zehnpfundnote umtauschen könne? Ich würde ihm sehr dankbar dafür sein.

Er erwiederte, daß er augenblicklich keinen solchen Schein besäße, ihn mir aber gern verschaffen würde, wenn es bis morgen oder übermorgen Zeit habe, und ich nahm sein Anerbieten dankend an.

Wieder Sonntag Morgen! Ich sollte ihn wiedersehen, ihn hören, würde vielleicht bei dem Herausgehen aus der Kirche einen Gruß von ihm erhaschen, einen Blick, der mir sagte, wie er meine Antwort aufgenommen! — Früher als nöthig war ich für den Kirchgang bereit; aber als ich in das Schulzimmer hinabging, kam Milly mir entgegen und berichtete, Charles fahre mit Mr. Ford nach Blackheath zur Kirche und da sie mitzufahren gewünscht, so lasse ihre Mama mich bitten, sie zu begleiten.

Ich biß mich auf die Lippen. War das Zufall oder Absicht? Ich traute Georgiana Alles zu! Aber zu ändern war hier nichts; so nahm ich neben Milly auf dem offenen Wagen Platz und fuhr nach Blackheath.

Sehr andächtig, fürchte ich, bin ich an diesem Morgen nicht gewesen. Die Worte der Predigt rauschten an meinem Ohr vorüber, ohne Eingang in mein Inneres zu finden. Dazu war auch hier, trotz der größern Kirche, die Hitze drückend; ich sehnte mich nach dem Schulzimmer, das mir wenigstens Kühle und hoffentlich Alleinsein gewähren würde.

Aber in dieser letztern Erwartung wurde ich getäuscht. Mrs. Goring, von dem Kirchgang angegriffen, zog sich gleich nach dem „Lunch“ auf ihr Zimmer zurück, und so kamen Ethel und Milly — die ohnehin an dem einförmigen Sonntag nichts anzufangen wußten — zu mir. Aber die Natur übernahm es heute gütigst, für eine Abwechslung zu sorgen. Dunkle Wolken zogen am Himmel auf und bald stand ein schweres Gewitter drohend über unseren Häuptern. Der erste Donnerschlag ließ nicht lange auf sich warten, und gleich darauf trat Georgiana, die bisher in einsamer Größe im „Drawingroom“ gethront hatte, todtenbleich in's Zimmer.

„Ach, Georgiana, fürchtest Du Dich wieder vor dem Gewitter?“ rief Milly lachend. „Komm, verstecke Dich unter Ethel's Streckbank, dann kann es Dir nichts thun!“

Georgiana warf der unartigen Schwester nur einen zornigen Blick zu und versenkte sich dann in ihr Sonntagsbuch in der Hand, in den bequemsten Stuhl, den sie im Zimmer finden konnte.

Mittlerweile wurde das Gewitter immer heftiger. Der ganze Horizont war schwarz umzogen und schleuderte Blitz auf Blitz zur Erde nieder. Bei jedem Donnerschlag fuhr Georgiana zusammen, und der häßliche Papagei schlug mit den federlosen Flügeln und kreischte laut auf. Charles, der sich an das Fenster postirt, spottete mit Milly um die Wette über Georgiana's Angst; ich hatte Mühe, die Beiden im Zaum zu halten.

Bald aber verstummten auch sie vor der Wuth des Gewitters. Prasselnd schlug der Regen mit dicken Hagelkörnern gemischt gegen die Scheiben der Glasthüren, und Sturm und Donner ließen das Haus in seinen Grund-

festen erbeben. Jetzt gesellte sich auch Mr. Ford zu uns, und mir war, als ob Georgiana bei seinem Eintritt wie erleichtert aufathmete. War ihr in ihrer Angst die Gegenwart eines Mannes, selbst dieses Mannes, eine Beruhigung?...

Der niederströmende Regen schien die Heftigkeit des Gewitters gebrochen zu haben. Der Donner grollte wie ein besiegter Feind nur noch dumpf in der Ferne; die seit lange durstende Erde nahm begierig die erquickende Fluth, welche der Himmel ihr sandte, in sich auf.

Plötzlich mischte sich in das gleichmäßige Rauschen des Wassers ein anderer Ton. Das war kein Donner mehr; es waren Hufschläge! Sie mußten das Thor des Parks passirt haben — sie näherten sich dem Hause; jetzt wurde der Reiter uns sichtbar und „Mr. Ashbourne, wahrhaftig!" rief Charles, und stürmte aus dem Zimmer.

Ich warf einen Blick auf Georgiana — bereute es aber sogleich, denn auch sie sah mich an und wir errötheten Beide unter der Andern forschendem Auge. Dann aber senkte sie die halben Wimpern wieder auf das Buch nieder, das unbenutzt in ihrem Schooße ruhte, und wartete unbeweglich, bis ein Diener eintrat, um zu melden, daß Mr. Ashbourne im Bibliothekzimmer sei.

„Ich komme gleich", antwortete sie, langsam sich erhebend. Ethel und Milly eilten voran; ein Besuch war eine zu angenehme Unterbrechung am Sonntag Nachmittag, um sie nicht zu locken. Mr. Ford ging, Gorgiana die Thür zu öffnen und kam nicht wieder zurück.

Ich preßte in heftiger Erregung die brennende Stirn gegen die Scheiben der Glasthür. O schmachvolle Lage! Empörende Abhängigkeit! Er war im Hause, er, den jetzt allein zu sprechen ich Jahre meines Lebens gegeben hätte; er war, ich zweifelte nicht daran, gekommen, um mich zu sehen, und doch hielten äußere Rücksichten uns getrennt. Ja, das war wirklich Sclaverei!

Ich weiß nicht, wie lange ich in solch' peinigenden Gedanken verbracht hatte, als plötzlich Schritte hinter mir ertönten. Ich fuhr auf; sollte er?... Aber nein, es war nur Mr. Ford, der in das Zimmer trat.

„Ich wollte Ihnen die zehn Pfund bringen", sagte er. „Leider konnte ich sie nicht in einer Note erhalten; aber diese zwei 5 Pfd. Sterling-Billets thun Ihnen hoffentlich dieselben Dienste."

Bei diesen Worten drückte er mir ein Papier in die Hand, das ich mechanisch entgegennahm. In demselben Augenblick tönten Stimmen vom Corridor her und als ich hinblickte, bemerkte ich, daß die Thür nach demselben offen stand. Georgiana — denn diese war es, welche mit Mr. Ashbourne vorüber kam — blieb einen Augenblick stehen und ein leises: „Ah!" entfloh ihren lächelnden Lippen, dann waren Beide verschwunden.

Ob er mich gesehen, ob er gegrüßt, ich wußte es nicht. Ich stürzte nach der Glasthür — jetzt mußte, wollte ich ihn sprechen. Aber Mr. Ford eilte mir nach. „Soll ich öffnen? Gewiß, es ist Ihnen nicht wohl; die frische Luft wird Ihnen gut thun!"

Er riß die beiden Thürflügel auf — gerade im Moment, als Mr. Ashbourne vorüber ritt. Aber ich hatte mich hinter die Vorhänge zurückgezogen, und sobald der verhaßte Mensch mich verlassen, eilte ich hinauf in mein Zimmer, meinem empörten Gefühle Luft zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und Lotte.

Von **Wilhelm Fielitz.**

(Schluß.)

Mit der Stein, Knebel und Herders verkehrte Lotte am meisten, Schiller aber stand ihnen zu fern, um so oft in ihrer Nähe zu sein, als beide Theile es gewünscht hätten, und die Billets aus dieser Zeit, die vom ersten an das gegenseitige Interesse unverkennbar zeigen, sprechen das Bedauern darüber wiederholt aus. Es war Lotten daher ein willkommener Auftrag, als Schiller sie bat, für ihn in der Nähe von Rudolstadt nach ihrer Rückkehr eine ländliche Wohnung zu miethen, wo er den Sommer über in Stille und Muße seinen Studien obliegen könnte. Vor ihrer Abreise schrieb er in ihr Stammbuch das Gedicht, das mit wenigen Strichen verschönert in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen ist unter dem Titel: „Einer jungen Freundin in's Stammbuch." Anfang April kehrte sie heim, Schiller und Knebel sandten ihr Abschiedsbillet; Ersterer schrieb ihr darin: „Lassen Sie das kleine Samenkorn unserer Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne drauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird."

Und die Frühlingssonne schien. Unter dem Beistand der Kleinen war eine Viertelstunde von Rudolstadt, im lieblich gelegenen Volkstädt, beim Schulmeister eine Stube, nicht sehr groß, aber reinlich, mit zwei Kammern, je eine für Herrn und Bedienten, gemiethet; auch wohnte eine Frau im Hause, die Kaffee machen und bedienen konnte, zur Noth auch kochen, wenn das Wetter zu böse wäre, um es sich aus der Stadt holen zu lassen. Die Angelegenheit hatte nicht blos zu manchen schönen Spaziergängen, sondern auch zu manchem schönen Briefe von und nach Weimar Anlaß gegeben. Seien wir übrigens gerecht, auch mit Knebel correspondirte Lotte. In der zweiten Hälfte des Mai rückte Schiller in Volkstädt ein; da wechselten Tages Arbeit, Abends Gäste. Es ist mir unmöglich, das nun folgende Zusammenleben mit anderen Worten zu beschreiben, als denen, welche Caroline in ihrer Biographie Schiller's gebraucht hat. „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Kunst, Poesie und philosophischen Ansichten Das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Er wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten. Ein Waldbach, der sich in die Saale

ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Als die ältere und verheirathete Tochter leitete ich gewöhnlich auch die Unterhaltung. Selten war es mir so wohl geworden, mich so ganz über Alles aussprechen zu können." Soweit Caroline; und Lotte? Noch am 1. Juni klagt ihr Tagebuch über die engen Schranken des Geistes, der nicht die Winde durchschneiden, nicht die Meere in einem Augenblick überfliegen kann, daß das Herz die Nähe einer freundschaftlichen Seele deutlich fühlen könne. „Und so", setzt sie hinzu, „wallen wir immer in einer ängstigenden Ungewißheit." Mitte Juni schickt Knebel ihr aus Ilmenau ein Glasbecherchen mit der Weisung: „Lassen Sie ein H. darauf schneiden und trinken Sie zuweilen daraus zum Andenken unseres Freundes." Zu Schiller's großer Befriedigung zerbrach die Herrlichkeit schon nach einigen Monaten. Indessen war Knebel unermüdlich. In den ersten Tagen des Juli erhielt Lotte einen Brief Hiren's von ihm zugeschickt, den er aus Madeira bekommen hatte. Am Schluß erkundigt sich Hiren nach Rudolstadt: „Es liegt ein Zauber in dem bloßen Namen." In diesen Tagen wollte ihr Herder's Romanze Madera: „Schöne Thäler, holde Hügel locken freundlich hin zur Küste" nicht aus dem Kopfe. Vom 20. Juli ab verstummt das Tagebuch auf ein Jahr ganz. Was hatte sie diesem alten Vertrauten zu verheimlichen? In dieser Zeit mag wohl geschehen sein, woran Schiller sie später mit großer Freude erinnert: „Eines Abends, als ich zu Euch kam", schreibt er, „war zwischen Eurer Mutter und Lotte ein Auftritt vorgefallen, worüber, weiß ich nicht; aber wie ich kam, warst Du noch sehr davon bewegt, Lotte, und erzähltest mir davon. Ich sagte Dir Einiges über das Vorgefallene, und Du drücktest mir die Hand — das erste Mal und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam und wir brachen ab. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder." Und wie hätte sie auch wiederkommen dürfen? War der Händedruck mehr als ein unwillkürlicher Dank für seine tröstenden Worte gewesen, so hatte dies Mehr einen unaufhörlichen Kampf gegen ein Heer von Zweifeln zu bestehen. Kannte sie nicht Schiller's Leidenschaft zur Frau v. Kalb, die auch nach Volkstädt an ihn schrieb? Und wenn sich Schiller für eine der beiden Schwestern zu interessiren schien, so war es Caroline; im Gespräch mit ihr nahmen seine Gedanken und Worte den höhern Flug, während sie, Lolo, wohl oft einsilbig daneben ging. Nicht als ob ihr Verständniß oder Interesse für diese Gespräche fehlte; aber sie war nicht lebhaft und begabt genug, um einen Geist, wie Schiller, anzuregen. Ihr Einfluß war besänftigend, der Carolinen's anregend. Diese war dem Dichter nicht blos an Verstandeskräften ebenbürtig, auch in den Anschauungen und oft herben Urtheilen über Personen und Dinge stimmten sie überein; natürlich also, daß er im Gespräch mit ihr tiefer aus Verstand und Phantasie herausschöpfte. Diese Beobachtungen und Zweifel Lotten's gaben ihrem Umgange Schiller gegenüber eine gewisse Kälte und Zurückhaltung, die nothwendig bei ihm ähnliche Erscheinungen hervorbringen mußten. Er glaubte sie durch eine frühere Neigung gebunden, deren Eindruck durch eine neue nicht mehr ganz zu verlöschen sein werde. Kurz, es war die alte Geschichte: ein jeder von Beiden wünschte und keiner wagte

zu hoffen. Die Billets freilich, die in dieser Zeit das Saalethal hinauf- und hinabflogen, wissen von all' den Liebeszweifeln nichts, nur von Freude auf den Nachmittag oder Abend, und von Bedauern, wenn Wetter oder Schnupfen das Beisammensein hinderten.

Um diesen beiden Störenfrieden das Geschäft zu legen, siedelte Schiller Anfang August ganz nach Rudolstadt über und lebte nun noch inniger in der Lengefeld'schen Familie. Bis dahin hatte er den Damen und Beulwitz seine Geschichte des Abfalls der Niederlande und den Geisterseher, an denen er arbeitete, vorgelesen. Jetzt nahm man die Odyssee vor. „Ich lese jetzt fast nichts als Homer", schreibt er an Körner; „die Alten geben mir wahre Genüsse; ich bedarf ihrer zugleich im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing." So vereinigten sich moralische und ästhetische Einflüsse, Umgang, Liebe, Geschichte, Alterthum, um die Spuren von Sturm und Drang in seiner Seele zu tilgen. Abends bei Lengefeld's las er die Odyssee vor, und wenn es auch vorkam, daß Lolo beim erfindungsreichen Odysseus einschlief, so zeigten doch ihre Billets, daß sie vom Homer profitirte. „Guten Morgen, lieber Freund", schreibt sie an den zahnkranken Dichter, „wie geht es Ihnen? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert und das Uebel hat sich gelegt. Ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf geopfert, dachte ich heute früh, und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten. Ich habe gut und lange genug im zierlich gezimmerten Bette zugebracht. Ich lade Sie ein, heute Mittag zu uns zu kommen und Klöße mit uns zu essen. Meine Mutter glaubt, daß es Ihnen nichts schaden könne, dies Gericht, und Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzustrengen. Seien Sie so gut und schicken Sie die Histoire des Favorites mit. Ich hoffe, Sie kommen bald; Sie können ganz ruhig auf dem Canapee leben heute, und wir wollen sehen, ob der Himmel was Gutes zu reden eingiebt. Adieu. L." Die gute chère mère! Sie ahnte nicht, einen wie verschmitzten Räuber sie mit Klößen tractirte. Wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten. Anfang August hatte er der chère mère von Volkstädt aus eine englische Bibel geschickt, die sie sich gewünscht. „Schon längst", schrieb er dabei, „habe der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Hause wie eine Centnerlast auf seinem christlichen Herzen gelegen! Er stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit in — der englischen Sprache."

Die zweite Hälfte des Sommers brachte manche längere Unterbrechung in den Verkehr mit den drei Damen. Nicht blos machten sie eine mehrtägige Reise nach Jena zu Knebel, sondern Frau v. Stein, die seit Ende Juli auf Kochberg war, nahm wiederholt Lotte auf tagelangen Besuch zu sich. War dies etwa eine Veranstaltung der Mama, um allen Eventualitäten vorzubeugen, so muß constatirt werden, daß die Gute auch in diesem Falle das Unglück hatte, das im Allgemeinen ihre Pläne zu treffen pflegte, daß dieselben gerade entgegengesetzt ausschlugen, als sie sollten. In diesen kurzen Trennungen, gestehen später Beide, seien sie erst über den Werth des Andern sich klar geworden. — Von Kochberg aus besuchte in dieser Zeit Goethe, der im Juni aus Italien zurückgekehrt war, das Lengefeld'sche Haus und traf dort zum ersten Mal mit Schiller zusammen. Die Begegnung hatte indessen nicht den Erfolg, den die Schwestern gehofft. Die beiden

Dichter stießen sich ab; Schiller war jetzt erst in den Klärungsproceß eingetreten, den der Dichter der Iphigenie soeben durch die italienische Reise abgeschlossen hatte, und es sollten noch Jahre vergehen, ehe er für Goethe's Freundschaft reif war.

Dieser Besuch Goethe's fand im September statt; schon wurde es October und Schiller wohnte noch in Rudolstadt; der October ging zu Ende, der November begann, Schiller dachte nicht an Abreise. Den 10. November, seinen Geburtstag, feierte er noch bei Lengefeld's; da scheint Caroline mit einem Gewaltschritt die Saison beendet zu haben; sie beabsichtigten für den zwölften eine Reise nach Erfurt zu einer Freundin auf ein paar Tage. Da merkte Schiller, daß der Sommer vorüber war und rüstete sich zum Aufbruch. Am 12. November fuhren beide Wagen aus Rudolstadt, Schiller zuerst. Oft sah er sich um, ob der andere Wagen ihm nicht nachkäme, bis er da, wo der Erfurter Weg sich abzweigt, diese kleine Hoffnung aufgab und mit einem Herzen voll Liebe und Zweifel nach Weimar zurückkehrte. Das aber war ausgemacht worden: im nächsten Jahre mit den ersten Blättern zog Schiller wieder in Volkstädt ein.

Zwei Tage nach seiner Ankunft erstattet er Bericht an Körner. Daß er betheuert, er sei nicht verliebt, werden wir erklärlich finden, namentlich, wenn wir bedenken, daß Körner und seine Damen mit der Kalb correspondirten. „Uebrigens", schließt er sein Resumé, ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen. Doch das wird sich in der Folge besser merken, als jetzt beschreiben lassen." Was er meinte, darüber konnte Körner nicht in Zweifel sein, der bereits im October erfahren hatte, daß Schiller der Kalb den Sommer über wenig geschrieben habe und daß eine Verstimmung zwischen ihnen sei. „Ich widerrufe nicht", hatte er da geäußert, „was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Die Leidenschaft hatte ausgeglüht; die Kalb konnte sich das bald nicht mehr verhehlen; die Besuche wurden seltener, die Gespräche mehr die gewöhnlicher Freundschaft. Von seiner Herzensangelegenheit suchte Schiller jede Ahnung ihr fern zu halten.

So hatte er, da auch dieser Umgang ihn wenig mehr abzog, volle Muße sich ganz seinen Arbeiten zu widmen. Er lebte in diesem Winter völlig einsam, weil er alle Kraft und Zeit zusammennehmen wollte, und fand viel stilles Vergnügen an dieser Existenz. „Besonders die Abende", sagt er, „sind mir lieb, ich sitze beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sich's herrlich." Von diesem Winter gilt, was Goethe 1794 erzählt hat *). „Als Schiller noch in Weimar war, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagsessen vor seinem Studirpult" Mit Energie studirte er in diesem Winter die Alten, namentlich Euripides' Tragödien. Die Uebersetzungen der Iphigenie und der Phönicierinnen waren die Früchte dieser Studien; daneben arbeitete er an der Fortsetzung des Geisterssehers und an dem Gedicht „Die Künstler", zu dem er schon in Rudolstadt den Anfang gemacht hatte. Seine einzige Erholung war die Erinnerung an und die Correspondenz nach Ru-

*) An Falk, Weim. Jahrb. 1857, S 22.

dolstadt. Jeden Donnerstag gegen Abend brachte die Rudolstädter Botenfrau, die schneller und zuverlässiger als die Post war, einen Brief mit und erhielt des andern Morgens die Antwort, die in Rudolstadt sehnlichst erwartet wurde.

Dort lebte man in alter Weise. An Lectüre ließen es Schiller von Weimar und Knebel von Jena aus nicht fehlen. Reisebeschreibungen und Geschichtswerke wechselten mit philosophischen Sachen, „weil", erklärt Lotte an Knebel, „wenn ich nur Geschichte lese, es mir keine gute Stimmung giebt, habe ich schon oft bemerkt. Früh lese ich also meistens philosophische Bücher und die übrige Zeit Geschichte, den Strickstrumpf nicht zu vergessen, der immer meine Hände mit beschäftigt. Ich las sonst, ohne zu arbeiten, aber da ich sah, daß Beides zusammen geht, denke ich, es ist besser, weil wir doch auch für uns selbst sorgen müssen und unsere Weiblichkeit nicht vergessen sollen." Ueber das Gelesene theilt dann die kleine Weisheit ihre Gedanken frischweg Dem mit, an den sie schreibt, Schiller, Knebel oder Fritz Stein. Es sind keine gelehrten, keine tief philosophischen Gedanken: Beifall oder Mißfallen, Bewunderung oder Mitleid sind die einfachen und natürlichen Empfindungen, die sie ausdrückt. Im Plutarch, den sie in französischer Uebersetzung las, erschütterte sie Cäsar's Tod immer auf's neue — „aber freilich hätte er sich auch nicht zum König machen sollen, und man muß seinen Mördern daher verzeihen, weil sie ihr Gefühl von Freiheit hinriß. Aber es war doch schade!" Joh. v. Müller's Geschichte der Schweiz zog sie erstaunend an. „Mein Liebling in der Geschichte ist Winkelried, der — sich für das Wohl seines Vaterlandes durchbohren ließ. Es ist eine so edle That, sie rührt mich, so oft ich daran denke. Ich möchte, Sie läsen die Geschichte, denn ich möchte wissen, wie Ihnen dabei würde; mich überfällt so ein heiliges, ehrfurchtsvolles Gefühl, wenn ich darin lese." Schiller widerspricht ihrem Enthusiasmus für Winkelried; er erklärt seinen Tod für eine That roher Begeisterung, „was die Franzosen férocité nennen". Darauf aber Lotte: „Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund. — Es war kein Anfall von blinder Wuth, sondern eine ganz reiflich überwogene That. — Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredtsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen." Neben der Lectüre übersetzte Lotte aus dem Ossian. Sie hatte auch einmal geglaubt, dichten zu können, „aber", sagt sie, „meine Dichtkunst ist ganz unscheinbar und ich werde immer prosaischer." Sie klagt sich der Eitelkeit in früheren Jahren an; jetzt ist das Alles durch Nachdenken vertrieben und das Scheinenwollen ist ihr zuwider.

Inzwischen gingen in Weimar und Rudolstadt große Veränderungen vor sich. Gegen Weihnachten theilt Schiller den Freundinnen mit, daß er zum Beginn des Sommersemesters als Professor der Geschichte nach Jena gehen werde; es war eine außerordentliche Professur ohne Gehalt. Obgleich damit für die Schwestern die Aussicht, den Sommer wieder in Schiller's Gegenwart zu genießen, abgeschnitten war, so bezeugten doch Beide herzliche Freude über die ehrenvolle und sicherlich bald auch lohnende Thätigkeit, die sich dem Freunde damit eröffnete. Lotte findet Spaß daran, ihn Herr Professor anzureden und freut sich, daß die Saale von Rudolstadt nach Jena fließe, „und, ich will einmal unphilosophisch sein, auch die guten Pfirsich und Weinbeeren sind gar nicht übel." Derselbe Brief, der auf Schiller's Neuigkeit antwortet, meldet ihm eine andere: Herr v. Beulwitz ging wahr-

ſcheinlich auf das Frühjahr mit den Söhnen des Erbprinzen als Reiſebegleiter in die Schweiz. Daß Caroline über die bevorſtehende Trennung nicht ſeufzte, können wir verſichert ſein; auch Lotte hatte Urſache, nicht unzufrieden zu ſein, denn als Kammerjunker ſollte der junge Herr v. Ketelhodt mitgehen. Dies war eine Partie, welche chère mère für Lolo ausgeſucht hatte; auch war er nicht abgeneigt, aber vor Lotten's Augen fand er keine Gnade. Die Reiſe ging, um das vorwegzunehmen, Anfang Mai von ſtatten und am elften meldet Lotte an Fr. Stein: „Montag ſind Briefe von den Prinzen angekommen — — Ketelhodt führt das Journal. Wir haben es heute früh geleſen. Unter uns geſagt, ſieht man, weß Geiſtes Kind er iſt. Er ſchreibt ſorgfältig jeden Ort auf, wo ſie etwas Gutes gegeſſen haben.“ Noch eine andere Neuigkeit bereitet ſich vor. Chère mère zog als Erzieherin der Prinzeſſinnen auf's Schloß und fand am Hofe ganz die Stellung und das Leben, das ihrem Geſchmack zuſagte. Da konnten denn die Witwe und die Waiſe, durch keine Rückſicht gefeſſelt, Pläne für den Sommer entwerfen, und es wurde endlich beſchloſſen, nach Lauchſtädt, einem von Weimar aus vielbeſuchten Bade bei Merſeburg, zu gehen. Bei dieſem Entſchluſſe wirkte, außer Carolinen's ſteigender Nervenaufregung, die eine Cur dringend nothwendig machte, der Umſtand mit, daß man mit jener Erfurter Freundin in Lauchſtädt zuſammenzutreffen hoffte, die ſchon im November vorigen Jahres beſucht war. Dieſe, auch eine Caroline, zur Unterſcheidung und Abkürzung Li genannt, ein feinſinniges, anmuthiges, aber kränkliches Weſen, war die Tochter des Kammerpräſidenten von Dachröden und damals in der fatalen Lage der Wahl zwiſchen zwei Bewerbern, von denen der eine der Sohn der bekannten Sophie la Roche, der andere Wilhelm v. Humboldt war. Beide hatten ſich bereits in Rudolſtadt bei der Frau v. Beulwitz, als einer einflußreichen Freundin, vorgeſtellt; dieſe hatte beſchloſſen, für Humboldt zu plaidiren, und dazu bot ſich in Lauchſtädt treffliche Gelegenheit. Der Weg dahin führte über Jena, ein Zuſammentreffen mit Schiller alſo war natürlich und erſchien wie ganz unbeabſichtigt. Die Freude wurde aber erſt groß, als Körners aus Dresden ſich zu einem Beſuch in Jena entſchloſſen. Schiller wollte ihnen bis Leipzig entgegenreiſen, dorthin ſollten auch Lengefelds von Lauchſtädt kommen, dort wollte Schiller ſeine liebſten Freunde mit einander bekannt machen. Es war ein vielverſprechender Sommer.

Im März 1789 reiſte Schiller nach Jena hinüber und miethete ſich eine Wohnung. Ein kurzer Abſtecher von da nach Rudolſtadt blieb ſo ganz Geheimniß, daß er ihn nach einigen Monaten zu wiederholen wagte. Im Mai ſiedelte er ganz nach Jena über und „eröffnete ſeine Bude“, wie er ſich ausdrückt, am ſechsundzwanzigſten mit der Rede: „Was heißt und zu welchem Zweck ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ Der alte Kirchenrath Griesbach hatte ihm zuvorkommend ſein Auditorium zur Verfügung geſtellt und ſich und ſeiner Frau Gemalin dadurch Schiller's beſondere Aufmerkſamkeit zugezogen. Frau Profeſſorin Griesbach nahm ihn ſofort mit Aplomb in ihre mütterliche Protection. Sie war innigſt überzeugt, daß er ſich verloben müſſe, hoffte aber zu ſeinem Seelenheil, er werde keine Adlige nehmen. Mit Lengefeld's war ſie bekannt, auch mit Hiren und ſeiner Liebe zu Lotten, denn Erſterer hatte in ihrem Hauſe gewohnt. Das ſchuf ſofort intime Beziehungen zu Schiller, ſo intim, daß ſie ihm bald läſtig wurden. Sie hatte ſich, wodurch iſt nicht bekannt, in Schiller's Kreiſe den Beinamen „der Lorbeerkranz“ zugezogen.

Für die im Anfang Juli bevorstehende Durchreise der Schwestern durch Jena hatte nun der Lorbeerkranz leider den Reisenden Logis angeboten. Leider! Denn wo blieb da das ungestörte Beisammensein, auf das beide Parteien sich so lange gefreut? Ausgeschlagen aber konnte das Anerbieten nicht werden. Und die Erfüllung blieb hinter der Erwartung noch weit zurück. Sei es, daß der Lorbeerkranz als aufmerksame Wirthin ihre Gäste nicht aus den Fingern ließ, oder hatte sie Gesellschaft, etwa gar Knebel gebeten? Genug, es war Beiden ein unheimlicher Abend, und die Freude, einander recht viel zu sein, war gründlich vereitelt. „Nie hatte ich Ihnen", schreibt er im nächsten Briefe nach Lauchstädt, „soviel sagen wollen als damals, und nie habe ich Ihnen weniger gesagt." Dies verfehlte Rendezvous gab den Ausschlag: der Quälerei mußte ein Ende gemacht werden; er wollte sich erklären und alle Freuden seines Lebens aus Lotten's Hand empfangen. Schon war in Jena verabredet, wenn Schiller nach Leipzig Körners entgegenreise, so solle er erst in Lauchstädt einkehren. Schiller kam; am 3. August Morgens erklärte er sich gegen Caroline, die ihm als guter Genius das Geständniß erleichtert zu haben scheint. Sie konnte ihm versichern, daß Lotte ihn liebe. Damit reiste er nach Leipzig, gestand Körner, wie es mit ihm stehe und schrieb desselben Abends einen Brief an beide Schwestern, einen andern an Lotte: „Ist es wahr, theuerste Lotte, darf ich hoffen?" Ein kurzes Briefchen ist die Antwort: „Ja, Caroline hat in meiner Seele gelesen, aus meinem Herzen geantwortet." Das „Ewig Ihre treue Lotte", sie hat es wahr gemacht.

Einige Tage darauf kamen die Lauchstädterinnen nach Leipzig, um mit Körners Bekanntschaft zu machen. Aber was war dem jungen Liebesglück alte Freundschaft und neue Bekanntschaft? Körners fühlten es bald, daß sie hier nicht am rechten Platze waren; sie gingen mit Schiller nach Jena und Weimar, auch zur Kalb, aber Schiller war nur mit halber Seele bei ihnen, und unbefriedigt kehrten die guten Körners heim. Eine Entfremdung, ein Ton des Mißverstehens zieht sich durch die folgenden Briefe der Freunde, der sich erst allmälig zur alten Harmonie umstimmte. Aber in dem lauten Jubel seiner Seele merkte Schiller diesen Mißton kaum. Ende August passirten die heimliche Braut mit ihrer Schwester wieder Jena, um zu der nichtsahnenden chère mère zurückzukehren. Für die Ruhe ihrer Seele hatte man es gut gefunden, ihr Alles zu verschweigen, bis Schiller in der Lage wäre, Bewerbung und Hochzeit unmittelbar auf einander folgen zu lassen. Aber man hatte nicht blos ohne Wissen der chère mère, sondern auch über ihre eigene, würdige Person Pläne zu machen sich erkühnt. Lotten's Verlobung hatte Caroline glücklich zustande gebracht und die der Erfurter Line doch soweit, daß es nur noch auf die Rückkehr Humboldt's aus der Schweiz ankam. Als würdigen Abschluß dieses Verlobungswerkes hatten sich nun die losen Vögel ausgedacht, der alte Papa Dachröden in Erfurt

isse die gute Mama Lengefeld heirathen; Li hatte es übernommen, dem pa die Tugenden der ihm bestimmten Braut anzupreisen, und Schiller, ein tück dazu zu schreiben. Man höre nur die ausgelassene Lotte: „Der Plan it dem neuen Papa läßt sich vielleicht leichter ausführen, als wir denken, nn die chère mère hat eine sehr gute Idee von ihm. — Sie hat schon a paar Mal gesagt, ich solle ihn nehmen, weil ich die alten Männer so n hätte. — — Du kannst immer anfangen, an einen Plan zum neuen ück zu denken. An Segenswünschen, frommen Ausrufungen, rührenden

Scenen darf es aber da nicht fehlen. Papa und Mama werden dasitzen und fast vor Rührung von den Stühlen fallen, hoffe ich."

Die nun folgende schöne Zeit der jungen Liebe, deren hier wohl nicht näher geschildert zu werden braucht, sollte durchaus nicht ohne Schatten bleiben. Li erkrankte lebensgefährlich und setzte das Herz der Freundinnen in die größte Unruhe. Und dazu kam für die arme Lotte eine andere schmerzlichere, weil heimlich nagende Qual. Hatte sie schon bei Schiller's erstem Volkstädter Aufenthalt aus der Geistesverwandtschaft Carolinen's mit Schiller für ihre Hoffnungen die größten Zweifel gezogen, so trat jetzt offen zu Tage, daß Schiller neben Lotten auch Caroline wie seine Braut behandelte. Es ist in der That eine unter allen Verhältnissen dieser Art einzig dastehende Erscheinung, daß von dem Tage der Verlobung an Schiller zwei Bräute zu haben scheint. Alle Zärtlichkeit, die er für Lotten fühlt und ausspricht, überträgt er offen und sicher auch auf Caroline. Sein und Lotten's künftiges Glück malt er sich nie ohne Caroline aus, und das einzige Mittel, durch das ihr ununterbrochenes Zusammenleben möglich wird, die Scheidung von Beulwitz, ist ihm eine leichte und ausgemachte Sache, ja fast eine Bedingung seiner Heirath. Beide Schwestern mit ihren sich ergänzenden Charakteren waren in seiner Vorstellung gleichsam zu Einer Person geworden, und mit einer hohen Selbstgewißheit, wenn man nicht lieber Ahnungslosigkeit sagen will, mit voller Sicherheit, daß er, was er der Einen sei, der Andern nicht entziehe, wandelt er eine gefahrvolle Bahn. Lotten's armes Herz litt unter diesen Beobachtungen unsäglich. Als Schiller in den großen Herbstferien wieder seine Wohnung in Volkstädt bezog, konnte sie sich auch im Umgange der alten Wahrnehmung nicht verschließen, daß, während sie mit leichtem Schritt auf der Erde wandelte, Schiller mit der Schwester sich in die Himmelsräume der Ideen verlor, daß der Schwester anregender Geist mehr Empfindungen in ihm zur Sprache brachte als ihr eigener, der immer nur erheiternd und beruhigend wirkte. Und schwere Stunden hat sie durchgekämpft. Sie trug sich mit dem hochherzigen Entschlusse, zu der Schwester Gunsten zu entsagen, und die Freundin Li, die einzige, der sie ihr Herz öffnete, hatte zu trösten und zu beruhigen und vor Allem sie zu ermahnen, daß sie offen sich gegen Schiller ausspreche; „an der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln." Und die Freundin hatte Recht. Schüchterne Andeutungen der Befürchtung, daß sie einst aufhören könne, ihm das zu sein, was sie ihm jetzt sei, rufen eine Erklärung von ihm hervor. „Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch. — Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken als Du, meine Lotte. Aber ich möchte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen, mein Geschöpf mußt Du sein. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir die schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen." Ob diese sichere, stolze Erklärung die Zagende ganz beruhigt hat? Ich möchte es kaum glauben. Aber sie wartete still und geduldig auf die Wirkungen, die sie sich von der Zeit und der Macht ihrer eigenen Liebe versprach. Zurückgesetzt, das ist auf der andern Seite zu betonen — hat sie sich niemals gefühlt. Alle diese Zweifel machte sie in der

Stille des Herzens ab. Ihre Briefe an den Bräutigam spiegeln nur ihre Liebe zu ihm und ihre unverwüstliche Erdenfreudigkeit wieder.

Der Aufenthalt in Volkstädt und die Rückkehr nach Jena und in das einsame Leben hatten unterdeß in Schiller den Wunsch dauernder Vereinigung mit der Geliebten zu unüberwindlicher Stärke gesteigert; dieselbe war aber erst möglich, wenn er eine Stellung hatte, die ihm zu seinen schriftstellerischen Einnahmen ein, wenn auch noch so kleines, festes Gehalt abwarf. In Jena war dazu wenig Aussicht; noch andere Verhältnisse machten ihm den Aufenthalt dort unleidlich; er suchte daher anderswo unterzukommen und eine Handhabe dazu fehlte nicht. In Erfurt, damals einer kurmainzischen Enclave, war der Freiherr Karl v. Dalberg, der spätere Fürst Primas, Stellvertreter des Mainzer Erzbischofs und voraussichtlich der Nachfolger desselben auf dem Mainzer Stuhle. Dieser, ein begeisterter Verehrer, wie alles Großen, so auch der Schiller'schen Schriften, hatte an Fräulein von Dachröden verrathen und Fräul. v. Dachröden hatte nichts Eiligeres, als es weiter zu verrathen, daß er, wenn er Erzbischof von Mainz wäre — und der regierende Erzbischof war ein alter Mann — Schillern eine Stelle mit 4000 Thlr. Gehalt geben wolle. Gewiß eine glänzende Aussicht, aber leider eine Aussicht! O welche heißen Gebete sind damals in Rudolstadt, Jena und Erfurt zum Himmel emporgesandt für einen baldigen Tod des alten Kurfürsten, und eine lange und gesegnete Regierung des Goldschatzes — dieses Beinamens erfreute sich Dalberg in dem an Spitznamen erfinderischen Cirkel. Aber der Alte hatte ein zähes Leben, Schiller konnte mit seiner Heirath darauf nicht warten, er mußte, wohl oder übel, seine Pläne auf Jena einrichten. Am 3. December kam Lotte und Caroline durch Jena, um nach Weimar zu gehen, wo sie sich für den Winter eine Wohnung gemiethet hatten. Carolinen's Anwesenheit war dort nöthig durch Humboldt's um Weihnachten erwartete Rückkehr; da sollte er überzeugt werden, daß er Li heirathen müsse. Der nächste Weg führte freilich nicht über Jena, und es hatte nicht wenig Künste gekostet, die chère mère zu überzeugen, daß dies doch der einzige Weg sei, den man nehmen könne. Da legte Schiller seinen Plan vor. Er wollte den Herzog um ein, wenn auch noch so geringes Gehalt bitten. Wurde es bewilligt, gut; oder vielmehr nicht gut; denn, wurde es nicht bewilligt, so bat er um einen einjährigen Urlaub zur Vollendung seiner niederländischen Geschichte, verheirathete sich und lebte in Rudolstadt eingezogen und billig; Line's Scheidung von Beulwitz konnte dann noch aufgeschoben werden und es brauchte nicht so viel auf einmal auf die arme chère mère einzustürmen; nach Ablauf des Jahres war sicherlich der Kurfürst von Mainz todt und Dalberg Kurfürst.

So schien denn der Zeitpunkt gekommen, wo Schiller mit seiner Werbung vor chère mère auftreten sollte. Vorher schrieb Line und entdeckte ihr Alles. Wie oft sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, ist leider nicht gezählt worden; aber ich sehe die gute chère mère vor mir in ihrer rührenden Verzweiflung, wenn ich den folgenden Brief lese: „Dein heutiger Brief, meine Caroline, hat mich so erschüttert und überrascht, daß ich nicht im Stande bin, eine einzige Zeile darauf zu antworten. Dies kann Lotte versichert sein, daß nie mein Mund heuchelte, wenn ich Euch sagte, daß auf Eure Glückseligkeit meine ganze Wohlfahrt gegründet sei. Mehr heute zu sagen ist unmöglich. Ich bitte Gott, daß er uns alle regieren möge. — — Ich bin ewig Eure treue Mutter." Wenige Tage darauf erhielt sie den

Brief von Schiller. Sie war schon entschlossen. „Ja", schrieb sie an demselben Tage, „ich will Ihnen das Liebste und Beste, was ich noch zu geben habe, geben." Und in derselben Zeit, wo diese Bombe bei der chère mère einschlug, wurde — welche Sympathie — dem Papa in Erfurt beigebracht, daß Humboldt und Li sich durchaus heirathen wollten.

Am Tage nach Empfang der mütterlichen Einwilligung schrieb Schiller an Karl August um eine Erleichterung, und am nächsten Tage, dem 24. December, ritt er nach Weimar, aber ganz in der Stille. Der Herzog erfuhr's, ließ ihn holen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun wolle, um ihm seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und verlegenem Gesicht setzte er hinzu, daß 200 Thlr. Alles sei, was er thun könne. Schiller sagte, daß dies Alles sei, was er wünsche. Der Herzog befragte ihn um seine Heirath und betrug sich überaus artig gegen Lottchen. Tags darauf aßen sie alle — das Humboldt'sche Brautpaar war auch in Weimar — bei der Stein zu Mittag, die beim Herzog eifrig zu Schiller's Gunsten thätig gewesen war; da kam der Herzog selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu der Heirath hergäbe, das Geld. Nun war denn die Hochzeit bald auf den Februar festgesetzt, und Weimar und Umgegend hallten wieder von der Verlobung. Nur eine Seele lechzte nach Gewißheit, das war die gute des Lorbeerkranzes. Als Schiller von einem Neujahrsbesuch, den er in Weimar gemacht, am 3. Januar nach Jena zurückkehrte, fand er ein Billet vom Kranz, worin derselbe zum Neujahr gratulirte und hoffte, daß Schiller ihm in diesem Jahre eine Freundin schenken und einen Freund erhalten werde. So fein und doch vergebens! Schiller, der schlechte Mensch, briet sie an einem langsamen Feuer. Tags darauf ein neuer Angriff! Er wurde gebeten, nur einen Augenblick nach der Vorlesung zu ihr zu kommen; da wurde ihm ein schönes Bouquet von lebenden Blumen zum Geschenk gemacht mit dem Zusatz, er solle es dem Frauenzimmer geben, von dem er den Haarring trage. Aber nichts war aus ihm herauszubringen, auch die Blumen waren vergebens an ihn gewandt. Er mag sich recht schroff dabei betragen haben, denn die gute, verletzte Seele setzte sich hin und hauchte ihren Schmerz in einem deutschen Aufsatz aus, betitelt: „Rechtfertigung meines Betragens gegen Schiller." Endlich gegen Ende Januar sagte ihr Schiller von seiner Verlobung und mußte einen Kuß ausstehen, sowie die Vorlesung jenes Aufsatzes. Später hat er oft Gelegenheit gehabt, die wackere, stets hülfsbereite Freundschaft der Frau anzuerkennen.

Aber eine andere Seele marterte sich in wilder Eifersucht und verletzter Eigenliebe. Charlotte v. Kalb begegnete den Schwestern im Anfang ihres Weimarer Aufenthalts freundlich, bald, je sicherer das Gerücht auftrat, mit offener Feindschaft. „Wären wir", schreibt Lotte, „zusammen in Italien, wo das Klima die Menschen noch lebhafter macht und die Leidenschaften heftiger ausbrechen, so könnte mir ein Dolchstich in eine andere Welt verhelfen. Gut, daß unser rauhes Klima auf die überspannten Köpfe so wohlthätig wirkt und die Wärme der Leidenschaften mäßigt." Und bald darauf meldet sie: „Gestern waren wir bei der Stein; die Kalb ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut; wir waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus, wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört; das Gespräch wollte gar nicht fort. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand." An Schiller schrieb die Kalb von der

Generalfeldmarschall Georg Freiherr von Derfflinger.

Vergangenheit als von einer Tollheit und einem ungeschickten Traum und fügte die dunklen Worte hinzu: er solle die bösen Zungen nicht die Wahrheit geredet haben lassen. Was sie damit meinte und wer die bösen Zungen seien, zeigte die Unglückliche, welche die Herrschaft über sich in jenen Tagen völlig verloren zu haben scheint, bald durch die öffentlich gethane Aeußerung, Schiller nähme Lotten nicht ihretwegen, sondern um Linen's willen. Als Lotte dies ihm meldet, da antwortet er ihr: „Weil ich hoffe, daß Du zwischen mich und Dich nie einen Dritten treten lassen wirst, daß ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, Dein erstes Vertrauen haben werde, Deine erste Instanz sein werde, darum kann ich ohne Furcht Deine Hand annehmen." Die Kalb bat und erhielt ihre Briefe von Schiller zurück und verbrannte die ganze Correspondenz. „Zu spät", schreibt sie in ihren Memoiren, „erkannte ich, daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war."

Aber fern auf der Solitüde rief die Verlobungsnachricht in den treuen Elternherzen eine ungemischte Freude hervor. An dem Glück des Sohnes und dem einfachen, liebenswürdigen Briefe, in dem sich Lotte die Liebe der Elter erbat, und sie an die Begegnung von 1783 erinnerte, gesundete die todtkranke Mutter, und der alte Hauptmann begrüßte Lotten in einem treuherzigen Briefe als Tochter und als Gehülfin seines Fritz in der Oekonomie. Lotte versichert bei der Gelegenheit dem Bräutigam, daß sie in diesem Punkte mehr Kenntnisse habe, als er ihr zuzutrauen scheine.

Sie sollte es bald zeigen. Am 22. Februar wurden Schiller und Lotte in Wenigenjena, einem Dorfe bei Jena, vom Diaconus Schmidt getraut; Niemand war zugegen als chère mère und Caroline. Den Abend brachte die Hochzeitsgesellschaft still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. Der Tag war der Anfang eines reinen, ungetrübten Glückes, von dessen Heiterkeit und Harmlosigkeit die Briefe der Gatten, die sie in kurzen Trennungen einander schrieben, das erquickendste Zeugniß geben. Caroline blieb noch einige Zeit in Jena und wohnte, da das Quartier, um Besuch aufzunehmen, zu eng war, in einem in der Nähe gemietheten Logis. Die Rückkehr ihres Gatten aus der Schweiz rief sie nach Hause; sie hat die nächsten Jahre abwechselnd in Rudolstadt, Jena und Erfurt bei dem jungen Humboldt'schen Paare zugebracht; sie, die selbst dauernd glücklich zu sein nicht verstand, hatte doch durch die beiden von ihr gestifteten Ehen reines und dauerndes Glück gegründet. Als sie das erstemal Schiller verließ, da rief er ihr noch nach: „Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir. — Du bist *mein*, *wo* Du auch bist." Noch war jene gefahrvolle, leidenschaftliche Freundschaft, jene romantische Vorstellung einer geistigen Doppelehe in ihm lebendig. Aber der unausgesetzt thätigen Liebe seiner Lotte, der Innigkeit, mit der sie ganz allein für ihn lebte, gelang es, ihn zu heilen. Man sagt wohl, die Cur, welche Schiller von den Folgen von Sturm und Drang geheilt hätte, sei das Studium der Geschichte, des Alterthums und zuletzt der Kant'schen Philosophie gewesen; gewiß mit Recht. Aber vergessen ist dabei die sanfte Hand, welche die stürmischen Wogen seiner Phantasie zu ebnen wußte, die durch ihren milden, einfach natürlichen, man möchte sagen Goethe'schen Einfluß alle romantischen Luftschlösser zusammenbrechen machte, daß nur stehen blieb, was *wahr* und *natürlich* war. Die schwere Krankheit, die ihn Anfang 1791 dem Tode nahe brachte und für seine ganze Lebenszeit auf Lotten das schwere Amt der Krankenpflegerin legte, lehrte Beide doppelt fühlen, was sie einander seien.

Ihre Briefe aus der Zeit strömen von dem Glück, das sie sich gegenseitig geben. Und als 1793 und 94 Caroline ihre Scheidung von Beulwitz und zu gleicher Zeit ihre Verheirathung mit Wilhelm v. Wz. betrieb, da zeigen sowohl der chère mère, als Schiller's und Lotten's Briefe die Mißbilligung so unweiblichen Benehmens; Schiller lebte damals mit ihr auf gespanntem Fuße. Da war Schiller genesen; da hatten Geschichte, Alterthum und Philosophie, Körner und Lotte geheilt, was Sturm und Drang geschadet hatten; da war er reif von neuem und zu vollendeteren Werken die Leier zu ergreifen, die so lange geruht hatte; da war er reif für die Freundschaft, in der Nehmen und Geben gleich selig waren und gleich herrliche Früchte trugen: für die Freundschaft mit Goethe.

Meine Geschichte ist zu Ende. Das stolze Wort, das die Bescheidenste ihres Geschlechts einst an den Verlobten schrieb: „Ein guter Genius bildete mein Wesen, um einst wohlthätig auf das Deine wirken zu können" — ich denke, die Leser werden die Berechtigung dieses Wortes anerkennen, wenn sie aus meiner Darstellung auch nur erfahren haben, was Schiller in jener wichtigen Umbildungsepoche seines Geistes von Lotten empfangen hat. Was sie ihm in der folgenden Periode seines höchsten dichterischen Schaffens gewesen ist, spricht sie aus, als sie mit ihren vier Kindern um den Gestorbenen trauerte, in einem Briefe an Schiller's Schwester: „Ich suchte mit Allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig sein können — ich suchte die ängstlichen Vorstellungen von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte immer, daß ich diesem Geiste keine Fesseln anlegen könnte, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit."

Ihren Schmerz um Schiller spricht im Februar 1806 das Tagebuch aus: „Mir träumte, ich säße mit meiner Mutter und sähe alle Papiere durch; da fand ich Brieftaschen, worin etwas Geschriebenes an Schiller gerichtet lag. Ich weinte so heftig darüber und fühlte, daß ich schluchzte im Traum. Ueber diesen Traum sagte ich im Traum etwas von Goethe aus dem Lied an Mignon her:

„Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nur in trauriger Gestalt.
Immer fühl' ich dieser Schmerzen
Tief im Herzen
Heimlich nagende Gewalt."

Sie hat sie gefühlt, bis 1826 in Bonn nach einer glücklich bestandenen Augenoperation ein Nervenschlag das fast sechzigjährige Leben und seine Leiden und Freuden endete.

Altmeister deutschen Heeresruhms.

I. Derfflinger.

Von **W. Baron Warburg.**

(Fortsetzung.)

Keiner von allen am Kriege betheiligt gewesenen Fürsten hat es so wie Friedrich Wilhelm — der große Sohn des pygmäenhaften, kleinen Vaters Georg Wilhelm — verstanden, aus der neuen Ordnung der Dinge Nutzen zu ziehen; gerade in seinen Erblanden hatte sich ein erheblicher Theil des Kriegsdramas heruntergespielt und diese nicht nur „uf und utgefreten", sondern geradezu in eine Trümmerstätte, in einen Kirchhof verwandelt. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit verstand es der Kurfürst, sich und sein Land in den Vordergrund zu stellen und dieses in unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu neuer Lebenskraft zu erwecken; ein kleines protestantisches Duodezländchen, ohne Gewicht, war Brandenburg bis dahin von den katholischen Kaisern nach Gefallen chicanirt worden; Friedrich Wilhelm beseitigte dieses Mißverhältniß, indem er mit sicherer Hand das Fundament, den Eckstein in den Baugrund legte, auf welchem die Großmacht Preußen entstand. Das Wichtigste war ihm, jederzeit gerüstet dazustehen zum Schutze seiner Schöpfungen. Die im Innern mit Energie hergestellte Sicherheit ging Hand in Hand mit dem Ansehen, welches er nach Außen hin ertrotzte.

Die markige Gestalt Friedrich Wilhelm's mußte einen Derfflinger anziehen!

Das war anders gar nicht möglich! Die Tüchtigkeit wirkt wie der Magnet; es konnte nicht ausbleiben, daß der erprobte Soldat einen entsprechenden Platz im Dienste seines neuen Landesherrn fand; und die Gelegenheit zu dieser Verwirklichung ergab sich schon von selber aus den Verhältnissen.

Christine von Schweden, des großen Protestantenhorts degenerirte und convertirte Tochter, hatte am 16. Juli 1654 auf den schwedischen Thron zu Gunsten ihres Vetters, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, Gustav Adolph's Schwester-Sohn, verzichtet; Johann Casimir Wasa von Polen griff diesen Act an und nahm die Krone für sich selbst in Anspruch; der neue Schwedenherrscher dagegen, welchen Gustav Adolph's Lorbeeren nicht schlafen ließen, begehrte sein Reich um die Ostseeprovinz Livland zu vergrößern und spielte seinem polnischen Vetter im Sommer 1655, in dessen Reich einfallend, das Prävenire.

Friedrich Wilhelm, welcher, weiterblickend, aus dieser Verwickelung nichts Gutes für sein Land erwachsen sah, wollte zuerst vermitteln; als dies ohne Erfolg blieb, rüstete er selber, um nicht etwa überlaufen zu werden und zog zu diesem Ende alle Die, welche ihm nützen konnten, in seine Kriegsdienste hinüber.

1659 stellte er Georg Derfflinger als Generalmajor von der Reiterei an, dessen guter Leumund noch weitere tüchtige Kräfte anzog; die schwedische

Armee war seit Gustav Adolph's Glanzepoche zur Pflanzschule des Officierthums und zum Sammelplatz aller Derer geworden, welche militärische Studien machen und dem Soldatenruhm ihr Leben geben wollten.

Die großen politischen und militärischen Erfolge des großen Kurfürsten brachten unsern Georg aus dem Dorf von Stufe zu Stufe höher. Die Schlacht von Warschau 1656 machte ihn zum Generallieutenant, bald darauf ward er Geheimer Kriegsrath. 1658 Generalfeldzeugmeister.

Während des Friedens verlor Derfflinger seine erste Gemalin; 1662 vermälte er sich zum zweiten Mal mit einem Fräulein von Beeren aus einem alten, aber wenig begüterten märkischen ritterbürtigen Geschlecht; hat er bei seiner ersten Eheschließung möglicherweise die Begründung seiner künftigen Lebensstellung scharf in's Auge gefaßt, so schloß er diesen zweiten Bund lediglich aus Neigung; in beiden Fällen hatte er sich eines ungetrübten Familienglücks zu erfreuen.

Am 18. Februar 1670 ernannte Friedrich Wilhelm unsern Georg aus dem Dorfe zum Generalfeldmarschall!

Als am Oberrhein der Feldzug gegen die Franzosen begann, zeichnete sich Derfflinger rühmlich aus, wenngleich die versteckte Verrätherei des kaiserlichen Feldherrn Bournonville alle Erfolge gegen Turenne zu Schanden machte. Aber als der Kurfürst zu Anfang 1675 Winterquartiere in Franken bezog, spielte die französische Staatskunst ihren Trumpf aus: Sie hetzte dem Kurfürsten ihre Bundesgenossen, die Schweden, auf den Leib, so daß Friedrich Wilhelm nun seine gefährlichsten Feinde im Rücken hatte.

Eigentlich hatte die Krone Schweden diesem Fürsten zugesichert, während seiner Abwesenheit ihn nicht im Rücken zu beunruhigen; doch gelang es den französischen Escamotagen in Stockholm gar bald, dieses moralische Hinderniß zu beseitigen; im December 1674 fielen die aus Mecklenburg und Pommern hereinziehenden Schweden ohne vorgängige Kriegserklärung in die Marken ein.

Feldmarschall Wrangel eröffnete Oberst Mikander, welchen der brandenburgische Statthalter Fürst Johann Georg von Dessau Jenen bis Wolgast entgegen gesendet, daß sein Herr sich durch sein Entetement für das Haus Habsburg ruiniren müsse. Die Hauptschuld hierbei aber laste auf dem österreichischen Unterthan und schwedischen Renegaten Derfflinger! Habsburg werde nie danken, was der Kurfürst thue; wenn dieser selber einmal in Wien anklopfen werde, würde dort sicher Niemand zu Hause sein! Im Uebrigen erschöpfte sich Wrangel in Loyalität für den Kurfürsten. Auf seines Königs Befehl sei er in die Mark eingerückt, weil Schwedisch-Pommern der Einquartierungslast erläge, hier dagegen wohl zu leben sei; eine Ruptur von Seiten der Schweden solle das aber nicht bedeuten! Sowie Friedrich Wilhelm seine antifranzösische Richtung fallen ließe, solle kein Schwede nach vierundzwanzig Stunden mehr auf brandenburgischem Fundus anzutreffen sein.

Indessen setzten sich die schwedischen Kriegsvölker, 14,000 Mann mit dreißig Geschützen, in der Mark fest. Vom 25. December ab residirte Wrangel in Prenzlau.

Der Kurfürst forderte seine Coalisirten auf, ihm Hülfe zu gewähren; die Generalstaaten erklärten auch den schwedischen Einfall ohne vorgängige Kriegserklärung für Landesfriedensbruch und verpflichteten sich, einzutreten; der Kaiser dagegen, von welchem doch in erster Reihe Reichshülfe zu fordern

war, verclausulirte sich und schlug — Wrangel's Prophezeiung an Mikander sofort bestätigend, eine Cunctatorpolitik ein. Der französische Gesandte in Stockholm, Courtie, erklärte dem brandenburgischen: „Vous me faites rire, quand vous parlez de l'Empire! il n'y en a plus! c'est Monsieur Vôtre Electeur, qui en vent faire!" — Leider enthält diese Sentenz lautere Wahrheit!

Auch Dänemark blieb eine feste Erklärung schuldig; es berief sich auf den Kaiser und dieser berief sich wieder auf Dänemark und zuletzt erklärten Beide mitsammen: „Der casus foederis sei noch nicht gekommen!"

„Gott schütze mich vor meinen Freunden; gegen meine Feinde wehre ich mich!" Das konnte der Kurfürst ausrufen. Zu diesem, keinen Pfifferling werthen Bundesgenossen gesellte sich noch ein verkappter Gegner, Polen! Billigerweise hätte es sich auf brandenburgische Seite stellen müssen; aber es zog es vor, mit den Schweden zu liebäugeln!

So lange Karl Gustav Wrangel, welcher trotz alledem dem Kurfürsten wohlgesinnt und ein Cavalier war, commandirte, herrschte Manneszucht bei den Schweden; als dieser aber — nach vorher bei Damin über 20,000 Mann mit 64 Geschützen abgehaltenen Musterung — Anfangs Mai 1675 so schwer erkrankte, daß man ihn nach Strelitz zurückbringen mußte, und sein Stiefbruder Waldemar — qui trouvait son plaisir à faire du mal aux autres — ihn ersetzte, schwoll das Maß der Leiden in den occupirten Landestheilen über, und zudem dehnten sich die Schweden immer mehr, bis in die Priegnitz hinein, aus.

Wohl machte diesen die Landesvertheidigung unter Leitung des General Sommerfeld und des Obersten du Plessis ganz gehörig zu schaffen; die Landbewohner der Mark zogen mit Fähnlein, welche auf einer Seite der brandenburgischen Adler in grünem Kranz mit einem Fld darüber und auf der andern Seite der alte, berühmte Spruch schmückte: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut!" muthig in's Feld und thaten, unter der Leitung ihrer Edelleute und militärischen Führer den Feinden manchen Abbruch; zuletzt aber schlug die schwedische straffe Organisation Alles nieder, so daß die braven Märker nach dem Kurfürsten und seiner Hülfe riefen, wie weiland die Juden nach dem Messias.

Inzwischen war Feldmarschall Wrangel wieder genesen und residirte seit dem 12. Juni in Havelberg. Der von Allen im Stich gelassene Kurfürst hatte, zu schneller Hülfe entschlossen, in den letzten Maitagen seine Cavallerie in Bewegung gesetzt; der Prinz von Homburg führte sie das Werrathal entlang, über Schmalkalden nach Gotha; der übrige Theil der Truppen marschirte in zwei Heersäulen über Schleusingen und Arnstadt auf Erfurt; bei Staßfurt, unweit Magdeburg, stießen dann sämmtliche Colonnen wieder zu einander.

Friedrich Wilhelm selbst lag in Arnstadt etliche Tage an der Gicht schwer darnieder; die Botschaft, daß die Holländer und Dänen endlich Hülfe gegen die Schweden zu Wasser und zu Lande verhießen, sowie die Kunde, daß man in seinen Erblanden völlig im Dunkeln sei über seinen Anmarsch, verliehen ihm aber schnell die alten Kräfte und völlige Wiederherstellung; am 10. Juni war er schon wieder bei seinen Truppen.

In Staßfurt wurde ein allgemeiner Bettag abgehalten. „Aber der Herr ist mit Dir! Darum werden meine Verfolger fallen! Herr Zebaoth,

der Du Herz und Nieren siehest, Dir habe ich meine Sache befohlen!" (Jeremia 20, Vers 11 und 12); das waren die Textesworte, welche der Kurfürst der Predigt zu Grunde legte.

Am 11. Juni Nachmittags ritt er, Derfflinger, den Prinzen Homburg und die Generale Görtzcke und Liedtcke zur Seite, in Magdeburg ein, sofort die Thore hinter sich schließen lassend, damit sein Einzug geheim bleibe; wohl aber hatten die Brandenburger bis hierher eine Marschcadence entwickelt, welche hinter heutigen Leistungen wahrlich nicht zurücksteht.

Am Sonnabend 12. Juni wurde Kriegsrath gehalten; der Vormarsch gegen die Schweden ohne Zögern wurde beschlossen! Ihr Gros stand um Brandenburg herum; alle Havelübergänge hielten sie wohl besetzt und in Havelberg und Rathenow waren außerdem starke Garnisonen eingelegt; ein großes Wagestück war es daher wohl, so feste Positionen nur mit Reiterei anzugreifen; dennoch entschied Friedrich Wilhelm, Rathenow mit einem Coup de main nehmen zu wollen.

Noch am selben Abend brach die gesammte Cavallerie, 5900 Mann mit 13 Geschützen, auf; 1200 Musketiere unter Götze und Graf Dönhoff auf 120 requirirten Wagen, deren größten überdies noch je einen Kahn trugen, folgten — so schnell es irgend gehen wollte — hinterdrein.

Am Sonntag 13. Juni gelangte man bis Parchen; der in Strömen herabrauschende Regen erschwerte den Vormarsch im durchweichten Boden ungemein; treu ergebene Rathenower aber hatten gemeldet, daß Oberst Wangelin, welcher in Frankreich als schwedischer Vertreter im Lager des Kurfürsten gewesen war, mit sechs Compagnien Dragonern in Rathenow liege, andern Tages aber nach Brandenburg abmarschiren solle! Von Friedrich Wilhelm's Anmarsch besitze dieser keine Ahnung.

In der Nacht zum 14. Juni wurden verschiedene Recognoscirungen entsendet, das Terrain zu klären; der erste Streifzug unter Oberst la Roche ritt auf Brandenburg, der zweite unter Oberstlieutenant Strauß auf Plauen zu; die dritte Patrouille unter dem Flügeladjutanten Kanoffsky wurde auf Rathenow dirigirt. Der Kurfürst selbst rückte mit Tagesgrauen an der Spitze des Gros bis Vieritz vor.

Hier erschien Landrath von Briest auf Bähne und berichtete, wie es in Rathenow stand; schon in Magdeburg hatte er seinem Herrn den ersten Gruß der Mark gebracht.

Strauß brachte die ersten gefangenen Schweden ein, zwölf Reiter und einen Officier. Derfflinger steckte zwölf Brandenburger in die schwedischen Reiter und erzwang von dem Officier mit der Pistole vor dem Schädel das Feldgeschrei! Das war brutal, aber — es half.

Kanoffsky's Ritt trug gleichfalls gute Früchte; er brachte eine Masse Kähne zum Uebersetzen über die verschiedenen Havelarme mit. Ein Drittheil des Fußvolkes unter diesen beiden Führern erhielt nun Befehl, auf dem rechten Haveluser in Rathenow einzudringen, während die Dragoner auf die Brücken losreiten sollten; die übrige Infanterie unter Götz und Dönhoff erhielt die Bestimmung, von der andern Seite über den Mühlendamm durch das Mühlenthor den Stadt-Eingang zu forciren. Die Havel fließt nämlich in zwei Armen, links und westlich von Rathenow daher, über welche zwei Zugbrücken führen; ein langer Damm führt über die Wiesenfläche hinweg in die Stadt hinein, welcher ihre Mauern nur geringen Schutz gewähren.

Am 15. Juni, als der Tag zu dämmern begann, hielt Derfflinger mit

seinen zwölf Pseudoschweden vor der Rathenower Brücke und begehrte als schwedischer, von den Brandenburgern hart verfolgter, dem Obersten Wangelin wohlbekannter Officier vom Regiment Bülow Einlaß. Die Bekanntschaft mit dem Feldgeschrei verhalf ihm dazu; die Thorwache wurde überrumpelt und niedergemacht und wie eine schwellende Wasserfluth drangen nun Derfflinger's Dragoner vor und stürmten über den Damm hinweg zur zweiten Brücke; diese war jedoch aufgezogen und überdies durch ausgehobene Bohlen versperrt. Des Feldmarschalls toller Jugendmuth wäre hier vielleicht übel angekommen, wenn Kanoffsky und Kanne indessen nicht die Brandenburger Pforte bewältigt und Götz und Dönhoff über den Mühlendamm und seine Wiesen in die Stadt eingedrungen und — durch den Waffenlärm auf die richtige Fährte geführt — rüstig zum Beistand herbeigeeilt wären; ein kurzer, heftiger Kampf entbrannte, die Schweden, wiewohl ihnen ihre Officiere fehlten, welche Briest zu einem Abschiedsbankett vereint hatte, wehrten sich wie Verzweifelte; um drei Uhr Morgens aber war Rathenow der Botmäßigkeit seines Landesherrn zurückgegeben.

Den im Schlaf überfallenen Schweden kostete diese Nacht sechs Fahnen, zwei Pauken und sechshundert Pferde; vor Allem aber war der Heiligenschein zerrissen, welcher ihnen seit Gustav Adolph um's Haupt gewoben war. Gefangene scheint man damals nicht viel gemacht zu haben, man zog es vor, sich lieber gleich todt zu schlagen. Bei dem Officierbankett war das Gerücht colportirt worden, der Kurfürst sei plötzlich verstorben. Diese Kunde hatte mehr als Briest's betäubende Getränke die Aufregung erzeugt, welcher Alle unterlagen; das Erwachen aus diesem Dusel der Sicherheit über Friedrich Wilhelm's Tod war freilich vernichtend. Oberst Wangelin — der Hauptbrandenburgerfresser und auch der Regisseur aller Raubzüge in's platte Land — hieb, halb bekleidet und nur einen Reiterstiefel am Fuß, wie ein angestochener Eber um seine Freiheit um sich herum; man drückte ihn zuletzt mit einem Balken an die Wand und bewältigte ihn auf diese Weise! Diesen „Mordskerl" wollte man allerdings vor Allem gern lebendig haben.

Rathenows Besitzergreifung trieb einen Keil in die schwedische Aufstellung hinein; Wrangel in Havelberg war vom Gros seiner Streitkräfte in Brandenburg abgeschnitten. Die Fühlung war verloren gegangen.

La Roche, welcher viel Beutepferde von Brandenburg hier eingebracht, war sofort wieder recognosciren vorgeschickt worden; er verstand es! „Die Schweden", so meldete er zurück, „brächen ihr Lager bei Pritzcke ab und marschirten über Fehrbellin auf Nauen; offenbar, um wiederum mit dem Feldmarschall in Connexion zu kommen.

Um das zu hindern, entsendete der Kurfürst am 16. Juni Kanoffsky, Oberstlieutenant Hennig, Oberst Mörner und Rittmeister Zabeltitz mit verschiedenen Detachements, um, durch's Rhynluch vordringend, den Gegnern die Nordausgänge der Pässe von Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg zu verlegen; es galt, diese in dem engen Flußgelände zwischen Havel und Rhyn festzuhalten und zum Treffen zu zwingen.

In der Nacht zum 17. Juni bivouakirten die Truppen bei Bornewitz; der anbrechende Tag fand diese schon wieder beim Vormarsch; die Avantgarde unter Generalwachtmeister Liedtke war bereits zu den Behnitzer Seen vorgerückt, Oberstlieutenant Sydow erhielt den Verband zwischen dieser und dem Gros. Die Schweden hielten diesem Vorstoß nicht Stand

und zogen, die Brücke bei der Klinck-Mühle zerstörend, auf Nauen ab; das, ihre Rückzugslinie bezeichnende fortgeworfene Heeresgeräth verbürgte eine gewisse Eile der rückgängigen Bewegung.

Liedtke blieb ihnen ohne Ablassen fortgesetzt auf den Fersen, forderte aber Succurs, um hierin nicht ermüden zu müssen. Diesen nun führte unser Feldmarschall selber heran; er konnte indessen mit seinen drei Geschützen nur bis zum heutigen Exercierplatz vordringen, da die Schweden sich dort concentrirten und den Angriff annehmen zu wollen gewillt schienen.

Am 18. Juni übertrug Friedrich Wilhelm die Leitung der auf 1500 Pferde gebrachten Avantgarde dem Prinzen von Homburg, welchem — vordem gleichfalls in Schwedendiensten herangebildet — eine ganz besondere Befähigung als Reiterführer, ein erster Platz hart hinter Derfflinger allgemein zuerkannt wurde. Vom Scheitel bis zur Sohle ein Reitersmann, rühmte man ebensowohl seine Entschlossenheit und Kühnheit, wie seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit. Freilich, der Prinz von Homburg Heinrich von Kleist's war dieser historische Homburg nicht! Dieser gehört, wir bedauern es, dem Mythos an! Damals bereits zweiundvierzig Jahre alt, war der wirkliche Prinz wenig für Liebesepisoden geeignet; er lebte mit seiner „Engelsdecken" Gemalin in glücklichster Ehe und trug sein silbernes Bein — er soll 1658, als man ihm vor Kopenhagen das lebendige abschoß, selber die letzte Sehne zerschnitten haben, welche dieses noch festhielt — zwar mit viel Ehren, aber doch ohne Disposition für deratige Leidenschaften getragen haben.

Auch selbst die Geschichte von seiner straffälligen Tollkühnheit bei Fehrbellin — wir nehmen das an dieser Stelle gleich vorweg — muß, den neuesten Ermittelungen nach, in's Gebiet der Sage verwiesen werden, wie wohl selbst der vortreffliche Varnhagen berichtet, der Kurfürst habe nach der Schlacht Homburg erklärt:

„Seine vorschnelle Attaque müsse ihm vor jedem Kriegsgericht ein Todesverdict eintragen; es solle aber ferne von ihm sein, einen tapfern Prinzen zu strafen, welcher so feldmäßig und entscheidend gekämpft habe!" Notorisch hat Prinz Homburg streng nach der ihm auf Erfordern schriftlich ertheilten Ordre operirt und gegen deren Wortlaut in keiner Weise gefrevelt.

Im grauen Nebel des 18. Juni hatte der kampflustige Prinz Mühe, an den Feind zu kommen; Liedtke hatte die Spur des Wildes auf der „braffen Jagt" verloren, so daß Homburg sich in „fröhlicher Gangart" mit seinen 1500 Eisenhüten auf die Suche machte; schwedische Harnische, Reiterhelme, zerbrochenes Gefährt leiteten ihn auf die Schwedenfährte über Tietzen auf Linum zu; jenseits der Flatower Haide stießen sie endlich auf den Feind.

Undurchdringliche Luche verengen hier den Uebergang auf etwa 1000 Schritt Breite; ein Landwehr mit Graben schützte zudem noch den Paß, jenseits welchem sich das wellige, mit Fichten besetzte Gelände wohl Dreiviertelmeile ausbreitete; die in Nordostrichtung auf Fehrbellin führende Straße berührt Linum, Hackenberg und Tarnow, welche Ortschaften den anstoßenden Waldparcellen ihre Specialnamen geben.

Die Schweden standen unter dem jungen Wrangel; der die Luft erfüllende Dunst machte es unmöglich, ihre Stärke auch nur annähernd zu ermessen; Prinz Homburg war es auch darum gar nicht zu thun, er trug nur zwei Sorgen in der Brust: die erste, daß er Contreordre bekam, und

die zweite, daß der Schwede ihm entwischen könne. Um des letzten Punktes sicher zu sein, fing er — ohne großes Besinnen — „ein hartes Treffen mit seinen Vortruppen“ an, damit die Schweden ja so lange aushalten möchten, bis der Kurfürst mit der ganzen Reiterei heran sei; diesen aber hatte er sofort um ungesäumte Unterstützung angegangen. Als sein Ordonnanzofficier dem Kurfürsten bei Bönicke Bericht erstattete, gerieth der hohe Herr allerdings sehr in Harnisch über diesen „leichtfertigen“ Kampf, aber nicht des Prinzen Uebereilung, sondern allein die Erwägung verschuldete die kurfürstliche Erregtheit, daß er möglicherweise zu spät zur Stelle gelangen werde.

Eine „kürzeste“ Besprechung zwischen Friedrich Wilhelm und dem Feldmarschall, „welcher ihm, wie kein Anderer an die Hand zu gehen verstand“, fand hier statt; keineswegs aber wurde, wie oft gefabelt ist, ein Kriegsrath gehalten. Derfflinger rieth, sich des Cremmener Dammes zu versichern, alle Brücken und Uebergänge zu verlegen und die Landleute zu armiren, sich selbst aber vor Fehrbellin zu legen, dann müßte sich der Schwede mit seinen ganzen Hoppeichen in vierundzwanzig Stunden auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Kurfürst aber verwarf diese Ansicht: „So nahe am Feind“, erklärte er, „müsse dieser fallen oder Federn lassen!“ — „Monseigneur“, sprach darauf Georg aus dem Dorfe bedächtig, „ich rieth als General, was das Schlaueste ist, wenn Ew. Durchlaucht aber andere Concilia fassen, so werden wir auch größere Wagnisse siegreich bestehen!“

So geschah's. Mit kurzen Marschintervallen, um die Artillerie bei sich zu halten, ging es vorwärts, ohne alle Infanterie. Alle diese Actionen — die Berichterstatter jener Tage sind darüber einig — bezeugen des Kurfürsten Meisterschaft als Feldherr! Hier aber, wie überall, war Georg Derfflinger seine Personification, sein zweites Ich selbst!

Prinz Homburg hatte indessen, hart bedrängt, einen zweiten Officier geschickt, schnellen Succurs erbittend; in heller Pace ging sofort ein Dragonergeschwader vor. Oberst Promnitz hatte sich der Landwehr versichert, um, wie er sich ausdrückte, „die Falle zu schließen!“

Woldemar Wrangel vermied es, des Kurfürsten gesammte Streitmacht gegenüber zu haben und zog sich nun deswegen auf Linum zurück; das überaus günstige Terrain gestattete ihm dort, sich in zwei Treffen und in Reserveformation aufzustellen; sein linker Flügel lehnte an's Luch, der rechte an die Decktower Fichten; Prinz Homburg, so numerisch schwach er auch war, ließ dennoch nicht ab, sich an seine Fersen zu haften.

Die Aufstellung der Schweden laborirte an ihrem rechten Flügel; Homburg würdigte das sofort und sandte diesem ein Detachement in den Rücken; sowie dieses eingriff, nahm Wrangel eine andere Aufstellung, bei welcher er, unter Aufgabe der Reservebildung, seine linke Flanke an Hackenberg und die rechte an die Tarnower Fichten verlegte; seine Artillerie hatte auf einer Sandwelle eine Dominante gefuuden, von wo herab sie große Verluste veranlaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Procop, der Erfinder.

Geschichten aus der Pariser Belagerung.

Von **Paul d'Abrest.**

(Fortsetzung.)

Das Dejeuner war an dem Tage ziemlich heiter. Man sprach von den Gefechten, die alle Nächte um die Vallationslinie stattfanden, wie der beständige Kanonendonner darauf rathen ließ, man commentirte die neuesten Proclame des Stadthauses, und als man ungefähr wie zufällig gegen Aufhebung der Tafel das Gespräch auf die Erfinder gebracht hatte und Procopus in Hitze gerathen war, zog nach einigen Neckereien der Secretär der Prüfungscommission sein Register hervor und verkündete mit feierlicher Amtsmiene die frohe Botschaft, daß das von Herrn Procopus dem Examineur überwiesene Sprengpulver tüchtig befunden wurde und daß nur noch die Modalitäten der öffentlichen Experimentation festzustellen wären. Wohl durfte man auf eine freudetrunkene Erregung des Erfinders gefaßt sein, aber das Gaudium, welches er äußerte, ging über allen Begriff. Keine Sprünge waren ihm zu waghalsig, keine Demonstration zu kindisch, um die Freude darüber zu äußern, daß er endlich am Ziel seiner Wünsche stehe. Er erhob sich von seinem Sitze, ergriff ein Glas, um offenbar einen Trinkspruch auszubringen, aber die Stimme versagte ihm und der Inhalt des Gefäßes, reiner feuriger Burgunder, rieselte auf das Tischtuch. Er umarmte den Präses, der zu seiner Rechten saß, als wollte er ihn erwürgen, zog den Actuar bei der Hand derart über den Tisch hinüber, daß dessen Rockärmel in eine Platte mit Compot unterging und das Register mit einer Cognacflasche in Berührung kam. „Meine Herren, liebe Freunde", stammelte er und konnte nicht weiter. Thränen, wirkliche, ungekünstelte Thränen rannten über die Wangen des alten Knaben, der sich schon als Vaterlandsretter und großen Erfinder für alle Zeiten belohnt, mit Segnungen überhäuft — und reich, steinreich sah! „Nun", flüsterte die Hausfrau ihrem Gatten zu, „habe ich nicht Recht gehabt, ihm diese Freude als Ueberraschung zu bereiten?"

„Hm", meinte Herr Duteton, indem er, eine Tasse Kaffee hinunterschlürfend, den vom Erfinder angerichteten Schaden betrachtete, „hm, ich stelle mir nicht vor, was da Gutes erwachsen kann."

Die Augen der Hausfrau fielen auf Videnaut, der, neben einer Burgunderflasche sitzend, sich eifrigst mit derselben zu beschäftigen schien.

„'S ist ein sonderbarer Gedanke, aber man kann dadurch etwas erfahren — und Neugierde ist keine Schande; Bruder", sagte sie, „ich möchte Dich nach etwas fragen."

Nicht ohne einige Mühe ging der Erfinder durch den Saal und gelangte bis zu seiner Schwester.

„Ach", sagte diese, „ich kenne Jemanden, der sich über das Ereigniß, welches Dich so sehr freut, ebenso glücklich fühlen wird, wenn nicht mehr."

„Das bist Du, liebe Schwester."

„Ja gewiß, aber noch jemand Anderes."

„Wer das?"

„Eine Dame."

„Welche?"

„Frau Reinhold und ihre Kinder."

Procupus' Gesicht veränderte sich auf der Stelle. Er erblaßte, jede

Spur von dem Frohsinn, der sich noch vor Minuten so lärmend äußerte, war verschwunden. Er stierte finster seine Schwester an und warf wie scheue Blicke auf die übrige Tafelrunde.

„Was ist Ihnen, lieber Herr Procopus", frug Oberlieutenant Videnaut, der dem kleinen Spiel gefolgt war.

Statt zu antworten raffte der Erfinder sich auf und fast mit einem Satze war er aus dem Saale. Madame Duteton hatte nicht geglaubt, daß ihre neckische und neugierige Indiscretion solche Folgen haben werde.

„Herr Duteton", rief sie, „Herr Videnaut, gehen Sie ihm nach, er rast, ein Unglück ist so rasch geschehen."

Videnaut traf Anstalten die Verfolgung einzuleiten, als er aber unten vor der Hausthür stand, war der „Erfinder" verschwunden. Die Verblüffung des Präsidenten der Prüfungscommission und seines würdigen Actuars aber spottet jeder Beschreibung.

Ist's nicht die phantastische Gestalt Procop's, des Erfinders, die, von den zwei Gänserichbeinen getragen, dort ungefähr auf der Höhe des Straßburger Bahnhofes umbiegt, durch den gewöhnlich so belebten und nunmehr verödeten Hof, der sich vor der Fronte des Gebäudes ausstreckt, dahinschreitet, ebenso hastigen Schrittes von der St. Laurentiuskirche vorbei die Straße des Faubourg St. Martin hinaufstürmt bis an die Quais des schmalen, künstlichen Canals, der wie in drei Bogen über die beiden Landtheile der Pariser Seine ausgespannt ist? Nichts traurigeres als die durch bewegliche Brücken, die sich je nach dem Bedürfniß der Schifffahrt ab- und zusperren, verbundenen Ufer. Die Häuser, fast lauter kleine, niedrige, dorfartige Gebäude, tragen die Merkmale der Dürftigkeit und Noth, die primitive Einrichtung und Ausstattung der rußigen Läden deutet ebenfalls auf einen geringen Vermögensstand der Inhaber und Kunden hin. Es ist ausschließlich ein Arbeiterquartier von der geringern Sorte und wenn man diese mit Armuth, Pein und Noth geschwängerte Luft einathmet, wird Einem unheimlich. Sind am Tage die Ufer des Canals traurig, so lastet Nachts auf denselben der Fluch vergangener Zeiten, wo nichts häufiger vorkam als Raubanfälle und Morde. Die schmutzigen Fluthen unter den eisernen Brücken hatten sich über manch' blutiges Geheimniß geschlossen.

Etwa fünf Minuten lang folgte Procopus dem rechten Quai, er hatte ein langsameres Tempo angeschlagen und musterte mit Aufmerksamkeit die Nummern der Behausungen. Endlich blieb er vor einem zweistöckigen unansehnlichen Gebäude stehen, befestigte die Brille auf seiner Nase, fixirte mit Schärfe die Hausnummer, und drei bis vier in Lumpen gehüllte Kinder, die auf der Hausflur spielten, unsanft bei Seite schiebend, trat er über die Schwelle. In der Portierloge saß auf einem Lehnstuhl eine alte Megäre ohne Zähne, fast ohne Haare, aber mit giftigem Blick. Sie strickte und antwortete mürrisch, als Procopus sich nach „Madame Therese" erkundigte.

„Im zweiten Stock rechts — beginnt man der auch schon nachzulaufen?" setzte die Alte in unwirthlichem Ton hinzu.

Aber Procopus hatte nichts weiter gehört, in zwei Secunden hatte er die zwanzig Dielen übersprungen und kam vor die angedeutete Thür. Er klopfte leise, dann stärker. „Sind Sie da, Madame?" frug er sanft, aber doch laut genug, um drinnen gehört zu werden.

Der Schlüssel kreischte im Schloß und ein junges Weib von etwa zweiundzwanzig Jahren öffnete die Thür.

Die Bewohnerin des Zimmers war keine „Schönheit", aber ihre Züge, für den Moment abgespannt und ziemlich matt, machten einen durch deren Regelmäßigkeit bewirkten angenehmen Eindruck. Sie hatte alle Merkmale des feinern süddeutschen Typus, was so viel sagen will, daß ihre Physiognomie Milde und einen gewissen Grad stummer, resignirter Melancholie ausdrückte. Ein reicher, blonder Haarwuchs, im Moment, wo sie die Thür öffnete, aufgelöst, deckte die Hälfte ihres Rückens.

Wenn man sich die nämliche Gestalt, welche im einfachsten Negligé eines Indienneschlafrocks und vernachlässigt vor Procopus stand, voller Gesundheit, mit gerötheten Wangen, frisirtem Haar, als Dame gekleidet in einem Garten kokett mit einiger Schwärmerei sitzend vorstellte, so konnte man begreifen, daß jene kleine Colonie in Belleville, von welcher der Administrationsofficier erzählte, so sehr entzückt war und daß es nur an dieser Odaliske gelegen hätte, ihr Tuch wegzuwerfen, um ein halbes Dutzend Sultane um dasselbe streiten zu sehen.

Wir gebrauchen hier selbstverständlich nur eine Figur, denn Therese Reinhold hatte durchaus nicht das Aussehen einer Odaliske, weder nach türkischen, noch nach französischen, oder richtiger Pariser Begriffen. Ihre ganze Physiognomie war eher bürgerlich und haushälterisch. Die Stube, in welche Procopus sich einführen ließ, war ziemlich geräumig und erhielt ihr Licht durch zwei sich von oben nach unten schließenden sogenannte Guillotinefenster. Durch dieselben schweifte der Blick nach dem gegenseitigen Ufer des Canals und wurde durch die den Horizont abschließenden Buttes Chaumont aufgehalten.

Das Mobiliar der Stube war einfach, aber von auffallender Sauberkeit, die Politur der Acajouschreine, des Bettes, neben dem ein kleines Kinderbettchen, fast eine Wiege, aufgestellt war, glänzte wie Spiegelscheiben und die paar Gläser und Teller, die auf einer Etagère der Reihe nach postirt waren, schimmerten wie Krystall. Bemerkenswerthes war an der ganzen Garnitur des Zimmers nichts, mit Ausnahme eines in Goldrahmen eingefaßten Miniaturbildes, welches über ein Nähtischchen in der rechten Ecke des Zimmers aufgehängt war. Dieses Bild, eines Meisters im Porträtfach würdig, stellte die Büste eines fünfunddreißigjährigen Mannes vor, der eine kräftige Figur mit beinahe derben Zügen, aus welchen man die Gutmüthigkeit des Starken, der seine Stärke nicht mißbrauchen will, herauslas. Zu beiden Seiten des Bildes hing je ein Medaillon, in dem ein aus Haaren geflochtener Kranz sich um einen Ehering schlang. Ein Crucifix mit einem kleinen Weihbecken, welches über dem Bild angebracht war, gab diesem Winkel etwas vom Aussehen einer kleinen Hauskapelle, und als wäre sie wirklich in einem geweihten Hause, blickte die junge Frau mit wirklicher Andacht gegen das Bildniß empor. Unsäglicher Schmerz malte sich auf ihren Zügen und ihre ganze Person zeigte von großer Melancholie, was übrigens der Frau gar nicht schlecht stand.

Ein neunjähriger blonder Knabe saß in einem Stuhl und las aus einem Buch. Er blickte gegen die Mutter auf und als er sie so traurig dastehen sah, schlug er das Buch zu, stürzte auf die Frau und küßte sie mit wirklicher Wuth ab.

„Mutter, Mutter, darfst nicht weinen, nicht traurig werden, sonst weine ich auch."

Die Mutter versuchte zu lächeln, sie legte den Zeigefinger auf den Mund und deutete auf ein anderes, wohl kaum zweijähriges Knäbchen, welches in einer Art von Wiegenbett schlief.

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Es war Procopus. Als ihm Frau Thereſe öffnete, ſchreckte ſie bei ſeinem Anblick zurück. Wir wiſſen, daß Procopus ſehr beſtürzt aus dem Faubourg St. Denis weggeeilt war.

„Warum blicken Sie heute ſo verſtört drein?“ frug Thereſe. „Iſt Ihnen etwas Unglückliches begegnet, reden Sie doch! Mir dürfen Sie ſich anvertrauen.“

„Ja, Onkel Cop!“ lispelte der ältere Knabe, „erzähle der Mama, was Dir weh thut, Mama iſt gut, ſie kann immer helfen.“

„Hören Sie, meine gute Madame Thereſe, mir iſt nichts Böſes begegnet . . . im Gegentheil, bald wird die Stunde ſchlagen, wo ich wenigſtens den einen Theil meiner ſchweren Schuld werde abtragen können. Jenen Theil, den menſchliche Kräfte wieder gut zu machen im Stande ſind und der meinem Gewiſſen den Grund bieten ſoll, die Entſchuldigung, weshalb ich mich der Sühne entzogen habe . . .“

„Aber reden Sie doch nicht immer von dem Allen“, entgegnete Thereſe, indem ſie mit Mühe ihre Thränen unterdrückte.

„Verweilen wir nicht bei trüben Erinnerungen, es iſt grauſam von mir, daß ich ſie anrege“, ſagte Procopus. „Dieſer Krieg, der verheert und zerſtört, kann noch ſo Manchem zum Glück führen und ich kann ein lebendes Beiſpiel davon abgeben. Ja, zerſtört nur und tödtet darauf los, aber die Mittel, um Eure Gelüſte zu befriedigen, müßt Ihr mit Geld aus dem Sack erſtehen und Jener, der ſie Euch liefert, iſt ſicher, ein reicher Mann zu werden. Nun, wohlan, Madame Thereſe“, und hier leuchteten die Augen des Erfinders wie feurige Kugeln . . . „ich habe es erfunden . . . ich mache aus dem Salpeter Gold, Gold, viel Gold für die Kinder des armen Reinhold, damit ſie reich ſeien und geachtet, da nur Jener Achtung verdient, der den Beutel bis zum Berſten voll hat . . .“

„Herr Procopus, ereifern Sie ſich doch nicht, wir haben ja ſo genug.“

Procopus warf einen bedeutſamen Blick auf die armſelige Ausſtattung. „Alſo dazu mußte es kommen! Hört, Madame Thereſe, Ihr ſeid genügſam, aber ich bin es nicht, je mehr Entbehrungen jetzt, je größer die Entſchädigung.

Aber nun zur Sache. Wie armſelig das Logis auch iſt, es hatte bis jetzt eine große Eigenſchaft, es gewährte auch Sicherheit.“

„Und jetzt?“ frug mit Spannung die junge Frau.

„Jetzt giebt es hier keine mehr, denn Ihr ſeid entdeckt, verrathen.“

Frau Thereſe unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

„Wieder ſolche Schrullen, Herr Procopus, was haben wir denn zu fürchten? Ich und die kleinen Würmer thun doch Niemandem etwas zu Leid, zeigen uns nirgends, wer ſoll uns etwas anhaben?“

Procopus wurde ſichtlich ungeduldig. „Thereſe“, warnte er, „ich mag kein directes Unglück auf meinem Gewiſſen ſitzen haben, vergeſſen Sie, daß Sie eine Deutſche ſind?“

„Wer weiß etwas davon, ich ſpreche franzöſiſch ohne Accent, man kennt mich nur bei meinem Vornamen und was kümmern wir uns um Politik.“

„Das ſind lauter Trugbilder weiblicher Phantaſie“, warf der Erfinder ein, indem ſeine Exaltation gewaltig wuchs, „Sie ſtürzen ſich in's Unglück, mich, ſich ſelber und die Kinder da — die Kinder.“

Die letzteren Worte wiederholte Procopus, indem er mit nervöſer Haſt durch das Zimmer ſchritt. Der kleine Bube, der in der Wiege ſchlief, ſchlug nun die Augen auf, richtete ſich auf dem Kiſſen empor und ſtreckte

die beiden nackten Arme gegen Procopus aus. Dieser schien aber die Pantomime des Kleinen nicht bemerkt zu haben, denn er schritt immer mit gleichem Tact durch die Stube. Der Junge begann zu weinen.

„Onkel Cop", lamentirte der ältere Knabe, „Bruder Juli weint, weil Du ihm nicht bon jour sagst, das ist nicht schön ... ich werde auch weinen." Procopus hielt inne — er näherte sich der Wiege, küßte den kleinen Juli, der zufrieden lächelnd die Hand Onkel Cop's zwischen seine Patschchen nahm und dieselbe liebkosend streichelte.

„Entschuldigen Sie meine Aufregung, Therese, aber, der Gedanke, daß Ihnen ein Unglück widerfahren könnte, daß diese Kinder Gefahr laufen, bringt mich außer Fassung. Man weiß, daß Sie hier sind und binnen wenigen Stunden kann der Aufenthalt entdeckt sein."

„Was führt Sie zu Ihrer Annahme?"

„Meine Schwester raunte mir vor einer halben Stunde Ihren Namen in's Ohr, und dies laut genug, um daß es die ganze Tischgesellschaft hörte. Ihr Mann — der Dummkopf, der Präsident der Prüfungscommission, nun für diesen hat es nichts zu sagen, Herr Videnaut."

Frau Therese schreckte sichtlich zusammen. „Wie, Herr Videnaut? Sie irren sich nicht — Sie kennen diesen Menschen?"

„Mein bester Freund —"

„Das ist nicht wahr, Procopus, das ist nicht möglich, daß Sie, ein Ehrenmann, mit Diesem verkehren; ich wiederhole es, das kann nicht sein."

„Liebe Therese, erlauben Sie mir, daß ich Sie jetzt der Gespensterseherei anklage, wie Sie es soeben mir gegenüber thaten. Herr Videnaut ist nicht nur mein Freund, er ist auch mein Gönner, mein Protector bei den Herren vom Stadthause, und wenn endlich meinem Genius die Anerkennung nicht länger versagt würde, wenn ich endlich das Ziel vor mir erblicke, dem ich so lange nachgestrebt, so habe ich's ihm und ihm allein zu verdanken."

Therese lächelte krampfhaft. „Nun wohlan, ich flehe zu Gott, daß Ihre Ansichten über diesen Herrn nicht allzubald und nicht in allzu grausamer Weise zerstört werden, aber ich glaube, Sie haben Recht, wir müssen uns nach einer andern Stätte umsehen, fort von hier, fort, wenn Videnaut weiß, wo ich bin."

„Nun, so eilt es wieder nicht", meinte Procopus. „Ich werde ein Zimmer in einem andern Quartier suchen; bis ich es gefunden, bleiben Sie ruhig und gehen Sie nicht aus dem Hause. Seltsam, als ich eintrat, galt ich Ihnen für einen Schwarzseher, und jetzt bin ich es, der Ihnen Courage einflößt. — Ob im Krieg, ob im Frieden, die Weiber sind noch immer seltsam."

Procopus küßte beide Kinder und ging von dannen. Kaum war er fort, machte sich die junge Frau hastig daran, einige Schmucksachen in eine Handtasche zu packen. Sie löste ebenfalls von der Wand das Porträt und die beiden Medaillons, wickelte diese Reliquien sorgfältig ein und machte sich daran, den kleinen vorjährigen Knaben, der in seinem Bette ganz munter geworden, anzukleiden. „Helfe mir, Eduard", sagte sie zu dem ältern Knaben, „helfe mir den Bruder anziehen. Wir müssen fort."

„Wohin, Mama?"

Frau Therese hielt inne. „Wohin, ich weiß wirklich nicht, doch tummelt Euch."

Der kleine Juli war bald angekleidet, Frau Therese rief die Portiersfrau hinauf und bat sie, die Kinder gut zu bewachen. Sie selbst würde in zwei Stunden wieder zurückkommen.

Das Dorf Drancy, eine behäbige Ortschaft mit einigen eleganten Villen gespickt, liegt vor der Porte d'Aubervilliers abseits von dem vielgenannten und durch eine Reihe von Kämpfen später blutgetränkten Lebourget. Die Häusergruppen des Dorfes erheben sich inmitten einer breiten bebauten Ebene. Ein dicker Waldbusch an dem rechten Ende störte allein diese harmonische Fläche, es war der Schloßpark, einem reichen Fabrikanten gehörend, dessen Manufactur in Saint Denis lag und der hier den Sommer zuzubringen pflegte. Im Augenblick, wo diese Geschichte spielt, war Drancy von den Belagerungstruppen nicht förmlich besetzt, man fand keine Nothwendigkeit, die Mannschaften unnützerweise den Zuckerhüten des Forts von Aubervillier und der „halben Krone" auszusetzen, die unbarmherzig in die niedlichen Häuser einschlugen und schon manchen Schaden angerichtet hatten. Gab es im — übrigens gänzlich unbewohnten — Dorfe keinen festen Posten, so wurden zwei Mal des Tags und wenigstens ein Mal in der Nacht vom Brigadecommando in Pierrefitte oben auf der Anhöhe starke Patrouillen entsendet, um nachzuspüren, ob Alles „in der Ordnung" sei. Diese Patrouillen, etwa 25—30 Mann stark, waren von einem Lieutenant geführt, der direct dem Brigadecommandeur von etwaigen Vorfällen Meldung erstattete. Dieser höhere Officier, General von W., saß am nämlichen Abend, etwa vier Stunden, nachdem Therese als Gefangene abgeführt worden, in dem Trauungssaale der Mairie, welches durch die Bedürfnisse des Moments als Rapportzimmer diente. Vor dem Brigadier, der, den Säbel abgeschnallt, in dem grünledernen Fauteuil, das sonst für die ländlichen Bräutigame bestimmt war, dahingestreckt, ein Schreiben, dessen amtliche Eigenschaft durch das Format enthüllt wurde, las, stand ein stämmiger Feldgensdarm, die Stiefel mit Koth bespritzt, die Montur mit Staub bedeckt, wahrscheinlich der Bote, der das Schreiben überbracht hatte.

„'S ist gut", sagte General von W. zum Gensdarm gewendet, „man wird Sie in ein Nachtquartier führen, morgen Punkt Sechs lassen Sie sich melden, vielleicht giebt's eine Antwort."

Der Gensdarm salutirte militärisch und wollte sich von einem Unterofficier geführt hinausbegeben.

„Wann sind Sie von Versailles fort?" frug der General, als der Mann bei der Thür war.

„Punkt Fünf", antwortete immer salutirend der Bote.

„Also, wenn Sie morgen um sechs Uhr aufsitzen, können Sie", auf die Uhr blickend, „vor zwölf Uhr zurück sein."

„Zu Befehl."

„Und giebt's keine Gefahr auf dem Wege?"

„Keine, der Umweg ist bedeutend, aber vor den Kugeln ist man sicher."

„Aber die Franctireurs?" Ein geringschätzendes Lächeln flog über die Lippen des Mannes. Er hätte beinahe die Achseln gezuckt. Aber sofort gewann seine Physiognomie und seine Haltung den strammen militärischen, eisernen Ausdruck. „Keine Franctireurs am ganzen Wege."

„'S ist gut", wiederholte der General von W. und entließ mit einer Handbewegung den Boten. Er warf noch einen Blick auf das Papier und faltete es sorgfältig zusammen.

„Herr Hauptmann", wendete er sich zu einem Officier, der an einem kleinen Holztisch sitzend, in eine wie es schien recht anregende Lectüre vertieft war, „wer befehligt heute die Nachtpatrouille nach Pierrefitte?"

„Lieutenant Reinhold von der sechsten Compagnie des vierundzwanzigsten Regiments", antwortete der Officier, nachdem er in einem Handbuch, daß er aus seiner Brusttasche zog, nachgeblättert hatte.

„Kann man dem Menschen etwas anvertrauen, das Haare auf den Zähnen erfordert?"

„Ich glaube, ja, mein General. Reinhold, der schon lange nicht in Deutschland gewesen, kehrte bei dem ersten Ruchbarwerden des Krieges aus Amerika zurück. Schon bei Wörth that er sich durch die Betheiligung an der Wegnahme einer Turcosfahne hervor und wurde zum Unterofficier befördert. Bei Sedan war er der Einzige, der von seinem Zuge übrig geblieben — und hole sich sein Porte-épée.

„Sie kennen ihn wohl persönlich?"

„Vor Jahren, als ich Freunde in Rastatt besuchte, pflegten wir Jagdpartien zu organisiren, und da gab es einen Reinhold, der war Oberförster. So oft er uns begegnete, lud er uns in sein reizendes Landhaus, das er sich beinahe unten im Walde erbaut hatte, auf einen Schluck Wein ein. Er hatte eine sehr hübsche Frau und auch ein Kind. Zur selben Zeit trafen wir auch einen Franzosen, mit dem er sehr befreundet war. Als wir vor drei Jahren im Walde jagten, erfuhr ich durch meine Kameraden, daß der arme Oberförster eines Tages in seinem Blute gebadet aufgefunden worden. Man wußte nicht, ob das Unglück einem Zufall oder einem Verbrechen zugeschrieben werden sollte. Die Nachforschungen blieben fruchtlos. Bald darauf war die Familie verschwunden."

„Und Lieutenant Reinhold?"

„Ist der leibliche Bruder des Försters, aber er kennt den Unglücksfall nicht. Ich habe es für überflüssig gehalten, darüber zu sprechen."

„Der Mann muß Courage haben, denn die Operation ist wichtig und gefahrvoll. Wir ziehen morgen ab, um die Stellung beim Avron, die ernst bedroht scheint, zu verstärken. Damit jedoch die französischen Vorposten von der Bewegung nichts merken und von dem Augenblicke profitiren, wo die Stellung hier entblößt wird, müssen die ersten Häuser von Drancy fest besetzt werden. Aber vor Allem der Blockhaushof rechts von der Landstraße."

„Das bombenfeste Haus, wo wir die Intendanz untergebracht haben?"

„Just, der Lieutenant soll dem Personal Befehl zum sofortigen Aufbruch ertheilen. Die Bücher und Schriften sollen noch vor Nacht hierher. Dann muß der Lieutenant sich mit seiner Mannschaft im Hause einschließen, und es komme da was wolle, sein Ehrenwort abgeben, den Posten um keinen Preis zu verlassen. Uebrigens holen Sie mir den Lieutenant, ich will ihm selbst das Nöthige einschärfen."

Der Hauptmann rief eine im Vorzimmer harrende Ordonnanz herein und befahl diesem, den Lieutenant Reinhold zu holen. Binnen zehn Minuten war der Befehl auch pünktlich ausgeführt. Lieutenant Reinhold, ein blonder, kräftig aussehender Mann, dessen Züge mit jenen des jüngeren Sohnes Theresens eine auffällige Aehnlichkeit hatte, wurde hereingeführt. Der General wiederholte ihm mit allen näheren Erläuterungen die Instructionen, die er ihm einzuschärfen hatte, und nachdem der junge Officier feierlich sein Wort gegeben hatte, eher zu sterben als zu weichen, verließ er das Zimmer seines Chefs. (Schluß folgt.)

Das literarische Parlament.

Der Präsident eröffnet die Sitzung unter großer Theilnahme sämmtlicher Salonfreunde, die nicht andere Artikel vorziehen.

Bevor zur Tagesordnung geschritten wird, interpellirt der Abgeordnete Freimund die literarische Regierung, warum sie nicht zum Leichenbegängniß des Schriftstellerpaares Reinsberg-Düringsfeld mehr Vertreter gesandt und insbesondere die Stuttgarter literarischen Abgeordneten zur Begräbnißtheilnahme in corpore aufgefordert habe. Der Abgeordnete verliest zur Begründung seiner Interpellation folgenden wahrheitsgetreuen Bericht der Elberfelder Zeitung vom 29. October:

„Das Begräbniß des Schriftstellerpaares Otto v. Reinsberg und Ida v. Düringsfeld hat heute Vormittag 11 Uhr auf dem Stuttgarter Prag-Friedhofe stattgefunden, aber in einer Weise, die die Wenigen, welche da erschienen waren, auf das schmerzlichste berührte. Nur der Ethnograph und Culturhistoriker Friedrich v. Hellwald, die Schriftstellerin Emma Bely und der Novellist Ludwig Salomon waren zu der Feierlichkeit erschienen; von den vielen übrigen Schriftstellern, die noch in Stuttgart leben, hatte es kein einziger der Mühe für werth gehalten, den Verstorbenen die letzte Ehre anzuthun; auch der literarische Verein Bergwerk hatte in keiner Weise den tragischen Fall berücksichtigt. Es ist dieses Betragen um so verletzender, als Ida v. Düringsfeld den meisten hiesigen Schriftstellern persönlich bekannt war, da sie Stuttgart auf ihren Reisen wiederholt berührte und den bedeutendern Männern ihre Besuche machte. Die Särge der beiden Verstorbenen blieben ohne jeden Schmuck. Nach einer kurzen, aber immerhin tactvollen Leichenrede schloß sich das Grab über einem Schriftstellerpaar, das Deutschland so manche schöne Gabe reichte und das man kläglicher als Armenhausbewohner bestattete."

Meine Herren! Eine solche Tactlosigkeit, ein solcher Mangel an esprit de corps von Seite der Stuttgarter literarischen Welt ist des Schriftstellerstandes nicht würdig. Absichtlich dürfte diese Lässigkeit in Erweisung der letzten Ehre wohl kaum sein. Oder sollte sich der Stuttgarter Schriftstellerstand etwa in sittlicher Entrüstung über das Cyankali auf den Standpunkt zelotischer Priester stellen? Ich kann es nicht glauben. Es ist nichts anderes, meine ich, gewesen, als der Mangel an Corporationsgefühl, der nun einmal des deutschen Schriftstellers berechtigte Eigenthümlichkeit ist und der den Gründer unserer Einheit, den Leiter unseres Staates — leider muß ich sagen mit Recht — so verächtlich von uns Leuten vom „verfehlten Beruf" denken und sprechen läßt. Und wo war, wo ist die literarische Regierung? Was thun die großen Namen unserer Presse, die Redactionen der großen Zeitschriften, um das traurige Schicksal des unglücklichen Ehepaares in's helle schreiende Licht zu setzen? (Hört, hört.) Wir verdienen unsere deutsche Schriftstellermisère (Rufe von der sehr kleinen Fraction der Hausbesitzer Pfui!) mit Recht, wenn wir uns in der Pietät gegen unsere Verstorbenen von jeder Handwerkszunft beschämen lassen.

Der literarische Regierungscommissar. Meine Herren! Die leitenden großen Namen der Literatur hätten viel zu thun, wenn sie sich mit jedem Verstorbenen Schriftsteller befassen wollten. Sie haben Wichtigeres zu thun.

Sie lassen sich adeln, den Hofraths- und den Geheimen Hofrathstitel ertheilen, Orden an die Brust heften und um den Hals hängen —

Abgeordneter für das literarische Hinterpommern (entrüstet). Meine Herren, das Alles, was der Herr Regierungscommissar soeben erwähnte, kommt Gott sei Dank bei uns in Preußen nicht vor!

Der literarische Regierungscommissar. Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Ich wollte bemerken, daß das trübselige Begräbniß des Ehepaares Reinsberg-Düringsfeld durchaus keinen Anlaß zu Beschwerden bietet. Es giebt Gottlob noch eine Menge anderer deutscher Schriftsteller, die sich begraben lassen können und die die Bürger unseres literarischen Staates gern zur Ruhe geleiten würden. Sodann aber leugne ich, abgesehen von der durchaus nicht correcten Todesart —

Präsident. Das gehört nicht in die Debatte.

Regierungscommissar. Ich wollte sagen, der normale schillerstiftungsmäßig witwenpensionshafte Tod eines deutschen Dichters sei der zu verhungern. Allein das wichtigste Argument gegen den Herrn Freimund scheint mir in der literarischen Unbedeutendheit des genannten Paares zu liegen. Hat dasselbe jemals in der Presse von sich durch pikante Anecdoten reden gemacht? Hat es in seinen Werken das übliche Dutzend Auflagen in einem Jahre — Gott und der Drucker weiß wie es gemacht wird — gehabt? Hat es sich um die Gunst eines Fürsten beworben, obgleich es doch hoffähig, ja sogar hofrathsfähig war? Hat es Kritiken — diesen würzigen Pfeffer unseres literarischen Zeitgeistes, der uns besser mundet als das Fleisch, ich meine die Production, selbst — in eines unserer großen Reclamejournale geschrieben? Meine Herren! Ich sollte meinen, zwei Namen unseres literarischen Staates, die weder problematisch noch pessimistisch, noch rücksichtslos, ungezogen und wahrscheinlich auch nur selten nüchtern gewesen sind, verdienten nicht die Theilnahme des modernen Federheldenstaates. (Bravo von Seiten mehrerer Berliner Abgeordneten.)

Abgeordneter Freimund. Jede gewissenhafte Literaturgeschichte wird den Herrn Vorredner eines Besseren belehren. War Otto von Reinsberg auch mehr ein compilatorisches, referirendes Talent, eine geistreiche Touristennatur und ein, wie die „Illustrirte Zeitung" bezeugen kann, sorglicher, liebevoller Forscher der Mythe, Sitte und des Sprichworts des Volkes, so war Ida von Düringsfeld eine echte Dichterin, in Lyrik und dem modernen Epos, dem Roman, gleich ausgezeichnet, außerdem eine Kennerin moderner Sprachen, wie sie in ihrem Geschlecht zu den Seltenheiten gehört. Wer von uns hätte, wenn auch nicht gelesen, so doch gehört von den Romanen „Schloß Goczyn", „Graf Chala", „Eine Pension am Genfersee", „Esther" u. a., in denen allen der Pulsschlag unserer Zeit, ein feinfühliges Charakterisirungs-, ein plastisches Gestaltungstalent lebt? Welche zartsinnige Frau hätte nicht das echt populäre Gedicht:

„Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst von Liebe sprach,
Und der süße Traum geendet
Und der Hoffnung Anker brach,
Alle Blüthen sich entfärben,
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergessen oder sterben,
Wenn er nicht vergessen kann —";

welches Weib hätte dies Gedicht nicht unvergeßlich in ihre Seele geschrieben?

Still und unweigerlich hat das Ehepaar einen zweiunddreißigjährigen Krieg gegen des Lebens Noth geführt.

„Ich habe viel geduldet und ertragen,
Was Mancher nicht ertrug;
Mein Stolz erhob mich über das Verzagen,
Wenn mich des Schicksals ehrne Ruthe schlug",

heißt es in Ida von Düringfeld's „Erster Thräne". Wie bitter mag ihr die letzte geworden sein in jener düstern Todesnacht zu Canstatt?

„Mein Dasein ist vollendet und die Scene
Des Lebens ist nun leer;
Leb' wohl! Ich weinte Dir die letzte Thräne —
Jetzt hat die Erde keine Qualen mehr",

heißt der nun erfüllte Schlußvers jenes Gedichtes. Wohl lassen sich auf die tiefen Seelenqualen, die jenes hochbegabte Paar ein Menschenalter erduldet haben mag, die Worte anwenden, welche Ida von Düringsfeld an Georges Sand, die ihr wenige Monate vorangegangen, richtet:

„Doch Jene, die Dich richten und verdammen,
Was wissen sie von Dir und Deinem Geiste?
Schlug in ihr Herz, das öde, das verwaiste,
Ein Funke je von Deines Herzens Flammen?

Und hat ihr Herz aus Wunden je geblutet,
Wie tückisch sie verhüllte Feinde schlagen?
Und ist ihr Herz in todesdunklen Tagen
Von namenlosen Thränen überfluthet?"

Haben Sie, meine Herren, Verständniß für solche todesdunkle Tage voll namenloser Thränen, die wohl ein Jeder von uns erlebt hat, der weiß, was Schmerz heißt! Und wenn das Gefühl für eine so glückliche Ehe unter so unglücklichen Lebensverhältnissen noch nicht in Ihnen erstorben ist, so ehren Sie diesen Beweis eines tiefen Herzensfonds an den Geschiedenen. Sie Alle wissen, welch' dunkler Punkt die Eheverhältnisse des Schriftstellerstandes sind, wie Ehescheidungen und unglückliche Ehen mit und ohne Eclat kaum von der Ehestatistik des Schauspielerstandes übertroffen werden. Ich meinestheils habe Respect vor solch' treuem Zusammenhalten und gemeinsamem Schaffen und Leben, vor der Thatsache, daß der überlebende Mann den Tod der Gattin auch nicht einen Tag überleben wollte. Und selbst wenn wir hier vor einem dunklern Geheimniß stehen, das Factum glücklichen Ehelebens bleibt trotz alledem bestehen. Wir können an den Verstorbenen nichts mehr gut machen von Dem, was die Welt schlecht gemacht hat. Ich will nicht erörtern, ob nicht ein fürstlicher Mäcen, ob nicht die Schillerstiftung —

Der Vertreter der Schillerstiftung. Die Schillerstiftung ist bereits mit Gesuchen überhäuft. Zudem hat die von uns jetzt projectirte neue Schillerlotterie zum Besten armer Dichter und ihrer hülflosen Hinterlassenen wenig Chancen, da Preußen erklärt hat, es werde die Lotterie seinerseits nicht gestatten. (Hört, hört!) Auch ist unseres Wissens von dem Ehepaar Reinsberg-Düringsfeld an unsere Stiftung kein Gesuch um eine Unterstützung gerichtet worden.

Abgeordneter Freimund. Nein, gebettelt haben sie nicht und ich will der Schillerstiftung weiter keinen Vorwurf machen. Aber daß in dem Staat

der Dichter und Denker im fünften Jahre des deutschen Heiligs noch ein verdienstvolles Schriftstellerpaar verhungern kann und daß in der zweiten Stadt des deutschen Buchhandels und Schriftstellerthums, in Stuttgart sich zu der letzten Ehre für die Unglücklichen nur zwei Schriftsteller und eine Schriftstellerin einfinden, das, meine Herren, das — wollte ich constatirt heabn.

Präsident. Wünscht noch ein Herr Redner zur Interpellation Freimund das Wort?

Abgeordneter Justus. Ich fürchte, meine Herren, der Abendschoppen wird uns nicht gut schmecken, wenn wir nicht die Unterlassungssünde der Stuttgarter sühnen. Ich sehe von dem Vorschlag einer Mißbilligungsadresse ab und möchte nur das hohe Haus bitten: in Anbetracht des Verdienstes des Ehepaares Reinsberg-Düringsfeld um unsern Staat, in Anbetracht ferner, daß sie, obwohl einer bevorzugten Lebensclasse angehörig, immer eine freie menschliche Anschauung offenbart und das Recht der Persönlichkeit unbeirrt verfochten haben; in Anbetracht endlich, daß sie trotz aller materiellen Bedrängniß dem Schriftstellerstand immer Ehre gemacht haben, zu erklären, daß es sich das literarische Parlament zur Ehre macht, den Verstorbenen, wenn auch nicht mehr die letzte, so doch die allerletzte Ehre zu erweisen.

Präsident. Erheben Sie sich mit mir, meine Herren, zum ehrenden Gedächtniß der Geschiedenen. (Die Versammlung erhebt sich.) Und möge Jeder von uns in seinem Kreise und soviel an ihm ist dahin wirken, daß unser literarisches Reich immer ärmer an dergleichen Opfern der deutschen Schriftstellermisère werden möge. Der politische Staat hilft uns nicht, so wollen wir uns selbst helfen, dazu helfe der Gott der Dichter!

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann."

Veränderung.

Du bist nicht wie sonst die schöne Gestalt,
Du bist jetzt so leidend, so blaß;
Die Lippe, beredt' einst, ist schweigend, kalt!
Bedeutet dies Reue? Ist's Haß?

Das ist's: Du schriebst einst mit brennender Schrift
Die Liebe in's Herz mir zum Spiel — —
Du hast Dich verletzt! denn Du schriebst ja mit Gift —
Ein Tropfen auf's Herze Dir fiel! — —

Hermann Weise.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

In der vorweihnachtlichen Zeit gedeihen hier ganz besonders die Bazare zu wohlthätigen Zwecken; in mancher Woche werden zwei oder drei angezeigt.

Die vornehme Damenwelt kennt fast keine andere Beschäftigung als hinzugehen und entweder zu kaufen oder zu verkaufen; ein mercantilisches Talent sondergleichen entwickelt sich bei solchen Gelegenheiten unter den Damen, jeder Ladendiener könnte bei ihnen in die Schule gehen.

Der ergiebigste Bazar fand in dem Rathhause statt und wurde zum Besten eines Heimathauses für alte Lehrerinnen veranstaltet. Die Käufer kamen stromweise herbei, freilich nicht alle um des guten Zweckes willen, sondern Viele auch, um Augenweide und Neugierde zu befriedigen. Der Anblick der Festräume des Rathhauses ist aber auch wirklich ein Genuß, besonders mit voller Beleuchtung und bei Musik, wie diesmal beliebt worden war.

Architektur und Musik sind ja Schwesterkünste; der harmonische Eindruck einer schönen Säulenordnung wurde ja oft mit „versteinerter Musik" verglichen! Gaslicht oder Mondenschein erhöhen stets die Wirkung eines architektonischen Meisterwerkes, der lebhafte Schönheitssinn der Berliner sollte aber nicht blos durch die Kunst angeregt werden, sondern noch viel mehr durch Natur. Die reizendsten Damen hatten sich hinter den Verkaufstischen aufgestellt und forderten der Herrenwelt mit holder Dringlichkeit la bourse et — le coeur ab.

Wie unwiderstehlich diese liebenswürdigen Wegelagerinnen waren, bewies der Umstand, daß sie den Männern so gefährlich schienen, um sie in die Flucht zu jagen. Der gewünschte Herrenbesuch blieb an manchen Tagen ganz aus. Man wagte sich einzeln gar nicht auf den kostbaren Boden, nur in geschlossenen Reihen kamen die Söhne des Mars, und Mercur sendete nur seine älteren Zöglinge, die wohlgefüllte Börsen zu ihrer Disposition hatten. Der theuerste Platz war das Buffet, wo der Champagner floß, aber jeder Tropfen wenigstens eine Mark kostete. Ein gutes Glas Bier war freilich für denselben Preis zu haben. Der erhabene Raum glich denn auch alsbald einer Bierkneipe und die vornehmen Schenkinnen mochten sich wohl nicht sehr behaglich in ihrem Amte fühlen. Die Witze des Kladderadatsch, welche darüber erschienen, versüßten es ihnen auch nicht.

An den Concertabenden dieses merkwürdigen, vielbesprochenen Bazars hatten die Damen sehr große Toilette gemacht und alle ihre Reize entfaltet.

Einige schöne Gesichter mit dunklen Augenbrauen waren noch durch Puderfrisuren wirkungsvoller gemacht und einige schöne Gestalten traten in den Uebertreibungen der neuesten Mode ganz besonders plastisch hervor. Unser bekannter Historiograph der Toilette, L. P., ein wahres Schneidergenie, hatte in der Vossischen Zeitung Berichte darüber drucken lassen, die allgemeinen Anstoß erregten, aber der allerliebste Zorn der Damen verhüllte nur halb ihre geschmeichelte Eitelkeit. Die Palme der Schönheit gebührte

übrigens der Frau Gräfin v. d. Goltz (Luise Erhart), die im rosenfarbenen Schleppkleid und Panzer, mit dichten, weißen Spitzen besetzt, in der röthlichen Ohrenmuschel große Thautropfen von Brillanten, das Vorurtheil glänzend widerlegte, welches behauptet, Primadonnen seien nur auf der Bühne schön. Die reizende Frau verkaufte ihr eigenes Bild wohl in tausend Exemplaren; der Begehr danach war so stark, daß noch am späten Abend alle Photographen ihren Vorrath hergeben mußten. An manchen Abenden fand ein lebensgefährlicher Zudrang statt, aber, wie gesagt, vorherrschend aus Damen bestehend.

Der nächste Bazar wird abermals zum Besten alter Lehrerinnen im Prinzessinnenpalais eröffnet, fast gleichzeitig wird unter dem Vorsitz der Freifrau von Ohlen-Adlerskron ein Verkauf für die Invaliden stattfinden und bei der Fürstin Radziwil ein solcher für katholische Waisenhäuser. Alle anderen Bazars aufzuzählen, würde diesmal der Raum nicht gestatten, vielleicht erlauben Sie, im Interesse der guten Sache, es das nächste Mal.

Die Kunstausstellung auf der Museumsinsel hat verlängert werden müssen, weil der Besuch sich noch immer gesteigert hat. Als Lieblingsbild des Publicums ist noch ein reizendes Jagdstück von Freyberg zu nennen, welches hauptsächlich auch wegen des Gegenstandes gefallen muß; es stellt einen Ausritt der jungen Prinzessinnen in Begleitung ihres jagdlustigen Großvaters, des Prinzen Karl von Preußen, dar und athmet wahrhaft erfrischende Lebenswahrheit.

Ein allerliebstes Genrebild von Knut Eckwall, „Der Herr Professor", ist ebenfalls ein Zugstück geworden. Der Lichteffect, den die Doppelbeleuchtung einer Studirlampe und einer flackernden Kerze hervorbringt, ist eines van Schalken, des Feuermalers, würdig.

Die reizende Frau Professorin, deren rosenrothes Händchen einen durchsichtigen Lichtschirm bildet, soll die eigene Gattin des Künstlers darstellen. Als Porträt derselben wird auch ein anderes Genrebild bezeichnet: „Eine junge, kochende Hausfrau". Unseren emancipationssüchtigen Damen sei es eine heilsame Lehre, daß sie beim Kochen noch so reizend aussehen können. Irrthümlicherweise ist im vorigen Bericht über die Kunstausstellung Paul Meyerheim nicht als Verfasser des großen Familienbildes der Frau Pringsheim genannt worden, was hiermit wieder gut gemacht werden soll. Zugleich sei es als ungerecht bezeichnet, daß die Kritik behauptet, Hund und Pferd wären die Hauptpersonen auf dem Bilde. Seine Meisterschaft als Porträtmaler hat Meyerheim auch noch besonders bewiesen durch ein Bild seiner schönen Frau. Es ist nur zu bedauern, daß er nicht seinen eigenen herrlichen Künstlerkopf zugleich ausgestellt hat. Da es der Meyerheims so viele giebt, würde man ganz besonders gern den berühmtesten von Angesicht gesehen haben.

Die Ruinen von Balbeck von Körner und die Entführung der Bianca Capello von Güterbock üben ebenfalls eine große Anziehungskraft auf das kunstverständige Publicum aus. Unter den Porträtbüsten erregt eine von Afinger, den bekannten katholischen Abgeordneten v. Mallinkrodt darstellend, viel Theilnahme; es ist ein vollendetes Märtyrergesicht. Als Gegenstück kann man die Büste des Grafen Johannes Renard von Römer betrachten, der als vollkommener Lebemann dargestellt ist. Im Allgemeinen haben jedoch die vielen herrlichen Marmor- und Gipsmodelle nicht die verdiente Bewunderung gefunden. Um die Schönheit von Sculpturen zu begreifen, muß sich das Auge zum Verständniß heranbilden; das Studium der Antike

ist dazu nothwendig; wie selten wird es aber ernsthaft betrieben! Die Classicität widerstrebt nun einmal leider der Alltagswelt.

Ganz dasselbe zeigt sich beim Theater; Stücke mit einem classischen Beigeschmack werden stets kalt aufgenommen. Dagegen hat Lindau's Uebertragung von Dumas fils effectvollem durchaus nicht klassischem Stück „L'Etrangere" Sensation gemacht und das Residenztheater wird wieder wie zu den Zeiten der „Fernande" der Sammelplatz der beau monde.

Das schöne, einen höhern Ton anschlagende und im Gegensatz zu Dumas-Lindau germanische Innerlichkeit verrathende Schauspiel „Deutsche Treue" von Felix Dahn schien indessen vielleicht wegen jenen Vorzügen doch zu zünden bei der ersten Aufführung. Es hat aber den Fehler, daß es vom Verfasser Trauerspiel genannt und fast gewaltsam dazu gemacht wird. Wir nannten es absichtlich Schauspiel, hoffentlich entschließt sich der Verfasser auch dazu. Seine Idee der Versöhnung von Nord- und Süddeutschland ist so sympathisch, daß man ihr die größte Verbreitung wünschen muß.

Dahn hat mit seinem Stück ja auch einen unerwartet großen Erfolg in München gehabt und in Berlin erkennt man es an, daß er jetzt der fruchtbarste Dramatiker ist. Seine Gemalin soll seine Muse sein und da sie den dichterisch-berühmten Namen einer Freiin von Droste-Hülshoff trägt, mußte sie wohl begeisternd auf ihn einwirken. Er hat übrigens in Königsberg, wo er ungemein gefeiert wird, einen günstigern Boden, als Berlin ihm darbieten würde; für Literatur ist hier keine gute Luft. Es giebt für sie nirgends eine Pflegestätte; die echten Salons à la Rahel, so nothwendig für den geistigen Verkehr, werden immer seltener. Ein interessirtes Mäcenat, wie es in früherer Zeit Graf Georg Blankensee und sein Neffe, Baron Warburg, selbst ein Dichter und bekannter Mitarbeiter des Salon, es ausübten, gehört zum Gedeihen eines literarischen Salons.

Es geht das angenehme Gerücht in höheren Gesellschaftskreisen, daß demnächst ein junges Ehepaar sich hier ansiedeln und einen belebenden Einfluß ausüben wird. Nämlich Prinz Reuß und Gemalin; letztere kann als weimarische Prinzessin allerdings einen Wiederschein des goldenen Zeitalters der Dichterwelt hier leuchten lassen. Thatsache ist vorläufig nur, daß Prinz Reuß das Haus des Grafen Stolberg-Wernigerode auf der Wilhelmsstraße gemiethet hat und es fürstlich einrichten läßt. Möchten die Hoffnungen nicht getäuscht werden, die sich an die Errichtung dieses jungen Hofhaltes knüpfen.

Die tragischen Todesfälle, welche sich neuerdings in der Schriftstellerwelt ereigneten, haben auch in Berliner Kreisen viel Theilnahme erregt, da die Betreffenden hier längere Zeit gelebt hatten. Das Ehepaar Reinsberg-Düringsfeld war vor Kurzem noch soeben hier und schwankte, ob es Berlin oder Stuttgart zum Winteraufenthalt wählen sollte; es scheint, daß an beiden Orten Enttäuschungen und Entmuthigungen stattgefunden haben, die den unglücklichen Witwer in den Tod trieben.

Für ihre letzte Novelle „Fräulein Baronesse", welche im „Bazar" abgedruckt wurde, erhielt die Baronin von Reinsberg nur ein kleines Honorar, welches sich noch verminderte, weil die Arbeit vielfach mißfiel und gewaltsam abgekürzt werden mußte. Es ist jedoch ein ganz reizendes Genrebild aus der vornehmen Welt und wird in der Buchausgabe gewiß viel Beifall finden (Wedekind und Schwieger verlegen dieselbe). Das Honorar dafür ist jetzt herrenloses Gut, denn Reinsbergs haben keine Erben; ihr einziger Sohn ist nach Amerika gegangen und verschollen. Eigentlich hieß Ida von

Düringsfeld von Freitag; ihr Vater lebte in Oldenburg und verheirathete sich mit einer Freiin von Düring, deren Namen er annehmen wollte, als ihm daran gelegen war, den seinigen abzulegen.

Die Familie von Düring widersetzte sich jedoch diesem Vorsatz, konnte es aber nicht hindern, daß er sich noch eine Silbe zulegte und sich Düringsfeld nannte. Er ging nach Schlesien und kaufte sich dort ein kleines Gut, wo Ida geboren und frühzeitig als Schriftstellerin berühmt wurde. Als flotter Husarenlieutenant kam Baron Reinsberg öfter zum Besuch und verliebte sich in die viel ältere, unschöne, aber liebenswürdige Dame, das Gütchen wurde verkauft und das Ehepaar ging auf Reisen; in dem Nomadenleben mißlang die Erziehung des Sohnes; er wurde ein Verschwender, ging auf die Bühne, wo er sich Düringsfeld nannte, um den Namen des Vaters zu schonen und verschwand schließlich in Amerika. In Stuttgart hoffte das nunmehr hochbejahrte Ehepaar durch seine nähere Bekanntschaft mit Cotta auf eine Verbesserung seiner Lage, aber leider vergebens, wie es scheint. Obwohl in letzter Zeit von Nahrungssorgen verfolgt, haben Reinsbergs doch einen ergiebigen literarischen Nachlaß und die Frage: wer wird ihn ordnen? könnte zu interessanten Folgerungen führen.

Ein ähnliches Schicksal ereilte die Schriftstellerin, welche unter dem Namen Arthur Stahl schrieb; sie starb kürzlich in einem Irrenhaus zu Mailand. Ihr trefflicher, hochpoetischer Roman „Isola bella" ist erst nach ihrem Tode erschienen und hat bereits in wenigen Wochen die zweite Auflage erlebt. Der eigentliche Name hieß Valeska Müller, verwitwete Räthin Voigtel, wieder vermälte Bolzani. Dem Gerücht nach war die Dame auch einst mit Sacher-Masoch verlobt.

Sein Einfluß ist in ihrer Schreibart unverkennbar; seit dem Verkehr mit ihm erhielt ihre Feder eine so intensive Gluth, daß sie an Georges Sand und Frau von Staël erinnern konnte; ihren Namen hatte sie nach dem Beispiel der ersteren zur Hälfte von einem andern Namen entlehnt, aber nicht wie diese von einem Liebhaber, sondern von ihrer geliebten Mutter, die eine geborene Stahlknecht aus Minden war, einer Stadt, die sich stets eifrig mit Literatur beschäftigte und in der auch Elise Polko das Vorbild der jungen Schriftstellerin gewesen ist. Zu wiederholten Malen kam Letztere nach Berlin, aber es gelang ihr nicht, dort festen Fuß zu fassen. Die deutsche Sehnsucht nach Italien trieb sie fort in's Weite und in das Verderben!

Berlin ist indessen nicht immer ein undankbarer Boden; wer einmal Wurzel darin gefaßt hat, bringt es auch oft zu glücklichem Gedeihen. Auerbach, Spielhagen, Lindau ꝛc. entfalteten sich hier im reichsten Blätterschmuck, ebenso die kritischen und satirischen Talente Dohm, Frenzel, Julian Schmidt, Adolf Glaser, Schweichel ꝛc. Das Zusammenwirken der Intelligenzen tritt aber auch unter diesen Sommitäten nicht als Resultat hervor, nur eine einzige Vereinigung macht sich seit einiger Zeit geltend: der Verein für fremde Sprachen, an welchem die meisten Schriftsteller theilnehmen. Es werden allwöchentlich Vorlesungen dort gehalten und gemeinsam getafelt; jedoch fehlt der Schmuck der Geselligkeit, die Frauen sind ausgeschlossen. Sie sollten sich rächen und selbst eine akademische Zusammenkunft veranstalten, wo improvisirt und musicirt würde; aber so emancipationslustig sie auch sind, sie können doch nichts ohne die Männer, höchstens einen Damenkaffee geben. Daß solche kleinstädtische Freuden häufig in Berlin vorkommen, erscheint unglaublich, ist aber dennoch wahr und begreiflich, wenn man bedenkt,

wie kostspielig hier jede Art von größerer Geselligkeit ist. Der Luxus in den reichen Häusern wird in den ärmeren nachgeahmt; so unvernünftig das auch ist, es liegt doch ein tiefer Sinn darin, die gute Gesellschaft soll eines Standes sein, eine gewisse Gleichheit der Verhältnisse wird stets vorausgesetzt und die vornehme Armuth hat gewiß oft schwere Stunden, um sich den Schein von Wohlhabenheit zu geben. Zerrüttetes Vermögen und gewagte Speculationen gehen meistens Hand in Hand, daher entstehen die geheimen Ursachen zu tragischen Polizeiberichten, wie Berlin sie so oft aufzuweisen hat. Die problematischen Existenzen nehmen in der vornehmen Welt in erschreckender Weise zu; ein Daudet fände hier ebenso reichhaltigen Romanstoff wie in Paris.

Die Hochfluth der Gesellschaften ist freilich noch nicht eingetreten, aber es giebt schon Einladungen genug und sogar ein Hofball fand statt. Der Kronprinz ließ diesmal seinen Geburtstag officiell feiern, was er sonst meistens vermeidet. Der Ballordnung war die dankenswerthe Neuerung beigefügt, daß um acht Uhr die Gäste befohlen wurden und der Tanz um elf Uhr aufhörte, wo dann ein sogenanntes „fliegendes" Souper eingenommen wurde und um Mitternacht Jedermann zu Bett gehen konnte. Diese Wohlthat empfindet man nur, wenn man erfahren hat, wie abspannend eine durchtanzte Nacht auf großstädtische Nerven einwirkt.

Die Gratulationsbesuche lehnte das erhabene Geburtstagskind jedoch wie gewöhnlich ab; es genügt, daß man im Palais seinen Namen in das ausgelegte Buch zeichnet.

Die buntgemischte Zahl der Gratulanten beweist am besten, wie populär der Kronprinz ist, man sieht oft neben den glänzenden Generalsuniformen sehr unscheinbare, ärmliche Gestalten auftauchen.

Der hohe Herr liest die Einzeichnungen stets aufmerksam durch und geruht zuweilen noch eine oder die andere Einladung zu befehlen, wenn er bekannte Namen findet, die vergessen waren. Die Urbanität gegen seine Gäste übt er überhaupt in liebenswürdigster Weise aus. Doch sind die kleinen Theecirkel noch viel mehr geeignet, wie die Bälle, um den Zauber seiner Persönlichkeit zu empfinden. Er liebt es, eine ganz zwanglose Unterhaltung zu führen, seine humoristischen und geistreichen Einfälle wirken wie belebende Funken, alle Steifheit der Etikette muß aufhören, wenn er spricht. Zu solchen kleinen Cirkeln befohlen zu werden, ist eine große Auszeichnung und ein wirkliches Glück.

Die Hofgesellschaften beginnen früher als sonst, weil mehrere junge Prinzen hergekommen sind: Prinz Wilhelm von Württemberg, der schon vor zwei Jahren hier als belebendes Element galt, und der Erbgroßherzog von Oldenburg, dessen jugendliches Ungestüm hier mit Shakespeare'schen Mitteln vielleicht gezähmt werden dürfte. Zwei polnische Magnaten, Graf Bogdan Zapski und Graf Bninski, werden der hiesigen jeunesse dorée auch noch ...r Goldglanz verleihen. Im Thiergarten-Skating-Rink hält die junge ...nehme Welt alle Tage um drei Uhr equibrilistische Uebungen auf dem ...llschuh, der dem Fuße Flügel verleiht und mehr Lust darzubieten scheint ... der Tanz. Es ist auch für Zuschauer ein lockendes Vergnügen, weil ...n in einer halben Stunde die ganze vornehme Gesellschaft kennen lernen ...n.

H. v. N.

Wien.

„Die Woche fängt gut an", sagte jener Delinquent mit einem humoristischen Seufzer, der am Montag zum Galgen geführt wurde; „die Woche fängt gut an." Mit einer kleinen Variation in der Lesart können wir, aber ohne jeglichen Humor, sondern mit dem ernstesten Accent der Welt ausrufen: „Der Winter fängt schön an!" Kaum ist Wien ein wenig warm geworden in seinen Quartieren, kaum hat sich's die Stadt ein bischen wohnlich gemacht, und kaum hat sie sich über das Programm der nächsten Monate geeinigt, da kommt plötzlich ein junger Mann, verübt die entsetzlichste Schandthat, die sich eine entartete Phantasie, eine gänzlich verlassene Menschenseele ersinnen kann und bringt die Gedanken des Publicums, die pflicht- und programmgemäß mit dem Spätherbste eine gewisse heitere Richtung eingeschlagen haben, auf andere Bahnen. Aber nicht blos der verruchte Enrico Francesconi ist's, der mit dem Morde des wehrlosen Geldbriefträgers und dessen Beraubung die Gemüther der Umgebung mit Furcht und Abscheu erfüllte, die ganze Atmosphäre, die Einem aus den Localrubriken der Tagesblätter entgegenweht, hat einen widerlichen, einen abstoßenden Charakter. „Der Mord am Graben — versuchter Betrug in der X-Bank — Post-Defraudation in Th. — zum meuchlerischen Ueberfall in der Z-straße — der Doppelselbstmord im Bade — so ungefähr las sich an einem der jüngsten Sonntage die Reihenfolge der Tagesnotizen, und wenn diese Blumenlese eine zweckmäßige und practische Seite hatte, so war es die, daß sie gerade am Sonntage geboten wurde, wo das Volk, in den Vorstädten wenigstens, vollauf Zeit hat, sich an den Großthaten des verthierten und unglücklichen Abschaums zu begeistern — oder vor ihnen zurückzuschrecken. — Glücklicherweise dringt durch solche düstere Nebel immer ein schmaler Strahl des Lichtes und dieser schmale Strahl wird von tausend Augen und von tausend Herzen begierig aufgefangen. Ein gewisser Theil des Volkes, schlaflose Junggesellen und nachtschwärmende Jünglinge und Mädchen aus der Heimat und Fremde fragten sich in Wien nämlich schon lange: Was sollen wir mit unseren Abenden anfangen?" Und bei dieser Frage sahen sie immer auf Berlin, das ja bei all' seiner Mäßigung und Nüchternheit sein wohl-, ja stark ausgebildetes Nachtleben habe. Die Frage an das Schicksal nun: Was fangen wir mit den Lebenden an? scheint sich im praktischstem Sinne beantworten zu wollen, denn es kommt in Wien allmälig ein Institut in Aufschwung, das uns zur vollen Glückseligkeit bis anhero noch gefehlt und von welchem wir aus versprengten und einzelnen schüchternen Versuchen nur einen höchst mangelhaften Begriff hatten: das Wesen des Tingel-Tangel in der pikantern und prickelndern Bedeutung des Wortes, das bekanntlich aus Hamburg nach der deutschen Hauptstadt importirt wurde. Das Volkssängerthum, wie es noch in den sechziger Jahren blühte und wie es von den improvisirten Estraden der Bierhäuser herab den Bürger und sein Weib und vielleicht auch seine Tochter mit den Erzeugnissen der localen Volksmuse entzückte, hat ausgelebt, und das Geschlecht der Wiener Teresa, wie es in der Person einer Mannsfeld und einer Ulke so drastische Schule gemacht, hat ausgerungen und auf den Ruinen der untergegangenen Kunst ist das moderne Orpheum (Tingel-Tangel) erstanden, das mit kühner Energie sämmtliche Erscheinungen der unterirdischen Gedankenwelt in die Stunden von zehn Uhr Nachts bis eine oder zwei Stunden nach Mitternacht — je

nach dem Belieben der Polizei — zusammenfaßt und in der Akrobatik, in der Magie und im Reiche der Zote sein Publicum anregt und unterhält.- Das einstige „Elysium", eine Specialität des vormärzlichen Wien, das kein Fremder zu besuchen versäumte, ist geschlossen; an dessen Stelle sind nun eine ganze Reihe neue Elysien getreten; aber es fehlt hierzu die alte Gemüthlichkeit, die alte Sorg-, und sagen wir es nur frei heraus — auch die alte Gedankenlosigkeit. — — Damit will ich nun durchaus nicht behauptet haben, daß jeder Wiener, der sich einen Sperrsitz oder eine Loge oder einen Platz auf dem Olymp nimmt, oder der sich entschließt, seinen Abend in irgend einem der mit Katzengold und Buntpapier ausgeklebten elysäischen Keller zu verbringen, ein Kant oder Schopenhauer sei — solche Uebertreibungen wären selbst für einen „Figaro" zu stark — aber, man gefällt sich in Wien allzusehr im Zweifeln und Bekritteln und es geht Jedermann — diesen Punkt habe ich früher schon einmal betont — zunächst darum in einen öffentlichen dramatischen Saal, um an dem Gesehenen und Gehörten seinen Scharfsinn zu wetzen. Das erscheint fast unglaublich, ist aber wahr. Aus der Stadt der Phäaken ist eine Stadt der Lessings geworden. Es gehen viele solche Lessings in eine Westentasche, aber das Bewußtsein der großen Kritik ist eben auch eine Sache.

Das Hofoperntheater ist in fieberhafter Thätigkeit und die Regie greift nach allen erdenklichen Mitteln, nach allen möglichen und unmöglichen Repertoirekniffen, um die abtrünnig gewordenen Logenabonnenten und Parquethabitués wieder zur alten Fahne zurückzubringen. Nachdem die „Folkunger" in den Orkus hinabgestiegen und ihre Fahne wieder in den Staub des Archivs gestellt, auf daß sie den späteren Geschlechtern zeige, wie man eine Partitur nicht componiren soll, kam Brüll's Singspiel „Das goldene Kreuz", zusammengekoppelt mit einem sehr kurzen Ballet — Coppelia — an die Reihe! Für das Goldene Kreuz hat Berlin in vorvoriger Saison ganz gewaltige Propaganda gemacht und einzelne Nummern daraus sind in die Repertoires der dortigen Militärcapelle übergegangen, immer das sichere Zeichen einer gewissen Popularität. In Wien hat man die zweiactige Oper mit dem verlebten und schon längst abgethanen Libretto von Mosenthal auch sehr freundlich aufgenommen, aber der hiesige Erfolg wurde namentlich in den Tageskritiken mit zahllosen und abdämpfenden „Wenn's, Dadurch's und Aber's" verclausulirt. Einmal greift die Compositionsweise Brüll's thatsächlich in eine Zeit zurück, die bereits überwunden ist — in die Zeit Lortzing's, Kreutzer's und Weigl's, dann aber ist der musikalische Autor ein Wiener Kind und Einheimische haben mit ihren Productionen immer einen schweren Kampf zu bestehen, selbst wenn diese Einheimischen — Propheten wären, was Herr Ignaz Brüll, trotz seines hübschen Talents, denn doch nicht ist. Brüll ist wie Goldmark, der Componist der „Königin von Saba", vom Stamme Juda, und da Mosenthal auch noch immer am Versöhnungstage fastet, so kann man wohl sagen, daß das Geschäft der Operncomposition in verwandten Händen ruht. — — Das Ballet „Coppelia", eine Mischung von der „Schönen Galathee" mit der „Prinzessin von Trapezunt" hat den Vorzug einer reizenden Musik, und Delibes, der Schöpfer dieser geistreichen, von französischem Esprit übersprudelnden Partitur, weiß das Publicum für die Narrheit der getanzten Pantomime zu entschädigen, wie es einst Adam, der Compositeur der „Gisela", verstand. Uebrigens gehören alle diese Nippes nicht in das neue Opernhaus mit seinen riesigen Dimensionen,

wo jedes gesprochene Wort verloren geht und jede leise Geberde grotesk wird; aber wir haben kein anderes Theater für ähnliche Blüthen. Die Komische Oper ist leider nicht im Stande, die Aufgabe zu erfüllen, die sie sich einst gestellt und die man ihr mit Recht zugewiesen — was sie zu leisten vermag, rangirt unter die Provinzvorstellungen dritten und vierten Ranges. — Nach der Walkyre, die nun bestimmt in den ersten Tagen des Februars über die Breter des Opernhauses schreiten wird, kommt die neue (bisher auch einzige) Oper von A. Saëns, dem ersten Organisten der Pariser Madelaine, an die Reihe. Das Werk nennt sich „Samson und Delila", hält sich also, was man bereits vergessen zu haben schien, an das alte Testament. A. Saëns hat sich in der vergangenen Saison mit einigen Kammerpiécen beim feingebildeten Publicum der Residenz einzuschmeicheln und bei der größern und gröbern Menge und durch seinen sehr originellen „Todtentanz" (Danse macabre) populär zu machen gewußt. — Für den Allerseelentag, an welchem, wie am Tage Allerheiligen, ganz Wien auf die Friedhöfe eilt, um die Gräber seiner theuren Todten zu bekränzen und am Abend in die Theater strömt, um bei den Leiden des hustenden „Müller" und der unglücklichen Liebe seines Kindes und der Flöte Konrad's ganze Bäche von Thränen zu vergießen: („Der Müller und sein Kind"), hat sich die Oper die Manzonimesse von Verdi beigelegt. Dieses Requiem hat das Stabat Mater von Rossini gänzlich verdrängt und ist mit seinen süßen, die starre musikalische Dogmatik gänzlich perhorrescirenden Melodien, mit seinem unvergleichlich weichen Agnus dei und seinem farbenprächtigen Tuba mirum ganz dazu geeignet, die Stimmung des gräberbekränzenden Tages in die Nacht hinüberzuleiten. Der alte Raupach hat mit seinem „Müller und sein Kind" ja nicht die Thränen aller Generationen gepachtet. — — — Die Gourmands der Oper schweifen mit ihren Blicken natürlich schon auf jene Monate hinüber, in denen die Italiener herrschen und die Patti ihren künstlerischen und — menschlichen Launen in Absagen und Trillern äußert. Aber an dem Pattihimmel haben sich mit einem Male düstere Wolken gezeigt und durch diese Wolken kann für den Moment nicht einmal das schärfste Auge dringen und nicht der weiseste Mund kann sagen, ob „sie wohl kommen wird?" Ich will nicht allzu positiv sein und nicht mit absoluter Gewißheit hinstellen, was man sich schon seit dem vergangenen Frühjahr in die Ohren raunt, nur andeuten möchte ich, daß sich Adelina Patti mit der Marquisenkrone nicht alles Glück und alle Wonne erkauft hat, die ihr von äußeren Erfolgen trunkenes und blasirtes Herz geträumt. In den seltensten Fällen noch ist die Verbindung des Künstlers von Gottes Gnaden mit einer sieben- oder neunzackigen Krone von ungetrübtem Erfolg gewesen. Von dem Künstler ist Gottes Gnade gewichen und der Glanz der Krone ist erblichen. Adelina Patti ist als Marquise de Caux schon zu sehr Aristokratin, um nicht jeden Eclat zu vermeiden, und so lange es sich thun läßt, geht sie ja den Compromiß ein, der ihr häusliches Verhältniß nach außen hin deckt und schützt, aber, wenn nicht all Anzeichen trügen, hat jenes conservative Europa, das sich noch mehr für di Semiramide begeistert, wie wir für die Walkyre, und für einen Triller ar dem dreigestrichenen B stärkern Enthusiasmus zeigt, wie für ein malerisch Harmoniendickicht Richard Wagner's, eines schönen Morgens eine böse Ueberraschung zu gewärtigen. Man wird plötzlich erfahren, daß es auf Theaterthronen auch wirkliche innere, ernste und heiße Seelenkämpfe zu bestehen giebt.

Das Burgtheater ist nach dem Unfall, den es mit einem Abend von Einactern gehabt und nach den Experimenten, die es unter großer Zustimmung des Publicums mit Kleist gemacht — der „Prinz von Homburg" fand abermals keine beifallklatschende Hände, aber warme, wenn auch stille Beurtheiler — endlich mit einer Hauptnovität, mit Ybsen's „Nordische Heerfahrt" herausgerückt. Wir sind in den letzten Jahren mit dem Norden und seinen Modedramatikern so ziemlich vertraut worden, gab es ja schon seit ziemlich geraumer Zeit kein Theater und keine Saison ohne einen Björnson Björnstjerne — die „Nordische Heerfahrt" aber knüpft denn doch etwas zu weit rückwärts an, um für die Anschauungen unseres Jahrhunderts lebendigere Bedeutung zu erhalten. Uebrigens hat der zweite Act, der es zu einem ganz gewaltigen Culminationspunkt scenischen Lebens bringt, enorm gefallen, und dieser zweite Act allein ist stark genug, um dem Trauerspiel eine Reihe gutbesuchter Vorstellungen zu sichern. — Einen weit glücklichern Zug hat das Stadttheater, respective dessen Kasse mit der „Fremden" (L'Etrangère) von Alexander Dumas gethan. Dem neuesten Stück des geistreichen Franzosen wurde ebensowenig wie in Paris auch in Wien das Zeugniß der Classicität ausgestellt; was aber die neueste Paraphrase des Dumas'schen Corruptionsthema so pikant und glitzernd macht, das ist der Freimuth, mit dem der Verfasser sein scharfes Messer in die offenen Wunden der „Gesellschaft" legt, das ist die unbarmherzige Logik, die Niedertracht und Verlogenheit endlich doch immer an den Pranger stellt. Ein Bourgeois, der so glücklich ist, sich im Laufe der Zeit und im ganz reellen Geschäfte zwanzig Millionen verdient, und zu allem Glück noch eine reizende Tochter besitzt, dieser Bourgeois wird mit einem Male vom Hochmuthsteufel gefangen. Seine Tochter muß in die höchsten Kreise hineinheirathen; anders will und thut er's nicht. Und richtig gelingt es ihm, in der Person eines Spielers, Schuldenmachers, Lügners, kurz eines patentirten Lumpen, der nebenbei auch Herzog ist, seinen Schwiegersohn zu finden. Er hat es also erreicht, die Herzogskrone sitzt dem Töchterlein auf dem Kopfe. Aber der Handel nimmt ein schlechtes Ende und die „Fremde", die von der ganzen sogenannten guten Gesellschaft, in welcher sich die Handlung oder vielmehr, da von eigentlicher Handlung nicht wohl die Rede sein kann, die Conversation bewegt, die Fremde also, die von der guten Gesellschaft verlästert wird, ist unter dem verfaulten Gesindel noch die einzige respectable Person. Wien weis ebensogut wie Paris von den ehrgeizigen Biedermännern zu erzählen, die aus allen Winkeln der Stadt Geld zusammenstahlen, um sich dann irgend einen hohen Orden und einen niedern Adel zu kaufen, und der Ehrgeiz der modernen Aristokratie hatte sein höchstes Ziel erreicht, wenn die Tochter der neugebackenen „Aristokraten"-Familie irgend einem zweifelhaften Grafen an den Hals geworfen werden konnte. Wie dann der ekelhafte Ehrgeiz gekrönt wurde, davon schwieg weder die Geschichte
ch die Stadt . . . Der Dialog, der in der Umgebung der „Fremden" ge-
ochen wird, ist voll des feinsten Esprit und blitzende und blendende Para-
ca wechseln mit tiefen Beobachtungen. Man amüsirt sich; Jeder findet sein
rn Wahrheit, und Mancher packt sich bei der Nase und schleicht, wenn
ch nicht gebessert, so doch gezüchtigt von dannen.

Während — wie bereits angedeutet — wenige Tage des October in
er Art der Erinnerung an Heinrich v. Kleist gewidmet wurden, während
hundertjährige Geburtstagsfeier des Dichters vom Käthchen den ro-

mantischen Graf Wetter von Strahl und den seltsamen zwischen dreister Todesverachtung und beschämendem Kleinmuth hin- und herschwankenden Prinzen von Homburg für je einen Abend auf die Bühne zauberten, fand sich an dem großen Schillertage des November wieder einmal das ganze Wien zusammen, um eine große Stunde zu begehen. Der Gedanke nämlich, der bei der Schiller-Centennialfeier vom Jahre 1859 gefaßt wurde, der Gedanke, Wien müsse auch seine Schillerstatue haben, kam bei dem heurigen, bei dem letztvergangenen 10. November zur schönen, zur idealen Verwirklichung. Eine Arbeit, ein Sinnen und Denken, ein Sammeln und Sparen von siebzehn Jahren erforderte es, bis endlich die Hülle von jenem Gusse, von jener Gestalt fallen konnte, die dem deutschen Volke einen seiner größten modernen, noch mehr, einen seiner liebsten Söhne zeigt. Die Mittel zu dem Denkmal sind von der ganzen Stadt, durch theatralische Vorstellungen, Vorlesungen, freiwillige Spenden ꝛc. ꝛc. zusammengebracht worden. Es gehörte aber die außerordentliche Energie, die unermüdliche Thätigkeit, die umfassende Sachkenntniß und die hervorragende Stellung eines Mannes, wie Dr. Ludwig August Frankl dazu (der andere Präsident des Comité, der im September verstorbene Anastasius Grün, war durch seinen Aufenthalt in Graz nicht in der Lage, der Sache practische Dienste zu leisten, was der Verstorbene stets betonte; er beschränkte sich darauf, den allerdings bedeutungs- und schwungvollen Aufruf zu verfassen), um das ernste Werk zu vollführen. Im Jahre 1868 wurde der Concurs für das Schillerdenkmal ausgeschrieben, an welchem sich Künstler aus Oesterreich und Deutschland betheiligen sollten und die Jury, bestehend aus den Herren Gottfried Semper, Ernst Hähnel, Führich, Bauer und den beiden Präsidenten Anastasius Grün und Dr. L. A. Frankl erkannte, daß die Ausführung nach dem Modell Johannes Schilling's in Dresden zu geschehen habe.— Das Monument gliedert sich dreifach. Auf Granitstufen steht der untere viereckige Sockel, an dessen vier Ecken sich je eine acht Fuß hohe Gestalt befindet, Gestalten, welche die Lebensalter des Menschen darstellen sollen: Die Mutter mit dem Kinde, ein Jüngling, ein Mann, ein Greis. Ueber dem ersten Sockel baut sich ein zweiter auf und dieser zeigt en haut relief wieder vier Figuren, die zu den eben aufgezählten Gestalten in entsprechender Beziehung stehen: Die allgemeine Menschenliebe (Mutter), Genius (Jüngling), Poesie (Mann), Weisheit (Greis). Die Figuren en bas relief am untersten Sockel — Pelikan, Pegasus, Minerva und tragische Maske sind in ihrer Gruppirung und Anordnung abermals zu den bereits aufgezählten plastischen und Reliefgestalten in Beziehung gestellt. Auf dem zweiten Sockel nun erhebt sich die Gestalt des Dichters im Costüm seiner Zeit. Mit dem rechten Fuß etwas vorschreitend, hält er Rolle und Feder vor sich hin und wendet den Blick nach oben. Die Gesammthöhe des Monuments beträgt 33 Fuß, die Gesammtkosten beliefen sich auf circa 100,000 Gulden. Der Platz, wohin es zu stehen kam, ist der Raum vor der neuen, von Hansen erbauten Akademie der bildenden Künste, und dieser Raum wird, da die Commun hier zwei Springbrunnen und hübsche Parkanlagen errichtet, ein würdiger und eleganter Square sein. Zu der feierlichen Enthüllung am 10. November waren eingeladen: Der Hof, die beiden Häuser des Reichsrathes, der Gemeinderath der Stadt Wien, die Hochschulen, der Erzbischof, die Gelehrten- und Künstlervereine, der Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" u. a. Zwei Regimentskapellen

und gegen tausend Sänger führten unter Ritter v. Herbeck's Oberleitung die musikalischen Festnummern aus und am Abend darauf fand ein von den Hörern aller Facultäten veranstalteter Riesencommers statt. Das Stadttheater feierte die Tage vom 10. und 11. November mit den Aufführungen der „Räuber" und der „Karlsschüler" und das Burgtheater veranstaltete eine sogenannte Schillerwoche.

Die verschiedenen Kunstvereine haben bereits verschiedene Bilderausstellungen gebracht, die Philharmonika, die Gesellschaft der Musikfreunde, und große und kleine Virtuosen haben bereits die Musiksäle eingeweiht; an den Künstlerabenden wurde schon declamirt, musicirt, parodirt und getanzt; die „Concordia" hat das Programm ihrer Leseabende, an denen sich heuer Berthold Auerbach, Friedrich Bodenstedt, der Nordpolführer Weyprecht u. A. betheiligen, in die Welt gesandt, Wien befindet sich also im vollen Train des Genießens und es fehlt hierzu nichts weiter als die — Stimmung.

Figaro.

Junggesellenfrühstück.

(Siehe das gleichnamige Bild.)

In heimlich kühles Speisezimmer
Schau'n wir verstohl'nen Blicks hinein:
Der alte Herr! — von jungem Munde
Läßt er credenzen sich den Wein.

Wie fein weiß er das Glas zu halten,
Das sie mit zager Hand ergreift —
Wie schlau versteht er's zu gestalten,
Daß er die vollen Formen streift! —

Fast schüchtern blickt sie auf ihn nieder,
Doch nur zum Schein! — sie lacht versteckt,
Fühlt sie doch seine Hand am Mieder,
Das so viel holden Reiz verdeckt — —

Die kleine anmuthsvolle Scene
Repräsentiret comme elle faut
Die arg verliebte, stark galante
Graziöse Welt des Rococo.

Georg Böttticher.

Kleine Salonplaudereien.

Theatralischer Novitätenrapport. Gefallen haben: Deutsche Treue, von Felix Dahn (Berliner Hoftheater). Die rosa Dominos, von [illegible] und Hennequin (Dresdener Hoftheater). Sulamith, von Keim (Wiener [illegible]). Die Hölle im Hause, von Costa (Theater a. d. Wien). Die neue [illegible] von Grandjean (Wiener komische Oper). Gefallen sind diesmal merkwürdiger Weise keine Novitäten. Der October hat, wie es scheint, sich den Autoren freundlicher erwiesen als der September.

Der Uebertritt Heinrich Heine's vom Judenthum zum Christenthum fand, wie der „Evangelische Anzeiger für Thüringen" aus [illegible] Quelle erfährt, am 28. Juni 1825 in Heiligenstadt statt. In dem Kirchenbuche der evangelischen Martini-Gemeinde steht unter den Taufnachrichten verzeichnet: „Ein Proselyt Harry Heine, welcher in Göttingen die Rechte studirt und bereits das Examen eines Dr. jur. bestanden hat, empfing mit Beibehaltung des Familienstammes [illegible] bei der Taufe die Namen Christian Johann Heinrich. Er ist [illegible] dorf am 13. December 1799, ältester Sohn eines vormals in [illegible] israelitischen Kaufmannes, Samson Heine, der jetzt in Lüneburg [illegible]." (Heine selbst rechnet sich bekanntlich zu den „ersten Männern des neunzehnten Jahrhunderts".) Die Taufe geschah in dem Studirzimmer des damaligen Superintendenten Grimm in der Stille, und stand der Doctor der Theologie und Superintendent Bonitz aus Langensalza Gevatter. Auch wird angeführt, daß die Taufliste des Superintendenten Grimm sich längere Zeit im Pfarr-Archiv aufbewahrt fand und „von den geistlichen und weltlichen Vortheilen" der heiligen Handlung handelte.

Die erste beglaubigte urkundliche Mittheilung über Walther von der Vogelweide ist vor kurzem in Oesterreich entdeckt worden. Der um die Erforschung der äußeren Lebensverhältnisse Walthers verdiente innsbrucker Germanist Zingerle theilt hierüber Näheres mit. Bereits 1874 fand Professor Adam Wolf im Communalarchiv in Cividale (dem alten Forum Julii in der italienischen Provinz Udine) elf ziemlich große Pergamentblätter, auf denen in lateinischer Sprache die Reiseausgaben eines Bischofs aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verzeichnet sind. Von dieser Pergamenthandschrift hat nun der Vorstand des Walther-Comité in Bozen, Dr. v. Kofler, im März dieses Jahres eine genaue Abschrift genommen. Unter den Orten, die der reisende Bischof berührte, [illegible] folgende in Niederösterreich namhaft gemacht: Weitra, Zeiselmauer, Wien, [illegible] Klosterneuburg, Tulln, Mautern, Kuenring, Retz ꝛc. Bei Zeiselmauer steht [illegible] zwar zweimal auf Blatt 9 und Blatt 11 — die Ausgabe verzeichnet „[illegible] cantori de Vogelweide pro pallicio V. sol. longos." Also in Zeiselmauer schenkte der betreffende Bischof den Sänger Walther von der Vogelweide einen Pelzrock im Werthe von fünf Solidi. Professor Zingerle vermuthet, dieser Bischof, dessen Reisen alle von Passau aus- und wieder dahin zurückgingen, sei Wolfger von Ellenbrechskirchen gewesen, der bis Mitte 1204 Bischof von Passau war und am 23. Juni 1204 zum Patriarchen von Aquileja gewählt wurde, welches Amt er noch in demselben Jahre antrat. Daraus würde sich auch erklären, wie seine Aufzeichnungen aus Aquileja in das Archiv des benachbarten Cividale kamen. Die Reise, auf welcher Bischof Wolfger dem doch nichts weniger als clericalen Cantor Walther einen Pelzrock, wahrscheinlich als Zeichen seiner Anerkennung, verehrte, hat nach Professor Zingerle's Meinung auch im Jahre 1204 stattgefunden.

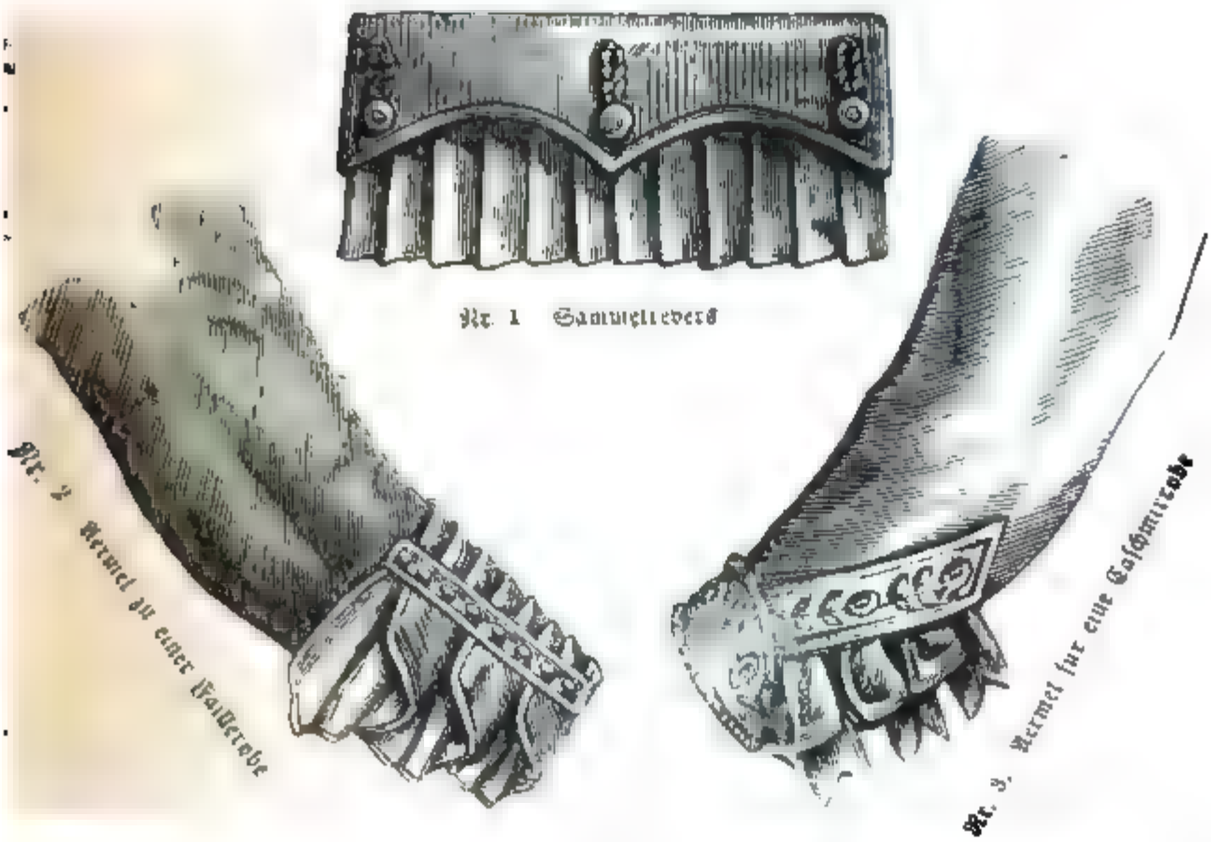
Neueſte Moden.

Nr. 1. Sammetrevers.

Dieſer auf ein Faillepliſſé geſetzte, durch Knopflöcher aus Schnure und entſprechende Knöpfe, wie die Abbildung zeigt, verzierte Revers wird in dieſer Form wohl meiſtens als Taſche Verwendung finden.

Nr. 2. Aermel zu einer Faillerobe.

Der Aufſchlag deſſelben iſt mit einem Faillepliſſé von einem andern Ton garnirt. Wie erſichtlich, endigt dieſes Pliſſé in drei Gruppen, von welchen jede einzelne



Nr. 1 Sammetrevers

Nr. 2 Aermel zu einer Faillerobe

Nr. 3. Aermel für eine Caſchmirrobe

abgeſüttert und trichterförmig erweitert eine auf die andere geſetzt iſt. Pliſſés und Enden ſind durch einen aus den beiden Farbentönen zuſammengeſetzten Schrägſtreifen vereinigt und mit kleinen hübſchen Perlmutter- oder Seidenknöpfen geſchloſſen.

Nr. 3. Aermel für eine Caſchmirrobe.

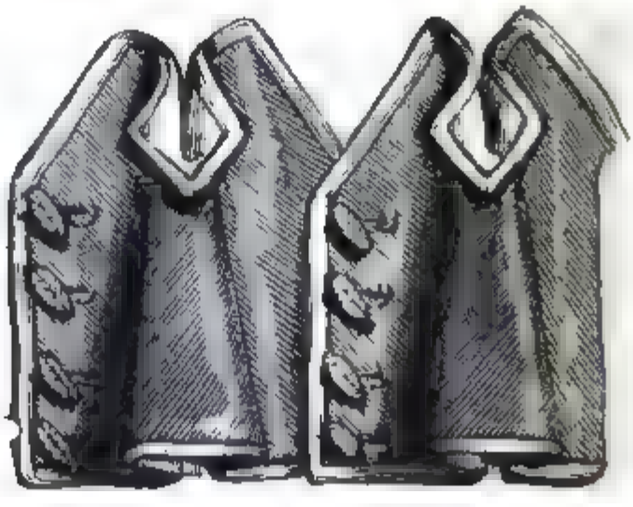
Die Garnirung beſteht in einem hochgeſtickten Streifen, der in ſchräger Richtung über den Aermel geſetzt iſt und von denen zierliche Bandſchleifen ausgehen. Eine ähnlich wie der Streifen geſtickte kleine Manſchette umgiebt den untern Rand.

Nr. 4 und 5. Hausweste. (Vorder- und Rückansicht.)

Bei der Wahl des Stoffes zu diesem zierlichen Hausjäckchen wird man bezüglich der Entscheidung auf Schwierigkeiten nicht stoßen, da füglich jeder nicht gar zu dünne Stoff dazu verwendet werden kann. Die Form des Hausjäckchens ist der einer gewöhnlichen Taille ähnlich, nur daß das Vordertheil ein Gilet darstellt. Der

Nr. 4 Hausweste (Vorderansicht)

Schluß der Weste wird mittels Spangen von Seidengalons und Knöpfen bewirkt. Der oben zurückgeschlagene Kragen ist ebenfalls mit den gleichen Spangen und Knöpfen garnirt. Der Rücken endet in einem Postillonschooß, der in der Mitte offen



Nr. 6. Modell für Rockgarnitur

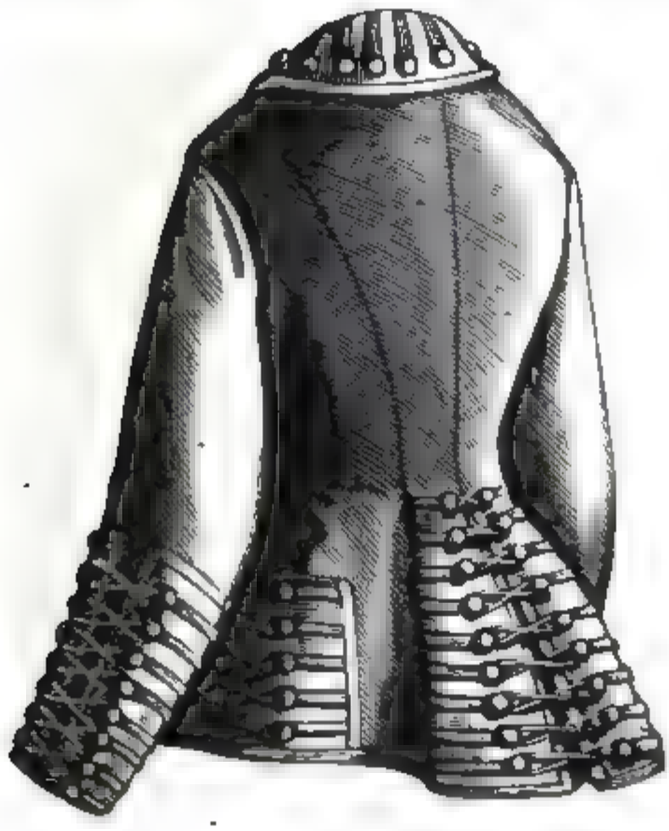
ist; wie die ganze übrige Garnirung ist auch die der viereckigen Tasche, welche a Nr. 5 ersichtlich ist. Der Aufschlag an den Aermeln ist sehr hoch.

Nr. 6 und 7. Neue Modelle für Rockgarnituren.

Nr. 6. Dieser sich für einen Rock oder Robe eignende Volant ist aus sich übereinander legenden Stücken zusammengesetzt, die mittels Knöpfen verbunden werd

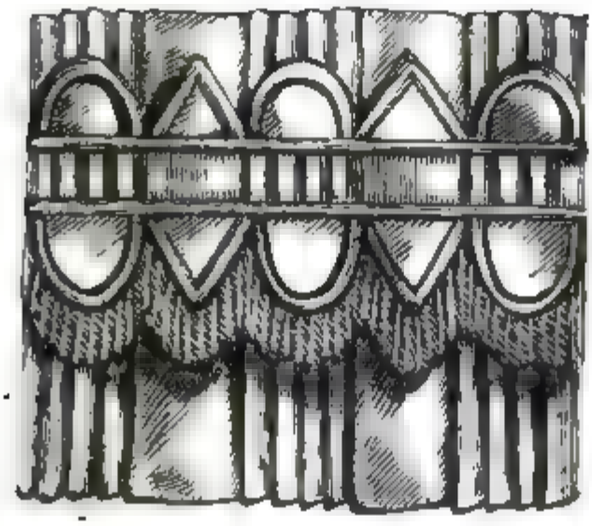
Jedes einzelne Stück ist in der Mitte in eine Hohlfalte gelegt, deren Kopf zurückgeschlagen ist; sämmtliche Ränder sind mit schmalen Faillestreifen von einer etwas hellern Nüance bedeckt.

Nr. 7. Dieser Volant ist in kleinen Gruppen von flachen Falten von gleicher Breite angeordnet. In der Mitte ist er von zwei Streifen unterbrochen, die oben und unten mit abwechselnd spitzen und runden Zacken festonnirt sind; die untere



Nr. 6. Hauskweste. (Rückansicht.)

Zackenreihe ist überdies noch mit einer kurzen gedrehten Fransе garnirt. Die Streifen sind so weit von einander entfernt, daß die Falten dazwischen sichtbar bleiben.



Nr. 7. Modell für Rockgarnitur.

Nr. 8. Ueberkleid für die Stadt.

Dasselbe ist von schiefergrauem Rauhtuch, halb anschließend und vorn übereinandergeschlagen. Eine doppelte Steppnaht um den untern Rand und schiefergraue Holzknöpfe bilden die einzige Garnirung.

Nr. 8. Ueberkleid für die Stadt.

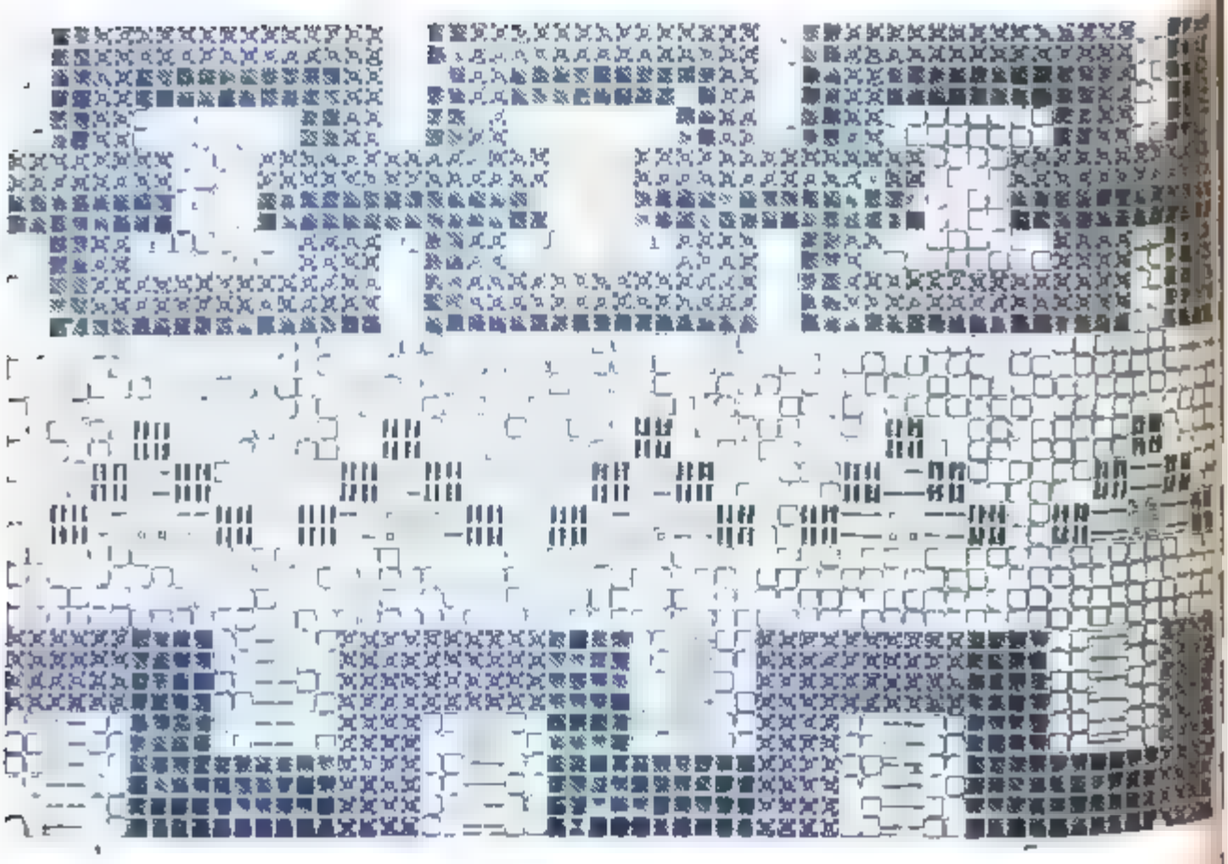
Nr. 9. Toilette für die Stadt.

Der Rock iſt von glattem engliſchen Sammet irgend einer Modefarbe. Der Stoff zur Prinzeßtunica iſt von gleicher Farbe, jedoch damaſcirt. Die beiden Seiten-

Nr. 9. Toilette für die Stadt.

nähte bilden je eine Falte, welche mit einer Reihe Knöpfe garnirt iſt. Die Revers der Taſchen und die Aermelaufſchläge (ſ. Abb. 9) ſind ebenfalls mit Knöpfen beſetzt.

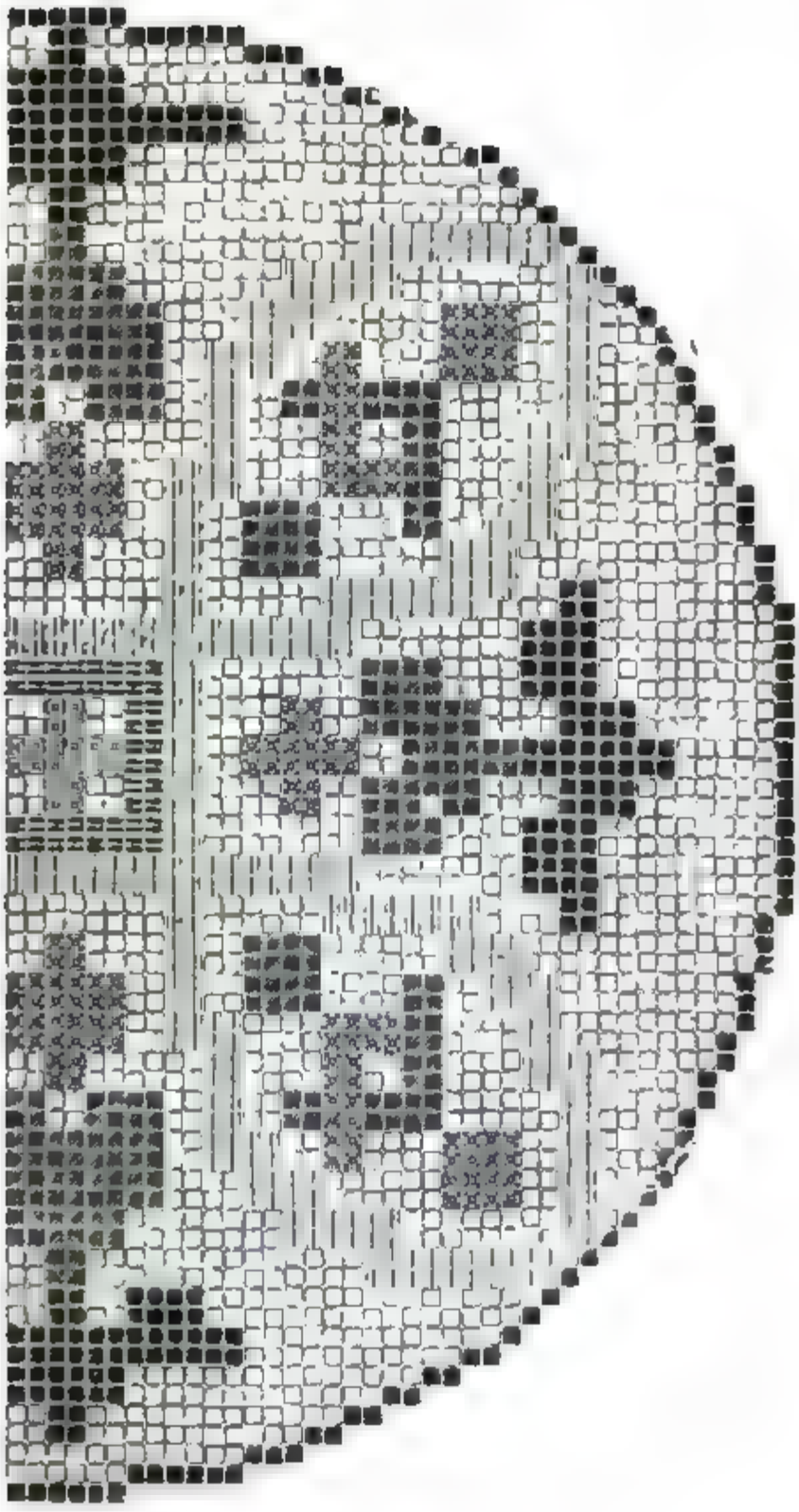
Körbchen von Weidengeflecht



Nr. 1 Kragen zu Nr. 10.

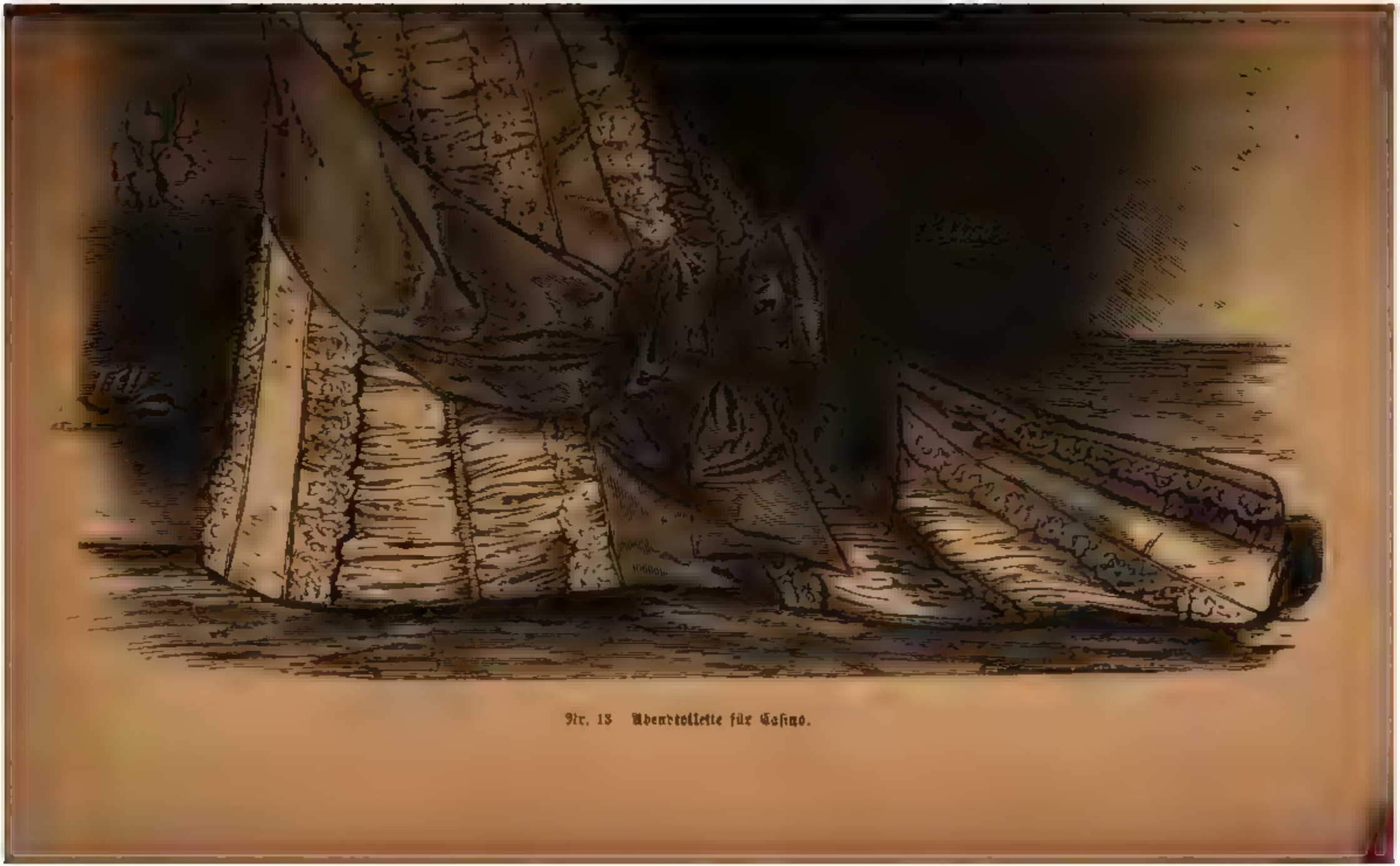
Nr. 10—12. Kleines Körbchen von Weidengeflecht.

Die Größenverhältnisse dieses aus möglichst weißen Weiden engmaschig geflochtenen Körbchens sind: 22 Cent. Höhe und 20 Cent. Durchmesser. Die Stickerei geht vor sich wie auf Canevas im Tapisserie-Kreuzstich. Das Dessin für den eigent-



Nr. 12. Dessin zu Nr. 10.

lichen Korb stellt die Abb. Nr. 11 dar. Das Grecmotiv desselben wird in dunkelblauer Wolle und hellblauer Seide und in olivengrüner Wolle in zwei Nüancen ausgeführt. Die Stickerei des Deckels zeigt das Dessin in Nr. 12, welches die Hälfte



Nr. 13 Abendtoilette für Casino.

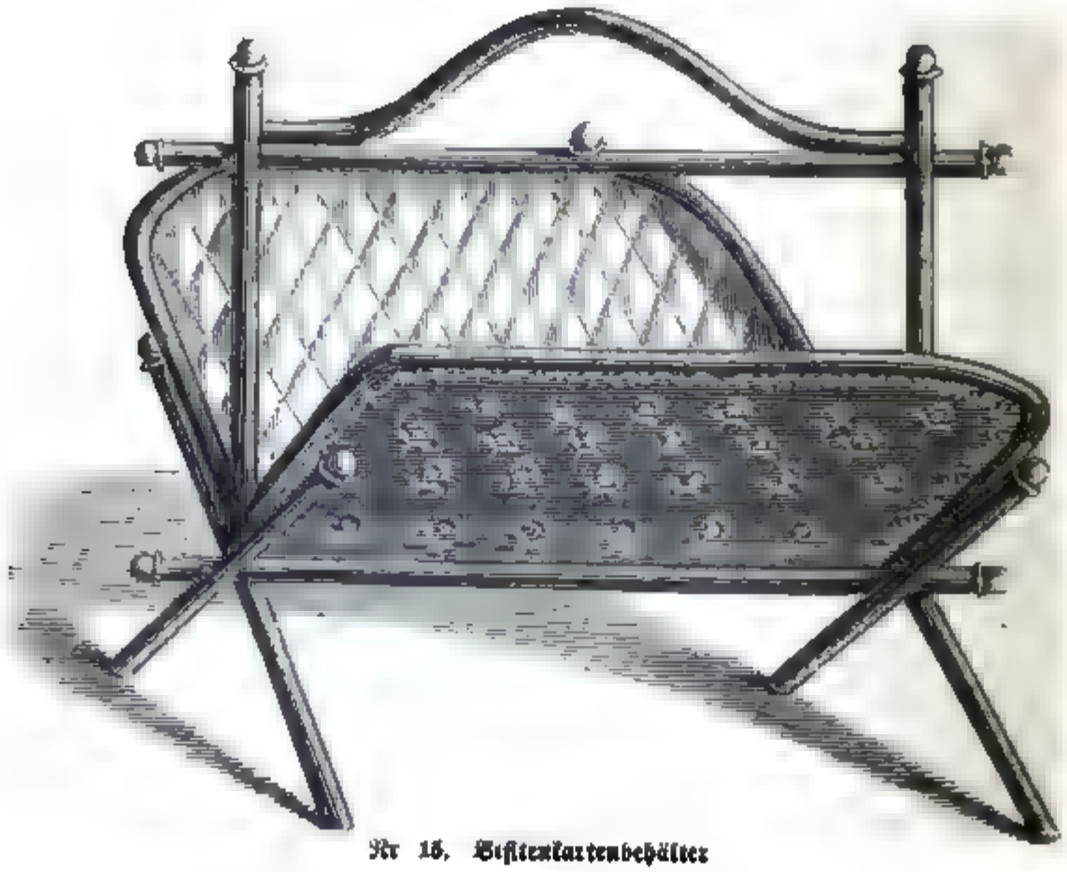
desselben vorführt. Nach Belieben kann man das Innere mit Seidenstoff füttern, oder es auch leer lassen.

Nr. 13. Abendtoilette für Casino.

Costüm von crèmefarbenem indischen Cachmir und assortirter Faille. — Der

Nr. 14. Modell für Rockgarnitur.

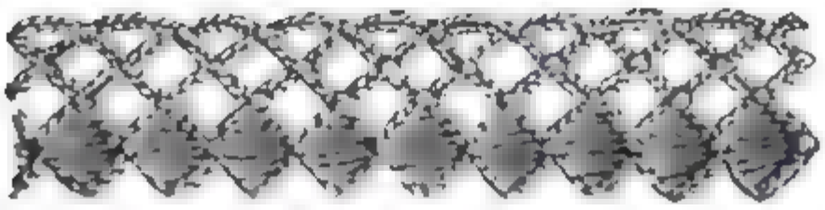
Rock mit Schleppe ist durchgängig in Querfalten gelegt, die durch Faillestreifen von einander getrennt sind; die letzteren sind an jeder Seite mit crèmefarbenen englischen Blonden eingefaßt. Eine schräg herabfallende cardinalrothe Gazeschärpe umgiebt das Vordertheil des Rockes. Die Schärpe ist am untern Theile des Rockes



Nr. 15. Visitenkartenbehälter.

zur Seite befestigt und endet daselbst in einer breiten Schleife. Die Cuirasstaille ist auf der Rückseite kürzer als vorn, wo sie sich in eine etwas abgerundete Spitze verlängert die mit breiten Spitzen besetzt ist. Das aus einem rothen Bande und Spitzen zusammengesetzte Fischü garnirt den Ausschnitt der Taille und endigt eben-

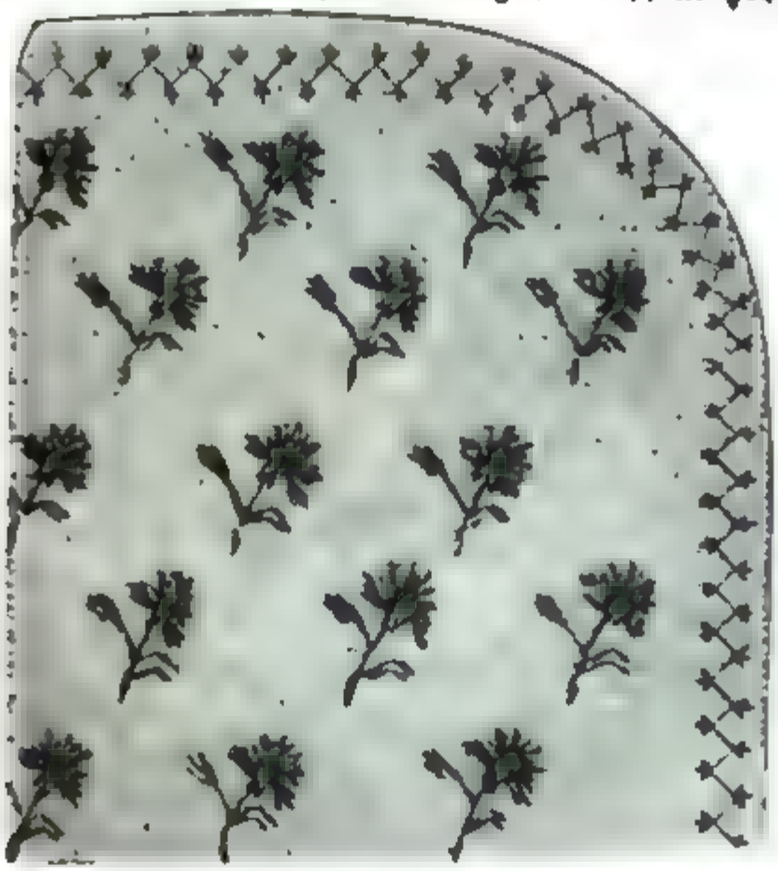
falls in eine Schleife. Aermel à la Ducheſſe mit einer den Kopf des Volants bildenden Spitze; ein darüber geknüpftes Bandbracelet vollendet die Aermelgarnitur Mit dem Uebrigen harmonirende Unterärmel. — Coiffüre mit Maiblümchen verziert



Nr. 17. Gehäkelte Spitze.

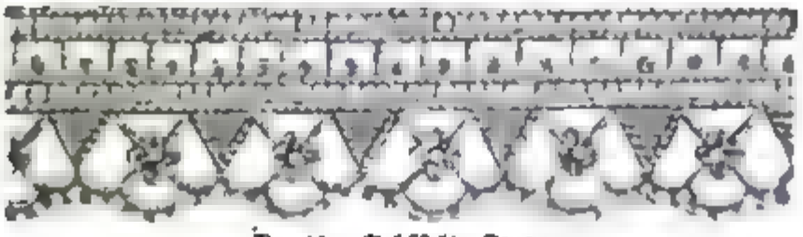
Nr. 14. Modell für Rockgarnitur.

Nr 14. Volant von 30 Cent. Höhe; arrangirt in doppelte Hohlfalten, deren



Nr. 16. Deſſin zu Nr. 15.

Kopf in kleine Schleifen zurückgeſchlagen iſt. Der jede Falte trennende Zwiſchenraum iſt mit einer doppelten Bandſchleife garnirt. Das Band dazu muß mit der Farbe der Seide, mit welcher der Kopf des Volants unterlegt iſt, übereinſtimmen.



Nr 18. Gehäkelte Spitze.

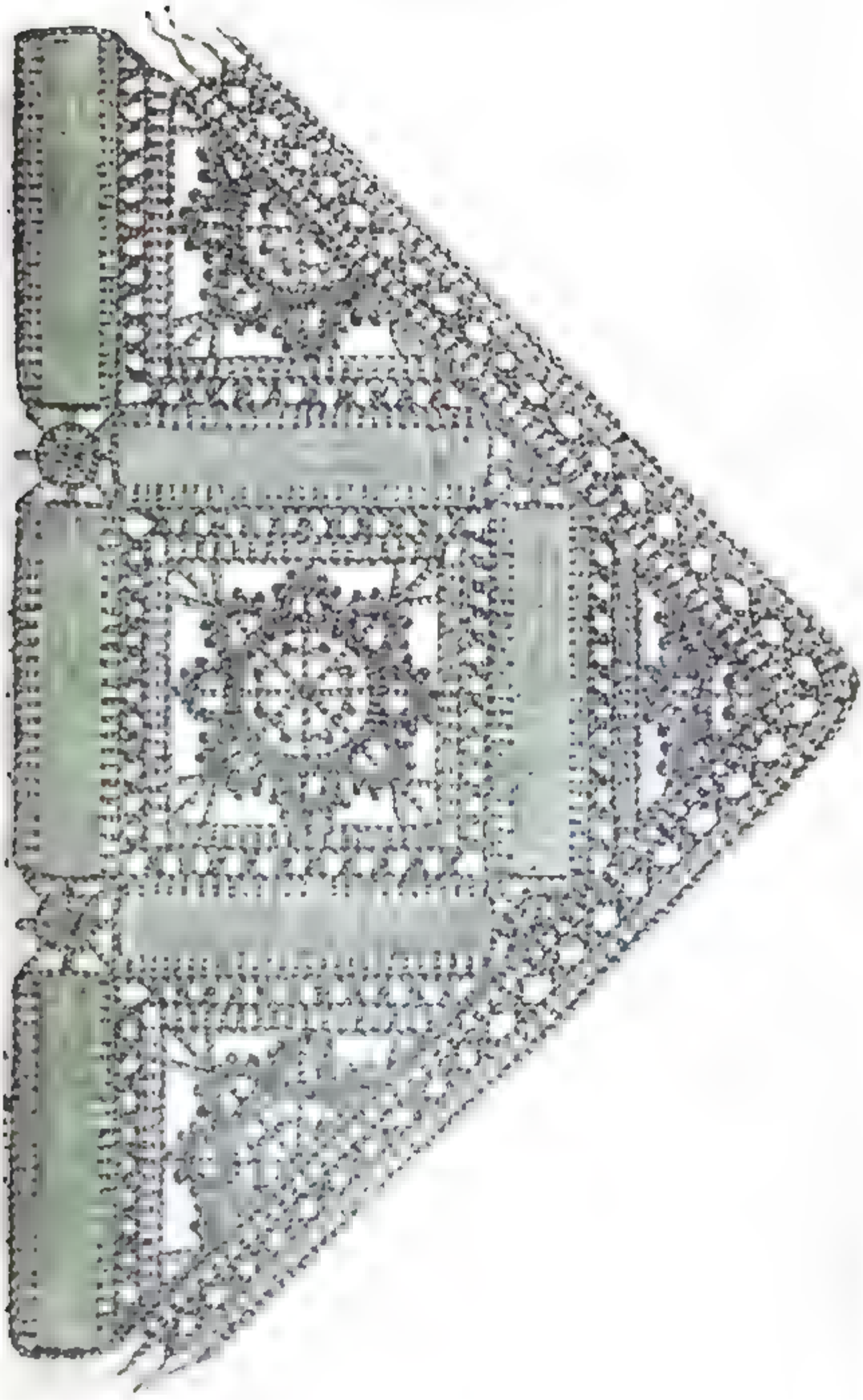
Nr. 15 und 16. Viſitenkartenbehälter.

Wie die Abb. Nr. 15 zeigt, iſt dies eine neue Form für ein derartiges Rippesmöbel. Das Geſtell beſteht aus dunkel lackirten Bambusſtäben mit weißen Knöpfen,

und die Füllung der Wande aus brasilianischem Canevas oder Carton mit durchstochener Vorzeichnung Nr. 16 führt die Hälfte des Dessins in natürlicher Größe

Nr. 19 Oberblatt zu einem Portefeuille für Geschäftsnotizen

vor. Die erhabene Stickerei der kleinen Kornblumen geschieht in feiner Seide in zwei Tönen Blau; die Stiele braun, die Blätter grün. Die Umrandung bilden

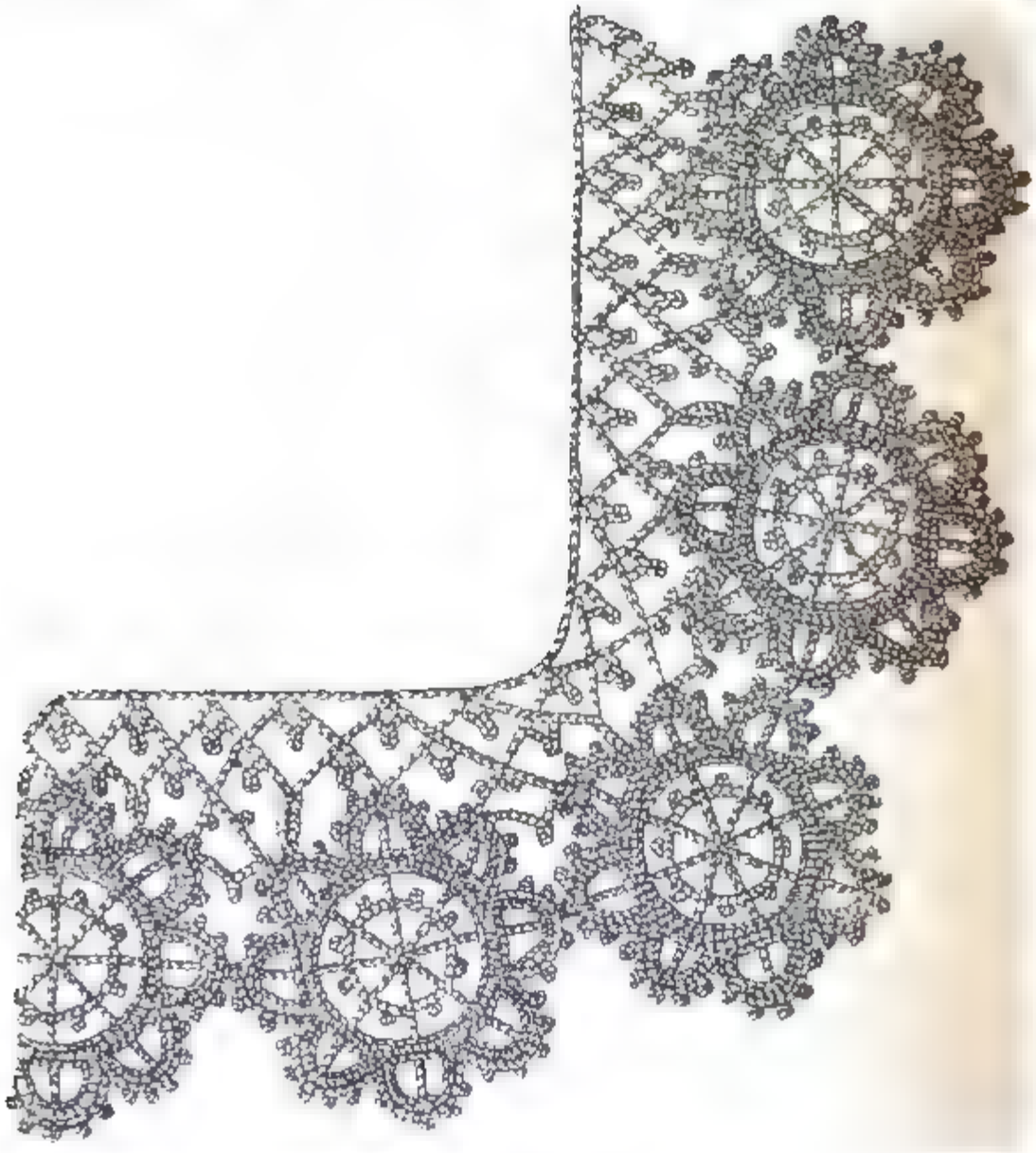


Nr. 30. Bestellbuch.

braune Feſtons mit Kleeblättern in zwei Tönen Blau. Das Innere der Bände iſt mit geſteppten blauen Atlas gefüttert. Das Befeſtigen derſelben wird in der für derartige Arbeiten gewöhnlichen Weiſe mit feiner Seide ausgeführt.

Nr. 17. Gehäkelte Spitze.

1. Tour: 1 Stäbchen, 1 Kettchenmaſche und ſo fortgefahren. — 2. Tour: 1 Doppelm. in die 1 Kettchenm., 1 Gruppe von 4 Picots, 4 Kettchenm., 5 St. der 1 Tour überhäkelt, 1 Doppelm. in die 7 folgenden M., umgewendet und zurückgebracht auf 1 M. (ſ. d. Abb.). — 3 Tour: 1 Doppelm. in die erſte Spitze,



Nr. 21. Spitze.

2 P. von 5 M., 1 einf. M. in die erſte, 1 Doppelſt zwiſchen das 1. u. 2. P. der Gruppe, 5 P. von 5 M., 1 einf. M. in die 1., ein Doppelſt. zwiſchen das 2. u. 3. P. der Gruppe, 2 P. von 5 M., 1 einf. M. in die 1. Vom Anfang an wiederholt.

Nr. 18. Gehäkelte Spitze.

Anſchlag von 5 M. — 1 Tour: 6 M. überhäkelt, 1 Doppelm. in die 7. 5 K., 4 der 12 erſten K. überhäkelt, 1 Doppelm. in die 1. nächſte, 3 K., 1 Doppelm. in dieſelbe. Umgekehrt 3 K., 7 St. unter die 3 erſten K., 1 Doppelm. unter die 5 K., 5 K., 1 Doppelm. unter die nächſten 5 K., 5 K., 1 Doppelm. unter das

nächſte K., umgedreht, 7 K., 1 Doppelm. unter die 15 K., 5 K., 1. Doppelm. unter das 8. St., 3 K., 1 Doppelm. unter dieſelben. Umgekehrt und wiederholt bis zum *.

Nr. 19. Oberblatt zu einem Portefeuille für Geſchäftsnotizen.

Das Deſſin zu dieſer eleganten Arbeit iſt auf die Hälfte reducirt. Die Stickerei wird im Hochſtich in Seide von verſchiedenen Farbennüancen von grau auf grauem Leder mit der Vorzeichnung ausgeführt. Gerade die Beſcheidenheit der Farben iſt der feinſte Geſchmack für einen ernſten Gegenſtand, wie dieſer für das Geſchäftsbüreau eines Mannes beſtimmte. Die zarten Nüancen der Farben kommen durch die in ſtarken Goldbraht eingeſtickten Blattrippen erſt recht zur Geltung. Der hier möglichſt erhabene Hochſtich wechſelt durch harmonirende Ausfüllungen im Knötchenſtich ab. In der Umrandung findet ſich ein Motiv in Napoléitaine, das mit verſchieden

Nr. 22. Taſche aus Band geflochten.

geformten Strichen und Stäbchen im Lanzettſtich und Goldbraht abwechſelt. Das Innere wird mit Moiré oder einem andern geeigneten Stoff gefüttert.

Nr. 20 u. 21. Fauteuildecke. (Häkelarbeit in Verbindung mit Spitzenbändchen.)

Zu dieſer Arbeit iſt regelmäßig und nicht zu dicht gewebtes reſedafarbenes Spitzenbändchen, C B Canevas und elſaſſer Garn oder Zwirn Nr. 80 erforderlich. Die Spitzenbändchen werden in regelmäßige kleine Streifen etwa 1 Centimeter größer als ſie das Deſſin zeigt, geſchnitten und die äußeren Enden, ſtatt ſie zu ſäumen, feſtonnirt, wodurch die Arbeit ein netteres Anſehen erhält. An jede Längsſeite wird abwechſelnd eine Reihe Ringelchen und Kettchen gehäkelt und in dieſer Weiſe eine Galerie gebildet. Nachdem eine genügende Anzahl Spitzenbändchen für ein Carré vorräthig gearbeitet (unſer Deſſin giebt nur eine Ecke von dem Ganzen, in der Annahme, daß dieſe Theile oft mehr Schwierigkeit verurſachen als das In-

nere), werden die Sterne besonders gehäkelt und ebenfalls mit einer Galerie umgeben; hierauf folgen die kleinen Zierrathen am Rande. Die Arbeit des Sternes dürfte sich am deutlichsten durch einen Blick auf die Illustrationen erklären lassen. Den Anfang macht ein Rad von einer dreifachen Ringelreihe; der Raum zwischen ihnen wird durch drei Kettchen mit Picots ausgefüllt. Das zweite größere Rad, welches das erstere einschließt, besteht ebenfalls aus drei Reihen Ringelchen, die zwischen den durch sieben Kettchen getrennten Picots Fuß fassen; eine Reihe einfacher Stiche über diesen Kettchen bildet die Speichen des Rades. Was die Zacken (Rosenstiche mit Picots bildend) betrifft, so werden neun Kettchen mit dreifachen Ringelchen in der Mitte und auf diese Kettchen ein Feston mit Kettchen gehäkelt, um fünf Picots zu bilden. Die Grätenstiche, welche den Stern mit dem Rahmen verbinden, bestehen in Kettchen, auf welche zurückgegangen wird, um ihnen mehr Länge geben zu können. — Die Spitze (Nr. 21), welche übrigens sich auch für andere derartige Gegenstände verwenden läßt, wird einfach aus denselben Sternen der Carrés zusammengesetzt; der sehr hell gehaltene Fuß wird in Kettchenreihen, die übereinanderliegen und sich kreuzen, ausgeführt.

Nr. 22. Tasche aus Band geflochten.

Das Band besteht aus zusammengeflochtenen Faillestreifen, die sowohl an den Seiten als auch oben und unten in Schleifen geknüpft sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Spielende Katzen.

Nach einer Originalzeichnung von F. Leist.

Der Salon.

Die letzten Foscari.

Von **M. Reichenbach.**

Die Gondel glitt über den Canale grande dahin. Unwillkürlich kamen mir die Verse Alfred Meißner's in den Sinn:

„Es gähnen die Portale,
Am schweigenden Canale
In's träumende Gewässer
Fällt langsam Stein auf Stein."

Venedig, „Meeres-Rom", Trümmerstätte einer großen Vergangenheit, wo sind deine stolzen Dogen, deine meerbeherrschenden Kaufherren? Die Wellen flüstern. Auf den Stufen eines Palastes sitzt ein junges, blasses Weib, den Kopf mit den prächtigen Haarflechten an den steinernen Pfosten gelehnt, wie zum Tode ermüdet — vielleicht die verkommene Tochter eines stolzen Nobilegeschlechtes. Mein Gondoliere wurde nicht von ähnlichen Gefühlen angekränkelt. „Es ist gut, daß wir die vielen Palazzos haben", sagte er, indem er einigen Collegen zuwinkte, die in einer offenen Marmorhalle theils schlafend, theils Würfel spielend auf dem alten Mosaikfußboden lagen. „Es ist gut, daß wir sie haben. Sie geben eine kühle Ruhestätte für die Siesta ab und man kann ein schönes Stück Geld verdienen, wenn man die Ingleses, die die alten Steine wie die heilige Madonna verehren, darin umherführt."

Die Nobile mußten den Lazzaronis und Gondolieren weichen — „das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit" — ich weiß nicht, welche Citate mir alle durch den Kopf gegangen wären, hätte mein Gondoliere mir Zeit dazu gelassen. Eben tauchte ein alter Prachtbau in dem so malerischen halb gothisch halb maurisch gehaltenen Stile zu unserer Linken auf. Wer hatte wohl einst von diesen weißen Marmorbalconen hinabgeschaut auf den Canal, wessen Wappen prangte über dem Portale?

„Palazzo Foscari", sagte mein Gondoliere, auf das stolze Gebäude, das übrigens alle Zeichen der Vernachlässigung und des Verfalles trug, mit einer leichten Kopfbewegung hinweisend.

„Ist das Innere des Palazzo zu sehen?" frug ich rasch.

„Ei gewiß, lassen Sie sich nur von Bernardo herumführen. Der ist im Palazzo geboren und weiß genau Bescheid. Aber hübsch ist's drinnen nicht. Die Juden vom Ghetto haben Alles hinausgetragen, was sich losreißen ließ."

Die Gondel hielt. Bernardo kroch aus einem Winkel der prächtigen, aber etwas verfallenen Eingangshalle hervor, nannte mich wahrscheinlich in Gedanken einen „verrückten Inglese", grinste mich aber in Erwartung des Trinkgeldes freundlich an und wir machten uns mit einander auf den Weg, um Palazzo Foscari zu besichtigen. Ich will den Leser nicht mit Beschreibung meiner Gefühle und Gedanken während dieser Wanderung langweilen — wer beträte diesen Palast, ohne in Gedanken die rührende Gestalt Marina Foscari's vor sich aufsteigen zu sehen und sich vom Hauche der Ver-

gangenheit und der Byron'schen Muse berührt zu fühlen — ich will nur erzählen, daß ich, während wir die einsamen öden Säle durchschritten, Gelegenheit fand, mit Bernardo Freundschaft zu schließen. Dieser Freundschaft hatte ich es zu verdanken, daß ich die Geschichte der letzten Foscari, die ich in diesen Blättern aufzeichnete, erfuhr. Im Begriff, uns wieder in die Eingangshalle hinunter zu begeben, blieb Bernardo plötzlich stehen und blickte mich mit einem schlauen Blinzeln an. „Ich sehe, daß es dem Herrn nicht auf ein paar Scudi ankommt", sagte er, „wenn Sie noch etwas zulegen, will ich Ihnen die Familienpapiere der Foscari zeigen. Mein Großvater war Kammerdiener bei Filippo Foscari, dem Vater der Gräfin Giulia, ich weiß daher genau Bescheid."

Man kann sich denken, daß ich nicht Nein sagte. Indeß beschränkten sich diese Papiere auf einige wenige Briefe und Documente, aus denen ich erfuhr, daß Filippo Foscari und sein Bruder Nicolo, der in St. Petersburg die Stelle eines Gesandten der Republik bekleidete, ihr Vermögen durch Unglück und Leichtsinn verloren hatten. Nicolo war kinderlos im Jahre 1811 gestorben; den Kindern Filippo's blieb nach ihres Vaters Tode nur der Palazzo Foscari als einziger Rest frühern Reichthums. Sie verkauften die kostbaren Möbel, die Bilder und Bildhauerwerke, an denen die besten Künstler Italiens gearbeitet hatten, um ihr Leben zu fristen; die Söhne wanderten aus und sind verschollen, zwei Töchter des einst so mächtigen Hauses blieben zurück.

„Und was wurde aus Giulia und Marina?" frug ich Bernardo, der ziemlich redselig die in den Papieren aufgezeichneten Notizen vervollständigte.

„Hm, die Gräfin Giulia heirathete einen Mann aus dem Volke und die andere" — Bernardo machte ein geheimnißvolles Gesicht. „Nun, was ist's mit der andern?" frug ich, mit einigen Goldstücken in der Tasche klimpernd. „Die Gräfin Marina wohnt noch im Palazzo." Und wirklich, so war es. Ich lernte diese zweite Marina Foscari kennen, die zwei entlegene Zimmer bewohnte, in denen Spuren einer frühern fürstlichen Einrichtung mit dem jetzigen ärmlichen Hausgeräth sich vermischten. Als ich das erste Mal ihr Zimmer betrat, saß sie auf einem mit rothem verblaßten Seidendamast bezogenen Lehnstuhl, hinter einem roh zusammengezimmerten Tisch von polirtem Holz. Sie war mit einer Handarbeit für fremde Leute beschäftigt. Den einzigen Schmuck des Zimmers bildete ein lebensgroßes Porträt König Christian's IV. von Dänemark, der einst der Gast der Foscaris war. Die Juden des Ghetto hatten das Bild, das von einem unbekannten fremdländischen Maler stammte, nicht kaufen wollen. So war es das Eigenthum der letzten Foscari geblieben, die da vor mir saß und nähte, um ihr Leben zu fristen. Welch' lieber Gesellschafter dieses Bild für sie war, wußte ich freilich damals noch nicht.

Ich besuchte den Palazzo oft während meines Aufenthaltes in Venedig und es gelang mir mit Hülfe edler Menschenfreunde die letzten Tage Marina's heller zu machen. Sie selbst erzählte mir das Folgende.

Still und öde war es im Palazzo Foscari auch schon vor fünfzig Jahren, als die prächtigen Bilder von Tizian und Giorgione noch die Säle schmückten und der alte Graf Filippo hoch aufgerichteten Hauptes und hallenden Schrittes durch die langen Gänge des Palazzo ging. Er, seine beiden Töchter und der alte Bernardo waren ja die einzigen Menschen in

diesem weiten Prachtbau und die Bilder und Sculpturen waren eine schlechte Gesellschaft für die beiden sechzehnjährigen Zwillingstöchter des Grafen. Hätten sie nicht mit einander flüstern können, sie hätten das Sprechen verlernt, denn Graf Filippo war ein ernster stiller Mann und der alte Bernardo wurde nur beredt, wenn er eine Flasche guten Wein getrunken hatte. Die Zeiten aber, wo es täglich guten alten Wein im Palazzo Foscari gab, die waren lange vorüber. Ja damals, als Bernardo, der übrigens Großvater meines Cicerone war, in den Dienst des Grafen trat, da gab es noch Sang und Klang im Hause; da wurden die Gäste des Hauses in der prächtigen Eingangshalle von einer Schaar reichgekleideter Diener empfangen und die Tafeln bogen sich unter der Last des goldenen und silbernen Geschirres. — Das goldene Buch der Adelsgeschlechter Venedigs war noch nicht verbrannt, die Foscaris konnten noch Anspruch an die höchste Würde der Republik erheben, aber sie zogen es vor, sich weder um den Staat, noch um ihr Geld zu kümmern, bis es mit beiden ein Ende hatte. Bernardo war als unterster Tafeldecker in die Dienste des Grafen getreten. Als er bis zum Mundschenk avancirt war — da fing die Zahl der Gäste und der Diener an abzunehmen. Das Gesicht des Grafen wurde finsterer. Die schöne lebenslustige Gräfin starb. Es herrschte eine schwüle Luft im Palazzo Foscari und in ganz Venedig. Und das Gewitter, das diese Schwüle ankündigte, blieb nicht aus. Wie Donner und Blitz kamen die Napoleonischen Regimenter über die Stadt der Lagunen und es war vorbei mit dem Glanze der Herrlichkeit ihrer Dogen, ihrer Nobiles, vor Allem vorbei mit dem Glanze des Hauses Foscari. Von allen Dienern war Bernardo allein zurückgeblieben. Sein Herr hatte ihn vor den Säbeln der Franzosen gerettet, als diese eben darangehen wollten, ihn zu massacriren, und Bernardo gelobte dafür, ihn nie zu verlassen und hielt treulich Wort. Zwei Söhne des Grafen Filippo traten einige Jahre darauf in französische Kriegsdienste, um den Napoleonischen Siegeszug durch Europa mitzumachen und Ehre und Geld oder den Tod zu erjagen. Sie erjagten übrigens nichts von alledem und kehrten später zurück so arm wie sie ausgezogen waren. Wir werden ihnen noch einmal im Laufe dieser kleinen Erzählung begegnen. Graf Filippo hielt sie nicht zurück, als sie sich dem Landesfeinde anschließen wollten, aber als sie Abschied genommen hatten und die Thür sich hinter ihnen schloß, barg er mit einem tiefen Seufzer sein Gesicht in die Hände und stöhnte: „Die Letzten eines verlorenen Geschlechts, o mein Gott!“

Sein Haar war schnell gebleicht in dieser Zeit, aber über seine Lippen kam kein Wort der Klage mehr. Er hatte seine Jugend und sein Geld vergeudet, „wie es einem Edelmann ziemt“, sagte er damals lachend. Er trug sein Alter und seine Sorgen ohne Klagen, starr und finster. „Wie es einem Edelmann ziemt“, sagte er auch jetzt. Seine beiden Töchter Giulia und Marina wuchsen heran in ängstlicher Scheu vor dem Vater und zärtlichster Liebe zu einander.

„Es sind die schönsten Mädchen von ganz Venedig“, sagte der alte Bernardo zu seiner Tochter, die in der Nähe an einen Schiffer verheirathet war, und die die Einzige war, die ihn außer besagtem alten Wein manchmal zum Reden bringen konnte.

„Ach, die armen Signoras“, seufzte dann die Schiffersfrau, „so schön, so jung und so arm und so einsam.“

„Ja, Marietta, jede Fischerstochter hat es besser als sie, denn Graf Filippo duldet nicht, daß sie anderswo Luft schöpfen als in dem Hofe des Palazzo."

„Aber heilige Madonna, er wird sie doch in die Kirche gehen lassen?"

„Ja, des Sonntags besucht er mit ihnen die Frühmesse."

„Und haben sie wirklich noch nie einen Abend auf dem Marcusplatz zugebracht?"

„Ei, wo denkst Du hin."

„Heiliger Josef, es ist eine wahre Sünde, die jungen Signoras so einzumauern, wo sollen sie denn Männer herbekommen?"

„Wie Du nur sprichst, Marietta, ein reicher Marchese wird sie nicht heirathen und einem Andern giebt sie der Vater nicht."

„Nun, das ist gewiß, wenn ich einmal dazu helfen kann, einen schönen Signore dort in's Haus zu bringen, ich thue es, bei St. Josef!" Mit diesem frommen Gelübde beruhigte sich Marietta und Bernardo ging kopfschüttelnd nach Hause.

Einige Zeit darauf fand Marietta Gelegenheit, ihr Gelübde zu erfüllen. Bernardo vertraute ihr, daß Graf Filippo sich wegen gänzlichen Mangels an Geld entschlossen habe, ein Gemälde zu verkaufen, und daß er den Auftrag habe, sich nach einem Käufer umzusehen. Marietta schlug die Hände zusammen vor Freude bei dieser Nachricht. „O, ich will schon einen Käufer besorgen, einen schönen jungen Käufer", jubelte sie. „Da ist der Marchese Fadecci, der so oft in unserer Barke fährt, dem will ich von dem Bilde erzählen und von den schönen Signoras, denen die heilige Ursula bald Männer verschaffen möge."

„Mache keine Thorheiten", brummte Bernardo, aber er ließ die Tochter gewähren, froh der Mühe überhoben zu sein, einen Käufer auszukundschaften. Und in der That, wenige Tage darauf meldete Bernardo den Marchese Fadecci seinem Herrn. Der Marchese war ein hochaufgeschossener junger Mann mit stechenden schwarzen Augen und blassem Gesicht, dem ein mächtiger schwarzer Bart einen männlichen, aber etwas wilden Ausdruck verlieh. Uebrigens war seine Erscheinung auffallend und hübsch genug, um Eindruck auf ein sechzehnjähriges Mädchenherz zu machen und er hatte seine Unwiderstehlichkeit oft genug erprobt, um daran zu glauben. Was ihn heute hierher getrieben hatte, ob er des schönen Bildes oder der schönen Mädchen wegen kam — er wußte es selbst nicht. Jedenfalls hatte Marietta verstanden, seine Neugier zu erwecken und seine Einbildungskraft anzuregen. Aber, was er sich auch versprochen hatte, er wurde nicht enttäuscht. Man konnte in der That nicht leicht ein paar schönere Mädchen sehen als dieses Schwesternpaar. Sie waren Beide im Zimmer, während der Marchese das Gemälde besichtigte, und dasselbe mußte wohl ein auserlesenes Kunstwerk sein, denn er zahlte einen enormen Preis dafür. Das Sujet des Bildes war eine Gruppe spielender Engel, die das Christuskind umringten. Der Marchese schien entzückt. So einsilbig auch Filippo Foscari war, der Marchese fand immer noch einen Gesprächsstoff, so daß sich sein Besuch ungewöhnlich verlängerte. Er war fast der allein Redende, denn die jungen Mädchen wagten kaum hier und da eine direct an sie gerichtete Frage schüchtern zu beantworten, aber trotzdem schien der Marchese sich außerordentlich gut zu unterhalten. „Ich werde heute Nacht von diesem Bilde träumen", sagte er, als er sich verabschiedete, und indem er die Treppe hin-

unterstieg, murmelte er: „Tizian's Geliebte und Murillo's Madonna, und dabei sind es Gräfinnen Foscari, wahrhaftig, um so viel Schönheit könnte man schon eine Thorheit begehen. Und eine Mesalliance wäre es nicht einmal, wenn ich z. B. daran dächte, diese blonde Schönheit heirathen zu wollen. Die andere, à la Murillo, ist auch nicht übel, aber la bionda ist ein seltenes Genre bei uns in Italien."

Am nächsten Tage saßen die beiden Mädchen zusammen in einer Fensternische. „Ich könnte mich vor diesem Marchese fürchten", sagte die blonde Giulia, „sein Blick that mir weh. Ich muß an die Schlange im Märchen denken, die den Königssohn blos durch ihre Blicke tödtet."

Marina's dunkle Augen blitzten. „Ich hasse ihn", sagte sie. „Sahst Du, mit welch' höhnischem Blick er unsern Vater streifte, als sie um das Bild handelten? Er verachtet uns, weil wir nicht mehr reich sind. Er, dieser Marchese von gestern, dessen Vorfahr vielleicht Ruderknecht war, als unser Ahn den Dogenring trug, er verachtet die Foscaris, die es nicht verstanden, zu handeln und zu wuchern, um reich zu bleiben!"

„Laß die Todten ruhen, Marina, der Doge Foscari wird nicht auferstehen, um uns vor Armuth und Sorgen zu schützen. Aber horch, rief der Vater uns nicht?" — Die Schwestern öffneten die Thür — ein lauter Doppelschrei ertönte und Marina stürzte sich auf die Gestalt ihres Vaters, der anscheinend leblos auf dem Fußboden ausgestreckt lag.

„O mein Gott, er ist todt!" schrie sie, sich über sein bleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen beugend. Auch Giulia kniete neben der Gestalt ihres Vaters. Hatten sie den finstern, verschlossenen Mann auch niemals lieben können, so sprach doch in dem Augenblick, als sie glaubten, ihn verloren zu haben, die Stimme der Natur mächtig in ihnen, und im Gefühl ihrer grenzenlosen Verlassenheit schlang Giulia ihre Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust. Aber plötzlich richtete sie sich empor. „Sein Herz schlägt!" rief sie freudig und stürzte aus dem Zimmer, um Bernardo zu rufen.

Man brachte den Grafen auf sein Lager und Bernardo eilte in eine Apotheke, um „Lebenstropfen" zu holen. Er hatte einen weiten Weg zurückzulegen; zwischen Angst und Hoffnung schwebend saßen die Schwestern am Lager des Grafen. Da, plötzlich, schlug er die Augen auf. Er faßte mit der Hand nach seiner Brust und versuchte zu sprechen. Seine Lippen bewegten sich, aber es dauerte lange, bis ein Ton daraus hervorbrach. Endlich stieß er mit sichtlicher Anstrengung das Wort „Arzt" hervor. Die Schwestern blickten sich rathlos an. Es konnte noch lange dauern, ehe Bernardo zurückkehrte. Die Augen des Kranken hingen mit ängstlich gespanntem Blick an den beiden Mädchen, was sollten sie thun? Giulia brach in Thränen aus. „O mein Gott, wir kennen ja keinen Arzt in ganz Venedig", klagten sie.

Marina verbarg einen Augenblick ihr Gesicht in den Händen. Dann warf sie den Kopf zurück und richtete ihre schlanke Gestalt hoch auf, wie um sich selbst Muth zu machen. „Ich werde einen Arzt holen", sagte sie. „Bernardo's Tochter wohnt neben uns, die muß mir helfen." Und schnell entschlossen verließ sie das Zimmer und den Palazzo.

Marietta gerieth in gewaltige Aufregung über diesen unerwarteten Besuch und rief alle Heiligen zu Hülfe, als sie die Ursache desselben erfuhr.

„O Santa Lucia", jammerte sie, „und ein Unglück kommt nie allein. Ach, was werden die Signoras noch Alles erleben!"

„Wollen Sie einen Arzt holen?" frug Marina, mit Anstrengung ihre Selbstbeherrschung bewahrend.

„Ach, du mein Heiland, wie gern möchte ich einen Arzt holen, wenn nur der Filippo zu Haus wäre, die Kinder sind ganz allein."

„Ich werde hier bleiben, bis Sie wieder kommen."

„Ja, aber der Anselmo schreit, das süße kleine Ding, ich muß ihm noch die Brust reichen, ehe ich gehe, armes Ding, wie er nach mir verlangt, sehen Signora nur."

„Wohnt der Arzt entfernt von hier?"

„Ach nein, er wohnt in der Casa Leoni, ganz nah, er ist mein Vetter, ein Mann aus dem Volke, aber ein sehr gelehrter Doctor, er ist —"

„Wie heißt er?"

„Pietro Giormo, Signora; wenn Signora noch ein wenig warten wollten, ich will nur noch nach Marinecia sehen, dann —"

Marina hatte schon das Zimmer verlassen und war auf dem Wege zum Dottore Giormo. Es war in der That nicht weit bis nach der Casa Leoni, und Marina überwand mit jedem Schritte vorwärts mehr und mehr das Herzklopfen, das ihr dieser erste allein angetretene Gang verursachte. Sie frug, in der Casa Leoni angelangt, eine Frau, die dort Wäsche aufhing, nach dem Dottore. Zwei junge Männer, die eben die Treppe hinabstiegen, hörten ihre Frage und blieben stehen.

„Glücklicher", sagte der Eine zu seinem Begleiter, „Deinen Namen von solchen Lippen aussprechen zu hören."

Pietro Giormo lächelte. „Was wünschen Sie von mir, Signora?" frug er, „Sie sehen nicht aus, als brauchten Sie die Hülfe eines Arztes!"

„O mein Herr!" Marina wandte sich lebhaft um und schlug tief erröthend ihre großen Augen nieder, als sie den Blicken der beiden jungen Männer begegnete. Sie schien einen Augenblick verwirrt. Pietro kam ihr zu Hülfe. „Sie wollen mich an das Lager eines Verwandten rufen, ist es nicht so, Signora?" sagte er. „Ach ja", seufzte Marina, „mein Vater ist krank und bitte, kommen Sie zu uns."

„Und wo wohnt Ihr Vater?"

„Im Palazzo Foscari, o kommen Sie gleich mit mir, er muß sehr krank sein."

„Lebe wohl, Federigo, Du siehst, ich werde hier nöthiger sein als bei Eurer Tafelrunde", sagte der Arzt, seinem Begleiter die Hand reichend.

„O, so entkommst Du mir nicht", antwortete dieser, „ich werde Dich begleiten und im Palazzo Foscari warten, bis Dein Besuch zu Ende sein wird."

Und sie folgten Arm in Arm Marina, die leichtfüßig vor ihnen dahinlief. Als sie einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, sagte Pietro lächelnd:

„Sage mir, Federigo, wen Du eigentlich begleitest? Mich oder diese dunkeläugige Schönheit, die wie eine Libelle vor uns herflattert."

„Dich natürlich, ich habe das Mädchen so flüchtig gesehen, daß ich nicht einmal weiß, ob sie den von Dir verliehenen Titel einer „Schönheit" wirklich verdient."

„Du mit Deinen Maleraugen müßtest das doch schneller ergründet

haben als ich, der beim Anblick einer auffallenden Erscheinung zuerst in Gedanken taxirt wie viel Schläge ihr Puls in der Minute haben mag."

„Oho, verleumde Dich nicht selbst, ich weiß besser, daß Du ein Schönheitsenthusiast bist, wie nur je ein Maler einer sein könnte!"

„Nun, zugegeben. Doch auf unsere Libelle zurückzukommen, sie wäre wahrhaftig schön genug, um mein Herz in Flammen zu setzen, wenn es unglücklicherweise nicht schon durch ein paar blaue Augen entzündet worden wäre."

„Ah, Deine Schöne aus der Frühmesse; nun, ich dächte, der Brand hätte schon Zeit gehabt zu verlodern —"

„Weiß der Himmel, ich merke, daß das Herz ein eigensinnig und verstockt Ding ist — aber laß uns eilen, sonst verlieren wir unsere Libelle aus den Augen."

Federigo, oder, wie wir ihn nennen wollen, Friedrich Norman, war ein Deutscher, der sich zur Ausbildung seines bedeutenden Malertalentes in Italien aufhielt und mit dem jungen Arzt während seiner venetianischen Studienzeit eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Die ernste Strebsamkeit, die Beide erfüllte, hatte sie zu einander hingezogen, und während Friedrich die Wissenschaft Pietro's hoch achtete, bewunderte dieser die Kunst, der sein Freund sich geweiht hatte. Jetzt betraten Beide den Palazzo Foscari. An das Zimmer, in welchem Graf Filippo lag, stieß ein weiter Saal mit prachtvoller Einrichtung. Hier begegnete ihnen Giulia, die ihr Kommen gehört hatte.

„O, Gott sei Dank, daß Du einen Arzt gefunden hast", rief sie ihrer Schwester entgegen, „Bernardo ist zurück, aber der Vater hat die Augen wieder geschlossen und die Lebenstropfen bringen ihn nicht wieder zur Besinnung."

Es war ein wunderbares Bild, die beiden Mädchen in einfachster, fast dürftiger Kleidung in dem fürstlich eingerichteten Festsaal. Pietro, der Marina allein gefolgt war, während sein Freund in der Vorhalle wartete, stand einen Augenblick befremdet von diesem wunderbaren Contrast in der Thür. Aber nicht dieser Contrast allein war es, der ihn berührte, er hatte auf den ersten Blick in Giulia jenes Mädchen erkannt, das er eine Viertelstunde in der Kirche zum vis-à-vis gehabt hatte und dessen Bild ihn seitdem verfolgte. Giulia ahnte nichts davon. Sie begrüßte ihn mit einem flehenden Blick ihrer thränenschimmernden Augen wie einen Engel, in dessen Hand die Rettung ihres Vaters lag. Er verstand nichts von diesem seltsamen Krankenbesuch. Ein anscheinend armes Mädchen führte ihn in einen reichen Palast, dessen Herr keinen andern Boten zu haben schien, als seine Tochter. Dort trat ihm eine Andere entgegen, deren Bild ihm seit einigen Tagen beständig vorschwebte. Beide schienen rath- und hülflos und bewohnten ein Feenschloß. Er fühlte seine Hände von den beiden Schwestern, die sich sein Zögern nicht erklären konnten, ergriffen und sah sich in ein anderes ebenso prächtig eingerichtetes Zimmer gezogen — er glaubte ein Märchen zu erleben. Da stand er vor dem Krankenbette des Grafen. Das Märchen war verflogen. Der Arzt stand dem Patienten, der Mann der Wirklichkeit gegenüber. Er prüfte, er untersuchte.

„Es ist ein Schlaganfall", entschied er dann. „Die rechte Seite und die Zunge ist gelähmt, aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, ihn in

einiger Zeit bei sorgsamer Pflege wieder hergestellt zu sehen", wandte er sich an Marina, die an seiner Seite stand. „Ich werde das Nöthige verschreiben."

„So wird er nicht gehen und nicht reden können, lange Zeit, vielleicht immer?" frug sie ihn angstvoll anblickend. Pietro schüttelte den Kopf. Die beiden Schwestern sanken sich schluchzend in die Arme. Der alte Bernardo, der am Ende des Lagers stand, bekreuzte sich.

„Arme Signoras, armer Herr", seufzte er. Pietro wurde ihn erst jetzt gewahr. „Sind Sie ein Diener des Hauses?" frug er ihn. „Ja, der letzte Diener der letzten Foscaris", antwortete der Alte mit einer Thräne im Auge.

Pietro wandte sich wieder an die beiden Mädchen und versuchte sie zu beruhigen. Seine freundliche theilnehmende Weise flößte ihnen Vertrauen ein. Von ihnen und dem alten Bernardo erfuhr er, wie es um die letzten Foscaris stand, und als er endlich wieder an seinen Freund dachte und sich zum Weggehen wandte, da schied er wie ein alter Freund des Hauses, von beiden Mädchen bis an die Treppe begleitet. Auf der obersten Stufe stand ihnen Friedrich gegenüber, der nun dieses Kleeblatt mit ebenso erstaunten Augen anblickte, als die Schwestern ihn, denn Marina hatte kaum auf seine Begleitung geachtet und Giulia ahnte ja nichts von seiner Anwesenheit.

„Verzeihen Sie", sagte er, sich vor ihnen verneigend, „aber die Zeit wurde mir so lang, während ich meinen Freund erwartete und die Bilder des Treppenhauses sind so schön, daß sie mich verlockten, die Stufen zu ersteigen."

„Wir haben so viele schöne Bilder und Niemand sieht sie an", sagte Marina, während ihre dunklen Augen wie fragend den jungen Maler streiften.

„Diese Bilder sind ein großer Reichthum", sagte Pietro, „aber wir wollen noch darüber sprechen, wenn ich wieder komme, denn ich werde heute Abend oder morgen früh noch einmal nach Ihrem Vater sehen. Jetzt kommen wir." Er ergriff den Arm des Freundes und verabschiedete sich schnell. Er war sichtlich bewegt.

„Mensch", rief Friedrich, als er ihn mit schnellen Schritten die Treppe hinab durch die Eingangshalle zog, „Mensch, sei doch nicht ein solcher Unmensch, zwei Köpfe wie diese beiden giebt es ja in ganz Venedig nicht wieder. Ich möchte Dich in Pinsel und Palette verwandeln, um hier bleiben und diese Gesichter malen zu können."

„Was, malen? Du denkst an nichts als an's Malen! Diese schönen Geschöpfe sind sehr unglücklich. Kannst Du Dir etwas Trostloseres denken, als so viel Schönheit ohne Mittel, ohne Schutz, ohne Erfahrung!" Und er erzählte in kurzen Worten, was er selbst wußte. Nur daß es Giulia war, deren Bild sich von jener Frühmesse her so fest eingeprägt hatte, verschwieg er. Er fürchtete eine spöttische Bemerkung seines Freundes und er fühlte, daß er eine solche nicht mit ruhigem Muthe hingenommen hätte. „Ich habe mich zu lange aufgehalten", sagte er, als sie in der Nähe der Casa Leoni waren, „ich kann Dich nicht zu den Freunden begleiten, meine anderen Patienten warten. Eines versprich mir aber, wenn Du ferner mein Freund sein willst. Sprich gegen keinen Menschen von unserm heutigen Besuch, willst Du das?"

„Dir zu Gefallen, ja, aber —"

„Ich habe Dein Wort, es ist genug, lebe wohl.“ Und mit schnellen Schritten ging er vorwärts und verschwand in einem der nächsten Häuser.

Friedrich blickte ihm kopfschüttelnd nach, dann lächelte er. „Schönheit berauscht wie der Wein“, sagte er, „aber die Menschen haben verschiedene Arten von Rausch. Er scheint für den tragischen Rausch Talent zu besitzen; ich für mein Theil ziehe den heitern vor. Für mich ist die Schönheit Champagner. Für ihn scheint sie Ungarwein zu sein. Und eine lustige Melodie pfeifend, begab er sich auf den Marcusplatz, wo er von einigen Freunden in einer Restauration empfangen wurde. Er war immer ein heiterer Gesellschafter, aber so ausgelassen lustig wie heute war er selten gewesen. Dabei lag eine gewisse Unruhe in seinem Wesen und nach kurzer Zeit verabschiedete er sich wieder.

„Il tedesco hat mit italienischen Augen Bekanntschaft gemacht“, lachten die jungen Künstler, die noch beim Glase Wein vereinigt blieben, ihm nach.

„Viel Glück zum Rendezvous!“ riefen Andere.

„Still, Ihr Malkasten“, rief er zurück, „ein Deutscher ist feuerfester, als Ihr denkt.“

„Evviva il tedesco!“ scholl es ihm nach.

Friedrich begab sich in sein Atelier. Er suchte seine Pinsel hervor, setzte sich vor seine Staffelei und begann ein angefangenes Bild zu vollenden.

Als er etwa eine Stunde gearbeitet hatte, warf er Pinsel und Palette wieder beiseite, steckte einige Buntstifte, mit denen er gewöhnlich seine Skizzen entwarf, zu sich und ging nach der Casa Leoni. Pietro war nicht zu Hause.

„Aha“, dachte Friedrich, „er fühlt dem alten Grafen den Puls, ich sehe nicht ein, warum ich nicht in der Zeit die Eingangshalle des Palazzos skizziren könnte.“

Inzwischen fing es an dämmerig zu werden. An Ort und Stelle angekommen, fand Friedrich die Schatten zu vorherrschend in der Halle. Er setzte sich daher in's Portal und zeichnete das gegenüber liegende Gebäude, in der Erwartung, eine der schönen Schwestern bald vorüber kommen zu sehen. Statt dessen legte eine Gondel an und ein junger Mann in sehr eleganter Kleidung stieg die Eingangsstufen empor. Kurz vor Friedrich, der mitten in der Pforte saß, blieb er stehen und maß ihn mit einem halb lauernden, halb verächtlichen Blick.

„Räumen Sie diesen Platz“, sagte er kurz und befehlend.

Friedrich blickte ihn verwundert an. Er wußte durch Pietro, daß dieses Haus keine Freunde hatte — wer war also der Fremde? Der hochmüthige Ausdruck seines Gesichtes reizte ihn zum Widerspruch, und weit entfernt, dem Befehl dieses Mannes zu folgen, frug er, während er zu zeichnen fortfuhr:

„Sind Sie der Herr dieses Hauses?“

„Ich bin der Marchese Fadecci.“

„Ich bin der Maler Friedrich Norman.“

„Sie werden mir Platz machen.“

„Sie werden an mir vorübergehen, Sie haben rechts und links Platz genug dazu.“

In diesem Augenblick legte sich die Hand Pietro's auf seine Schulter. Der Marchese stand mit funkelnden Augen und geschwollener Stirnader vor den beiden jungen Männern.

Pietro grüßte ihn leise und höflich und sagte: „Ich vermuthe, ich habe einen Besuch des Herrn Grafen Foscari vor mir — ich bedaure, Ihnen dann als Arzt sagen zu müssen, daß der Herr Graf so leidend ist, daß er keinen Besuch empfangen kann."

„Sie sind sein Arzt?"

„Ja, mein Herr, ich bin Doctor Giormo, ich wurde gestern gerufen, als der Herr Graf in Folge eines Schlaganfalles das Bewußtsein verloren hatte."

Friedrich hatte sich erhoben und stand an der Seite seines Freundes. Die ruhige Art Pietro's schien den Zorn des Marchese besänftigt zu haben. Vielleicht auch überlegte er, daß er allein zwei Männern gegenüberstand, die offenbar geneigt schienen, gemeinsame Sache gegen ihn zu machen und das zu anderer Zeit das Portal des Palazzos nicht von ihnen bewacht sein dürfte.

Er drehte sich kurz um und bestieg wieder seine Gondel. Die Entdeckung, daß außer ihm noch zwei junge Männer bei den Foscaris zu verkehren schienen, war ihm sehr unbequem.

„Wenn sich der Ruf dieser Schönheiten verbreitet, so werden sich noch Andere finden, die dergleichen zu schätzen wissen. Es gilt hier schnell zu handeln und etwaigen Bewerbern zuvorzukommen. Sobald der Alte wieder bei Besinnung sein wird, werde ich die Hand der Blonden von ihm verlangen und natürlich erhalten. Sollte er vorher sterben, so werde ich mich ihrer bemächtigen, ohne die beiden Plebejer zu fragen. Man wird mich um die schönste Frau Venedigs beneiden und wer bisher den neuen Adel der Fadecci bespöttelte, wird sich vor dem alten Wappen der Foscaris beugen."

Denselben Abend noch erhielt Marietta den Auftrag, den Marchese zu benachrichtigen, sobald eine Aenderung im Befinden des Grafen eintreten sollte.

Aber es vergingen mehrere Tage, ohne dem Marchese eine Nachricht, die ihn zum Handeln aufgefordert hätte, zu bringen. Indeß waren die beiden Freunde die täglichen Gäste des Palazzo. Giulia saß mit Pietro im Zimmer des Kranken, während Friedrich mit Marina die Säle und Gänge durchwanderte.

Marina hatte ein lebhaftes Gefühl für Schönheit und Kunst. Sie hatte immer die Bilder und Sculpturen des Palazzo bewundert und Freude über ihren Anblick empfunden. Aber ihre Bewunderung und ihre Freude waren die eines Vogels gleich gewesen, der auf einem blühenden Kirschbaum sitzt und sein Lied in einen sonnigen Frühlingsmorgen hineinschmettert. Er singt, weil ihm die Schönheit seiner Umgebung wohlthut, aber er ist sich nur seines Wohlbehagens und nicht der Schönheit, die es hervorbrachte, bewußt. Die Bilder, vor denen Marina mit Friedrich gestanden hatte, sahen sie jetzt mit anderen Augen an als früher. Es waren ihr liebe Freunde geworden, die zu ihr eine eigene Sprache redeten, wenn sie allein war. Sie sah sie mit seinen Augen an, sie wußte es selbst nicht, wie ihr eigenes Wesen mehr und mehr in dem seinen aufging, wie sie nur noch durch ihn sah und dachte. Wäre es ihr klar geworden, ihr Stolz hätte sich gegen diese Herrschaft empört, denn sie war stolz. Aber die Macht, die sie jetzt bannte, schien sie verwandelt zu haben.

Wenn die Schwestern allein waren, so schien jetzt Marina die stillere, mehr zum Träumen geneigte, während Giulia lebhafter und thatkräftiger

wurde. Während die Schwestern so gleichsam ihre Charaktere wechselten, steigerte sich bei den Freunden die Ernsthaftigkeit Pietro's und die Fröhlichkeit Friedrich's immer mehr. Während Jener es vermied, von seinen Gefühlen zu sprechen, brachte dieser so oft als möglich das Gespräch auf die Schwestern. Er gab sich sorglos seinem Gefühl für Marina hin, ohne an die Zukunft zu denken. Pietro dagegen, sobald er wußte, daß sein Glück wirklich von dem Besitz Giulia's abhängig war, der er ein sorgenfreies, wenn auch einfaches Heim an seiner Seite bieten konnte, beschloß, sich ihr zu erklären und sie zu seiner Frau zu machen, ohne die Genesung des Grafen, die sehr fraglich war, abzuwarten. Er sagte sich, daß seine und seines Freundes häufige Besuche die Mädchen compromittiren konnten, daß er nur als Giulia's Gatte ein Recht habe, sie zu schützen und daß der einzige Grund, den der Graf vielleicht haben könnte, ihn zurückzuweisen, ein Standesvorurtheil wäre, dem er nicht zu weichen brauche. Mit diesem Entschluß betrat er den Palazzo, wohin Friedrich sich schon früher begeben hatte. Giulia kam ihm schon auf der Treppe entgegen. Er war bewegt, als er sie begrüßte und ihr die Hand reichte, was er sonst nie gethan hatte.

Giulia sah blaß aus und ihre Augen zeigten die Spuren von Thränen. Es steht schlecht mit dem Vater", sagte sie, „er scheint uns kaum noch zu erkennen. Die ganze Nacht lag er mit offenen Augen da, ohne sich zu bewegen, aber auch ohne zu schlafen. Wir blieben bei ihm. Jetzt schläft er ein wenig. O, was soll aus uns werden, wenn er stirbt!"

Sie stand vor ihm, die schlanke, jungfräuliche Gestalt, so rath- und hülflos und so schön in ihrem Schmerz — was war natürlicher, als daß der starke Mann vor ihr sie in seine Arme nahm und an seine Brust schloß? Er hatte sich vorgenommen, zu ihr zu reden, ruhig und verständig, wie ein Freund zum Freunde. Aber das Gefühl übermannte ihn. Seine Arme umschlossen sie, sein Mund ruhte auf ihren Lippen, ehe er selbst recht wußte wie das geschah und sie flüchtete zu ihm wie ein Vogel vor dem Sturm und barg ihren Kopf an seinem Herzen.

„Giulia, Geliebte, lasse mich Dich schützen!"

„Pietro!" Das war Alles, was sie sich sagte. So wenig und doch so viel!

Sie stiegen zusammen die Treppe empor und betraten das Krankenzimmer.

Pietro beugte sich über den Grafen, sein Gesicht wurde sehr ernst. Er hatte Giulia's Hand fest in der seinen, als er sagte: „Die Lähmung greift weiter um sich. Wir müssen uns auf Alles gefaßt machen, Giulia, ich glaube, daß er nur noch kurze Zeit zu leben hat."

Sie kniete schweigend am Lager. Pietro legte seine andere Hand auf ihr blondes Haupt. „Im Angesicht des Todes wird unser Bund geschlossen, nur der Tod soll ihn trennen", sagte er ernst und feierlich.

Marina, die wie ihre Schwester erschöpft von der Nachtwache war, hatte sich einen Augenblick auf einen der weißen Marmorbalcone des Palazzos gesetzt, um frische Luft zu schöpfen. Friedrich war ihr dahin gefolgt. Er litt darunter, sie traurig zu sehen und erzählte ihr, um sie zu zerstreuen, allerlei aus seinem eigenen Leben. Er war in Süddeutschland geboren und hatte seine Eltern früh verloren.

Seine Mutter war eine Französin gewesen und ihre ältere Schwester, welche unverheirathet war und in Saarlouis lebte, und ein verheiratheter

Bruder seines Vaters hatten sich in seine Erziehung getheilt. Er war immer ein halbes Jahr bei dem Onkel in Köln, dessen Frau eine Norddeutsche war, und ein halbes Jahr bei der französischen Tante in Saarlouis gewesen. Er wußte die Germanisirungsversuche der einen Tante und die Französirungslust der andern so komisch darzustellen, daß es ihm gelang, Marina wieder zum Lächeln zu bringen. „So gehöre ich mit dem Herzen keiner Nation an", schloß er seine Erzählung, und deshalb habe ich beschlossen, Italiener zu werden, denn ich glaube, Alles, was ich von Herz besitze, das würde doch in Italien bleiben, wenn ich fortginge, und was kann ich wo anders nutzen ohne Herz?" Marina fühlte sich durch seine letzten Worte verletzt, ohne recht zu wissen weshalb.

Aber als sie ihn ansah und dem offenen Blick seiner großen blauen Augen begegnete, die mit so viel Theilnahme und Bewunderung an ihr hingen, da war Alles vergessen und sie fühlte nur, daß neben ihr ein Herz schlug, das sich ihr zu eigen gegeben hatte. Dieser Gedanke erfüllte sie mit einem berauschenden Glücksgefühl und dennoch war es ihr zugleich, als durchbohre ein scharfer Schmerz ihre Brust. Sie schloß die Augen, als wolle sie nichts mehr sehen. „Darf ich denn aber hier bleiben, hat mein Herz wirklich eine Heimat hier gefunden?" klang die leise, vibrirende Stimme Friedrich's neben ihr. Sie blickte auf. Er lehnte an einer der schwarzen Marmorsäulen des Balcons. Sein Athem berührte fast ihre Stirn, seine Augen brannten in die ihren. „Marina, liebst Du mich?" — Da fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen, zwei heiße Lippen drückten sich auf seinen Mund — und schnell wie ein gescheuchtes Reh floh Marina in den Saal zurück und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Am Abend desselben Tages standen die zwei Schwestern zusammen auf dem Balcon mit den rothen und schwarzen Marmorsäulen. Es schien eine Wendung zum Bessern im Befinden des Grafen eingetreten zu sein. Pietro schüttelte den Kopf, aber die beiden Mädchen gaben sich doch erneuter Hoffnung hin. Sie konnten es nicht glauben, daß der Tod einen Trauerflor über ihren Liebesfrühling breiten wollte.

Der Vollmond spiegelte sich in dem ruhigen Wasser des Canals, über den einige Gondeln lautlos hinglitten. Die Nacht war wie zum Träumen geschaffen.

Giulia blickte mit einem seligen Lächeln auf die von Mondschein versilberten Wellen, die sie doch nicht sah, denn vor ihrem Geist stand das Bild Pietro's und sie flüsterte: „O, er ist so gut, so gut", und ihre Hände falteten sich unwillkürlich.

Marina's Augen folgten einer der dunklen Gondeln, bis sie hinter einem Mauervorsprung verschwand und die Furche, die sie gezogen hatte, vom Wasser verdeckt wurde. „Sie ist verschwunden", dachte sie, „spurlos, wie die Foscaris bald verschwunden sein werden. Keine Könige werden dieses Schloß mehr als Gäste betreten. Die letzten Foscaris werden bürgerliche Namen tragen, sie werden den Palast ihrer Ahnen mit kleinen Hütten vertauschen"; sie fuhr mit der Hand über die Augen, wie um einen bösen Traum zu verscheuchen. „Dennoch, ich liebe ihn und ich will glücklich sein", sagte sie dann halblaut vor sich hin.

Am andern Morgen erhielt der Marchese eine Botschaft von Marietta. Er erfuhr, daß auf eine Wiederherstellung des Grafen nicht zu hoffen sei, derselbe aber noch mehrere Tage leben könne. Er beschloß, nun nicht län-

ger zu zögern, kaufte einen prächtigen Schmuck und begab sich in sorgfältigster Toilette nach dem Palazzo. Diesmal fand er den Eingang frei und beauftragte Bernardo, den er auf der Treppe begegnete, die Gräfin Giulia um eine Unterredung zu bitten. Giulia, welche glaubte, daß es sich um einen erneuten Bilderkauf handle, nahm ihn an. Der Marchese beschloß, gerade auf sein Ziel loszugehen. Zuerst versicherte er, daß sie die schönsten Augen und das schönste Haar in ganz Venedig besitze, dann, daß diese Schönheiten im Rahmen seines Palastes doppelt zur Geltung kommen würden, und endlich, daß er seine eigene gut situirte Persönlichkeit nebst beifolgendem Preciosenschmuck ihr zu Füßen lege und hoffe, sie bald als Frau Marchesa Fadecci begrüßen zu können. Er schloß mit einer graziösen Verbeugung und einem siegessichern Lächeln.

Giulia hatte ihn erst mit steigender Verwunderung, dann mit steigendem Zorn angehört.

Dunkle Röthe überdeckte ihr Gesicht, was der Marchese als günstiges Zeichen auffaßte. „Herr Marchese", stieß sie endlich athemlos vor Aufregung hervor, „ich muß Sie bitten . . ."

„Ah, das geht in diesem Falle nicht", lächelte er, „Sie wollen mich bitten, mit Ihrem Vater zu sprechen, ich aber will von Ihnen selbst mir das Jawort holen und bitte zugleich, diesen Schmuck als Brautgeschenk anzunehmen."

Und ihr mit einer Hand das Schmuckkästchen präsentirend, versuchte er mit der andern ihre Taille zu umschlingen.

Aber mit zwei schnellen Bewegungen hatte Giulia ihn selbst von sich gestoßen und die Juwelen zur Erde geschleudert. Hochaufgerichtet stand sie jetzt vor ihm. „An meinen armen, todtkranken Vater wollte ich Sie nicht weisen", sagte sie, „ich wollte Sie nur bitten, dieses Haus zu verlassen, da ich nie die Ihre werden kann. Jetzt befehle ich Ihnen, verlassen Sie dieses Zimmer, die Foscaris sind noch nicht so arm und schutzlos, daß sie jedem Abenteurer zufallen müßten, der die Hand nach ihnen ausstreckt. Bernardo!" Der Alte wartete im Nebenzimmer und trat auf den Ruf seiner jungen Herrin ein.

„Begleite den Herrn hinunter und trage ihm das nach." Sie wies mit einer leichten Handbewegung nach den am Boden verstreuten Juwelen. Der Alte blickte sie scheu und verwundert an. „Wie die selige Frau Gräfin", murmelte er, indem er ihren Befehl ausführte, „und ich habe bis heute nicht einmal gewußt, daß sie ihr ähnlich sieht." Mit stolz erhobenem Haupte schritt Giulia an dem Marchese vorüber der nächsten Thür zu. Aus dem schüchternen Mädchen, das der Marchese bei seinem ersten Besuch gesehen hatte, war ein stolzes Weib geworden, das ihn verachtete.

Er konnte sich in diese Aenderung nicht finden, nur das begriff er, daß für den Augenblick hier nichts zu machen war. Ein giftiger Blick flog ihr aus seinen Augen nach. „Wir sprechen uns schon noch einmal, Madonna", zischte er zwischen seinen Zähnen hervor und trat den Rückweg an.

Es waren mehrere Tage seitdem vergangen. Der Graf Filippo ruhte von seinen Leiden befreit bei seinen Ahnen und die Vermälung der beiden Schwestern sollte in kurzer Zeit stattfinden. Pietro's practischer Sinn rieth dazu, den Palazzo mit allen Kunstschätzen zu verkaufen, aber die Rücksicht auf die vielleicht noch lebenden Brüder seiner Braut hielt ihn davon zurück. Der Stern Napoleon's war untergegangen, Europa ging einer friedlichern

Zeit entgegen und es war anzunehmen, daß Viele, die Beute- oder Abenteurerluſt aus der Heimat getrieben hatte, nun zurückkehren würden. Durch den Gedanken, daß auch die Brüder Foscari unter dieſen Zurückkehrenden ſein könnten, und die Bitten Marina's, deren Herz ſich von dem Hauſe ihrer Väter nicht losreißen konnte, wurde er bewogen, den Palazzo unangetaſtet zu laſſen.

Und es zeigte ſich, daß er wohl daran gethan hatte, die Verſchollenen nicht zu den Todten zu zählen, denn eines Tages erſchienen Nicolo und Andrea Foscari wirklich wieder im Palazzo. Der Krieg und die mancherlei Wechſelfälle, denen ſie in den letzten Jahren unterworfen geweſen waren, hatten ihr Aeußeres und ihre Charaktere arg verwildert und weder die Nachricht vom Tode ihres Vaters, noch die Schönheit ihrer jungen Schweſtern ſchienen einen beſondern Eindruck auf ſie zu machen. Als ſie hörten, daß Giulia und Marina „Männer aus dem Volke", ohne Reichthum und glänzende Stellung heirathen wollten, ſchlugen ſie ein lautes Gelächter auf und nannten ſie die „dümmſten Mädchen, die ſie in ganz Europa gefunden hätten". Die Schweſtern waren erſchrocken und empört über ihr wildes, rohes Weſen und ſahen mit heimlicher Angſt ihrer erſten Begegnung mit Pietro und Friedrich entgegen. Doch verlief dieſe beſſer, als ſie erwarteten.

Das ernſte, beſtimmte Weſen Pietro's ſchien den beiden wilden Burſchen zu imponiren und auf ſeinen Vorſchlag, den Palazzo mit der koſtbaren Einrichtung zu verkaufen und den Erlös zu theilen, gingen ſie ſehr bereitwillig ein, nachdem ihnen der größere Theil verſprochen worden war.

Indeß ſtellte ſich heraus, daß das Verkaufen ſo vieler Kunſtgegenſtände nicht leicht war. Die unruhigen Zeiten hatten die Kaſſen erſchöpft, man bekam die Bilder und Möbel ſchlecht bezahlt und für das Gebäude ſelbſt fand ſich kein Abnehmer. Mit Thränen in den Augen ſahen die Schweſtern ein Stück nach dem andern von den Juden des Ghetto, die noch die beſten Zahler waren, hinaustragen, und beſonders Marina zerriß es das Herz, ſich von den ſchönen Bildern, die ihr in letzter Zeit ſo doppelt lieb geworden, trennen zu müſſen. Unter den Bildern befand ſich auch ein Porträt des König Chriſtian von Dänemark, das Marina beſonders liebte, weil es eine wunderbare Aehnlichkeit mit Friedrich Norman hatte. Sie hatte gebeten, dieſes eine Bild wenigſtens nicht zu verkaufen, war aber von den Brüdern mit Hohn und Lachen zurückgewieſen worden. Da beſchloß Friedrich, der durch den Verkauf eines Bildes gerade eine beſondere Einnahme gehabt hatte, ſich des Bildes zu bemächtigen, und da die Juden für die fremdländiſche Arbeit ſehr wenig boten, bekam er es für geringen Preis. So wurden nach und nach die Säle des Palazzo leer und, da ſich immer noch kein Käufer für denſelben fand, drangen die Brüder auf Theilung der erlöſten Summe, da ſie nicht länger in Venedig bleiben und ſich nach Amerika einſchiffen wollten. Obgleich ſie den Schweſtern den Palazzo für eine unerhört hohe Summe anrechneten, ſo willigten deren Verlobte doch in dieſe Art der Theilung, um ihre Schwäger, durch deren Anweſenheit ſie ernſtliche Unannehmlichkeiten fürchteten, loszuwerden. Nicolo und Andrea ſchifften ſich ein und man hat nie wieder von ihnen, den letzten Sproſſen eines alten verkommenen Geſchlechts, gehört.

Den Tag nach der Abreiſe der beiden Brüder ſollte die Vermälung der Schweſtern ſtattfinden. Marietta erſchrak gewaltig, als ſie es erfuhr.

„Alle Heiligen mögen mir helfen!" rief ſie, „wie ſoll ich dem Marcheſ

Fadecci wieder unter die Augen treten, wenn das geschieht!“ Und sie stürzte fort, diesmal ohne auf das Schreien der Kinder zu achten.

Der Palazzo Foscari hat, was in Venedig ziemlich selten ist, einen geräumigen Hof, nach der Landseite zu gelegen. Den Zugang von außen bildete ein hohes Thor von kunstvoll getriebenem Metall, das aber nie benutzt wurde, und eine schmale, in die Mauer eingelassene Thür, deren Schlüssel Bernardo besaß. Die Mauern des Hofes waren von üppigem Weinlaub überrankt und in der Mitte desselben befand sich ein Bassin von weißem Marmor mit einem pausbäckigen Meergott in der Mitte, der früher einen blitzenden Wasserstrahl in die Luft geschleudert hatte. Jetzt breitete ein Feigenbaum sein schattiges Laubdach darüber aus. Das Plätschern des Springbrunnens fehlte freilich, aber die Schwestern kannten den Platz nicht anders, und der Hof war der einzige Raum des Palazzo, welcher von der durch den Verkauf verursachten Zerstörung verschont geblieben war. Deshalb suchten ihn die Schwestern auch jetzt am liebsten auf.

Auch am Abend vor ihrer Vermälung saßen sie mit ihren Verlobten unter dem Feigenbaum und besprachen die Feier des nächsten Tages. Da wurde Pietro zu einem Kranken gerufen und die drei Anderen begleiteten ihn bis zur Wasserseite, wo er eine Gondel bestieg. „Ich komme bald zurück“, rief er Friedrich zu. „Warte hier auf mich, ich will Dich abholen.“ Friedrich und Marina setzten sich auf die obere Stufe der Wassertreppe und blickten dem schnell hingleitenden Fahrzeug nach. Giulia ging in das Innere des Palazzo zurück, um Bernardo noch einen Auftrag zu geben. Er war nicht zu finden. Sie betrat noch einmal den Hofraum und sah, daß die kleine Thür zum Park geöffnet war. So war er wohl hinausgegangen und hatte vergessen, sie zu schließen.

Sie stieg eine Seitentreppe empor und betrat den über dem Eingang gelegenen Saal. Das helle Mondlicht fiel durch die hohen Bogenfenster und beleuchtete grell die jetzt so kahlen Wände. Giulia schauerte leise zusammen. Sie hatte in ihrem Zimmer noch einige Kleinigkeiten zusammenpacken wollen, um am nächsten Tage ganz frei von Geschäften zu sein, aber eine unerklärliche Aengstlichkeit hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt, und schon in der Mitte des Saales angelangt, beschloß sie umzukehren und Marina und Friedrich zu rufen. Da hörte sie, daß die Thür des Nebenzimmers leise geöffnet wurde. Sie wandte den Kopf. Ein lauter Schrei durchgellte den Saal. Giulia fühlte sich zur Erde geworfen und ihren Mund mit einem Tuch zugeschnürt. Zwei dunkle Augen blitzten über ihr. „Als Gatten hast Du mich verschmäht, zur Geliebten sollst Du mir nun noch gut genug sein“, flüsterte ihr eine Stimme zu, deren Klang ihr Herz erbeben machte. Ihre Hände wurden gefesselt, sie war unfähig sich zu bewegen oder einen Laut von sich zu geben und ihre Augen starrten in tödtlicher Angst auf die zwei vermummten Gestalten vor ihr. „Hebe sie auf, Beppo“, sagte dann die Stimme, die Giulia als die des Marchese Fadecci erkannt hatte, „hebe sie auf und dann fort mit uns, ich decke den Rückzug.“

Giulia fühlte sich emporgehoben, die Sinne schwanden ihr. Da wurde die Thür, zu welcher der Marchese und sein Helfer hinausgewollt hatten, schnell geöffnet. „Was geht hier vor?“ rief Friedrich Norman, den Vermummten den Weg vertretend. „Jesus Maria!“ schrie Marina auf.

„Maladetto — zurück Beppo, ich mache den Weg frei!“ Eine Stahlklinge blitzt im Mondlicht. Friedrich reißt eine Pistole, die er immer bei sich trägt,

hervor. Im selben Augenblick fühlt er den Dolch des Fremden in seiner Brust, aber schon hat auch sein Finger den Drücker der Pistole berührt. Ein Schuß kracht, der vordere der beiden Vermummten stürzt zu Boden. Der andere läßt die Gestalt Giulia's los, hebt mit athletischer Kraft die seines Kameraden wie einen Spielball empor und ist im nächsten Moment aus dem Saal verschwunden.

„Alle Heiligen, Signora — Signor Federigo!" rief die zitternde Stimme des alten Bernardo, der in diesem Augenblick mit einem Licht in der Hand die Thür des Nebenzimmers öffnete. Vor ihm lag die gefesselte Gestalt Giulia's, weiter hin beugte sich Marina über Friedrich, dessen Blut den Fußboden überströmte. Indessen waren derartige Auftritte in Venedig zu jener Zeit doch nicht selten genug, um dem Alten jetzt alle Geistesgegenwart zu rauben. Er beugte sich über Giulia und löste ihre Fesseln. „Heilige Madonna stehe uns bei", murmelte er dabei, „und das Alles konnte passiren, während ich nur einen Augenblick bei Marietta war!"

„O Pietro, Pietro, warum kommt er nicht?" jammerte Marina, Friedrich's bleichen Kopf an ihre Brust pressend. „Er stirbt mir unter den Händen."

Bernardo bemühte sich indeß Giulia wieder zum Leben zu bringen. Da trat Pietro ein. Starr vor Entsetzen blickte er einen Augenblick auf die Gruppe vor sich. Da schlug Giulia die Augen auf. Mit wenigen Worten erklärte sie und Marina das Vorgefallene. Er untersuchte die Wunde Friedrich's. „Armer, armer Freund", flüsterte er, „arme Marina!"

Die Wunde Friedrich's ließ keine Hoffnung auf Wiederherstellung zu. Er starb noch in derselben Nacht.

Am andern Morgen kam Marietta händeringend zu Bernardo. Man hatte den Marchese Fadecci todt, erschossen in seiner Wohnung gefunden.

„Wir haben auch einen Todten zu beklagen", antwortete der Alte düster und wandte ihr den Rücken.

Und Marina? Sie lebte in der Casa Leoni bei ihrer Schwester nach deren Verheirathung mit Pietro Giormo. Ihre Schönheit zog manchen Bewerber um ihre Hand in's Haus, aber sie schüttelte zu allen Heirathsvorschlägen den Kopf. „Ich will eine Foscari bleiben bis an's Ende", sagte sie. In dem alten Palazzo hatte sie sich eine Art von Kapelle eingerichtet, wo sie täglich ihr Gebet sprach.

Ueber der Statue der Jungfrau hing das Bild des Dänenkönigs, der die Züge ihres Geliebten hatte. Der alte Bernardo schüttelte den Kopf, wenn er ihr helfen mußte das Bild mit frischen Blumen zu schmücken, was sie gern that. Er hätte gern gegen diesen Götzendienst, wie er das nannte, protestirt, aber wenn sie ihn mit ihren großen traurigen Augen anblickte, that er doch Alles, was sie wünschte. Später, als sie älter geworden, zog sie ganz in den Palazzo. Allein mit ihren Erinnerungen überlebte sie ihren Schwager und ihre Schwester, deren Ehe eine sehr glückliche, aber kinderlose blieb.

„Zu meinem Herzen haben seit Jahren nur noch die Augen des Bildes da gesprochen", sagte sie, als ich sie kennen lernte.

Sie konnte mit Byron's Marina Foscari sagen:

„Gram ist phantastisch und er liebt die Todten."

Friedrich Bodenstedt und die deutsche Philosophie.

Kritische Randglossen von **Ernst Eckstein.**

Bodenstedt hat seine zahlreichen Freunde mit einem Prachtband neuester Dichtungen beschenkt, die den Gesammttitel „Einkehr und Umschau" führen nnd eine so blendende Fülle poetischer Meisterstücke enthalten, daß selbst die tadelsüchtigste Kritik sich auf Einzelheiten beschränken müßte, deren Erörterung fast kleinlich erschiene. Wenn wir jedoch dem Dichter Bodenstedt unsere vollste Sympathie, unsern wärmsten Dank auch für dieses neueste Geschenk seiner Muse darbringen, so müssen wir gegen den Philosophen Bodenstedt rückhaltlos Front machen. Die Art und Weise, wie unser Poet auf philosophischem Gebiet über Dinge und Menschen abspricht, hat viel Herbes und wenig Ueberzeugendes. Ja, an verschiedenen Stellen finden sich Meinungsäußerungen, die weder mit einer erschöpfenden Kenntniß der modernen Systeme, noch selbst mit den Principien der reinen Logik vereinbar scheinen. Die folgenden Zeilen widmen sich dem Nachweis dieser Behauptung.

In erster Linie beanstanden wir die als Dichtwerk sehr gelungene Parabel „Schein und Wesen", die eine Widerlegung des Kant-Schopenhauer'schen Idealismus enthalten soll:

„Der Lehrer sprach zum Schüler: „Sieh',
Mein Sohn, den Schatten dort am Zelt —
Er gleicht dem Dasein dieser Welt,
Ist ganz so wesenlos wie sie.
Beachte, wie ich meine Hand
Jetzt auf zum Licht der Sonne hebe
Und unter uns dem Wüstensand
Selbst mit den Fingern Schatten gebe:
Er scheint Dir greifbar und bezirklich,
Allein Du siehst, er ist nicht wirklich,
Denn alles Wirkliche besteht,
Derweil der Schatten schnell vergeht,
Zieh' ich die ausgestreckte Hand
Zurück in's hüllende Gewand.
Und wie der Schatten wesenlos,
Ist Alles Täuschung uns'rer Sinne,
Vorstellung des Gehirnes blos
Und nichts zu bleibendem Gewinne.
Selbst jener Gluthenborn am Himmel
Und Nachts die leuchtenden Gestirne,
Das ganze athmende Gewimmel
Des Weltalls lebt blos im Gehirne,
Im Schau'n des inneren Gesichts;
Wird dies vernichtet, so bleibt Nichts.""

Lehrer und Schüler verirren sich nun in der Wüste,

„Wo keine Quelle und kein Baum
Im Sonnenbrande Kühlung bot."

Endlich erblicken sie einen Felsblock, der einigen Schatten gewährt. Der

Schüler nimmt diesen schattigen Platz ein, verweigert aber dem Lehrer den Zutritt, indem er sagt:

„Du verkehrst
Die eigene Lehre: — eben erst
Sprachst Du, der Schatten sei nur scheinbar,
Nur eine Vorstellung, ein Nichts."

Er verlangt von dem Lehrer Widerruf, und als dieser ihm den Widerruf verweigert, beharrt auch der Schüler seinerseits bei der Weigerung, dem Lehrer Platz zu machen. Die Parabel schließt mit den Versen:

„Der Lehrer starb am Sonnenstich,
Der munt're Schüler lebt noch heute."

Die ungeheure Erschleichung, die dem an sich so anmuthigen Poem zu Grunde liegt, wird jedem philosophisch Gebildeten sofort einleuchten. Der Idealismus, der die Realität der Außendinge leugnet und die Welt nur für Erscheinung erklärt, leugnet damit ja keineswegs innerhalb dieser Erscheinung den Nexus der Causalität. Er behauptet keineswegs: weil die Sonne nur Erscheinung ist, dörrt sie dem von ihr bestrahlten Menschen nicht die Haut aus; er behauptet vielmehr nur: auch dieses Ausdörren der Haut und Alles was daraus folgen kann, also auch der Tod eines Individuums, ist Erscheinung. Diese Behauptung aber hat der Schüler durch seine Handlungsweise durchaus nicht widerlegt. Er antwortet vielmehr auf ein philosophisches Theorem in Ermangelung besserer Gründe mit einem Act der Brutalität; hierin der alleinseligmachenden Kirche verlgeichbar, deren ultima ratio von jeher der Kerker und der Scheiterhaufen gewesen.

Fast möchten wir glauben, der Dichter habe hier mehr der Verführung eines lockenden Stoffes als seiner innersten Ueberzeugung nachgegeben.

In gleicher Weise fordern die übrigen philosophischen Poesieen Bodenstedt's, so reizend sie als eine reine Dichtung sein mögen, vielfach den Widerspruch des Lesers heraus.

So gleich die erste Nummer der „Bunten Blätter und Sprüche": „Naturwissenschaft und Philosophie" betitelt. Der Dichter läßt die Naturwissenschaft folgendermaßen zur Philosophie sprechen:

„Ich brauch' Deine Offenbarung nicht
Und schenke Dir meine Nahrung nicht.

Ich kann leben ohne Schelling und Hegel,
Selbst ohne den Philosophen vom Pregel,
Auch Schopenhauer, den geistvollen Flegel.

Was ich mühsam erwerbe, steht nicht zu Kauf,
Getrennt für immer bleibt unser Lauf;
Denn wo Du anfängst, da hör' ich auf."

Ich sollte doch meinen, dieser Standpunkt sei ein längst überwundener. Gerade die modernste Naturwissenschaft ist sich der unabweislichen Nothwendigkeit einer Verschwisterung mit der Philosophie nachhaltig bewußt geworden.

Hören wir über diesen Punkt einen derer berühmtesten Vertreter exacter Forschung. Ernst Häckel schreibt in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" wörtlich wie folgt:

„Die nackten, durch die Erfahrung festgestellten Thatsachen sind immer nur die rohen Bausteine, und ohne die denkende Verwerthung, ohne die philosophische Verknüpfung derselben kann keine Wissenschaft sich aufbauen.

Wie ich Ihnen schon früher eindringlich vorzustellen versuchte, entsteht nur durch die innigste Wechselwirkung und gegenseitige Durchdringung von Empirie und Philosophie das unerschütterliche Gebäude der wahren, monistischen Wissenschaft und, was dasselbe ist, der Naturwissenhaft."

Bodenstedt bleibt also mit seinem Gedicht um mindestens zwei Decennien hinter unserer modernen Entwickelung zurück.

In den Epigrammen „An Schopenhauer" kritisirt unser Poet die „philosophischen Flöhe", die das Schopenhauer'sche System populär machen:

„Sie springen schwarmweis' in die Erscheinung
Mit Deinem Willens- und Vorstellungswort,
Und bei der Lehre der Verneinung
Des Lebens, leben sie munter fort."

Aus den letzten zwei Zeilen geht hervor, daß der Dichter dieses Fortleben für unlogisch hält und von Solchen, die das Leben theoretisch verneinen, den Selbstmord erwartet. Und doch weiß Jedermann, der Schopenhauer gelesen hat, daß dieser im Selbstmord keineswegs eine Verneinung, sondern eine Bejahung des Willens erblickt; daß er den Selbstmord, als dem Zweck der Erlösung direct zuwiderlaufend, verwirft; daß diese Erlösung vielmehr nur im Quietismus gesucht werden kann. Jene Wendung des Epigramms wird also gegenstandslos.

Das Gleiche gilt von der Frage:

„Warum springt Ihr nicht gleich in's Wasser?"

in dem zweiten Epigramm „Zur Tagesphilosophie". Bodenstedt ist völlig im Irrthum, wenn er meint, die pessimistische Weltanschauung, selbst die nicht streng an das Schopenhauer'sche System gebundene, müsse derartige Consequenzen nach sich ziehen. Sehr richtig und treffend urtheilt über diesen Punkt der anonyme Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen". Er schreibt:

„Wenn die pessimistische Weltanschauung eines Menschen aus den Einzelerfahrungen abstrahirt worden ist, die er an sich selbst gemacht hat, dann wird er gleichzeitig melancholisch, verstimmt, in seinem Herzen erbittert sein. Wer hingegen auf das Unglück der Menschen durch die Philosophie aufmerksam geworden ist, den wird diese theoretische Erfahrung nicht nothwendig melancholisch stimmen. Denn hundert Leiden, die wir sehen, machen bei weitem nicht so melancholisch, wie eines, das uns selbst betrifft. Wenn der Beobachter aber gar seine Resultate publicirt, so ist die Freude über jede neue Beobachtung, wie traurig sie auch immer sein mag, größer, als der Schmerz, den er als Menschenfreund empfindet. Somit kann Derjenige, welcher die Menschen als unglücklich schildert, selbst ein verhältnißmäßig heiterer Mensch sein."

Auch Ferdinand Kürnberger äußert sich in ähnlichem Sinne:

„Zwei Schuljungen gingen aus der Schule nach Hause. Der eine weinte und der andere lachte. Der Weinende war der Optimist, der Lachende war der Pessimist. Der Optimist war in der fixen Idee zur Schule gegangen, er würde den Ehrenpfennig umgehängt bekommen. Er bekam ihn nicht und weinte. Der Pessimist hatte es mehr als wahrscheinlich gefunden, daß ihn eine erkleckliche Tracht Prügel erwartete. Aber siehe da, er schlüpfte noch glimpflich mit einem Verweise durch. Wer war froher als der glückliche Pessimist!"

Und weiterhin im Verlauf derselben Skizze:

„Die Selbstmörder liefert nur die optimistische Secte, die pessimistische nie. Nur am ewig lachenden Himmel erwarte die schwersten Gewitter und den Gehirnschlag des Himmels, den Blitz! Des Pessimisten Horizont — wer giebt es nicht zu? — umflort ein leichter, silberner Schleier: aber lasst Euren Regenschirm ruhig zu Hause. Dieser Himmel ist der einladendste zum Spazieren, diese Luft erzeugt keine Wetter. Der erhabene, an Wehmuth streifende Ernst des selbstlosen Weisen ist die erprobteste Impfung gegen Verzweiflung."

Noch weniger glücklich scheint uns Bodenstedt in seinen Angriffen auf Eduard von Hartmann. Was dieser geniale Denker über Shakespeare's Romeo und Julie gesagt, ist seit dem ersten Erscheinen jener Abhandlung in der „Deutschen Dichterhalle" zwar von unzähligen Shakespeare-Vergötterern verhöhnt und verworfen, aber noch nirgends auch nur mit einer sachlichen Silbe widerlegt worden. Auch Bodenstedt zeigt uns in seinem scharfen Epigramm keineswegs eine wirkliche Schwäche der Erörterungen Eduard von Hartmann's. Die Verse athmen lediglich den Ton höchster Gereiztheit.

„Doch jetzt kommt gar der Philosoph der Mode
Und hetzt sein bischen Witz zu Tode,
Um über Dich zu speculiren
Und unbewußt sich zu blamiren
Bei Dir, nach inductorischer Methode."

Auf dem Wort „unbewußt" reitet Bodenstedt in seinen Epigrammen gegen Eduard von Hartmann überhaupt mehr als geschmackvoll herum. Vergeblich aber fahnden wir nach einer Bemerkung, die den Kern der Hartmann'schen Philosophie träfe. Um Epigramme ähnlichen Inhalts zu schreiben, braucht man von dem Hartmann'schen Werke nichts gelesen zu haben als — den Titel.

Doch genug der kritischen Ausstellungen! Der Leser könnte sonst unsere Haltung dem Bodenstedt'schen Buche gegenüber falsch auffassen. Diese ist nämlich, wie schon zu Anfang bemerkt, im Wesentlichen eine durchaus sympathievolle. Gerade die Abtheilung „Bunte Blätter und Sprüche", aus der wir die oben citirten und angegriffenen Epigramme herausnehmen, erweist sich überreich an köstlichen Perlen; wie denn unsere ganze Polemik — es sei nochmals ausdrücklich betont — keineswegs gegen Bodenstedt den Poeten, sondern gegen Bodenstedt den Philosophen gerichtet war. Der gelesenste unserer modernen Lyriker hat den Vorzug, daß er selbst da noch interessirt, wo man seiner Anschauung feindselig gegenübersteht. Singt er uns aber voll aus dem Herzen, dann wirken seine graziösen Verse geradezu hinreißend. Möchten unsere kritischen Randglossen ihr kleines Theil dazu beitragen, den Leser auf diese originelle und hervorragende Publication aufmerksam zu machen. Im Uebrigen hat gerade Bodenstedt eine besondere Recommandation seitens der Kritik am wenigsten nöthig.

Die deutschen Schatzgräber in Olympia.

Am 8. April 1820 bearbeitete ein Milesischer Bauer sein Feld, stieß auf Widerstand, räumte die Erde hinweg und fand ein Marmorbild, die Venus von Milo!

Der Boden Griechenlands ist mit Göttern gedüngt.

Daß von jenem Hieb mit der Hacke das Ereigniß der Wiederauffindung eines der berühmtesten althellenischen Kunstwerke, sowie infolge dessen ein heute noch ungeschlichteter Streit der Künstler und Kunstgelehrten datirt, war ein Zufall freilich — aber wenn so wichtige und herrliche Funde zufällig gemacht werden, da scheint es eine wohl selbstverständliche Pflicht für das gegenwärtige Menschengeschlecht, an Orten, wo historisch nachweisbare künstlerische Schöpfungen des alten Griechenland in Schlummer versenkt liegen, fleißigste, systematische und im Eifer nicht erkaltende Nachgrabung zu halten.

England und Frankreich spielte uns Deutschen auch hier leider das Prévenire. Merkwürdig — oder nein! erklärlich genug: so lange wir in dreißig und mehr kleine „Vaterländer" Zerrissenen und Zerstückten nicht das Gefühl unserer nationalen Zusammengehörigkeit zu gewinnen vermochten, gebrach es uns auch an Kraft und Lust zu solch' einer größern und am besten sicherlich gemeinsamen Unternehmung, wie es eine kunstwissenschaftliche Expedition in das Land der Antike, zur Durchforschung dortigen Grund und Bodens nach erhaltenen Denkmalen und Ueberresten alter Architektur oder Skulptur, gewesen wäre. Wir ließen Engländer und Franzosen, sei es einzelne Persönlichkeiten, sei es größere und kleinere Gruppen von Männern der Wissenschaften und Kunst, ruhig nach Italien und Hellas ziehen, dort die werthvollsten, die unsterblichsten Funde zu machen, und halfen dann ihren gelehrten Ruhm, als den von kühnen und glücklichen Entdeckern, bereitwillig erweitern und erhöhen, indem wir Gründlichen und Gediegenen, zu Hause freilich, im Museum und im Collegium, das Studium der Antike begeistert trieben und beförderten!

So ließen wir — um aus vielen uns in die Hand gegebenen Beispielen nur zwei heraus zu heben — die unvergleichlich schönen und erhabenen Skulpturwerke vom Athenischen Parthenon neidlos den Engländern, denen sie Lord Elgin patriotisch, doch minder ehrlich zu gewinnen verstand, und so schienen wir es am Ende gar natürlich zu finden, wenn die Franzosen den geweihten Bezirk der Akropolis von Athen sich sozusagen als eine specielle gelehrte Domäne, wo nur sie zu forschen und wissenschaftlich zu combiniren hätten, annaßten. Durchaus vereinzelt aber blieb in Deutschland eine kunstgeschichtliche That, wie sie — Dank sei es den Manen König Ludwig I. von Bayern und des Bildhauers von Wagner! — die Erwerbung der sogenannten „Aegineten" für München war.

Es mußten erst die großen welthistorischen Ereignisse der Gegenwart,

die in der Wiederaufrichtung eines Deutschen Reiches ihren Abschluß fanden, vor sich gegangen sein, wir mußten erst die großen Kriegs- und Siegesthaten der Jahre 64, 66 und 70 vollbracht haben, um uns das Bewußtsein zu geben, daß auch wir nicht weniger berufen und im Stande seien, auch in friedliche Wettkämpfe mit anderen Nationen einzutreten, sowie das nahe genug liegende Object zu einem Kampf letzterer Art in einer Unternehmung auf classischen Boden, in's Reich der Antike — für den durch Vorausgegangenes sich hier als nächsten darbietenden Fall in einer deutschen Expedition nach Hellas, zur Erforschung und Wiederaufgrabung des „heiligen Landes" der alten Griechen, gegeben sei!

Kein Anderer, als der große Altmeister unserer deutschen antiquarischen Forschung, der unsterbliche Begründer der modernen Kunstwissenschaft, Winckelmann, hat gerade dies Ziel uns vorgesteckt.

Die Ebene von Olympia, die Stätte der „Olympischen Spiele!" Wessen Begeisterung wird nicht entflammt, wessen Phantasie wird nicht blühend rege bei dem Gedanken an dies glänzendste und hehrste Nationalfest, welches in ihrem ganzen Lauf die Weltgeschichte kennt?

Im Peloponnes, dem südlichen Griechenland, im jetzigen Morea, und zwar in der fruchtbaren, gottgesegneten Landschaft Elis war es, wo jenes uralte, in seiner Entstehung auf göttliche Inspiration und Einwirkung selbst zurückgeführte religiöse Fest zu Ehren des obersten Gottes, des Zeus, immer nach Ablauf von vier Jahren wieder gefeiert wurde. Auch die pythischen Spiele in Delphi zu Ehren des Apollo, die isthmischen in Corinth, zu Ehren des Poseidon, die nemeischen in Argos waren wohl prunkreiche und orginelle Bethätigungen des althelleniſchen Lebens — dennoch erblaßt ihr Glanz beträchtlich vor dem Augen wie Sinne berückenden, die Sonne am Himmel gleichsam überstrahlenden Zauberbild der „Olympischen Spiele", wie es ein das todte Wort gern lebendig machender, die geschriebene Ueberlieferung begeisternd sich ausmalender, ihr Form und Farbe gebender Geist noch immer vor seinem innern Blick erschauen wird.

Es konnte über den Platz des Festes der Spiele niemals ein Zweifel obwalten — die griechischen Schriftsteller, die uns erhalten sind, haben selber ihn uns bezeichnet, in Elis, wie gesagt, da, wo der Alpheiosstrom von Osten her nach Westen ein von sanften Hügelketten, letzten Ausläufern oder Abdachungen des Olymposgebirges, eingefaßtes Waldthal durchfließt, welches, etwa 5 Kilometer lang und 3 Kilometer breit, „in seinen Hauptumrissen einer großen, von der Natur selbst geschaffenen Rennbahn gleicht." Es ist eine eigenthümlich schöne, mild und stille, von einem freundlich ernsten Zauber, wie dem Wehen und Winken einer gnädigen, „unsichtbar sichtbaren" Gottheit durchhauchte Landschaft, deren halb heiterem, halb sanft elegischem Reiz auch heute noch der Mensch sich gefangen geben muß.

Am nördlichen Flußufer schieben landzungenartig sich mehrere Hügelrücken vor und auf den zwei äußersten derselben sah unsere Zeit die Dörfer Miraka und Druva entstehen, noch kaum fünfzig Jahr alt und doch schon recht stattliche Ortschaften. Druva zunächst, parallel mit dem betreffenden Hügel, erhebt sich jenseits eines Baches, des Kladeos, der unweit davon sich mit dem Alpheios vereinigt, ein anderer niedriger, kegelförmiger Hügel, das Kronion genannt, weil hier wohl eine der ältesten, und eine ebenfalls von der Natur selbst gleichsam dargebotene Stätte der Verehrung des Zeus, des Zeus Kronos — zuerst, wie man denken kann, einer noch „bild- und tem-

pellosen" Verehrung — war. Später lag am Fuße des Kronion der große Zeus-Altar und hochberühmte Tempel inmitten des „heiligen Haines", der „Altis" von Olympia, mit noch verschiedenen anderen Cultusstätten und Wohnungen des Gottes, mit vielen Altären und Heiligthümern, nicht weniger als zehn Schatzhäusern zur Beherbergung der in frommem Sinn dargebrachten Kleinode und Spenden aller Art, sowie mit so ungezählt vielen Götter- und Siegerstatuen als Weihgeschenken und Ehrenpreisen, so daß diese Standbilder in ihrer gegenseitigen dichten Nachbarschaft selber einem Haine, einem Walde glichen, in welchem der alte Grieche das Rauschen des Ruhmes vernahm und in dessen Schatten er nur um so freudiger und stolzer die Sonne von Lebensfülle und Daseinsglück empfand, die seinem großen Volke leuchtete!

Und ebenfalls hier, am Fuße des Kronion, dehnten sich später die tausendfältig umworbenen, siegverheißenden, höchste Ehren im ganzen hellenischen Lande bringenden Kampfplätze, das Stadion und der Hippodrom, nebst dem Gymnasium mit den akademischen Stätten, wo die geistigen Ringkämpfe zwischen Dichtern und bildenden Künstlern abgehalten wurden, endlich nebst Gasthäusern, Bädern, Conversationshallen, Kaufläden, kurz, Erquickungsörtern und Ruheplätzen aller Art, wo die Festesfreude theils bacchantisch schwoll und am lautesten tobte, theils am stillsten und seligsten sich kosten ließ in glücklicher Einsamkeit und Zurückgezogenheit.

Blüthe Griechenlands, Du, die Du uns auch in der bloßen Erinnerung, auch nur in dem unserm Geist von Dir übrig gebliebenen Begriffe noch vor Wonne und Entzücken schauern machst über die erhabene Kraft und Größe, die unnachahmliche göttliche Schönheit Deines Wesens — wo hast Du Dich prangender, stolzer, jubelnder, berauschender entfaltet, als in der heiligen Ebene, dem göttterdurchzogenen Haine von Olympia?

Und hier, wo auch die griechische Kunst in ihren blühendsten Schöpfungen tausendfach sich zusammenfand, wo auch die hellenische Skulptur, die vollendetste Manifestation dieser Kunst, in ihren ersten und berühmtesten Vertretern und Erzeugnissen sich einfand zur Theilnahme an den nationalen Culten und Wettkämpfen, zur Begehung der „Olympischen Spiele" — hier sollte, wie Schiller von Pompeji und Herculanum so poetisch schildert, es nicht auch „im Abgrund leben?" Nicht auch der „Schooß der Erde uns heraufsenden" können, was er zwei Jahrtausende in sich verschlossen hielt, wenn wir mit zwar mühevoller, aber belohnender Arbeit nur die Gruft sprengen und das „entfloh'ne Geschlecht zurückkehren" lassen wollen?

Des Pausanias, jenes griechischen „Reiseschriftstellers" aus dem zweiten christlichen Jahrhundert, Beschreibung von Olympia, so trocken und mager sie sein mag, genügte der Phantasie Winckelmann's, um sich herrliche Resultate von dem Unternehmen einer Wiederaufgrabung jener classischen, unsterblichen Stätte zu versprechen, welche die vom Alpheiosstrom, der sehr häufig aus seinem Bett tritt, herangewälzten und zurückgelassenen Erdmassen im Laufe der Zeit bis auf eine Tiefe von vier Metern vorschüttet haben. Indessen noch lange gab es kein Deutschland, welches hinter Winckelmann gestanden und seinen kühnen Gedanken muthig ergriffen hätte. Wir ließen die ersten Versuche zur Verwirklichung einer gelehrten Idee, die doch dem Haupte eines großen Deutschen entsprungen, abermals von Eng-

ländern und Franzosen machen — Dodwell 1806, Stanhope 1816 und die kurze französische Expedition von 1829 sind hier zu nennen.

Der Erste, der eine deutsche Expedition nach der Olympiaebene anregte, war 1852 Professor Ernst Curtius und es schien damals, als sollte die Anregung auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein. Alexander von Humboldt förderte das Vorhaben bei Friedrich Wilhelm IV. und vielleicht wäre es bis zur Inangriffnahme gediehen, wenn mittlerweile der Krimkrieg nicht begonnen hätte. Beinahe zwei Jahrzehnte ruhte dann die Sache und man konnte sie völlig beiseite gelegt erachten — da plötzlich zog eine mächtige, glückliche, gute Hand sie wieder an's Licht: es war die hohe Hand des deutschen Kronprinzen.

Und nun wurde der Punkt, auf den man gelangen mußte, um so schneller erreicht: im Frühjahr 1874 schlossen die eigens entsendeten Professoren Curtius und Adler den Staatsvertrag mit dem Königreich Griechenland über „von Deutschland zu unternehmende Ausgrabungen in Olympia" und machten an Ort und Stelle die nöthigen Vorstudien. Kaiser, Bundesrath und Reichstag gaben ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Expedition, deren nähern Plan die beiden Obengenannten nach ihrer Heimkehr entworfen hatten; die Mittel wurden bewilligt, die Mitglieder der Expedition gewählt — an ihre Spitzen traten zwei junge, begabte und belesene Archäologen, Dr. Hirschfeld und Dr. Böttticher — der Bau des „deutschen Hauses" in Druva begann! Das war im Sommer 1875 und schon am 4. October desselben Jahres begannen die Ausgrabungen.

Ein Jahr danach aber kann die Bevölkerung der preußischen und deutschen Hauptstadt bereits die Früchte der ersten, im Spätfrühling 1876 — aus den nothwendigen Witterungs- und Jahreszeitrücksichten — zum Abschluß gebrachten Arbeitsperiode mit Augen sehen; anders gesprochen: bereits giebt es eine „Ausstellung von Olympia-Funden" in der Rotunde des „alten Museums" zu Berlin, natürlich in Abgüssen der Orginale. So erfüllten sich Wünsche und Geschicke, Zeiten und Begebenheiten.

Der olympische Zeustempel auf dem jetzt mit Gerstenfeldern und Weinreben bepflanzten Platze der „Altis" am südlichen Fuße des Kronion — oder vielmehr die von der französischen Expedition 1829 zu Tage geförderten, seitdem aber mit Platanen, Oleander und Ginster wieder bewachsenen Ruinen dieses altgriechischen Nationalheiligthums sind es gewesen, an denen zuerst das Geschick und das Glück, Ausdauer und die richtige Berechnung der gleichsam in das Erbe jener eingetretenen deutschen Expedition sich erprobt hat. Architekturfragmente mannigfacher Art und verschiedene Inschrifttafeln wurden an's Licht gezogen, ferner einige minder oder mehr beschädigte Metopenreliefs, sowie über ein Dutzend menschlicher Torsos, Ueberreste der Gestaltengruppen aus den Giebelfeldern, vornehmlich vom Ostgiebel. Auch mehrere Fragmente von Pferdeköpfen oder Körpern fanden sich.

Fragment und Torso freilich ist Alles, was hier Schaufel, Hacke und Winde bisher der Erde wieder entrungen haben — aber selbst in Trümmern, in dem mißhandelten, zersprengten Gestein lebt noch und wirkt imponirend auf den Beschauer die ewige Hoheit und Schönheit althellenischer Kunst. Wir können nicht mehr die machtvoll zwingende Gesammterscheinung dieser kolossalen, nicht blos groß gebildeten, sondern groß auch gedachten Gestalten bewundern — aber auch vor den kümmerlichen Resten ihres Da-

seins stehen wir noch unter dem Banne der künstlerischen Ingenien, die diese gewaltigen Figuren doch zugleich so menschlich fein und griechisch zierlich zu modelliren wußten, wie es z. B. ein leider kopf-, arm- und beinloser Koloß, ein selbst in so grausamer Verstümmelung imposant schöner Rumpf eines Gottes oder Helden zeigt, den die Aussteller als „zur Hestiagruppe gehörig" (Westgiebel) classificiren!

Natürlich ist hier ein weites Feld für die philologische und kunstgelehrte Combination, die sich denn auch sehr ruhig zeigt und die Reconstruirung des plastischen Bildes, welches nach Pausanias der Ostgiebel des Tempels bot, nahezu vollendet hat. Es ist oben schon gesagt worden, daß die Mehrzahl der bisherigen Funde von diesem Giebelschmuck herrührt. Dem griechischen Schriftsteller zufolge war „Pelops im Wettkampf mit Oinomaos" hier Gegenstand der Darstellung. Zwischen Zeus, der die Mitte hielt, gewahrte man Oinomaos und Sterope, seine Gemalin, auf der einen, Pelops und Hippodameia auf der andern Seite. Verschiedene Zeugen des Kampfes, so die Personificationen der beiden Flüsse Alpheios und Kladeos, und die beiderseitige Begleitung der Helden, Wagenlenker und Andern, schlossen nach rechts und links die Scene. So manche dieser von Pausanias näher geschilderten Gestalten hat man unter den Funden genau bezeichnen können, wie Pelops selbst, die beiden Flußgötter, einen Wagenlenker. Als Bildner der Gruppe nennt unser antiker Gewährsmann Paionios den Mendäer — ein Künstlername, der bisher für uns „Schall und Rauch" war, dessen Träger nun aber als der Berufensten und Bedeutendsten Einer unter den nächsten Vorläufern des Phidias und Praxiteles legitimirt erscheint. Mit der Periode dicht vor der glanzvollsten Aera althellenischer Kunst, mit der Morgenröthe vor der Sonne haben wir es ja hier zu thun: den äußern Statuenschmuck des olympischen Zeustempels schuf Paionios, im Inneren thronte der Phidiassische Gott!

Unzweifelhaft genau zu bezeichnen war noch ein Fund, und zwar der im ersten Arbeitsjahre gemachte wichtigste — Dank der mit ausgegrabenen Inschrift auf dem einstigen Postament der Statue. Wir sprechen von dem „Weihgeschenk der siegreichen Messenier und Naupakter nach Olympia", der „Nike (Siegesgöttin) des Paionios," Denn dieser Künstler war auch ihr Schöpfer, wie Pausanias es ausdrücklich bezeugt.

Da steht sie, inmitten der Ausstellung und der Rotunde, aufrecht wieder vor dem Beschauer, wie damals vor länger als 2000 Jahren, auf hohem Piedestal, aber nicht mehr beut ihre Hand den goldenen Kranz — denn Hände und Arme, wie auch das linke Bein, sind abgeschlagen — und nicht mehr können wir Sieg und Triumph von ihrem leuchtenden Angesicht lesen: auch dies strahlende Haupt fiel in den Staub und liegt jetzt wohl zertrümmert, zerbröckelt in dem Blachfeld, das an der Stelle des alten Denkmalwaldes dehnt und gähnt! Nur den unvollständigen Körper erblicken wir dort oben — ein Trauer weckendes Schauspiel der allgemeinen Vergänglichkeit, und doch noch ein erhabenes, erhebendes Bild! Die Haltung der Figur vereinigt Majestät mit Grazie, die Formen des Leibes sind so groß und edel, als sie anmuthig sind, und wir huldigen dem Reiz des ewig Schönen, ewig Weiblichen, dessen magische Gewalt unsterblich sich noch in die Theile rettet, wo ein schönes Ganzes bereits zerfallen, dem Loose der Endlichkeit verfallen ist!

Möge es eine gute Vorbedeutung sein, daß der Hauptgewinn der ersten

Arbeitsperiode gerade die Siegesgöttin war! Möge die Expedition selber eine siegreiche sein, indem sie fortgesetzt alle Schwierigkeiten überwindet und das mühevolle Ziel einer vollständigen Aufgrabung und Durchforschung der Olympischen-Ebene endlich erreicht; möge sie eine Mehrerin des friedlichen Ruhmes unseres deutschen Vaterlandes und Retterin einer großen Zahl ewiger Schöpfungen der Kunst werden, zu Nutz und Frommen der classischen Bildung, eines ästhetischen Sinnes und Geschmacks, sowie des tief in die Menschheit gelegten, stets auch die Keime des sittlich Edlen zeitigenden Schönheitsgefühls unsers Volkes! Dr. Emil Knecschke.

Rückfall.

Mein Herz, was schlägst Du doch,
Als wär' es Frühling wieder,
Was sollen Lenzeslieder,
O, sprich, im Herbste noch?

Du schienst so klug und kalt,
So mannhaft im Verzichten
Und willst nun selbst vernichten,
Den schwer errung'nen Halt?

Inmitten Kampf nnd Pflicht,
Was horchst Du auf die Töne
Die in phantast'scher Schöne
Dich locken zum Gedicht?

Was träumst Du jugendlich,
Wie einst in frohen Tagen,
Von Blumen, die Dir sagen:
Wir blühen nicht für Dich?

O laß aus Deiner Ruh'
Die Sehnsucht Dich nicht schrecken.
Will Dich ihr Zauber wecken,
So schließ die Augen zu.

Blick' in Dich selbst hinein
Und schaue nicht zur Seite,
Und schweifst Du ja in's Weite,
So laß es aufwärts sein!

Conrad von Prittwitz-Gaffron.

Nach dreißig Jahren.

Als Berthold Auerbach vor mehr als dreißig Jahren seine ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten veröffentlichte, da begrüßte, sofort den hohen dichterischen und culturhistorischen Werth der Gabe in begeisterter Freude warm anerkennend, unser nun leider dahingegangener Freiligrath den treuen Schilderer einfach kräftigen deutschen Volksthums in einem tief aus dem Herzen dringenden Gedichte, worin er die Schwarzwälder Dorfgeschichten mit „Heinrich Stilling's Jugend", Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud", Brentano's „Annerl" und Immermann's „Westfälischen Hofschulzen" zusammenstellte und hervorhob, wie aus diesen Schriften durch ein Jahrhundert hindurch überall dasselbe Antlitz mit denselben Zügen hervorblickt, wie aus ihnen gleichmäßig dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln hervortönt, als ein sprechender Beweis dafür,

„Daß immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue."

„O, das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tücht'gen, derben?
So laß uns frisch denn auf- und vorwärts blicken:
Ein Keim, wie der, wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an in Pracht sich zu entfalten,
Mag Gott die Hände segnend drüber halten."

Wir haben diese Strophe vollständig hingesetzt, weil es wohlthut, rückblickend daran zu gedenken, mit wie tiefklarem Scharfblick und mit wie vollem, unerschütterlichem Vertrauen unser Freiligrath des tüchtigen deutschen Volkskernes Prachtentfaltung vorausgesehen und vorausgesagt. Wir können es uns aber auch nicht versagen, noch zwei frühere Strophen herzusetzen, in denen Freiligrath, als ein nicht minder richtiger Seher, die Wirkung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" auf die Lesewelt vorausgesagt:

„Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie's mich gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle,
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen.

Das Alles ist dir aber nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen.
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen."

Man weiß, wie auch diese Voraussetzung in Erfüllung gegangen, wie Auerbach's Dorfgeschichten weit über Deutschlands Grenzen hinaus sich im Sturmschritt und mit nachhaltigstem Erfolg Aller Herzen erobert, ja wie sogar dieser Erfolg dem Dichter selbst im Anfang bei seinem Uebergange

von den Schwarzwälder Dorfgeschichten zum deutschen Roman einigermaßen im Wege stand, weil viele Leser damals noch wähnten, er dürfe den beschränkten heimischen Boden nicht verlassen, während es jetzt wohl klar vor Augen liegt, daß vorzugsweise Auerbach mit dazu berufen war, in unserm Schriftthum den deutschen Norden mit dem deutschen Süden zu vermitteln, was für die Prachtentfaltung des deutschen Volkes und des deutschen Reiches eine unerläßliche Vorbedingung bildete.

Doch von dieser Bedeutung Auerbach's als eines der wirksamsten Bindeglieder zwischen Deutschlands Norden und Süden kann und soll hier heute nicht weiter als in flüchtigen Andeutungen die Rede sein; aber auch vom rein künstlerischen Gesichtspunkte müssen wir es vollkommen billigen und Auerbach zu hohem Verdienst anrechnen, daß er den von ihm mit so vielem Glück und Erfolg bebauten Boden der Dorfgeschichte nicht dem Wunsche zahlreicher Leser gemäß fortwährend weiter bebaut, sondern demselben, sich einem andern, größern Gebiete zuwendend, eine lange Brache gegönnt.

Aber wenn nun „nach dreißig Jahren" der Verfasser zu diesem seinem eigensten Gebiet zurückkehrt und „Neue Dorfgeschichten" darbietet, so wendet sich ihm sofort in froher Erwartung und mit dem sichern Vorgefühl hohen künstlerischen Genusses die gesammte Lesewelt zu. So wird denn das neueste literarische Ereigniß auf lange hinaus ein Thema des „Salons" bleiben, das in der nächsten Zeit vielgenannte Buch:

Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta 1876.

Kein Kundiger freilich wird wähnen, von einem Künstler wie Auerbach „nach dreißig Jahren" eine einfache bloße Variation des Jugendthemas wieder zu vernehmen. Freilich ist es derselbe, aber doch auch ein wesentlich veränderter Boden, zu dem der Dichter und wir mit ihm zurückkehren, und gerade diese so anschaulich hervortretende Umgestaltung, die während eines Menschenalters sich in dem schwarzwälder Dorfleben vollzogen, der sich überall so ungesucht darbietende Vergleich zwischen dem Damals und dem Jetzt ist es, wodurch die „Neuen Dorfgeschichten" nicht etwa als eine bloße anmuthig veränderte Wiederholung den alten gefällig nachklingen, sondern vielmehr sich diesem als ein eigenthümliches Gegenbild vollberechtigt und ebenbürtig gegenüberstellen.

„Eisenbahn und Freizügigkeit" — sagt der Dichter selbst — „haben Grundformen des wirthschaftlichen und socialen Dorflebens umgestaltet. — Das Deutsche Reich ist erstanden! Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt. — Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht. Es ist keine Seele so in sich verschlossen, daß nicht das Aufgebot zu ihr dränge. — Keine Dichterphantasie hätte Gestaltungen zu erfinden vermocht, wie sie der Genius der Zeitgeschichte vor Augen stellt. Es war hier zunächst nicht meine Aufgabe, diese großen Thatsachen als Motive dichterischer Bildungen zu fassen; aber in jedem Charakter der Gegenwart zeigen sich ihre Wirkungen."

Altvertrautes, aber frisch durchströmt von dem lebendigen Pulsschlag der Gegenwart — das dürfte in aller Kürze das bezeichnende Wort für Auerbach's „Nach dreißig Jahren" sein. Dies im Einzelnen weiter auszu-

führen und nachzuweisen, haben wir nicht nöthig bei einem Buche, das binnen kurzem sicherlich in aller Leser Händen sein wird.

Die erste Erzählung, eine Fortsetzung der „Frau Professorin", hat eine düstere Färbung. Die Entwickelung von „des Lorle's Reinhard" konnte der Grundanlage nach nur zu einem tragischen Abschluß gelangen. Die beiden anderen Dorfgeschichten dagegen haben den Charakter von Idyllen. Die letzte, „Das Nest an der Bahn", reiht ein Familienidyll an die düstere Dorfgeschichte „Die Sträflinge", in der freilich schon am Schluß ausgesprochen war, daß das selig stille Glück nicht ausstirbt und sich hart neben den unbeugsam eisernen Gleisen der neuern Zeit ansiedelt. Freilich auch in dieser still glücklichen und friedlichen Familie des zum Bahnwärterdienst gelangten frühern Sträflings ist kein volles Glück, es fehlt auch hier nicht an einem mißrathenen Kinde und außerdem an manchem trüben und drohenden Gewölk, das sich freilich zum Schluß an dem reinen Glückshimmel zerstreut. Den Hauptausschlag giebt dabei die Präsidentin und deshalb hätte ich gewünscht, daß diese Frau und ihr Einfluß auf den Staatsrath vielleicht schon früher in dem Idyll, wenn auch nur durch ein auf sie fallendes Schlaglicht, mehr hervorgetreten wäre. Ob dieser Wunsch ein berechtigter und erfüllbarer ist, wage ich selbst nicht zu entscheiden, wollte ihn aber trotzdem gerade einem Dichter gegenüber nicht zurückhalten, der mit so vollendeter Kunst die Vorgänge des menschlichen Herzens zu schildern und zu begründen und namentlich alle wechselnden Uebergänge durch vorbereitende Accorde zu vermitteln versteht. Jedenfalls muß ich gestehen, daß bei Schriftstellern, die mich nicht zu den höchsten Ansprüchen verwöhnt, ein Wunsch, wie der oben ausgesprochene, in mir gar nicht aufgestiegen sein würde.

Eine einzelne Stelle aus dieser Erzählung möchte ich noch hersetzen, weil sie einigermaßen als Beleg zu Dem dienen kann, was ich oben über die den Norden und den Süden unseres Vaterlandes vermittelnden Schriftsteller gesagt und weil es wohlthut, zu sehen, wie ein Dichter den Dichter würdigt und anerkennt. Die Stelle (S. 182) lautet:

„Fritz Reuter ist todt! Eine Seele, so stark und fein, so voll heller Lust und von innigem Ernst, hat im thüringer Lande am Fuße der Wartburg ausgehaucht.

„Ich kann die Schriften des Mannes nicht lesen, das Idiom macht mir Unbehagen."

Es ging mir auch so; aber als ich das überwunden hatte, ging mir ein Quell von Innigkeit und Heiterkeit, von unverwüstlicher Menschenliebe, von Glauben an Güte und Treue auf, dergleichen ich nicht weiter kenne. Und ein Bestes ist noch, er hat mich bekehrt.

„Wozu? Wovon?"

Zunächst von unserer Einbildung, daß wir Süddeutschen die allein seligmachende Gemüthlichkeit inne hätten. Da zeigt sich's, der Norddeutsche ist zurückhaltender, der Süddeutsche offener und das erscheint als Gemüthlichkeit. Dieser Mecklenburger hat uns so unvergeßliche, goldhaltige Volksnaturen gegeben ꝛc." —

Die reinste Idylle bietet der zweite Band der Neuen Dorfgeschichten: „Der Tolpatsch aus Amerika". Die eigentliche Geschichte ist mit wenig Worten erzählt; Aloys, mit dem Namen der Tolpatsch, ist vor einem Menschenalter nach Amerika ausgewandert, weil seine Liebste, das Marannele, falsch und ungetreu gegen ihn gewesen und den Jörgli geheirathet. Nun kommt

Jung-Aloys, des Tolpatsch Sohn, um aus Neu-Nordstetten in Amerika dem schwarzwälder Nordstetten, um in der väterlichen Heimat eine Erbschaft zu erheben, zugleich aber, um sich eine tüchtige, brave Hausfrau mit hinüber zu holen. Am liebsten wäre dem Vater eine Tochter vom Ivo und der Emmerenz, aber auch jede andere, die dem Sohn gefällt, soll ihm wie der Mutter recht sein. „Nur bring' mir nicht eine Tochter vom Marannele und vom Jörgli", hatte der Vater gesagt, und nun gerade die Tochter der verwitweten Marannele ist es, die des jungen Tolpatsch Herz gewinnt und sich ihm von Herzen zuneigt. Zu einem eigentlichen Conflict aber zwischen der Liebe des Sohnes zu seinem Vater und zu seiner Erkorenen kommt es gar nicht, da der Vater sein Verbot, auf das Thörichte desselben durch seine gescheidte Ehefrau aufmerksam gemacht, zurücknimmt, noch ehe er den Brief des Sohnes erhalten, worin dieser den Eltern schreibt, wie er ihnen niemals eine Schwiegertochter bringen werde, die sie nicht mit Freuden Tochter heißen wollten, wie er aber auch zu der Einsicht gekommen, daß er keine Andere heirathen könne, als eben Jung-Marannele.

„Und's Marannele und der Aloys
Han's doch noch verzwungen.
Was den Alten entgange ist,
Das han jetzt die Jungen."

Dies auf der Hochzeit gesungene, den Inhalt der Dorfgeschichte kurz zusammenfassende „G'sätzle" schließt die, wie man sieht, nicht in wild erregtem, leidenschaftlichem Wellengang stürmisch einherbrausende, sondern in ruhigerm idyllischen Fluß gefällig und anmuthig sich bewegende Erzählung. Aber mit welcher Kunst hat es der Meister verstanden, in dem ruhigen Gleis der Erzählung und bei aller Entsagungsbereitschaft der beiden Liebenden doch so klar, scharf und überzeugungsvoll die zarteste, innigste Liebe zwischen ihnen hervortreten zu lassen, die sicherer als leidenschaftliche Erregung ihnen für die Zukunft ein gleichmäßiges, dauerndes inneres Glück verbirgt. Und wie klar und anschaulich tritt dabei dem Leser das heutige schwarzwälder Dorfleben vor Augen! Es war ein höchst glücklicher Griff des Künstlers, zu seiner Hauptperson einen jungen Mann zu wählen, der von Vater und Großvater her mit dem alten Nordstetter Leben vertraut, doch die ihm jetzt dort neu entgegentretenden Verhältnisse mit dem practischen Blick des geborenen Amerikaners beurtheilt, und der Dichter hat es meisterhaft verstanden, diesen glücklichen Griff auch gehörig zu benutzen, um auf die Verschiedenheit deutscher und amerikanischer Verhältnisse und Anschauungen helle Schlaglichter fallen zu lassen. Wie Manches, worauf wir kaum noch besonders geachtet, tritt selbst in der Natur uns mit frischem Reiz entgegen, sobald der Fremde den Eindruck ausspricht, welchen das ihm Ungewohnte bei uns auf ihn macht. Wie reizlos wäre z. B. an und für sich die Mittheilung, daß es im Schwarzwald Lerchen und Nußbäume giebt. Aber nun lese man z. B. (S. 4):

„Horch, welch ein Singen in der Luft! Nicht aus Baum, nicht aus Hecke, frei vom Himmel herab klingt es und sieh! dort schwingt es sich, ein kleiner, zitternder Punkt.

Das ist die Lerche!

Jung-Aloys hörte zum ersten Mal im Leben die Lerche.

Er stand lange still, bis er weiter schritt." —

Und dann ferner S. 29 in einem Briefe, den Jung-Aloys seinen Eltern schreibt: „Ich lege auch ein Blatt bei von dem Nußbaum an des Großvaters Haus. Vom Lerchensang, den ich zum ersten Mal im Leben recht gehört habe, kann ich nichts schicken" — und wiederum auf S. 73, wo im Gespräch mit Aloys die alte Marannele sagt: „Aber erzähl' weiter. Sag', giebt's bei Euch auch Schnee und ist es wirklich wahr, daß Ihr keine Nußbäum' und keine Lerchenvögel habt und daß Dir das so viel Freude macht bei uns?" Empfängt nicht durch diese hier und da eingestreuten Sätze die sonst kaum beachtete Scenerie in der Natur des Schwarzwalddorfes einen eigenthümlich neuen und frisch lebendigen Reiz? Und tritt nicht ähnlich in anschaulichster Weise der Einfluß hervor, welchen die stramme preußische Wehrpflicht in Deutschland heute auf alle Verhältnisse übt, wenn es z. B. (S. 18) heißt:

„Mir kommt's so vor, als ob wenig junge Bursche im Dorf seien, sagte Jung-Aloys. — Er hat Recht. Er hat's schnell heraus. Das ist vor Zeiten anders gewesen, wurde ihm erwiedert und der Schultheiß sagte: Da ist der Preuß' schuld. — Wieso der Preuß? — Es muß jetzt eben Alles Soldat werden, da giebt's wenig heimgezogene junge Bursche mehr", und weiter S. 40: „Wahrhaft erschrocken war er, als er zum ersten Mal eine Kaserne sah, in der hundert und hundert junge Männer in ihren besten Jahren leben müssen. Gottlob, das haben wir in Amerika nicht ꝛc."; vgl. damit aber namentlich auch S. 134 ff, wo die Berichtigung wenigstens abgedruckt ist, wenn es auf Aloys' Bemerkung, seiner Meinung nach werde das Arbeitsleben in Deutschland bei jedem Menschen arg dadurch unterbrochen, daß eben Jeder Jahre lang Soldat sein müsse, heißt: „Ivo suchte klar zu legen, daß wir die schwer zu vereinbarende Aufgabe haben, stark zum Krieg und mächtig zur Arbeit zu sein." — Wir weisen nun nur noch kurz auf Das hin, was auf S. 34 von deutscher Traumsucht, auf S. 46 von deutscher Langsamkeit, dagegen aber auf S. 136 von der ehrlichen Verwaltung und unbeugsamen Justiz in Deutschland gegenüber den amerikanischen Verhältnissen gesagt ist, wie auch andererseits auf die Schilderung des amerikanischen Wesens auf S. 35, 49, 87, 92, 100 u. a. O. Wie bezeichnend ist die Bemerkung auf S. 110, daß Aloys als Amerikaner alle Vorurtheile Aberglauben nennt und demgemäß auch auf S. 168 in einem Briefe an seine Eltern schreibt: „Wir wissen daheim gar nicht, was für ein Aberglaube hier zu Lande gegen Amerika herrscht ꝛc." und ebenso kennzeichnend für die Verschiedenheit Amerikas und Deutschlands ist es, wie es S. 113 heißt: „Er hatte keine Ahnung von der Herzbewegung gehabt, die uns der Posthornklang erweckt, jetzt aber grüßte ihn Etwas mit gezackten Flügeln, die auf- und abgingen und sein Angesicht wurde so heiter, als sähe er einen alten vertrauten Freund.

Doch hiermit genug des Einzelnen! Ueber die Sprache bemerke ich, daß die echt künstlerische und maßvolle Mundart auch in den „Neuen Dorfgeschichten" eben nur so weit zur Anwendung gebracht ist, als es zur richtigen Färbung und Andeutung des Localtons unumgänglich nothwendig war.

Eine warme und dringende Empfehlung würde den Schluß dieser Anzeige bilden, wenn „Neue Dorfgeschichten" von Berthold Auerbach überhaupt eine wärmere und dringendere Empfehlung finden könnten, als durch den Namen des Verfassers.

Dan. Sanders.

Männertreu.

Novelle von **Marie Calm.**

(Schluß.)

XIII.

War das Zufall oder Abſicht geweſen? Im Augenblick der erſten heftigen Erregung glaubte ich faſt an das letztere. Mr. Aſhbourne ſollte mich mit dieſem abſcheulichen Mr. Ford zuſammen ſehen, ſollte Zeuge ſein, wie er mir das Couvert übergab, wie ich es widerſtandslos nahm. Alles das war abgekartet worden; er hatte es mit Georgiana, als ſie das Schulzimmer verließ, verabredet! — Aber meine eigene Natur war eine zu gerade, offene, als daß ſie ſich ſolchem Verdacht leicht hätte hingeben können. Ich verwarf ihn alſobald als ungerecht, ſehnte mich aber deshalb nicht weniger lebhaft nach einer Unterredung mit ihm, um deſſentwillen allein mir die kleine Scene peinlich geweſen war; denn was lag mir an Mr. Ford oder Georgiana!

Indeß ſollte dieſe doch auch erfahren, was in dem Couvert geweſen. Ich ſteckte das Geld zu mir und nahm mir vor, es womöglich in ihrer Gegenwart Mr. Ford zu geben.

Aber die Gelegenheit dazu wollte ſich nicht bieten, weder nach der gemeinſchaftlichen Andacht, noch nach dem „Lunch"; die junge Dame hüllte ſich mir gegenüber in kalte Nichtachtung ein und verweilte keinen Augenblick länger als nothwendig war, in meiner Nähe.

Meine Erregung wuchs, wie der Tag dahin ſchwand. Jetzt war die Zeit des „Diners" gekommen, für mich die ſchönſte des Tages. Ich eilte in's Muſikzimmer; der Wunſch, mich vor dieſen klein denkenden Menſchen zu rechtfertigen, ſchwand vor der Frage: wird er kommen? Und wenn er kommt, was ſoll ich thun?... Ob ich ihn grüßte? ihm auf irgend eine Weiſe meinen Wunſch, ihn zu ſprechen, zu erkennen gab? Vielleicht durch ein Lied?... Aber ich fand keins; und ſo ſang ich denn einige der herrlichen Lieder aus dem Rückert'ſchen Liebesfrühling, jetzt meine liebſten Geſänge. Ich hatte ſie mir erſt hier gekauft und ſang jetzt mit Vorliebe den engliſchen Text; er ſollte die liebeathmenden Worte doch auch verſtehen!

„Er iſt gekommen
In Sturm und Regen"

ſang ich und dachte dabei ſeines geſtrigen Erſcheinens. Würde er auch heute kommen, heute, im heiteren Sonnenſchein?... Und wie als Antwort auf meine Frage tönte in demſelben Moment auch der erſehnte Hufſchlag drunten; und während ich ſang:

„Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen"

ſtand es mir faſt ſtill vor ſtürmiſcher Bewegung!

Aber ich sang weiter. Erst am Ende wollte ich mich nach ihm umsehen, ihm einen Gruß durch das offene Fenster senden. Mit steigender Lust und Kraft strömten die Töne hinaus:

„Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das seine?
Die beiden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Nun ist entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich seh' es heiter;
Denn er bleibt mein auf allen Wegen."

„Ja, mein auf allen Wegen", wiederholte ich, den Kopf halb nach dem Fenster hinwendend. Da legte sich ein Arm um meine Schulter — der Sang verwandelte sich in einen Angstschrei, der aber im Entstehen schon erstarb — denn Edmund Ashbourne stand neben mir.

Was er gesagt, was ich erwiedert? ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich mich unendlich, unaussprechlich glücklich fühlte in seiner Nähe, an seiner Brust; daß mein Ohr seine süßen Worte durstig einsog, meine Lippen sie nachstammelten. Erst nachdem der heftigste Schrecken, der erste sinnverwirrende Wonnetaumel sich gelegt, dachte ich daran, ihn zu fragen, wie er hierher gekommen?

„Auf dem kürzesten Wege", antwortete er lachend. „Ich habe dem Diener die Mühe des Anmeldens erspart und bin gleich durch das Fenster hereingekommen. Während Sie sangen: der Freund zieht weiter, zog der Freund bei Ihnen ein."

„O, es ist nicht der rechte, nicht der gerade Weg", antwortete ich. „Ich sollte Ihnen deshalb zürnen, aber — ich wünschte so sehr, Sie zu sprechen!"

„Auch ich wünschte Sie zu sprechen, mußte Sie sprechen", sagte er, und sein hübsches, männliches Gesicht verfinsterte sich, wie ich es früher schon in der „Lane" gesehen. „Sie hatten gestern Morgen in der Kirche gefehlt; ich fürchtete, daß Sie krank seien und ritt deshalb Nachmittags her — in Sturm und Regen, wie Ihr Lied es sagt. Sie waren nicht krank, Sie sahen mich kommen, aber Sie blieben fern!"

„Muß ich Ihnen immer wiederholen, daß die Besucher Mr. oder Miß Goring's nicht die meinen sind und ich unaufgefordert den Salon nicht betrete? Sie vergessen stets meine Stellung hier im Hause."

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Ja, ich muß sie vergessen, um nicht im steten Zorn darüber zu sein", antwortete er erregt. „Jeder Tag, den Sie in dieser entwürdigenden Lage verbringen, ist mir eine Pein. Und doch — wenn Sie gehen... O, daß ich selbst so gebunden bin!"

Er ging mit heftigen Schritten im Zimmer umher. Dann aber blieb er vor mir stehen und sagte, während seine blauen Augen wieder aufblitzten: „Wissen Sie, was Miß Georgiana mir gesagt hat, als ich nach Ihnen fragte? Sie seien am Morgen mit Mr. Ford nach Blackheath zur Kirche

gefahren und jetzt habe sie Sie in lebhaftem Gespräch mit Mr. Ford im Schulzimmer gelassen. Immer dieser widerwärtige Mr. Ford!"

„Ja, widerwärtig ist er auch mir", unterbrach ich ihn unwillig; „ich sagte Ihnen das schon früher und Sie sollten mir glauben — mehr als Miß Georgiana, die, wie mir scheint, keine Unwahrheit scheut, um mir zu schaden."

Aber meinen Augen muß ich doch glauben", entgegnete er immer noch in gereiztem Ton. „Und ich sah mit diesen meinen Augen, daß Sie mit Mr. Ford zusammen waren, daß er Ihnen einen Brief überreichte oder vielmehr zusteckte ..."

„Der eine Geschäftsangelegenheit betraf", fiel ich ihm in's Wort.

„Also geben Sie ihm doch Aufträge, Sie haben Vertrauen zu ihm?..."

Ich trat einen Schritt zurück. „Sie aber keins zu mir, Mr. Ashbourne", antwortete ich verletzt. „Doch ich muß Ihnen die ganze, an sich sehr unbedeutende Sache mittheilen; schon deshalb, weil es sich dabei um Familienverhältnisse handelt, über die Sie zu unterrichten ich für meine Pflicht halte."

„Familienverhältnisse — ach nein, lassen wir das jetzt!" bat er, sich düster abwendend. „Ich habe unter den eigenen genug zu leiden. Ich glaube Ihnen ja, Veronica, glaube Ihren Worten, Ihren Augen... Nicht wahr, diese klaren, braunen Sterne können nicht täuschen?" fuhr er fort, tief in sie hineinschauend, bis ich erglühend die Lider senken mußte. „O, ich wäre elend, wenn ich Ihnen nicht glauben dürfte!"

„Warum geben Sie sich so leicht dem Zweifel hin?" fragte ich vorwurfsvoll, indem ich ihn fest anblickte. „Ich habe Ihnen ja gesagt: die Veronica wird nie abfallen, was da auch kommen mag."

„Ja, die Veronica, meine Veronica wird nicht abfallen", wiederholte er warm. „O, habe Dank für dieses Wort! Ich weiß, ich thue Dir weh mit meinem Mißtrauen; aber wenn Du die Welt kennen gelernt hättest wie ich..."

„Sie haben schon viele trübe Erfahrungen gemacht?" fragte ich schüchtern.

„Das habe ich", versetzte er, den Kopf auf die Hand stützend. „So viele und so trübe, daß ich den Glauben an Weibertreue verloren hatte, daß ich Liebe für ein Hirngespinnst hielt und Denen glaubte, welche mich versicherten, bei der Wahl einer Gattin müsse man nur auf passende Verhältnisse, auf die Convenienzen sehen — alles Andere sei Nebensache. Du, meine Veronica, hast mich von diesem traurigen Wahn geheilt, hast mich gelehrt, daß ich noch lieben könne, daß es noch wahre, treue Herzen giebt. Herzen, nicht wahr, die nichts von Koketterie wissen, denen die Liebe keine Tändelei, kein müssiges Spiel des Augenblicks ist, die noch rein, noch unberührt sind von dem Gifthauche der großen Welt..."

Er hatte sich über mich gebeugt und sah mir innig, aber doch mit einem forschenden Blick in die Augen.

„Sage mir, Veronica", flüsterte er, „ist Deine Vergangenheit frei von solch' trüben Erfahrungen? Hat Dein Herz nicht schon solche Wunden empfangen oder — geschlagen?"

Ich hätte mich am liebsten an seine Brust geworfen und ihm gestanden, daß ich nie, nie einen Andern geliebt, als ihn; aber ich drängte mein allzu

lebhaftes Gefühl mit Gewalt zurück und sagte in scherzendem Ton: „Sie wollen wissen, mein Herr, welche Nummer Sie auf der Liste meiner Verehrer oder Verehrten einnehmen? Ach, die Frage wird mir schwer zu beantworen!"

„Aber Sie werden Sie beantworten, nicht wahr? und ganz aufrichtig!"

„Wenn ich muß", sagte ich mit erkünsteltem Pathos. „So wissen Sie denn, gestrenger Herr Inquisitor, daß Sie Numero..."

Ich begann an meinen Fingern zu zählen und mußte meine Rolle wohl sehr gut spielen, denn er fragte scherzend: „Soll ich meine Hände dazu leihen, reichen die Finger nicht?..."

„Also errathen Sie es und erlassen mir die Antwort?" frug ich.

„Erlassen — nimmermehr! Du hast mir die Beichte versprochen, Du mußt sie ablegen! Aber es kann eine Ohrenbeichte sein."

„Nun denn", flüsterte ich und ich fühlte, wie trotz der scherzhaften Einkleidung das Geständniß mir alles Blut in die Wangen trieb: „Sie sind... Numero eins!"

„Veronica! Ist das wirklich wahr?"

„Wirklich und wahrhaftig!"

Er preßte mich leidenschaftlich an sich — ich schloß in überfluthender Seligkeit die Augen. Da berührte mein Arm zufällig die Tasten des Claviers; der leise Ton erinnerte mich, wo ich war und erschrocken machte ich mich von ihm los.

Es war die höchste Zeit gewesen; das Instrument, mein treuer Freund, hatte mich noch im rechten Augenblick gewarnt, denn im nächsten stand Mrs. Goring im Zimmer.

Unhörbar, wie immer, war sie erschienen; stolz und kalt, wie immer, schaute sie über mich hin; aber in ihrem sonst so marmorbleichen Antlitze zeigte sich eine leichte Röthe der Erregung und ihre Stimme zitterte leise, indem sie sagte:

„Der Diener hat versäumt, mir Ihren Besuch zu melden, Mr. Ashbourne; entschuldigen Sie es!"

Edmund war dunkelroth geworden bei Mrs. Goring's Eintritt, während mir im Gegentheil jeder Blutstropfen aus dem Antlitz gewichen war. Ich wußte, dieser Augenblick war entscheidend für meine Zukunft — vielleicht für das Glück meines ganzen Lebens!

Nach einer Minute des Schweigens hatte Mr. Ashbourne sich gefaßt und erwiederte mit festem Ton: „Ich habe um Entschuldigung zu bitten, Mrs. Goring, daß ich mich nicht melden ließ; aber die Wahrheit zu sagen, galt mein heutiger Besuch Miß Elten, und so..."

Er stockte. Mrs. Goring schwieg einen Moment; sie fiel nie Jemandem in's Wort. Dann sagte sie, jetzt vollkommen ruhig: „Ah, Sie kamen, Miß Elten aufzusuchen, die Gouvernante meiner Kinder! O, dann bitte ich um Verzeihung, Sie gestört zu haben! Nur, um solche Irrthümer ein anderes Mal zu vermeiden, möchte ich Sie, Miß Elten, ersuchen, Ihre Besuche künftig in Ihrem, d. h. im Schulzimmer zu empfangen — selbstverständlich zu einer Zeit, wo Ihre Pflichten es Ihnen gestatten!"

Ich war keines Wortes mächtig. Der Boden wankte unter meinen Füßen, meine Hände umfaßten krampfhaft die Lehne des Stuhls, neben dem ich stand. Auch Edmund war einen Augenblick stumm vor Zorn; dann aber, als Mrs. Goring sich langsam zum Gehen wandte, ergriff er meine Hand,

und fest vor sie hintretend, sagte er, seine Heftigkeit gewaltsam niederkämpfend:

„Ich hoffe, Madame, Sie werden diese junge Dame von ihren Pflichten gegen Sie entbinden; sie hat andere Pflichten übernommen; Miß Elten ist meine Braut!“

Ein leiser Laut von der nach dem Salon führenden Thür her traf mein Ohr. War es möglich — hatte Georgiana sich so weit vergessen, um die Lauscherin zu spielen? Seit wann war sie dort?... Aber diese Fragen konnten mich nicht lange beschäftigen; das Wort, das ihr ein Todesstoß gewesen, hatte mir Leben, Selbstbewußtsein, Festigkeit wiedergegeben. Stolz richtete ich mich auf an seiner Hand; jetzt konnte ich der ganzen Welt trotzen!

Auch Mrs. Goring hatte, ungeachtet ihrer unerschütterlichen Ruhe, bei Mr. Ashbourne's Erklärung ein Zeichen der Ueberraschung nicht verbergen können. Aber sie faßte sich schnell wieder und sagte mit spöttischem Lächeln: „Ah, wirklich? Ich gratulire! Die Mittheilung ist mir in der That überraschend, da ich Miß Elten's Neigung bereits anderweitig vergeben und auch die Wünsche Ihrer Familie, Mr. Ashbourne, verschieden glaubte.“

Edmund erröthete wieder bei diesen Worten; aber ehe er noch eine Antwort darauf gefunden, erwiederte ich, Mr. Ashbourne wisse sehr wohl, daß ich nie störend zwischen ihn und seine Angehörigen treten würde.

„Das ist ein weiser Entschluß von Ihnen“, entgegnete Mrs. Goring kalt; „wenn Sie die englischen Verhältnisse kennten... Indeß, Sie werden Beide am besten wissen, was Sie zu thun haben. Nochmals, Mr. Ashbourne, entschuldigen Sie, daß ich gestört.“

Sie verbeugte sich leicht und wandte sich nach der Thür; aber Edmund kam ihr zuvor.

„Erlauben Sie, Mrs. Goring, daß ich mich verabschiede“, sagte er. „Leben Sie wohl und — seien Sie freundlich gegen meine Braut!“ Dann ergriff er meine Hand, und sie an seine Lippen pressend, flüsterte er: „Thue keinen Schritt, ohne mich es wissen zu lassen. Adieu, Veronica!“

Im nächsten Augenblick hatte er das Zimmer verlassen.

Ich war allein mit Mrs. Goring, aber ich war ruhig, klar über Das, was ich zu thun hatte. Sie stand neben einem kleinen kunstvoll gearbeiteten Ebenholztischchen, auf dessen Platte sie ihre schneeweiße Hand stützte. Auch jetzt ruhte ihr Blick nicht auf mir, sondern schien, über meinem Haupte schweifend, die große Marmorbüste Beethovens an der gegenüberliegenden Wand zu betrachten. Schon war ich im Begriff, das peinlich werdende Schweigen zu brechen, als die Lauscherin an der Thür in das Zimmer stürzte.

Ja, stürzte. Ich hätte Georgiana nie einer so leidenschaftlichen Heftigkeit in Blick und Geberden fähig gehalten. Das bleiche Gesicht war von Zorn geröthet, die sonst so matten Augen schleuderten Blitze auf mich und ihre Stimme, die sich gewöhnlich kaum über ein Gemurmel erhob, gellte laut, als sie rief: „Sie ist hier? Fort, fort mit der Falschen, der Heuchlerin, der Kokette, der...“

Gott weiß was für Schmähungen noch weiter diesen schmalen, blassen Lippen entflohen wären, wenn Mrs. Goring ihr nicht Einhalt gethan hätte. Sie trat einen Schritt vor und die Hand gebieterisch nach ihr ausstreckend, sagte sie kalt: „Geh' auf Dein Zimmer, Georgiana — hörst Du?“

Das junge Mädchen sah sie einen Augenblick an... o, daß ein Kind

seine Mutter so ansehen kann! Und daß eine Mutter für ihr Kind, ihr unglückliches Kind, selbst wenn es schwer gefehlt, keinen mildern Laut, keinen tröstenden Blick hat! Stimme und Auge sprachen nur kalte Verachtung aus, und Georgiana zog sich finster zurück.

„Sie sehen", sagte Mrs. Goring, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, „Ihr Aufenthalt würde künftig hier nicht angenehm sein. Für mich ist es natürlich im höchsten Grade fatal, Sie zu entlassen, ehe ich einen Ersatz habe, allein ich dulde grundsätzlich keine Gouvernante in meinem Hause, die sich mit ... mit Herzensangelegenheiten abgiebt", schloß sie spöttisch.

„Sagen Sie lieber, daß Sie überhaupt Niemand in Ihrem Hause dulden, der ein Herz hat!" rief ich in überwallendem Zorn. „Es ist Ihnen ja so ziemlich gelungen, jede Regung eines wärmern Gefühls aus Ihrer Nähe zu verbannen, mit Ausnahme der armen Ethel ..."

Ich stockte. Es lag etwas in den einen Moment krampfhaft zuckenden Zügen dieser Frau, in dem zornigen Aufleuchten ihrer sonst so starren Augen, das mir das Wort auf den Lippen ersterben ließ. Inmitten meiner heftigen Erregung stieg die Frage in mir auf: ist dieses Wesen da vor mir etwa doch nicht der Eisberg, mit dem ich sie oft verglichen, sondern ein ausgebrannter Vulcan, eingehüllt in die undurchdringliche Kruste seiner erstarrten Lava, während das Feuer der Leidenschaft tief im Grunde heimlich fortglimmt? ... Ehe ich aber den Gedanken selbst nur ausdenken konnte, hatte Mrs. Goring sich wieder gefaßt und sagte mit ihrer gewohnten kalten Ruhe: „Bitte, verschonen Sie mich mit deutscher Sentimentalität. Bleiben wir lieber bei der Sache. Wann wird es Ihnen genehm sein, abzureisen?"

„Morgen."

„Gut! Sagen Sie Bessy, um welche Zeit Sie abzureisen wünschen, ein Wagen nach Blackheath wird dann zu Ihrer Disposition stehen. Auch werde ich, da die Kündigung von mir ausging, Ihnen das Honorar für den laufenden Monat auszahlen lassen."

Sie sagte die letzten Worte schon im Fortgehen, ich hielt sie aber noch zurück. „Entschuldigen Sie", rief ich, meine Ruhe mühsam behauptend, „aber das Honorar muß ich entschieden ablehnen. Die Voraussetzung, unter der Sie mir es bieten, ist irrig; nicht von Ihnen ging die Kündigung aus, sondern von mir. Mr. Ashbourne bat Sie schon, mich meinen Pflichten gegen Sie zu entbinden."

„Ah so — und ich soll Mr. Ashbourne's Worte als von Ihnen kommend betrachten? Das hatte ich allerdings nicht gethan, denn ich weiß, daß dieser junge Mann sehr erregbar ist und gänzlich unter dem Impulse des Augenblicks steht. Was er heute sagt — und vielleicht im Moment aus vollster Ueberzeugung — daß weiß er morgen kaum noch. Indeß, wie Sie wollen."

Sie neigte den Kopf leicht nach mir hin und verließ das Zimmer.

Ich habe sie niemals wieder gesehen.

XIV.

Also fort — nach Hause!

Wie oft in meinen wachen Träumen hatte ich mir ihn ausgemalt, den Tag, wo ich wieder heimkehren würde! Das Entzücken, mit dem ich den Meinen schrieb: ich komme! Die Wonne, mit der ich zu ihnen eilen würde,

um Trost und Kraft und Glück für lange Zeit aus dem kurzen Zusammensein zu schöpfen! Aber diese Träume und Hoffnungen bezogen sich auf eine unbestimmte ferne Zukunft; es waren lockende Phantasiebilder, in welchen ich mich zu berauschen liebte, an die ich aber selbst nicht glaubte.

Nun aber war der Traum zur Wirklichkeit, die Zukunft zur Gegenwart geworden. Morgen reiste ich heim! Ich stand in meinem Zimmer, die Hand vor die Stirn gedrückt, und wiederholte mir das Wort, das der Verstand, obwohl er es verstehen mußte, doch nicht fassen wollte. Und auch das Herz hielt sein Versprechen nicht. Wie freudig hatte es geklopft, wie hell gejubelt bei der bloßen Hoffnung des Wiedersehens mit den Meinen; und jetzt, wo es wußte, diese Hoffnung sollte in wenigen Tagen erfüllt werden, jetzt schlug es so bange, zog sich so schmerzlich zusammen in dem Gedanken: morgen geht es fort von hier — für immer fort!

Doch ich hatte nicht Zeit an sein Bangen und seine Schmerzen zu denken; das war ja deutsche Sentimentalität! Morgen sollte ich reisen; es war noch viel zu thun bis dahin! Ich holte das Coursbuch hervor, das mir auf der Herreise gedient; da stand es: Dampfschifffahrt zwischen London und Rotterdam alle Dienstag und Freitag und heute hatten wir?... Ich mußte mich eine Weile besinnen, welchen Tag wir hatten; mein Kopf hatte die Zeitberechnung ganz verloren.

Richtig, es war Montag; das paßte ja trefflich. Um sechs Uhr Abends ging das Dampfschiff ab; ich brauchte erst Mittags von hier abzufahren und bis dahin konnte Alles geordnet sein.

Alles? Der gewaltsam zurückgedrängte Schmerz brach plötzlich unwiderstehlich hervor. Alles geordnet, wenn ich England verlassen sollte, ohne ihn noch einmal zu sehen? O Edmund! Edmund!

Ich-setzte mich hin, an ihn zu schreiben. Dieses Mal besann ich mich nicht lange; er mußte Alles, Alles wissen! Mein Gespräch mit Mrs. Goring, meine rasche Abreise, die Verhältnisse daheim; ich verschwieg ihm nichts, nichts, als Georgiana's Benehmen — das, die Schwäche einer Mitschwester, durfte er nicht erfahren! Zum Schluß aber — und es war mir eine Wonne, das auszusprechen! — sagte ich ihm, wie sehr, wie innig ich ihn liebe, wie er mein Herz so ganz gefangen genommen und ich nie, nie einem Andern gehören würde. „Die Veronica ist treu, schloß ich, sie wird nie abfallen."

Als ich den Brief beendigt hatte, sah ich nach der Uhr. Schon halb zehn! Also heute konnte ich ihn nicht mehr absenden; und morgen? Es war mir Alles daran gelegen, daß er die Nachricht von meiner Abreise früh erhielt; er würde dann sicher um zwei Uhr an der Eisenbahnstation sein; ich konnte noch so Manches mit ihm besprechen; konnte — und das war die Hauptsache — ihn noch einmal sehen! Aber durch die Post ging das nicht; ich mußte einen Boten senden... Da fiel mir das Liederbuch ein, das er mir geliehen. Rasch holte ich es herauf, legte den Brief hinein, versiegelte es und gab es dann dem Mädchen, das mich hier bedient hatte, mit der Bitte, es morgen so früh wie möglich an seine Adresse zu besorgen.

Sie versprach es und entfernte sich. Auch ich eilte hinunter, um meine Sachen aus dem Schulzimmer heraufzuholen. Als ich hereintrat, erhob sich Mr. Ford, der Unvermeidliche, mit stummem Gruße von seinem Platze; ich wollte ebenso stumm an ihm vorübergehen, als mir plötzlich einfiel, daß ich ihm ja die zehn Sovereigns, die ich am Morgen zu mir gesteckt, noch nicht

gegeben habe. In demselben Moment jedoch, wo ich das Röllchen aus der Tasche zog, durchzuckte mich der Gedanke: Du hast ja aber kein Geld für die Reise!

Fast wäre ein leiser Schrei meinen Lippen entflohen bei dieser schrecklichen Entdeckung. Ich besaß nichts als den kleinen Rest der fünf Pfund, die ich von meinem ersten Monatshonorar für mich behalten hatte; alles Uebrige war nach Hause gewandert. Heute Morgen noch waren die letzten zehn Pfund abgesandt; woher jetzt eine genügende Summe nehmen?...

Unbeweglich stand ich vor dem Bücherbret, diese Frage erwägend. Wäre Miß Goring anwesend gewesen, so würde ich mich an sie gewandt haben; aber sie war verreist, und Mrs. Goring? Nein, sie suchte ich nicht noch einmal auf, nicht als Bittende, nicht in einer solchen Angelegenheit, nachdem ich ihr Anerbieten, mir das Honorar des laufenden Monats auszuzahlen, stolz zurückgewiesen hatte! Wer aber blieb mir, zu dem ich Zuflucht hätte nehmen können? Wer?...

Wieder und wieder wandte sich mein Auge schüchtern, fast widerwillig auf den Mann, der schweigend seitwärts, dort am Tische saß; aber alle meine Gefühle empörten sich dagegen, einen Dienst von ihm zu erbitten, den ich verabscheute, mißachtete. Und doch — welcher andere Ausweg blieb mir? Ich mußte fort, mußte Geld haben! Und dann brauchte ich wenigstens hier nichts zu erklären: er wußte, daß ich jene Summe nach Hause geschickt, begriff, daß ich deren jetzt bedurfte! Ohne weiter zu überlegen, mit der Eile und Kühnheit, mit der man sich schließlich in ein lange gefürchtetes, unvermeidliches Uebel hineinstürzt, trat ich plötzlich, meine Geldrolle in der Hand, an den Tisch.

„Mr. Ford!"

Er erhob sich langsam von seinem Sitze und sagte, sich leicht verbeugend: „Sie wünschen?..."

„Ich habe den ganzen Tag die zehn Pfund für Sie mit mir herumgetragen... ich vergaß, sie Ihnen früher zu geben und jetzt, wo ich mich daran erinnere, ist mir zugleich eingefallen..."

Ich hatte die Worte rasch hervorgestoßen, stockte aber jetzt; das Ende des Satzes wollte nicht über meine Zunge. Vielleicht errieth er meine Absicht und kam mir zu Hülfe, aber nein; sein Auge blickte ruhig, gleichgiltig durch die Brillengläser auf mich nieder und die dünnen, bartlosen Lippen blieben fest geschlossen.

„Sie werden bereits wissen", begann ich wieder, „daß ich morgen von hier fortgehe' — er neigte bejahend das Haupt — „und Sie wissen auch, daß ich mein Honorar diesen Morgen abgeschickt habe. Das trifft sich sehr unglücklich für mich, da ich nicht mehr Geld genug für die Reise besitze. Ich bin deshalb genöthigt — — Sie zu bitten — — ob Sie mir die Hälfte dieser Summe gegen einen Schein lassen wollen; ich werde sie Ihnen zurücksenden, sobald ich zu Hause angelangt bin."

Es war mir, als sehe ich etwas in seinem Gesichte aufblitzen; aber es war nur ein Moment, dann antwortete er ruhig: „Ich freue mich, Ihnen dienen zu können, Miß Elten; aber wollen Sie nicht lieber die ganze Summe behalten?"

„O nein, ich danke" — und ich fühlte, wie mir trotz alledem und alledem eine Last von der Brust fiel. „Fünf Pfund genügen; ich stelle den Schein gleich aus."

„Einen Schein — bitte, deſſen bedarf ich nicht", ſagte er ſehr höflich.

„Für Leben und Sterben", erwiederte ich lächelnd. „Ich könnte auf der Eiſenbahn Unglück haben oder mit dem Schiffe untergehen; dieſen Schein aber wird meine Mutter oder Schweſter jederzeit honoriren."

„Ich weiß aber die Adreſſe dieſer Damen nicht", ſagte er nun auch lächelnd.

„Das iſt richtig, ich werde ſie Ihnen aufſchreiben", ſagte ich, mich nach einem Papier umſehend.

Er zog raſch eine weiße Karte aus der Taſche und legte ſie vor mich hin. „Nicht des Scheines wegen", bemerkte er dabei, „ſondern weil Sie möglicherweiſe etwas vergeſſen könnten, das ich Ihnen nachzuſchicken hätte."

Ich ſchrieb raſch die wenigen Worte auf; als ich ihm das Blatt reichte, bemerkte ich, daß ſein Name auf der andern Seite ſtand; es war ſeine Viſitenkarte!

Auch das noch! Das Schickſal war in der That hart gegen mich, daß es mich immer wieder in Beziehung zu einem Manne brachte, den ich zu meiden mich ſtets beſtrebte. Aber jetzt war ſeine Macht gebrochen; ich ging fort auf Nimmerwiederſehen!

Es war ſpät geworden. Schnell nahm ich meine Bücher zuſammen und eilte auf mein Zimmer. Ich wollte hier noch Manches ordnen, bedenken; aber eine unwiderſtehliche Müdigkeit überfiel mich, ich legte mich nieder und ſchlief nach dieſem aufregenden, ereignißreichen Tage feſt und traumlos bis zum Morgen.

XV.

Der andere Morgen! ... Wenn ich nicht irre, ſo iſt es Bulwer, der in einem ſeiner Romane das Erwachen am Morgen ſchildert; nach einem Tage, der uns ſchweres Leid gebracht: erſt das leiſe, dämmernde Erinnern, der ungewohnte Druck auf dem Herzen, deſſen Urſache uns noch nicht zum Bewußtſein gekommen iſt, bis plötzlich mit greller, ſchleierloſer Klarheit die Thatſachen vor uns ſtehen, unabänderlich, unumſtößlich und das Gewicht des Leides mit ſeiner ganzen Schwere auf die Seele fällt.

Alles dies empfand ich beim Erwachen aus dem erquickenden Schlafe, welcher, durch äußerſte Abſpannung herbeigelockt, die Nacht über mich gütig der Wirklichkeit entrückt hatte. Jetzt machte ſie ihr Recht wieder geltend, dieſe Wirklichkeit; mit einem Schlage war der mild verhüllende Schleier zerriſſen und ich wußte, daß dies der letzte Tag meines Weilens hier ſei, der Tag, der mich den Meinen wieder zuführte, ob auch der Tag, der mich für lange, o, wer konnte ſagen für wie lange, von ihm trennte, durch den mir dies Land, ſonſt für mich das Land der Verbannung, ſo theuer geworden!

Dieſer letzte Gedanke verdrängte alle anderen. Ich ſprang auf. War meine Sendung an ihn abgeſchickt, würde er meinen Brief erhalten? Würde er mich in Blackheath noch einmal aufſuchen?... O ſicherlich!... Ich kleidete mich raſch an; dann ſchellte ich Beſſy und fragte ſie, ob das Packet beſorgt ſei? „Freilich, Miß", antwortete ſie, „Bill, der Gärtnerburſche, iſt vor einer Viertelſtunde — nein, es mag ſchon eine halbe Stunde ſein, er hatte doch etwas in Lynnfield zu beſorgen — damit fortgegangen."

Als ich in ſpäteren Zeiten an ihre Antwort dachte — und ich dachte noch oft daran — erinnerte ich mich, daß ſie mich nicht dabei anſah, ſondern eifrig mit dem Ordnen des Zimmers beſchäftigt war. Damals aber fiel es

mir nicht auf; ich war beruhigt in dem Gedanken, meinen Brief nun bald in seinen Händen zu wissen, und begab mich eilig an die Arbeit des Packens, für die ich nur wenige Stunden Zeit hatte.

„Wollen Sie nicht zum Frühstück kommen, Miß Elten?“ unterbrach mich eine Stunde später Ethel's Stimme in dieser Beschäftigung.

Das liebe Mädchen stand an der nur angelehnten Thür und sah bittend zur Thür herein.

Ich erwiederte, daß ich gleich kommen würde; aber als ich nun zu ihr trat, bemerkte ich, daß ihre Augen voll Thränen standen und fragte erschrocken, was ihr fehle?

„Das fragen Sie noch?“ schluchzte sie, ihre Arme um meinen Hals schlingend, „wenn Sie fortgehen und mich wieder allein hier lassen? Ach, ich hatte mich so sehr gefreut, daß Sie zu uns gekommen waren, hatte so gehofft, daß Sie recht, recht lange bleiben würden — und nun gehen Sie auch fort wie die Anderen!“

Ich hatte das gute Kind in mein Zimmer gezogen und ließ sie sich an meiner Brust ausweinen. Das aber war auch Alles, was ich für sie thun konnte. Trostesworte fand ich nicht, sie blieb wirklich allein hier zurück; inmitten ihrer eigenen Familie fühlte sie sich einsam und verlassen. Freilich sprach ich von der Möglichkeit eines Wiedersehens; aber da ich ihr nicht sagen konnte, worauf diese Hoffnung sich stützte, so schüttelte sie ungläubig den Kopf.

„Nein, nein“, sagte sie traurig, „Sie kommen nicht wieder; Ihre Mama und Ihre Schwester und die kleine Lydia werden Sie nicht wieder fortlassen. Grüßen Sie sie Alle von mir, wollen Sie? und“, fügte sie erröthend hinzu, „bringen Sie Ihrem Nichtchen das Kettchen von mir mit; Papa hat es mir geschenkt, er wird nicht böse sein, daß ich es wieder weggebe.“ Und sie reichte mir ein hübsches Korallenhalsband.

Ich dankte ihr herzlich und sann nach, ob ich ihr nicht auch ein Andenken zurücklassen könne. Als ich diesen Wunsch aussprach, rief sie lebhaft: „O ja, bitte, bitte, haben Sie nicht eine Photographie, die Sie mir geben können? Nichts würde mich so erfreuen, als Ihr Bild!“

Ich gab es ihr; eine kleine Photographie in Visitenkartenform, und wir gingen dann zusammen zum Frühstück hinab. Charles kam mir entgegengesprungen mit einem Briefe in der Hand. „Ich habe ihn Mr. Ford weggenommen“, flüsterte er, „er beschnüffelt Ihre Briefe immer, the nasty fellow!“

Ich griff heftig nach dem Papier — sollte er mir geschrieben haben?... Aber nein, es war ein Brief aus Deutschland, von einer Freundin in der Heimat. Ich habe ihrer noch nicht erwähnt; eigentlich mit Unrecht, denn sie und ihre Familie waren die Einzigen, welche nach dem Einsturze unseres äußern Glückes in unverändert herzlichem Verkehr mit uns geblieben waren. Beim Abschiede hatte ich Meta von Golz gebeten, die Meinen fleißig, wie bisher, zu besuchen und mir immer unumwunden zu schreiben, wie es dort gehe — eine Offenheit, die ich von ihnen selbst nicht erwarten durfte. So war es nie ohne eine gewisse Sorge, daß ich ihre Briefe empfing, und heute sollte dies Gefühl gerechtfertigt sein. Sie schrieb mir freilich in der schonendsten Weise, aber die Thatsache war doch, daß sie meine Schwester bei ihrem letzten Besuche leidender als sonst gefunden habe. „Ich schreibe Dir dies', fügte sie hinzu, „nur mit Rücksicht auf mein Versprechen und in dem

Gedanken, daß es Dir vielleicht möglich ſein könne, wenn auch nur auf kurze Zeit, hierher zu kommen; denn ich weiß, ſie ſehnt ſich ſehr nach Dir!“

Die Thränen traten mir in die Augen, während ich dieſe Worte las, und Ethel fragte beſorgt, ob ich ſchlimme Nachrichten erhalten habe. Ich erzählte ihr kurz den Inhalt des Briefes und Alle ſprachen mir ihre Theilnahme aus. Mr. Ford erkundigte ſich alsdann, um welche Zeit ich abzureiſen wünſche? Ich ſagte ihm, daß der um zwei Uhr von Blackheath abgehende Zug mich rechtzeitig nach London bringen würde, um mit dem Rotterdamer Steamer abzureiſen.

„So werde ich Sorge tragen, daß der Wagen um ein Uhr bereit iſt“, antwortete er, indem er das Zimmer verließ.

„Ich will auch verreiſen“, ſagte in mürriſchem Tone Milly, die dieſer Scene mit mehr Neugierde als Theilnahme beigewohnt hatte. „Es wird ja abſcheulich langweilig hier, wenn Alles fortgeht — nicht wahr, Polly?“ fügte ſie hinzu, indem ſie dem häßlichen Vogel ein Stück Zucker reichte.

„Papa und Tante Jemima kommen ja heute Abend zurück“, bemerkte Ethel.

„Freilich, aber Du und die Mama geht doch morgen fort — ich will mit nach Brighton!“ beharrte die Kleine.

„Du gehſt nach Brighton?“ fragte ich, aufmerkſam werdend, Ethel.

„Ja, der Doctor meint, ich ſolle an die See“, antwortete ſie ruhig; „aber da war ich ſchon oft, die hilft mir nicht.“

Ich ſah ſie an, die hochaufgeſchoſſene, leicht vornübergeneigte Geſtalt, das ſchmale blaſſe Geſicht mit dem milden, ſchwermüthigen Ausdruck — und die Thränen traten mir in die Augen. „Ich hoffe, daß die Reiſe Dir gut thun wird“, ſagte ich herzlich; „ſchon die Veränderung . . .“

„Ach, ich mag Brighton nicht, es iſt ſo unruhig dort; aber da Georgey nicht mitgehen will, hoffe ich, Mama wird ein ſtilleres Bad wählen.“

„Georgiana will nicht mitgehen?“ fragte ich verwundert.

„Nein, ſie hat entſchieden erklärt, daß ſie hier bleiben werde; Mama iſt ganz böſe darüber. Ich weiß gar nicht, was in Georgey gefahren iſt; früher war ſie die Sanftmuth ſelbſt und jetzt widerſpricht ſie der Mama in Allem und iſt ſo heftig... Aber Sie wollen ſchon gehen?“

„Ich habe noch Einiges zu beſorgen; doch, wenn Du mit mir gehen willſt, ſoll es mir lieb ſein — Du kannſt mir helfen“, ſagte ich freundlich; und Ethel folgte mir auf mein Zimmer.

Die übrigen Stunden des Morgens flogen raſch dahin. Jetzt ſchlug es ein Uhr und Beſſy kam mit einem Diener herauf, um meine Sachen in den Wagen zu tragen. Ich folgte ihnen mit Ethel, die mich nicht verlaſſen hatte. Unten lief mir Charles mit einem großen Bouquet entgegen, das er ſich vom Gärtner hatte geben laſſen; Milly amüſirte ſich mit ihrem federloſen Papagei, der mir, wie einſt als Willkommengruß, auch jetzt zum Abſchied ſein: Go away! nachrief; Mrs. Goring und Georgiana waren nicht zu ſehen.

Auch Mr. Ford nicht. Ich bemerkte das mit einer gewiſſen Genugthuung; wie groß war deshalb meine Beſtürzung, als ich aus dem Hauſe tretend, vor demſelben den kleinen offenen Wagen bemerkte, der mich vor

drei Monaten hierher gebracht, und auf demselben Mr. Ford als Führer und mein Begleiter!

Nein, das war zu arg! Zwei, drei Equipagen standen unbenutzt in der Remise und ich mußte mich mit diesem dog-cart begnügen! Ich erröthete vor Unwillen und meine erste Empfindung war, zu erklären, daß ich den Weg lieber zu Fuß machen wolle, aber dazu war es schon zu spät, ich würde den Zug nicht mehr erreichen; wie immer mußte ich mich fügen.

Noch einmal umarmte ich die schluchzende Ethel, sagte Bessy Adieu und die Hand verschmähend, die Mr. Ford mir hülfreich vom Wagen herab reichte, setzte ich mich stumm neben ihn. Er gab dem schon ungeduldigen Pferde das Zeichen anzuziehen, der Kies knirschte unter den Wagenrädern, ein wirres Bild von bunten Blumen, Springbrunnen und Statuen flog an meinem Blick vorüber; dann schloß der Gärtnerbursche das eiserne Thor hinter mir und der Wagen rollte die staubige Chaussee entlang.

Uebrigens achtete ich wenig auf meine Umgebungen. „Wird er kommen?" Das war die Frage, die mich unabläßig beschäftigte. Wenn er kam — und ich hoffte, ich rechnete fest darauf! — war es wahrscheinlich, daß er an uns vorüberritt; wie widerwärtig, daß er mich dann abermals mit diesem verhaßten Mr. Ford zusammenfand!... Doch vielleicht kam er erst nach mir dort an — oder war, ungeduldig, wie es in seiner Natur lag, schon dort; o diese Wonne, seinem lieben Auge zu begegnen unter all' den fremden, kalten Blicken und durch ihn erlöst zu werden von dem lästigen Begleiter an meiner Seite!

Aber kein Hufschlag ließ sich hören; die Chaussee war ungewöhnlich einsam. Unter den wenigen Passanten war nur ein mir bekanntes Gesicht: ein Mann in dunkler Livrée — Mr. Ashbourne's Diener! Ich bog mich unwillkürlich vor, als ich ihn erkannte; aber schon war der Wagen an ihm vorübergerollt und seufzend drückte ich mich wieder in meine Ecke.

Endlich war der Bahnhof erreicht. Mein Herz klopfte fast hörbar als ich jetzt von dem Wagen gestiegen war und Mr. Ford dem „Porter", welcher meinen Koffer forttrug, folgte, um mein Billet zu besorgen. Ich blieb an einem der leichten, hölzernen Pfeiler des überdachten Perrons stehen und sah mich um. Aber Niemand kam. Ich stieg in das Wartezimmer hinab; mehrere Damen und Herren hatten sich dort niedergelassen, aber er war nicht darunter.

Wieder eilte ich hinauf; da kam mir Mr. Ford schon entgegen, der mich bereits gesucht hatte.

„Es ist noch zehn Minuten bis zur Abfahrt", sagte er; „wollen Sie lieber unten im Zimmer bleiben oder hier?"

Er deutete dabei auf eine freie Bank, und ich setzte mich schweigend hin.

Nur noch zehn Minuten und er war nicht da! Angstvoll forschend blickte ich umher; aber nur fremden, gleichgiltigen Gesichtern begegnete mein Auge, und als es das Antlitz meines Begleiters streifte, glaubte ich dort einen Zug des Triumphes wahrzunehmen, der mein Blut empört aufwallen ließ.

„Bitte, Mr. Ford", sagte ich erregt, „halten Sie sich meinethalben nicht länger hier auf. Ich danke Ihnen, daß Sie Alles für mich besorgt haben, aber nun..."

„Nun kann ich gehen", fiel er mit Bitterkeit ein. „Also selbst diese

letzten Minuten in Ihrer Nähe mißgönnen Sie mir! Gut, ich will Ihnen nicht zur Last fallen!"

Er stand auf. Ich fühlte mich halb erleichtert; dann aber fiel mir ein, wie er, und er allein für mich gesorgt hatte — mir fielen die fünf Pfund Sterling ein, die er mir geliehen, und es war mir, als habe ich mich für jene Dienste, für jenes Geld verkauft... „Ich wollte Sie nicht kränken!" murmelte ich gepreßt.

„Sie thäten auch Unrecht daran", flüsterte er sich wieder setzend, „denn. Miß Elten, ich habe es nicht um Sie verdient! Als ich Sie vor drei Monaten hier abholte, da gelobte ich mir, Ihr Loos — Sclavenloos so gut als das meinige! — zu erleichtern, so viel ich es vermöchte. Aber Sie waren zu stolz, die Gleichheit mit dem vermeintlichen „Butler" anzuerkennen, zu stolz, Gefühle von ihm entgegenzunehmen, die..."

„Mr. Ford — ich kann, ich will dies nicht mit anhören!"

„O, ich bin gleich zu Ende! Aber jetzt, zum ersten und letzten Male, will ich mich aussprechen! Ja, Veronica, Sie waren zu stolz, Gefühle anzunehmen, zu erwiedern, die doch weit aufrichtiger, weit beständiger waren, als die jenes Mannes, der, freilich ein Aristokrat, Sie mit süßen Worten bethört hat und der —"

Ich war aufgesprungen und hatte mich einige Schritte von dem schrecklichen Menschen entfernt. Aber mein Benehmen mochte schon Aufmerksamkeit erregt haben; ich sah verschiedene Blicke neugierig, impertinent auf mich gerichtet und wagte nicht, mich unter diese Menge zu mischen.

Mr. Ford hatte sich ebenfalls erhoben und sagte, zu mir tretend, leise: „Sie setzen sich schlimmeren Unannehmlichkeiten, als meine Gesellschaft ist, aus, Miß Elten, wenn Sie allein bleiben; also fügen Sie sich in das Unabänderliche. Sie sehen, er, den Sie, wie es scheint, erwartet haben, ist nicht gekommen und er wird nicht, wird niemals kommen! Hören Sie, Veronica, niemals! Wie er Andere vergessen hat, so wird er Sie vergessen, was Sie mich leiden machen, das wird er Sie in vollem, ja in verdoppeltem Maße leiden machen. Und somit leben Sie wohl!"

Ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte der Freche seinen Mund heftig auf den meinen gepreßt; dann fühlte ich mich in einen Waggon gehoben und — dahin brauste der Zug.

XVI.

Ich war so übermannt von den qualvollen Eindrücken der letzten Minuten, so vernichtet durch das Nichterscheinen Dessen, auf den ich so gehofft, daß ich nichts sah und hörte. Tief in die Ecke des Waggons gedrückt, sagte ich mir anfangs immer nur: „Nicht weinen, jetzt nicht, hier nicht!" Erst nachdem wir mehrere der kurzen Stationen passirt hatten, wurde mein Bewußtsein, meine Gefühle wieder klarer und da sagte ich mir: „Nein, hier darfst du nicht weinen, aber daheim; o Gott sei Dank, daß ich heimgehe!"

Noch aber konnte ich meine Gedanken nicht vorwärts wenden; immer wieder wanderten sie zurück zu ihm, der wie eine Sonne an meinem Horizonte aufgegangen, und nun so plötzlich ohne Scheideblick versunken war Auf immer versunken, hatte jener schreckliche Mensch gesagt; aber das Wort hatte nur der Zorn, die Leidenschaft ihm eingegeben — es war nicht wahr, konnte, durfte nicht wahr sein!

„Ich sehe ihn wieder, gewiß!" sagte ich mir; und ich träumte von der

Zukunft, einer glücklichen, sonnigen Zukunft, bis neue Zweifel meinen Traum zerstörten. Und so, zwischen seligem Hoffen und bangen Befürchtungen flossen die Stunden dahin, zogen, die wechselnden Scenen der Reise gleich Nebelbildern an mir vorüber, bis ich wieder auf deutscher Erde anlangte.

Daheim — o daheim! Ein Gefühl von Wonne durchbebte mich, als ich die deutschen Laute wieder an mein Ohr schlagen, die stillere Fluth deutschen Lebens mich wieder umrauschen hörte. O diese Empfindung der Sicherheit, der Berechtigung kann doch nur die Heimat gewähren! Der alte Zugführer auf der letzten Station — er wohnte nicht weit von uns — der täglich so viele Hunderte gleichgiltiger Gesichter an sich vorüberziehen sah, nickte mir freundlich zu, als wollte er sagen: „Sind Sie wieder da?" und jetzt — jetzt fuhr der Zug in den wohlbekannten Bahnhof ein, den glasbedeckten, hellerleuchteten Perron entlang und dort, dort stand mein Mütterchen, das liebe blaue Auge in Thränen schwimmend und streckte die Hand nach mir aus. „Meine Mutter!" rief ich — und im nächsten Augenblick lag ich in ihren Armen.

Ob sie die heiße Thränenfluth wohl verstand, die plötzlich meinen Augen entstürzte! Sie sah mich halb verwundert an; war sie es doch nicht an mir gewöhnt, daß ich meinen Gefühlen in dieser Weise den Zügel schießen ließ. Aber ich konnte nicht anders; zu lange hatte ich mein Herz darauf vertröstet: daheim darfst Du Dich ausweinen; jetzt verlangte es sein Recht!

„Es geht Emma wieder etwas besser", flüsterte sie, mich beruhigend; „Meta hat es Dir gewiß schlimmer dargestellt als es ist, sonst wärest Du wohl nicht so Hals über Kopf gekommen. Aber wie hast Du Dich nur so gleich losmachen können, liebes Kind? Es ist doch sehr freundlich von Madame Goring (an das „Missis" konnte sich mein Mütterchen nicht gewöhnen!), daß sie Dir so augenblicklich Urlaub gegeben hat!"

Ich hörte ihr unter Thränen lächelnd zu. Ihre Sprache war mir die schönste Musik; mich wieder „Du", wieder „liebes Kind" nennen zu hören, war eine Wonne, die ich mit vollen Zügen einsog. Auf ihre Fragen antwortete ich ausweichend. Warum in die erste Freude des Wiedersehens gleich den bittern Wermuthstropfen fließen lassen, daß ich meine Stelle verloren, daß ich wieder ohne Erwerb sei? Ich beschloß sie bei ihrem Glauben zu lassen, daß Meta's Brief mich hierher getrieben und eine Reise Mrs. Goring's mein Kommen ermöglicht habe. „Erst wenn ich von ihm Nachricht habe", dachte ich, „werde ich ihnen mittheilen, daß ich nicht dorthin zurückkehre, und erst dann werde ich ihnen überhaupt etwas von Mr. Ashbourne sagen."

Und nun saß ich wieder in dem trauten kleinen Stübchen mit den rebenumzogenen Fenstern, saß auf dem alten, großblumigen Canapee neben der theuren Schwester, hielt ihre magere, heiße Hand in der meinen und blickte in ihr von der freudigen Erregung geröthetes, aber ach! so verfallenes, von den Spuren der Krankheit durchfurchtes Antlitz. Wieder und wieder traten die Thränen mir in die Augen, während sie mit ihrer sanften, leisen Stimme mir Worte der Liebe und des Dankes zuflüsterte und mir erzählte, wie schön die kleine Lydia (die ich in ihrem Bettchen schlafend schon gesehen) sich entwickele, wie sie bereits anfange zu laufen und wie begierig sie sei, ob sie die Tante Vera wieder erkennen werde? Mütterchen besorgte währenddessen den Thee — sie ließ es sich heute nicht nehmen, obwohl sie seit meinem

Fortgehen ein Dienstmädchen engagirt hatte — und dann saß sie mir wieder gegenüber, das freundliche, vom weißen Häubchen umrahmte Gesicht, beleuchtet von der großen Astrallampe, die mir zu Ehren angezündet war — und auch das gute, alte Service mit den erhabenen Blümchen hatte sie hervorgeholt, damit der Abstand nicht allzugroß wäre gegen meine englischen Umgebungen.

O, er konnte gar nicht groß genug sein für meine Wünsche! Das einfache Mahl — luxuriös freilich für unsere Verhältnisse — wie mundete es mir so vortrefflich, gewürzt durch die liebevolle Sorge und das Zureden der Mutter, die, mich gewissermaßen noch als Fremde betrachtend, zum Zulangen nöthigen zu müssen glaubte. Und dann, mein kleines Kämmerchen — so ärmlich gegen mein Schlafzimmer in Airy-Hill und doch in meinen Augen so reizend mit seinen glatten, weißen Gardinen, den Servietten auf Tisch und Kommode und meinen wohlgepflegten Blumen am Fenster! Ich schlief ein mit einem Dankgebet gegen Gott; gewiß, nun ich wieder daheim war, mußte Alles, Alles gut werden!

XVII.

„Morgen kann ich Nachricht von ihm haben — vielleicht heute schon!" Das war der Gedanke, der beim Erwachen am nächsten Morgen nach dem ersten beseligenden Gefühle des Daheimseins in dem Vordergrund meiner Seele stand. Gewiß, er würde mir gleich geschrieben haben. Er hatte das Packet zu spät erhalten; jetzt schon erinnerte ich mich, daß Bessy, als ich darnach gefragt, etwas verlegen geantwortet hatte; er war vielleicht wenige Minuten nach Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe eingetroffen ... ich sah seinen dampfenden Anu, sah seinen erregten, suchenden Blick, seinen Schmerz, zu spät gekommen zu sein! — Und dann war er sicherlich nach Hause geeilt und hatte mir seine Enttäuschung, sein Leid über unsere Trennung, seine Hoffnungen für die Zukunft ausgesprochen. Ohne Zweifel erhielt ich heute schon den Brief!

Aber der Postbote ging, als ich eben mein Zimmer verließ, am Hause vorüber; heute also nicht! Meine Sehnsucht hatte doch wohl Raum und Zeit gekürzt; ein wenig länger mußte ich mich schon gedulden. Zudem war das hier so viel leichter als irgend sonstwo; mein Mütterchen, schon zierlich und nett in ihrem Morgenanzug, empfing mich im Wohnzimmer, wo der Frühstückstisch schon gedeckt war und ich hatte ein langes, süßes Plauderstündchen mit ihr. O, wenn ich jetzt den erhofften Brief erhalten und ihr jetzt Alles hätte sagen dürfen! Wieder und wieder drängte sich das Geständniß mir auf die Lippen; aber ich hielt es zurück — ich hatte mir fest vorgenommen, sie die Aufregung des Wartens, wie kurz sie auch sein möchte, nicht theilen zu lassen; mir selbst war sie, allein getragen, auch leichter.

Peinlich war es mir, gleich in diesem ersten Gespräch die Hälfte der zuletzt gesandten Summe zurückfordern zu müssen. Ich erklärte, daß Mrs. Goring's Entschluß zu verreisen, ganz plötzlich gekommen, und ich nicht früher an die Möglichkeit meiner Reise gedacht habe. Glücklicherweise war das Geld noch unberührt und ich beeilte mich nun, die fünf Pfund an Mr. Ford zurückzusenden. Nur auf meine Karte fügte ich ein Wort des Dankes hinzu, und als ich die Adresse schrieb, gelobte ich mir, den verhaßten Namen

nie wieder auf einen Brief zu setzen, womöglich ihn nie wieder auszusprechen — ihn zu vergessen.

Spät erst kam Emma herein; die Aufregung des gestrigen Abends hatte ihr eine schlechte Nacht bereitet, und jetzt erst beim Tageslichte sah ich, welch' traurige Verheerungen die Krankheit auf diesem jüngst noch so jugendlich schönen Antlitze angerichtet. Wie waren die Züge so schlaff, die Wangen so eingefallen; und dann der müde Zug um den Mund — ach, es war unmöglich, sich bei ihrem Anblick noch Illusionen zu machen!... Dennoch sah sie unendlich lieblich aus, als sie mir jetzt Lydia zeigte, welche auf dem Arme des Mädchens hereinkam

Heute also kein Brief, aber morgen oder doch sicher übermorgen. Allein morgen und übermorgen verstrich und der ersehnte Brief kam nicht. Und dann der folgende Tag und schließlich die ganze Woche. Jeden Tag erfand ich neue Gründe, warum er so rasch nicht hatte schreiben können; das Packet war gar nicht in seine Hände gelangt, er war verreist oder — ja selbst damit quälte ich mich, um ihn zu entschuldigen — er war krank geworden, rief vielleicht nach mir in seinen Fieberträumen! Alle Möglichkeiten, die eine erregte Phantasie nur erfinden konnte, um sein Schweigen begreiflich zu machen, führte ich meinem bangen, sehnenden Herzen vor — aber es wollte es dennoch nicht begreifen!

Ich habe einmal die Geschichte eines jungen Mädchens gelesen, die, bei einer alten pedantischen Tante lebend, einen Brief von ihrem Verlobten, der nach Amerika gegangen war, erwartete, und durch diese viele Monate lange fieberhafte Erwartung wahnsinnig wurde. An diese Geschichte mußte ich jetzt beständig denken. Wie jenes Mädchen zählte ich Nachts die Stunden bis zum Morgen, wo der Briefbote kommen konnte; wie sie schaute ich mit Herzklopfen nach ihm aus, sah ihn mit einem innern Schrei bitterer Täuschung vorübergehen oder eilte ihm mit hochgerötheten Wangen entgegen, wenn er in's Haus eintrat — um irgend einen gleichgiltigen Brief in Empfang zu nehmen. Ja, ich begriff vollkommen, wie jenes arme Kind den Verstand darüber verlor, und wahrlich, ich glaube, ihr Schicksal wäre das meine geworden, wenn ich ihr einförmiges, thatenloses Leben hätte führen müssen. Aber ich hatte eine kranke Schwester zu pflegen, eine theure Mutter zu unterstützen, ein süßes, kleines Wesen, das ganz auf mich hingewiesen, zu bewachen; und so lange man arbeiten und lieben, so lange man für Andere leben kann, wird man nicht wahnsinnig!

Eines Morgens — ich war gerade mit der kleinen Lydia beschäftigt — trat die Mutter zu mir in's Zimmer und brachte mir einen Brief. „Aus England", sagte sie, indem sie ihn mir mit fragendem Blicke reichte

Ich fühlte, wie alles Blut mir zum Herzen strömte, dessen Pochen mir fast den Athem benahm; ein Blick auf die Adresse beruhigte den Sturm; sie trug Ethel's Handschrift.

Indeß war der Brief doch aus England, er konnte mir Kunde von ihm bringen. Mit bebender Hand öffnete ich ihn. Ethel war eben nach Airy Hill zurückgekehrt; die Seeluft hatte ihr gut gethan, aber die Aerzte wünschten doch, daß sie den Winter in einem mildern Klima zubringen sollte. „So werden wir", fuhr sie fort, „d. h. Mama und ich, in wenigen Wochen nach Nizza abreisen; Mama ist so gütig gegen mich!"

Das arme Kind — die Gefahr mußte ernstlich sein, um solche Maßregeln nöthig zu machen! Jetzt also lernte die Mutter sie lieben, wo sie sie

vielleicht verlieren sollte! . . . Aber nicht lange verweilte ich bei diesen Betrachtungen; hastig flog mein Auge über die mit großen Lettern beschriebenen Seiten hin, ob sie seinen Namen nicht erblickten.

Da! . . . Gestern war ich mit den Anderen zum Gottesdienst in Lynnfield. Ich sehnte mich ordentlich danach, unsere liebe kleine Dorfkirche wieder zu sehen und Mr. Ashbourne zu hören. Auch sprach er gestern besonders schön . . . oder schien es mir nur so, weil ich ihn überhaupt so gern mag?"

Das war Alles — aber es war genug. Er war wohl, lebte ruhig in der alten Weise fort; die Gestalt, die vor wenig Monaten seinen Lebensweg gekreuzt und ihn anzuziehen geschienen hatte, sie war verschwunden aus seinem Gesichtskreise und damit aus seinem Herzen. Oder nein! Sie war nie bis in's Herz gedrungen; seine Phantasie nur hatte sie flüchtig zu fesseln vermocht — wie Andere vor ihr es gethan und nach ihr es thun würden. O, jetzt war Alles, Alles vorbei.

Die gute Mutter sah, daß der Brief mich heftig aufregte; sie trat näher und fragte theilnehmend: „Du hast unangenehme Nachrichten aus England, nicht wahr? Man wird Deine Rückkehr verlangen? . . ."

„Nein, mein Mütterchen", antwortete ich. „Der Brief kommt von Ethel und bestätigt meine Befürchtungen. Sie ist sehr leidend, vielleicht unheilbar, von meiner Rückkehr aber ist keine Rede. Mrs. Goring weiß, daß ich nicht wiederkomme. Ich bleibe bei Dir, immer — immer!" Und leidenschaftlich die Arme um den Hals der Treuen schlingend, weinte ich mich an ihrer Brust aus.

„Wie lieb Du das Kind in der kurzen Zeit gewonnen hast", sagte sie leise.

Ich ließ sie bei dem Glauben. Das Einzige, was mich in meinem Schmerze tröstete, war, daß ich ihn allein tragen durfte. Die gute Mutter wenigstens litt nicht mit darunter!

* * *

Was soll ich von den Wochen, die nun folgten, sagen? Sie waren dunkel und trübe, draußen wie drinnen. Mühsam kämpfte der letzte Rest des Lebens in der Natur mit dem vernichtenden Hauche des Herbstes und matt und matter auch kämpfte in der Brust der armen Kranken der letzte Rest der Lebenskraft mit dem zerstörenden Hauche des Todes.

Ja, des Todes! Ich fühlte seine Nähe wochenlang, ehe er sein Werk vollendet; und sie ist etwas Schreckliches, diese Nähe. Der Todte, der Körper Desjenigen, den wir so innig geliebt, hat mir niemals Furcht oder Entsetzen eingeflößt; aber in Gegenwart des Todes zu sein, dieses Etwas, das wir nicht sehen noch hören können und doch so deutlich fühlen, als wäre es greifbar, Zeuge zu sein des Kampfes dieser unsichtbaren, unerbittlichen Kraft mit dem armen Sterblichen, der Schritt um Schritt weichen muß — o das ist furchtbar, ist entsetzlich!

Wie manche Nacht, wenn der Sturm unser Häuschen umtoste und der Regen in kalten, schweren Tropfen gegen die Scheiben schlug, bildete ich mir schaudernd ein, er sei es, der Tod, der mit den harten Knochenfingern an die Fenster klopfe; und Morgens, wenn nach schwer durchwachter Nacht die ersten Schimmer des trüben Tages sich in den matten Schein der Lampe mischten, glaubte ich den dunklen Schatten, seinen Schatten, sich vom La-

ger der Kranken in die Winkel zurückziehen zu sehen — um mit jedem Abend zurückzukehren und sein Opfer näher und näher zu umfangen, bis eines Nachts — die Todtenfinger hatten den ganzen Tag über nicht aufgehört zu pochen — der Schatten so groß und dunkel schien, daß er das ganze Gemach ausfüllte, daß er der ringenden Brust die Luft raubte, daß auch der letzte Schimmer von Lebensfarbe von den Wangen wich und der letzte Strahl des flehenden Auges davor erlosch. . . Stumm und starr kniete ich an dem Lager, ich umklammerte die leblose Hand, die ich nicht mehr erwärmen konnte, die aber mich mit erstarren machte; ich fühlte den dunklen, erdrückenden Schatten sich bleischwer auch auf meine Brust senken . . . Entsetzt sprang ich empor und stieß die Läden auf.

Der Morgen war angebrochen; ein helles, blendendes Licht fiel in das Zimmer, das bleiche Antlitz auf dem Lager dort verklärend. Der Sturm hatte ausgetobt; sanft und schweigend war die Nacht hindurch eine Hülle weichen Schnees auf die Erde niedergesunken, die jetzt, von der Morgensonne bestrahlt, Glanz verbreitete, vor der der düstere Schatten wich. Hier wie dort hatte die Natur ausgekämpft und war zur Ruhe gegangen.

XVIII.

Wir hatten sie bestattet in dem dunklen Bette, da ewiges Vergessen, ewige Ruhe wohnt. Thränenlos hatte ich den Sarg unter den Schollen der kalten Erde verschwinden sehen und wieder und wieder war der Seufzer in mir aufgestiegen: „O, daß ich ihr folgen dürfte! Daß ich statt ihrer dort läge!“ Aber mein Loos war ein härteres; ich durfte nicht ruhen, ich mußte leben, arbeiten!

Ja, es war hohe Zeit, daß ich wieder arbeitete! Die kleine Summe, welche ich in England erworben, war längst verausgabt, Doctor und Apotheker mußten noch bezahlt werden und es war doch nichts da, wovon sie bezahlen! Schon in die Sorge für die Kranke, in den Schmerz um die Todte mischte sich die qualvolle Frage: wovon sollen wir, die Zurückbleibenden, leben? O, daß man leben muß, wenn leben so schwer ist und sterben so leicht wäre!

Doch wir hatten ja ihr Vermächtniß, ihr Kind — für dieses mußten wir leben und arbeiten. Schon am Tage nach dem Begräbniß erließ ich eine Anzeige in den Blättern, daß ich Privatunterricht in der Musik und in der englischen Sprache zu geben beabsichtige; ich hatte das bereits früher gethan und hoffte, noch in gutem Andenken zu stehen. Bald meldeten sich auch mehrere der alten Schülerinnen, neue kamen hinzu und so fing ich denn die gewohnte, mühevolle Arbeit des „Stundengebens“ wieder an. Anfangs freilich kostete jedes englische Wort, das ich aussprechen mußte, mich eine Anstrengung und wenn ich singen sollte, hatte ich erst die emporsteigenden Thränen nieder zu kämpfen; allein die Noth ist ein unerbittlicher Lehrmeister — ich lernte ihr gehorchen.

Zwei Jahre waren vergangen — eine kurze Zeit, wenn man darauf zurückblickt, eine endlos lange, wenn man sie in stummem Gram durchlebt. Die einzige Veränderung, die sich in unserm düstern Leben zugetragen, war, daß infolge der Anlage einer neuen Eisenbahnlinie wir unser kleines Besitzthum hatten abgeben müssen — allerdings gegen eine Summe, bedeutend genug, um uns künftig vor Sorgen zu schützen. Ich war nun meiner Mut-

ter um Lydia's willen dankbar für diesen Glücksfall, mir selbst konnte kein äußerer Wechsel als ein Glück erscheinen — das Wort war aus dem Buche meines Lebens ausgestrichen!

Dennoch hätte ich wenigstens meine innere Ruhe wiedergefunden, wenn Alles klar und zweifellos gewesen wäre; aber das Dunkel, welches über der Vergangenheit lag, bereitete mir nie endende Qualen. Hätte er mir geschrieben, daß seine Verhältnisse, seine Verwandten ihm nicht gestatteten, sein mir gegebenes Wort zu halten, ich würde mich, wenn auch mit blutendem Herzen, gefügt haben; ja selbst die Nachricht von seiner Verbindung mit Georgiana würde mir als kalte, unwiderlegliche Thatsache, vor der jeder Zweifel schwinden mußte, willkommen gewesen sein. Aber nichts — keine directe oder indirecte Kunde!

So kam der Sommer heran. Daß auch Deutschland mit seinen zahlreichen Heilquellen von vielen dieser armen Leidenden aufgesucht wurde, war natürlich. Besonders stark war diesmal das in unserer Nähe gelegene Bad P. . . besucht; und bei einem Ausflug, welchen eine musikalische Gesellschaft von unserer Stadt aus dorthin unternahm, erregten einige der dort weilenden, kranken und sehr unbemittelten Invaliden aus dem letzten Kriege unsere Theilnahme in dem Grade, daß wir beschlossen, ein Concert zu ihrem Besten zu veranstalten.

Ich hatte seit meiner Rückkehr aus England noch nicht wieder öffentlich gesungen. War die Musik mir auch Ernährerin, war sie mir bald wieder eine sanfte Trösterin geworden, so hatte ich mich doch noch nicht stark genug gefühlt, um vor einem größern Publicum zu singen. Bei dieser Gelegenheit aber mochte ich es nicht verweigern, sondern willigte ein, erst ein Duett mit einem Sänger der Oper und später einige Lieder allein zu singen.

Es war ein herrlicher Junitag, als ich mich zu dem Concerte ankleidete. Zum ersten Mal seit drei Jahren hatte ich das blaßlila Seidenkleid aus dem Schranke geholt; aber ich hatte es ändern müssen — es war mir zu weit geworden. Und wie vor drei Jahren auch, steckte ich mir eine weiße Rose in's Haar; aber ich lächelte mir nicht zu, als ich jetzt vor dem Spiegel stand und die Versicherung meiner guten Mutter, ich sähe ganz hübsch aus, nur müsse ich ein wenig mehr Farbe bekommen, lockte mir die Thränen in's Auge. War es mir doch gleichgiltig geworden, wie ich aussah, gleichgiltig fast, ob mein Gesang gefallen würde oder nicht!

Trotz des warmen Wetters war der Concertsaal gedrängt voll. Man interessirte sich für den Zweck; die fürstliche Familie selbst war erschienen und die ganze haute volee der Stadt war dem Beispiele gefolgt. Ich hatte gefürchtet, daß ich vor dieser glänzenden Versammlung ängstlich sein würde, aber der Sänger, mit dem ich das Duett vortragen sollte, hatte mich durch sein Lob ermuthigt, auch sang er selbst so gut und fest, daß mir jede Befangenheit schwand und ich so den ersten Theil meiner Aufgabe glücklich löste. Die äußeren Zeichen des Beifalls, die man sonst in Dilettantenconcerten selten laut werden läßt, schienen hier, dem Opernsänger gegenüber, erlaubt und so mußte auch ich an dem Hervorrufe theilnehmen.

Dieser erste Erfolg ließ mich auch meine Soli ohne Aengstlichkeit vortragen und wenn meine Stimme hier und da ein wenig zitterte, so war es weniger aus Befangenheit, denn aus der tief innerlichen Bewegung, welche die Lieder jedesmal in mir hervorriefen. Waren es doch dieselben, welche

ich an jenem unvergeßlichen Gesellschaftsabend gesungen: Der Schubert'sche Wanderer und das Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Der Musikdirector selbst hatte die Lieder gewählt und ich fand keinen triftigen Grund dagegen einzuwenden. Hatte ich in meinen Gedanken doch jedes Lied, das Liebe oder Leid besang, mit ihm, dem Unvergeßlichen, in Verbindung gebracht; so war es schließlich einerlei, welches ich wählte!

Das ergreifende Lied mit dem tröstenden Schluß: Auf Wiedersehen! war verhallt, aber der Beifall wollte kein Ende nehmen. Sehr gegen meinen Wunsch hatte der Musikdirector mich noch einmal auf das Podium geschleppt, um zu danken und als der Applaus immer noch nicht aufhörte und sich laute „da capo-Rufe" hinein mischten, flüsterte er mir zu, ich müsse das Lied noch einmal singen. Allein das war mir unmöglich; ich fühlte, ich hätte es jetzt schlecht gesungen; wie aber sonst dem Wunsch des Publicums genügen? Es war kein Lied weiter zur Hand, lange besinnen durfte ich mich auch nicht; so setzte ich mich, rasch entschlossen, selbst an's Clavier und sang das Lied, das seit den letzten drei Jahren mein Lieblingslied geworden war: „Long, long ago."

„Sing' mir das Lied, das ich einst von Dir gehört,
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her;
Sag' mir die Mähr, die mich einstmals bethört,
Lang, lang ist's her — lang ist's her.

Denkst Du des Pfads, wo Du trafst mich im Hain?
Lang, lang ist's her, lang, lang ist's her,
Wo Du gelobtest, stets treu mir zu sein?
Lang, lang ist's her, lang ist's her.

Jetzt bist Du da und vorbei ist mein Leid,
Will sie vergessen, die trostlose Zeit,
Glauben, Du liebst mich, wie einst Du geliebt,
Lang, lang ist's her, lang ist's her."

Lautlose Stille herrschte in dem Saal, als das letzte „long, long ago" — denn ich hatte die Worte in englischer Sprache gesungen — wie ein Seufzer verklang. Ich saß noch am Clavier, mich selbst und die Versammlung vergessend, bis der nochmalige laute Beifall des Publicums mich zur Gegenwart zurückrief. Ich stand auf, zu danken; mein Auge suchte meine gute Mutter, denn um ihretwillen freute mich die Anerkennung, die mir zutheil wurde; da, an der Seite unter den Zuhörern, die keinen Platz gefunden, erblickte mein Auge . . . nein, war es möglich, oder täuschte mich eine wunderbare Aehnlichkeit!! die hohe, schlanke Gestalt, jetzt lauschend vorgebeugt, das edel geschnittene Antlitz, nur weit bleicher als sonst — die tiefblauen Augen jetzt mit fast flehendem Blick auf mich gerichtet . . . kein Zweifel, er war es! Ein leiser Schrei entfuhr meinen Lippen, der aber in dem Lärm des Applauses verhallte; krampfhaft griff meine Hand nach dem Arm des Musikdirectors, der hinter meinem Stuhle stand — ohne seine Stütze wäre ich umgesunken.

Wie ich das Podium verlassen, wie ich mich von den Glückwünschen und Hülfeleistungen der im Nebenzimmer mich umringenden Herren und Damen frei gemacht, ich weiß es nicht. „Die Hitze hat mich übermannt, ich möchte nach Hause gehen!" Das war Alles, was ich hervorstoßen konnte. Dann half man mir in den Wagen und hier, den Augen der Menge entzogen, die heiße Stirn von der frischen Abendluft gekühlt, machte sich mein übervolles

Herz durch Thränen Luft. Denken konnte ich noch nicht; ich konnte nur weinen.

Jetzt hatte ich unsere Wohnung erreicht. Es war mir lieb, noch eine Stunde allein dort zu sein — die Mutter war ja noch im Concert — so konnte ich mich fassen bis zu ihrer Rückkehr. Aber Luise trat mir entgegen mit der Meldung, daß Jemand auf mich warte; sie habe ihm gesagt, daß ich nicht zu Hause wäre, er aber sei, ohne zu antworten, im Wohnzimmer geblieben. So habe sie die Lampe angezündet und . . .

Ich hörte nichts weiter. Mit fliegendem Fuß eilte ich die Treppe hinauf. Jetzt stand ich vor der Thür . . . Wenn ich einen Andern dort fände, als den ich zu sehen hoffte! . . . Fast benahm die Angst mir die Kraft zu öffnen. Aber der Harrende hatte die nahenden Schritte schon gehört, er öffnet die Thür, er breitet die Arme aus: „Veronica!" . . . und mit einem jubelnden Aufschrei sank ich halb bewußtlos an seine Brust.

XIX.

Ja, es war kein Traum, keine Täuschung! Er war gekommen, war da — und wie im Liede war alles Leid vergessen, vergessen die trostlos lange Zeit, wo er mir fern geblieben, mich ohne jede Kunde von sich gelassen hatte. Ach, was ist der Stolz der Frau! Zuweilen in meinem Zorn hatte ich mir gesagt: wenn ich ihn wiedersähe, den Treulosen, ja, wenn er mich um Vergebung anflehte, ich würde kein Wort, keinen Blick für ihn haben. Und jetzt? — Ich wußte kaum noch, daß ich etwas zu vergeben habe; ich war nur glücklich, dankbar, daß er gekommen!

Aber er selbst erinnerte sich, daß er Vergebung zu erbitten, sich zu rechtfertigen hatte. „Ich verdiene diesen Empfang nicht", sagte er, „ich muß Ihnen erst erklären . . . Veronica, was haben Sie von mir gedacht?"

„Ich weiß es nicht mehr, erzählen Sie!" drängte ich. „Doch zuerst, warum haben Sie mir nie geschrieben, warum kamen Sie nicht nach Blackheath, als ich abreiste?"

„Warum? Weil ich nichts davon wußte. Das Notenheft erhielt ich am Morgen jenes Tages, aber der Brief, der es wahrscheinlich begleiten sollte, wie ich erst lange nachher erfuhr, ist nie in meine Hände gelangt."

Ich war starr. Jetzt erst verstand ich Bessy's Verlegenheit, als ich sie nach dem Packet fragte. Ohne Zweifel hatte sie es nicht sogleich besorgt; es war erst durch andere Hände gegangen — man hatte den Brief daraus entfernt. Mr. Ford oder Georgiana, eines von Beiden hatte es gethan; oder etwa Beide zusammen? . . .

Ich erzählte Edmund, daß und was ich ihm geschrieben, wie fest ich auf sein Kommen in Blackheath gerechnet, wie mich sein Ausbleiben geschmerzt, wie entsetzlich mir Mr. Ford's Begleitung gewesen; aber mit einem Aufflammen von Zorn unterbrach er mich.

„Nennen Sie diesen Namen nicht!" rief er heftig. „Sie beflecken Ihre reinen Lippen damit. O, Sie wissen noch nicht, mit was für einem Buben Sie das Unglück hatten, in Berührung zu kommen! Doch hören Sie!

Am nächsten Tage schon erfuhr ich, daß Sie abgereist seien. Unfähig, Ihr Schweigen, die Ungewißheit zu ertragen, schrieb ich an Sie und gab Henry, meinem Diener, den Brief nach Airy-Hill zu besorgen. Aber der Bursche drehte ihn verlegen in der Hand herum und sagte dann mit einem

Lächeln, dessen Bedeutung ich erst später verstand, die junge Dame sei nicht mehr in Airy-Hill, sie sei gestern abgereist."

„Ah, richtig, er fuhr mit mir zugleich nach London", warf ich ein. „Er war wohl gar Zeuge der unerhörten Frechheit jenes Menschen . . ."

„Ja, er hatte Alles gesehen!" fiel Mr. Ashbourne mit flammenden Augen ein. „Aber das Schlimmste erfuhr ich damals nicht. Sein Benehmen hatte meinen Zorn gereizt; ich würdigte ihn keines Wortes weiter, sondern eilte augenblicklich nach Airy-Hill.

Leider traf ich Niemand zu Hause. Mrs. Goring war mit Ethel verreist, alle Anderen ausgegangen; aber als ich wenige Tage später einen zweiten Versuch machte, fand ich Georgiana und Milly im Salon."

„Georgiana! Und wie empfing die junge Dame Sie?"

„Nun, mit einer Kälte, die sie als würdige Tochter ihrer Mutter erwies; als ich aber nach kurzer Vorrede erklärte, ich sei gekommen, um mich nach Miß Elten, meiner Braut, zu erkundigen, die so plötzlich abgereist sei, daß ich sie nicht noch einmal habe sprechen können, da vermochte sie ihre Erregung nicht zu verbergen und sagte heftig, sie bedauere, mir über diese Person keine Nachricht geben zu können.

Natürlich wurde auch ich heftig und fragte, was ihr das Recht gebe, in diesem Ton von einer Dame zu reden, die ihre und Jedermanns Achtung verdiene? Sie erwiederte darauf, daß es ihr nicht sehr achtbar erscheine, zu gleicher Zeit zwei Verhältnisse anzuknüpfen; allein sie habe durchaus nicht den Wunsch, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen und die Angelegenheiten ihrer Gouvernanten zumal seien ihr stets gleichgiltig gewesen."

„Die Schlange!" konnte ich nicht umhin auszurufen.

„Auch mir kochte das Blut bei diesen boshaften Aeußerungen", fuhr Edmund fort; „aber ich bezwang mich und sagte möglichst ruhig, ich verlange durchaus keine Einmischung von ihrer Seite; nur die Adresse Miß Elten's erbäte ich von ihr.

„Auch diese bedauere ich, Ihnen nicht geben zu können", antwortete sie lebhaft. „Die Mama, welche Miß Elten ja engagirt hatte, kennt sie ohne Zweifel, allein sie ist verreist, wie Sie wissen. Doch da fällt mir ein", fuhr sie, sich nachlässig in den Sessel zurücklehnend, fort, während ihre wasserblauen Augen forschend nach mir hinblickten, „Mr. Ford weiß sicher Miß Elten's Adresse. Wenn ich nicht irre, hat er heute noch einen Brief von ihr erhalten . . ."

„Ja, das hat er", rief Milly eifrig, „ich war dabei, als der Postbote ihn ihm brachte. Einen dicken, versiegelten Brief!"

Georgiana warf einen triumphirenden Blick auf mich und sagte dann in gleichgiltigem Ton zu Milly: „Bitte Mr. Ford hereinzukommen; er wird Mr. Ashbourne jede Auskunft geben können, die er wünscht!" "

„Ha, wieder dieser Mr. Ford!" unterbrach ich Edmund's Erzählung „Natürlich erklärte er nicht, daß es sich nur um die Uebersendung einer kleinen Geldsumme handle, die ich leider hatte von ihm annehmen müssen!" Und ich theilte ihm mit, welche Umstände mich damals dazu gezwungen hatten.

„Nein", entgegnete er, „Mr. Ford erklärte mir nichts. Auf Georgiana's Frage nach der Adresse — denn ich vermochte die Frage nicht selbst an ihn zu richten — zog er ein Taschenbuch hervor und entnahm demselben einen Brief. Ich erkannte Deine Handschrift auf der Adresse, ja, ich sah, daß der

Brief recommandirt war — wie viel mußte Dir daran gelegen haben, daß er sicher in seine Hände gelangte!

Dann aber, wie sich eines Andern besinnend, legte er den Brief neben sich auf den Tisch — ich konnte das Couvert jetzt gründlich studiren — und sagte: „Entschuldigen Sie, aber es fällt mir ein, daß Miß Elten diesem Brief ihre Adresse nicht beigefügt hat; sie gab sie mir vor ihrer Abreise schon." Und er nahm aus demselben Taschenbuch eine Karte, die er mir reichte.

Sein Name — der mir so verhaßte Name! — stand auf der einen Seite; auf der andern der Deine und die Angabe Deiner Wohnung, von Deiner Hand geschrieben!"

„Ja", sagte ich dumpf. „Alles durch jene unglücklichen fünf Pfund veranlaßt!"

„Ich weiß das jetzt, aber damals, damals, wirst Du begreifen, war ich entsetzt, ergrimmt, überzeugt. Noch hielt ich, keines Wortes mächtig, die verhängnißvolle Karte in der Hand, als eine andere wie zufällig aus dem Notizbuch zur Erde fiel und Milly, die dem ganzen Vorgang mit boshafter Neugier zusah, ausrief: „Ah, Miß Elten's Bild!"

Sie bückte sich danach, aber schon hatte ich die Karte aufgehoben. Ja, es war Deine Photographie, dasselbe anmuthige, frische Antlitz, das mich so sehr angezogen, derselbe offene, treue Blick, dem ich vertraut und der, so mußte ich damals glauben, mich betrogen hatte! Ich warf die Karte heftig auf den Tisch und erhob mich.

Mr. Ford steckte sie wieder zu sich mit einem häßlichen Lächeln, das mich die Faust ballen ließ. Noch ein Wort von diesem Menschen und ich glaube, ich hätte ihn niedergeschlagen! Ich empfahl mich — nie werde ich den teuflischen Triumph in den Augen Georgiana's vergessen! — und eilte fort, nach Hause."

„Und ich — war verurtheilt, aufgegeben!" rief ich schmerzlich.

„Mußte ich Dich nicht verurtheilen?" fragte Edmund. „Hatte dieser Mensch doch schon früher meine Eifersucht erregt, obwohl ich es Dir später tausendmal abgebeten habe, daß ich nur einen Augenblick an eine solche Verirrung Deines Herzens glauben konnte! Aber bedenke selbst: so oft ich Dich in Airy-Hill gesehen, war er in Deiner Nähe gewesen, scheinbar von Dir geduldet, zu gründlichen Erklärungen hattest Du nie Zeit gehabt! Die letzte Scene, wo er Dir einen Brief in die Hand gedrückt, war mir noch gänzlich unerklärt geblieben. Jetzt kam Dein Brief, die Karte, das Bild hinzu, Dein Schweigen mir gegenüber — war das nicht genug, um einen Mann zu überzeugen, dessen Vertrauen durch bittere Erfahrungen schon erschüttert war?"

„Und wir kannten uns erst zu kurze Zeit", sagte ich seufzend.

„Dennoch", fuhr Edmund fort, „obwohl meine Sinne überzeugt waren, wollte mein Herz ihnen noch nicht glauben. Das Zeugniß dieses Mannes allein, die Beweisgründe in seinen Händen genügten mir nicht; ich wollte noch einen unbefangenen Zeugen hören. Henry hatte Dich abreisen sehen, ihn, dem ich anfangs empört das Wort abgeschnitten, befragte ich jetzt. Und da, Veronica, erfuhr ich, daß jener Mensch Dich nach Blackheath begleitet, daß Ihr lebhaft zusammen gesprochen, daß er, im Augenblick des Abschieds . . ."

„O, schweigen Sie — ich kann jetzt noch die Erinnerung an jenen

Moment nicht ertragen!“ rief ich schaudernd. „Aber ich konnte mich damals im Menschengewühl seiner Zudringlichkeit ebensowenig erwehren, als ich dem Biß einer Schlange hätte ausweichen können.“

„Ha, der Bube!“ rief Edmund mit flammenden Augen. „Aber damals hatte ich von einer solchen Frechheit keine Vorstellung und Du wirst begreifen, daß diese Mittheilungen, die ich Henry feierlich beschwören ließ, nach Dem, was ich in Airy-Hill erfahren, keinen Zweifel mehr gestatteten. Ueberwältigt von Schmerz und Zorn nahm ich das Blatt, auf dem Du mir gelobt, daß die Veronica nie abfallen würde, mit der Blume, Deiner Namensschwester, die Du mir einst gegeben, die einzigen Zeichen Deiner Liebe, die ich besaß, und ließ sie langsam von den Flammen verzehren. Dann warf ich mich auf mein Pferd, meinen Amu, das einzige Geschöpf auf der Welt, wie ich damals glaubte, das treu und ohne Falsch war, und stürmte in die Nacht hinein. Erst gegen Morgen kehrte ich todmüde, gebrochen nach Hause zurück; aber Schlaf konnte ich nicht finden, weder in jener, noch in vielen der folgenden Nächte.“

„Die auch ich in banger Sehnsucht durchwachte“, sagte ich bewegt.

„Von der Zeit, die nun folgte, laß mich schweigen. Jetzt erst erkannte ich, wie sehr ich Dich geliebt; denn von früheren Täuschungen hatte ich mich wieder erholt, von dieser, das fühlte ich, würde ich nie genesen. Und dabei das stille, einförmige Leben, zu dem ich verdammt war — o, es war entsetzlich!

Da, in einer jener Nächte, wo mein Schmerz sich in wilden Klagen austobte, wo mein empörter Geist sich auflehnte gegen das Geschick, stieg plötzlich ein Gedanke in mir auf, der mir wie ein Rettungsanker erschien. Was waren die Gründe meines Bruders gewesen, durch die er mich zu bewegen gesucht, die militärische Laufbahn gegen den geistlichen Beruf einzutauschen? Ich müsse meine Zukunft sichern, mir die Möglichkeit bereiten, einen eigenen Herd zu gründen! Aber was lag mir jetzt an meiner Zukunft, an einem Heim? Meine Zukunft hier in dieser Einsamkeit zeigte mir das Gespenst des Wahnsinns und nie würde ich eine Gattin in dieses Heim einführen. Also fort aus dieser tödtenden Oede und Thatenlosigkeit. Ein Krieg stand vor der Thür, England bedurfte seiner Söhne! Unmöglich konnte es schwer halten, für die Pfarre einen würdigern Diener zu finden, als ich es war. Ich legte sie in meines Bruders Hände zurück und war frei!“

„Du machtest Dich frei?“ rief ich strahlenden Blickes.

„Ja. Gleich am folgenden Morgen reiste ich zu meinem Bruder und überwand alle seine Einwendungen durch meinen festen Entschluß. In wenigen Wochen zog ein entfernter Verwandter mit zahlreicher Familie als mein Nachfolger in das Pfarrhaus zu Lynnfield ein und ich ging wieder zur Armee!“

„Zur Armee?“ fragte ich verwundert.

„Freilich, my darling! Und zwar nach Indien, wohin mein Regiment beordert wurde.

Ich zeichnete mich in der Affaire mit dem Guicowar von Baroda aus und so kam es, daß ich, der ich als Capitän wieder in die Armee eingetreten war, bald zum Major und neuerdings zum Oberstlieutenant ernannt wurde.“

„Ist's möglich!“ rief ich verwundert aus. In diesem Augenblick aber

hörte ich Stimmen im anstoßenden Zimmer, meine Mutter war zurückgekehrt! Ich bat ihn, mich einen Augenblick zu entschuldigen und eilte zu ihr.

Die Gute trat besorgt auf mich zu. Sie hatte, unserer Verabredung gemäß, im Concertsaal auf mich gewartet und schließlich dort gehört, daß ich mich nicht wohl gefühlt und nach Hause gefahren sei. Ich ließ sie dies Alles ausführlich berichten — fand ich doch noch keine Worte, um ihr mitzutheilen, was sich seitdem zugetragen hatte. Als sie aber jetzt die Haube — das Blondenhäubchen, das ihr so gut stand — abnehmen wollte, sagte ich, ihre Hand festhaltend: „Nein, Mütterchen, kleide Dich nicht um, wir . . . wir haben Besuch bekommen."

„Besuch? Wie, der fremde Herr, von dem mir Luise sagte . . ."

„Ist kein Fremder, Mama, obwohl Du ihn nicht kennst, und nichts von ihm weißt; er ist . . ." Und mein erglühendes Antlitz an ihrer Brust verbergend, erzählte ich ihr unter Lachen und Weinen, wer dort im Zimmer auf uns warte!

Die Ueberraschung, die Freude meiner guten Mutter zu beschreiben — wie vermöchte ich das? Und ebensowenig kann ich die Gefühle schildern, mit denen ich sie endlich dem ungeduldig Harrenden zuführte. O, wie ich so stolz auf sie war! Und wie ich, mitten in meinem Glück und Stolz, doch daran dachte, wie gut es sich treffe, daß sie gerade so nett angezogen sei und so hübsch aussehe! Und die Scene, die dann folgte, zwischen ihr, die kein Englisch, und ihm, der kein Deutsch verstand! Wie mein Mütterchen knixte, sie war Meisterin darin; und er sich verbeugte und ihr die Hand küßte und ich dann den Dollmetscher zu machen versuchte und vor Lachen und Rührung kein Wort hervorbringen konnte; und wie Edmund hoffte, sie werde ihm erlauben, sie Mutter zu nennen und wie sie mir zuflüsterte, leise, obwohl er es ja nicht verstand, er schiene wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann zu sein. Das Alles läßt sich mit nüchternen Worten gar nicht wiedergeben. Schließlich aber besann sich die Mutter, daß Mr. Ashbourne wahrscheinlich so wenig wie ich ein Abendbrod bekommen habe und sie eilte fort, es zu bereiten.

„Aber Du hast mir noch nicht erzählt, was Dich schließlich von Deinem ungerechten Verdacht befreit hat", sagte ich, als wir wieder allein waren.

„Ganz recht; o, ich habe noch viel zu erzählen!" sagte er lächelnd. „Wenn ich nicht hoffte, eine ganze Lebenszeit dazu vor mir zu haben, könnte es mich ordentlich beängstigen! Jetzt würde ich viel lieber von Dir hören, aber ich begreife, daß Du gespannt bist, die Lösung dieser Wirren zu erfahren. Du hattest also seit Deiner Abreise von England keine Nachrichten von den Goring's?"

„Doch; Ethel schrieb mir zweimal. Im ersten Brief erwähnte sie Deiner; ich wußte also, daß Du wohl seiest und nur — mich vergessen hattest; der letzte Brief war von Nizza aus geschrieben."

„Jawohl, sie brachte mit der Mutter die letzten drei Winter dort zu und hat sich, wie ich höre, wieder vollkommen erholt. Das freut Dich?" unterbrach er sich, als er meine frohe Bewegung sah; „ja, sie ist auch die einzige von der Familie, die ein wärmeres Interesse verdient. Doch ich muß zu meinen eigenen Erlebnissen zurückkehren.

Vor etwa acht Wochen langte ich in England an. Ich hatte, eine kleine Schramme am Arm abgerechnet, keine Wunde davon getragen, aber

die durchgemachten Strapazen wirkten doch nach, und besonders hatten mir die feuchten Quartiere ein kaltes Fieber als Denkzettel hinterlassen, das mich nöthigte, um einen Urlaub einzukommen. Die ersten Wochen desselben brachte ich bei meinem Bruder zu, der nun ganz mit meiner Laufbahn ausgesöhnt war; aber sobald ich mich einigermaßen erholt, drängte es mich, nach Lynnfield zu gehen; ich mußte erfahren, was sich dort weiter zugetragen, ob jener mir so tief verhaßte Mensch wirklich den Schatz zu erringen vermocht, nach dem ich selbst die Hand ausgestreckt hatte."

Ich schauderte unwillkürlich zusammen.

„Da", fuhr Edmund fort, „wenige Tage vor meiner Abreise, erhielt ich durch meinen Nachfolger in Lynnfield eine Nachricht, die mich in die größte Aufregung versetzte. Mr. Stannton theilte mir mit — nein, Veronica, Du hast keine Ahnung davon — daß Miß Georgiana Goring mit Mr. Ford heimlich entflohen sei!"

„Georgiana — entflohen — mit jenem Menschen!"

„Ja, ich war starr vor Staunen, wie Du es bist; ich wollte die fabelhafte Kunde nicht glauben, aber bei meiner Ankunft in Lynnfield fand ich sie bestätigt. Noch fragte ich mich, auf welche Weise ich am besten genaue Nachricht über ein Ereigniß erlangen könnte, das auch mich so nahe berührte, als ein paar Zeilen von Mr. Goring mich baten, zu ihm nach Airy-Hill zu kommen.

Der arme Mann! Wahrlich, im ersten Augenblick, da ich ihn sah, gebeugt, kraftlos, hülfesuchend wie ein Greis, vergaß ich meine eigenen Interessen, um ihn zu beklagen. Er hatte, sagte er, zu mir seine Zuflucht genommen, da Niemand sonst bei ihm war, ihm zu rathen. Mrs. Goring befand sich noch in Nizza; im Hause hatten Alle den Kopf verloren, er wußte nicht, was beginnen!

Erst nach einiger Zeit war er im Stande, mir mitzutheilen, was er wußte; doch das erwies sich als sehr ungenügend. Mr. Goring hatte ja stets nur wenige Zeit im Hause zugebracht, sich um seine Kinder nicht viel gekümmert; während der langen Abwesenheiten seiner Frau hatte er seiner Schwester die Leitung des Hauses übergeben und für die Kinder Milly und Charles war eine Gouvernante da und — Mr. Ford, der, wie er wähnte, zuverlässige Hofmeister. Georgiana war natürlich sich selbst überlassen — sich selbst und der Einförmigkeit des Landlebens!"

„Das ist schön von Dir, daß Du sie entschuldigst", sagte ich, ihm die Hand drückend.

„Ja, sie ist schwer genug bestraft", versetzte er ernst. „Mr. Goring wußte also wenig mehr zu sagen, als daß er nie von einer Neigung seiner Tochter zu jenem ohnehin so wenig anziehenden Menschen eine Ahnung gehabt, bis das schreckliche Ereigniß ihm plötzlich die Augen geöffnet. Vor wenigen Tagen nämlich habe Georgiana eine Verwandte in Berkshire besuchen wollen; Mr. Ford habe sie nach dem Bahnhof begleitet und sei nicht zurückgekehrt; am nächsten Morgen aber habe Mr. Goring einen Brief von ihm erhalten, in welchem er ihm mitgetheilt, daß er Georgiana und sie ihn liebe, daß Beide aber Schwierigkeiten von Seite der Eltern befürchtet und deshalb eine heimliche Vermälung vorgezogen hätten. Schließlich sprachen sie die Hoffnung aus, die Verzeihung der Eltern zu erlangen und baten um ein Zeichen derselben, worauf sie nicht säumen würden, zu ihren Füßen zu eilen.

Ich gab Mr. Goring Recht darin, daß er vor der Rückkehr seiner Frau nichts in dieser Angelegenheit thun dürfe; dann aber fragte ich, ob Niemand sonst im Hause etwas von dem Verhältniß der Beiden bemerkt habe, das mich um so mehr frappire, als ich Mr. Ford's Neigung anderweitig vergeben geglaubt habe.

„Ah, Sie denken an Miß Elten", erwiederte Mr. Goring. „Ja, ich hörte auch einmal davon, aber das ist schon lange her und ich habe überhaupt nie Zeit gehabt, mich um diese Angelegenheiten zu bekümmern. Meine Schwester meinte auch hinsichtlich Georgiana's . . . Doch Sie sehen, man täuscht sich in diesen Dingen! Nein, Niemand im Hause hat von der Sache etwas gewußt, außer Milly; das kleine Ding ist so klug!"

„Darf ich sie einmal darüber sprechen?" fragte ich.

„Freilich, sie erzählt es ohnehin aller Welt", seufzte der alte Mann und klingelte, um das Kind rufen zu lassen. Sie erschien augenblicklich; aber das Wort „Kind" paßte wahrlich nicht auf dieses hochaufgeschossene, dreist eintretende Mädchen, das mit einem nichts weniger als kindlichen Ausdruck im Gesicht mir die Hand reichte.

„Sind Sie nicht sehr traurig über das Fortgehen Ihrer Schwester?" sagte ich, durch ihr Auftreten unangenehm berührt.

„Ei, sie wird ja wiederkommen", meinte Milly leichthin. „Pa und Ma werden ihr schon vergeben; das sagte Mr. Ford auch immer zu Georgey."

„Also waren Sie mit im Geheimniß?" fragte ich erstaunt.

„Nun ja, so halb und halb!" antwortete das Mädchen mit wichtiger Miene. „Ich kam dahinter, ohne daß sie es wollten; schon vor langer Zeit . . ."

„Und Du schwiegst, böses Kind!" rief Mr. Goring heftig.

„Ei Papa, verrathen ist doch nicht schön; und dann handelte es sich anfangs auch um etwas ganz anderes. Sie hatten ein Geheimniß zusammen, das ich belauschte; wissen Sie, Mr. Ashbourne, damals, als Miß Elten fortging."

„Miß Elten — was hatte sie damit zu thun?" fragte ich gespannt.

„O, Mr. Ashbourne, als ob Sie das nicht wüßten! Georgey war böse darüber, daß Sie Miß Elten heirathen wollten und Mr. Ford auch; und so suchten alle Beide es zu hintertreiben. Ich erfuhr es erst, als Sie kamen, um Miß Elten's Adresse zu erfragen, erinnern Sie sich nicht? Mr. Ford gab sie Ihnen und zeigte Ihnen ihr Bild . . ."

„Ganz recht und einen Brief, den er von ihr erhalten . . ."

„Ja", lachte Milly, „aber die Photographie gehörte ihm nicht; als Sie fort waren, steckte Georgey sie wieder in Ethel's Album; ich sah das von der Portière aus, hinter die ich mich versteckt hatte, während die Beiden Sie hinaus begleiteten. Und dann sagte Georgey zu Mr. Ford, warum er Ihnen den Brief nicht gezeigt habe, der wäre doch der beste Beweis gewesen; und Mr. Ford lachte und sagte, es sei gar kein Brief gewesen, sondern Miß Elten hätte ihm nur Geld zurückgeschickt, das er ihr für die Reise geliehen und daher habe er auch ihre Adresse gehabt. Und dann fragte Georgey, was er mit dem Brief gemacht, den er aus dem Notenbuch genommen? und Mr. Ford sagte, er habe ihn verbrannt."

Mit welcher Spannung ich auf diese Erzählung lauschte, welches Licht sie plötzlich auf die Vergangenheit warf, mit welchem Entzücken die Entdeckung Deiner Unschuld mich erfüllte — das, meine Veronica, brauche ich

Dir nicht zu sagen. Ich war so hingerissen davon, daß ich wenig mehr von Dem hörte, was der kleine Kobold weiter erzählte, von anderen Gesprächen, die sie belauscht, in denen jener Schurke Georgiana versichert habe, daß er Dich niemals geliebt und sich nur für die Nichtachtung, die Du ihm bezeigt, habe rächen wollen. „Aber es ist nicht wahr", fügte sie hinzu; „Charles sagte auch, Mr. Ford sei rasend in Miß Elten verliebt gewesen, aber sie konnte ihn nicht leiden und das hat ihn so geärgert!"

Ich beeilte mich, diesen unerquicklichen Mittheilungen ein Ende zu machen und verabschiedete mich von Mr. Goring mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Als ich hinaustrat, hätte ich laut aufjubeln mögen. Veronica, meine Veronica, treu! Die ganze Welt schien mir nun verjüngt, ich hatte mit einem Schlag das Vertrauen zu der ganzen Menschheit wieder gewonnen! Aber ich selbst — in welchem Licht mußte ich Dir erscheinen? . . . „Wir nennen die Blume „Männertreu", weil sie so leicht abfällt", hattest Du mir einst gesagt. Mußtest Du mich nicht für treulos halten? Und was konnte in den Jahren nicht Alles geschehen sein? Würde ich Dich wiederfinden und wie würde ich Dich wiederfinden? . . . Ich setzte mich hin, um an Dich zu schreiben; aber nein, das war unmöglich — wie sollte ich Dir Alles erklären? Ich mußte zu Dir eilen, zu Deinen Füßen Abbitte thun und versuchen, ob Du mir vergeben könntest!"

„Siehe und um Alles das habe ich mich gebracht, weil ich zu rasch vergaß, daß ich Dir zürnte", sagte ich scherzend.

„Ja, wahrlich, Du bist zu gut — ich verdiene es nicht", lächelte er. „Aber Du wirst mich noch erziehen, nicht wahr, und ich will mir alle Mühe geben, Dir Ehre zu machen. Indeß weißt Du, die Ungewißheit in Bezug auf Dich, die Hindernisse, welche meine Reise verzögerten, waren mir Strafe genug. Ich mußte meinen Urlaub verlängern lassen, meinen Bruder sprechen . . . Auch zu Mr. Goring ging ich noch einmal; seine Frau war zurückgekehrt, weigerte sich aber entschieden, ihre Tochter zu sehen, oder ihr zu vergeben. Sie hatte sich eingeschlossen und empfing keinen Menschen; der Schlag mußte die stolze Frau hart treffen!"

„Und Georgiana?"

„Gott weiß, was aus ihr und ihrem nichtswürdigen Gatten werden wird; indeß will man wissen, daß Mr. Goring sie heimlich unterstützt."

Wir schwiegen eine Weile; das Schicksal dieser Menschen ergriff uns Beide tief, denn wir wußten, daß wir nicht ohne Einfluß darauf gewesen. Dann fragte ich Edmund, seit wenn er hier sei?

„Seit wenigen Stunden erst, natürlich", erwiederte er. „Der Kellner in dem Hotel machte ein verwundertes Gesicht, als ich statt der offerirten table d'hôte ein Adreßbuch verlangte und mich dann erkundigte, ob die darin verzeichnete Frau Elten nur eine Tochter habe; ob sich keine in den letzten Jahren verheirathet? und dergleichen mehr. Dann, als ich erfuhr, daß Du in dem Concert für meine armen Brüder mitwirktest, eilte ich dorthin — und das Uebrige weißt Du!"

„Aber Dein Bruder", fragte ich ängstlich, „hast Du ihm gesagt . . .?"

„Alles", fiel Edmund mir in's Wort; „und er ist mit Allem einverstanden. Außerdem aber", fügte er, sich stolz emporrichtend, hinzu, „hänge ich jetzt von Niemandem mehr ab; ich bin mein eigener Herr — und das verdanke ich der, die mir gesagt hat: kein Mensch muß müssen!"

Was soll ich nun noch erzählen? Daß wir dem splendiden Abendbrod, welches mein Mütterchen in der Eile hergerichtet, gar nicht viel Ehre anthaten, trotzdem sie uns beständig nöthigte, zuzugreifen; daß Edmund erklärte, er wolle Deutsch lernen, und ich mich bereit finden ließ, ihm jeden Morgen eine Lection zu ertheilen, unter der Bedingung, daß er mich reiten lehrte; daß er mir von Amu erzählte, der den Feldzug mitgemacht und ihn auch als treuer Freund hierher begleitet hatte. Dies und noch vieles Andere war sehr interessant für uns selbst, ist aber für die übrige Welt wahrscheinlich höchst gleichgiltig. Und dann die Wochen, die nun folgten! Ich kam mir vor wie eine Märchenprinzessin, die der Prinz aus jahrelangem Todesschlaf geweckt hat. Und unsere gute Vorstadt, glaube ich, hatte ähnliche Ideen, wenn sie jeden Morgen den stattlichen Reiter auf dem prachtvollen Goldfuchs vorbeigaloppiren und vor dem kleinen Häuschen halten sah und Tag für Tag der Bursche aus der nahen Gärtnerei die herrlichsten Blumen dort ablieferte.

Der einzige bittere Tropfen in diesem Freudenbecher war der Gedanke an die nahe Trennung. Edmund wünschte, daß ich ihn nach Wiesbaden, wohin die Aerzte ihn schickten, begleiten solle — natürlich als seine Gattin. Mütterchen war begreiflicherweise sehr erschrocken über diese Idee; so bald hatte sie nicht gedacht, mich zu verlieren und dann — die Aussteuer! — Wie konnte man eine Aussteuer in drei Wochen beschaffen! Aber Edmund wußte wenigstens diese Schwierigkeit zu beseitigen. Eine Officiersfrau, meinte er, könne bei ihrem vagabundirenden Leben gar keine Bagage brauchen; ich solle nur das Nothwendigste für mich selbst anschaffen, sonst nichts, und was die Trennung anbelange, so sei die ja nicht nothwendig; er habe seit seiner Kindheit das Glück, eine Mutter zu besitzen, entbehrt, sie möge es ihm wiedergeben und uns begleiten.

Der Guten traten die Thränen in die Augen, als ich ihr Edmund's Vorschlag mittheilte, aber wie sehr ich selbst sie darum bat, sie wollte nicht darauf eingehen. „Ich bin zu alt, um mich noch verpflanzen zu können", meinte sie, „und meine Zunge ist zu alt, um die fremde Sprache noch zu lernen. Aber das Kind da", fuhr sie fort, auf die kleine Lydia zeigend, welche im Garten spielte, soll früh Englisch lernen, und wenn ich einmal nicht mehr bin . . ."

„Sie ist unser Kind!" rief Edmund, der den Sinn ihrer Worte begriffen hatte; „wir lassen es unserer Mutter nur als Ersatz für ihre Tochter, aber so lange wir ein Heim haben, soll es auch ihr nicht fehlen! Wollen Sie aber nicht zu uns kommen, so gehen wir zu Ihnen; wir werden es schon möglich machen, Sie jedes Jahr einmal heimzusuchen!" Und er drückte der gerührten Mutter warm die Hand.

Am Morgen meines Hochzeitstages — eine ganz kleine Hochzeit, zu der nur die Familie Golz geladen war — kniete ich tiefbewegt vor dem Fenster meines kleinen Zimmers, meine Gebete dem freundlich hereinschauenden Himmel mehr in Blicken und Thränen, als in Worten zusendend. Da berührte ein Mund leise meine Stirn und ein Arm zog mich sanft empor.

Er stand vor mir in allem Glanz seiner schönen Männlichkeit und hielt mir ein prachtvolles Bouquet entgegen.

„Eigentlich wohl nicht ganz der Sitte gemäß", sagte er, „denn ein Brautbouquet, nicht wahr, muß ganz weiß sein?" Und er deutete auf die

kleinen blauen Blümchen, die auf einem Grund von Orangen- und Myrthenblüthen den Buchstaben „V" bildeten.

„Ah, Veronica!" rief ich, indem ich die sinnige Gabe dankend entgegennahm. „Aber ich werde sehr vorsichtig mit den Blumen sein müssen, denn die Männertreu, weißt Du, fällt gar zu leicht ab."

„Ich denke nicht, die Myrthen und Orangen halten sie fest!" erwiederte Edmund lächelnd. „Uebrigens finde ich die Bezeichnung wirklich ungerecht, denn Männertreue ist nicht wankelmüthiger als Frauentreue. Du mußt mir doch Recht geben!"

„Ja, die Männertreue hat gehalten, weil die Veronica hielt", versetzte ich scherzend. „Doch", fügte ich ernst hinzu, „weißt Du wohl, daß wir viel voraus haben vor den meisten Brautpaaren, die zusammen vor den Altar treten? Selbst wenn die Liebe sie verbindet, haben sie erst zu erproben, ob das Gefühl dauernd sei, sich in Treue wandelt, denn Treue ist erprobte Liebe . . ."

„Ja", fiel Edmund ein, „und die unsere hat die Probe bestanden! Mögen deshalb auch jene Blüthen von dem Strauße abfallen und selbst das Leben manche Blüthe einbüßen, die Treue ist über allen Wechsel erhaben. Und so, meine Veronica, God speed us well — Gott führe uns wohl!"

Theaterreform und Theaterschulen.

Aus dem Nachlaß von **Heinrich Marr.**

(Schluß.)

Der gewissenhafte Episodenschauspieler Paulmann schrieb mir: „Mein hochverehrter Herr Marr! Gott sei Dank, daß ich nicht sagen darf: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber.“ Unter Dr. Laube macht es sich hier am Burgtheater so fix und ferm, als unter Ihrer Regieführung in Leipzig. Auf diesem Wege kommt man dem Ziel näher!“ Heinrich Richter, ein aristokratisches Conversationsliebhabertalent, der hochgebildeten Geistes war und eine schöne Naturwahrheit besaß, hatte einen Ruf nach dem Münchener Hoftheater erhalten. Als er mir schrieb, wie es ihm erging, äußerte er: „Wie oftmals denke ich an meinen unvergeßlichen Lehrer und Freund zurück, wenn ich probirend auf der Scene stehe. Bei Ihrem hofmeisternden Probenabhalten konnte man immer Etwas lernen, man mochte wollen oder nicht.“ Bogumil Dawison, den ich 1847 in Hamburg bei einem Gastspiel am Thaliatheater kennen lernte und der früher als polnischer Schauspieler in der Warschauer Theaterschule ausgebildet worden war, klagte darüber, daß er jetzt, als deutscher Schauspieler, gar keine regelrechte Heranbildung genießen könne. Die docirende Art, wie ich die Proben abhielt, waren ihm so aufschlußgebend, daß er bald darauf an mich schrieb: „Ich bin mit meiner Stellung am Thaliatheater unzufrieden. Es ist zwar nur noch ein Jahr, das mich hier fesselt, doch ist es eines der schönsten meines Lebens und ich fühle, daß es Sünde ist, es zu verschwenden. Können Sie mir in Leipzig unter Ihrer Leitung eine Stellung bieten, so hoffe ich, Herrn Maurice, der mir bis jetzt aufrichtige Freundschaft bewiesen, zur Lösung meines Contracts zu bringen.“ Ich trat bald darauf selbst als Oberregisseur dem Hamburger Thaliaverbande bei. Dawison blieb noch einige Jahre bis zu seinem Abgang nach dem Burgtheater. Er war ein rastlos strebendes und sich willig fügendes Genie, mit dem zu arbeiten eine Lust war. Joseph Lewinski, der sich in Wien 1856 als blutjunger Anfänger mir vorstellte und Proben seines Talents ablegte, verschaffte ich gleich ein Engagement nach Brünn, wohin ich damals zum Gastspiel ging. Hier ließ ich ihn als Schüler im Faust auftreten (ich spielte den Mephisto). Sein durchgreifender Erfolg, wie sein gediegenes Kunststreben bestimmten mich dazu, den Gedanken zu fassen, ihn bald unter meine Regie zu nehmen. Es gelang mir nicht so schnell, wie ich und er es wünschte, daher schrieb er mir im Jahre 1858: „Da ich die Charakterrollen den hiesigen Anforderungen entsprechend durchführe, so will man mich unter vortheilhaften Bedingungen weiter fesseln. Allein, fragte ich mich schon längst, was nutzen mir gute Gage und eine erste Stellung, wenn kein gleichstrebender Geist an der Seite, kein Regisseur, der jedwede Kraft auf den Platz zu stellen weiß, wo sie am sichersten wirkt, was nutzt mir also hier die scheinbar vortheilhafteste Stellung? Ich suche das Wesen der Kunst, ihr innerstes Sein in meiner Seele aufzunehmen, meiner Bestimmung und

Kräfte endlich bewußt zu werden und sie in richtiger Weise zu üben, dazu bedarf ich eines Lehrers wie Sie, und wenn Sie mir Ihre Hand reichen und den Weg andeuten werden, ist die rechte Bahn gefunden und ich will das seltene Glück mit Aufopferung aller meiner Kräfte nützen, um einst, wenn auch nur einem kleinen Kreise, Das zu sein, was Sie der ganzen deutschen Schauspielerkunst sind, eine Stütze."

Im Gegensatz zu diesen unbedingt Einsichtsvollen, die nach einem schulmäßigen Studium verlangten, schiebe ich noch folgende Episode ein. Als ich, wie ich schon bereits andeutete, von Leipzig nach Hamburg ging, wo ich an der Thaliabühne des Director Maurice achtzehn Jahre die Oberregie führte, passirte es, daß sich ein junger talentirter Schauspieler, auf dessen Pflichttreue ich viel hielt, den ich sogar immer „Kleiner" nannte, meiner Schulung für die Dauer so widersetzte, daß er 1860 seine Entlassung forderte. Kaum waren einige Jahre vergangen — er hatte erst in Leipzig, dann in Frankfurt a. M. sein Heil versucht, und ich erhielt von letzterem Ort aus folgendes Schreiben:

„Verehrter Herr Marr! Sie werden es dem „Kleinen" nicht verübeln, wenn er sich die Freiheit nimmt, diese Zeilen an Sie zu richten und zwar, um ganz ehrlich zu bekennen, daß er — ein sehr dummer Junge war, als er noch das Glück genoß, unter Ihrer belehrenden Regie zu stehen, die, gutmeinend, nur das Fortschreiten der Kunstjünger wie der allgemeinen Sache im allerbesten Sinne zu fördern trachtet, was ich wohl zu würdigen wußte, aber nicht so zeigen konnte und wollte ich — sei es aus falschem Ehrgeiz oder auch aus Schwäche, oft zum Widerspruch, sogar (allerdings durch Ihre soldatische Art und Weise dazu veranlaßt) zur Unart verleitet wurde. Mag es Ihnen eine Genugthuung sein, daß ich jetzt doppelt zur Einsicht gekommen bin durch Anschauung der grauenhaft unkünstlerischen Wirthschaft an anderen Theatern. Oft schon habe ich mein gegen Sie begangenes Unrecht bereut und Ihnen für alles Gute, das Sie mir beigebracht, in Gedanken die väterliche Hand geküßt. Sie, lieber Herr Marr, sind nie hoch genug zu schätzen von Allen, welche es ehrlich mit der schönen Sache meinen. Ihr Werth wird durch Ihre „Buben" (so nannte ich die jungen strebsamen Burschen immer) in die Welt getragen werden zum Frommen der Schauspielkunst. Mögen sie Alle glücklicher sein als ich mich fühle, der sich an den erniedrigenden Schlendrian, wie er jetzt in Leipzig und hier in Frankfurt a. M. besteht, nie gewöhnen wird. Mit Lust und Begeisterung kann man nur Komödie spielen bei einem einheitlichen und anfeuernden Streben, wie es unter Ihrer Leitung der Fall ist. Was ich Ihnen hiermit gesagt, ist heilige Ueberzeugung. Darum seien Sie väterlich nachsichtig und halten Sie Ihrem „Kleinen" Einiges zu Gute, der versichert, daß es ihm noch heute schmerzt, ohne Adieu von Ihnen geschieden zu sein. Mit herzlichen Grüßen

Ihr dankbarer Schüler

Robert Lanius."

Der Schauspielerstand wird im Allgemeinen in seinem höheren und edlen Kunstvollen so wenig gekannt, daß Alle, welche ein entsprechendes Material hierüber in Händen halten, verpflichtet sind, dasselbe zur öffentlichen Kenntnißnahme zu bringen, damit die herkömmliche Weise, die nur pikante Anecdoten oder komödiantische Ungehörigkeiten von ihm zur Unterhaltung des Publicums aufzutischen weiß, ein Gegengewicht erhalte, vor

Allem aber durch Thatsachen aufgedeckt werde: wie „führer- und schullos" gerade die redlich Strebenden dieses Standes dastehen, sie, die nur einzig und allein die künstlerischen Träger der Sache abgeben können, von diesem Standpunkt also eine culturgeschichtliche Aufgabe zu lösen haben, im Gegensatz zu der Pöbelmasse, die durch Zufall oder aus Hang zum „Bummelleben" das schauspielerische „Gewerbe" ergreift, weil sie in demselben ohne Weiteres zu einem materiellen Verdienst gelangen kann.

Wer könnte es nicht merken, daß wir an die Theaterschulfrage immer näher heranrücken. Während wir uns überzeugten, daß das Hoftheaterinstitut keineswegs darnach angethan ist, der schauspielerischen Anfängerschaft ihr ABC-Studium auf seinen Bretern durchmachen zu lassen, muß andererseits wieder mein Rapportabstatten von der principiell angespannten Thätigkeit an Stadttheatern darlegen: daß auch hier, trotz aller freiern Bewegung und conventionellen Unabhängigkeit, dennoch nichts Systemvolles und Radicales für die Anfängerschaft als solche geschehen kann. Daß ich in Leipzig abermals einen Anlauf nach dieser Richtung hin nahm, ist selbstverständlich, um so mehr, als ich freien Spielraum hatte und Dr. Schmidt sich nicht wenig geehrt fühlte, daß der Ruf seines Theaters in den gebildeten Beamtenkreisen (eine Thatsache, die höchst bemerkenswerth ist) eine eigenthümliche Strömung zur Erscheinung brachte, insofern man vorzugsweise von ihm aus die gründlichsten Aufschlüsse begehrte über die Kenntnisse und Bedingungen, welche daran geknüpft seien, wenn hier der Sohn, dort die Tochter ihre Schule an unserm Theater durchzumachen wünsche.

Es ist eine irrige Vorstellung, anzunehmen, die Vorliebe „zum Theater zu gehen", wie man es obenhin benannt, sei geschwunden. Der romantische und phantastische Reiz nur ist dahin, der in jenen Epochen vorherrschend sein mußte, wo die Schauspielkunst, selbst noch im Stadium ihrer ersten Jugendblüthe liegend, durch die abenteuerlichsten Kreuz- und Querzüge sich ihre Existenz zu sichern hatte. Je festern Fuß sie faßte in der socialen Gesellschaft, desto erkenntnißreicher verschaffte sich jetzt in den besseren Ständen die Vorstellung Eingang, daß auch der Schauspieler einen wirklich reellen Beruf bekleide, wobei denn freilich häufig die Verwunderung lautbar wurde, warum keine Schule existire, in welcher man einen speciellen schauspielerischen Lehrcursus durchmachen könne.

Dieser Uebelstand trat in Leipzig äußerst grell in den Vordergrund. Ich hatte gebildete und intelligente junge Männer und Mädchen, die sich zum Eintritt in die Volontärschaft meldeten. Den Sohn eines Baurath, eines Polizeirath, eines Bankdirectors, eines Majors und eines Kaufmanns, die Tochter eines Kriegsrath, eines Steuerdirectors und eines Predigers. Von den jungen Männern konnten wir nur drei, von den Mädchen nur zwei für unsere Bühne behalten. Zuviel Zöglinge durften wir nicht annehmen, die wenigen schon machten genug zu schaffen. Obgleich wir damals noch nicht alle Tage spielten, so war dessenungeachtet kaum Zeit für die technische Anleitung der jungen Talente übrig. Ihr Selbststudium mußte das Beste thun. Es leitete indeß bald den Einen, bald den Andern irre und brachte ihn anstatt vorwärts, immer wieder um einen Schritt zurück. Als ich später den Versuch wagte, sie mit Rollen zu bedenken, die sie geistig vollständig bewältigten, sich dabei aber körperlich unbeholfen und verschüchtert benahmen, da liefen von Seiten des verwöhnten, oder ich will sagen des an Exactes gewöhnten Publicums Klagen ein. Auf einem Beschwerdezettel an

Auf dem Klosterfriedhof.

Nach einer Originalzeichnung von Otto Knille

die Direction hieß es: „Ist es an einer Bühne, die bewiesen hat, daß sie das möglichst Abgerundete zu leisten vermag, erlaubt, durch eine timide Anfängerschaft Disharmonie in die Einheit des Ensembles zu bringen?“ Eine andere Stimme wieder äußerte sich: „Darf man einem Publicum, das annimmt, im Theater einer geistigen Anregung, einem idealen Aufschwung oder, im idealen Sinne aufgefaßt, einer zerstreuungsreichen, immerhin aber doch verfeinernden Unterhaltung entgegenzusehen, zumuthen, ihm hin- und herirrlichterirende Anfänger vorzuführen? In der Voraussetzung, sich einen Genuß edler Art zu verschaffen, zahlt das Publicum sein Geld, im guten Glauben an die bisherige Führung des Theaters nimmt es vorweg an: ein möglichst harmonisches Ganze in Scene gesetzt zu sehen, was übrigens jedes gebildete Publicum, das ein höheres Bühneninstitut besucht, annehmen sollte.“

Wir Alle wurden durch diese Aeußerung in Verwirrung gebracht. Einige anonyme Briefe, die recht gehässig abgefaßt waren, bestärkten uns in dieser Verwirrung. Die jungen Anfänger von Bildung und Intelligenz, gepeinigt durch das Gefühl, im Wege zu stehen, fielen einer Entmuthigung anheim. Der gutgemeinte Theaterschulversuch verlief fruchtlos. Glücklicherweise war am Thaliatheater in Hamburg, wo keine Opern gegeben wurden und alle Tage gespielt werden mußte, keine Gelegenheit dazu, mich noch einmal in solche haltlose Situation hineinzubringen. Die dortige Direction Maurice war practischerweise jeder Volontärschaft abhold. Wohin verwies ich aber jetzt die Individuen von ernstem Streben und gebildeter Erkenntniß? Führten Eltern mir Töchter zu, so rieth ich entschieden davon ab, diese die Theatercarrière ergreifen zu lassen. Ich mußte ihnen dann freilich eine Schilderung der künstlerisch zerfahrenen und vom sittlichen Standpunkt sogar bedenklichen Zustände machen. Den Söhnen ertheilte ich allenfalls den antiquirten Rath, bei Wanderbühnen auf gut Glück hin zu erproben, ob es rathsam sei, sich dem Theater zu widmen, da das öffentliche Auftreten in zweifelhafter Gesellschaft für das männliche Geschlecht weniger gravirend ist, als für das weibliche. Im Allgemeinen kargte ich indeß auch den jungen Leuten gegenüber mit diesem Wink. Genug, bei Licht besehen wurden Persönlichkeiten der bessern Familie, meiner Handlungsweise nach, dem Schauspielerstande vorenthalten. Je höher ich meine Kunst stellte, desto aufklärender und delicater mußte ich mit Denen zu Werke gehen, welche Gefahr liefen, die Blüthe einer idealen Bildung und Gesittung in einem Beruf verlieren zu können, der, verführerischerweise unter der Maske des schönen Kunstthums, der schrankenlosen Willkürherrschaft eines durchweg egoistischen Individualismus Vorschub leistet, insofern die leitenden Bühnenbehörden, die in keinem ethischen Verhältniß zum Organismus des Staatsganzen stehen, rein subjectiv dem veräußerlichenden Privatinteressen fröhnen, während die Schaubühne als ein veredelndes Volkselement höheren Culturzwecken der menschlichen Gesellschaft Rede und Antwort zu stehen hat.

Daß dieser historische Gesichtspunkt von den gesetzgebenden Gewalten bisher so gar nicht in's Auge gefaßt wurde, hat nicht nur die sittliche Hebung des Schauspielerstandes darniedergehalten, sondern auch noch obenein die schauspielerischen Talente untergraben, die in ihrem führer- und schullosen Dahinlebenmüssen zu keiner künstlerischen Entfaltung kommen können und durch die gleichsam gesetzlich gewordene Macht der Gewerbsbetriebsam-

keit für jedes selbstständige Ringen nach Idealität und Adel des weihevollen Kunstthums unzugänglich gemacht worden sind.

Daher klang mir der Ruf des Münchener Hoftheaterintendanten, Baron v. Perfall: „Bereiten Sie sich auf eine ausführliche Unterhandlung über Gründung einer practischen Theaterschule vor", wie das Rauschen einer neuen Bühnenepoche, das mich mit freudigem Hoffen, gestützt auf meine reichen Erfahrungen, einen Theaterschulplan entwerfen ließ, der von dem Impulsgeber Baron v. Perfall mit lebhafter Zustimmung in seine umfassenden Reformbestrebungen für das höhere Theaterwesen aufgenommen wurde. Das Kriegsjahr 1870 trat dazwischen. Er schrieb: „Unsere Theaterschulangelegenheit schlummert. Die gegenwärtigen politischen Wirren haben gar Vieles und damit auch Dieses gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Hoffentlich bringt der nahende Frühling auch ihr einige Blüthen. Ich werde die Hände nicht in den Schooß legen. Es wäre unerklärlich, wenn ein so hoher Gedanke, der einen so unendlichen Segen für die deutsche Bühne in sich birgt, nicht Wurzeln schlagen sollte! Warten wir also unsere Zeit ab."

* * *

Heinrich Marr hatte keine Zeit mehr zu warten. Er zählte bereits, obgleich von einer merkwürdigen Elasticität des Körpers und Geistes, 74 Jahre. „Zwar feierte er", wie Emil Devrient sagte, „als Freiheitskämpfer von 1813—14, begeistert und erhoben in fast jugendlichem Eifer und Erfassen der großen Zeit, die Auferstehung unseres Vaterlandes", doch ward es ihm nicht vergönnt, zur Hebung seines Standes, dem Theaterschulplan Eingang verschafft zu sehen. Im Frühjahr 1871 wurde er urplötzlich bedenklich krank. Monatelang lag er körperlich gefesselt da, sein Geist jedoch beschäftigte sich bis zu seiner Todesstunde mit Theaterangelegenheiten, und wunderbar genug war während dieser Zeit, wenn auch nach socialer Seite hin, für den Schauspielerstand eine bedeutungsvolle Neuerung in's Leben gerufen worden: Die Begründung einer allgemeinen deutschen Theaterpensionskasse. Mit energischem Aufschwung hatte die dramatische Kunstwelt sich endlich einmüthig dieser Idee bemächtigt. In Weimar tagend, hatte sie einen gemeinschaftlichen Verband geschlossen, der Bürgschaft leisten sollte für die Sicherung ihrer materiellen Interessen.

Kopfschüttelnd hörte Marr auf seinem Krankenlager von dieser Kunde. Er meinte schmerzlich bitter: „Ich hab's zu oft erfahren, sobald es einer gemeinsamen Angelegenheit gilt, ist's dem Schauspielerstand unmöglich, sich als „ein einig Volk von Brüdern" fühlen zu können." Während er in dieser kleinmüthigen Weise über die in Weimar versammelte dramatische Kunstwelt aburtheilte, ließ diese ihm, gehoben durch das Einsgewordensein, folgendes Telegramm zukommen:

„Dem edlen Veteranen, dem treuen Schützer unserer Interessen, sende im Auftrage der neugebildeten Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger Gruß und freudigen Zuruf! Möge das glückliche Werk zu erfreulicher Zukunft führen. Der Generalsecretär."

Es war der letzte Kunstgruß, der Heinrich Marr wurde.

Bald darauf lag er auf der Todtenbahre.

Der Ring des Grafen Petrofsky.

Eine sonderbare Diamanten-Geschichte.

Sosthène de Valréas war ein Günstling des Glücks. Seit dem Augenblicke, wo er sein Debut in der französischen Gesellschaft in den Salons der Herzogin d'Avray, Rue François I., machte, gewann er vermöge seiner liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften so entschiedene sociale Erfolge, daß er bereits ein Jahr später als Leiter des „high life" und als gesuchtester Mann der besten Gesellschaft der französischen Hauptstadt galt. Die Herzogin selbst gestand, daß unter so vielen jungen Männern, welche sie in die Gesellschaft eingeführt, Herr de Valréas ihrer Aufsicht und Leitung den glänzendsten Erfolg verschafft habe.

In allen ritterlichen Künsten bewies er thatsächlich hervorragende Geschicklichkeit. Er war ein beliebter Tänzer, entfaltete treffenden Witz und hatte in einem Ehrenhandel tadellosen Muth an den Tag gelegt. Kaum vier Jahre in der Gesellschaft, und kaum fünfundzwanzig Jahre alt, ward er in den Kreisen der Fashion anerkannte Autorität; die Frauen machten ihn zu ihrem Abgott. Ein Wort von ihm öffnete die Thüren des „Jockey"; ein Wispern seiner Lippen würde für Jeden alle Salons des Faubourg verschlossen haben, und mehr als Alles, ein besonderer Schnitt seines Rockes, ein Pferd, Wagen, Hund, oder irgend eine Aeußerung seines Beliebens bestimmte das ganze elegante Paris zur Nachahmung.

Seine letzte Laune war eine Vorliebe für Diamantringe und Samper und Mellerio verdoppelten infolge dieser Vorliebe ihre jährlichen Einkünfte.

Es war dabei stets eine Eigenheit des Herrn von Valréas, seine Grillen und Passionen nicht eher zu wechseln, bis Jedermann vollkommen Zeit gehabt hatte, sie zu copiren. Als ein österreichischer Diplomat ihn einst fragte, warum er dies thue, antwortete er hochfahrend:

„Meine Launen, Prinz, sind die Resultate langer Ueberlegung und ich habe so wenig Zeit zum Denken und meine geistige Fähigkeit ist in der That so beschränkt, daß ich es nicht dazu bringen kann, meine Halsbinde zu wechseln. Ueberdies bin ich dafür besorgt, meinen Ideen einen bleibenden Einfluß zu verschaffen und sie alle Classen durchdringen zu lassen, damit, wenn ich einst auf gut bürgerliche Weise längst verheirathet bin, z. B. Jemand beim Anblicke eines alten Handschuhes sagen wird: „Ich kaufte diesen als ich noch in die Stanislasschule ging." Es war in demselben Jahre, wo de Valréas ganz Paris sang de boeuf tragen machte."

Wahrscheinlicher aber als diese eigene Angabe des jungen Modehelden, ist die Annahme, daß seine Gutmüthigkeit die wirkliche Ursache seiner Beständigkeit war. Er wußte, daß, wenn er seine Passionen wie seine Hemden gewechselt hätte, Paris ihm ebenso auf die Gefahr hin, sich zu ruiniren, gefolgt sein würde. Daher beherrschte er sich.

Eines Abends befand er sich schon um neun Uhr allein in seiner Wohnung. Er hatte ruhig in seinem Club gespeist und alle Einladungen, bis auf eine, zurückgewiesen. Die Ursache dieser ungewohnten Vereinsamung und Abschließung war einfach genug: er hatte für diesen Abend den Geschäftsführer Mellerio's ersucht, ihm die schönsten Diamantringe, welche aufzutreiben wären, vorzulegen. Der Betreffende hatte ihn eben verlassen und Herr de Valréas schickte sich an, zu einem Balle zu gehen.

Am liebsten wäre er nach dem „Jockey" zurückgekehrt, hätte ein wenig Ecarté gespielt und sich dann frühzeitig zu Bett begeben. Da jedoch die Veranstalterin des Balles, eine nichts weniger als vornehme, aber enorm reiche mexicanische Dame, ihr Herz auf seine Gegenwart gesetzt und ihre Freunde speciell zu dem Zwecke eingeladen hatte, ihn denselben zu zeigen, so war er gutmüthig genug gewesen, ihr die kleine Gunst seines Erscheinens selbst auf Kosten seiner persönlichen Bequemlichkeit zu gewähren.

Zudem hatte ihn einer seiner intimen Freunde, Charles d'Yquem, besonders zu diesem Opfer verpflichtet.

Als ihm sein Diener meldete, daß angespannt sei, warf er sich mißmuthig in den Wagen und fuhr zu der Mexicanerin.

Madame de Manzanilla war, was die Franzosen „une belle femme" nennen, voll und üppig. Ihr Gatte war stets von Paris abwesend, „zu Vera Cruz in Geschäften", hieß es, in Wirklichkeit lebte er jedoch zu Newyork in einem „Zustande der Sünde", wie die Priester zu sagen pflegen; während er seiner Frau in Paris ihr Geld verzehren und fruchtlose Versuche machen ließ, in die gute Gesellschaft zu gelangen.

Außer der amerikanischen Colonie fanden sich Männer ohne Bedeutung von allen Enden der Welt bei ihr zusammen. Irgend eine Persönlichkeit — eine wenigstens — deren Name und Stellung hervorragend war, fand sich stets in ihren Gesellschaften vor. Diesmal war Sosthène de Valréas diese Person.

Nachdem er die Herrin des Hauses begrüßt und mit ihr einige abgebrauchte Complimente gewechselt hatte, durchschritt Herr von Valréas die Räume in der schwachen Hoffnung, irgend ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Er war schon nahe daran, diese Hoffnung aufzugeben, als eine Hand sich ihm auf die Schulter legte und er, sich umwendend, den Vicomte d'Yquem bemerkte, dessen blasses ernstes Gesicht ihm mitleidig entgegenlächelte.

„Tiens, c'est toi!" rief Sosthène ihm zu. „Ich freue mich, Dich zu sehen, da ich bereits fürchtete, keine einzige bekannte Seele anzutreffen."

„Ich bin überzeugt", erwiederte d'Yquem, „daß unsere verehrte Wirthin aufs höchste beglückt sein würde, Dich allen Anwesenden vorzustellen."

„Dieu m'en préserve!" versetzte Valréas. „Ich bin zufrieden, Dich gefunden zu haben, namentlich da ich mich in zehn Minuten wieder entfernen muß, weil ich versprochen habe, halb Eins im Cercle zu sein, und ich langweile mich bereits jetzt."

„Pauvre enfant! Es war indeß hübsch von Dir, daß Du kamst. Ich —"

Hier wurde d'Yquem durch das Dazwischentreten einer schönen, hochgewachsenen, prunkvoll gekleideten und mit Diamanten bedeckten Dame unterbrochen, die sich an Sosthène wendete und mit seltsamen Nasaltone, übrigens aber mit vortrefflichem Ausdruck zu ihm sagte: „Der Herr Marquis de Valréas, glaube ich?"

Sosthène war so verblüfft, daß er die Dame anstarrte und dann sich mechanisch verbeugte.

„Ich freue mich, Sie so wohl zu sehen", fuhr die Fremde fort. „Ich bin Mrs. Colonel Jabey P. Possum. Auch die Kaiserin kenne ich ganz gut. Der Marquis von Brentford aus England ist hier. Soll ich Sie mit ihm bekannt machen?"

Dies Alles in einem Athem und von einer Frau gesprochen, die er nie zuvor gesehen hatte, betäubte den jungen Franzosen förmlich und er würde wahrscheinlich der Gesellschaft das Schauspiel einer Ohnmacht gegeben haben, wenn Charles nicht zu seiner Rettung beigesprungen wäre.

„Sie vergessen all' Ihre alten Freunde, Madame Possum", sagte er zu dieser geheimnißvoll. „Ich habe sogleich etwas ganz Besonderes von Ihnen zu erbitten."

Und ganz leise, so daß nur Mrs. Possum ihn hören konnte, fügte er hinzu: „Ich bin im Begriff, Herrn von Valréas für Ihren Mittwochsball zu gewinnen; wenn Sie uns nur eine Minute allein lassen wollen, hoffe ich, diese Angelegenheit zu ordnen und Sie sollen ihn dann für den Rest des Abends ganz für sich haben."

Bevor die hartnäckige Amerikanerin etwas erwiedern konnte, benutzte d'Yquem die dichte Ansammlung von Neugierigen um Sosthène, die ihn verstohlen von der Seite betrachteten, faßte seines Freundes Arm und zog ihn mit sich fort.

„Mon dieu! welche Tortur!" murmelte Sosthène. „Weshalb kam ich nur hierher!"

„Bah, was willst Du!" lachte der Vicomte. „Madame Possum ist das liebenswürdigste Weib; sie kennt Deine Passion und wünschte ein wenig vor Dir zu funkeln. Sie hat übrigens den wundervollsten Nacken und die schönsten Arme und ihre Soiréen sind sehr amüsant. Soll ich Dich nächste Mittwoch bei ihr einführen?"

Sosthène wendete sich eben zornig nach dem Freunde hin, um etwas zu erwiedern, da fiel sein Blick auf einen kleinen, in der Nähe stehenden Mann, der den Handschuh von seiner Rechten gezogen hatte und mit dieser seinen langen grauen Schnurrbart strich.

„Ciél!" rief Sosthène aus; „sahst Du je in Deinem Leben solch' einen wunderschönen Diamant?"

Der Vicomte folgte der Richtung des Blickes seines Freundes und sah am kleinen Finger des bezeichneten Mannes einen Stein in der Größe einer Pistolenmündung und funkelnd wie ein krystallener See.

„Diable!" rief d'Yquem seinerseits; „er ist bewundernswürdig."

„Bewundernswürdig!" echoete Sosthène.

Sein Auge haftete wie verzaubert auf dem Brillant.

„Ich habe bis jetzt den Ring nie an ihm bemerkt!" sagte sein Freund.

„Du kennst also den Mann? Wer ist er?"

„Er nennt sich selbst einen Oesterreicher und zwar einen Grafen. Ich halte ihn aber für einen Juden. Die schöne Creolin hat ihn sehr oft hier."

„Seltsam, daß ich ihn niemals auf der Gesandtschaft gesehen habe, wenn er doch ein Edelmann ist", meinte de Valréas.

„O, er erzählt eine lange Geschichte über einen Streit, den er mit der Fürstin gehabt haben will. Ich glaube indeß, der Bursche ist ein Abenteurer. Sogar hier ist er nicht beliebt."

Sosthène sagte nichts darauf, sondern hielt seinen Blick auf den Diamanten geheftet.

„O mon Dieu!“ rief er plötzlich nach einer Pause; „sahst Du soeben den grünen Strahl, der aus dem Steine schoß? Er ist wirklich bezaubernd! Was wollt' ich darum geben, wenn er ihn mir verkaufte!“

„Wohlan, ich will Dich ihm vorstellen und Du kannst ihn dann fragen, wenn es Dir gefällt. Es bedarf bei dem Gesellen keines Ceremoniels, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß er ein holländischer Diamantenhändler ist. Sei aber so vorsichtig, Dich nicht betrügen zu lassen, denn mir scheint der Mann ein Schelm zu sein.“

„Très-bien — führe mich bei ihm ein!“ versetzte de Valréas in fieberhafter Erregung.

In der nächsten Minute war das Werk gethan.

„Mein Herr Graf“, sagte d'Yquem lächelnd, „gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund, Marquis Sosthène de Valréas, zu präsentiren, welcher seit zehn Minuten Ihren Diamantring bewundert.“

Der kleine Mann verbeugte sich mit ernster Miene.

„Der Herr Marquis sind für Diamanten eingenommen?“ fragte er.

„Ja, leidenschaftlich“, erwiederte Sosthène; „und ich muß bekennen, daß ich nie einen so schönen gesehen habe als den Ihrigen.“

„Erachten Sie sich für einen Kenner?“ fragte der geheimnißvolle Besitzer des Schatzes.

„Ich habe seit sechs Monaten mit Hülfe von Mellerio und Samper Diamanten zum Gegenstande meines Studiums gemacht und glaube etwas davon zu verstehen.“

„In diesem Falle“, sagte der Andere mit seltsamem Lächeln, indem er seinen Ring vom Finger zog, „gefällt es Ihnen vielleicht, diesen zu prüfen und seinen annähernden Werth zu errathen.“

Sosthène war durch dieses wunderliche Benehmen befremdet, da er sich jedoch der Ansicht seines Freundes anschloß, daß der Fremde ein jüdischer Diamantenhändler sei, der seine Waare anzubringen suche, verbeugte er sich, nahm den Ring und examinirte ihn genau. Er fand ihn noch werthvoller, als er anfangs gedacht hatte: groß, tief, schön geschnitten, mit einer immensen Fläche, rein weiß, durchaus nicht milchig, sondern brillant wie die Sonne. Während er den Ring untersuchte, beobachtete ihn der kleine Mann scharf.

„Ich halte, nach oberflächlicher Schätzung“, sagte der Marquis, den Ring noch immer in der Hand haltend, „diesen Stein fünfunddreißig bis vierzigtausend Francs werth. Selbstverständlich kann ich seinen wirklichen Werth nicht feststellen. Es ist augenscheinlich ein Stein aus Golconda.“

Der kleine Mann lächelte.

„In einer Art haben Sie Recht, Herr Marquis“, sagte er; „es ist richtig, daß der Ring für mich einen Werth von mindestens vierzigtausend Francs hat; ich würde ihn in der That nicht unter fünfzigtausend verkaufen. Aber der reelle Marktpreis des Steins ist wahrscheinlich nicht so viele Sous werth.“

Sosthène blickte ihn erstaunt an. Der kleine Mann schwieg eine Minute, als wenn er sich an der Situation weidete, und sagte dann freundlich:

„Der Stein ist falsch!“

„Falsch?“ riefen Sosthène und Charles d'Yquem, welcher genau den ganzen Vorgang beobachtet hatten. „Falsch? Unmöglich!“

Der Graf erwiederte nichts darauf, sondern betrachtete Beide mit einem vergnügten Lächeln.

„Verzeihung, Herr Graf“, fuhr Sosthène fort, „aber Sie sind jedenfalls getäuscht worden. Ich habe, wie ich Ihnen sagte, in letzter Zeit Diamanten gründlich prüfen gelernt und kann Sie versichern, daß dieser Stein echt ist. Ohne Zweifel rührt die Bezeichnung dieses Steines als falsch von Jemandem her, der denselben von Ihnen zu einem geringern als seinem wirklichen Preise zu erlangen wünschte.“

„Ich wiederhole“, entgegnete der Fremde lächelnd, „daß der Stein falsch ist. Es ist mir indeß nicht überraschend, daß Sie dies nicht glauben wollen, denn, weit entfernt, daß mir Jemand gesagt hätte, der Stein sei unecht, um ihn zu geringerm Preise zu erhalten, habe ich im Gegentheil noch Niemand gefunden, der mir glaubte, wenn ich es sagte, und es sind mir schon oft große Summen dafür geboten worden.“

Sosthène prüfte den Stein nochmals.

„Es ist ganz außerordentlich!“ sagte er nach einer Minute. „Ich wollte mein Leben und meine Ehre dafür einsetzen, daß der Stein echt ist Ich kann meinen Sinnen nicht trauen. Ganz gewiß würde Mellerio ebenfalls meiner Meinung sein.“

„Sehr wahrscheinlich!“ sagte der kleine Mann trocken. „Ich glaube, sogar Juweliere würden sich täuschen. Nichtsdestoweniger ist der Stein thatsächlich falsch.“

„Aber wie können Sie dessen so sicher sein?“

„Parbleu! Ich sah wie er gemacht ward!“

„Sahen, wie er gemacht ward?“ rief Sosthène.

Der Graf verbeugte sich.

„Dann kann freilich darüber kein Zweifel mehr sein, Sosthène“, sagte d'Yquem, welcher sich, er wußte nicht weshalb, einer gewissen Befürchtung nicht erwehren konnte.

Sosthène schwieg, prüfte den Ring zum dritten Male auf's genaueste und dann nach einer Pause rief er in zögerndem Tone:

„Ich hoffe, Herr Graf, Sie werden es nicht als Anmaßung auslegen, wenn ich mir die Frage erlaube, warum, wenn Sie den Stein für unecht halten, er Ihnen gleichwohl fünfzigtausend Francs werth ist?“

Der Graf nahm sofort eine sehr ernste Miene an.

„Pardon, Herr de Valréas“, sagte er kühl, „aber wir stehen schwerlich auf einem solchen Vertraulichkeitsfuße, daß Sie mein Beichtvater sein könnten.“ Und indem er den peinlichen Eindruck dieser wohlverdienten Zurechtweisung auf die empfindliche und vornehme Natur des Marquis bemerkte, fügte er hinzu: „Doch ich bin bon enfant und stehe nicht an, Ihnen zu bekennen, daß ich diesen Ring besonders schätze wegen einer damit zusammenhängenden Geschichte und daß er, obschon sicher unecht — wenn er auch Jedermann und sogar solch' einen Kenner wie den Herrn Marquis täuscht — für mich so ziemlich den Werth eines echten Steines hat.“

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden. Der Mann beharrte dabei, daß der Stein unecht sei und dies war gewiß die seltsamste Behauptung, die Jemand — und wäre er auch noch zu sehr zu Muthwillen aufgelegt — einem

ihm völlig Fremden gegenüber aufstellen konnte, möchte dieser nun den Stein kaufen wollen oder nicht.

„Ich sah Sie vorher nie diesen Ring tragen", bemerkte d'Yquem argwöhnisch.

„Ich trage ihn selten", erwiederte der Graf leichthin; „er erregt stets die allgemeine Aufmerksamkeit und führt zu so lächerlichen Irrthümern und Erklärungen —"

Als er sah, daß Sosthène noch immer den Ring mit verliebten Blicken musterte, fügte er lachend hinzu:

„Ich sehe, Herr von Valréas, Sie können es nicht über sich gewinnen, meinen Worten zu glauben; doch dürfen Sie deswegen nicht denken, daß Sie mich irgendwie verletzen. Ich habe bis jetzt noch keine Seele zu dem Glauben zu bewegen vermocht, der Stein sei falsch; ausgenommen", setzte er nach einer Pause hinzu, „etwa einen geschickten Juwelier."

Sosthène blickte rasch auf.

„So hätte Ihnen ein Juwelier gesagt, daß der Stein unecht ist?"

„Ja, zwei Juweliere gaben mir diese bestürzende Information, die mich für meine Person indeß sehr wenig überraschte, da ich ja, wie gesagt, den Stein machen sah."

Sosthène gab ihm den Ring mit einem Seufzer zurück.

„Ich wünschte, er wäre echt", sagte er naiv; „denn ich würde Ihnen jede Summe dafür angeboten haben."

Der Graf verneigte sich, lächelte und placirte das vielbegehrte Kleinod wieder an seinen Finger.

Just in diesem Moment sah Charles d'Yquem Mrs. Colonel Jabez P. Possum mit dem wie im Traume wandelnden englischen Pear im Schlepptau auf sie zusteuern. Er zog seinen Freund Sosthène tiefer in das Gewühl hinein, rasch in's nächste Zimmer und ebenso durch dasselbe in einen dritten Raum. Als sie dieses, welches von einigen alten, Boston und Piquet spielenden Herren besetzt war, erreicht hatten und vor dem gierigen Arme der Frau Jabez in Sicherheit waren, sagte er, lachend über Sosthène's ergrimmtes Aussehen:

„Sei nicht böse, mon cher, es war aber die höchste Zeit. Eine Minute mehr und die Amerikanerin wäre mit ihrem Freund, dem Marquis of Brentford, über Dich gekommen."

„Ich werde nun nach Hause gehen", erklärte Herr von Valréas verdrießlich. „Als ich Dir zu Gefallen hierher kam, wußte ich nicht, daß dies die Hölle sei. Länger kann ich es nicht aushalten. Du wirst es auch nicht von mir erwarten."

„Thu wie Dir gefällt", erwiederte d'Yquem gutgelaunt „Ich habe nur versprochen, Dich hierher zu bringen, nicht Dich auch hier zu halten. Aber willst Du nicht einen Walzer tanzen? Es ist ein reizendes cubanisches Mädchen hier mit den schönsten Augen."

„Bah!" hohnlächelte der Marquis mit Widerwillen; „ich verabscheue die Havannesinnen, eine Mischlingsrasse, die immer nach Cigarretten und Knoblauch riecht, und was die schönen Augen betrifft, so findest Du die heutiges Tages bei jedem Frauenzimmer, aber nirgends so schön und ausdrucksvoll als bei einem Pferde. Uebrigens muß ich nun wirklich fort, jener Diamant hat mich vollständig auf den Kopf gestellt."

Mit einem warmen Händedruck und einem „Demain au cercle" trenn-

ten sich die Freunde, und Sosthène, froh, daß er wegkam, unbekümmert darum, ob er die Herrin des Hauses noch einmal sehe, begab sich nach der Garderobe.

Hier traf er zu seiner großen Ueberraschung wieder auf den mysteriösen Eigenthümer des Diamantrings, der augenscheinlich auf seinen Ueberrock wartete.

Er verbeugte sich gegen Valréas und da er erlangt hatte, was er wünschte, schickte er sich zum Weggehen an. Sosthène hielt ihn auf. Er hatte nochmals einen Strahl des bezaubernden Ringes erhascht und die Wirkung war überwältigend.

„Ich kann Ihnen, Herr Graf", sagte er, „nicht genug sagen, wie sehr dieser Diamant mich interessirt. Darf ich hoffen, daß, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben und nicht ermüdet sind, Sie mir erlauben, Ihnen eine Cigarre und eine Flasche Bordeaux in meiner Wohnung anzubieten?"

Der Graf verneigte sich.

„Sie sind sehr freundlich", sagte er schlicht. „Ich bin weder ermüdet, noch habe ich sonst etwas zu thun; denn da ich mich in Paris erst seit kurzer Zeit aufhalte, gehöre ich noch keinem Club an. Ich werde also mit großem Vergnügen mit Ihnen gehen."

In Zeit von einer oder zwei Minuten hatte Sosthène seine Garderobestücke erlangt und nachdem der Kutscher des Grafen Befehl erhalten hatte, wegzufahren und seinen Herrn am Hause des Marquis zu erwarten, bestiegen Beide Sosthène's Coupé und fuhren nach der Rue du Cirque.

Der Graf verhielt sich während dieser Fahrt schweigsam; Sosthène war ebenfalls nicht zur Unterhaltung aufgelegt. Infolge dessen schien die Zeit unerträglich lang.

„Endlich!" rief Sosthène, als der Wagen in's offene Thor einfuhr. „Meine Nachtpferde gehen wie die Schnecken. Ich hoffe, Sie sind fähig, sich von der infernalischen Kälte, die Ihnen eine so langsame Fahrt verursacht haben muß, zu erholen."

„Hippolyt!" rief er dem Bedienten zu; „mehr Holz in den Kamin und einige Flaschen Lafitte!"

In wenigen Minuten saßen Beide vor einem prasselnden Feuer, rauchten excellente Cigarren und tauften ihre junge Freundschaft mit dem alten Lafitte.

Eine Zeitlang bewegte sich die Unterhaltung in dem Gleise gewöhnlicher Dinge, wobei indeß Sosthène fand, daß sein Gast eine große Vorliebe für Wissenschaften, namentlich Chemie hatte, ferner, daß er Witwer sei und ein Schloß unweit Pest besitze.

Der junge Marquis konnte indeß seine Blicke nicht von dem Diamantring abwenden, welcher blitzte und funkelte und in jedem Augenblick an Brillanz zu gewinnen schien. Der Graf, welchem Sosthène's Aufmerksamkeit nicht entging, sagte nach einer Pause und nachdem er sich eine frische Cigarre angezündet hatte, plötzlich:

„Ich sehe, Herr Marquis, daß dieses armselige Stück Glas Sie förmlich bezaubert hat und ich suche vergeblich nach einem Mittel, Sie von dieser Bethörung zu heilen. Nehmen Sie den Ring und prüfen Sie ihn auf's neue. Wenn Sie wirklich viel über Diamanten wissen, müssen Sie doch bei genauer Betrachtung seine Unechtheit entdecken."

Er zog den Ring vom Finger und überreichte ihn dem Marquis, wel-

cher begierig danach griff und von Entzücken durchschauert ward, als er die glänzende Lüge wieder berührte. Je mehr er aber den Stein beschaute, desto gewisser ward es ihm, daß der Graf getäuscht und daß der Stein echt war. Darüber reifte in ihm ein Entschluß.

„Angenommen", sagte er plötzlich aufsehend, „ich wäre geneigt, ihn zu kaufen, würden Sie sich davon trennen können?"

Der Graf schien erstaunt und dann verwirrt.

„Ich wäre", erwiederte er langsam, „vielleicht nicht abgeneigt, mich des Ringes zu entäußern, denn er ruft, obschon mir theuer, doch stets peinvolle Erinnerungen in mir wach. Es ist aber absurd, von einem solchen Verkauf zu reden, denn ich würde den Ring nicht für eine unbedeutende Summe abtreten können, da er als Curiosität und Werk der Kunst schätzbar ist, abgesehen von seinem bedeutenden Werth als Erinnerungszeichen für mich."

„Und wenn ich Ihnen den Preis anböte, den Sie für angemessen erachten, wollten Sie mir den Ring überlassen?" fragte Sosthène dringender und in großer Aufregung.

„Wie könnten Sie erwarten, daß ich Ihnen gestattete, mir eine große Geldsumme, lediglich um Ihrer Laune zu schmeicheln, zu zahlen und mir ein Ding abzukaufen, von welchem ich weiß, daß es für Keinen außer mir von großem Werth ist? Nein, es wäre mir nicht möglich, an so etwas zu denken. Sie würden mir vielleicht fünfzigtausend Francs zahlen — und ich würde nicht weniger verlangen — aber wie könnte ich als rechtlicher Mann Ihnen ein nachgemachtes Ding zu solchem Preise verkaufen? Lassen Sie uns also, ich bitte, nicht mehr davon sprechen!"

„Ich will Ihnen 50,000 Francs dafür zahlen!" rief Sosthène, der des Grafen Bitte bezüglich des Schlusses dieser Discussion gar nicht zu hören schien.

Der Graf erhob sich, augenscheinlich sehr bewegt und durchschritt mehrere Minuten lang den Salon, ehe er etwas erwiederte. Dann trat er dicht an den Marquis heran.

„Herr Marquis", sagte er, „hören Sie mich an! Behalten Sie den Ring bis morgen. Ich überlasse ihn ohne jedes Zögern Ihrer Sorgfalt. Fragen Sie morgen Mellerio, Samper oder wen Sie sonst wollen; sie werden Ihnen die Wahrheit über den Stein sagen und ich hoffe, Ihr Verdict wird Sie von Ihrer Berückung heilen. Ja, ja", fügte er rasch hinzu, als Sosthène eine unwillige Bewegung machte, „ich erbitte es mir als eine Gunst, daß Sie ihn bis morgen behalten! Ich lasse Ihnen meine Karte hier und Sie können mir bis übermorgen Nachricht geben. Es ist indeß spät geworden und ich muß Sie jetzt verlassen."

Umsonst versuchte Sosthène noch eine schwache Einrede. Der Graf beharrte mit einer gewissen sanften Entschiedenheit auf seinem eigenen Weg, die Angelegenheit zur Erledigung zu bringen und der Ring blieb schließlich in Sosthène's Händen zurück.

Als der Graf sich verabschiedet hatte, schrieb de Valréas, bevor er zu Bett ging, noch drei Billets, eins an die Gemalin des österreichischen Botschafters, bei welcher er anfragte, ob irgend etwas über seinen mysteriösen Freund bekannt sei; die anderen an Mrllerio und Samper, sie bittend, am nächsten Morgen die gewiegtesten Diamantenkenner in sein Haus zu senden.

Am andern Morgen war er frühzeitig auf und befand sich in einem

Zustand fieberhafter Erwartung, den wahren Werth des Juwels kennen zu lernen, der ihn bezaubert hatte.

Die kundigen Männer ließen ihn nicht lange warten und vollkommen einmüthig erklärten Sie nach sorgfältigster Prüfung des Steines, Einer nach dem Andern, diesen als einen echten Golcondadiamanten und zwar einen der schönsten und kostbarsten, der außer den Kronjuwelen in Paris je gesehen worden sei, im Werth von mindestens 70,000 Francs.

Die Freude des Herrn von Valréas war ohne Grenzen. Er warf sich in sein Cabriolet und fuhr nach der ihm vom Grafen gegebenen Adresse in der Rue Molière.

Der Graf war zu Hause und kam, sobald Sosthène in seinen Salon eintrat, ihm freundschaftlich entgegen.

„Eh bien!" rief er mit einem schwachen satirischen Lächeln; „Sie haben gefunden, daß er werthlos ist und sind nun ehrlich genug, ihn mir zurückzubringen?"

Sosthène erwiederte ihm in einer hastigen und erregten Weise, daß vielmehr das Resultat der Prüfung ein ganz entgegengesetztes gewesen sei. Das Gesicht des Grafen nahm sofort einen ernsten Ausdruck an.

„Sie haben Sie getäuscht oder sind selbst in einer Täuschung befangen, wie die Herren meines Wissens sich schon manchmal getäuscht haben. Ich versichere Sie, daß ich dies Ding habe anfertigen sehen und daß es eine Imitation ist."

„Imitation oder nicht — ich will Ihnen 70,000 Francs dafür zahlen!" rief Sosthène.

Der Graf schwieg eine Weile und schien in schmerzliches Nachsinnen versunken. Dann sprach er:

„Wir wollen die Sache so machen, Herr Marquis. Geben Sie mir jetzt den Ring zurück. Ich bin überzeugt, daß der Anblick desselben Sie förmlich verwirrt und zum Wahnsinn treibt. Ueberlegen Sie noch zwei Tage und wenn Sie dann noch bei Ihrem Entschluß, den Ring zu kaufen, beharren, sollen Sie ihn für 60,000 Francs erhalten."

„Ich kann Ihnen nicht weniger als 70,000 dafür geben", entgegnete Sosthène hocherfreut, indem er das Juwel in die Hand des Grafen zurückgab. „Die Kenner sind darüber einig, daß der Ring mindestens siebzig werth ist."

„Dann also siebzig", versetzte der Graf. „Nur muß ich zur Wahrung meiner Ehre eine Bedingnng an den Verkauf knüpfen."

„Ich werde jede Bedingung eingehen!" erklärte Sosthène rasch.

„Für den Fall", fuhr der Graf fort, „daß Sie nach zwei Tagen den Ring noch zu kaufen wünschen, muß ich darauf bestehen, daß Sie sechs Ihrer Freunde versammeln nnd in deren Beisein zwei schriftliche Festsetzungen unterzeichnen, die ich bereit machen werde und die überdies zum Zeugniß von Ihren Freunden mit unterschrieben werden müssen."

„Ich verspreche es Ihnen", erklärte der entzückte Marquis und verließ den Grafen, um die große Neuigkeit seinen Freunden im „Jockey" mitzutheilen.

Als er sich an demselben Tag eben zum Diner ankleidete, wurde ihm eine Notiz von der österreichischen Botschaft übergeben, worin es hieß, daß eine Person wie die, über welche er sich erkundigt, nicht existire, sondern der Mann, der diesen Titel führe, ein unbekannter Abenteurer sei.

„Tant pis!“ sagte Sosthène philosophisch; „ich bin quitt mit einem paar Flaschen Bordeaux und einem Diamantring. Ich kann ja den Mann leicht fallen lassen, sobald der Handel abgeschlossen ist. Er ist ehrlich genug gegen mich gewesen, Gott weiß es!“

Die nächsten zwei Tage kamen ihm außerordentlich lang vor. Am dritten Tag schrieb er ein Billet an den Grafen, worin er ihm mit kurzen Worten anzeigte, daß er dabei stehen bleibe, den Diamantring kaufen zu wollen und ihn bitte, ihm die Ehre seines Besuchs am folgenden Nachmittag um fünf Uhr zu geben, zu welcher Zeit die gewünschten sechs Zeugen ihn erwarten würden.

Unmittelbar darauf schrieb er an die sechs hervorragendsten Männer von Paris (nach ihm selbst) und bat sie, zu der angegebenen Zeit zu kommen, um Zeugen seines Triumphes zu sein.

Pünktlich um fünf Uhr waren Alle beisammen und eine Viertelstunde später erschien der Graf, welcher folgende zwei Schriftstücke, von einem Advocatenschreiber mundirt, mitbrachte: Erstens: „Ich, Adam, Graf Petrofsky, verkaufe hiermit für die Summe von 70,000 Francs ein Stück Paste, als Imitation eines Diamanten geschnitten, an Sosthène, Marquis de Valréas, und ich erkläre hierdurch in Gegenwart von sechs Zeugen, noch bevor ein Sou gezahlt oder Einer von uns in irgend einer Weise sich verpflichtet hat, daß das Verkaufsobject von mir nie als ein wirklicher Diamant, sondern offen als ein nachgemachter bezeichnet worden ist und daß ich mich dessen nur auf das dringende Verlangen des Herrn von Valréas entäußere, welcher mir wissentlich 70,000 Francs zu zahlen verspricht.“ — Zweites: „Ich, Sosthène, Marquis de Valréas, erkläre hierdurch, in Gegenwart von sechs Zeugen, daß ich gern und willig an Adam, Grafen Petrofsky, die Summe von 70,000 Francs für ein Stück Paste zahle und bekenne feierlichst, daß genannter Graf Petrofsky mir stets das Verkaufsobject nicht als einen echten, sondern einen nachgemachten Diamanten bezeichnet und Alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, mir Das auszureden, was er stets als ein schlechtes Geschäft betrachtete.“

Als Sosthène das zweite Schriftstück durchgelesen hatte, zögerte er, dasselbe zu unterzeichnen.

„Ich bin kaum im Stande“, wendete er ein, „anzuerkennen, daß ich wissentlich den Stein als Paste kaufe, da ich weiß, daß er ein echter Diamant ist.“

„Herr Marquis“, erwiederte der Graf kalt, „der Stein ist, wie ich Ihnen schon oft erklärt habe, kein echter Diamant und wenn es wirklich Ihr Wunsch ist, Eigenthümer dieser werthlosen Imitation zu werden, so müssen Sie diese Papiere unterzeichnen, da ich in dieser Angelegenheit meine Ehre nicht ungedeckt lassen kann.“

Sosthène sah, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als die Papiere zu unterzeichnen und seine Freunde bescheinigten durch ihre Mitunterschrift, wenn auch fast wider Willen, daß sie Zeugen dieses seltsamen Handels gewesen seien. Das Geld wurde gezahlt und der Ring in aller Form an Valréas übergeben, welcher in seiner Freude kaum an sein Glück glauben konnte.

Am folgenden Morgen präcis zehn Uhr war er infolge einer Verabredung bei Mellerio, um über eine neue Fassung seines Schatzes Raths zu pflegen.

„Ich habe den Ring mitgebracht, Alphons", sagte der Marquis, „und ich bin gewiß, daß ich ein wundervolles Geschäft gemacht habe. Sollten Sie aber wirklich finden, daß der Stein mehr als 70,000 Francs werth ist, so müssen Sie es mir sagen, da ich nicht zugeben mag, daß der Graf durch seine Freundlichkeit Verlust erleidet."

„Wenn Sie mir erlauben, ihn nochmals zu untersuchen", sagte der Juwelier, „so will ich Ihnen freimüthig und definitiv den wirklichen Handelswerth des Steins mittheilen."

Der Marquis nahm den Ring aus seiner Westentasche und gab ihn dem Juwelier. Kaum hatte Letzterer einen Blick darauf geworfen, so rief er in großer Aufregung:

„Aber Herr Marquis, das ist nicht derselbe Stein! Das ist Paste! Sie sind getäuscht worden!"

„Mein Gott!" rief Sosthène, indem er mit zitternder Hand nach dem Ringe griff. „Unmöglich!"

Er eilte an's Fenster und prüfte den Ring genau. Auf den ersten Blick konnte ein in solchen Dingen nicht sehr geübtes Auge den Stein für denselben halten, welchen der Graf an jenem Abend auf dem Ball der Frau von Manzanilla getragen hatte. Er war von derselben Größe, genau in derselben Art geschnitten und von gleicher wunderlich altmodischer Fassung. Es war derselbe in jeder Einzelheit, ausgenommen eine einzige: während der von dem Grafen getragene Ring, so weit als die geschickteste Kenntniß der Experten zu bestimmen vermochte, ein echter Diamant von außerordentlicher Schönheit und großem Werth war, stellte sich die Unechtheit des von Sosthène gekauften Objectes auf den ersten Blick eines kundigen Auges sofort heraus.

Als Sosthène so dastand und verwirrt und verblendet auf seinen Ring starrte, erinnerte er sich der Notiz von der österreichischen Botschaft und dann — mille diables! — der beiden von ihm unterzeichneten Schriftstücke.

„Sie haben Recht", sagte er enttäuscht zum Juwelier; „dies ist nicht derselbe Stein; er ist offenbar falsch!"

„Entschieden falsch, Herr Marquis. Jener war mindestens 70,000 Francs werth, dieser kaum —"

„Nun?"

„Als gute Imitation in Goldfassung mag er seine 300 Francs werth sein."

„Ich muß diesen Schurken sofort aufsuchen, wenn er noch in Paris ist!" rief Sosthène; „höchstwahrscheinlich aber ist er bereits über alle Berge. Gleichviel! Er soll dafür büßen und wenn ich mich selbst in seiner Verfolgung zu Grunde richtete!"

Hastig steckte er den Ring wieder in die Tasche, lief aus dem Zimmer, warf sich in seinen Wagen und jagte wie ein Sturmwind nach der Molièrestraße. Wenn er gemeint hätte, der Graf wäre durchgebrannt, so stellte sich dies als ein großer Irrthum heraus.

Der Graf war zu Hause und als Sosthène bei ihm eintrat, erhob er sich von seinem Sessel und that, als ob er außerordentlich erfreut sei, ihn zu sehen.

„Dies ist ja ein ganz unerwartetes Vergnügen, mein Herr Marquis!" rief er mit cordialem Lächeln und streckte ihm seine Hand entgegen.

Sosthène schlug die Arme unter und blickte ihm mit strengem Ausdruck voll in's Gesicht.

„Mein Herr", sagte er finster, „Sie haben sich wohl nur geirrt. Der Diamant, den Sie mir gestern verkauften, ist nicht derselbe, den Sie mir vor einer Woche überließen."

„Mein Herr Marquis", erwiederte der Graf, „ich verstehe den Sinn Ihrer Worte nicht. Ich habe stets nur einen Diamantring besessen und der ist jetzt in Ihrem Besitz."

„Dieser Stein ist falsch und werthlos!" rief Sosthène von Zorn übermannt, indem er den Ring aus der Tasche zog.

„Parbleu! Das habe ich Ihnen doch stets gesagt."

„Fripon!" schrie Sosthène; „ich kann mich mit Ihnen nicht schlagen, aber ich will Sie mit der Reitpeitsche vom Café anglais bis zur Madeleine jagen und auf die Galeere bringen."

„Pardon!" versetzte der kleine Mann gelassen; „was das Auspeitschen betrifft, so glaube ich schwerlich, daß Sie dazu kommen werden, und in Bezug auf Ihre Bemerkung, daß Sie mich auf die Galeere bringen würden, ist es meine Absicht, eine Beleidigungs- und Verleumdungsklage gegen Sie anhängig zu machen."

„Eine Beleidigungs- und Verleumdungsklage!" echoete der Marquis. „Elender! Es ist Ihr Glück, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe. Glauben Sie, wir haben hier zu Lande keine Gesetze, um solche Canaillen, wie Sie sind, zur Bestrafung zu bringen?'

„Sie werden mit den Gesetzen Ihres Landes vielleicht innerhalb acht Tagen besser bekannt werden, als Sie es jetzt sind, Herr von Valréas."

„Können Sie leugnen, daß Sie mich betrogen und beraubt haben? Mein Juwelier ist Zeuge dafür, daß der Stein nicht derselbe ist!"

„Und ich meinerseits", entgegnete der Graf höhnisch lächelnd, „kann sechs Zeugen, die Sie selbst unter Ihren theuersten Freunden ausgewählt haben, aufrufen, um zu beweisen, daß ich Ihnen nur verkauft habe, was ich ganz offen als Paste bezeichnete."

Herr von Valréas war durch die kaltblütige Schurkerei des Grafen vollständig betäubt. Der Graf zog die Klingel.

„Ich muß den Herrn Marquis nunmehr bitten, mich zu verlassen, da ich unverweilt an meinen Advocaten über die Einleitung der gegen ihn zu thuenden Schritte zu schreiben habe."

Dies sagend, verbeugte er sich beim Eintritt des Bedienten stolz gegen Sosthène, gab dem Diener das Zeichen, daß der Herr sich zu entfernen wünsche und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Der arme Marquis entfernte sich wie im Traum. Nicht der Verlust des Geldes, obschon es für ihn ein schwerer Verlust war, selbst nicht der Verlust des Diamanten, obschon auch dies ein wuchtiger Schlag war, sondern das Bewußtsein, sich der Lächerlichkeit ausgesetzt zu sehen, schmetterte ihn nieder. Indem er dies erwog, sagte er sich, noch bevor er seinen Wagen erreichte, daß es das Beste für ihn sein werde, sowohl von der angedrohten Auspeitschung als von jeder gerichtlichen Verfolgung abzusehen.

Er fuhr unmittelbar nach dem Hotel der Herzogin d'Avray, machte ihr ein volles Geständniß der Sachlage und bat um ihren Rath.

„O, mon Dieu!" rief die Herzogin, ihre Hände ringend; „welch' ein Mißgeschick! Sie können nur Eins thun: Paris noch heute verlassen und

einen Monat abwesend bleiben. Selbstverständlich wird es jene Canaille wohl bleiben lassen, die angedrohte Klage gegen Sie anhängig zu machen. Aber wenn Sie wiederkehren, so werden Sie hoffentlich allen Geschmack für Diamanten aufgegeben haben. Diese guten Pariser werden in einem Wechsel Ihrer Laune nichts Auffallendes finden, indessen ist es mir schrecklich, daß Sie gerade kurz vor dem Ball der Frau von P. reisen müssen."

In der That, es war schrecklich, aber unvermeidlich.

Sosthène verließ Paris noch an demselben Abend und floh nach Rom, wo er jedoch länger als einen Monat verweilte. Denn hier fand er einen lebendigen, weiblichen Edelstein, der ihn über den Verlust des mineralischen tröstete und da er sich mit voller Ueberzeugung sagen mußte, daß die schönste Fassung für diesen weiblichen Diamanten ein Trauring sein werde, überwand er seine Abneigung gegen die Ehe und ist nun ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft und eins der lautesten des rechten Centrums geworden.

Wiedersehen.

Er kommt, er kommt! Nicht kann mein Aug'
An seinem Anblick satt sich trinken,
Erschlöß er mir die Hölle auch,
Ich seh' nur Himmelsfreuden winken.

Ich möcht' in stolzer Leidenschaft
Mit tausend Armen ihn umfassen,
Aus meiner Lippen sel'ger Haft
In Ewigkeit ihn los nicht lassen.

Mein Herz, das jahrelang um ihn
Nur Schmerz erlitt, unendlich herben,
Möcht' ihn magnetisch an sich zieh'n,
An seinem Herzen nur zu sterben.

Elly Gregor.

Altmeister deutschen Heeresruhms.

I. Derfflinger.

Von **W. Baron Warburg.**

(Schluß.)

Der Kurfürst, bis Linum vorgedrungen, hielt einen letzten Augenblick Rast, dann ging es mit 3800 Reitern in gewaltiger Allüre vor, trotz des stürmischen Tempos hatte sein Adlerblick dennoch Wrangel's Achillesferse und die Terrainmodulationen haarscharf übersehen; mit militärischer Ueberlegenheit dirigirte er seine dreizehn Feuerschlünde auf einen halb im Walde versteckten Sandhügel, von welchem herab diese sofort ihr Spiel begannen; erst die einschlagenden Geschosse brachten den Schweden Bericht, wen sie gegenüber hatten.

Schwerer Oststurm, strömende Regengüsse — Brandenburgische Alliirte — schlugen diesen zudem in's Gesicht. Wrangel'n — welcher kein schlechter Soldat war — wurde es jetzt klar, daß der Frontangriff nur ein Manöver war und die Hauptaction sich am rechten Flügel abspielen sollte; selber zum Angriff übergehend, parirte er diesen Stoß entschlossen; das Regiment Dallwigk rückte in fester Haltung unter Maltzahn auf die Geschütze vor und überflügelte diese vollständig. Mit gewaltiger Erbitterung wogte der Kampf auf und nieder; das Regiment Anhalt und des Kurfürsten Leibtrabanten verrichteten Wunder; immer aber entwickelten die Schweden neue Streitkräfte und fast schien es, als wolle sich das Glück des Tages diesen zuwenden, als Derfflinger an der Spitze des Regimentes Gotzkow aus dem Stangenholz heranstürmte und die Schweden über den Haufen warf. Der Officier, welcher diesen herbeirief, hatte wohl einige unbesonnene Aeußerungen gemacht; Derfflinger soll ihm gehörig den Kopf gewaschen und bedeutet haben: „er solle nur zuschauen, daß er selber seine verfluchte Schuldigkeit thue; er, Derfflinger, käme schon zurecht."

Nun spielte Wrangel seinen letzten Trumpf aus und ließ seinen linken, aus nur frischen Truppen bestehenden linken Flügel in's Gefecht eingreifen. Die Brandenburger stutzten — und wichen! Das war die heißeste Stunde der Schlacht! Camphausen's herrliches Bild hat sie verewigt! Hier war es auch, wo der treue Froben verblutete.

Der Kurfürst, welcher den schnellen Entschluß zur rettenden That im kritischen Moment erfaßte, rief jetzt den weichenden Leibtrabanten, den Männern von Anhalt sein „Getrost Brandenburg!" zu und setzte sich selber an ihre Spitze. Wie ein schwellender Waldstrom war sein Anritt; eigener Gefahr nicht achtend — seine Leute mußten ihn zu dreien Malen aus arger Bedrängniß heraushauen — hieb er selber mit ein in den Schwedenknäuel, bis die wuchtigen Hiebe seiner Brandenburger den Erfolg wendeten und den Tag für ihn entschieden. Das muß ein heißes Ringen gewesen sein an jenem Tag. Oberst Mörner, der eher sterben, als ein Geschütz verlieren wollte,

war im Einzelkampf mit Baron Wachtmeister, dem Obersten des Ostgothischen Regimentes, an einander gerathen. Beide hatten mit dem Leben bezahlt! Oberstlieutenant Henning, welcher an Mörners Stelle getreten, sank, schwer verwundet, vom Pferde. Das Ostgothische Regiment deckte, in Reihen niedergelegt, mit fast allen Officieren die Wahlstatt! Die braven Führer vom Regiment Dallwigk machten Jenen ihre Unsterblichkeit streitig. 1200 Mann von nur diesen beiden Corps hat man dort eingescharrt! Um zehn Uhr Morgens waren die Schweden in vollem Rückmarsch; Wrangel führte seine Truppen, zum Theil ganz intact, nach Fehrbellin hinein!

Da soll die Sonne den Wolkenschleier zerrissen und auf das brandenburgische Heer niedergeschaut haben! Die Verfolgung der Schweden brach des Kurfürsten Machtwort ab; er meinte, dem Feind goldene Brücken bauen zu sollen!

Das geschah gegen Derfflinger's ausdrückliche Meinung. Nach anderer Lesart aber sollen die Truppen — vor Allem die Pferde — so abgehetzt gewesen sein, daß eine Ausnützung des Sieges nicht ausgeführt werden konnte! Auch soll ein erster Versuch eines solchen an der Schlagfertigkeit der Verfolgten gescheitert sein. Gescheidte Leute — nach gewonnenen Affairen fehlt es nie an solchen, welche den Tippel auf's J setzen wollen — riethen, Fehrbellin in Brand zu schießen; Friedrich Wilhelm aber sprach hochherzig: „Er bringe Rettung und nicht Zerstörung!" und verwarf den Vorschlag unwillig. Allerdings waren die Schweden nicht vernichtet, wie Derfflinger es bezweckte; aber ein glänzender Sieg bleibt der Tag von Fehrbellin doch allezeit.

5800 brandenburgische Reiter mit 13 Geschützen, in forcirten Märschen herangerückt, ohne alles Fußvolk, hatten 7000 Mann schwedisches Fußvolk und 4000 Mann Cavallerie mit 38 Geschützen, wohlgeschulte Truppen, vollständig geschlagen! 2100 Schweden waren todt, 1000 gefangen; 8 Fahnen, 2 Standarten und ein Geschütz bildeten die Trophäen des Tages; der brandenburgische Verlust bezifferte sich auf 500 Mann, darunter 218 Todte. Oberst Mörner, Major von der Marwitz, Rittmeister Asseburg und Beier, Hauptmann Burgsdorff gehörten zu diesen; Strauß, Henning, Koller, Sydow und Buch waren verwundet; Froben's Tod wurde sehr beklagt, zumal er der kurfürstlichen Familie so nahe stand.

Die Illusion seiner Aufopferung, daß er dem Kurfürsten sein braunes Pferd überlassen, auf dessen Schimmel aber, welcher den Schweden zur Zielscheibe gedient, erschossen sei, müssen wir freilich, gerade wie die Ornamentik um den Prinzen von Homburg herum, zu den Fabeln werfen. Mit den Feuergeschossen jener Zeit vermochte man damals im wogenden Lärm der Feldschlacht auf Distanzen nicht zu zielen; Gansauge's Ermittelungen weisen unzweifelhaft nach, daß der vaterländischen Geschichte durch Verneinung dieser Anecdote leider ein herrlicher Vorwurf erbarmungslos entzogen wird.

Die Frühsonne des Tags nach der Schlacht zeigte die Schweden, welche über Nacht mit Entschlossenheit die Brücken für ihre Rückzugslinie hergestellt hatten, in vollem Abmarsch; Derfflinger, als er das sah, rief munter: „Mit de Eier in de Pfann, eh Küken rut krupen!" und brach auf kurfürstliche Resolution in Fehrbellin ein; die Kriegsbeute wurde dadurch noch um 6 Geschütze, 200 Bagagewagen, zahlreiches Feldgeräth und etliche hundert Gefangene vermehrt; anderweitige Erfolge waren aber nicht zu er-

kämpfen, weil die Rosse jeder Absicht, dem Feinde noch mehr Abbruch zu thun, ein „non possumus!" entgegenstellten. Fehrbellins Occupation machte Derfflinger bei den Landleuten gar populär, denen er zum größten Theil ihr ihnen von den Schweden abrequirirtes Vieh zurückgab. Den Truppen dankte der Kurfürst persönlich; weder mit Lob noch Tadel kargte er; besondere Anerkennung gewährte er dem schwer verwundeten Henning; als er an diesen herantrat, soll dieser ausgerufen haben: „Ich habe den Schweden ordentlich im Felde getroffen!" worauf Friedrich Wilhelm decretirt: er solle fortan Henning von Treffenfeld heißen! Uebrigens belohnte er ihn dreifach. Henning bekam das Mörner'sche Regiment, wurde Oberst und eben — als erster Preuße! — nobilitirt. Als Kurfürst von Brandenburg hätte er Kaiser und Reich um solche Gunst angehen müssen.

In Betreff des Prinzen von Homburg haben die zahlreichen Feinde seiner Größe dem Kurfürsten Undankbarkeit vorgeworfen und der Inhalt eines Schreibens der Schwester desselben, der Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Cassel, scheint diesen zu bestätigen: „Dem redlichen Landgrafen", so drückt sie ihre Beschwerde aus, „ist nicht Eins gedankt von dem, was er bei Fehrbellin gethan; aber also geht es in der Welt, die Pferde, so den Hafer verdienen, bekommen am wenigsten!" Dieser Tadel ist jedoch ungerechtfertigt; jener Brief ist 1675 geschrieben; 1676 nach der Eroberung Pommerns verlieh der Kurfürst dem Prinzen die erledigten Lehen der Familien Wachtmeister und Rheinschild; nachweislich hat er auch allezeit die höchste Anerkennung über den Prinzen und seine Leistungen bekundet.

Bereits am 20. Juni hatten die beiden schwedischen Heeres,äulen, sowohl die unter dem jüngern, wie die unter dem Feldmarschall Wrangel bei Wittstock sich vereinigt und darnach ihren schleunigen Einmarsch in Mecklenburg auf Wismar zu bewirkt; ihr Frontrapport soll betrübende Ziffern wachgerufen, die Rubrik: „Verschollen" kein Ende erreicht haben. Wie Viele von diesen den Flegeln und Knütteln, den Aexten und Sensen der Landleute wie tolle Hunde erlegen sind, darüber wird schwerlich je Zuverlässiges zum Licht des Tages dringen.

Friedrich Wilhelm ging am 23. Juni nach Berlin, die Seinigen zu umarmen; aber schon am 28. Juni finden wir ihn wieder bei seinen Truppen; die Gewohnheit, in guten wie in bösen Tagen die Geschicke der Soldaten zu theilen, war damals, wie sie es heute ist, ein hervorstechender Zug im Charakter der Hohenzollern.

Die Mark war gründlich von allen Schweden gesäubert!

Im kaiserlichen Lager hatte Montecuculi des Kurfürsten Sieg durch eine dreimalige Salve aus allen Geschützen geehrt! Das Deutsche Reich erklärte die Schweden für Reichsfeinde! — Und doch war noch immer kein Frieden erkämpft und Brandenburgs Genossenschaft mit den Alliirten war in keiner Weise erledigt; selbst die Schweden — ungeachtet so schwerer Niederlagen — waren noch lange nicht zu Paaren getrieben. Friedrich Wilhelm war daher eifrig bemüht, die alten Bündnisse zu kräftigen und namentlich die Dänen zur Stellung von Hülfstruppen zu vermögen. Als er diese endlich gesichert hielt, brach er sofort in Schwedisch-Pommern ein und ließ, während die Kaiserlichen auf Tribbensee und die Dänen auf Dammgarten losgingen, seine Truppen unter Derfflinger über Treptow an der Tollense Klemperow besetzen; vor dem jungfräulichen Stralsund vereinigten sie sich mit den letzteren; während diese auf Wismar losgingen, zwang er im No-

vember Wolgast zur Uebergabe und verlegte so den Verband zwischen Stralsund und Stetten. Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Wildenbruch und der Oderholl wurden hintereinander den Schweden entrissen und mit Besatzungen versehen.

Mit großer Verve eröffnete Feldmarschall Wrangel den Feldzug von 1676; plötzlich in die Insel Wollin einbrechend, eroberte er Swinemünde zurück, um, direct auf Wolgast losgehend, dieses aus vierzig Geschützen zu beschießen; Oberst Hallard, ein aus niederländischem in kurbrandenburgischen Dienst übergetretener Bergschotte, verwandelte indessen die Wälle seiner Veste in Gletscher und hielt sich so lange, bis Schwerin von Hinterpommern her und Derfflinger von Tribbensee aus die Schweden zum Rückzug in schnellster Gangart bestimmten. Anclam und Demmin capitulirten ebenfalls, so daß es um die Sache der Schweden nicht sonderlich stand, zumal ihnen die in der Ostsee unter Tromp und Juel kreuzenden Holländer und Dänen die Zufuhren abschnitten und auch Stettin cernirt war; wiewohl erst im Juni 1677 Derfflinger zur wirklichen, sechs volle Monate andauernden Belagerung gelangen konnte. Während dieses erbitterten Kampfes entfalteten die mannhaften Stettiner am Marienkirchthurm das Bild eines Schneiders mit Elle, Scheere und Bügeleisen; ob Derfflinger sich getroffen fühlte, läßt sich heute nicht mehr feststellen; seine Antwort auf solche Provocation ermangelte aber einer gewissen Energie nicht; 150 Feuerschlünde ertheilten sie und die Stadt capitulirte am 26. December infolge dieser vielzüngigen Unterhaltung; Tags nachher zog der Kurfürst in Stettin; am Sylvestertag aber in Berlin ein. Derfflinger war bei beiden Einritten an seiner Seite, um den Jubel des Volks mit ihm zu theilen.

Wohl das allgemein gefühlte Bedürfniß scheint nun — stillschweigend — einen längern Waffenstillstand dictirt zu haben; wir finden mindestens sowohl den Kriegsherrn wie seinen Schatten Derfflinger über Winter in Berlin und in diesen Zeitraum fällt eine der drolligsten Episoden aus unseres Helden Lebenslauf, welche wie keine andere Begebenheit seine Eigenartigkeit in Brillantbeleuchtung erscheinen läßt.

Zu Anfang 1678 stellte der nun zweiundsiebzigjährige Georg aus dem Dorfe seinem kurfürstlichen Herrn plötzlich den Antrag: „ihn mit ferneren Kriegsdiensten verschonen zu wollen!“ In seinem Entlassungsgesuch redet er von seiner Schwachheit, dabei Bezug nehmend auf das, was er im Laufe der Jahre prästirt habe; die Gesinnung, welche ihn bisher geleitet, werde er bis an sein Ende bewahren; er könne aber ferner denen schweren Travaillen nicht mehr vorstehen; er wolle nicht etwa den Dienst aufsagen oder Sr. kurfürstlichen Durchlaucht im Geringsten zuwider leben; er wolle diesem vielmehr — außer den schweren Travaillen — in allen anderen Dingen bis zu seinem Lebensende dienen, nur solle dieser seine übrig bleibende Zeit zur höchst verlangenden Ruhe kommen lassen; er wolle in seiner rückständigen wenigen Lebenszeit seinem Gotte dienen und sich auf einen seligen Tod vorbereiten.

Friedrich Wilhelm, welcher Mißmuth als die alleinige Triebfeder dieses Gesuchs erkannte, war indessen nicht gewillt, Derfflinger's erprobten Dienste schon jetzt zu entbehren; auch seine Entgegnung auf jenes Pro Memoria ist ein charakteristisches Spiegelbild jener Zeit; die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die immerhin motivirte Beschwerde des alten, hochverdienten und hochgestellten Mannes sozusagen absentirt, weist unwiderlegbar nach, wie rationell man damals dachte und handelte.

„Wir haben uns Euer gehorsames Memoriale unterthänigst vorlegen lassen", hebt des Kurfürsten Bescheid an, „und daraus ersehen, weßgestalt Ihr Eures zunehmenden Alters halber um gnädigste Demission gehorsamst nachsuchet. Gerade jetzt, wo er rüste und die Campagne herannahe, habe er sich eines solchen Ansinnens nicht versehen", fährt dieser alsdann fort, „zumal er seine sonstige Willfährigkeit kenne und würdige! Daß Derfflinger nach Ruhe verlange, sei nicht zu mißbilligen; aber er gäbe ihm zu ermessen, daß, wenn er jetzt, wo noch Alles in crisi stände, gehen wolle, das seine wohl erworbene Ehre beflecken und ihm Blame zuziehen werde! Gott habe ihm ein hohes Alter, aber auch eine Leibesconstitution gewährt, krafft deren er besser als viele jungen Leute den Kriegsfatiguen gewachsen sei; auch er, der Kurfürst, sei bei Jahren und vielen Beschwerlichkeiten unterworfen, so daß er selber tausend Mehr Anlaß habe, sich nach Ruhe zu sehnen; da sein Verhalten jedoch für die Beruhigung so Vieler angesehen werde, wolle er auf seinem Posten aushalten. Viel Saures und Süßes habe Derfflinger mit ihm gekostet; da er aber den Samen mit geholfen habe in die Erde zu streuen, müsse er auch bis an's Ende aushalten und die Frucht genießen. Ursache zur Klage habe er nicht! Kenne er solche, so werde der Kurfürst schon Remedur treffen; habe dieser doch Alle disgraciiret, welche Derfflinger je entgegen gewesen seien; auch sei er der höchsten Ehren theilhaftig geworden — nun solle er aber auch seinem Dienst unverdrossen mit besonderer Application obliegen."

Dieser Allerhöchste Schreibebrief, ein Monumentum Hohenzollerianum ersten Ranges, datirt vom 11. Mai 1678; des Feldmarschalls an demselben Tage zu Händen des Geheimen Cabinetssecretärs Fuchs — des nachherigen so berühmt gewordenen nobilitirten Ministers — übergebene Erwiederung setzt jedoch an Absonderlichkeit allem Vorigen die Krone auf; Angesichts dieses barock gehaltenen, aber in jeder Zeile gescheidten Schriftstückes begreift es sich vollständig, weshalb seiner Zeit Torstenson den Schneider mit der Mission an Ragoczy betraute und warum Friedrich Wilhelm gerade ihn später nach dem Haag dirigirte, um mit dem Oranier zu verhandeln.

„Ehe hätte er sich des Himmels Einfall versehen", so läßt sich Derfflinger aus, „als einer so grad' abschlägigen Antwort in zum Theil nachdenklichen terminis; er habe seine Bitte auf die ihm von Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gestellte Capitulation gegründet, nach welcher ihm dieser, wenn er die schweren Travaillen im Kriege auszustehen incapabel wäre, ohne Schwierigkeit entlassen wolle; jetzt empfinde er das Contrarium und müsse es sich vorhalten lassen, daß er seine Ehre beflecke und sich Blame zuziehe, wenn er jetzt abdanke. Das schmerze ihn! Seine getreuen Dienste seien wohl eher in der ganzen Welt bekannt als in Berlin! Nie habe er etwas in der Welt vorgenommen, seiner Ehre zuwider; er beflecke sie auch dadurch nicht, daß er seines Alters wegen quittiren wolle. — Der Kurfürst stelle sich selbst als Exempel dar: das sei aber ganz was Anderes! Seine kurfürstliche Durchlaucht sei Eins! Und Gott verhüte, daß dieser abdanke; er aber sei nicht der Einzige, denn es seien viele qualificirte Leute da, um ihn zu ersetzen. So er hoch erhoben, möge er auch wohl dazu capabel befunden sein, sonsten es ihm wohl nicht confirmiret worden wäre! Er habe seine Sache getreulich verrichtet, so daß der Kurfürst ein gnädiges Consentiment darüber empfunden habe! Daß er Saures und Süßes gekostet, müsse man vorlieb nehmen; übrigens sei, wenn es zur Bilance käme, mehr Saures als Süßes dabei gewesen!"

Ob der alte Schlaukopf mit dieser Anführung wohl etwa gar auf das Stettiner Schneiderbild hindeutet? . . . Zum Schluß kommt Derfflinger darauf zurück, in Ruhe leben zu wollen: „es schmerze ihn, den Kurfürsten verlassen zu sollen; aber seine abnehmenden Kräfte ließen sich nicht mehr armiren und ganz über den Haufen werfen wolle ihn der Kurfürst wohl doch nicht! So möge er ihm auch die verlangte Ruhe zukommen lassen!"

Dieses Memoire — von einer genauen Kenntniß des kurfürstlichen Charakters dictirt — ist eine sonderbare Verschmelzung von hoher Anspruchslosigkeit und größter Unabhängigkeit, gepaart mit vollster Selbstwürdigung; schwerlich würde ein berühmter General von heute so gerade heraus mit seinem Kriegsherrn correspondiren!

Auf der andern Seite ist des Kurfürsten Verfahren nicht minder sicher und wohldurchdacht; er gesteht der Sache keine größere Berechtigung zu, als eine Ergießung des Mißmuths; dadurch nimmt er die Gefahr vorweg, allzugroße Bedeutsamkeit zu erlangen! Und — schließlich finden wir bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten Kurfürst und Feldmarschall gerade so vergnügt wieder nebeneinander reiten, als ob nichts vorgefallen sei! Da mögen wohl alle Beide in Form und Inhalt Ihrer Kundgebungen in gutem Rechte gewesen sein! — Auch hätte Derfflinger in der That jetzt nicht an des Kurfürsten Seite fehlen dürfen! Der Schwierigkeiten thürmten sich so viele auf, als Sandkörner am Meeresstrand liegen! Die Gefahren wuchsen nach wie Hydraköpfe. Die Identification des großen Monarchen war also unentbehrlicher, denn je!

Die angeknüpften Friedensverhandlungen rückten in Nimwegen nicht um Haaresbreite vor; für des Kurfürsten Interesse gestalteten sich die Verhältnisse zudem gar übel! Nicht blos seine officiellen Gegner durchkreuzten seine Pläne; seine Bundesgenossen ließen ihn vollständig im Stich. Jeder suchte sich selber in Sicherheit zu bringen, ohne auch nur im Entferntesten der Verpflichtung gegen seine Verbündeten zu gedenken. Friedrich Wilhelm's Ansprüche wurden allseitig mit scheelen Augen angesehen! Sein kühn anstrebender Ruhm, sein wachsender politischer Einfluß erweckten ihm überall Neid und Mißgunst und keine der alliirten Mächte hatte Gedächtniß für Das, was er für sie gewirkt hatte.

Andererseits konnten sie seines Beistandes nicht entbehren; er hätte sich zerreißen müssen, Allen zu genügen! Die Holländer forderten ihn am Rhein! Die Dänen dagegen erklärten ihn in Pommern für unentbehrlich.

Der Kurfürst entschied sich in Gewißheit seiner — wohl zuweilen auch Macchiavellistischen — Anschauungsweise für das Terrain, was seinen Interessen das wichtigste war; er blieb in Pommern, um Greifswalde und Stralsund, in erster Reihe die Insel Rügen, den Schweden zu entreißen, welcher letztern sie sich durch Ueberrumpelung der Dänen bemächtigt hatten.

Sobald die dänische Flotte unter Tromp in der Ostsee erschienen war, schiffte Friedrich Wilhelm seine Truppen in Swinemünde zur Besitzergreifung Rügens auf 350 Fahrzeugen ein; Schöning und Halland führten die Flügel dieser maritimen Expedition; Götz commandirte das Centrum! Derfflinger war Chef des Stabs; die seemännische Leitung war dem dänischen Admiral anvertraut! Contrairer Wind hielt die Flotte im Grypswalder Bodden, keineswegs gegen feindliche Geschosse gesichert; fast erst nach zweitägigem Laviren konnte die Ausschiffung der Streitkräfte am 15. September bei Lauterbach unweit Puttbus bewirkt werden; die Halbinsel hatten gleichzeitig die

Dänen occupirt. Der schwedische Höchstcommandirende, Graf Königsmark, that seine Schuldigkeit und setzte den Landungen heftigen Widerstand entgegen; als diese jedoch bewirkt und Artillerie in Thätigkeit getreten war, trieb Derfflinger die Schweden vor sich her, wobei er ihnen eine Fahne abnahm; die letzte schwedische Position war die alte Fahrschanze; Schöning führte einen Flankenmarsch aus, dann griff der Feldmarschall persönlich mit seinen abgesessenen Dragonern an und in kurzer Zeit war der Platz mit 700 Gefangenen und großer Beute in seinen Händen. Am 16. September besetzten brandenburgische Truppen auch die neue Fahrschanze. Und damit war ganz Rügen dem Kurfürsten; Königsmark, welcher sich wie ein Verzweifelnder herumschlug, hatte dieses Eiland der schwedischen Krone um jeden Preis erhalten wollen.

So strafte Georg aus dem Dorfe sein Entlassungsgesuch selber Lügen! Er bestand die schweren Travaillen wie ein Springinsfeld und bestätigte dadurch glänzend seines genialen großen Herren vortheilhafte Meinung über seine gesunde Körperconstitution.

Nun ging er der spröden Jungfrau Stralsund zu Leibe; er bot — für den Kaiser — für freiwillige Uebergabe die Qualität einer freien Reichsstadt. Die gut schwedisch gesinnten Stralsunder wiesen das mit Hohn zurück. Da machte Derfflinger nicht viel Federlesens! 152 Kanonen drückten nach! Am 12. October capitulirte die stolze Veste, Wallenstein's Ruf zum Trotz!

Am 20. October zog der Kurfürst in Stralsund ein und einige Tage später Königsmark ab nach Schweden.

Greifswalde, Schwedens letzter Platz auf deutschem Boden, fiel am 6. November

Dem alten Georg vorauf, zog Friedrich Wilhelm abermals als Triumphator in seine Spreemetropole ein!

Die Beiden waren miteinander nachgerade schon des Siegesjubels gewohnt geworden!

Der Winterfeldzug des Kurfürsten in Preußen war die letzte glorreiche Waffenthat des Begründers der preußischen Großmacht. Der für den großen Kurfürsten so ungünstige Frieden von St. Germain am 29. Juni 1679 endete auch die kriegerischen Heldenthaten des wackern Feldmarschalls, und unser vortrefflicher Georg aus dem Dorfe konnte nun wirklich ausruhen von den Travaillen und sich auf seinen seligen Tod vorzüglich vorbereiten.

Aber auch damit hat er sich Zeit gelassen; erst sechzehn Jahre später, 1695, entschloß er sich, das Zeitliche zu segnen.

Derfflinger's Lebensstellung wie sein Alter gewährten ihm die größte Genugthuung. Mit den höchsten Ehren geschmückt, ausgezeichnet durch die Achtung seines Monarchen und in den glücklichsten Familienbeziehungen lebend, mit Glücksgütern gesegnet und aufrichtiger Liebe und Verehrung von allen Seiten gewiß, gewährte ihm die Vorsehung volle Geistesklarheit bis zum späten Lebensende; die Sorge hatte offenbar ihren Antheil von Georg aus dem Dorfe in dessen Jugend vorweggenommen! Selbst sein Körper blieb regsam bis zu seinen letzten Stunden.

Bereits als schwedischer General — wir haben dies nur zu recapituliren — hatte Derfflinger, wie wir bereits früher erwähnten, 1646 Margarethe von Schapelow gefreit, wodurch Gusow und Platikow in seinen Familienbesitz gelangten.

Mit besonderer Vorliebe und großem Geschick leitete er die Bewirth-

schaftung dieser Realitäten, denen er nach den schweren Durchzügen des langen Kampfes schnell wieder Ansehen und Ertragsfähigkeit beizulegen verstand! Allerdings waren die Marken ein ununterbrochener Soldatenmarkt und ein Exercierfeld für aller Herren Länder Kriegsknechte gewesen; die letzten Invasionen der biederen Schweden hatten das Land mehr ausgesogen, als der lange Glaubenskampf. Der Park in Gusow — jetzt fürstlich Schönburgischer Familienbesitz, ist ursprünglich Derfflinger's Schöpfung und verkündet laut seines Begründers Lob. Der Feldmarschall scheint, wie sein Herr und Meister, welcher die seltensten Exemplare dieses Genres aus Holland bezog, große Passion für südliche Baum- und Gesträuchsspecies gehegt zu haben; eine wohl noch heute unter dem Namen Libanon bestehende Gruppe Cypressen und Cedern soll Derfflinger's eigenhändiger Anlage zugeschrieben werden; jedenfalls ist eine Conifere selbst von ihm gepflanzt worden, welche dem Besucher von Gusow als Cypresse vorgestellt wird, mehr aber wohl ein Taxodium ist; über alle anderen Gruppen hervorragend, hat sie über fünf Fuß Durchmesser und excellirt, wie ihr Pflanzer, durch Größe und Dauerhaftigkeit. In Gusow will man wissen, König Friedrich Wilhelm IV. habe diesen seltenen Baum für Sanssouci begehrt; die Schönburger hätten der Versuchung widerstanden und das Taxodium da belassen, wo Derfflinger es dereinst gepflanzt! Das verdiente vollste Anerkennung!

Das frühere Schloß, von Derfflinger's Construction, in dessen Halle einige Falconets schwedischen Beuteantheils standen, ist durch ein neueres, stattlicheres Bauwerk ersetzt; man wird sicherlich alle Derfflingererinnerungen wohl bewahrt und sorglich behütet haben.

Im Gusower Wirthshaus hängt ein Bild aus jener Zeit, ein Reitergefecht darstellend; charakteristisch für jene Epoche ist es, aber als Kunstwerk erbärmlich.

Zum Besitz von Gusow hat der Feldmarschall durch Ankauf, respective durch Dotation die Güter Wulkow, Cleccin, Hermsdorff und Schildberg im Brandenburgischen, sowie die bedeutenden Quittainer Güter in Preußen hinzuerworben; in Berlin besaß er das dem Schloß am Ende der breiten Straße vis-à-vis belegene Haus, welches sich 1848 dadurch in's frische Gedächtniß zurückrief, daß der bekannte Demokrat Sigrist es längere Zeit mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte.

Der Feldmarschall übersiedelte 1687 nach Gusow, um eine ihm nach seiner Ansicht vom Kurfürsten auferlegte schwere Kränkung zu marquiren; dieser hatte nämlich dem Marschall Herzog von Schomburg, welcher seines Protestantismus wegen den französischen Dienst verließ, die Inspection seiner sämmtlichen Truppen und Plätze als Generalissimus übertragen, und wiewohl dieses unerläßlich gewordene Ereigniß dem einundachtzigjährigen Derfflinger in zartester Weise mitgetheilt worden war, war dieser darüber doch in so hohem Grade erbost, daß er erwiederte: „Wie seine treu geleisteten unterthänigen geringen Dienste — wozu er noch den Rest seines Lebens gewidmet habe — wohl hätten gnädigst consideriret werden mögen!“ Männer von so eminenten Leistungen mag es wohl schwerer als anderen Sterblichen fallen, sich in das Alter und seine Entsagungen zu fügen. Uebrigens soll des Kurfürsten Tod den greisen Feldmarschall auf das heftigste erschüttert haben; er überlebte seinen Fürsten um sieben Jahre und starb am 4. Februar 1695 zu Gusow.

Aus seiner ersten Ehe hatte Derfflinger eine Tochter, Beate Louise,

welche sich 1674 mit dem Generallieutenant und Oberhauptmann von Küstrin Curt Hildebrand von der Marwitz vermälte. Aus seiner 1662 mit Fräulein von Beeren geschlossenen zweiten Ehe waren dagegen zwei Söhne und drei Töchter entsprossen. Der älteste Sohn Friedrich bezog 1676 die Universität Frankfurt a. O., studirte dann in Tübingen und Straßburg und machte dann ausgedehnte Reisen, die sogenannte große Tour. Unter Konigsmark der Republik Venedig bis zum Oberstlieutenant dienend, trat er 1688 in gleicher Charge in Kurdienste über, verließ diese jedoch schon 1691 wieder, um sich ausschließlich der Pflege seines greisen Vaters zu widmen; nach dessen Ableben stellte ihn Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., wiederum an. Friedrich Freiherr von Derfflinger verstarb 1724 als königlich preußischer Generallieutenant kinderlos mit dem Ruhm eines edlen, tapfern und vornehmen Mannes, welcher jedoch in Betreff der Fähigkeiten weit hinter seinem berühmten Vater zurückstand. Derfflinger's zweiter Sohn Karl bezog in Gemeinschaft mit Friedrich 1676 die Universität Frankfurt a. O., dann Tübingen und fiel bereits 1686 bei den brandenburgischen Truppen gegen die Türken vor Ofen; er war nie vermält. Mit Friedrich von Derfflinger's Witwe, einer geborenen von Osterhausen, erlosch der Stamm vollständig.

Als der alte Herr die Nachricht vom Tode seines Sohnes vor Ofen empfing, soll er mit spartanischem Gleichmuth gesagt haben: „Warum hat sich der Narr nicht besser in Acht genommen!"

Von Derfflinger's drei Töchtern aus zweiter Ehe heirathete Emilie, die Aelteste, Hans Otto von der Marwitz.

Charlotte wurde die Gemalin des Generals von Zieten; die dritte, Dorothea, blieb unvermält.

Durch die Vermittlung der Tochter glänzt jedoch des Feldmarschalls Stamm in den fürstlichen Familien Reuß und Schönburg als Ahnherr, wie auch in den Stammbäumen der Geschlechter Stollberg, Haugwitz, Marwitz, Zieten, Podewils, Bonin, Bismark, du Rosey und vielen anderen durch weitere Verzweigung.

Des großen Mannes Leiche wurde nach Gusow überführt und in der Gruft der von ihm nach dem Tode seiner zweiten Frau renovirten, übrigens erst in protestantischen Zeiten erbauten Kirche beigesetzt. Das in Kalkstein ausgeführte Grabmonument befindet sich fast in der Mitte des Gotteshauses — ein Sarkophag, in welchem man das Embleme der Feldmarschallswürde den Feldherrnstab von Eichenholz, an beiden Enden mit Goldblech beschlagen und der Länge nach mit kleinen Nägeln verziert — jedoch zerbrochen — hineingelegt hat. Ueber dem Monument erblickt man Derfflinger's Büste, darüber sein Wappen; die Entourage bilden zwei Standarten von hellblauer Seide mit dem Bannerspruch: Agere fuit pati fortiora! Diese Feldzeichen, so belehrte weiland der als Fremdenführer fungirende Cantor von Gusow, sollten von den Schweden erbeutet sein! Das ist aber sicherlich unrichtig, denn das F in der metallenen Fahnenspitze charakterisirt sie als brandenburgische Draperie.

Schon an diesem Sarkophag gewinnt die Ueberzeugung Raum, daß wohl mehr für ihn gethan sein könnte! Die Gruft aber, welche des Helden sterbliches Theil birgt, verletzt das Gemüth des Patrioten, so primitiv ist sie gehalten. Schon das in der That mit Gefahr verbundene Hineinsteigen in dieselbe durch einen Kirchenstuhl ist nicht würdig und kann dem, welcher an

dieser Stelle ein Pantheon des preußischen Heros zu finden erwartete, fast wie ein Sacrilegium an Preußens denkwürdigsten Stätten erscheinen.

Wären die Besitzer von Gusow arme Teufel, so müßte dieser Umstand Vieles entschuldigen! Die Schönburger aber könnten ihrem so berühmten Ahnherrn — sie mögen uns unsere Aufrichtigkeit nicht verargen — wohl eine bessere Grabstätte herrichten und darnach erhalten lassen.

Wir wollen an dieser Stelle aber auch nicht das verschweigen, was der Sachlage einigermaßen zur Entschuldigung dienen kann! Früher war Derfflinger's Ruhestätte Allen zugänglich! Die Unverschämtheit der Neugierde löste den Sargdeckel; die Sammelwuth beraubte den todten Mann rücksichtslos, so daß er bald ledig aller Umhüllungen bis auf zwei große Reiterstiefel im Sarge dalag.

Danach kleidete man den todten Feldmarschall neu und bettete ihn in einen frisch gezimmerten Schrein hinein; diesen schloß man fest und erklärte nun seine Begräbnißhalle für geschlossen; aller und jeder Besuch wurde versagt!

Da ließe sich wohl eine Form finden, welche das Heiligthum vor räuberischer Indiscretion schützt und doch den Besuch der Gruft zuläßt! Derfflinger's Grabstätte ist ein Eigenthum der Nation!

Ueber Derfflinger's Todesart scheinen Zweifel obzuwalten; die Historiker lassen ihn in Berlin abscheiden; sein Epitaph nennt Gusow als seine letzte irdische Stätte!

In der Gusower Gegend sollen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Sagen von Mund zu Mund gegangen sein, in welchen Derfflinger's Andenken hart spukte! So hing hoch oben am Platikower Kirchthurm, da, wo sich fast gewöhnlich die Wetterfahne dreht, ein eigenthümlich gestaltetes Gefäß. Es war eine sogenannte Theerbutte und der alte Derfflinger soll sie, selbst kutschirend, dort oben haben hängen lassen, als die Pferde mit ihm über den Thurm hinweg durchgingen! — Fontane's, welchem wir über des Feldmarschalls Privatleben das Beste verdanken, wie Varnhagen's Biographie und Major Köhler's treffliche Werke über die Schlacht von Fehrbellin — die zuverlässigsten Nachrichten über seine militärische Größe — berichten, daß diese Theerbutte, welche schon um der an ihren hohen Stationsort anknüpfenden Derfflingermythe Rücksicht verdient hätte, beim Umbau der Kirche um $10^1/_2$ Mark an einen Schmied in Seelow losgeschlagen sei! Das war doch wohl etwas allzu rationell gewirthschaftet!

Dieses Gefäß wäre immerhin eine „Derfflinger-Erinnerung" in Gusow geblieben!

Aber — es bedarf solcher nicht, um Georg's aus dem Dorfe Andenken in brandenburgisch-preußischen Herzen groß und wach zu erhalten! So lange die Armee besteht, wird auch Derfflinger's Ruhm nicht untergehen! „Seine Werke folgten ihm nach!"

Procop, der Erfinder.

Geschichten aus der Pariser Belagerung.

Von **Paul d'Abrest.**

(Schluß.)

An der Glockenuhr von Pierrefitte, die der lieben Gewohnheit wegen der zurückgebliebene Meßner, ein Alter von 70 Jahren, zur üblichen Stunde aufzieht, schlägt die zwölfte Stunde. Feierliche dumpfe Stille herrscht ringsherum. Der Abendnebel hat sich in reinen Thau aufgelöst. Der Boden war stark befeuchtet und auf dem Acker blieb ein gutes Stück der Mutter Erde an den Schuhsohlen kleben. Und durch die Aecker schritten, um rascher zu dem Ziele zu gelangen, Lieutenant Reinhold und seine kleine Schaar, im Ganzen etwa dreißig Mann.

Das Blockhausgehöfte war das Ziel des Ganges, aber zuerst sollte im ganzen Dorfe herumpatrouillirt werden. Der Trupp war schon bis zur Hauptstraße gelangt und der Anordnung ihres Chefs folgend, prüften die Soldaten mit dem Kolben, ob die Verschlüsse der Thüren auch wirklich authentisch waren. Nichts hatte bis jetzt den nächtlichen Rundgang gestört, als einer der Soldaten, der mit einem Bajonett die Dielen des Kirchenaufganges prüfte, auf etwas Weiches stieß. Man hörte einen Aufschrei.

„Halt" rief der Soldat, „da geht's nicht ganz proper zu."

Die Schaar Reinhold's hielt inne. Ein Unterofficier richtete die Blendlaterne, die er am Gürtel trug, gegen die Dielen. Der Strahl des Lämpchens beleuchtete zwei unter der Eingangsthür kauernde Knabengestalten, die eine viel kleiner als die andere. Beide Kinder lagen, der Eine in dem Arm des Andern. Der große Junge schien sozusagen seinen kleinen Kameraden, wahrscheinlich seinen Bruder, mit dem Körper zu beschützen. Er, der größere, hatte den übrigens unbedeutenden Bajonettstich in die Hüfte erhalten und den Aufschrei gethan.

Die Soldaten standen rings im Halbkreise um die beiden Knaben und betrachteten die Gruppe mit neugieriger Theilnahme. Man war sich darüber noch nicht klar, zu welcher Kategorie die beiden Kinder gerechnet werden sollten. Waren es kleine Diebe, Taugenichtse oder wenigstens Marodeurs, waren es verlassene Kinder, die der Zufall hierher verschlagen hatte? Die Soldaten neigten zu dieser Ansicht, denn Mitleid mälte sich in den Augen der Nächststehenden. Vielleicht dachte so mancher, es waren Landwehrleute, an die eigenen Blonden im traulichen Heim. Lieutenant Reinhold nahm dem Unterofficier die Laterne aus der Hand. „Was macht Ihr hier, seid Ihr aus dem Dorfe?" frug er in ziemlich correctem Französisch. Der große Junge sah sich scheu um, legte die Hand auf den Mund und zeigte auf seinen noch schlafenden Bruder. Lieutenant Reinhold trat etwas näher, um den Schlafenden etwas besser in Augenschein zu nehmen. Kaum hatte er aber dessen Züge erblickt, so zeigte sich tiefes Erstaunen, Rührung auf dem martialischen

Gesichte des Lieutenants. Wahrscheinlich vom blendenden Licht der Laterne aufgeweckt, richtete der Kleine sich empor und fuhr mit seinen kleinen niedlichen Händchen über die Augenlider, wie Kinder es beim Erwachen zu thun pflegen. Lieutenant Reinhold stand noch immer sehr verwundert da. „Seltsam, seltsam", lispelte er.

„Wir können die Würmer da nicht länger erfrieren lassen, Lindner", sagte er zu einem Füsilier gewendet, „nehmen Sie die Beiden bei der Hand, im Blockhaus werden wir ihnen schon die Zunge lösen." Der angeredete Soldat that wie ihm befohlen, er schnallte das Gewehr über den Rücken und faßte jeden der Knaben bei der Hand.

„O", sagte der älteste auf deutsch, „ich kann schon allein marschiren."

„Also ein kleiner Landsmann", lächelte der Füsilier Lindner.

Lieutenant Reinhold war bereits an die Spitze des Zuges getreten und hatte die Aeußerung des Knaben nicht gehört. In bester Ordnung wurde durch das Dorf patrouillirt. Zu wiederholten Malen glaubte die Mannschaft, als sie an dem Park vorüberschritt, einen verdächtigen Lärm hinter dem Gebüsch zu vernehmen, ein Soldat wollte sogar eine fliehende Gestalt entdeckt haben. Er hatte schon seinen Dreyse angelegt, aber die Gestalt, oder was man für eine solche hielt, war verschwunden.

Tiefe Stille herrschte um ganz Drancy. Die Nacht war noch dunkler geworden. Man sah nicht drei Schritte weit. Deshalb wäre es schwer gewesen, auf dem Felde in der Richtung des Forts Aubervilliers eine ziemlich große Hütte wahrzunehmen, aus der ein geübtes Ohr das Geräusch mehrerer Stimmen und das Prasseln jungen Holzes im Feuer vernehmen konnte. Wirklich gab es in der Hütte einen helllodernden Bivouak, um diesen lagerte eine Schaar gerade nicht gutmüthig aussehender Gesellen. Es sind für uns keine neuen Bekannten, denn wir haben die nämlichen Herren in der Wirthsstube Chaufort's vor einigen Tagen zu beobachten Gelegenheit gehabt.

„Was hattest Du denn für einen Gedanken, diese zwei Kinder da mitzuschleppen?" frug Vidocq den Isidor, mit dem er Frieden geschlossen hatte. „Wenn ich nicht die Idee gehabt hätte sie auszuschicken, hätten sie gar unsern Erfinder angetroffen, und . . . da hätt' es eine schöne Erkennungsscene gegeben. Unser ganzes Project wäre zum Teufel."

„Nun, nun", erwiederte Isidor beschwichtigend, „so arg ist's ja nicht, da wir sie verwenden konnten."

„Ah bah! Verwenden, die Burschen sind unter einem Baum eingeschlafen und werden ihr Lebtag nichts von sich hören lassen."

„'S ist wahr", meinte Isidor, „sie könnten schon gepfiffen haben."

Man erräth wohl, daß es sich im Gespräche um die Kinder Reinhold's handelte, die den Gesellen um als unfreiwillige Spione dienen sollten.

„Sie, Herr Prüfungscommissionspräsident", redete Vidocq den Collegen an, der diese Rolle übernommen hatte, „schauen Sie gütigst ein wenig nach, ob der Alte nicht ungeduldig wird."

Der Präsident ging hinaus; etwa zweihundert Schritte von der großen Hütte, wo die Bande Vidocq's ihr Concilium abhielt, befand sich am Rande des Weges eine kleine Ziegelcabane, wo die Straßenaufseher ihre Werkzeuge aufzubewahren pflegen. In diesem Häuschen befand sich auf halbgebrochenen Füßen ein defecter Tisch und vor diesem ein sehr mangelhafter Holzschemel. Procopus saß auf diesem. Der Alte war hierher gelockt

worden unter dem Vorwande, mit seiner neuen Erfindung eine nächtliche Probe auszuführen. Procopus, durch diese Mittheilung sehr erfreut, war dem vermeintlichen Würdenträger mit Begeisterung gefolgt, ja er war von seinem Glücke, das Ziel endlich zu erreichen, derart beherrscht, daß er gar nicht einmal daran dachte, über Frau Therese, die unterdessen vom Platzcommando nach der Conciergerie abgeführt worden, sich zu erkundigen. Sein Begleiter hatte ihn hierher geführt und ihm die kleine Cabane als vorläufiges Studirzimmer angewiesen, damit er sich für das „Experiment" gehörig vorbereite, während er „die nöthigen Ordres einholen werde". Procopus wurde nicht gewahr, daß ihn der Präsident in seiner Hütte eingeschlossen hatte. Ganz seinem Projecte lebend, breitete er auf dem Tische das von ihm erfundene Recept, zwei Flaschen, wie sich deren die Apotheker für ihre Medicamente bedienen, und einen papiernen Sack aus. Er vertiefte sich in sein Studium, verglich das auf dem Papier Geschriebene mit den Flaschen, roch an dem Inhalt des Sackes und fand die Zeit nicht zu lange, als der angebliche Ausschußpräsident die hölzerne Thüre öffnete. Doch kaum war dieser eingetreten, als sich von draußen ein schrillendes, so zu sagen die Ohren durchbohrendes Gepfeife vernehmen ließ. Der Pfiff wiederholte sich dreimal, kaum war der dritte verhallt, so zeigte sich Vidocq in der kleinen Hütte.

„Hören Sie das Signal, Procopus?" frug er den Erfinder; „es ist Zeit vorwärts zu kommen."

„Ich bin bereit", antwortete Procopus.

„Und Sie vergessen nichts?"

„Schwachkopf!" rief der Erfinder aus, „fast hätte ich da das Pulver vergessen" . . . er raffte die Fläschchen zusammen und den Sack, „mit was hätten wir dann experimentirt?"

„Ruhe!" gebot Vidocq. Aber ehe der Erfinder sich dessen versehen konnte hatte er den auf dem Tisch liegenden Sack escamotirt und reichte dafür dem Erfinder einen ähnlichen.

„Was thust Du?" raunte ihm der Ausschußpräsident in's Ohr.

„Eine kleine Verwechslung, die uns Sicherheit verschaffen soll", erwiederte Vidocq, „versagt seine flüssige Erfindung den Dienst, so wird uns Dynamit den Weg zur Kasse öffnen, auch wenn es mit Lärm geschieht."

Die Mannschaft Reinhold's hatte also, wie man sich wohl erinnern wird, den Anordnungen ihres Führers folgend, Posto genommen, um die eventuellen Besucher warm zu empfangen. Reinhold selbst hatte mit der Pfeife das verabredete Signal gegeben. Wohl eine halbe Stunde verstrich, ehe die feierliche Nachtstille unterbrochen wurde. Fast begann man zu glauben, daß das Abzeichen umsonst gegeben worden und der Lieutenant war im Begriff, seinen Leuten Ruhe zu gönnen, da trennten sich die schwarzen Wolken am Himmel und der hinten gänzlich verdeckte Mond beschien mit einem fahlen Silberlichte die Ebene. Man sah deutlich im Felde etwas „krauchen". Drei, vier, zehn Gestalten bewegten sich langsam, die Soldaten neben der Mauer begannen ihre Gewehre anzulegen, da plötzlich verhüllte sich der tückische Mond und es war schwarz wie zuvor.

Wieder verstrichen einige Minuten, da hörte man plötzlich rückwärts ein großes Getöse, es war als brächen viele Scheiben zusammen und als wenn mehrere schwere Menschenkörper plötzlich von außen in eine Stube gedrun-

gen wären. „Aha“, sagte der Lieutenant, „sie fassen uns von hinten an, seid Ihr parat, Kinder vorwärts.“ Alles stürmte gegen das Haus. Drinnen waren schon einige Schüsse gefallen. Wüstes Geschrei, verzweifeltes Ringen und dazwischen immer lustiges Gewehrgeknatter erfüllten die so ruhige Stätte.

Aber draußen im Felde in reichlicher Entfernung stand Videnaut, der nicht gern seine Haut riskirte und lieber bei der Theilung der Beute, denn bei der Eroberung derselben dagewesen wäre. Aengstlich hörte er dem Geknatter zu. „Was giebts?“ rief er Einem aus der Bande zu, der gelaufen kam, so viel er Beine hatte.

„Alle Wände leer und eine Menge Soldaten drin! Ich danke für's Plaisir“, war die Antwort des Angeredeten.

„Dann bin ich nicht mehr dabei!“ rief Videnaut und machte sich daran Fersengeld zu nehmen.

„Hab' ich Dir's nicht gesagt, Du Schuft, daß Du uns Alle verrathen wirst — da, Du Hund.“ Diese Worte waren von Isidor gesprochen, ein Pistolenschuß beendete den Satz, und ehe er sich zu einem Proteste erheben konnte, lag Videnaut in seinem Blute schwimmend da. „Procopus“, rief er mit schwacher Stimme, „Procopus, zeigen Sie heute, jetzt ist's Zeit ... sprengen Sie Alle in die Luft, Alles, Alles ... und Du Dich selber, glücklicher Nebenbuhler.“ Diese Worte murmelte der Verwundete vor sich hin, es waren seine letzten.

Der Kampf im Hause wüthete fort, manchen unter den Leichenräubern fehlte es an Courage nicht. Sie waren gekommen, um sich Geld zu holen, da es nun ihnen an den Hals ging — sie wußten ja, daß man sie nicht als gewöhnliche Gefangene behandeln würde — verkauften sie ihr Leben so theuer als möglich. Sie hatten Alle sechsläufige Revolver und feuerten dieselben rasch ab, rascher als die Zündnadelgewehre der Soldaten.

Was that inzwischen Procopus? Die ganze Schlacht schien für ihn nicht zu existiren. Er merkte nicht, daß man ihn in eine Falle gelockt, er achtete nicht der Gefahr, welcher er ausgesetzt war, er hatte nur den einen Zweck vor den Augen: seine Erfindung zu erproben. Mechanisch schlich er sich bis an die Hausmauer, mit der nämlichen automatischen Genauigkeit eines Unbewußten, von Niemanden bemerkt, streute er den Inhalt des Sackes auf den Boden und befeuchtete die Wände mit der in den Fläschchen enthaltenen Flüssigkeit, und mit der nämlichen Kaltblütigkeit zog er eine Art Docht aus der Tasche, den er nun, indem er sich vom Hause entfernte, wie einen Zwirnfaden, den man abwickelt, auf die Erde rollte. Ein Zündhölzchen war bald mit der einen Extremität des Dochtes in Contact gebracht ... Hui, wie rasselten da die blauen und röthlichen Flammen empor, wie lechzte es da an den Mauern, wie griff da das Element um sich. Procopus, der sich allen Ernstes immer eingebildet hatte, das Pulver zu erfinden, durfte sich freuen. Die Kämpfenden hielten inne, übrigens war der Kampf zu Ende, die Hälfte der Genossen desjeligen Videnaut war erschossen, die andere Hälfte gefangen. „Die Kinder, die Kinder!“ rief Lieutenant Reinhold.

Aber man hatte bereits der Kleinen gedacht, ihr natürlicher Beschützer Lindner war in das kleine Dachstübchen gedrungen, wo Eduard und Juli schlafen sollten, aber vom Getöse erweckt, sich recht kindlich des Lärmes freuten. Schon begannen die Flammen die Wände des Stübchens zu lecken, und der kleine Juli schlug noch immer in die Hände, bum, bum, während

Eduard, Gefahr witternd, dennoch nachzudenken begann. Da öffnete ſich die Thür, Lindner drang herein. „Fort, Kinder, fort“, und ehe ſie ſich deſſen beſinnen konnten, faßte ſie der Soldat und wollte Beide hinaus bringen, aber die Treppe ſteht ſchon in Flammen, das Fenſter, ja es liegt ja nicht zu hoch für einen beherzten Turner, drum friſch gewagt... Wie Dämonen im Gluthſcheine der Hölle, ſo erſcheinen die drei Geſtalten in der Einfaſſung des Fenſters, ſo erblickte ſie von unten Procopus, der ſtolzerfüllt ſein Werk betrachtet. Wie ändert ſich aber die triumphirende Miene des armen Wichtes ... wie malen ſich Verzweiflung und unſägliche Angſt in ſeinen Zügen. Die Kinder, er erkennt ſie, die er am nämlichen Nachmittage geküßt, geliebkoſt, die er glücklich zu machen, zu bereichern anſtrebte, ſie ſind da in dem von ihm angezündeten Hauſe, ſchweben in Lebensgefahr durch ſeine Schuld. Das Dynamit fordert ſeine Opfer. Ein fürchterlicher Krach erfüllt die Lüfte, von dem Giebel des Daches bleibt nichts als ein paar rauchende Balken, der ganze obere Theil, in tauſend Stücke geriſſen, iſt in die Lufte gefahren und rings herum regnet's feurige Splitter.

Die beiden Knaben und ihr Hüter aber ſind ſpurlos verſchwunden ...

Am nächſten Tage traf vor den noch rauchenden Ruinen des Blockhausgehöftes ein franzöſiſcher Parlamentär ein, um den Umtauſch einiger Gefangenen zu bewerkſtelligen. Lieutenant Reinhold, der den Parlamentär zum neuen General hinauf nach Pierrefitte geleitete, erzählte, daß nach dem heißen Kampfe der Nacht, als die Ruinen des geſprengten Hauſes durchſucht wurden, man darin einen Mann in Civil vorgefunden habe, der ſich wie ein Beſeſſener benommen habe und der ſchließlich als irrſinnig erkannt wurde. Der Lieutenant erklärte ſich bereit, den Mann den Franzoſen zu übergeben, wenn der General darin einwilligen wollte. Noch am nämlichen Abend, nachdem nebſt einigen deutſchen Gefangenen auch die unglückliche Thereſe Reinhold im Lager eingetroffen war, wurde Procopus nach Paris zurückgeſendet und in dem Irrenhauſe untergebracht. Er iſt noch jetzt draußen und beginnt endlich einige ruhige Perioden zu haben. Aber er kann das Schreckensbild jener fürchterlichen Nacht nicht von ſeinem Angeſichte bannen, er ſieht immer die Kinder des Freundes, den er unvorſichtig vor Jahren auf einer Jagdpartie erſchoſſen hatte, bei welchen er Vaterſtelle liebevoll vertrat und für die er nach Reichthum ſtrebte, er ſieht dieſe Kinder, wie ſie durch ſeine Hand zu Grunde gehen. Die Kriſen werden dann ſo heftig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen muß. Die Familie Duteton beſucht ihn alle Sonntage, aber er kennt Niemanden. Thereſe Reinhold, die, von ihrem Schwager begleitet, der nach dem Kriege ſich in Schwaben niedergelaſſen, vor einem Jahre nach Paris kam, machte ebenfalls den Gang nach dem Irrenhauſe, ſie weinte — aus Mitleid. In der Nacht aber nach ihrem Beſuche hatte der Erfinder einen ſo tobſüchtigen Anfall, daß der Arzt erklärte, man könnte dieſen Patienten hier entlaſſen, um ihn auf den Friedhof hinaus zu tragen.

Das literarische Parlament.

Der Präsident eröffnet die Sitzung mit den Worten: Meine Herren! Ein neuer Roman von Gustav Freytag ist für die literarische Welt immer ein Sonntag.

Der Abgeordnete für den Theaterwahlkreis Hannover. Hoffentlich aber kein Karl Sonntag, siehe „Vom Nachtwächter bis zum türkischen Kaiser".

Präsident. Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Selbstverständlich meine ich den vierten Band der „Ahnen" von Gustav Freytag, den soeben erschienenen Roman „Marcus König".

Der Abgeordnete für Bayreuth: Also ein Jude! O Gustav, verständnißinniger, mittelalterminniger Alliteraturfreund, warum hast Du mir das gethan! Weiala Weimar Freytagleben und Siebleben! Da haben wir also auch das Judenthum in den „Ahnen". (Murren unter der Fraction Bleichröderer carte noire.)

Präsident. Ich bitte, sich zu beruhigen! Marcus König ist ein Großkaufherr der alten Stadt Thorn an der Weichsel.

Der Abgeordnete von Bayreuth (düster, dämmernd, götternd): Großkaufherr! Also doch!

Präsident. Sie Alle wissen, welche Bedeutung Thorn, die Geburtsstadt des Copernicus und der Thorner Pfefferkuchen, seit alter Zeit hat. Literarisch war bisher die gute Stadt ziemlich bedeutungslos, wenn auch in commercieller Beziehung —

Abgeordneter Kneiphammel. O sagen Sie das nicht. Gerade in commercieller Beziehung will ich nur an das schöne Kernlied unseres Commersbuches erinnern:

„Ich bin der Fürst von Thoren
Zum Saufen auserkoren."

Präsident. Ich bitte den Herrn Abgeordneten sich parlamentarischer auszudrücken. Es handelt sich hier nicht um Lieder aus dem Commersbuch, sondern um einen Roman von Gustav Freytag, erschienen bei Salomo Hirzel, Leipzig, Preis 6 Mark ungebunden, 6 M. 50 Pf. elegant gebunden mit Goldschnitt.

Ich eröffne darüber die Debatte, ob wir den Roman Freytag's zum „literarischen Gesetz", zum Vorbild für den historischen Roman unseres Volkes erheben oder nicht. Zunächst ertheile ich dem Herrn Referenten das Wort.

Abgeordneter Justus (Referent): Ich weiß, meine Herren, Sie bringen der redlichen Arbeit, dem heiligen Ernst und dem großartigen historischen Verständniß, der echt poetischen und doch so costümewahren Reproduction der Vorzeit seitens unseres Freitag die lebhaftesten Sympathien entgegen

Abgeordneter Reißer für den literarischen Mühlendamm: Das ist ein Urtheil, aber kein Referat.

„Was kauf' ich mir für die Sympathie?
Der Mühlendammer hat sie nie;
Grundsätzlich nur Dem unser Lob erklingt,
Deß Gunst uns einen Vortheil bringt,
Unser Urtheil nach dem Vortheil geht,
Von Historie Niemand von uns was versteht.
Groß sind wir, Herr Justus, in der Verneinung,
Sie haben ein Amt nur und keine Meinung."

(Der Abgeordnete Reißer setzt sich unter dem einstimmigen Beifall seiner aus ihm selbst bestehenden Fraction auf seinen Mühlendamm und handelt mit alten, literarischen Sachen weiter.)

Abgeordneter Justus. Ich will also kurz referiren. Marcus König ist, wie der Herr Präsident bereits erwähnte, ein Großkaufherr zu Thorn an der Weichsel, der ersten Stadt, welche die Deutschordensritter auf preußischem Boden gegründet. Mit ihnen war, wie wir aus den „Brüdern vom Deutschen Hause" wissen, Herr Ivo gezogen sammt seinem treuen Weibe. Aus ihrem Geschlecht entstammen die Könige zu Thorn, die ihren Namen anklingend an den thüringischen Spottnamen ihrer Ahnen, der „Zaunkönige", führen. Die Thorner Könige zählen sogar einen Hochmeister des Ordens, den wackern Ludolf, König von Weitzau, unter ihren Ahnen. Die Handlung des Romans beginnt 1519. Die Stadt hat sich seit dem Thorner Frieden, also seit mehr als fünfzig Jahren, unter die Oberhoheit des polnischen Königs gestellt. Der Abfall vom Orden hat noch später Verschwörungen zu dessen Gunsten erregt. Einer dieser Verschwörer, der Vater Marcus Königs, hat sein Haupt deshalb auf den Block legen müssen. Er selbst, der alte, ernste, finstere Marcus, pflegt heimlich Einverständniß mit dem Hochmeister, dem jungen Albrecht von Brandenburg. Er will den Traditionen seines Ahnen treu bleiben und hofft heimlich auf die Wiedererwerbung der Stadt durch den Orden. Aber nicht Marcus, der Vater, Georg, der Sohn, ist der eigentliche actuelle Held des Romans. Er, ein wilder, lustiger Knabe, so recht der Typus der Patriciersöhne des sechzehnten Jahrhunderts, wird von seiner ungestümen Wildheit zu sanfterer Sitte bekehrt durch Anna, die liebliche Tochter des aus dem Lande Meißen nach Thorn berufenen Magister der Johannisschule Fabricius, wie sich der gelahrte Schmieder latinisirend getauft hat nach der Sitte seiner Zeit. Der blonde starke Nachfahr des Ingo, jenes Vandalen-Königsohnes von der Weichsel, dem Thornischen Fluß, ein feiner, patristischer Zug, den Freytag freilich nicht mit Worten andeutet, der jedoch jedem aufmerksamen und historisch feinfühligen Leser der „Ahnen" nicht unempfunden bleiben dürfte — wird ein lateinischer Schüler des Magisters und ein Schüler Amor's, der die Herzen Anna's und Georg's, trotz des magdlichen Widerstrebens der holden Magisterstochter zu einander zwingt.

Da bricht bei Gelegenheit eines Autodafés ketzerischer Bücher, das die Mönche von St. Nicolaus veranstalten, ein Tumult aus, bei dem sich der für die Wittenberger begeisterte Magister und sein treuer Schüler Georg wörtlich und thätlich compromittiren. Der Magister wird der Stadt verwiesen, Georg muß fliehen. Auf einem Schiffe, das den Magister, Georg und seine Tochter die Weichsel hinunterträgt, kommt die lange in den jungen Herzen blühende Liebe auch äußerlich zum Ausbruch. Aber wenige Schiffstagereisen von Thorn werden sie an der preußischen Grenze von Landsknechten im Dienst des Hochmeisters überfallen und Georg und Anna nach

deren Quartier gebracht, das in einer kleinen verwüsteten Stadt mit altem Schlosse liegt (etwa Garnsee), während der Magister von einem andern, den Polen dienenden Landsknechthaufen fortgeführt wird. Dort wird Georg, durch die Noth gezwungen, Fähnrich der freien Knechte und Anna sein Weib, das ihm durch den Landsknechtsbrauch im Ring der Knechte ehrlich angetraut wird. Nun folgt eine Idylle, lieblicher und zarter, wie sie kaum gedacht werden kann, die Ehe in der Wildniß. (Rufe von der Fraction Reißer: zur Sache!) Das junge Eheglück aber dauert nicht lange. Es kommt an Georg die Nachricht, sein Weib und sein eben geborener Knabe, die mit dem alten Magister, der drohenden Kriegsgefahr wegen, nach Elbing gezogen, sei im Strom ertrunken. Der verzweifelte Georg kämpft wacker im Treffen der Landsknechte des Ordens wider die Landsknechte der Polen und verliert die rechte Hand. Später finden wir ihn in der Kanzlei des Hochmeisters, der damit umgeht, sich als Herzog in Preußen zu säcularisiren, wieder, und Georg's Freund, Lips Eske, berichtet ihm, daß Anna und das Kind leben. im alten Thurm, wo sie einst so glücklich gewesen

Da eilt der Glückliche heim, aber der Magister, der inzwischen beim alten Marcus, der die Schwiegertochter verleugnet, eine harte Aufnahme gefunden, verweigert in seinem starren Ehrgefühl sein Kind ihrem Gatten. „Ist meine Tochter", so spricht er zu Georg, „vor Gott und den Menschen Euer eheliches Weib, so gehört sie mit ihrem Kinde Euch, ist sie es nicht, so bleibt sie mein. Darum lade ich Euch im zweiten Monat von heut' an demselben Tage, zu dieser Stunde, an die Klosterpforte der Augustiner zu Wittenberg. Dort soll ein Richter über Euer Anrecht entscheiden." Und der Richter Martin Luther entscheidet. „Soweit ich als kurzsichtiger Mensch den Willen des Herrn zu deuten vermag, sage ich Euch: Euer Bündniß ist vor Gott eine rechte Ehe." Auch der alte hartnäckige Marcus König, der aus Thorn gegangen ist, weil er dem Hochmeister grollt, daß er dem Polenkönig als Lehnsherr gehuldigt, wird fünf Jahre später durch Luther's gewaltig mahnende Rede versöhnt und stirbt im Angesicht der Seinen und der ersten Heimstätte seines Geschlechts, der Veste Coburg, wo einst Ingo der Lohe der obsiegenden Thüringer erlag.

Abgeordneter Freimund. Der Herr Referent hat seine Pflicht erfüllt. Aber bei Freytag's poetischen Gestaltungen, deren Erfindung nicht so bedeutsam ist, wie die Ausführung, ist das Wie mehr werthvoll als das Was. Ich lobe den werthen Dichter, daß er uns wiederum treulich Treffliches geschaffen und uns die bewegte Zeit mit kundiger Kennerfeder und liebevoller Schilderung Dessen, was die Seelen der Menschen um 1520 bewegte, gemalt hat. Ich lobe ihn um der historischen Treue willen (Bravo von den Plätzen der Abgeordneten Scheffel und Dahn), da er Handel und Wandel im alten Thorn, das Leben und Treiben der Landsknechte schildert, den Verfall des Ordens und des Mönchthums andeutet und das Alles in jener sich willig und ungezwungen der Zeit bequemenden Sprache, welche uns aus den früheren Bänden der „Ahnen" so vertraut geworden, wie könnten alle diese alten deutschen Menschen nicht anders geredet haben, als der Dichter sie reden läßt. Noch mehr aber lobe ich ihn darum, daß er sein köstliches Gemüth wiederum erwiesen hat in unsäglicher Feinheit des Empfindens, zumeist in der Schilderung der erwachenden Liebe Georg's zu Anna, sodann in der „Ehe der Wildniß", da dies junge, im Ring der Landsknechte dem Geliebten angetraute, ob der wilden Umgebung zum Tode bekümmerte Weib sich dem

Gatten versagt, bis die Natur über den Zwang des Ueberkommenen siegt und Beide ihres Lebens und Leibes froh werden.

Auch in dem Heimritt Georg's von Frankfurt am Main nach dem Thurm an der Weichsel zu dem todtgeglaubten Weib und Kind liegt der Zauber sehnender Minne: am Ernstesten und Tiefsten aber wallt die Empfindung, als die mächtige mildernste Gestalt des Reformators, der ein Jahrhundert bedeutet, die bedrängten Seelen ausforscht und tröstet.

Rührend ergötzlich ist hier mitten im heiligen Ernst die heitere Stelle, da Georg von der Geburt seines Knaben erzählt und Luther daraus endlich das tiefe Gottesgefühl des friedlosen Mannes erkennt. „Draußen heulte der Schneesturm", erzählt Georg, „als sie es mir entgegentrugen, es war nackt und winzig und ich hatte dergleichen niemals gesehen; oben sah es aus wie ein altes Männlein und unten ähnlich einem Frosch, der im Wasser steuert. Und es war mein lieber Sohn. Da erschrak ich vor Gottes Wunder und mir erbebte das Herz." Und so zart die Empfindung ist, so stark ist die Charakterschilderung des Romans. Der treue Leibeigene aus altpreußischer Abkunft, Dobise, der gutmüthige Rector Fabricius, mit seinen Vergleichen aus dem classischen Alterthum, der biedere Landsknechthauptmann Hans Stehfest, der wohlüberlegte, weltkundige Bürgermeister Conrad Hutfeld, vor Allem der Held selbst, der strenge Marcus König, eine Römernatur, und sein frischer Sohn Georg, sie Alle erweisen die Darstellungskunst Freytag's reich und mächtig. Ich stimme dafür, meine Herren, den Roman „Marcus König" zum literarischen Gesetz und Muster zu erheben.

Abgeordneter Mäkelnburger. Seien Sie vorsichtig, meine Herren, und lassen Sie sich nicht durch die deutsche Erbsünde auf Namen viel zu geben und sich auch literarisch von der Flagge das Gut prüfungslos decken zu lassen, verführen. Ich schätze Gustav Freytag, den Culturhistoriker, ungemein, aber ich habe keine Sympathie für Gustav Freytag, den Manieristen. Erheben Sie die „Ahnen" und vor Allem „Marcus König" zum Gesetz, so begünstigen sie eine hereinbrechende Fluth von öden Nachahmern, welche glauben, wenn Sie das Costüm der Vorzeit richtig nachschneiden und ein paar nach der Schablone gearbeitete Menschenpuppen von schwächlicher Blutwallung und prüdem Empfinden à la Bourgeois in diese Costüme stecken, sie seien Poeten.

Sehen wir zu, ob auch bei der literarischen Firma „Marcus König" das Soll nicht größer ist als das Haben. Ich will den Herrn Coburgischen Geheimrath Freytag, der es in den Ahnen nun einmal auf eine Verherrlichung Coburgs abgesehen hat (Rufe: Zur Sache!) nicht ob seiner historischen Treue tadeln. In Marcus König, in der Thornischen Schilderung, ist er im Ganzen treu und historisch feinfühlig gewesen. Ob er selbst einmal in Thorn gewesen ist, weiß ich nicht, jedenfalls hat er Zerneke's „Thornische Chronika" mit Nutzen excerpirt. Nur hat er gerade die für die Poesie verwerthbarsten Stoffe aus der Thornischen Geschichte unbeachtet gelassen. Der heimliche Gang unter der Weichsel nach Schloß Diebau (so schreibt Zerneke richtiger und deutscher als Freytag Diebow), das rege Zunftleben und die originellen Geselligkeitsformen des Artushofes, alles dieses städtische Gebahren schildert Freytag nicht, wo doch dieser Band der „Ahnen" der Blüthe deutschen Bürgerthums gewidmet sein soll. Willibald Alexis in seinem „Roland von Berlin" übertrifft hier Freytag, den Hofdichter des der

schen Bürgerthums, der doch im altdeutschen Städteleben bewanderter ist als ein anderer Dichter, bei weitem.

Seltsam aber ist's, daß Freytag, der die Namen der Thornischen Geschlechter so gut kennt, z. B. die Hutfelds und Eskes, mit keiner Silbe den berühmtesten Thorner und sein in Thorn ansässiges Kaufherrngeschlecht, die Koppernigks erwähnt. Nicolaus Copernicus, in der Zeit, in welcher der Roman spielt, Domherr zu Frauenburg, und intimer Freund eines der Hauptthelden des Romans, des Herzogs Albrecht von Preußen, wird in „Marcus König" mit keiner Silbe erwähnt. (Hört! Hört!) Herzog Albrecht selbst, eine große, starke Natur, die die Grundlage zum preußischen Staatswesen in Ostpreußen gelegt hat, wird als ziemlich leichtsinnig und schwankend geschildert, eine der mißlungensten historischen Figuren, welche Freytag je vorgeführt. Dem historischen Werth des Buches bedenklich gegenüber steht die offenbare Tendenz, welche in der Civilehe vor dem Landsknechtsstandesamt und ihrer späteren kirchlichen Sanction durch Luther zu Tage tritt. Gewohnheitsmäßig finden wir auch bei Freytag die deutsche Jungfrau prüde und geziert gezeichnet. (Bravo von der Fraction Reißer.) Denn daß Anna sich weigert, Georg's Frau zu werden, nachdem sie es formell ist, finde ich ganz im Gegensatz zum Abgeordneten Freimund nicht fein empfunden, sondern prüde. Ein Roman, der uns so etwas vorerzählt, ist nicht historisch, sondern hysterisch. (Der Abgeordnete Reißer ruft zweimal Bravo, einmal für sich und einmal für seine Frau.) Doch dergleichen wiederholt sich ja in allen Freytag'schen Romahnen (jubelnder Zuruf des Abgeordneten für Kalau und der Fraction Reißer) so oft, wie das Motiv der Verbannung oder Heimlosigkeit des Helden und seines treuen Knechts.

Auch vermag ich viele Ausdrücke nicht geschmackvoll zu finden, so z. B. den (S. 70), wo Georg über Anna's mädchenhaften Stolz zürnt und von ihr sagt: „Nie habe ich eine Jungfer gekannt, welche eine so scharfe Bürste führt", Worte, die die Romanschriftstellerin Fräulein Bürstenbinder (E. Werner) hoffentlich nicht auf sich beziehen wird. Dagegen muß ich gerecht anerkennen, wie sorglich Freytag westpreußische Provinzialismen in die Diction verwebt hat, so ist z. B. von einer „Schulmeister'schen", von „Basteln" und von dem Kuchen „Babe" (davon das noch jetzt in Thorn übliche Gebäck „Babchen") die Rede. Auch hat er den Eichbaum, auf dem der Sage nach die ersten Ansiedler des Ordens 1231 die feste Laube Thorn bei dem spätern Vogelsang gegründet haben sollen, auf dem Landgut des Herrn König stehen lassen; ein feiner Zug, ebenso fein, wie der Aufruhr der Schüler, der in gleichem größern Maßstab nach zweihundert Jahren Thorn so betrübt machen sollte.

Und um des historischen Tons willen will ich auch Herrn Freytag verrathen, daß, was er nicht wissen dürfte, anno 1411 ein Heinrich König durch den Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen in den Thorner Rath gesetzt wurde. Aber trotz alledem vermag ich nicht „Marcus König" als Muster zu empfehlen. Die Sorglichkeit Freytag's verleugnet sich hier. Der Roman ist skizzenhaft und das reichhaltige Material ist lange nicht ausgenutzt. Was uns der nächste Band der „Ahnen" bringen mag, weiß ich nicht; vermuthlich das achtzehnte Jahrhundert, vielleicht den Hofpoeten König am Hofe August's des Starken. Jedenfalls stimme ich gegen Marcus König. (Murren und Beifall.)

Präsident. Ich lasse jetzt abstimmen. (Es geschieht.) Die Majorität ist für Freytag. Der Roman „Marcus König" von Gustav Freytag wird zum literarischen Gesetz erhoben.

Abgeordneter Freymund. Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie einem erlauchten Namen unseres literarischen Reiches, einem Meister in der Erzählungskunst gerecht gewesen sind. Was auch der Abgeordnete Neißer und der freilich historisch viel competentere Abgeordnete Mekelnburger dagegen haben mögen, der deutschthumsfreudige Dichter des „Marcus König" hat wiederum Das bewiesen, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Und lassen Sie mich ein gutes Wort Martin Luther's, das sich nicht bei Freytag findet, auf den Roman Marcus König und seinen Schöpfer anwenden: „Ein jeglich Ding, so es wohlgemacht soll werden, will den Menschen ganz haben mit allen Sinnen und Gliedern."

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Nach einem herrlichen Spätherbste voll Sonnenlicht und Wärme überraschte uns ein Frühwinter sondergleichen; die grünen Blätter hingen noch an den Bäumen und wurden von den Schneelasten erdrückt Die Kälte verwandelte mit einem Schlage die eben noch so heiteren Spaziergänge und Herbstlandschaften unseres Thiergartens. Der langsame Uebergang zum Winter ist sonst stets die beste Jahreszeit für die Großstädte; Straßen und Promenaden sind am belebtesten, die Fremden bleiben stets länger, als sie wollten. Aber diesmal ward Alles in die Flucht gejagt durch die winterliche Ueberraschung. Sogar die Hofjagden verloren einen Theil ihres sonstigen Glanzes, denn die Aerzte untersagten dem Kaiser die Theilnahme wegen des kalten Schneewetters. Die eigentlichen Wintervergnügungen, Eisbahn und Schlittenfahrt, konnten trotz der hohen Kälte gerade noch nicht stattfinden, denn es trat immer wieder auf einige Stunden Thauwetter ein. Die vornehme Welt entschädigte sich deshalb mit dem künstlichen Eislauf im Thiergartenskatingrink, wo der Rollschuh immer mehr Triumphe feiert. In rasch improvisirter Toilette für den frühen Winter erscheinen die Damen mit erhöhtem Eifer auf der Rollbahn, namentlich der Princeßclub hält dort regelmäßig seine Mittagspromenaden und Meetings. Es gab bisher in Berlin keinen Ort, wo man sicher war, die vornehme Welt zu treffen, namentlich die Damen; sie flogen wohl zu Pferde durch die Reitwege oder wandelten einige Mal die Siegesallee auf und ab, aber es gelang nur auf Minuten ihrer ansichtig zu werden, während man jetzt stundenlang ihre graziösen Evolutionen und Kunstübungen auf dem Rollschuh mit ansehen kann.

Dabei ist für die Zuschauer vortrefflich gesorgt, eine erheizte Glashalle

bietet gute Plätze und Erfrischungen dar. Die mangelhafte Geselligkeit Berlins ist augenscheinlich durch diesen neuen beliebten Rollsport verbessert worden. Er wird wahrscheinlich dem simplen Schlittschuh eine sehr siegreiche Concurrenz machen. Die Neigung zur Exclusivität, welche für das Kriterium der Vornehmheit gilt, kann allerdings im Thiergartenskatingring leichter befriedigt werden als auf dem Eise der Rousseauinsel, wo jeder Schusterjunge für 25 Pfennige eine schöne Damentoilette „anrempeln" kann, wie der technische Ausdruck heißt. Mit dem süßen Pöbel ein Vergnügen zu theilen, ist in Berlin überhaupt eine böse Aufgabe; auch die Jagden des Hofes wurden davon verfolgt und man hat versuchsweise jetzt den leicht erreichbaren Grunewald mit dem entlegenen Jagdschlößchen Stern vertauscht. Kurz eh' die Kälte eintrat, fand dort eine Parforcejagd statt, die rothen Jägercostüme leuchteten wie Glühwürmchen aus der Waldeinsamkeit, der phantastische Jagdzug glich einer Ballade von Walter Scott.

Die drei jungen Prinzessinnen, welche hoch zu Roß die Jagd begleiteten, sahen in ihren wehenden Schleiern und zierlichen Reitcostümen ganz besonders holdselig aus, mancher junge Jägersmann mochte wohl romantisch genug empfinden, um sie für zauberische Waldgöttinnen zu halten. Wir erinnerten uns lebhaft an das beliebteste Schaustück auf der letzten Kunstausstellung, das hübsche Bild von Conrad Freyberg „Ausritt zur Parforcejagd", auf welchem Prinz Karl, der jugendfrische Großvater, mit seinen reizenden Enkelinnen porträtirt war.

Neben dem Jagdvergnügen der Hofgesellschaft fanden auch wieder, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, einige Ballfeste in Potsdam statt, um vor Uebersiedelung nach Berlin noch einmal in kleineren Kreisen zu tanzen, als es später in der Hochfluth der Saison möglich ist. Wir haben schon öfter ausgesprochen, daß die eigentliche Hofgesellschaft ebensowohl in Bewohnern von Potsdam wie von Berlin besteht. Das „Casino" in ersterm Ort, eine sehr elegante, sehr exclusive Institution, veranstaltete einen Abschiedsball für die Prinzessinnen, der an Glanz und Vergnügen nichts zu wünschen übrig ließ.

Unter den zahlreichen fürstlichen Tänzern zeichnete sich eine neue Erscheinung besonders aus, der Erbprinz von Schaumburg-Bückeburg, der seit kurzem à la Suite unserer rothen Gardehusaren commandirt ist. Er hat ein interessantes hübsches Gesicht, nur ist er etwas zu klein, wie auch sein künftiges Reich, deshalb kanu er sich keine großen Hoffnungen auf eine preußische Prinzessin machen, wie man dies vermuthet hat.

Die Zahl der prinzlichen Heirathscandidaten hat sich übrigens wieder um zwei ansehnliche Persönlichkeiten vermindert. Der wahrscheinliche Thronerbe Württembergs hat sich soeben mit der Prinzessin Marie von Waldeck verlobt, eine sehr junge, reizende Braut aus kleinem Fürstenhause, welches aber schon früher mit Württemberg verschwägert war. Prinz Wilhelm, der Bräutigam, war mehrere Winter hindurch ein gefeierter beliebter Cavalier am preußischen Hof.

Auch Herzog Elimar von Oldenburg geht nicht mehr auf Freiersfüßen, auf denen er sich so gut ausnahm und so hübsche Lustspiele schrieb. Er hat sich soeben morganatisch mit Frau von Friesenhof vermält; man bedauert es lebhaft, daß er sich der hiesigen Gesellschaft entzieht und gesonnen ist, sich in Wiesbaden niederzulassen. Sein junger Neffe, der Erbprinz von Oldenburg, steht jetzt hier beim 1. Gardedragonerregiment und bringt durch sei-

nen Jugendmuth überall Bewegung hervor; ein fürstliches Original, wie er es bisher war, wirkt wie Sturmwind auf schlafendes Wasser, in die Einförmigkeit des Etikettenwesens bringt es eine erfrischende Abwechslung.

Die Bazaromanie hat augenblicklich ihren Höhepunkt wieder erreicht; man begreift nicht wie unsere vornehme Damenwelt es aushält, wochenlang nichts Anderes zu thun und zu treiben als Bazare zu besuchen. Die Witzblätter „Kladderadatsch" und „Wespen" haben reichlichen Stoff darin gefunden, sich lustig zu machen. Nach der Wohlthätigkeitsorgie im Rathhaussaal glaubte man die Sache überstanden zu haben, aber es folgten noch ganz andere Anstrengungen und Opfer an Geld und Geduld. Im Prinzessinnenpalais, einem sehr unscheinbaren, engen Gebäude, fand eine ganze Woche lang der Verkauf zum Besten einer Pensionskasse für arme Lehrerinnen statt. Der Zudrang von Käuferinnen nahm solche Dimensionen an, daß Lebensgefahr damit verbunden war, einige Damen wurden im Gedränge ohnmächtig und sogar die Treppengeländer zerbrachen unter dem Sturmlaufen des zarten Geschlechts. Die Schutzmänner und Hoflakaien mußten mit Gewalt Ordnung stiften. Es blieb nichts Anderes übrig, als von Zeit zu Zeit die Thüren zu schließen. Die Anlockung für das kauflustige Gedränge bestand hauptsächlich in der Anwesenheit der vielen vornehmen Verkäuferinnen, unter denen sogar die Frau Kronprinzessin thätig war; ihre Verkaufsbude war stets so dicht belagert, daß man gar nicht Zeit und Raum gewinnen konnte, um sich etwas auszusuchen. Die königliche Frau ließ deshalb die practische Einrichtung treffen, daß jeder Käufer die Summe selbst bestimmte, welche er anwenden wollte, sie wählte dann selbst etwas aus und übergab es mit eigenen Händen.

Das war ja auch nur der Zweck, den Jedermann dort erreichen wollte. Am bezaubendsten waren die Veilchensträuße, welche die Kronprinzessin austheilte; für eine einzige Mark bekam man einen Frühlingshauch und dazu den Sonnenschein ihres Lächelns. Es machte ihr offenbar selbst Vergnügen, um so billigen Preis das Glück auszutheilen. Wir waren Zeuge, wie innig die liebenswürdige hohe Verkäuferin bewundert und anerkannt wurde von einem dazu wohlberechtigten Käufer — der Kronprinz erschien nämlich ganz unvermuthet und erhandelte lachend eine Menge Gegenstände von seiner hohen Gemalin. Auch die kleinen Prinzen und Prinzeßchen kamen als Käufer zu ihrer königlichen Mama. Den nächsten Bazaren, die bei der Fürstin Radzivil und unter dem Protectorat der Frau Prinzessin Friedrich Karl im Justizministerium stattfinden werden, wünschen wir eine Fortdauer der jetzigen Kauflust. Doch freuen wir uns, daß auch eine Abwechslung in den Wohlthätigkeitsbestrebungen in Aussicht steht, ein Dilettantenconcert in den Salons der Fürstin Metscherski, einer Dame, die als Musikenthusiastin bekannt ist.

Unsere Concertsaison steht augenblicklich auch in vollster Blüthe, doch enthalten wir uns gern der Berichte darüber, weil die Musik sich nicht beschreiben läßt, so wenig wie eine schöne Landschaft. Hervorragende Neuheiten sind zudem nicht zu melden, Charlotte Patti wird jedoch erwartet und Frau Artôt de Padilla ebenfalls; Letztere ist so glücklich, von der Kaiserin Augusta begünstigt zu werden und hat den schmeichelhaften Auftrag erhalten, in allen Hofconcerten mitzuwirken. Eine unserer Gesangskünstlerinnen, die in letzter Zeit zwar hauptsächlich nur noch als Lehrerin wirkte, hat soeben den Klatschschwestern Berlins das unverhoffte Vergnügen gemacht, zu erklä-

ren, daß sie seit länger als fünf Jahren heimlich verheirathet sei. Fräulein Agnes Büry nennt sich nunmehr Frau Assessor Hasse. Die heimlichen Ehen sind in letzter Zeit an der Tagesordnung gewesen. Graf Guido von Henkel-Donnersmark hat jetzt auch endlich seine langjährige heimliche Gemalin öffentlich anerkannt und macht den Versuch, die einstige Marquise de Païva in die höheren Gesellschaftskreise einzuführen. Prinz Moritz von Hanau that desgleichen, leider ist seine Gemalin, eine geborene von Loßberg, soeben im Zenith ihres endlich declarirten Eheglücks eines plötzlichen Todes verblichen; ihr Geschick glich vollkommen einem Romane. Der Kurfürst von Hessen, ihr Schwiegervater, hätte sie gern wie Agnes Bernauerin, in's Wasser stürzen lassen und erst nach seinem Tode konnte sie ihre Ehe eingestehen. Daß sie so schnell sterben mußte, giebt ihrer Lebensgeschichte nun den tragischen Schlußstein.

Die Tragödie Strousberg scheint sich nun endlich besser zu gestalten; Frau Strousberg war mit ihren fünf Töchtern hier und logirte im Hotel des Princes, wo sie ihren Mann erwartete. Vorläufig wollte er jedoch nicht auf längere Zeit nach Berlin kommen, sondern bei seinem Freunde, Commerzienrath Cohn, bleiben, der ihm das schöne Gut Maholz, einst Strousbergs Eigenthum, zum Bewohnen überwiesen hat. Was der intelligente Mann unternehmen wird, um sich wieder empor zu arbeiten, weiß noch Niemand, was es aber auch sei, es wird ihm gelingen. Eins seiner schönen Häuser in der Thiergartenstraße soll noch zu seiner Disposition stehen, es würde jedenfalls ein freundlicheres Heim sein, wie der stolze Palast in der Wilhelmsstraße, wo jetzt der englische Gesandte eben eingezogen ist, die andere Hälfte dieses Prachtbaues kam ebenfalls soeben aus den Händen des bisherigen Besitzers, A. Abel, unter den Hammer und wurde dem Bankier Leipziger zugeschlagen Trotz der hohen Miethen, welche für die untere und die obere Etage gezahlt werden, können die Zinsen der Kaufsumme kaum zur Hälfte einkommen. Ein ähnliches Luxushaus aus einer andern Concursmasse ist das von Jacques, Mauerstraße 36, wo einst Rahel und Varnhagen lebten und starben. Ein Lieutenant hat es gekauft, der durch seine Reisen bekannte Herr Stumm, dessen Vater einer der reichsten Bergwerksbesitzer in Saarbrücken ist. Man hofft, daß nun endlich ein Andenken an Rahel's Aufenthalt das Haus schmücken wird, was der frühere Besitzer stets ablehnte, Herr Stumm aber als literarisch gebildeter Mann gewiß thun wird. Er hat selbst mehrfach die schriftstellerische Laufbahn betreten, namentlich in militärischen Angelegenheiten. Trotz des trockenen Gegenstandes haben seine Bücher den Weg in den Salon gefunden, ein Glück, welches vornehmen, jungen Autoren allerdings öfter zutheil wird, als armen, alten Poeten. Wir haben noch zwei Beispiele dafür anzuführen: Graf Wickenburg und Graf Adelmann, ersterer ein Oesterreicher, letzterer ein Württemberger. Beide werden hier viel gelesen. Der gefesselte Prometheus von Shelley würde gewiß nicht so viele Leser finden, wenn er nicht vom Grafen Wickenburg in einer allerdings recht guten Uebersetzung dargeboten wäre. Ebenso könnte es dem hübschen Buche „Sieben Monat in Kunst und Natur", Verlag von Richter und Kappler in Stuttgart, begegnen, daß die Kritik riefe „schon wieder etwas über Italien", wenn es nicht den Namen des Grafen Alfred von Adelmann auf dem Titelblatt trüge. Seine italienischen Frühlings- und Sommerfahrten zeugen durchweg von einem poetischen Seelenleben und wir gönnen ihm seinen unleugbaren Erfolg vollkommen. Ebenso

erfreute uns ein solcher bei dem anregenden und warmherzig geschriebenen Büchlein: „Aus meiner rheinischen Studienmappe“ von Dr. Kohut, welches dem Redacteur des „Salon“ gewidmet ist. Am Rhein wächst die „blaue Blume“ der deutschen Sehnsucht und für sie schwärmt auch zuweilen noch ein Herz in der vornehmen Welt. H. v. N.

Wien.

Es ist, wir mögen uns drehen, wir mögen blicken, wohin wir wollen, der „Winter unseres Mißvergnügens“, den wir jetzt durchleben und dessen unleidlichste erste Partie wir nun bald überstanden hätten. Der Winter unseres Mißvergnügens — ja wohl! Denn wohin man geräth, hört man noch immer Jammern und Winseln und Schelten und Grämen und das Wimmern hoch vom Thurm, von den sogenannten Spitzen der Gesellschaft, ist nicht weniger vernehmlich, wie jenes aus der Tiefe, aus den Niederungen der Gesellschaft.

Man jammert über das verlorene Paradies, über entwerthete Actien, über aufgegebene Fiaker und unsaldirte Rechnungen! Es gehört aber auch keineswegs zu den Bagatellen des Lebens, mit dem ätzenden Gefühl sich herumschleppen zu müssen, einmal reich gewesen zu sein, und die Bitterkeit solcher Empfindungen wird selbst dadurch nicht gemildert, daß man sechzehn Enden — Figaro hat sich versprochen, er wollte sechzehn Ahnen sagen — daß man also sechzehn Ahnen hat und vermöge des Stammbaumes, der bis zu Gotfried von Bouillon hinaufreicht, reif wäre, sofort mit der Würde eines Kämmerers oder Truchsessen bekleidet zu werden, mit einer jener Würden, die wenig Witz verlangen, aber viel Behagen in Aussicht stellen ... Was thue ich mit dem Wappen, wenn es nicht mit einem Vorschuß belehnt werden kann, was thue ich mit den Ahnen, wenn sie keine Verwaltungsräthe sind? So lautet die Frage so manches Altadeligen, und da die Antwort entweder ganz ausbleibt, oder doch nur unbefriedigend und precär lautet, bleibt der Nachkomme des tapfern Gottfried auf seinem durch das Statut des Fideicommisses geretteten Gute, jagt Fasanen, erspart dabei die Ausgaben, die die Residenz unerbittlich fordert und bleibt dabei ein großer Herr! — In früheren Jahren hatte sich der gesammte Adel Oesterreichs in dieser Zeit bereits in der Residenz zusammengefunden, seit kurzem ist dies wesentlich anders geworden. Seit Buda-Pest die eigene Hauptstadt eines eigenen Königreichs geworden ist und die Kaiserin Elisabeth die Fuchsjagden bei Gödöllö über Alles liebt, seitdem die Böhmen auch auf ihre Krone einen ernsten Nachdruck legen und von einem speciell für sie zu krönenden König schwärmen, kurz, seitdem es wieder echt ungarische Magnaten und böhmische Feudalherren giebt, ist das Leben des österreichischen Adels decentralisirt und Wien mußte an seine Unterhauptstädte manchen alten Namen und den mit diesem Namen verbundenen Glanz nolens volens abgeben. Dazu kommt, wie bereits oben angedeutet, die Geschichte von so manchem „verarmten Edelmann“ und man wird den Strike begreifen, den die sieben- und neungezackten Carossen und Salons machen. Wie man dem braven Figaro glauben wird, hat er unter dem „verarmten Edelmann“ gewiß nicht einen unserer Barone von Rothschild gemeint, die eben jetzt auf ihren herrlichen Be-

sitzungen in Schillersdorf (österreichisches Schlesien) der Fasanenjagd obliegen. Diese Leute haben glücklicherweise noch immer zu leben und neidische Augen behaupten, daß sie noch immer trotz der harten Zeiten täglich Fleisch essen. — Die Franzosen haben von jeher die Gnade gegen die Deutschen voraus gehabt und immer wußten sie und wissen sie noch immer für ihre Specialitäten die wirkungsvollste Reclame zu machen. Wie viel schönes — darunter natürlich ebensoviel Dichtung als Wahrheit — ist über das Schloß Ferrières schon geschwatzt worden und wie weniges über Schillersdorf. Dieses Schillersdorf, das, nebenbei gesagt, die großartigste Fasanerie Europas besitzt, wurde von dem im Juli 1874 zu Wien verstorbenen Freiherrn Anselm von Rothschild angelegt und weil der alte Herr Fasanen gar so gern schoß, sich aber im feuchten Grase den Fuß nicht erkälten wollte, ließ er sich eine Art Jagdzimmer anlegen, das direct auf die dichtbevölkerte Fasanerie hinausgeht und von welchem aus er die silber- und goldbefiederten edeln Hühner traf. Und welche Uneigennützigkeit, welche Selbstlosigkeit lag in diesem Thun! Der alte Baron Anselm übte das Jagen um seiner selbst willen aus, wie ein echter Künstler für die Kunst auch nur um ihretwillen lebt; die Fasanen, so er schoß, aß er nicht, denn Jehova verbietet den Kindern Israels Fleisch zu essen, so nicht von geschlachteten Thieren herrührt, und Baron Anselm achtete die Gebote Jehova's. Deshalb waren auch alle jene Gerichte, die eine kleine Locomotive — ich bitte, dies buchstäblich zu nehmen — auf einer schmalspurigen und selbstverständlich unterirdischen Eisenbahn von der Küche bis in den Speisesalon schleppte, nach streng jüdischem Ritus bereitet. Die Locomotive ist auf der schmalspurigen Eisenbahn auch jetzt und zwar für den Thronfolger des Crösus, für Baron Albert von Rothschild, thätig; die Maschine schleppt die großen Schüsseln noch immer vom Herde bis zur Tafel, ob aber der Inhalt der Schüsseln so streng nach den mosaischen Speisegesetzen zubereitet, wie dereinst, vermag ich nicht mit vollster Bestimmtheit anzugeben. — Jener Theil der christlich-germanischen Aristokratie, der seine Winterquartiere bezogen hat und seine Residenzen in der Herrengasse oder an der Ringstraße bereits bewohnt, ist durch den Einfall der jungen Fürstin Wrede in eine eigenthümliche Revolution versetzt worden. Die Tochter des Fürsten Wrede, der solches gelungen, stammt aus einer Ehe linker Hand oder, um etwas rücksichtsloser zu sein, aus einer illegitimen Liaison. Aber noblesse oblige! Der Fürst hatte das Kind der Liebe, das ja doch, wie sonst viele seiner Schicksalsgenossen, kein enfant terrible, sondern ein reizendes, etwas in sich gekehrtes Mädchen ist, nicht vergessen. Als es in das Alter getreten, wo man an Versorgung denkt, nahm Fürst Wrede, nahm der Vater die Tochter zu sich, ohne ihr natürlich seinen vollen und vollgiltigen Namen geben zu dürfen. Das Gesetz verbietet nicht die elterliche Liebe, aber sehr oft die elterlichen Rechte. Nicht lange hielt es die Fürstin vom Blute in der neuen Heimat aus, es drängte sie zu einer normalen Position, die sie vor sich und der Welt ohne Erröthen vertreten könnte und sie reichte einem Mann die Hand, den sie von ihrem verborgenen Aufenthalte aus kannte, einem Landmann vom Mondsee, jenem „Alpenauge" Oberösterreichs, das mit seinem siebenfachen Echo, mit seinem dunkelgrünen durchsichtigen Spiegel, mit seinen melancholischen Ufern und der Schlichtheit seiner Anwohner für schlichtes Leben und schlichte Häuslichkeit wie geschaffen ist. Seit Langem wußte man nur immer von „Mesalliancen" zwischen Fürsten und Grafen und Baronen mit Sängerinnen, Schauspielerinnen und

Ballerinen zu erzählen. Auch die neueste Zeit verzeichnet warm einen Fall, der einen russischen Fürsten mit einer kleinen niedlichen Soubrette zusammenführte. Nun ist es einmal anders geworden: eine Fürstin heirathet einen Bauer! Das ist einmal eine Mesalliance, die — keine ist.

Nachdem Hofburg- und Stadttheater mit der Schillerwoche abgewirthschaftet, d. h. aus den Tagen vom 9. bis 17. November durch die Aufführung von Muster- und auch Experimentalvorstellungen soviel Capital herausgeschlagen haben, daß es nicht mehr weiter ging, haben sich die beiden Schauspielhäuser wieder um neue Zugartikel umsehen müssen. Die kaiserliche Bühne am Michaelerplatze hat das Sensationsdrama „Fromont junior und Risler senior" gebracht damit aber kaum einen succès d'estime erzielt.

Sofort und noch ziemlich lange vor der Première waren für diese Novität auf sechs Vorstellungen hinaus alle Logen und Sperrsitze des Hauses vergriffen und Baron Dingelstedt, der den vielen hundert Gesuchen um Plätze nicht genügen konnte, war in jenen Tagen der unglücklichste Mensch. Frau Wolter spielt nämlich Madame Risler, und Madame Risler, das hatte sich schon lange vorher in allen Salons herumgesprochen, erschien in fünf, sage fünf neuen Toiletten aus dem renommirten Atelier Spitzer, von denen jede einzelne ein Muster des vollendetsten Geschmacks, ein Wunder an kostbarster Ausstattung war. Man kann sich also die Aufregung der ganzen Wiener Modenwelt denken, als alle die Herrlichkeiten eines raffinirten, aber man kann wohl sagen künstlerischen Luxus, ihrem Kennerauge vorgeführt wurden!!

Das Actienhaus an der Seilerstätte, dessen artistischer Director Heinrich Laube die flinkste Concurrenz ausübt, hat es mit der „Fremden" (L'Etrangère) von Dumas versucht. Versucht, sage ich, denn im Ernste konnte der gewiegte und in Erfolgen und Mißerfolgen ergraute Bühnenpractiker von der verrückten Amerikanerin, die sich Miß Clarcson nennt und die Tausendpfundnoten nur so zum weiten und eleganten Aermel herausschüttet, keine allzulange Reihe von ausverkauften, oder auch nur erträglich besuchten Häusern erwarten. Einen momentan weit stärkern Cassenerfolg hat Rosen's Schwank „O, diese Männer" erzielt. Warum? weiß ich trotz genauester Forschungen nicht anzugeben. Das niedliche Haus ist, so oft diese unbegreiflichen Männer sich auf der Bühne herumtummeln, gesteckt voll und bei manchen Scenen lacht dieses gesteckt volle Haus auch herzlichst. Auch darüber weiß ich mir keine motivirende Rechenschaft zu geben. „O, diese Männer" sind sehr plumpe, triviale Gestalten und was sie sagen und schreien entbehrt sehr oft des guten Geschmacks. Aber, wenn so oft Stücke vor dem Publicum Fiasco machen, warum soll nicht auch einmal das Publicum durchfallen? Friedrich Hebbel, der Dichter der „Judith" und der dramatischen Nibelungen, dem es bekanntlich an Selbstbewußtsein nicht fehlte und der sich selbst eine Gottheit wähnte, neben welcher nur noch Shakespeare Platz nehmen durfte, dieser Friedrich Hebbel — Gott habe ihn mit seinen Tugenden und seinen Fehlern selig, denn er war doch ein ganzer Mann und ein Poet von Gottes Gnaden — sagte einst einem Freunde, der ihn auf die Eventualität aufmerksam machte, daß eines seiner gerade auf dem Repertoire als Novität angesetzten Stücke am Ende nicht vollständig reüssiren könnte: „Meinen Stücken gegenüber kann nur das Publicum durchfallen . . ." Mit einer kleinen Variation kann der mit der Fruchtbarkeit eines Kaninchens gesegnete J. Rosen — der vor wenigen Wochen erst den „großen Wurf" gethan,

das Wort Friedrich Hebbel's auf sich anwenden. Director Laube ist übrigens so sehr entzückt von dem Schwank „O, diese Männer!", daß er sofort ein ähnliches Product aus dem Französischen übersetzen ließ, das sich „O, diese Weiber' betitelt und auf das er ebenfalls nicht geringe Hoffnungen setzt. — Das Karltheater hat inzwischen abermals eine sehr hoch aufgeschürzte Operette: „Graziella" (la petite mariée) von Lecoq nach etwa acht mühsam auswattirten Häusern zu Grabe getragen und das Theater an der Wien versucht sein Glück mit der Wegener aus Berlin. Die gewaltigsten Effecte aber macht das Hofoperntheater und ein flüchtiger Blick auf das Programm für die nächsten Monate zeigt sofort, daß Aehnliches keine Opernbühne der Welt bietet oder zu bieten auch nur im Stande wäre. Zwischen Jänner und April fallen einmal drei Novitäten: 1) Die Walkyre von Wagner, Simson und Delila von Saint Saëns und das Ballet „Silvia" von Lecoq und Delibes. Im Monat Januar singt überdies Christine Nilsson an vier Abenden, in die Monate März und April fällt die italienische Stagione mit den Damen Patti und Trebelli und den Herren Masini, Zucchini u. A.; im Monat Mai endlich tritt Pauline Lucca wieder vier Mal auf. Drei Novitäten also, denn Sterne wie die Patti, die Nilsson und die Lucca, und dieses Alles zusammengedrängt in ein paar Monate, das ist aller Ehren werth, und wenn solche Perspectiven nicht verlockend genug sind, das so bedeutend gesunkene Abonnement wieder aufzurichten, so ist es überhaupt für Wien auf lange Zeit mit jedem luxuriöseren Abonnement vorbei! — In der Komischen Oper hat der königlich württembergische Kammersänger, Herr Sontheim, den königlich bayerischen Kammersänger, Herrn Nachbaur, abgelöst und beide Helden des hohen C haben bei ihrem Ausfall nach Wien eine kleine Beute mit nach Hause gebracht, was ja für gewisse Kunstreisen meistens das Entscheidende ist. Der Jude „Eleazar" J. Sontheim's gehört immer noch zu den sehens- und hörenswerthesten Leistungen des vierundsechzigjährigen Mannes, und in der That muß Einen die frische Stimme höchlich überraschen. Wenn nur der Athem etwas länger wäre! — Im Concertsaal waren es zwei Geigenkünstler, die einen, wenn auch schwachen Beweis lieferten, daß das Virtuosenthum noch nicht ganz überwunden ist. Ein junger Spanier, Don Pablo de Sarasate aus Saragossa war der Eine, und Henri Wieniawski, der Pole mit französischer Tournüre und französischer Schule, war der Andere. Der Spanier spielte so feurig, wie man es einem musikalischen Tovvero nicht anders zumuthen kann und der Pole klagt auf seiner Stradovarigeige in den elegischsten Tönen, aber diese Klagen hören sich mit Freuden an!

Dem Geplauder am Kamin, der Causerie des Salons geben die von dem Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" im Lauf der letzten vier Wochen arrangirten vier Vorlesungen wieder einmal reichliche Nahrung. Der gedachte Verein, dem vermöge der Stellung seiner einzelnen Mitglieder gar Manches gelingt, was keine andere Corporation durchzusetzen im Stande wäre — sang ja die Patti bereits zwei Mal zu seinem Besten und ohne Anspruch auf Honorar! — hatte es fertig gebracht, zwei literarische Größen von draußen und zwei hervorragende Namen der Heimat in den Saal Bösendorfer zu locken, damit dieselben von ihrem Geiste einige Strahlen auf das versammelte Volk senden und damit die Ressourcen des genannten Vereins einige Kräftigung fänden. Die zwei literarischen Größen von draußen sind Berthold Auerbach und Friedrich Bodenstedt. Ersterer

las „Gedenken an Lenau", Letzterer gab einen Vortrag über den persischen Dichter Hafis. Die zwei hervorragenden Namen der Heimat lauten Leidesdorf und Weyprecht. Ersterer ist namentlich in neuester Zeit durch seine Berufung zu dem unzurechnungsfähigen, resp. verückten Sultan Murad V. oft genannt und sogar populär geworden; Letzterer als nautischer Führer der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition. Professor Dr. Leidesdorf sprach über die „Erblichkeit" (ein sehr heikles Thema), der Nordpolführer über die Lebensverhältnisse während der Rückzugsreise der gedachten Expedition. Ich will nicht untersuchen und genauestens abzählen, wie Viele sich zu diesen geistigen Abenden drängten, um die Vorleser zu sehen und wie Viele, um sie zu hören. Genug, die Summe beider Kategorien war eine sehr große und ebenso groß die Summe des materiellen Erträgnisses und der geistreichelnden Abschnitzel, die dabei für den Hausbedarf abfiel. —

Figaro.

Basel.

Introite, nam et hic Germani sunt. Das darf ich doch wohl in einer für deutsche Leser berechneten Schilderung von dem (wie es wörtlich und richtig in Dr. H. A. Müller's Buche über „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands" heißt) „auf dem Gebiete des Geistes, in Wissenschaft und Kunst rein deutschen Basel" sagen. Könnte es auch anders sein bei gleicher Abstammung, bei einem trotz politischer Scheidung ununterbrochenem geistigen, ja selbst materiellem Zusammenhange mit dem deutschen Land und dem deutschen Wesen? Und vollends jetzt, wo seit dem großen Krieg uns die deutsche Grenze unmittelbar auf zwei Seiten berührt und die uns seit alter Zeit bekannten und befreundeten Elsässer unsere deutschen Nachbarn (freilich nicht immer deutschfühlende Nachbarn) geworden sind. Uns Baseler lassen sie die Veränderung ihrer politischen Lage nicht entgelten; sie würden auch sehr Unrecht daran thun — denn wir tragen keine Schuld daran — aber es wäre auch gegen ihr Interesse, da der reiche Grenzort Basel für sie ein nicht zu verachtendes Absatzfeld ist. Und zwar ein solches, welches täglich, ja stündlich, zu Nutz und Frommen beider Nachbarn ausgebeutet wird. Unsere Hausfrauen würden sofort einer gelinden Verzweiflung verfallen, wenn die nahgelegenen Gärten und Felder des Elsasses ihre Producte unserm Markt vorenthalten würden, und umgekehrt würden die Bäuerinnen des Elsasses manches blanken Stückes verlustig gehen, wenn sie in Basel für ihre culinarischen Erzeugnisse keinen Absatz mehr fänden.

Der Ruf, dessen Basel in der Schweiz wie auch im Ausland hinsichtlich seiner Hinneigung zu den Genüssen der Küche und des Kellers genießt, ist nicht ganz ungerechtfertigt; aber Niemand, auch der Philosoph nicht, wird darin einen Makel erblicken, sintemal 1) diese Liebhaberei im Ganzen und Großen mit den Mitteln verbunden ist, sie in anständiger (nicht plumper) Weise zu befriedigen, und 2) die solideste Arbeit und Thätigkeit dadurch nicht ausgeschlossen ist. Man will hier zu Land erwerben, ehe man genießt, und sogar neben dem Genuß; dieser Zug, vielleicht ein Hauptcharakteristicum des echten und autochthonen Baselers, hat etwas echt und gut Mittelalterliches und gemahnt an gewisse Zustände in deutschen Reichsstädten, wie Augsburg, oder auch in belgischen und italienischen großen Industrieplätzen.

Die Epikuräer pur sang, deren noble Sippe auch vertreten ist, wie ja Unkraut überall, selbst auf den jüngsten Ackern gedeiht, bilden ein verhältnißmäßig schwaches Häuflein! — Wo Licht ist, giebt's auch Schatten, und die da reich oder reicher werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, tout comme chez vous — und trotz dieser natürlichen Gegenwirkungen hat es doch in der ganzen Schweiz ungewöhnliches Aufsehen erregt, als auch in Basel, dem vorsichtig-soliden Basel, der moderne Schwindel, oder wenigstens Reflexe dieser traurig-blendenden Erscheinung, einzelne Opfer, und zwar an hervorragender Stelle, forderte. Nirgends wäre dies aufgefallen (denn „der See raste und mußte seine Opfer haben"); aber daß es gerade Basel passiren mußte, das machte Eclat. Im Uebrigen hat der moderne Geist doch mehr des Guten als des Schlimmen gebracht, und gerade Basel markirt hier einen Fortschritt von einer solchen Riesenweite, wie keine schweizerische Stadt ihn auch nur annähernd aufweisen kann. Das gleiche Basel, wo noch zu Anfang der dreißiger Jahre (bei immerhin löblichen socialen Einrichtungen, wie z. B. von Schulen und Unterrichtswesen) ein ausschließliches Regiment der Geldpatricier und des Familienadels (damals freilich coincidirende Größen!) in vollster Blüthe stand, das noch mit bewaffneter Schaar auszog gegen seine „Unterthanen", d. h. die Bewohner der Landschaft, als diese bürgerliche Gleichstellung verlangten, dasselbe hat nun seinen politischen Zopf mehr als nur beschnitten, es hat sich ein ganz neues Haupt, ja einen völlig neuen Leib geschaffen, seine demokratischen Einrichtungen haben an Ausdehnung freiheitlicher Grundlage die Grenze des Möglichen erreicht und sind anderen Cantonen ein leuchtendes Beispiel freier Entwickelung geworden; und daß dieses keine leere Phrase, beweist der Umstand, daß an der Spitze unseres kleinen Gemeinwesens vorwiegend solche Männer stehen, denen an ihrer Wiege kein Familienwappen geleuchtet, keine Huld des Glückes gelächelt hat, sondern die sich durch Arbeit und Kampf mit den Mächten des Lebens hindurchgerungen und heraufgeschwungen haben. Wenn man sonst Basel als „Hort des Pietismus", als „Pflanzstätte des Missionswesens" schildern hörte, so klingen jene Thatsachen als grelle Widersprüche, als völlig unfaßbar — sie sind es nicht, sobald man bedenkt, daß die religiöse Strenge und Excentricität dem alten Basel und seiner Schule angehört, und daß das neue (welches die Mehrheit bildet) sich vollständig davon emancipirt hat; wir treiben einher in freier, kaum noch durch confessionelle Schranken gehemmter Strömung, auch hier ist der Zopf, d. h. das Allzuviel, weggeschnitten und weggeschwemmt. Ein solcher entstellt ja immer und auf jedem Gebiete. Durch das Wegfallen der Auswüchse hat der echt religiöse Sinn, die Religion der Menschenliebe, noch nicht gelitten und Basels Wohlthätigkeit ist sprichwörtlich geworden und mit Recht; großartig ist sie besonders auch in Rücksicht auf ihre Qualität, sie kennt keine Partei, keine Engherzigkeit, sie läßt — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — ihre Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, und nicht blos exceptionell, nicht blos bei außergewöhnlichen Anlässen, sondern sozusagen regelrecht und constant. Ein lebendiges Zeugniß dafür ist die hier (von dem bekannten edlen Philanthropen Isaac Iselin) gestiftete „Gemeinnützige Gesellschaft", ein Unicum an Idealität der Principien wie an Realität segensreicher und allseitiger Wirksamkeit.

Auf Fremde mag das äußere Basel vorerst einen nüchternen Eindruck machen, vielleicht sogar, je nachdem er gestimmt, erwartungsvoll oder aus lachenden Zonen angelangt ist, einen fröstelnden. Man kanns ihm's nicht ge-

rade verargen: der Vorhang hat etwas Langweiliges und Schwerfälliges und geht vielleicht zu langsam in die Höhe, aber die wirkliche Scenerie dahinter ist dafür nicht von bloßem Pappdeckel und mit grellen Farben rasch überpinselt. Die Leichtlebigkeit der Athener oder Pariser ist hier zu Lande, wo sie vorkommt, kein einheimisches Gewächs, auch die Grazie laborirt vielleicht an einem chronisch hinkenden Fuße; aber sie kann sich zu Zeiten aufraffen und zu A titüden emporheben, welche wahrhaft künstlerischen Triumphen gleichkommen und die staunende Bewunderung von nah und fern erregen. Eine weitherzige Wohlthätigkeit, welche über das Naheliegende, Materielle auch hinauszublicken vermag auf geistige Zwecke, hat sich hier im schönsten Lichte gezeigt. Sie schafft auch die wahre Kunst. Eine kleine Republik von kaum 50,000 Seelen kann selbst bei der glänzendsten ökonomischen Stellung nicht Alles leisten; kein prachtliebender Hof, kein fürstlicher Ehrgeiz kommt hier zu Hülfe, ein rein bürgerlicher Sinn und Privatmittel bilden den Quell, aus welchem Kunst und Wissenschaft ihren Lebenstrank schöpfen. So nimmt Basel in der Pflege der Tonkunst eine Stelle ein, welche eingestandenermaßen in der Schweiz die erste ist, aber auch überall in Deutschland mit Ehren genannt wird. Traditionelle Liebe zur Sache hat ein Orchester geschaffen und Concerte ermöglicht, welche kaum etwas zu wünschen übrig lassen; es war für Stockhausen zuweilen eine Freude hier zu singen, wo er seine ersten Sporen verdiente und den Ausgang nahm zu seinen weltberühmten Kunstreisen; auch Vogel aus München, Nachbaur, die Peschka-Leutner und andere Celebritäten denken mit Liebe an Basel zurück. Zwar gerade der Hauptmagnet der modernen Gesellschaft, das Ziel ihrer Wünsche, der Lieblingsgegenstand ihrer Besprechungen, das enfant gâté ihrer Neigungen — die Oper, ist hier noch nicht zur Tonangeberin des Geschmacks geworden; ihr „io triumphe!" ist noch nicht durchgedrungen; die Lampen der breterbedeutenden Welt scheinen trüb im Vergleich zu den Lustres des Concertsaales, der sich mit der Kirchenmusik in den Geschmack unseres kunstsinnigen Publicums theilt. Soeben ist eine Tonhalle von großem Umfange im Bau begriffen, welche beide Bedürfnisse befriedigen soll. Ihr gegenüber erhebt sich das neugebaute, soeben fertig gewordene Theater, dieses grenzt an die gleichfalls neue Kunsthalle — einem von den Künstlern erstellten stattlichen Bau mit Oberlicht, dessen Hauptbestandtheile und Hauptzweck Ausstellungssäle für moderne Meister sind. Die meisten und namhaftesten deutschen und schweizerischen Künstler benutzen die ihnen gebotene Gelegenheit, und die auf solche Weise ermöglichte permanente Gemäldeausstellung lockt auch, wie billig, manchen Besucher unserer Stadt. Neben diesen sichtbaren Zeichen künstlerischen Sinnes und Triebes ist vor zwei Jahren auch der Thiergarten (der auch hier leider seinen guten kurzen deutschen Namen mit dem langathmigen und fremdländischen eines zoologischen Gartens vertauschen muß) entstanden, der erste und einstweilen einzige der Schweiz. Lage, Anlage und verhältnißmäßige Geräumigkeit zeichnen ihn aus; seiner Bevölkerung ist dadurch eine Grenze gesteckt, daß in erster Linie die Fauna des schweizerischen Landes Aufnahme finden soll und diese ist, für den Anfang, durch Privatsteuern ganz hübsch vertreten. Eine solche Anzahl von Leistungen aber, in den engen Rahmen weniger Jahre zusammengedrängt, für ein bescheidenstes Gemeinwesen immerhin anerkennenswerth, für ein Gemeinwesen, welches neben seinen höhern Schulen auch noch eine Hochschule zu erhalten hat und zwar ohne Zuschuß von irgend woher, ganz a

seine Kosten. Wir werden und können mit dem großen deutschen Centrum der Wissenschaften, einem Leipzig, Berlin u. s. w., natürlicherweise weder was Quantität der Lehrkräfte, noch solche der Studenten betrifft, niemals wetteifern; aber wenn man die Zeiten der Ebbe bedenkt, die noch vor drei Decennien der hiesigen Universität beschieden waren, so muß der jetzige Status als verhältnißmäßig sehr günstig bezeichnet werden. Die Zunahme ist zwar langsam, aber stetig und durch die nicht-akademischen, aber meist von Akademikern gehaltenen öffentlichen Vorlesungen, welche, wenn auch nicht immer ein kritikfähiges, so doch stets ein dankbares Publicum anziehen, haben nach und nach den Credit der Anstalt auch in der Meinnng des Bürgerstandes befestigt.

Das Publicum hat hier seine auserwählten Lieblinge, seine Mignons, für deren Vorlesungen, selbst wenn sie über die „rationellste Düngmethode" lesen würden, auch der größte Saal nicht ausreicht. Und jetzt sehe ich erst, daß ich oben unter den Werken der letzten Jahre, welche Basel erstehen sah, beinahe die Hauptsache vergessen habe — das sogenannte (das heißt zu Ehren unseres großen Mathematikes Bernouilli so genannte) Bernouillianum — ein stattlicher, auf Pflege der Naturwissenschaften berechneter, mit allem wissenschaftlichen Apparat auch ausgerüsteter, weite Räume enthaltender, rein aus Privatmitteln hergestellter Bau.

Solltest Du etwa, deutscher Leser, etwas Ungünstiges über Basel vernehmen (etwa von einem Jünger der Breterwelt, einem redenden oder einem singenden, welche, je mittelmäßiger und anspruchsvoller, um so schlechter auf Basel zu sprechen sind), so glaube ihnen nicht gleich auf's Wort, eingedenk des juridischen Audiatur et altera pars, dieser andere Part mögen für diesmal (hoffentlich unparteiisch genug) unsere seienden und gewesenen deutschen Professoren sein. Sie werden jenen Stiefkindern der Thalia schwerlich beistimmen.

J. M.

Kleine Salonplaudereien.

Baron Reinsberg hat sich nicht, wie jetzt in allen Zeitungen einer blöden Notiz nachgedruckt zu lesen ist, aus Nahrungssorgen das Leben genommen, denn man fand in seinem Nachlaß noch 600 Mark vor. Welche glücklichen Vermögensverhältnisse für einen deutschen Schriftsteller! 600 Mark! Da kann man allerdings nicht von zerrütteten Vermögensverhältnissen sprechen und das literarische Parlament in Heft III. war zu voreilig.

Das literarische Parlament in Heft III hatte Recht. Schlosser ist der deutschen Nation nicht einmal so werth geworden, daß sie ihm ein Denkmal zu errichten geneigt ist. Hinsichtlich des Denkmals, das Friedrich Schlosser, dem berühmten Historiker, zu Jever errichtet werden soll, veröffentlicht das Denkmalcomité Folgendes: „Gegenüber der durch verschiedene Zeitungen kürzlich gebrachten Nachricht, daß am 17. d. M. zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von Chr. Frdr. Schlosser hier ein Denkmal des großen Historikers werde enthüllt werden, haben wir Folgendes zu erklären: Wir haben allerdings ein hier an seinem Geburtsort zu errichtendes Denkmal für Schlosser in Aussicht genommen. Indessen sind erst im Sommer dieses Jahres die Beiträge etwas reichlicher geflossen, so daß der Gedanke an eine Fertigstellung desselben zum 17. d. M. aufgegeben werden

mußte. Die Beiträge belaufen sich bis jetzt auf ca. 3900 Mark, eine Summe, die schwerlich zu einem des Mannes würdigen Denkmal ausreicht.

Theaterrapport. Folgende Novitäten haben gefallen: „O diese Männer!" Von Julius Rosen. (Wiener Stadttheater.) „Die Wahl" von Nina Güthner. (Münchener Hoftheater am Gärtnerplatz.) „Die Hochzeit zu Ulfasa." Nach dem Schwedischen des Hedberg von Hilder. (Berliner Nationaltheater.) „Die Augen der Liebe." (Von Wilhelmine von Hillern. (Berliner Hoftheater.) „Tante Voß" von H. Jahnke. (Berliner Bellealliancetheater.) Folgende Novitäten sind gefallen: „Die Compagnons." Von G. zu Putlitz. (Münchener Hoftheater.) „Die Marquise von Pommeraye." (Stuttgarter Hoftheater.) „Die Philosophie des Herzens" von Rud. Kneisel. (Berliner Stadttheater.) „Schnell gefreit", nach Byron. (Berliner Stadttheater.) „Rose oder Distel" von Hermann von Schmid. (Berliner Hoftheater.) „Die Ehestandsinvaliden" von Dumanoir und Lafarque. (Dresdener Residenztheater.) „Fromont junior und Risler senior." (Wiener Hofburgtheater.) „Neuer Frühling" von A. Mels. (Berliner Residenztheater.)

Die Sängerin Wanda v. Bogdani „gastirt", wie die deutsch-österreichische Theaterzeitung erzählt, gegenwärtig am Berliner Walhalla-Volkstheater. So trocken auch diese Mittheilung klingt, so wenig Bedeutung derselben im ersten Moment beigemessen werden kann, es liegt ihr doch manch' Schicksalsschlag zu Grunde, es ist ein ganzer Roman darin enthalten! Wanda von Bogdani zählte einst zu den Schönheiten der Lemberger Oper; ihre stimmlichen Fähigkeiten waren zwar nie bedeutend, sie wußte bei ihrem Gastspiel an der Berliner königl. Oper vor wenigen Jahren, sowie an der Komischen Oper in Wien wenig Erfolge zu erringen, aber überall machte sie von sich sprechen, und überall wurde gesprochen von der blonden Schönheit aus dem fernen Polen! Da traf sie in Wien ein freilich selbst verschuldeter herber Schlag; sie konnte dem Drängen ihrer Gläubiger nicht nachkommen, in ihrem Gebahren wollte man betrügerische Momente entdeckt haben, sie wurde gefänglich eingezogen und der Proceß wegen vorsätzlicher Betrügerei ihr gemacht. Nach monatelanger Haft vom Geschwornengericht freigesprochen — ein Verdict, welches seiner Zeit große Sensation erregte — verschwand sie für längere Zeit. Hier und da drangen die abenteuerlichsten Gerüchte über sie in die Oeffentlichkeit und jetzt singt sie, freilich für ein hohes Honorar, in den Hallen des Walhallatheaters vor einem Publicum, welches weniger den Gesangsvorträgen, als ihr selbst, der abenteuerumwobenen blonden Polin, Aufmerksamkeit schenkt. Es scheint, als wenn das Publicum jenes verkörperte Unglück da oben bemitleide und ihm durch gewisse Zärtlichkeit den Tribut der Würdigung nicht versagen wolle. Denn betritt die kleine, aber interessante Gestalt die Bühne, wird es still und ruhig. Mancher verlöscht seine glimmende Cigarre, um den Qualm nicht neue Nahrung zuzuführen, die Biergläser werden nicht gewechselt, das Laufen der Kellner wird unterbrochen, ruhig ist's und still Und sie singt da oben ihre Lieder aus dem „Barbier von Sevilla", aus dieser und jener Oper und wenn sie den Vortrag beendet hat, wird applaudirt und ihr zugejubelt! Und dann verneigt sie sich mit Grazie, die gefallene Größe, die einst angebetete und beneidete Schönheit der Lemberger und Wiener beau monde — — — und das begeisterte Publicum brennt die verloschene Cigarre gleichgiltig wieder an, die gewisse unheimliche, ungewohnte Stille wird durch lautes Sprechen verscheucht, die Erregung und Spannung der letzten Viertelstunde ist glücklich vorüber. Alles lacht und scherzt wie vorher, während die blonde Gräfin da oben wohl die Parallele zwischen Einst und Jetzt zieht. Möge ihr diese herbe Erinnerung nicht zu unheimlich sein, dies wünscht ihr aus Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe — der Schreiber dieser Zeilen.

Winter im Walde.

Nach einer Originalzeichnung von E. Volch.

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 5. Beschreibung des Modekupfers.

Nr. 1. Anzug aus sultanrothem glatten und schwarzgestreiftem Stoff für ein Mädchen von 12—14 Jahren. Der glatte, runde Rock ist aus gestreiftem Stoff. Die vorn und zwar mehr seitwärts durch rothe Sammetknöpfe geschlossene und etwas geraffte Prinzeßtunica ist aus glattem Stoff. Eine schmale schwarze Sammeteinfassung umgiebt den Rand längs der Knöpfe und Knopflöcher des linken Vordertheils. Den viereckigen Halsausschnitt charakterisirt ein hochgehender, nachher

Nr. 6. Hausweste aus Thibet.

Revers bildender schwarzer Sammetkragen. Das Plastron und die dreieckigen Taschen sind von gestreiftem Zeug. Die Taschen werden an zwei Seiten mit Sammet eingefaßt und mit einer schwarzen Bandschleife verziert Die gestreiften, halblangen und halbweiten Aermel haben ebenfalls schwarze Sammeteinfassung und sind außerdem mit schwarzseidenen Schleifen besetzt.

Nr. 2. Straßentoilette aus grauem Wollenstoff. Der Rock ist vorn fußfrei, hinten mit Schleppe und wie die Abb. zeigt, ohne Besatz Die lange Prinzeß-

tunica ist vorn vom Hals aus schräggehend mit kleinen Knöpfen geschlossen. Hinten ist die Tunica ziemlich weit offen. Rechts bildet sie ein spitzes Shawlende und ist in einen Knoten gerafft. Links ist dieselbe viereckig zugeschnitten und unter dem spitzen Shawlende gerafft. An dem glatten engen Ellbogenärmel mit hohem Aufschlag ist derselbe schräge, mit Knöpfen besetzte Schluß zu wählen, wie auf dem Aermel des Paletots. Die Tasche an der linken Seite hat ein gezogenes Unter-

Nr. 7. Nr. 8. Nr. 9. Nr. 10.

Nr. 7 bis 10. Winterroben.

theil und unten eine lange Schleife mit herabfallenden Enden als Abschluß. Die rechte Seite der Tunica ist ohne Tasche, hat aber wie die linke Seite eine Schleife mit langen herabfallenden Enden zur Verzierung. Der, wie die Prinzeßtunica, halblange Paletot ist ganz besonders zu beachten. Schräg geschlossen, markirt er die Taille leicht und sitzt vortrefflich wegen seines vielbeinigen Hintertheils.

Zum Besatz ist zu bemerken, daß sämmtliche Knöpfe und kleine Knopfloch-

spangen aus Seidenstoff sind und zwar in der Farbe des Kleides. Hinten ist der Paletot bis in die Mitte des Schooßes geschlitzt und ebenfalls mit kleinen Knöpfen und Knopflochspangen wie vorn besetzt.

Als Kopfbedeckung begegnen wir hier einem grauen runden Filzhut mit schwarzem Faillefutter und Garnitur von schwarzen Federn, Schleifen und einem Diadem aus dunkelgrünem Sammet.

Nr. 3. Gesellschaftsanzug aus écrufarbenem Cachmir und brauner Faille. Der Rock aus Cachmir ist bis zur Schleppe sehr eng und hat, wie auf Abbild Modekupfer Nr. 3, ersichtlich, eine quer laufende Garnirung von zwei Reihen sehr hoher Chenillefransen in der Farbe des Kleides. Der untern Reihe dient vorn ein hoher, rings um den Saum des Rockes gesetzter Volant aus brauner Seide als Fuß. Unter

Nr. 11. Winterpaletot. Ascanische Form.

dem Taillenschooß hinten fällt etwas nach rechts eine breite, aus braunem Seidenstoff geschnittene Schärpe hervor. Sie entsteht, indem unmittelbar unter dem Taillenschooß hervor eine Schlinge bis etwa auf die Mitte des Rockes herabfällt, sich daselbst in Gestalt einer geschickt geschlungenen Schleife ausbreitet und schließlich in zwei ungleich langen, aber ziemlich breiten Enden ausläuft. Einen hübschen Eindruck macht es, wenn herum um die Schärpe und hinauf bis unter den Schooß die erste untere Reihe der Chenillefranse als Besatz fortgesetzt wird. An der vorn durch Knöpfe geschlossenen Küraßtaille wird der dreieckige Ausschnitt, den die Abbildung zeigt, jetzt vielfach gewählt. Der Schooß dieser Küraßtaille ist hinten gespalten, wieder mit Knöpfen geschlossen, an den Seiten ausgehohlt und bildet vorn eine leichte Spitze. Der dreieckige Ausschnitt ist von einer Spitze umgeben und mit zwei braunen Schleifen garnirt. Die Aermel dazu sind halblang. Eine Reihe

Chenillefranse ist auf ein hohes braunseidenes, den Aermel verlängerndes Plissé gesetzt und fällt unter einem dreieckigen, mit Knöpfen garnirten Revers hervor.

Nr. 4. Promenadenanzug. Schwarzer runder Filzhut mit Diadem aus dunkelgrünem Bande, sowie weißen und dunkelgrünen Federn. Der Paletot aus schwar-

zem Cashmir ist halbanliegend, mit Umlegkragen und ist garnirt mit Cashmirblenden, Patten, mit schwarzem Faillevorstoß, sowie mit schwarzen Failleknöpfen, schwarzen Faillleschleifen und schwarzseidenen Schnüren, die Zackenzeichnung bilden. Das Kleid ist aus dunkelgrünem Cashmir und Seidenstoff zusammengestellt.

Nr. 5. Straßentoilette. Das Kleid ist aus schwarzer Seide. Der lange

Nr. 13 Dessin zu Nr. 12

Mantel zu dieser Toilette ist ganz eigenartig in der Form Er sitzt sehr eng und fällt hinten sackförmig. Zwei aufgesetzte große gerade fallende Aermeltheile, die scheinbar durch Knöpfe ringsum befestigt sind, gehen vorn von unten bis zur Achsel und von da hinten herunter bis zum Saum des Mantels Die Stelle der Aermel vertreten einfache Armschlitze. Am Halsausschnitt ist ein Revers anzubringen, sowie schließlich an den Seiten die Taschen nicht zu vergessen sind Als Kopfbedeckung soll dazu eine Toque mit rundem Fond aus schwarzem Filz und aufgeschlagenem, mit schwarzem Sammet gefütterten Rande am kleidsamsten sein. Die Garnirung des Toque besteht aus schwarzer Faille-Draperie und schwarzen Hahnfedern.

Nr. 6. Hausweste von Thibet.

Der Schnitt ist halbanliegend, oben offen und mit schwarzem Sammetkragen. Die Form der die Weste über der Brust schließenden Sammetspangen mit Knöpfen ist aus der Abbildung ersichtlich. Sammeteinfassung am untern Rand und Aermel bis an den Ellbogen und Tasche in gleicher Weise garnirt wie über der Brust. Sämmtliche Knöpfe sind von Perlmutter und in Sternform.

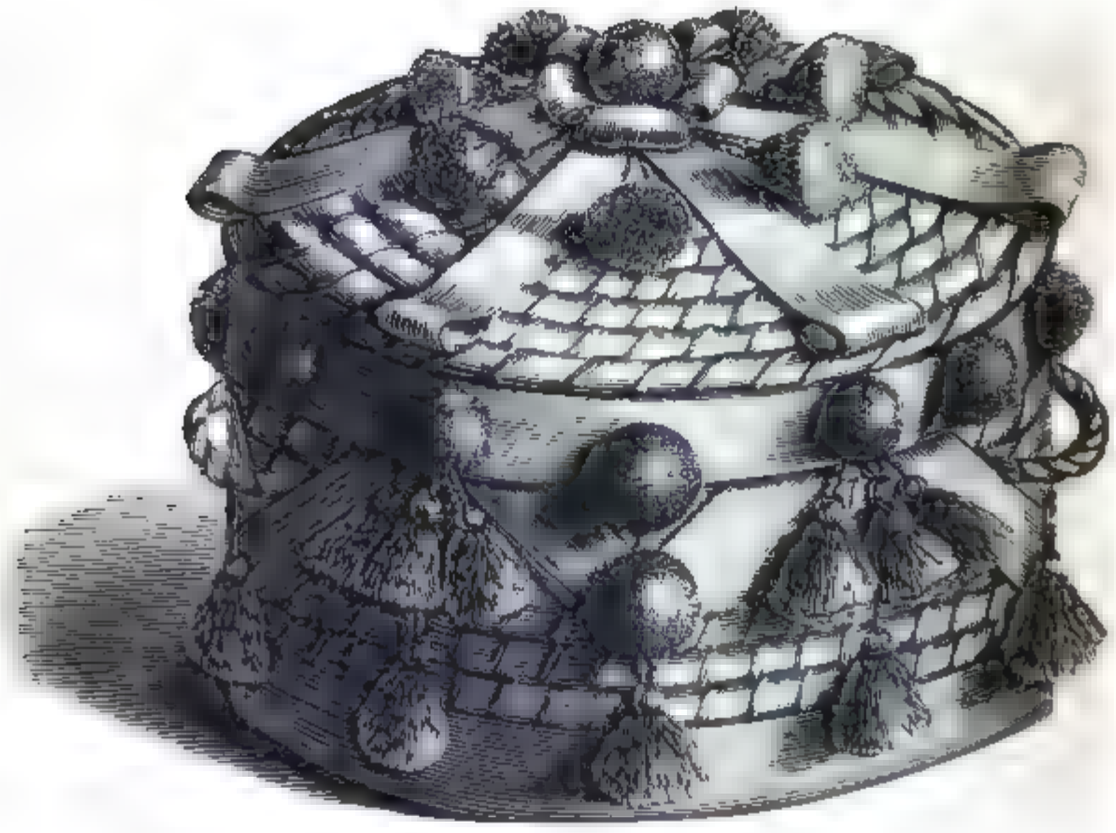
Nr. 7 bis 10. Kindercostüme.

Nr. 7. Costüm von wollenem Phantasiestoff in Myrtengrün mit hellgrün und weißen Streifen für ein Mädchen von 14—15 Jahren Der Rock ist mit Falbeln und Bändern besetzt, die Tunica durch Schrägstreifen und Knöpfe, wie die Abb. Nr. 7 zeigt, garnirt.

Nr. 8. Dieses für ein Mädchen von gleichem Alter wie Nr. 7 bestimmte Costüm besteht aus gestreiftem blauen Wollenstoff in zwei Tönen. Sämmtliche Ränder tragen eine Schnürcheneinfassung von hellerer Nüance. Der Rock hat einen Schrägstreifen als Besatz. Die Polonaise ist vorn herunter durch hellere Knöpfe geschlossen und hat unten herum viereckig geschnittene Zacken als Besatz. Oberhalb ist die Polonaise durch einen mit Schnürcheneinfassung versehenen Schrägstreifen besetzt. Die Aermel sind in ähnlicher Weise garnirt.

Nr. 9. Costüm von Wollenstoff in Naturfarbe für ein Mädchen von 10 Jahren. Der Rock ist glatt, die Tunica drapirt. Auf der Rückseite ist die Tunica mit drei Reihen Knöpfen und einer Schleife mit langen Enden garnirt. Gefältelte Tasche, mit einem ebenfalls in Falten gelegten und mit Knöpfen besetzten Schrägstreifen, welcher über das Hintertheil fortläuft. Ellbogenärmel, kleiner Kragen und vorn am Halsausschnitt eine Schleife passen am besten zu diesem Kleidchen.

Nr. 10. Russisches Costüm für ein Mädchen von 10 Jahren. Dieses moderne Costüm für kleine Mädchen, welches sich durch seinen einfachen und dabei doch so



Nr. 14. Malerisches Arbeitskörbchen.

kleidsamen Schnitt auszeichnet, hat eine Garnirung von Patten, Taschen und großen Kragen, welche alle noch mit assortirten seidenen Schnürchen eingefaßt sind.

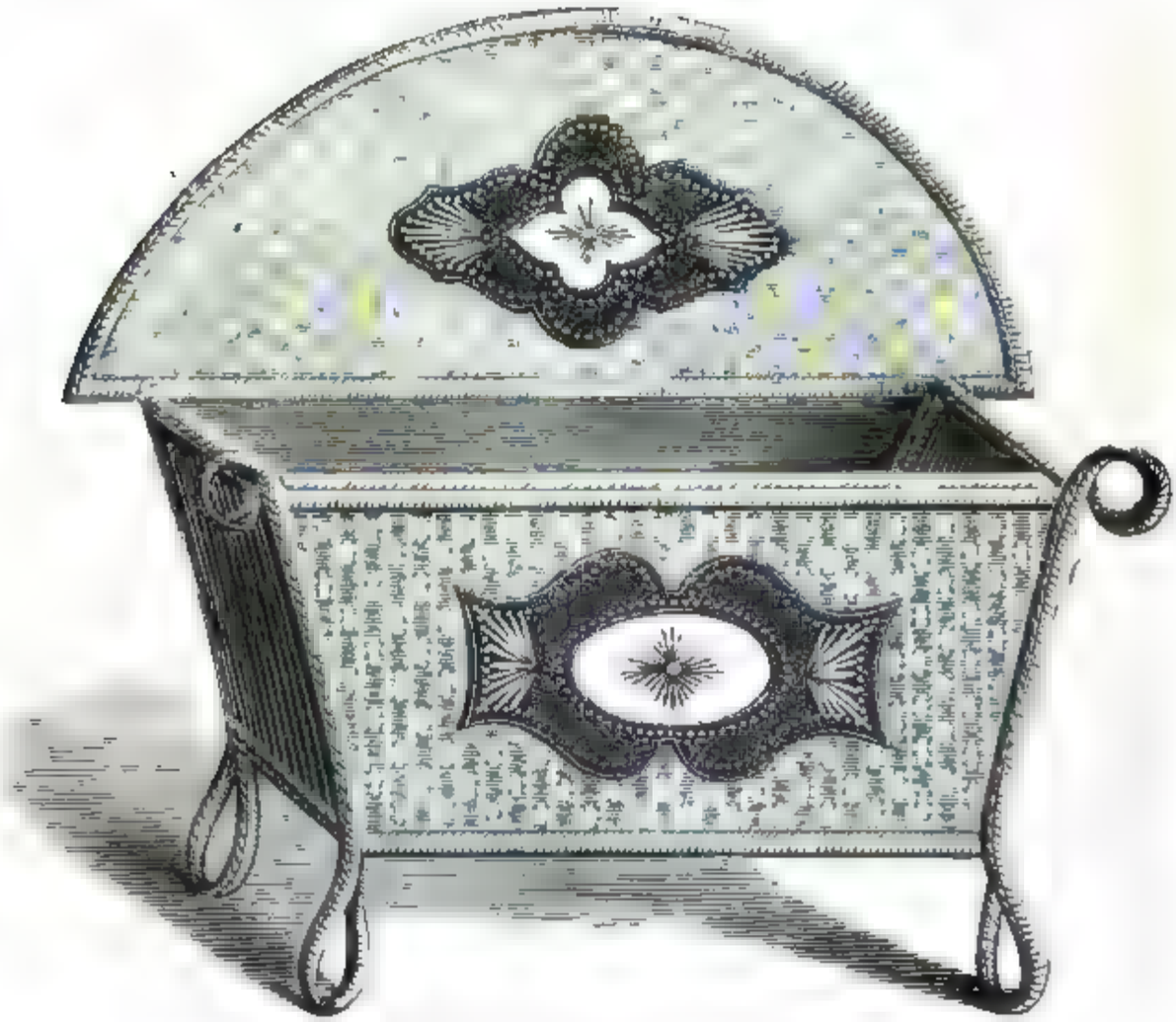
Nr. 11. Winterpaletot. Asiatische Form.

Der Stoff besteht aus gestreiftem Tuch. Auf der Brust ist er übergeschlagen und bis zur Taille mit zwei Reihen Knöpfen besetzt. Der vorn spitz zulaufende Schooß geht nach unten etwas auseinander. Die Taille schließt eng an. Zu jeder Seite über der Hüfte eine Tasche; am Halsausschnitt ein zurückgeschlagener Kragen. Der Aermel ist glatt, mit gerader Patte, welche bis zum Ellbogen heraufreicht und mit drei Knöpfen an dem Aermel befestigt ist. Ein einfacher Faltenschrägstreifen verziert die Contouren der Taschen, des Kragens und der Aermel.

Nr. 12 u. 13. Handschuhkofferchen mit Dessin.

Das Gestell zu einem solchen als Geschenk von den Damen sehr wohl auf-

genommenen Handschuhkofferchens besteht aus schwarz lackirten Bambusstäben mit rund abgedrehten Knöpfen, das mit maisfarbenem brasilianischen Canevas überzogen wird; die Stickerei auf letzterm geschieht mit Seide im Hochstich. Das Dessin (Nr. 13) des Deckels stellt eine Gruppe Vergißmeinnicht dar, von welchem Rosenknospen ausgehen. Die Vergißmeinnichtblüthen sind in drei Nüancen blau und mit einem gelben Knötchenstich in jeder Blüthe. Die Rosenknospen sind ebenfalls in drei Nüancen rosenroth, die Blätter in verschiedenem Grün und die Stiele braun. Auf die vier Seiten ringsum wird eine leichte Guirlande von den nämlichen Blumen gestickt. Die Ränder des Deckels und des Kästchens werden mit starker, blauer Chenille eingefaßt und das Innere mit blauem, wattirtem Atlas gefüttert und parfümirt. Die Henkel des Gestells werden mit blauer Seidenschnur umwunden und deren Enden mit übereinstimmenden Quasten verziert.



Nr. 15. Behälter zum Aufbewahren von Rechnungen.

Nr. 14. Algierisches Arbeitskörbchen.

Ein solches originelles Körbchen ist aus Bienenkorbstroh geflochten und hat 35 Cent. Durchmesser bei 20 Cent. Höhe. Die Ausschmückung besteht aus 4 Centimeter breiten Galons von rother Wolle, welche in verhältnißmäßigen Abständen, wie sie die Abb zeigt, angeheftet sind, und in Kugeln und kurzen, dicken Wollenquasten, die mittels Kettchen oder Ringen am Körbchen befestigt sind.

Nr. 15. Behälter zum Aufbewahren von Rechnungen.

Die Zubehör zu diesem kleinen Möbel bestehen in einem goldbroncirten Gestell, brasilianischem Canevas oder Panamareps mit Vorzeichnung des Dessins, Applicationen von rothem Tuch und Seide in verschiedenen Nüancen. Bei der Anfertigung werden in die Applicationen vorher Löcher gestochen, um die Steppnaht in gelber Seide möglichst regelmäßig auszuführen; die Lanzettstiche in den

Nr 16 und 17. Zimmertoiletten.

beiden seitlichen Enden sind in grüner und weißer Seide. In die übrigen Theile des Canevas werden Streifchen in schwarzer Seide gestickt, welche durch rothe, grüne und gelbe Stiche unterbrochen werden.

Nr. 16 u. 17. Zimmertoiletten.

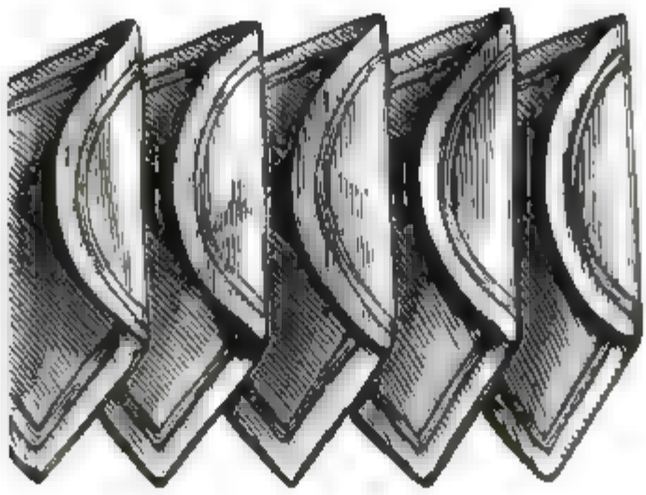
Nr. 16. Costüm von crêmefarbenem Cachmir. Rock mit Schleppe, umgeben von einem 15 Cent. hohen und von mehreren maronfarbenen Sammetstreifen übersetzten Volant. — Polonaise von eigenthümlicher Form. Die Mitte des

Nr. 16 Vorderansicht.

Rückens bildet einen langen Schooß, welcher sich unter den Draperien der Tunica verliert. Der hinten längere linke Theil der Tunica wird hinten, aber mehr nach rechts, nachdem er vorher geschickt gerafft worden ist, auf den kleinen rechten Theil gesetzt und mittels einer assortirten Sammetschleife drapirt. Den Rücken garniren drei maronfarbene Galons, welche sich über die Achseln nach vorn verlängern, drei andere dergleichen Galons umgeben in angemessenen Zwischenräumen den untern Theil der Schürze, bis sie unter der Tunica verschwinden; den

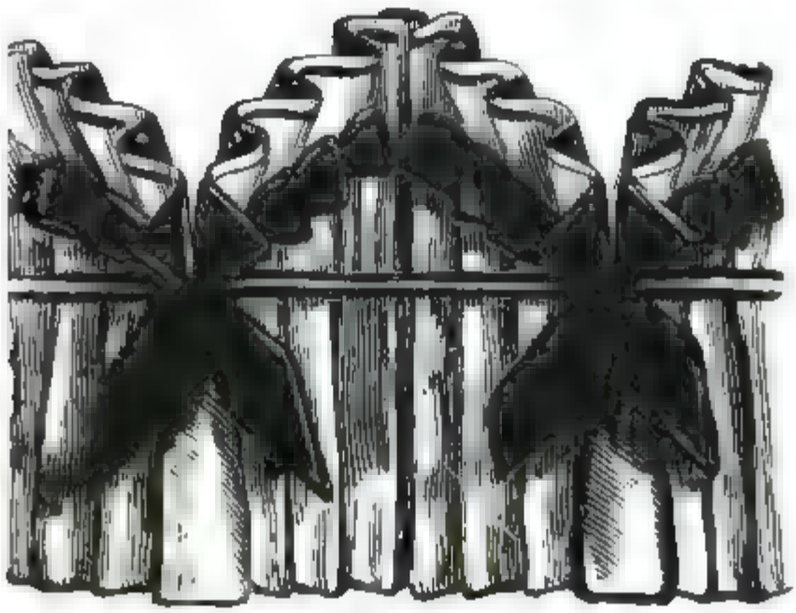
untern Rand der Schürze ziert eine ſchwarze Spitze und den der Tunica eine gleiche Spitze mit darüber geſetztem Galon. Gleiche Garnitur am untern Theil der Aermel und darüber eine Sammetſchleife. Um den Hals eine in kleine Muſcheln gefältelte Spitze und Rüſchen von crêmefarbener Crêpe lisse.

Nr 17 Coſtüm von marineblauem Caſchmir. Der Rock von Faille in nämlicher Nuance, alſo marineblau, hat eine Schleppe, weniggleich dieſelbe auf der



Nr. 19 Moderne Rockgarnitur.

Abb. nicht erſichtlich iſt. Vorn iſt der Rock in glatte Falten gelegt, welche nach unten zu mittels eines Bandes mit Knopf gehalten werden und dann an der Seite in breite Schluppen geformt herabfallen. Polonaiſe nach neuem Schnitt. Die Taille, vorn eine Spitze bildend (ſ. die Abb. 17), ſchmiegt ſich geſchmackvoll an und iſt bis unten mit Perlmutterknöpfen garnirt; den obern Theil des Halſes ziert ein umgeſchlagener Kragen; es iſt dies der einzige angeſetzte Theil der



Nr 20. Moderne Rockgarnitur.

übrigens aus dem Ganzen beſtehenden Tunica, welche über dem Rock in Form von Revers zu beiden Seiten offen iſt; die den letztern garnirenden Knöpfe ſind auf ſimulirte Knopflöcher geſetzt. Zur rechten Seite eine gefältelte, unten in eine Schärpe auslaufende Taſche, deren Kopf durch ein Band mit Knöpfen abgeſchloſſen iſt. Der Oberärmel iſt mit einem eben ſolchen Bande mit Knöpfen und unten mit übereinſtimmenden Bracelets umgeben

Nr. 18. Leuchteruntersetzer.

Dieſe kleinen runden Teppiche ſind im ruſſiſchen Stich in feiner oder offner Seide von verſchiedenen lebhaften Farben auf ſchwarzen Caſchmir zu ſticken. Vor Beginn der Stickerei wird das mit Vorzeichnung verſehene Caſchmirſtück mit Cali-

Nr 21. Taſche von gefältelter Faille.

cot gefüttert. Daß die Stickerei leichter auszuführen iſt und regelmäßiger ausfällt, wenn das Caſchmirſtück auf einen Stickrahmen geſpannt wird, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Nr. 19. Moderne Rockgarnitur.

Als Stoff zu dieſer Garnitur kann Faille, Sammet oder Wolle gewählt wer-

Nr. 22. Taſche aus geprestem Sammet

den. Sie iſt aus ſich übereinanderlegenden Blättchen zuſammengeſetzt, von denen jedes unten ſpitz zugeſchnitten, während der obere Theil zurückgeſchlagen und abgerundet iſt.

Nr. 20. Moderne Rockgarnitur.

Volant mit ſehr hohem, breite Zacken oder Bogen bildenden Kopf. Der Stoff

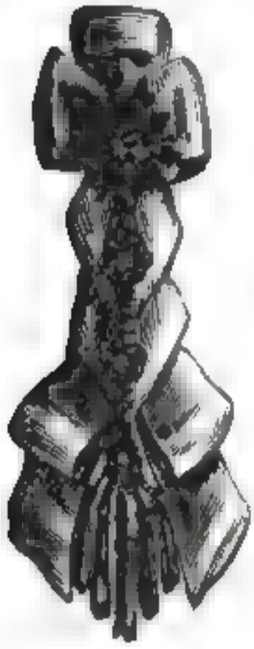
ist in Falten gelegt. Die Füße der Bogen ruhen auf einem schmalen Streifen, wo dieselben durch eine schwarze Sammetschleife mit spitzen Enden mit einander verbunden sind.

Nr. 23. Taschenneceſſär

Nr. 24. Bandräſche.

Nr. 21. Tasche von gefältelter Faille.

Wie ersichtlich, ist diese Tasche oben sehr breit, während sie unten in eine Spitze ausgeht. Die Ränder sind von einem Streifen von Silberfuchspelz umgeben und ein Faillesschrägstreifen trennt den Kopf vom übrigen Theil. Die Ausschmückung der Halter an den Seiten und die Schnurenschleife mit Quasten besteht aus Passementerie und Sammetschleifen.



Nr. 25. Failleschleife.

Nr. 26. Bandschleife

Nr. 22. Tasche aus gepreßtem Sammet.

Oben ist dieselbe mit einer Faillerüsche besetzt; an den Seiten sind Revers vom nämlichen Stoff angebracht, welche mittels einer schwarzseidenen Schnur mit ein-

ander verbunden sind; dieselbe ist in drei Ringe geknüpft, welche unten in Quasten ausgehen und unter die Tasche herabfallen.

Nr. 23. Taschennecessär

Ein Stück schwacher Carton wird in 32 Cent. Länge und 15 Cent. Breite geschnitten und das eine Ende spitz geformt (s. d. Abb. Nr. 23). Dieses Stück bildet den Rücken. Für das den Behälter bildende Vordertheil wird ein anderes Stück Carton von 14 Cent. Länge und 15 Cent. Breite geschnitten; den unteren Theilen beider Cartonstücken wird eine abgerundete Form gegeben. Das In-

Nr. 27. Gestreifte Häkelarbeit für Fußdecken, Reisedecken ꝛc.

nere wird mit Taffet oder Percaline gefüttert und mit Cachmir überzogen. Auf das Vordertheil wird im russischen Stich eine mit einer leichten Verzierung umgebene Blume in Seide gestickt. Zwischen die beiden Theile wird ein Stück Leder von ungefähr 4 Cent. Breite gebracht, um einen genügenden innern Raum zur Aufnahme der verschiedenen Gegenstände zu bilden, der gleich einem Blasebalg sich zusammendrücken oder erweitern läßt. Der ganzen Länge nach wird ein schmales, mit der Farbe der Stickerei übereinstimmendes seidenes Schnürsenkelbändchen aufgenäht, welches den Randbesatz bildet. Zwischen die beiden Theile wird ein wie das Uebrige überzogenes Stück Carton eingeschlagen, so daß in den sich dadurch bildenden Raum die spitze Klappe eingeschoben und das Necessär geschlossen werden kann. Im Innern werden einige elastische seidene Bänder angebracht, welche einen

kleinen Spiegel, Scheere, Bürste, Kamm, Handschuhzuknöpfer, Kopfnadel u. dgl. halten.

Nr. 24. Bandrüsche.

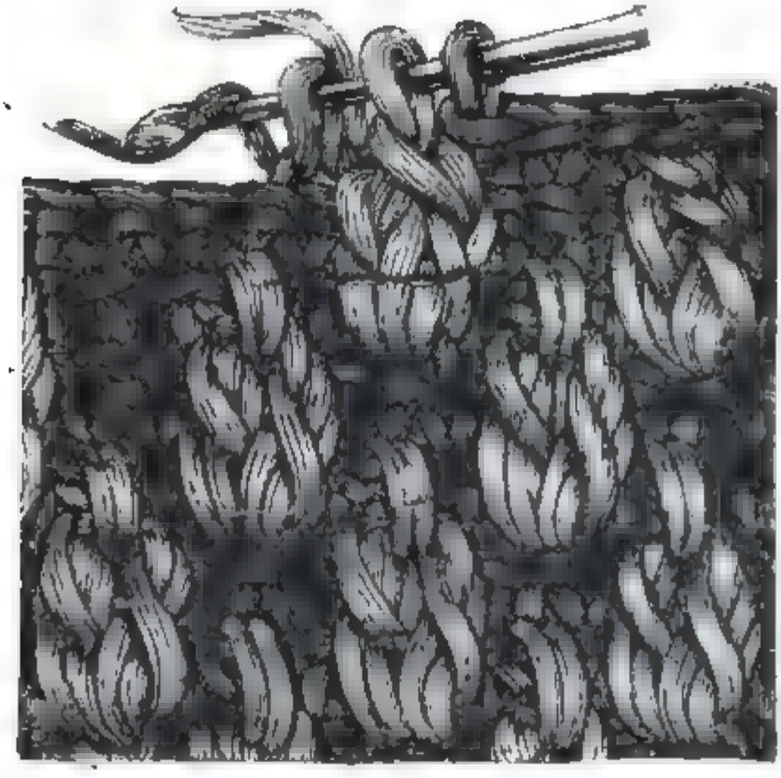
Das Band hierzu ist aus Gaze geschnitten, das in Zickzack gelegt wird. Die Form der Schleifen und die untere Verzierung ergiebt die Abbildung.

Nr 25 Failleschleife.

Mit Passementerie zur Verzierung einer Robe.

Nr. 26. Bandschleife.

Dieselbe wird durch ein aus einem Halbmond und drei Quasten zusammengesetztes Passementeriemotiv geschlossen. Sie eignet sich für irgend einen eleganten Ueberwurf oder Robe.



Nr 28 Gestreifte Häkelarbeit für Fußdecken, Reisedecken ꝛc.

Nr. 27 u. 28. Gestreifte Häkelarbeit für Fußdecken, Reisedecken ꝛc.

Die hierzu gehörigen Materialien bestehen in bunter Castorwolle, von der jede Farbe in zwei gut assortirten Nüancen gehalten werden muß, als ponceau und ziegelroth, ferner schwarzer Castorwolle und maisfarbener Floretseide

Für Fuß- oder Reisedecken ist starke Wolle zu nehmen; die Decke ist aus mehreren Streifen zusammengesetzt (siehe Dessin Nr 2.), von denen jeder in zwei Nüancen der Wolle gehäkelt wird. Der Grund wird in der dunkeln Farbe und in rechts und links gehenden Touren fester Maschen ausgeführt. Auf diesem Grunde werden die dicken Muschen in verschlungenen Maschen von der hellern Farbe eingehäkelt. Jeder Streifen hat in der Breite 29 M und wird mit zwei Reihen fester M. der dunkeln Nüance begonnen Zu bemerken ist, daß bei jeder vorwärts oder rechts gehenden Tour mit der Nadel bei den zwei ersten M. in den vordern Faden, bei der dritten M. in den hintern Faden gestochen wird, so daß eine M. der vorigen T. nach vorn liegt. (Dies ist also die rechte Seite der Arbeit.) Hier ist auch die Stelle, in welcher bei der nächsten rechtsgehenden T. in die vorn liegenden M. die Muschen der helleren Wollennüance eingehäkelt werden. Man häkelt nun weiter und zwar so, daß man jetzt jedesmal in drei M. nach vorn

und in der vierten nach hinten einsticht. Hierauf wendet man die Arbeit um und häkelt mit der dunkeln Wolle feste Maschen, indem man in die Vorderseite der Maschen sticht. Nun folgt wieder die rechts gehende T. Nach den beiden ersten M. nimmt man den hellern Faden, welchen man zuvor links befestigt hat (ohne jedoch den dunkeln Faden vom Zeigefinger der linken Hand fallen zu lassen) und arbeitet sehr locker fort, den hellen Faden aufgeschlagen und in jede M. der ersten T., wo der Faden nach vorn liegt, eine Stbchm. eingehäkelt, nochmals locker aufgeschlagen, in dieselbe M. gestochen und dann den Faden durch alle hellen M. durchgezogen, so daß nur eine helle M. zur Seite einer dunkeln bleibt. Jetzt legt man den hellen Faden nach links und häkelt mit dem dunkeln Faden die dritte Masche. Die beiden dunkeln M. mit einer hellen in der Mitte (siehe Dessin 28) werden alle drei mit den dunkeln Faden durchzogen. Hierauf folgen noch drei feste Maschen, von denen die mittelste wieder in den hinteren Faden gestochen wird. Die Muschen werden übersetzt und folglich die zweite Maschenreihe in der fünften Masche angefangen.

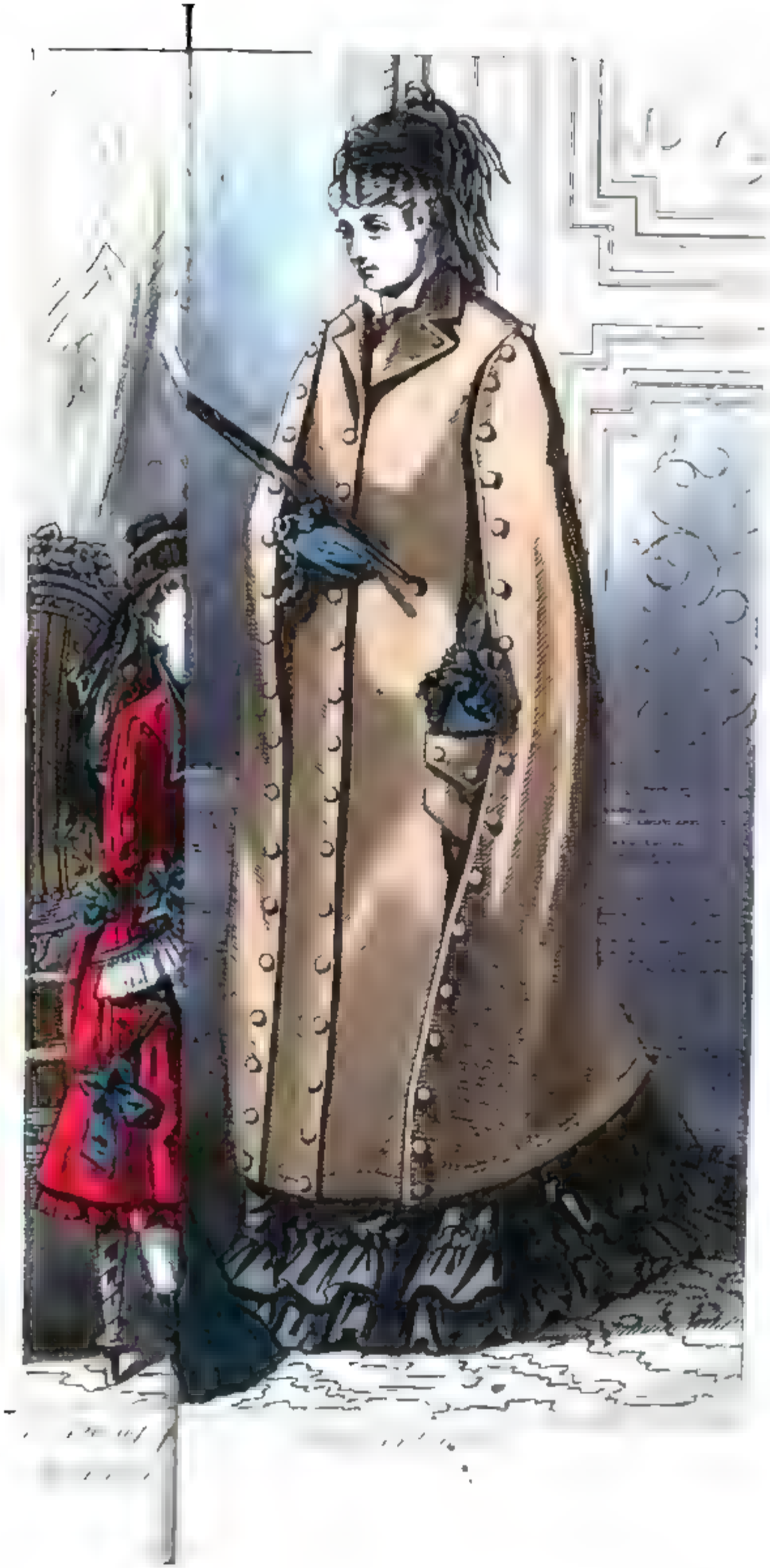
Zu Ende der Muschenreihe wird noch jede Musche mit einem Doppelstich versehen. Das wird auf folgende Weise ausgeführt: Man zieht von links nach rechts von dem hellen Faden eine Schlinge zwischen den Muschen durch, worauf man durch diese Schlinge das Ende des F. über die Randm. wegzieht. Man braucht dann auch nicht abzuschneiden, wenn man die neue Muschenreihe beginnen will.

Jeder fertige Streifen wird mit einem schwarzen Rand fester Maschen an den Seiten eingefaßt, von denen die vierte Masche tiefer eingestochen wird, damit sie länger ausfällt

Das Verbinden der Streifen geschieht links mit maisfarbener Seide in festen Maschen und in der Weise, daß die schwarzen tiefeingestochenen M. genau auf einander passen.

Die Fransen müssen mit den Nüancen der Streifen übereinstimmen. Zum Futter ist Taffet oder leichter Caschmir zu verwenden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Der Salon.

Eine gebrochene Rose.

Novelle von **Eufemia Gräfin Ballestrem.**

Im Palais des Grafen Bradnitzky zu Warschau fand ein großes Ballfest statt, an welchem nicht allein die Aristokratie der polnischen Metropole, sondern auch der Landadel der Umgegend theilnahm. Graf Bradnitzky bekleidete einen hohen Posten bei der Regierung, aber nicht allein sein Einfluß, den er infolge desselben ausübte, füllte seine Säle mit Gästen, es war auch nicht die politische Bedeutung seiner Stellung in Warschau, die ihn stets mit einem glänzenden Kreis russisch Gesinnter umgab; populär war sein Name durch seine zwei Töchter, welche die unbestrittenen Schönheiten der Saison waren. Man meinte, daß wohl mehr als einmal die zwei leuchtenden Augenpaare der reizenden Schwestern die verbissensten Polen hinübergeführt hätten zur russischen Partei.

Die Ballfeste im Palais Bradnitzky waren berühmt durch die wahrhaft feenhafte Pracht, welche dort entfaltet wurde in Decoration und Toiletten, und man beeiferte sich, seine Karten in die große Marmorschale, welche in demselben stand, zu legen, um dann jenes kleine, moschusduftende Billetchen zu erhalten, welches der Schlüssel war zu diesem Feenreich, und doch nur einige wenige lithographirte Worte enthielt — Worte der Einladung.

Die Säle des Palais Bradnitzky waren berühmt weit und breit wegen ihrer kostbaren Stuckplafonds, ihrer Spiegelwände und Krystallkichter, aus denen tausende von Wachskerzen ihr Licht ausstrahlten, berühmt aber hauptsächlich wegen des seltenen Reichthums exotischer Gewächse, welche die Säle in verschwenderischer Fülle schmückten. Da streckten riesige Fächerpalmen ihre mächtigen Blätter hoch zur Decke empor, da wucherten Farrnkräuter in üppiger Fülle, in den wunderbarsten Variationen, dazwischen blühten Callas in einsamer, märchenhafter Schöne, Cacteen dufteten und blühten, Camelien und Rosen standen im herrlichsten Flor, kurz, man sah sich mitten im Winter versetzt in den sinnberauschenden Zauber der Tropenwelt, in den grünenden Frühling der nordischen Flora.

Und darüber flimmerten die Kerzen, lockende Ballmusik ertönte, Brillanten und edle Steine blitzten, Sammet und Atlasschleppen schleiften das Parquet, Gold und Silbergaze flimmerte, die Ordenssterne und gestickten Uniformen der Herren blitzten, ein Raketenfeuer von Witzworten und Bonmots flog herüber und hinüber, schöne Augen strahlten, die Fächersprache redete ihre stumme, graziöse Causerie — es war ein Bild für ein Künstlerauge, ein herrliches, farbenprächtiges Bild, würdig des Pinsels eines Makart.

Inmitten dieses lachenden, plaudernden, medisirenden Schwarmes standen Graf Bradnitzky und seine Gemalin, um neue Gäste zu bewillkommnen. Der Graf war ein hoher Fünfziger, lang, hager und mit harten, undurchdringlichen Zügen, seine Gemalin eine mittelgroße, üppige Figur, durch deren reiche Haare sich schon viele Silberfäden zogen, und deren edle Züge von

früherer Schönheit redeten. Und dort, nicht weit von dem Herrn und der Dame des Hauses stehen die Töchter des Paares. Die Aeltere brünett und blühend wie eine Bourbonrose, die Jüngere hellblond und zart, der weißen Rose nicht unähnlich, deren Kelch mit rosigem Schimmer überhaucht ist. Die Verehrer der beiden Schwestern theilen sich in die Ritter von der rothen und der weißen Rose, jede Partei führt ihr Symbol im Knopfloch. Und die Comtessen Bradnitzky sind ebenso liebenswürdig, ebenso gut wie schön, sie bleiben sich immer gleich in ihrer milden Herzensgüte und werden deshalb geliebt von Jung und Alt.

Die Schwestern standen und plauderten mit den sie Umgebenden, ihr silberhelles, fröhliches Lachen klang reizend und tönte oft hinüber zu der Säule, an welcher eine hohe, mächtige Männergestalt in Tscherkessenuniform gelehnt stand. Seine Züge waren unregelmäßig und bleich, seine schwarzen Augen von dämonischer Schönheit. Ein tiefschwarzer Vollbart bedeckte die größere Hälfte seines Gesichts. Dieser Mann war der tscherkessische Fürst Grigor Feodorowitsch Voinesco. Ihm war Warschau vollständig eine Terra incognita. Mit einem Bekannten erst heut' daselbst angekommen, war er von demselben sofort auf das Ballfest geführt und dem Grafen und der Gräfin vorgestellt worden. Diesen hatte er sein Compliment gemacht, sonst hatte er keiner Seele seinen volltönenden Namen sagen lassen. Seine Blicke hingen unverwandt an der bezaubernden Erscheinung der blonden Gräfin Vera, es war als webte sich aus ihren flachsfarbenen Haaren ein Netz, welches ihn unmittelbar hinzog in ihren Zauberkreis.

Der Herr, welcher den Fürsten eingeführt hatte in das Palais Bradnitzky, streifte eben an dem Erstern vorüber. Der Tscherkesse hielt ihn auf.

„Nur eine Frage", sagte er zu ihm, „wer ist jene Dame dort mit dem hellen Haar, in dem Kleide von Silbergaze und den Rosen im Haar?"

„Welche?"

„Dort steht sie — neben der Dame in purpurnem Sammetkleid."

Der Cavalier warf einen verwunderten Blick auf den Fürsten.

„Man merkt, daß Sie aus einem unwirthbaren Lande kommen", sagte er, „diese Dame ist die Gräfin Vera Bradnitzky, die Tochter des Hauses."

„Sie müssen mich ihr vorstellen", sagte der Fürst hastig.

„Volontièrement", entgegnete der Andere, „kommen Sie! Sie finden natürlich die Gräfin Vera sehr schön!"

„Bezaubernd ist das richtige Wort!" rief der Fürst enthusiastisch. „Ich liebe blonde Frauen — wahrscheinlich, weil ich selbst schwarz bin wie ein Neger."

„Möglich", erwiederte der Cavalier, „ich ziehe die rothe Rose, die Gräfin Feodora vor."

Sie standen vor dem Kreise, der die Schwestern umstand und man trat zurück, als man bemerkte, daß der Fürst vorgestellt zu sein wünschte.

„Mes dames — Sie gestatten: Fürst Grigor Feodorowitsch Voinesco — Gräfin Feodora und Gräfin Vera Bradnitzky — ich hab' die Ehre!"

Der Fürst verbeugte sich tief und führte Vera's Hand an seine Lippen, als er wieder aufsah, traf ein so seltsam flammender Blick die blonde Gräfin, daß diese ganz davon erschrocken war.

„Darf ich das Vergnügen haben, eine Quadrille mit Ihnen zu tanzen, Gräfin?" fragte er.

Vera sagte zu und Fürst Voinesco führte sie in die Reihen der Tanzenden

Sie war seltsam befangen ihm gegenüber, und so gewandt sie auch sonst die Conversation beherrschte, so schwer wurde es ihr jetzt, ein Thema zu finden — die Gegenwart dieses Mannes raubte ihr fast die Sprache und lastete auf ihrer Seele wie ein Alp.

Sie fragte ihn endlich befangen nach seiner Heimat.

„O, meine Heimat ist schön, sehr schön", sagte er enthusiastisch, „weite, große, öde Steppen nenne ich mein und Viele sind meine Leibeigenen. Mitten in diesen riesigen Flächen liegt mein Schloß, ein großes weißes Gebäude, welches meine Hand mit orientalischem Luxus geschmückt hat. Und doch fehlt ihm sein allerschönster Schmuck — eine Herrin!"

„Mir graut vor diesen unabsehbaren Steppen", erwiederte Vera leise, „ich liebe schöne, blühende Länder mit sanften Hügelketten. So hat auch selbst die Schweiz keinen Reiz für mich, denn ihre Bergriesen überwältigen mich — sie sind für meinen armen Sinn zu großartig."

„Sie würden meine Steppen schön finden, Gräfin", entgegnete Fürst Voinesco, „und mein Schloß würde Sie entzücken. Zahlreiche Diener, Sklaven würden auf den leisesten Ihrer Wünsche lauschen, um ihn sofort geräuschlos zu erfüllen, Sie würden umgeben sein von Pracht und Reichthum, kostbare Stoffe und Pelze, Juwelen, Gold und Silber würden Sie Ihr eigen nennen — doch, was spreche ich da? Verzeihen Sie dem Schwärmer, Gräfin."

„Was sollte ich verzeihen? Sie fingen an ein Märchen zu malen, welches viel versprach."

„Ein Märchen?" erwiederte er mit glühendem Blick, „ein Märchen — meinen Sie, Gräfin? Ein Wink, ein Wort von Ihnen und das Märchen wird zur Wirklichkeit!"

Sie erschrak vor seinen Blicken bis in's innerste Herz hinein.

„Ich bin keine Zauberin", sagte sie kühl.

„Doch, Sie sind's", entgegnete der Tscherkesse, „Sie wissen es vielleicht selbst nicht. Ich sah nie eine schönere Dame, als Sie es sind!"

Ueber Vera's marmorweiße Stirn flog es wie eine leichte Wolke des Unmuthes.

„Sie scheinen mit den Allüren unserer Salons noch nicht bekannt zu sein, Fürst", sagte sie stolz, „sonst müßten Sie wissen, daß man einer Dame solche grobe Schmeicheleien nicht sagen darf."

Er sah sie verwundert an.

„In der That", sagte er, „das wußte ich nicht! Und warum soll ich Ihnen nicht sagen, was Ihr Spiegel Ihnen stündlich sagt? Die Convenienz gebietet sonderbare Dinge."

Vera lächelte wider Willen — der Sohn der öden Steppen Tscherkessiens konnte eben die Formen der Gesellschaft nicht begreifen und sagte Das frei heraus, was er dachte.

„Sind Sie beleidigt, Gräfin?" fragte er leise, „vergeben Sie mir, denn ich möchte um Alles in der Welt nicht in Ihrer Ungnade leben."

„Ich absolvire Sie", rief Vera mit fröhlichem Lachen.

„O Dank, tausend Dank", sagte der Fürst innig und setzte hinzu: „Gräfin Vera, ich möchte Ihnen ein Märchen erzählen, nicht wahr, Märchen können nicht verletzen?"

„Gewiß nicht — aber warum plötzlich ein Märchen?" rief Vera erstaunt.

„Weil — weil meine Geschichte in die Wirklichkeit, in die Gegenwart übertragen leicht an das Herkömmliche anstoßen dürfte! Ich kenne so genau die Convenienz nicht, um beurtheilen zu können, inwieweit Das, was zu sagen mich mein Herz drängt, Sie verletzen dürfte. Also, darf ich mein Märchen erzählen?“

„Ich bin gespannt, es zu hören“, sagte Vera lächelnd, denn was konnte ihr der Tscherkesse zu sagen haben, er, der sie kaum seit einer halben Stunde kannte?

Er führte sie in eine Nische, gebildet von tropischen Pflanzen und rollte ihr einen Fauteuil zurecht. Er selbst lehnte sich an den Stamm einer großen Palme und kreuzte die Arme über der Brust.

„Ich will mein Märchen beginnen, Gräfin Vera, wie jedes Märchen beginnen muß: Es war einmal ein reicher, vornehmer Mann, der in einer unwirthbaren Gegend eines riesigen Reiches große Ländereien besaß und über Viele zu gebieten hatte, ein armer, reicher Mann! Reich, weil er viel von den fabelhaften Schätzen des Orients besaß und Diamanten sein nannte, deren sich selbst die Kaiserin aller Reußen nicht zu schämen brauchte, arm, weil er Alles allein besaß, weil er in der weiten Welt noch kein Weib gefunden hatte, die Alles mit ihm theilen konnte. Da kam er einst in eine große Stadt und wurde von einem Bekannten zu einem feenhaften Ballfest mitgenommen, welches ein vornehmer Mann dieser Stadt gab. Er präsentirte sich dem Herrn und der Dame des Hauses, ohne zu wissen, daß dieselben Töchter besäßen — er hatte sich auch nicht darum bekümmert, denn was ging's ihn an? An eine Säule gelehnt, betrachtete er das bunte Treiben und dachte sich, daß diese Menschen alle doch nur Drahtpuppen seien gelenkt von der Etikette, innen aber hohl und leer. Da schwebte durch das Gewühl plötzlich eine poetische, lichtstrahlende Erscheinung: eine Fee mit goldenem Haar, weiß und zart, mit dem süßen, unschuldigen Blick eines Kindes! Der rosige Mund lachte silberhell und dies Lachen drang dem armen, reichen, einsamen Mann bis an's Herz und der leuchtende Kinderblick der blonden Fee erfüllte seine Seele mit nie geahnten Gefühlen — Gräfin Vera, glauben Sie, daß die Fee dem Fremden in seine einsame Steppe folgen würde, um ihm eine Heimat zu geben in ihrem Herzen? Oder soll der leuchtende Stern ihm nur darum gelächelt haben, um wieder zu verschwinden und ihn in sein einsames Dunkel zurückzustoßen? Gräfin Vera, an Ihnen ist es, meinem Märchen den Schluß zu geben!“

Vera wagte kaum aufzublicken, sie fühlte seinen Blick auf sich ruhen und wußte, daß dieser Blick mit Todesangst an ihrem Munde hing. Sie hatte sein „Märchen“ nur zu wohl verstanden, und ein feiner Instinct sagte ihr, daß Wahrheit aus jedem Wort athmete, daß der Tscherkessenfürst sie liebte. Sie athmete tief und schwer.

„Vera“, sagte Voinesco leise, „Vera, haben Sie niemals von einer Liebe auf den ersten Blick gehört? Vera — soll ich an das Leuchten dieses Sternes glauben, oder soll ich Warschau mit dem Glauben verlassen, daß er nur ein Irrlicht gewesen?“

Sie hob die blauen Kinderaugen zu ihm empor, sie waren feucht.

„Ich kenne Sie gar nicht“, sagte sie bebend, „ich weiß nicht, ob ich Ihnen glauben darf und wer bürgt mir dafür, daß meine Zukunft nicht Sturm und Hagel bringt?“

„Ich bürge Ihnen dafür“, sagte er stolz, „ich, Fürst Grigor Voinesco!

Vera, ich würde Sie auf den Händen tragen, ich würde jeden Dorn entfernen, der Sie drohte auf Ihrem Lebenspfad zu verwunden, ich würde Sie schmücken wie eine Kaiserin und alle Welt würde Sie beneiden. Wir würden nach Petersburg gehen an den Hof, und wehe Dem, der vor der Fürstin Voinesco nicht den Rücken beugte!"

„Und würden Sie meine Hand nehmen, ohne daß mein Herz dabei wäre?" fragte sie leise.

Sein bleiches Gesicht wurde noch einen Schein bleicher.

„O ich Thor" sagte er, „ich Thor, daran nicht zu denken! Hand ohne Herz? Nicht um die Welt! Wie kann ich hoffen, daß Sie mich, den wilden Gesellen, den rauhen Tscherkessen lieben können! Der milde Mondenschein liebt auch nicht die dunkle Gewitternacht und der Schmetterling flieht den Hauch des Winters! Der helle Stern ist kein Irrlicht, er strahlt weiter fort seine leuchtenden Strahlen — ich aber muß weiter wandern wie Ahasverus!"

Vera erhob sich und trat dicht heran zu ihm.

„Sie werden vielleicht wandern, Grigor Feodorowitsch, aber der Stern wird mit Ihnen gehen! Sagen Sie kein Wort — zu meinen Füßen liegen Hunderte und warten auf ein Wort von mir, ich konnte es nimmer aussprechen, denn mein Herz schwieg dazu, bis — bis ich Sie vorhin sah. Ihr Leben soll ferner nicht mehr einsam sein, denn ein seltsames Etwas führt mich zu Ihnen — ich kann nicht anders!"

„Vera — Vera —", war das Einzige, was der Fürst hervorbrachte, und sie reichte ihm lächelnd unter Thränen ihre kleine weiße Rechte! —

Es war schon Tagesanbruch, als die letzten Gäste das Palais Bradnitzky verließen, unter diesen „letzten" aber befand sich Grigor Voinesco.

In ihrem Ankleidezimmer erwartete die Gräfin Bradnitzky ihre Töchter zum „Gutenachtkuß", ehe die Letzteren ihre eigenen Gemächer aufsuchten.

„Ja, es wär ein sehr gelungenes Fest", sagte Madame befriedigt, als Feodora ihr dasselbe gesagt, „sehr gelungen und animirt, in der That! Aber mein Gott —", unterbrach sie sich, „welch' köstlicher Brillant blitzt an Deinem Finger, Vera? Ich habe ihn nie an Dir bemerkt! Meine Tochter, was bedeutet das?"

Vera wurde bald blaß, bald roth, dann beugte sie sich herab und küßte die schöne Hand ihrer Mutter.

„Das bedeutet, chère maman", sagte sie fest, „daß Fürst Voinesco morgen kommen wird, bei Papa und Dir um meine Hand anzuhalten!"

„Est-il possible?" rief die Gräfin erstaunt, „also darum mußten so Viele unerhört schmachten, damit der Tscherkesse den Sieg davonträgt? Veni, vidi, vici, in der That! Enfin — ich lobe Deine Wahl!"

Und sie beugte sich herab, indem sie Vera auf die Stirn küßte und dann ein Zeichen mit der Hand machte — ihre Töchter waren entlassen. Schweigend gingen die Schwestern neben einander bis in ihr Schlafgemach und ließen sich ebenso still die Ballkleider von der Kammerfrau ausziehen und die Blumen aus den Haaren lösen.

„Gute Nacht", sagte Feodora, als sie allein waren.

„O Feodora, Du sagst mir kein Wort?" rief Vera schmerzlich.

Feodora wendete sich ab.

„Ich kann nicht", erwiederte sie, „jedes Wort des Glückwunsches wäre eine Lüge —"

„O Feodora — warum?"

„Mir graut vor ihm", entgegnete Feodora leise, „eine sonderbare, entsetzliche Furcht ergreift mich vor dem Fürsten — ich kann's nicht erklären. Möglich, daß ich sehr thöricht bin, daß —"

„Ja, Du bist's, meine liebste Schwester", sagte Vera lächelnd, „ich fürchte ihn nicht, mich zieht eine, ich möchte sagen, dämonische Macht hin zu ihm —"

„Er hat den „bösen Blick" der Italiener", erwiederte Feodora schaudernd, „doch sprechen wir nicht mehr davon! O Vera, ich hab' Dich so lieb", setzte sie weinend hinzu, indem sie sich abwendete. Bald war auch das Licht in dem Zimmer der Schwestern erloschen. Vera aber schlief nicht, sie war zu sehr erregt. Plötzlich fuhr sie auf von einem lauten Schrei Feodoren's: ein schwerer, furchtbarer Traum hatte ihr denselben entrungen. Ihr hatte geträumt, daß sie selbst todt, getödtet am Boden lag inmitten einer wilden, verlassenen Gegend und daß Vera sich über sie beugte mit entsetzlichem, entstelltem Gesicht, und über Beiden schwebte in Vampyrgestalt — der Fürst Voinesco. Es war ein böser, böser Traum und er raubte der armen Feodora den Frohsinn für lange Zeit — — — — — —

Wenige Tage nach dem Ball erfuhr die Gesellschaft Warschaus wirklich die Verlobung der Gräfin Vera Bradnitzky mit dem tscherkessischen Fürsten Grigor Voinesco. Natürlich gab es da wieder viel zu meditiren, kritisiren und zu verwundern. Eine Verlobung ist immer der willkommenste Stoff für einen rechten, echten Stadtklatsch. Zuerst wundern sich die Menschen über die gegenseitige Wahl des Verlobten, dann wird er von dem einen, sie von dem andern Theile bedauert. Durchgehechelt aber werden alle Beide, und von Beiden wird ein sehr reichhaltiges Register aller, ihrer Fehler entworfen — natürlich besitzen die Registrirenden selbst keine, denn wer würde so unhöflich sein, an das abgenutzte Gleichniß vom Splitter und Balken zu erinnern?

Die Gesellschaft von Warschau machte natürlich von anderen keine Ausnahme. Sie nahm bei Thee und Kuchen das neue Brautpaar gründlich durch und erklärte den Fürsten für sehr interessant; erstens, seiner fabelhaften Reichthümer, dann seiner ganzen Erscheinung wegen. Zum Schluß meinte man, Bradnitzkys hätten doch ein unverschämtes Glück, daß ihnen ein so reicher Schwiegersohn sozusagen in's Haus geschneit war.

Fürst Voinesco war nicht geneigt, lange zu warten und so wurde Vera nach möglichst kurzer Zeit ihm angetraut mit all' dem Pomp und Reichthum, den zu entwickeln man für nöthig fand.

Fürst und Fürstin Voinesco gingen sofort nach der Trauung nach Petersburg, wo ein prächtiges Hotel für sie gemiethet war, welches sie bezogen und bald einen glänzenden Kreis um sich versammelt hatten. Nach einiger Zeit wurde Vera bei Hofe präsentirt und seit der Zeit führte sie den Namen „Diamantenfee", denn die Fülle dieser kostbaren Steine, welche in verschwenderischer Pracht ihr Haupt, Arme, Hals und Robe schmückten, war nahezu unerhört selbst in diesen Kreisen, in welchen man doch viel zu sehen gewohnt war.

Es möge hier ein Brief der Fürstin an ihre Schwester folgen; derselbe ist die beste Einleitung für die späteren Ereignisse:

„..... O Feodora, mir ist so bange nach Dir, nach Deinem lieben Antlitz, nach Deiner schwesterlichen Güte, nach unseren Zimmern, nach Allem, Allem. Wenn ich allein bin und an die Heimat denke, muß ich weinen, warum? O, daß ich es selbst wüßte! Es lastet Etwas schwer auf meiner Seele, es raubt mir die Ruhe, und — doch still, das sind alberne Klagen! Ich bin meinem Gemal gefolgt aus freier Wahl und ich bin sehr thöricht, mein Sehnen Dir zu schreiben. Du fragst in Deiner liebenden Sorgfält, ob ich glücklich bin? Ich möchte wissen, was Alles man unter dem Begriff „Glück" verstehen kann, und wie weit derselbe geht. Als ich noch Mädchen war, da nannte ich mich glücklich bei Dir und den Eltern, ich nannte mich so, weil ich für das Gefühl der Zufriedenheit keinen andern Ausdruck fand, als das Wort „Glück" in sich schließt. Als ich Grigor's Braut geworden war, da war ich auch glücklich, nur wieder in anderer Art, und jetzt? Bin ich glücklich, bin ich's nicht? Feodora, Du wirst Dein Haupt schütteln und mich seltsam, sonderbar heißen, aber ich kann nicht anders: ich weiß es nicht! Grigor trägt mich auf den Händen, er würde mir auf meinen Wunsch das Blaue vom Himmel holen, er überhäuft mich mit Geschenken, er bedeckt mich mit Juwelen, er möchte mich in Gold fassen, aber er möchte auch, daß ich wie eine türkische Houri verschleiert und von keines Menschen Auge gesehen hinter verschlossenen Thüren lebte, denn — er ist eifersüchtig ohne Maß und Ziel. Diese unselige Leidenschaft macht ihn blind, taub, beraubt ihn aller seiner Sinne und würdigt ihn, der sonst so große Anlagen in sich birgt, oft zum Thier herab. O, könnte ich ihn heilen! Es würde seine Eigenliebe tief kränken, wenn alle Welt mich unbeachtet ließe, die Natur hat mich aber so glücklich (oder unglücklich) ausgestattet, daß die Welt mich bewundert, nebenbei trage ich fabelhafte Schätze an mir; ist's also ein Wunder, daß man mir huldigt, daß namentlich die Herrenwelt sich um das neue „Meteor", um die „Brillantenfee" drängt? Und trotzdem Grigor das Alles provocirt, kann ihn doch das Alles zur völligen Tobsucht treiben, und ich war mehr als einmal schon recht elend und müde und sehnte mich nach Ruhe. — Ich bin sehr vorsichtig, um Grigor's willen, ich spreche nur das Nöthigste mit den mich umgebenden Herren, und trotzdem verfolgt er mich mit seiner rasenden, grundlosen Eifersucht und mehr als einmal schon wollte er mich mit Gewalt in sein ödes Schloß in Tscherkessien entführen. Könnt' ich mich nur entschließen, ihm freiwillig dahin zu folgen, dann wäre Alles gut, aber ich vermag es nicht, es ist, als ob eine unsichtbare Hand mich zurückhielte, dieses Schloß zu betreten!

Feodora, geliebte Schwester, bete für mich — ich kann Grigor nicht mehr lieben, denn seit ich ihn, beherrscht von dieser unseligen Leidenschaft, zum Thier herabgewürdigt sah, fürchte ich mich vor ihm — ich glaube, er wäre im Stande, mich, wie Othello seine Desdemona, zu tödten. Warum mir immer nur des großen Briten herrliche Tragödie einfällt? Ich habe ihre Rollen schon oft in Gedanken mit der Wirklichkeit verglichen: Grigor ist der Mohr, ich bin Desdemona, Jago, der vertraute Diener Grigor's, Danilo, dieser abscheuliche, schleichende Tscherkesse mit dem falschen Blick, Cassios sind sämmtliche Herren Petersburgs. Dieser Danilo ist Grigor's böser Dämon. Ohne ihn würde ich meinen armen Gemal vielleicht heilen können, aber er hat sich diesem Menschen, der ihm einst das Leben gerettet haben soll, ganz in die Hände gegeben, und Danilo, anstatt seines Herrn böse Leidenschaft im Keim zu erdrücken, nährt sie, das weiß ich nur zu ge-

nau. Und wenn Grigor's Paroxysmus verrauscht, wenn die Flamme sich in sich selbst erstickt hat, dann liegt er zu meinen Füßen und liebt mich mit derselben Gluth, mit der er mich in solchen Momenten haßt! Und bei diesem entsetzlichen Leben soll ich glücklich sein, ich, für deren Dasein gleichmäßige Ruhe fern von allen Leidenschaften Lebensbedürfniß ist? O mein Gott, ich will ja nur ein reines, ungetrübtes Glück, ich verlange keine Schätze, nur Ruhe, Ruhe. Das Alles erschreckt mich und schüchtert mich ein! Könntest Du mir nur mit Deinem resoluten Charakter zur Seite stehen, sorella mia, oder könnte ich es über mich gewinnen, Petersburg zu verlassen, um Grigor's Steppenschloß zu bewohnen; aber der Gedanke, allein mit Grigor, gefolgt von dem bösen Schatten Danilo, diese Reise anzutreten, ist entsetzlich. Ich bilde mir ein, sobald ich Petersburg verlasse, ist mir ein düsteres, trauriges Geschick beschieden.

Schreibe mir kein Wort des Mitleids, Feodora, das könnte mich noch schwächer machen und ich bedarf doch so sehr innerer Stärke! Grüß' Alles zu Hause, was ich lieb hatte und was mich liebt. Wenn werde ich Dich wieder sehen. Chi lo sa?

Vera."

Sie wollte es sich selbst nicht eingestehen, die reizende Fee, der warme Sonnenstrahl ihrer Heimat in Warschau, die arme Vera, daß sie unglücklich war. Ob sie es wohl gekannt hatte, das Wort des Dichters:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich auch Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!"

O, diese Reue und das todestraurige Wort: zu spät!! — —

Oft lag Vera weinend auf den Knieen und rang die Hände, aber all' das konnte die verlorenen Zeiten nicht wiederbringen!

Grigor Voinesco war ein Mensch, den die Natur mit großen Anlagen ausgestattet hatte. Die Fehler seines Charakters waren der Jähzorn und die Eifersucht, eines entsprang aus dem Andern. Und es war Niemand gewesen, der diese Fehler im Keim erstickt hätte, Vera's Kräfte waren dafür zu gering und der Einfluß Danilo's auf seinen Herrn zu groß. Danilo war ein Leibeigener Voinesco's gewesen, er hatte ihm auf einer Jagd das Leben gerettet, war frei gelassen worden und folgte Grigor seit der Zeit wie ein Hund, indem er sich nach und nach alle Herrschaft über ihn aneignete. Natürlich war er Oberintendant von Voinesco's Gütern und führte dort ein strenges Regiment. Vera mochte vielleicht nicht so Unrecht haben, wenn sie meinte, daß Danilo ihres Gatten Eifersucht auf sie stachelte. Jedenfalls war er gegen die Fürstin die Devotion und Ehrerbietung selbst und Letzterer konnte nur der dem weiblichen Gemüth eigene feine Instinct sagen, daß dieser kriechende Tscherkesse ihr bitterster Feind sei.

So schleppte sie ihr elendes Dasein noch einige Wochen fort, gepeinigt von den Wuthausbrüchen Grigor's, der es nicht sehen konnte, wenn ein Herr mit ihr sprach. Sie konnte es fast nicht mehr ertragen und ihre Kräfte waren erschöpft. Sie überwand endlich ihre sonderbare Antipathie und sagte Grigor eines Tages:

„Wohlan, ich bin bereit — reisen wir denn in Deine Heimat, ich will die Voinescoburg betreten."

Er jubelte hell auf bei diesem Wort und sofort traf man die Vorbe-

reitungen zur Abreise; Danilo reiste voran, um den Fürsten und die Fürstin in der Voinescoburg zu empfangen. Vera sprach den Wunsch aus, Abschied von ihren Petersburger Freunden zu nehmen und Grigor gab es zu, vorausgesetzt, daß es nur Damen wären, die sie zum Thee zu sich einlade.

Vera zuckte mit den Achseln und lud die Damen zu sich ein, man kannte schon die lächerliche Eigenheit des Fürsten und hielt sich nicht mehr darüber auf, aber man bedauerte das arme, junge, blasse Weib mit dem tief melancholischen Blick und dem schmerzlichen Zucken der blassen Lippen.

„In meiner Heimat wirst Du Dich erholen, meine Veruschka", sagte Grigor zärtlich, „diese ewigen Feste hier haben Dich zu sehr angegriffen. Mein Wort, daß Du binnen kürzester Frist blühen wirst wie eine Rose!"

Vera lächelte matt — sie wußte, daß es nicht geschehen würde, nicht geschehen konnte.

Und sie reisten ab in die weiten Steppen Tscherkessiens mit ihrer wildromantischen Oede, die für ein helles' fröhliches Gemüth wirkt wie der Reif in der Frühlingsnacht auf die Blumen.

Auf hohem, zerklüftetem Felsenberg lag die Voinescoburg, ein weißes, castellartiges Gebäude ohne Fenster, denn diese führten nach dem großen, viereckigen Hof, den das Gebäude einschloß, hinaus. Nur viele in gleichmäßiger Entfernung angebrachte Schießscharten unterbrachen die Monotonie der Steinmauern. Von der Zinne eines kurzen, viereckigen Thurmes wehte die rothgoldene Fahne der Voinescos mit den gekreuzten blanken Türkensäbeln und den drei Roßschweifen, den Wappenzeichen der Voinesco's, welche erst Christen seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts waren. Vera sank das Herz bei dem Anblick dieser todten Mauern, sie schienen ihr wie ein entsetzliches Gefängniß, aus welchem kein Entrinnen möglich war. Dagegen waren die Gemächer dieses Schlosses mit wahrhaft märchenhaftem, orientalischem Luxus ausgestattet, in dem Schloßhofe sprangen hohe Fontainen, blühten herrliche Blumen.

Eine ganze Schaar Sklavinnen wurden Vera zu Dienerinnen gegeben und sie legte auf Grigor's Wunsch orientalische Kleidung an. Leider aber verlangte er auch von ihr ein orientalisches Leben in süßem Nichtsthun. Ein paar Tage ertrug es Vera, auf üppigen Polstern zu liegen, prächtig geschmückt, eine Cigarrette rauchend und zuzusehen, wenn ein paar geschmeidige Tscherkessenmädchen ihre graziösen Tänze mit Tambourin und Castagnettenbegleitung vor ihr tanzten. Dann verlangte sie eine Handarbeit. Es wurde ihr eine solche gebracht, aber das ewige Einerlei der egalen Stiche in Gold- und Silberfäden tödtete ihren Geist und sie warf die Arbeit von sich.

Ihr Verlangen nach Büchern erweckte eine große Unruhe in ihrer Umgebung — Bücher kannte man nicht auf der Voinescoburg und sie war nicht im Stande die Chronik der Familie in dem Archiv zu entziffern, denn dieselbe war in einer fremden Sprache abgefaßt.

Die tödtliche Langeweile drohte sie fast wahnsinnig zu machen, aber sie bezwang sich und keine Klage kam über ihre Lippen. In dieser Zeit schrieb sie ein Tagebuch, ein sonderbares, seltsames Etwas, dessen Blätter mit ihren leichten, flüchtigen Schriftzügen bedeckt und doch so leer waren. So schrieb sie an einem Tage oft zwanzig lange Seiten, Reflexionen, Gebete, Philosophie, cynische Bemerkungen, tief religiöse Gedanken, Gedichte, Alles, Alles, ein wunderbares, buntes Chaos für Den, der seine Entstehung nicht kannte, nur mit Achselzucken zu lesen, für Eingeweihte ein rührendes Seelenleben,

gemischt von Geduld, Verzweiflung, Sanftmuth, Frömmigkeit und Todesverachtung.

Arme, arme Vera!

Endlich, endlich wagte sich eine leise, verstohlene Bitte über die bleichen, schweigenden Lippen der armen Frau.

„Grigor, laß mich meine Heimat sehen", bat sie.

Sofort verfinsterte sich seine Stirn.

„Nein", sagte er kurz, „ich habe Dich endlich in meinem Neste geborgen und wünsche die Qualen von Petersburg nicht noch einmal zu verkosten!"

„O, ich will ja bald wieder zurückkehren in diese entsetzliche Oede", bat sie leise, „nur laß mich einmal noch die Heimat sehen! Grigor, diesen letzten Wunsch erfülle, siehst Du denn nicht, daß das Heimweh, daß diese Seelenqualen mich tödten!"

„Deine Heimat ist bei mir", entgegnete er finster, „und Du sollst vergessen, was und wo Du warst, ehe Du mein wurdest vor dem Altar."

„Ich darf nicht nach Warschau?"

„Nein!"

„Grigor, um Gottes Barmherzigkeit willen, Du hältst mich hier gefangen?"

„Mit meiner Bewilligung sollst Du wenigstens nie über diese Schwelle kommen!"

Vera sank weinend, mit lautem Angstschrei in die Kniee.

„Grigor, ich werde wahnsinnig in dieser tödtlichen Einsamkeit", rief sie schluchzend, „laß mir Feodora kommen oder ich verliere den Verstand in diesem schauerlichen Gefängniß!"

„Vera — ich bewohne mit Dir zusammen dieses Gefängniß", sagte Voinesco mild.

Sie wendete sich schauernd ab.

„Thue was Du willst", sprach sie matt, „mein Schicksal ist erfüllt."

An dem Abend dieses Tages schrieb sie einen Vers Alfred de Musset's in ihr Tagebuch:

„Mes chèrs amis — si je mourrais
Plantez un saule au cimétière —
J'aime son feuillage éploré,
La pâleur m'en est douce et chère
A la terre, où je dormirais!"

Beim Schreiben wurde sie von Voinesco überrascht, er beugte sich über sie und las den Vers, dann schloß er sie heftig in die Arme.

„Vera, Vera, meine arme Blume", sagte er, und seine starke Stimme bebte, „was muß ich Dir für Qualen bereiten, und dennoch — ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe! Ich liebe Dich so sehr, Du bist mein höchster Schatz, Du bist die Sonne meines Lebens, Du bist mein Alles — aber ich werde wahnsinnig in dem Gedanken, daß Anderer Augen Dich sehen! Ich kann Dich nicht von hier fortlassen, ich kann nicht! Aber ich werde heute noch Danilo absenden: er soll Dir Bücher bringen und — und Deine Schwester zu Dir holen." Sie drückte ihm stumm die Hand, sie fand keine Dankesworte, denn sie empfand auch auf einmal keine Freude, endlich der Schwester geliebtes Antlitz wiederzusehen. Es war eine starre

Apathie über sie gekommen, die aus der Reue entsprang, die das Unglück nach sich zieht.

Sie legte sich also wieder auf ihre Polster, rauchte Cigarretten und sah die Tscherkessenmädchen tanzen — Alles wie im Traum, wie in dumpfer Betäubung. Aus der fröhlichen Fee des Palais Bradnitzky in Warschau, deren silberhelles Lachen den ganzen Tag wie Lerchenschlag die prächtigen Gemächer belebt hatte, war eine bleiche, unheimlich ruhige Frau geworden, deren süßen Lippen das Lachen entfremdet war.

Und als Feodora eines Abends in Danilo's Gesellschaft auf der Voinescoburg eintraf, da fuhr sie entsetzt zurück über die Veränderung, die sie an der geliebten Schwester wahrnahm.

„Mußte es soweit kommen?" sagte sie traurig.

„Es war mein Schicksal", entgegnete Vera sehr ruhig.

„Dieser Mensch ist ein Barbar, ein Mörder", brauste Feodora auf.

„Nicht doch, liebe Schwester — ich habe heftig zu sein verlernt", entgegnete Vera.

„Und — und Du liebst ihn noch?" fragte Feodora mit angehaltenem Athem.

„Wenn ich ihn liebte, dann wäre die Voinescoburg ein Paradies für mich", sagte Vera einfach.

„Und so ist sie eine Hölle!" rief Feodora verzweifelnd. „Du mußt fort von hier, denn sonst stirbst Du, ehe ein Jahr vergeht."

Feodora ging sofort zu dem Fürsten und stellte ihm vor, daß Vera eines andern Lebens bedürfte, um wieder zu gesunden; umsonst, er hätte sie nicht um alle Schätze des Orients fortgelassen. Feodora ging weiter, sie warf dem Fürsten vor, daß er Vera langsam tödte, daß er ihr Leben einst auf dem Gewissen haben würde, sie redete zu ihm mit der Gewalt der Sprache, die die Angst verleiht.

Grigor Voinesco wurde todtenbleich, aber er verweigerte Alles, was Feodora erflehte. Seit dieser Stunde haßte er die Schwester seiner Frau und Danilo's Einfluß erstickte den letzten Rest von Erbarmen in ihm. Er wußte nur zu gut, daß, wenn Feodora nach Warschau zurückkehrte, sie die Welt aufbieten würde, Vera nach der Heimat zurückzuführen, und wenn ihm auch dieser Gedanke nicht kam, so combinirte Danilo ihm denselben. Und mit dem Muth des Trotzes und der Angst, das Weib seiner Liebe zu verlieren, wurde beschlossen, Feodora nicht mehr fortzulassen, sondern sie gleich Vera gefangen zu halten auf dem todtenstillen Castell inmitten der Steppen Tscherkessiens.

Feodora hatte natürlich sofort den Gedanken gefaßt, nach Warschau zurückzukehren, um Vera durch die Macht der Gewalt aus den Klauen des Tigers zu befreien. Um die Sache jedoch nicht auffällig zu machen, verweilte sie über eine Woche bei ihrer Schwester, ehe sie den Wunsch aussprach, nach Warschau zurückgeleitet zu werden. Ohne mit einer Wimper zu zucken, erklärte ihr der Fürst, daß die Voinescoburg auch fernerhin ihr Wohnsitz sein würde, und sie sah sich entsetzt als Gefangene.

Aber Feodora verstand es, sich zu beherrschen, sie machte nach dieser Eröffnung dem Fürsten eine kalte Verbeugung und ging zu Vera zurück, äußerlich ruhig, im Herzen aber Verzweiflung und — Todesverachtung.

„Vera", sagte sie leise und schnell, „Vera, wir Beide werden hier gefangen gehalten. — Du, weil er Dich liebt wie ein Teufel seine Beute, ich,

weil er weiß, daß ich Dich ihm entreißen würde. Flucht kann jetzt unser einziger Gedanke sein, unser einziges Streben. Willst Du mit mir fliehen?"

„Ja", sagte Vera entschlossen. — Feodora hatte es verstanden, ihre Antipathie zu bannen und der Gedanke an ein anderes Leben, in dem sie ihre blühende Jugend genießen konnte, war zur hellen Flamme in ihrem Herzen angefacht. Da sie sah, daß weder Bitten noch Thränen, daß auch ihr dahinsterbendes Dasein Grigor's Erbarmen nicht wachrufen konnten, da wendete sie sich zu dem Letzten, das ihr blieb: zur Flucht.

„Wohlan, so laß uns handeln", sagte Feodora und begann damit, alle Schlupfwinkel und Gemächer des Castells ausfindig zu machen, denn die officiellen Eingänge waren natürlich, Dank der Wachsamkeit Danilo's, fest verschlossen.

Natürlich waren alle ihre Bemühungen vergebens und Feodora verrichtete eine Danaidenarbeit, die niemals zu einem Ziel führen konnte.

Dann kamen Tage der Angst und Verzweiflung, und wieder forschten sie nach einem Mittel zur Flucht — umsonst.

Und dabei ahnten sie nicht, daß zwei scharfe Augen sie bewachten mit der Schärfe eines Tigers, der seine Beute nicht aus den Augen läßt, daß Danilo's scharfer Verstand all' ihr geheimes Thun und Treiben entdeckt hatte.

Eines Nachts hatte sich Feodora aus ihrem Zimmer geschlichen, um eine Entdeckungstour durch das Castell zu machen. Lautlos glitt sie im Schatten der säulengetragenen Galerien, die den Hof einfaßten, entlang und spähte nach einem geheimen Ausgang, indem sie jeden Stein, jede Verzierung und Boiserie betrachtete, um endlich, endlich eine Feder zu finden, deren Mechanik ihr die Pforte zur Freiheit öffnen konnte.

Alles schlief, kein Laut tönte durch die Stille der Nacht, im Hofe plätscherte nur die Fontäne und ihre feinen Stäubchen kokettirten mit dem Mondenschein und spiegelten ihn wieder in dem großen Marmorbecken.

Feodora glitt weiter wie ein Schatten, furchtlos, denn die Sehnsucht nach Freiheit überwog die Furcht. Nun huschte sie um eine Ecke der Galerien, schnell und geisterhaft und — stand Danilo gegenüber.

„Wie — in so später Stunde noch wach, Herrin?" fragte er mit höhnischem Lächeln.

„Ich konnte nicht schlafen und promenirte auf den Galerien", entgegnete Feodora rasch gefaßt, „doch, was geht's Euch an?"

Er stand noch immer wie eine Mauer, ihr den Weg versperrend.

„Kühn wie eine Löwin, klug wie eine Schlange und geschmeidig wie eine Antilope", entgegnete er, sie betrachtend.

„Ihr seid gut bewandert in der Naturgeschichte", erwiederte Feodora, „laßt mich vorbei!"

Aber Danilo rührte sich nicht.

„Ihr seid reizend, Herrin", sprach er, „viel schöner als Eure flachshaarige Schwester, welche der Bania wie unsinnig liebt. Ihr seid auch viel klüger, viel —"

„Ich habe Euch nicht aufgefordert, mir Complimente zu sagen", unterbrach ihn Feodora anscheinend kalt, innerlich aber empört über des Dieners Dreistigkeit.

„Immer schlagfertig und schön", fuhr Danilo fort. „Ihr seid ein herr-

liches Weib! Ja, Herrin, ich weiß, was Euer Kopf sinnt, was Euch und die Fürstin nicht schlafen läßt in der Nacht: Ihr wollt fliehen von hier und ich — soll Euch bewachen. Hab ich's errathen?"

„Denkt Euch, was Ihr Lust habt, glaubt meinethalben auch, wir wollen den Mond stehlen — Eines ist so begründet wie das Andere", replicirte Feodora an jeder Fiber bebend, äußerlich aber ruhig.

„Ich erwartete diese Antwort von Euch", sagte Danilo kalt, „natürlich, Ihr werdet doch nicht so unklug sein, sofort zu sagen: Ihr habt Recht, Danilo, schweigt nur gegen den Bania! Ich bin des Fürsten rechte Hand."

„Ich weiß — ich wollte, Ihr wäret die meinige", sagte Feodora keck.

„Es könnte sein", erwiederte er ruhig, „aber bedingungsweise. Ich kenne alle Schlupfwinkel des Castells und könnte Euch mit der Fürstin fliehen lassen, mehr noch, ich will's, aber ich verlange einen Lohn!"

Er fixirte sie scharf und sie schwieg — was sollte sie antworten? Aber ihre Pulse flogen und das Blut drohte ihr die Schläfen zu zersprengen.

„Habt Ihr die Bedeutung meiner Worte verstanden, Herrin?" fuhr er fort, „nun, ich glaube wohl! Ja, ich, Danilo, des Fürsten Voinesco treuester Diener, will Euch helfen, die Fürstin Vera und Euch zu befreien von der ewigen Gefangenschaft, um einen hohen Preis — um Euch!" —

Ein leiser Schrei entfloh Feodora's Lippen und sie wich einen Schritt zurück, bestürzt, empört, vernichtet.

„Ich liebe Euch, Feodora", fuhr Danilo fort ohne sich zu regen, „ich liebe Euch, wie ich noch kein Weib geliebt habe! Wenn mir Jemand gesagt hätte, ich würde meinem Herrn treulos werden um eines Weibes willen — ich hätte ihm meinen Dolch in's Herz gestoßen für die Lästerung. Und doch ist es so gekommen — Ihr seid dieses Weib und wegen Euch will ich meinen Herrn verrathen und ihn verlassen. Wollt Ihr mir versprechen, mein Weib zu werden, so sollt Ihr morgen Abend frei sein!"

Feodora hatte sich abgewendet, und auf die Brüstung der Galerie gelehnt sah sie hinaus in den Mondenschein. Sie war empört über des Dieners, des gemeinen Tscherkessen Dreistigkeit, ihr, der Gräfin Bradnitzky gegenüber und dennoch — —

In ihren Augen begann ein seltsames Leuchten, es war als ob ein rothes Licht sich aus denselben bräche, und ihre Stimme klang eigenthümlich hart und rauh, als sie sich plötzlich umwendend sagte:

„Danilo, ist's Euch auch Ernst mit Alledem?"

„Heiliger Ernst", entgegnete er gewichtig.

„Nun wohlan, so erfüllt Euer Wort — laßt mich mit meiner Schwester fliehen aus der Gewalt der Fürsten und — wenn wir geborgen sind, will ich Euer Weib sein!"

Danilo stieß einen wilden, unterdrückten Schrei aus und stürzte vor Feodora nieder, indem er den Saum ihres Gewandes mit Küssen bedeckte.

„Ihr sollt meine Königin sein", rief er stürmisch, „ich bin reich, reicher als Ihr glaubt, und morgen seid Ihr frei! Ich lasse Euch nach Warschau fliehen und hole Euch dann ab — als mein Weib!'

Die Hand Feodoren's, die in der seinigen ruhte, war eiskalt und in ihren Augen flammte es fort und fort in seltsamem Feuer.

„Es wird sein wie Ihr sagt", flüsterte sie, „doch, wie werden wir fliehen?"

„Ihr kommt morgen, wenn die Nacht angebrochen ist, in den Ahnensaal

— dort an dem Bild der Kaiserin Katharina befindet sich am Fuße des Rahmens eine goldene Rose — ein Druck daran und das Bild weicht zurück. In dem finstern Raume werdet Ihr Sachen zur Verkleidung und eine Laterne finden, dann geht Ihr getrost weiter, fünfzig Stufen sind herabzusteigen und in dem schmalen Gange geht Ihr eine halbe Stunde weiter. Die Thür, welche das Ende dieses Ganges bildet, öffnet mit dem Schlüssel, der sich in Euren Kleidern finden wird, und schließt sie dann sorgfältig. — Ihr werdet Euch sodann in dem Bosket von T....y befinden. Von dem Dorfe T....y aus könnt Ihr leicht fliehen, wenn Ihr eine Troika miethet. Am folgenden Morgen werde ich thun, als hätte ich erst Eure Flucht entdeckt und werde Euch nachreisen — wehe Euch, wenn Ihr aber Euer Wort nicht haltet!"

„Seid unbesorgt, Danilo", klang es zurück, „habt Dank indeß! Also morgen Abend um elf Uhr haltet von uns jede Störung ab."

„Es sei, Herrin, und ich werde Euch vor Warschau treffen, Eure Schwester mag dann Euren Eltern sagen, daß Ihr der Preis ihrer Rettung seid. Wir reisen dann nach Preußen und dort werdet Ihr mein Weib! Ist's Euch recht?" —

„Vollkommen, ich werde Euch in dem kleinen Vorwerk am östlichen Theil Warschaus erwarten", erwiederte Feodora, „und nun, da wir Alles besprochen haben — gute Nacht!"

Sie reichte ihm ihre kleine feine Hand und er küßte sie stürmisch.

„Feodora, geliebte Herrin!" sagte er.

Sie nickte ihm lächelnd zu — es war ein rechtes Sirenenlächeln.

„Gute Nacht, Danilo!"

Und sie schwebte von dannen.

Danilo sah ihr nach — er war seines Sieges gewiß gewesen und hatte Alles, was zur Flucht gehörte, vorbereitet. Die Idee war nicht schlecht und der Preis dafür ein herrlicher — ein Gewissen besaß der Tscherkesse nicht, er konnte natürlich auch nicht wissen, ob er Recht that oder Unrecht.

„Wie sie's ihr wohl sagen wird", dachte er und schlich Feodora nach. Er sah sie eintreten in das Schlafgemach ihrer Schwester und verbarg sich hinter dem Vorhang der Thür — seine Bewegungen waren die einer Katze, die Besorgniß, daß er gehört wurde, störte ihn demnach nicht.

Vera lag in unruhigem Schlummer auf einem weichen Lager von Polstern, von der Decke herab hing eine brennende Ampel, welche ein schwaches, rothes Licht verbreitete.

Feodora trat an das Lager ihrer Schwester und stand lange vor ihr, sie betrachtend. Dann kniete sie nieder und berührte sanft das Haupt der Fürstin.

Erschreckt fuhr diese empor.

„Ach — Du bist's Feodora?" sagte sie, „ist's denn schon Morgen?"

„Nein, es ist tiefe Nacht, Vera! Wir fliehen in der nächsten Nacht!"

„Feodora —?" Der armen Vera drohte die Besinnung zu schwinden.

„Ruhe, meine Schwester, Ruhe", flüsterte Feodora beschwichtigend.

„Aber wie?" — fragte Vera.

„Durch die Hülfe Danilo's!"

„Danilo — Feodora, Du redest irre!"

„Nicht doch, es ist Wahrheit, so unglaublich es Dir scheinen mag! Danilo hat unsere Pläne entdeckt und will uns zur Flucht verhelfen."

„O, Feodora, glaub' ihm nicht! Er will uns in eine Falle locken, denn er besteht nur aus Lug und Trug!"

„Mag sein, Vera — aber diesmal ist's anders. Er hat einen Preis seiner Hülfe gefordert und ich habe ihm denselben zugestanden."

„Forderte er Geld?"

„Nein — er forderte mich!"

„Dich? Großer Gott", rief Vera entsetzt. „Was untersteht sich dieser Mensch! Nicht genug, daß er Grigor ganz beherrscht, nun wagt er noch seine Augen zu Dir zu erheben? Welcher Schimpf! Ich will um diesen Preis nicht gerettet werden!"

„Vera, beruhige Dich", entgegnete Feodora, „wir werden morgen fliehen! Ich habe Danilo versprochen, sein Weib zu werden, wenn er uns den Weg zur Flucht zeigt!"

„Feodora — nimmermehr! Wie kannst Du Dich zu einem solchen Versprechen erniedrigen?"

Ueber Feodoren's schönes Gesicht flog ein seltsames Zucken.

„Der Zweck heiligt die Mittel", sagte sie, „es blieb uns keine Wahl! Sei übrigens unbesorgt — ich gedenke Danilo nur zu benützen; wenn wir sicher sind, wird man uns schon vor ihm und dem Fürsten zu schützen wissen."

„Du willst Danilo also Dein Wort brechen?"

„Ja", sagte Feodora fest, „den Männern bleibt die Gewalt, uns Frauen die List und Dein und mein Grab soll Voinescoburg nicht werden! Ich habe keinen Moment vergessen, daß ich eine Bradnitzky bin. Ist Danilo so frech, daß er mich zum Weibe begehrt, dann muß er sich auch gefallen lassen, betrogen zu werden, und —"

Ein seltsames Geräusch im Nebenzimmer schreckte die Schwestern auf — Feodora flog nach der Thür und sah nur noch den hohen Schatten eines Mannes um die Ecke fliehen.

Sie kehrte zurück und sank todtenbleich vor Schreck in die Kniee.

„Um Gott — was war es?"

„Danilo — er hat uns belauscht —", stöhnte Feodora — „jetzt ist's aus — er wird sich furchtbar rächen!"

„O Gott —", ächzte Vera, ihre Schwester umschlingend.

„Vera — fliehe morgen Abend, wenn sie mich fesseln sollten, damit ich Dich nicht begleite", sagte Feodora sehr leise. „Du weißt im Ahnensaal das Bildniß der Kaiserin Katharina — die Rose an seinem Rahmen ist die Feder, welche Dir einen geheimen Gang eröffnet — er führt in das Gehölz von T...y! Fliehe, ehe es zu spät wird!" — — — — — —

Danilo war von der Thür der Schwestern geflohen, den Tod, Rache und Verzweiflung im Herzen — ein Weib hatte ihn betrogen, überlistet, und er dankte dem Geist, der ihn zum Horchen verleitet hatte.

Leute seines Schlages und Temperamentes bedürfen der Rache, um ihren Zorn zu befriedigen und da jede Regung des Guten und Edlen von ihm gewichen war, so ging er, ohne sich zu besinnen, und verrieth die Schwestern — ein echter Jago.

Er weckte den Fürsten aus dem Schlaf und erzählte ihm von einem furchtbaren Complot, daß Feodora ihn verlocken wollte, ihr und Vera zur Flucht zu verhelfen, und daß sie sich selbst ihm als Lohn angeboten habe. Natürlich sei er sofort geeilt, seinen Herrn von dem Complot zu unterrich-

ten, denn seine Pflichttreue hätte mit Verachtung den hohen Preis von sich gewiesen.

Voinesco schenkte dem „treuen Diener" sofort eine hohe Summe zur Belohnung und verharrte dumpf brütend und schweigend bis zum Morgen, dann ging er wie gewöhnlich sein Dejeuner mit Vera und Feodora einzunehmen.

Er fand die Schwestern in ihrem Benehmen wie gewöhnlich; Feodora schenkte den Mokka aus der silbernen Kanne in die Tassen und reichte sie Voinesco und Vera.

„Dort fliegt ein Adler durch die Lüfte", sagte Grigor, durch das Fenster deutend, und die Schwestern schauten dem König der Lüfte nach, seinen mächtigen Flügelschlag bewundernd — der Fürst aber ließ heimlich drei oder vier winzige rothe Kügelchen in Feodoren's Tasse gleiten.

Sie tranken den duftenden Trank und Feodora leerte die kleine Schale auf einen Zug — dann taumelte sie zurück und faßte krampfhaft mit der Hand an die Brust —

„Gift —", ächzte sie — „Vera, er hat mich vergiftet — ich sterbe — Gott helfe meiner armen Seele —"

Und ehe Vera entsetzt hinzueilen konnte, fiel Feodora schwer zu Boden — leblos, kalt, todt!

Vera stieß einen lauten Schrei aus und warf sich auf den Körper der armen Schwester, aber keine Thräne kam aus ihren Augen, wie glühende Flammen brannte die wohlthätige Fluth in ihrem Hirn, aber sie fand keinen Ausweg — das Weh war gar zu groß.

Endlich, nach langen, entsetzensvollen Minuten fuhr sie empor, starr das Auge, hart die Züge, wie von Marmor gemeißelt und ebenso bleich.

„Grigor, das thatest Du!" sagte sie hart und kalt.

„Sie wollte Dich mir entführen, und wollte meinen treuesten Diener verleiten zur Pflichtvergessenheit wider mich, sie wollte mir die Gerichte auf den Hals hetzen — nun hat sie ihren Lohn."

„Du lügst und Danilo log — nicht sie verlockte ihn, er begehrte ihrer als Lohn, wenn er uns zur Flucht verhalf!"

„Vera — Du lügst!" donnerte der Fürst.

„Ich habe nie gelogen", sagte sie unendlich stolz.

Er taumelte zurück, wie vom Blitz getroffen. „Vera, Vera, kannst Du mir verzeihen?"

„Niemals", entgegnete sie kalt, „diese That voll Blut und Entsetzen hat Dir jede freundliche Regung meines Herzens verwirkt. Erst liebte ich Dich, dann hast Du mir Furcht eingeflößt, jetzt verachte ich Dich! Fahre nicht so wild empor — Dein Zorn hat für mich keine Schrecken mehr! Du wirst mich eines Tages tödten, wie Du meine Schwester getödtet hast, grausam getödtet vor meinen Augen — thue es immerhin, besser ist es, als ein ferneres Leben an Deiner Seite."

„Vera —!" knirschte er, „hüte Deine Zunge!"

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich mich nicht vor Dir fürchte — mißhandle, tödte mich, mir gilt es gleich! Geh' — befreie mich von Deinem hassenswerthen Anblick, damit ich leben kann bei meiner armen, todten Schwester!"

Er ging ohne sie anzusehen, und Vera kniete nieder und nahm das

Haupt Feodoren's in ihre Arme — sie kniete stundenlang so, ohne Thräne, ohne Klage, nur mit dem schrecklichen, vernichtenden Schmerz im Herzen.

Endlich, Nachmittags, erhob sie sich und ließ Feodora auf eine Bahre betten — zur ewigen Ruhe. Dann schickte sie zu dem Fürsten: sie wünschte mit der Leiche nach ihrer Heimat abzureisen. Der Fürst antwortete, er würde Feodora in der Boinescoburg beisetzen lassen, and könnte leider seiner Gemalin die Abreise nicht gestatten. Vera zuckte nur mit den Achseln — er fürchtete ihren Verrath. Und wieder kniete sie bei der todten Schwester nieder, küßte die armen, gebrochenen Augen und lehnte ihre lebenswarme Wange an die kalte Wange der Todten, die so früh, so jung und schön das Leben verlassen mußte.

Heut' beobachtete Niemand das .arme gequälte Weib; der Fürst hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, Danilo war in Geschäften verreist, Vera war allein, ganz allein mit der Todten.

Als die Nacht gekommen war, raffte sie sich auf und drückte einen letzten Kuß auf die bleichen Lippen Feodoren's, dann huschte sie einem Schatten gleich durch eine Reihe von Zimmern bis in einen bildergeschmückten Saal, der Ahnensaal genannt. An dem schmalen Ende desselben hing ein lebensgroßes Porträt Katharina's II. von Rußland im schweren goldenen Rahmen, dessen Fußende eine große goldene Rose schmückte. Diese Rose drückte Vera ein wenig auf die Seite und leise, ohne Geräusch schwebte das Bild in die Wand, einen finstern Winkel frei lassend. Mit leisem Grauen betrat Vera denselben und stieß mit dem Fuß an eine Laterne, neben welcher Streichhölzer lagen. Rasch war das Licht entzündet und Vera schob das Bild in den Rahmen zurück — sie war allein in dem finstern Versteck.

Danilo hatte noch nicht Zeit gehabt, die Requisiten zu der Rettung der Schwestern zu entfernen, die zwei Anzüge russischer Bäuerinnen und eine dunkle Perrücke lagen noch da. Ohne zu zaudern wechselte Vera die Kleidung und zwängte ihr volles blondes Haar unter die Perrücke, ein Strich mit einem abgebrannten Streichholz über die Augenbrauen veränderte auch ihre Züge. Jetzt suchte sie noch den Schlüssel, von dem Feodora gesprochen, dann nahm sie die Laterne, steckte einige mitgenommene Geldstücke zu sich und trat ihren Gang an. Sie hatte lange zu gehen in dem schmalen Corridor, ehe sie die Treppe erreichte, auf welcher sie fünfzig hohe, breite Stufen in die Tiefe stieg, dann betrat sie einen so niedern Gang, daß sie ihn nur gebückt fortschreiten konnte.

Endlich, nach schauriger, halbstündiger Wanderung, erreichte sie die eiserne Thür, zu welcher der Schlüssel gehörte. Wie oben das Bild, so öffnete sich auch diese Thür ohne Geräusch — und sie trat in's Freie, in die kühle Nachtluft. Ein zerklüfteter Fels, welcher inmitten des Bosketts nahe dem Dorfe T....y lag, diente in geschicktester Weise dem geheimen Gange der Boinescoburg als Ausgang. Vera fügte die felsbekleidete, moosbewachsene Thür dem Felsen wieder ein, verlöschte ihre Laterne und ging dem Dorfe zu. Dasselbe war bald erreicht und in dem Wirthshaus war man noch wach.

Sie pochte daher an der Thür und verlangte in russischer Sprache eine Troika bis zur nächsten Bahnstation. Zum Glück verstand der Wirth russisch, sie wurden Handels einig und eine Viertelstunde später raste die Troika mit Vera über die weiten Flächen bei Mondenschein von dannen.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie eine Poststation,

Vera lohnte daher die Troika ab und bestieg die Post, welche sie am Abend nach P....., der ersten Bahnstation, brachte.

Zwar sahen Billeteur und Schaffner die ärmlich gekleidete Bäuerin verwundert an, als sie ein Coupé erster Classe verlangte, aber man zerbrach sich nicht lange die Köpfe und Vera sank erschöpft auf die weichen Sammetpolster nieder — sie hatte seit der vergangenen Mitternacht eine unendliche Strecke zurückgelegt.

Die Nacht durch brauste der Zug mit ihr von dannen, und als die Mittagssonne am folgenden Tage leuchtend am Horizont emporstieg, fuhr sie in den Bahnhof von Warschau ein.

Eine halbe Stunde später und sie lag ohnmächtig in den Armen ihrer Eltern — sie war gerettet! Die Taube sollte den Adlerhorst nicht wiedersehen.

Binnen einem halben Jahre war Vera gesetzlich von Fürst Voinesco geschieden. Derselbe hatte sich aber der Gerechtigkeit durch Flucht zu entziehen gewußt, er war nirgends aufzufinden, Danilo war mit ihm verschwunden. Bradnitzkys hatten indeß die Ursache des Todes ihrer Tochter Feodora zu vertuschen gesucht, wenigstens glaubte Jedermann, daß die junge Gräfin Bradnitzka einer bösen Krankheit in dem Hause ihres Schwagers erlegen sei.

Vera erholte sich langsam von ihrer Gefangenschaft und ihre ehemalige frische, blühende Schönheit kehrte zurück, die Rosen erblühten wieder auf ihren Wangen und in den herrlichen blauen Augen leuchtete wieder das alte, wilde Feuer ihrer glücklichen Mädchentage. Die drei Jahre, die sie an Grigor Voinesco's Seite vertrauert hatte, schienen ihr jetzt wie ein böser, böser Traum, aus welchem das Erwachen wonnig gewesen wäre, wenn nicht Feodora's Schatten zwischen ihr und ihm gestanden hätte.

Nach Jahr und Tag nahm Vera wieder an den geselligen Freuden Warschaus theil, aber ihre frühere Fröhlichkeit war einer ernsten, sinnenden Melancholie gewichen und gerade das machte sie um so anziehender.

Wie früher, als sie noch Vera Bradnitzka hieß, drängte sich bald eine kleine Schaar Bewerber um sie, ein Jeder hätte gern diese kleine Hand errungen, um Vera Das bieten zu können, was ihr so lange vorenthalten war — das Glück! Namentlich war es der Gouverneur von Warschau, Graf T....y, welcher gern den Preis davongetragen hätte.

Es war im Frühling des Jahres 187.. Vera saß allein in ihrem Zimmer — es war draußen dunkel geworden, allein in ihrem Kamin brannte ein helles Feuer, welches in seltenen Reflexen mit rothem Schein über den Fußteppich und die goldenen Rahmen der Spiegel und Bilder gaukelte. Die Rouleaux waren niedergelassen und die Lichte verlöscht, Vera liebte es, ein Stündchen am brennenden Kamin zu träumen. Graf T.....y war eben bei ihr gewesen und hatte um sie geworben. Sie hatte ihm versprochen, ihm eine entscheidende Antwort in Baden-Baden, welches sie im Sommer mit ihren Eltern besuchen wollte, zu geben, da der Graf auch die Absicht ausgesprochen hatte, dieses Weltbad zu besuchen.

Er war gegangen mit der Hoffnung der Erfüllung seiner Wünsche im Herzen, und Vera saß wieder in ihrem niedrigen Fauteuil am Kamin allein und dachte nach.

Vielleicht dachte sie an eine rosige Zukunft voll Sonnenschein und Glück, denn sie meinte, nach langen Unwettern und Hagelschauern müsse endlich die Sonne scheinen.

Vielleicht waren es sonnige Träume, die vor ihr aufstiegen aus den Flammen des Kamins — wer weiß es?

Die Thür ging leise auf, aber Vera achtete darauf nicht, sie glaubte wohl, es sei ihre Kammerfrau.

Die Thür schloß sich wieder und leise, vom Teppich gedämpfte Schritte kamen näher und standen dann still — Vera wendete das Haupt ein wenig seitwärts — dann sprang sie empor mit wildem, entsetztem Schrei: — ihr gegenüber stand Fürst Voinesco.

Er war es, in wilder, vernachlässigter Kleidung, unheimliches Feuer brannte in seinen Augen.

„Was wollt Ihr von mir?“ rief Vera mit heller Stimme, „wie könnt Ihr es wagen, bei mir einzudringen! — Fort, hinweg!“

Er achtete nicht darauf. Die Arme über der Brust gekreuzt, sah er sie lange an.

„Wie schön Du bist, Vera, wie Du blühst und strahlst! Ich hatte Unrecht, Dich auf dem Castell gefangen zu halten! Ich bin lange gewandert in der Welt, rastlos von Ort zu Ort wie der ewige Jude — aber ich habe Dich nicht vergessen können! Jetzt komme ich, Dich zu fragen, ob Du wieder mein sein willst, ob —“

„Nimmermehr!“ unterbrach ihn Vera hart.

„Höre mich wenigstens an“, fuhr er hastig fort, „Du sollst nicht mehr in das Castell zurückkehren, wir wollen in irgend einer Hauptstadt leben und den Becher der Freuden genießen bis zur Hefe! Aber ich muß Dich bei mir haben, denn ich kann Dich nicht vergessen. Willst Du wieder mit mir kommen?“

„Nein“, sagte Vera fest, „uns scheidet der Schatten Feodora's, wir können niemals wieder Eins werden! Geh' und laß mich Dein Antlitz niemals wieder sehen.“

„Großer Gott, wie Du grausam bist!“ stöhnte er. „Vera, laß Dich erweichen, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß die vergangenen Zeiten nicht mehr wiederkehren sollen, daß ich Alles thun will, sie Dir vergessen zu machen, nur sei wieder mein.“

„Verlassen Sie mich, Fürst Voinesco“, sagte sie kalt, „Sie vergeuden Ihre und meine Zeit. Unsere Rechnung war abgeschlossen, als ich heimlich bei Nacht und Nebel von Ihnen fliehen mußte — wir haben fernerhin nichts mit einander gemein.“

„Vera, Vera, Erbarmen“, ächzte er, vor ihr auf die Kniee sinkend.

„Stehen Sie auf und verlassen Sie mich, oder ich rufe die Dienerschaft zu meiner Hülfe herbei.“

Und sie streckte die Hand nach dem Klingelzug aus.

Voinesco fuhr empor — sein Gesicht hatte sich verzerrt in krampfhafter Weise, seine Augen sprühten.

„Vera, war das Dein letztes Wort?“

„Ja — mein letztes.“

„Nun denn bei Gott“, rief er mit heiserer Stimme, „wenn Du nicht *mein* sein willst, so soll Dich auch *kein* Anderer besitzen und Deine schöne Larve soll keinen Andern bethören. Sei glücklich, wenn Du kannst, *allein*,

verlassen, gemieden von Denen, die Dir zu Füßen lagen! Das ist mein letztes Wort!“

Und dann sprang er auf sie zu wie ein Tiger auf seine Beute, umfaßte sie, die zum Tode erschreckt zurückwich — ein langes, glänzendes Ding blitzte durch die Luft — dann stieß Vera einen durchdringenden Schrei aus und sank mit blutüberströmtem Antlitz zu Boden — Boinesco war verschwunden. Im Kamin flackerten gespenstisch die Flammen.

Monate vergingen. Es war Sommer geworden.

Graf Bradnitzky befand sich mit seiner Tochter in Baden-Baden und letztere erregte unter der fashionablen Badegesellschaft nicht geringe Sensation, denn der Ruf ihrer Schönheit war weiter gedrungen, als man ahnen durfte. Man bewunderte auf der Promenade ihre herrliche Figur, ihre kostbaren Roben von schwarzem oder violettem Sammet, die Fülle ihres wundervollen, flachsblonden Haares und — man hätte gar zu gern ihr Gesicht gesehen, aber das trug sie hartnäckig hinter einem schwarzen, gänzlich undurchsichtigen sogenannten Maskenschleier verborgen, welcher nur an den Stellen der Augen dünner wurde.

Man dachte sich, daß Polinnen immer etwas excentrisch wären und bewunderte nur die Consequenz, mit welcher die Fürstin Boinesco ihren gewiß lästigen Schleier trug. Sie war für die jeunesse dorée das verschleierte Bild von Sais und man hielt diese Maske für eine kokette Marotte der schönen Frau. Einstmals, als der Graf seine Tochter Nachmittags während des Concertes vor dem Conversationshause auf und abführte, kam ihnen Graf Graf T....y entgegen.

„Endlich finde ich Sie“, sagte er warm, „ich habe Sie lange gesucht — aber mein Gott, Gräfin Vera, dieser abscheuliche Schleier muß Ihnen sehr lästig sein.“

„O nicht doch“, wehrte sie ab.

Der Graf ging mit ihnen, dann sagte er leise zu Vera:

„Wenn werde ich meinen Bescheid erhalten?“

„Heut' noch, wenn Sie wünschen — machen wir nachher eine Promenade.“

Als das Concert zu Ende war und der Graf in das Conversationszimmer ging, um Zeitungen zu lesen, reichte Graf T...y Vera seinen Arm und führte sie hinaus aus dem lärmenden Treiben in die lachende Natur dieses Eldorados; er führte sie auf das Plateau eines Berges, und vor ihnen dehnte sich die wundervollste Landschaft aus mit dem Thurm des Straßburger Münsters in der blauen Ferne.

„Also heut', Gräfin Vera, soll ich erfahren, ob Sie mein sein wollen oder nicht“, begann der Graf bewegt.

„Ja, heut'“, wiederholte Vera weich, „aber meine Antwort soll sein weder Ja noch Nein, ich werde meinen Schleier lüften und mein Gesicht soll Ihnen die Antwort geben.“

„Ihr Gesicht —“

„Gewiß — oder glauben Sie, ich trage diese Maske zum Vergnügen?“

„Gräfin Vera —“, sagte er betreten.

Vera legte ihren Sonnenschirm bei Seite und trat an den Rand des

Plateaus, daß die Abendsonne ihre Strahlen hell auf ihr Gesicht werfen mußten — dann faßte sie den schwarzen Schleier und hob ihn in die Höhe. — Entsetzt, vernichtet fuhr der Graf zurück und bedeckte mit leisem Stöhnen sein Antlitz mit den Händen.

Ueber Vera's bleiches Gesicht zog sich von der linken Schläfe an bis weit über die rechte Wange hinweg eine fingerbreite, blutrothe Narbe, welche alle Züge verzerrte und von ihrer frühern Schönheit keine Spur zurückließ. Das war die Rache des Tscherkessenfürsten!

Langsam ließ Vera den Schleier über diese entsetzliche Narbe gleiten und sagte dann traurig:

„Das ist das Ende Ihres Liebesfrühlings, Graf! Ich wußte es! Fragen Sie nicht, wie es geschehen, genug, es ist so und kein Gebet kann es mehr ändern! Mein Leben, meine Jugend sind verfehlt, vernichtet! Auch ich hatte wohl geträumt von einem Dasein voll Glück und Wonne an Ihrer Seite — es hat nicht sollen sein! Leben Sie wohl und denken Sie meiner! Wenn — wenn Sie manchmal ein Bild umschwebt mit goldenen Haaren und blühenden Wangen, dann weihen Sie der armen Vera ein stilles Gedenken!"

Sie reichte ihm die Hand, dann ging sie und die Maske verbarg ihre Thränen. Er aber stand und sah mit umflortem Blick hinaus in die lachende Landschaft im goldenen Abendsonnenstrahl, er sah, wie sie, deren Besitz ihm Alles war, hinaustrat aus dem Wald, und die schwarze Maske vor ihren süßen, entstellten Zügen war die Scheidewand, die sie von ihm schied.

Und wieder bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und wie dumpfes Schluchzen klang es, als er ihre Worte, die Worte Vera's wiederholte: „Es hat nicht sollen sein!" —

Von Fürst Voinesco hat man fast nichts mehr gehört. Man sagt, er bringe den Winter in Paris zu und mache im Sommer die Spielbanken von Monaco unsicher.

Vera lebt einsam und still auf ihrer Villa am Lago maggiore. Ein kleiner Freundeskreis ist um sie versammelt, deren Leben der Rose gleicht, welche gebrochen vom Stamme ihr kurzes Dasein dahin welkt und für welche es keinen Frühling mehr giebt.

Es hat nicht sollen sein!

Kaiserin Eugenie in Florenz.

Der Fremdenbesuch, auf den alle italienischen Großstädte mehr oder weniger angewiesen sind, ist in Florenz in diesem Winter stärker als je. Es muß dies um so mehr auffallen, als gerade Florenz durch die Verlegung der Residenz nach Rom hinsichtlich des Verkehrs in den letzten Jahren viel, sehr viel gelitten hat. Ganze Stadtviertel, die im vorigen Winter fast verödet waren, hunderte von eleganten Palästen, welche sonst leer standen, sind heute vortheilhaft an Ausländer vermiethet. Die Florentiner haben demnach keinen Grund mehr, noch länger über die kostspieligen Bauten des Municipiums herzuziehen. Thun sie es dennoch, so liegt das in ihrem zur Spötterlei geneigten Charakter, der nur zu gern das tadelt und herabsetzt, was andere Sterbliche für gut befinden.

Fragt man nun nach der Ursache dieser erfreulichen Wirkung, dieses vortheilhaften Umschwungs im mercantilen wie auch im socialen Leben, so ist die Antwort nicht schwer zu finden. Der bevorstehende Besuch einiger gekrönter Häupter bildete den geheimnißvollen Hebel, welcher die Blumenstadt wenigstens für kurze Zeit zu dem Range einer Großstadt erhoben hat. Bereits im Monat September meldeten mehrere hier gelesene deutsche Blätter die Absicht Dom Pedro's, des Kaisers von Brasilien, für einige Wochen hierher zu kommen, um seinem Liebling, dem gefeierten Maler Dr. Americo di Figueiredo, einen flüchtigen Besuch abzustatten. Allein der hohe Gast zog es vor, erst Nord- und Osteuropa zu bereisen, bevor er daran denken kann, hier Station zu machen. Seine Ankunft ist für Anfang Januar festgesetzt.

Von anderer Seite hörte ich die Behauptung aufstellen, daß der Khedive von Egypten den Winter hier verleben werde. Aber auch diese freilich etwas gewagte Voraussetzung, die wahrscheinlich aus dem Munde eines Witzlings stammt, erwies sich als unzutreffend, denn die letzten Vorgänge am Bosporus und die constante Ebbe, welche jetzt in der Privatschatulle der afrikanischen Majestät herrscht, verbieten einen derartigen kostspieligen Ausflug von selbst.

Nur in einer, in ihrer sehnsüchtigsten Erwartung sahen die Florentinischen Bonvivants sich nicht getäuscht. In dem Besuche der Gräfin von Montijo, der Exkaiserin Eugenie von Frankreich. Die hiesige Stadtverwaltung, die genau an demselben chronischen Uebel leidet wie der Vicekönig, kann sich deswegen bei ihr bedanken. Sie war vor allen Anderen der starke Magnet, der so viele Italiener und Fremde, so viele Prinzen, Grafen, Barone und Geldaristokraten veranlaßte, sich hier zeitweise niederzulassen; der Magnet, welcher den Schwerpunkt des diesjährigen Winterverkehrs Vielen zum Aerger und Anderen zur Freude vom Tiber an den Arno verlegte. Von dem Tage ab, wo hier die Nachricht umlief, eine wie große und unerwartete Ueberraschung uns bevorstände, von der Stunde ab, wo die Florentinische Gazzetta über ihre widersprechenden Schwestern insofern den Sieg davontrug, als sie endlich im Stande war, das Ankunftsdatum annähernd zu bestimmen, von da ab wurde es in den hiesigen Clubs, Salons

und Cafés lebendig ... die Damen begannen flugs ihre Garderobe im Sinne der einherziehenden Modegöttin zu vervollständigen und umzugestalten, der Allerweltskünstler Pitani, ohne den unsere Stutzer nicht leben mögen, überschwemmte den Markt mit Herrenkleidern feinster Qualität und neuesten Schnittes ... und in allen Gesellschaftsclassen, hauptsächlich aber im Mittelstande, machte sich ein Gefühl der Genugthuung geltend, eine Regung der Zufriedenheit über den zu erwartenden Gewinn und des Stolzes, ihre Vaterstadt auf solche Weise vor allen übrigen italienischen Verkehrsplätzen bevorzugt zu sehen.

Ich sage, ganz Florenz freute sich. Unsere Hoteliers, die eigennützigsten von der Welt, schmunzelten behaglich in Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Sie richteten neue Zimmer ein und einigten sich im voraus über die Preise, die von vornherein um die Hälfte erhöht wurden. Die Inhaber der appartements meublés, von denen ein Drittheil seit Jahren nicht mehr vermiethet hatte, thaten genau dasselbe und gefielen sich fortan den Fremden gegenüber in den unverschämtesten Forderungen. Mehrere Buchhändler bereiteten in Gemeinschaft mit einem Winkelliteraten in größter Eile eine buchartige Biographie der Exkaiserin vor, eine Biographie nach echt italienischem Stile, mit pikanten Illustrationen und verliebten Abenteuern à la Casanova. Und dieser zweideutige Artikel, über dessen literarischen Werth ich kein Wort verliere, wurde und wird noch jetzt zu Tausenden von Exemplaren abgesetzt. Man sieht ihn sowohl in den Palästen der Reichen, wie auch in den Hütten der Armen.

Mehr noch und bei weitem brünstiger aber sehnte sich die hohe Aristokratie nach der Ankunft der interessantesten Frau unserer Zeit. Jene hochfahrende Race, die in directer Linie von der mittelalterlichen Signoria abstammt, war es vornehmlich, welche den Entschluß der Exkaiserin lobte. In ihren Cirkeln, in welchen die Elite der hiesigen Gesellschaft verkehrt, sprach man seit Anfang Herbst von nichts weiter, als von dem erlauchten Gast, dessen Anwesenheit der Saison einen besondern Glanz und erhöhten Reiz verleihen mußte. So sind diese adelsstolzen Nobili! Obgleich gerade sie am allerwenigsten Grund haben, der Gemalin des Siegers von Solferino Weihrauch zu streuen, thun sie es dennoch und zwar mit einem unverständigen Eifer. O, dächten sie nur einmal an die Jahre 1849 bis 1859 zurück, an die Zeit der Schmach, wo der Clerus mit Hülfe des dritten Napoleon dem italienischen Nationalgefühl den Todesstoß versetzte! Sie müßten dann über ihre grenzenlose Charakterlosigkeit erröthen. Wo bleibt da die Liebe zum Vaterland! Wo die Ehrerbietung, welche sie den Manen der von französischen Schergen hingeopferten toscanischen Helden schuldig sind?

Die Frage, weshalb die Exkaiserin nun gerade Florenz zum Winteraufenthalt wählte, beschäftigt heute noch Diplomaten und Nichtdiplomaten. Einige wollen sicherm Vernehmen nach wissen, daß sie mit ihrem Besuche, der sich voraussichtlich bald wiederholen wird, wichtige politische Zwecke verbindet. Die Häupter der ultramontanen Partei, die sich hier in der Umgebung des Erzbischofs aufhalten, ständen den angedeuteten Umtrieben ebensowenig fern, als das Haupt der Dissidenti, der Syndicus Ubaldino Perrizzi. Andere gingen noch weiter. Sie behaupten geradezu, die Witwe Napoleon's III. beabsichtige, sich hier in den maßgebenden Kreisen einen Anhang zu bilden, um zu gelegener Zeit auf gewisse antibonapartistische Elemente eine wirksame Pression ausüben zu können. Noch Andere vermeinen,

es handle sich um nichts Geringeres, als um die Restauration des Corsenthums und somit um einen Feldzugsplan gegen die französische Republik.

Träume! . . . Nichts als Träume! . . . Widersprüche ohne Ende! . . Unmöglichkeiten! wird mancher unserer Leser ausrufen. Und vielleicht mit Recht! Man vergleiche nur die Liste der Bonapartisten mit derjenigen ihrer Gegner. Man denke nur an den unauslöschlichen Haß, mit dem die modernen Gallier alle und jede Erinnerung an das zweite Kaiserreich vertilgt haben, und es hält nicht schwer, sich über die Tragweite obiger Vermuthungen ein Urtheil zu bilden. Ich selbst, der ich erst unlängst Gelegenheit gehabt, über die Bonapartistenfeindschaft an der Seine Studien zu machen, ich selbst hege ähnliche Gedanken. Auch ich zweifle an der Wiederherstellung des Corsenthums. Und dennoch halte ich sie für möglich. Das Menschenhirn ist ein ungelöstes Räthsel und die Weltgeschichte eine Tragikomödie, die zuweilen Thatsachen aneinanderreiht und Hoffnungen verwirklicht, die oft im krassesten Widerspruche stehen. Und die Franzosen sind bekanntlich eine Nation so querköpfig, so unberechenbar, so wankelmüthig und so absolut charakterlos, daß Niemand weiß, wem sie über kurz oder lang die Zügel der Regierung anvertrauen werden.

Nirgends wurde dies schwierige Thema seit den ersten Octobertagen ausführlicher behandelt als hier, wo so viele catilinarische Existenzen auf die Restauration des Bonapartistenthums ihre einzige und größte Hoffnung setzen. Viel wird noch heute darüber gestritten, viel behauptet, viel bejaht und noch mehr verneint. Wer Recht gehabt, das wird die Zukunft lehren.

Unter solchen Vermuthungen, Wünschen und Hoffnungen kam der 15. October heran. Am Abend vorher war ich in einer der ersten Florentinischen Familien zum Thee geladen. Man unterhielt sich von allem Möglichen, von den bevorstehenden Wahlen, von den Bällen der Florentinischen Messalina, der Frau Minister Ratazzi, von dem Monstregemälde, das in der Via Gino Capponi demnächst ausgestellt werden soll, und schließlich auch von der Exkaiserin, deren Ankunft am nächsten Abend erwartet wurde. Der Hausherr, eine Persönlichkeit, die dem Bonapartismus sehr nahe steht, bestätigte im Ganzen und Großen die Nachrichten, mit denen hiesige Zeitungen über das ungewöhnliche Ereigniß aufgewartet hatten. Im Uebrigen enthielt er sich jeder irgendwie zweideutigen Mittheilung. Da warf einer der Geladenen, ein bekannter Rechtsgelehrter, neugierig die Frage auf, mit welcher Formel der hohe Besuch anzureden sei. Allgemeines Schweigen. Endlich entschied die Dame des Hauses, die übrigens heute in freundschaftlichen Beziehungen zur Exkaiserin steht, für das Prädicat „Altezza", das dem Sinne nach unserm deutschen Titel Hoheit entspricht.

„Denn", sagte sie ganz richtig, „es läßt die verschiedensten Deutungen zu. Es beleidigt nicht, es besagt auch nicht zu viel. Kurz, es paßt für alle Fälle. Die Anwendung der Anrede Majestät verbieten uns ja ohnehin politische Rücksichten!"

Ich lächelte. Wußte ich doch bereits, daß es Keinem, am allerwenigsten aber unserm Wirthe einfallen würde, die Exkaiserin durch Vorenthaltung des Titels Majestät zu verletzen. Warum auch? Die Abtrünnigen vom 18. März, die damals einmüthig aus der Rechten schieden, sind kluge Leute. Wer will wissen, wie es in einigen Jahren jenseits der Alpen aussieht? O, die Sympathien eines Franzosenkaisers haben schon manch' einem Ehrgeizigen den Weg zum Ministertisch geebnet!

Aehnliche Voraussetzungen bestimmten von vornherein die Haltung unserer Stadtverwaltung gegenüber der Kaiservisite. Daher auch die umfassenden Anstalten, welche das Municipium bei der standesgemäßen Herrichtung der Villa Oppenheim bewies, und die vielfachen Vorbereitungen zum Empfang Eugenien's.

Sie hatte inzwischen ihr Lustschloß, das romantisch gelegene Castell Arenenberg in der Schweiz verlassen und war in Begleitung ihres Sohnes über die Alpen gereist. Unter dem Namen einer Gräfin und eines Grafen von Pierrefonds nahmen Beide die oberitalienischen Seen in Augenschein und begaben sich nach Mailand, wo sie ebenfalls einige Tage verweilten. Dort trafen sie mit dem Fürsten Demidoff und dem Grafen Arese, die ihnen von hier aus entgegengereist, zusammen und setzten am 18. October ihre Reise fort. So ist es erklärlich, wenn die Ankunft sich bis zum 19. verzögerte.

Der hiesige Bahnhof bot an diesem Tage das Bild eines regen Treibens. Tausende von Neugierigen, darunter viele Franzosen, hatten sich zur Begrüßung der Exkaiserin eingefunden. Alle wollten die Frau, welche eine Zeit lang die Geschicke der Welt bestimmt hatte, von Angesicht zu Angesicht sehen. Viele waren gekommen um sie zu verhöhnen, noch mehr aber, um sie auf alle erdenkliche Weise zu feiern. Von den italienischen Notabilitäten hatte sich nur der Vertreter des Ministers Nicotera, Baron Rolland, der Präfect unserer Provinz, eingefunden. Auf dem Perron standen mehrere Carabinieri in ihrer malerischen Tracht, eine Art Ehrenwache, welche das Municipium geschickt hatte. Auffallenderweise wurde Commendatore Peruzzi, der Syndicus von Florenz, unter den anwesenden Nobili nicht bemerkt. Statt seiner war ein Assessor aus dem Palazzo vecchio erschienen. Vielleicht hatte er die ausdrückliche Weisung der Exkaiserin, die jedes Gepränge beim Empfang vermieden sehen wollte, durch sein Ausbleiben berücksichtigt.

Von der Familie Bonaparte war nur Prinz Antonio nebst Gemalin anwesend. Die Mienen Beider verriethen einestheils gespannte Erwartung, anderntheils Genugthuung über die freundschaftliche Haltung der umstehenden Menge. Sie mochten so viel Sympathien von den kaltherzigen Toscanern schwerlich erwartet haben.

Gegen zehn Uhr Abends brauste der Extrazug, der bereits telegraphisch avisirt war, mit echt italienischer Unpünktlichkeit heran. Die Locomotive, die den Namen Elba trägt, rückte noch einige Längen vorwärts, so daß der von der Exkaiserin benutzte Waggon abseits zu stehen kam. Einige diensteifrige Carabinieri, welche die Menge in Ordnung halten sollten, rissen die Thüren auf und gleich darauf verkündete ein donnerndes Evviva das Aussteigen der Herrschaften. Die Exkaiserin stand auf dem Perron. Sie trug ein einfach garnirtes dunkelbraunes Kleid, darüber einen Zobelpelz und ein Barett. Seit dem Tode Napoleon's III. hat sie diese Tracht, die ihr in der That nicht übel steht, bis auf einige Ausnahmen bekanntlich beibehalten. Das Gesicht verdeckte ein dichter Schleier.

Prinz Louis, eine elegante, höchst angenehme Jünglingsgestalt, trug einen etwas langen hellgrauen Ueberrock und eben solche Beinkleider, ein Anzug, der ihm ein entschieden bürgerliches Aussehen verlieh. Nichts verrieth an ihm den Abkömmling des Siegers von Austerlitz. Ich finde aber, daß er in den letzten Jahren sehr gewachsen ist, ein natürlicher Vorzug, dessen er jedoch nicht recht froh werden kann, weil er die unangenehme Mög-

lichkeit, demnächst als französischer Soldat eingezogen zu werden, noch bei weitem wahrscheinlicher macht.

Das Gefolge, das die Exkaiserin stets auf ihren Reisen begleitet, zählte etwa dreißig bis vierzig Personen, darunter die geistreiche Comtesse Clary und Madame Breton, Beide persönliche Freundinnen der entthronten Majestät. Sie hatten mit ihr dasselbe Coupé benutzt.

Prinz Louis hatte kaum den Waggon verlassen, als er seinen Onkel Antonio bemerkte. Er eilte erfreut auf ihn zu und umarmte ihn stürmisch. Sein bewegtes Mienenspiel bewies deutlich, wie glücklich ihn das Wiedersehen machte. Sein ganzes Gesicht strahlte im wahrsten Sinne des Wortes. Ebenso herzlich war die Begrüßung seiner Tante, der Prinzessin Carlotta, für die er von Jugend auf ganz besondere Sympathien empfunden hat. Er führte sie wie im Triumph seiner Mutter zu und schien etwas überrascht, als diese sie gemessen, fast kühl bewillkommnete. Der maßlose Stolz dieser Frau, der so viel Unheil angerichtet, ist noch immer nicht gebrochen. Selbst ihren nächsten Blutsverwandten gegenüber vermag sie ihn nicht zu verleugnen.

Während sie sich leise mit der Prinzeß Carlotta unterhielt, begrüßte ihr Sohn den Baron Rolland, der sich tief verneigte und die feste Erwartung äußerte, daß es den Herrschaften am Arno gefallen werde. Prinz Louis dagegen dankte ihm für den warmen Empfang und beeilte sich, ihn seiner Mutter vorzustellen. In diesem Augenblick, welcher der neugierigen Menge besonders feierlich erscheinen mochte, schallte von außen her ein donnerndes Evviva! in den Innenraum des Bahnhofs. Eugenie und ihre Ehrendamen verneigten sich dankend. Prinz Louis aber wandte sich lächelnd zu den Deputirten des Municipiums und bemerkte so laut, daß die Zuschauer es deutlich verstanden: „Partout en Italie on nous a reçu avec cette courtoisie.“

Ein neues Vivat, das in den benachbarten Straßen tausendfach widerhallte, war die Antwort auf dies zeitgemäße Compliment. Der Hofmeister Napoleon's IV. scheint ein vorzüglicher Menschenkenner zu sein. Denn dies im Conversationstone hingeworfene Wort hatte eine magische Wirkung. Ein unbeschreiblicher Beifallssturm brach los. Das Publicum geberdete sich wie unsinnig. Die Vordersten drängten heran, um dem Prinzen die Hand zu küssen. Einige Rosenbouquets fielen vor ihm nieder. Die anwesenden Carabinieri hatten Mühe genug, um die Ordnung wieder herzustellen.

Die Uhr von Santa Maria Novella schlug eben zehn, als die Equipage der Exkaiserin durch die Via dei Colli nach der Villa Oppenheim fuhr. Die Straßen, welche sie passiren mußte, waren zum großen Theil illuminirt, ein sicherer Beweis für die Sympathien, welche man gerade in Toscana für die Witwe des letzten Franzosenkaisers hegt. An einigen Plätzen, besonders vor dem Minervahotel, war das Gedränge so stark, daß man einige Minuten anhalten mußte. Kopf an Kopf stand die neugierige Menge. Das Vivatgeschrei, das die Italiener so sehr lieben, wollte kein Ende nehmen und machte die Pferde scheu. Mitternacht war nicht mehr fern, als man in der Villa zur Ruhe kam.

Es lag durchaus nicht in der Absicht der Exkaiserin, die ihr angewiesene Villa Oppenheim für längere Zeit zu benutzen. Im Gegentheil, bevor sie hier eintraf, hegte sie den Wunsch, sich in der Umgebung von Florenz anzukaufen. Sie beauftragte auch mehrere Unternehmer, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Lieblingsidee zu verwirklichen. Gern hätte sie den prächti-

gen Palast, den der bekannte Pharmazeut Pagliano unweit Fiesole in einer entzückenden Gartenwildniß erst unlängst erbaut hat, ihr Eigenthum genannt. Um so mehr, als gerade er ihren etwas hohen Anforderungen hinsichtlich der Räumlichkeiten am meisten entsprach. Aber all' ihre wahrhaft fürstlichen Angebote bestachen den reichen Syrupfabrikanten nicht. Er schlug ihr Anerbieten rundweg ab und Eugenie mußte wohl oder übel mit der Villa Oppenheim zufrieden sein.

Und sie braucht sich ihrer keineswegs zu schämen. Der Palast Oppenheim, eins der imposantesten Bauwerke unserer Stadt, liegt in der weltberühmten Promenade Via dei Colli so hoch, daß man von seinen Terrassen einen unvergleichlichen Ausblick auf Florenz und seine nächste Umgebung genießt. Der Besitzer, ein unermeßlich reicher Jude, ließ es sich einige Millionen kosten, um ihn in der jetzigen Gestalt herzurichten. Dessenungeachtet fand er ihn noch nicht schön genug, als ihn die Exkaiserin zu benutzen gedachte, und er beauftragte die Baumeister Rinaldelli und Dell' Orto mit der Renovirung. Die Kosten, welche ihm daraus erwuchsen, brauchte er nicht zu scheuen. Er hatte sich das Ziel gesetzt, die Villa derartig umgestalten zu lassen, daß sie allen, selbst den strengsten Anforderungen der hohen Gäste entsprach. Und das ist den Architekten glänzend gelungen. Ich selbst hatte erst unlängst Gelegenheit, den Palast und seine innere Einrichtung in Abwesenheit der Exkaiserin genau zu besichtigen.

Die Parkanlage bietet wenig Bemerkenswerthes. Sie erinnert im Großen und Ganzen an die Schöpfungen des französischen Gartenkünstlers Le Nôtre und scheint eine gut gelungene Nachahmung des königlichen Parkes Boboli. Das in würdigem Stil erbaute Palais verräth überall, sowohl in der innern Einrichtung als auch in der äußern architektonischen Ausstattung gesunden Geschmack und ein tiefes Verständniß für häusliche Bequemlichkeit. In der ersten Etage liegt das Schlafzimmer der Exkaiserin, ein heimliches Gemach mit zwei hohen Bogenfenstern, vor denen ein kostbarer Toilettentisch steht. Die Wände sind mit himmelblauer Seide bekleidet, ein Luxus, den man sich hier eher gestatten kann, als in Deutschland, weil solche Stoffe hier überaus billig sind. Darauf prangen in silbergrauer Färbung sinnige Arabesken, die mit dem tiefblauen Hintergrunde wunderbar contrastiren. Das kunstvolle Deckengemälde steht zu dem übrigen Wandschmuck in dem richtigen Verhältniß. Die Möbel aus indischem Nußbaumholz sind mit sinnig angebrachten Bronceverzierungen überreich ausgestattet. Das Ruhebett, der kolossale Spiegelschrank und der Kamin entsprechen bis in die kleinsten Details dem Geschmack des vierzehnten Ludwig. Vor den Fenstern eröffnet sich eine wahrhaft paradiesische Aussicht. Im Vordergrunde liegt tief unten die Stadt, ein unabsehbares Häusermeer, aus welchem wie Wahrzeichen einer großen Vergangenheit der Dom und der schlanke Glockenthurm des Palazzo vecchio sich abheben. Hinten glänzt das nahe Gebirge. Und in der Ferne, dort wo die Campagna sich mit dem Firmament zu berühren scheint, schimmern wie ein Silberband die Fluthen des Arno.

Das Boudoir ist nicht minder schön. Auch hier wurde der überschwengliche Stil Ludwig's XIV. streng beobachtet. Es gleicht mit den rosaseidenen Tapeten, mit den schwellenden Chaiselongues, den zierlichen chinesischen Vasen einem vollendeten Schmuckkästchen, dem nichts weiter fehlt als ein gut geheizter deutscher Porzellanofen. Aehnlich ist das Zimmer des Prinzen eingerichtet. Es hat eine entzückende Fernsicht in der Richtung nach Tivoli.

Die Gardinen, Tapeten und die Möbel sind hellgelb, eine Farbe, die der Sohn Napoleon's III. leidenschaftlich liebt. Dicht neben diesem Gemach, das mit dem der Exkaiserin durch einen schmalen Corridor verbunden ist, liegt der Empfangssalon, ein prächtig ausgestatteter Raum im Renaissancestil mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten. Er mündet auf eine große viereckige Terrasse. Die Wandbekleidung besteht aus einer Tapete aus carmoisinfarbenem Seidenstoffe. Ueber den reich mit Gold verzierten Möbeln aus Nußbaumholz hängen werthvolle Oelgemälde, welche Sujets aus der Bourbonengeschichte behandeln. Den Boden bedeckt ein wundervoller turkomanischer Teppich.

Im Erdgeschoß, vis-à-vis dem Garten, befindet sich noch ein Saal. Er wirkt sowohl durch seine Ausstattung, als auch durch seine Geräumigkeit wahrhaft imponirend. Die kunstvollsten Möbel, die kostbarsten Seidenstoffe und die herrlichsten Gemälde sind hier in wunderbarer Symmetrie vereinigt. Die kleine Thür, welche im Hintergrunde kaum sichtbar ist, führt zu dem sogenannten arabischen Salon. In ihm verbringt Eugenie für gewöhnlich die Morgenstunden. Dahinter liegt ein kleines Gemach, das im Stile des sechzehnten Jahrhunderts ausgestattet ist. Der Diener, welcher mich führte, bezeichnete es als das Lieblingszimmer der Exkaiserin. Es macht ihrem Geschmack in der That alle Ehre. Auf dem altmodischen Kamin, welches den Raum mit Wärme versorgt, steht eine sorgfältig gearbeitete Statue aus carrarischem Marmor, ein vollendetes Kunstwerk, das eine von den drei Grazien darstellt.

Der Eßsalon entspricht in dem Meublement dem Geschmack der Franzosen unter Heinrich von Navarra. Eine würdige Einfachheit zeichnet ihn vor den übrigen, etwas überladen ausgestatteten Räumlichkeiten vortheilhaft aus. Die massiven Rococostühle und die mächtige Tafel aus Eichenholz, welche in der Mitte aufgestellt sind, bilden zu dem Mahagoniprunk in der ersten Etage einen angenehmen Contrast. Das Gegenstück dazu ist der etwas dunkle Saal, in welchem die Billards aufgestellt sind. Der Bequemlichkeit halber hat man den Boden mit einem großen geblümten Teppich bedeckt. Rechts und links von den Fenstern stehen zwei Mahagonitische. Sie dienen zum Schachspiel. Da Prinz Louis des Abends gern eine Stunde am Billard zubringt, so kommen die Bälle nur selten zur Ruhe.

In dem eben beschriebenen Palast empfing die Exkaiserin am Tage nach ihrer Ankunft die höchsten Würdenträger der Stadt Florenz. Ihre Toilette war auffallend einfach. Sie trug ein langes Sammetkleid ohne besondern Schmuck, ein Kunstgriff, welchen sie nach dem Todesfall in Chislehurst mit Vorliebe anwendet. Er kommt ihr zur Erhöhung ihrer verblühten Reize noch immer gut zu statten. Der dunkle Stoff, der ihre schönen Formen vortheilhaft hervorhebt, bildet zu der tiefen Blässe ihres interessanten Gesichts einen effectvollen Contrast. Eugenie von Montijo ist in der That nach wie vor eine imposante Frauenerscheinung. Ihre classisch schöne Figur, ihr majestätischer Gang, den sie vormals im Louvre so vortrefflich studirt hat, die geschmackvolle Haartracht, das etwas leidende Gesicht mit den großen, traurig blickenden Augen und den langen seidenartigen Wimpern, die aristokratisch kleinen Hände . . , all' diese natürlichen Reize, die ihr selbst der Neid nicht abzusprechen vermag, üben im Salon noch immer ihre Zugkraft. Störend aber wirkt der auffallend heuchlerische Zug, welcher um ihre Mundwinkel spielt. Er sowohl, als auch das demüthige Senken der Augen

erwecken den berechtigten Verdacht, daß die Exkaiserin auf bestem Wege ist, eine alte Betschwester zu werden.

Ganz anders, das heißt tausendmal besser, nahm sich ihr Sohn bei jenem Empfange aus. Er ist von Kopf bis Fuß eine durchaus sympathische, anmuthige Erscheinung. Wenn das lateinische Sprichwort, daß in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele wohnt, ein Atom von Wahrheit enthält, so muß er ein edler Jüngling sein. Ich halte ihn wenigstens dafür. Die mittelgroße, etwas schlanke Gestalt verräth ebensoviel Kraft wie Gewandtheit. Seine Bewegungen sind zwar gemessen, aber keineswegs für den Effect berechnet, wie die seiner Mutter, seine Manieren die besten. Sein etwas blasses Gesicht entspricht in jeder Hinsicht den Regeln männlicher Schönheit. Von dem napoleonischen Typus keine Spur. Die hohe, freie Stirn, darüber das militärisch geschnittene kastanienbraune Haar, darunter die großen, träumerisch blickenden Augen und die charakteristische Stirnbildung muthen an und erwecken selbst in dem erklärtesten Bonapartistenfeind eine Regung tiefen Mitgefühls. Prinz Louis kleidet sich überaus einfach. Sein Auftreten erhält dadurch ein entschieden bürgerliches Gepräge, selbst dann noch, wenn die breite Schärpe der Ehrenlegion darunter hervorschimmert. Wer ihn so am 20. October im Empfangssalon stehen sah und ihn nicht persönlich kannte, ahnte in ihm schwerlich den Sohn Napoleon's III.

Der Syndicus, Herr Ubaldino Peruzzi, war der Erste, der vorgelassen wurde. Seine persönliche Ergebenheit für die hohen Gäste ist zu bekannt, als daß ich hier noch näher darauf eingehen sollte. Die Unterredung dauerte fast eine Stunde. Sie drehte sich hauptsächlich um die Wunder, die unsere Stadt in ihren Mauern birgt und um andere Zeitfragen, die insbesondere für Toscana von Wichtigkeit sind. Die Exkaiserin, die den hohen Einfluß unserer ersten Magistratsperson keineswegs unterschätzt, behandelte ihn wie ihresgleichen. Sie versicherte ihm mehrfach ihre größte Zufriedenheit über das freundliche Entgegenkommen unserer Bevölkerung, über den herzlichen Empfang und über die Ergebenheit des Municipiums. Aehnlich sprach sie sich zu dem Fürsten Carlo Fenzi aus. Ihm gegenüber deutete sie auch den für Florenz schmeichelhaften Wunsch an, die Blumenstadt nicht mehr verlassen zu müssen, sondern sie als eine neue Heimat betrachten zu dürfen. Natürlich fühlten sich die anwesenden Nobili durch solche Andeutungen sehr geehrt. Es eröffneten sich ihnen dadurch für die Hebung des Florentinischen Wohlstandes ganz neue Perspectiven. Die Exkaiserin von Frankreich versteht es meisterhaft, sich Freunde zu schaffen.

Beim Beginn der Audienz, die über drei Stunden dauerte, hatte sich das Musikcorps des Regiments „Prinz Amadeo" eingefunden. Es führte unter Leitung seines Kapellmeisters, des Musikdirectors Enea Brizzi, ein schönes Concert aus. Als die italienische Nationalhymne angestimmt wurde, zeigte sich Prinz Louis auf der Terrasse und lauschte fast eine halbe Stunde lang den sinnigen Weisen, die zu ihm hinaufklangen. Zum Schluß befahl er einem Kammerherrn, den berühmten Kapellmeister hinaufzubitten, unterhielt sich mit ihm über die neuesten Schöpfungen europäischer Meister und verabschiedete ihn mit herzlichem Dank für den unerwarteten Genuß.

In den letzten Octobertagen fanden die Gegenbesuche der Herrschaften statt. In kurzer Aufeinanderfolge sprach die Exkaiserin im Palazzo vecchio, in der Villa Rasponi und in anderen Florentinischen Adelshäusern ersten Ranges vor. Der Syndicus, stets diensteifrig, wenn es gilt, sich einem ge-

krönten Haupte gefällig zu erweisen, beeilte sich, den erlauchten Gästen die Wunder seines uralten Fürstensitzes zu zeigen. Er selbst machte den Cicerone. Er begleitete sie auch, als sie zum Hotel Europa fuhren, um dort den Prinzen Johann Bonaparte zu begrüßen. Unter dem Gefolge der Exkaiserin bemerkte ich die Prinzessin Julia Bonaparte, eine geborene Rocca, sowie auch den Fürsten Johann Murat und den Prinzen von Canino, Bonapartisten von reinstem Wasser. Man benutzte ganz einfache zweispännige Equipagen, sogenannte Victoria-Chaisen, im Gegensatz zu dem amerikanischen Nabob, der jetzt hier tagtäglich mit vierzehn Pferden durch die Straßen zieht. Die Familie Bonaparte scheint es sich zum Gesetz gemacht zu haben, allen und jeden Aufwand zu vermeiden.

Anfang November unternahm die Exkaiserin einen Ausflug nach Fiesole, der Mutterstadt von Florenz, um die dortigen Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Fürst Cantacuzéne, Graf Nieverkirke und der corsische Senator Galloni d' Istria befanden sich in ihrem Gefolge. Am meisten gefiel ihr die himmlische Aussicht, die man von dem Platz vor der Kirche S. Alessandro genießt. Das Gefühl, das dies unvergleichliche Panorama in jedem Fremden wachruft, überwältigte sie fast. Eine ihrer Ehrendamen mußte ihr die einzelnen Punkte der paradiesischen Landschaft genau erklären. Sie selbst musterte mittels eines Fernrohrs die romantische Bergkette von Safentino, die im Osten das Arnothal einfaßt und die Spitzen von Carrara, die mit ihren Schneehäuptern weithin sichtbar sind. Sie blieb bis Sonnenuntergang. Erst als das Gestirn des Tages wie eine gigantische Leuchtkugel hinter dem Monte Albano verschwand, als die Dämmerung begann und ein bläulicher Nebel die Aussicht störte, mahnte sie zum Aufbruch. Es war bereits Nacht, als sie die uralte etrurische Stadt verließ, um nach ihrer Villa zurückzukehren.

Aehnliche Excursionen unternahm sie nach Vallombrosa, Certosa, Bello Sguardo und anderen schön gelegenen Punkten. Sie beabsichtigt wahrscheinlich, die nächste Umgebung der Blumenstadt genau zu studiren, um sich darüber klar zu werden, ob ein dauernder Aufenthalt hierselbst rathsam ist oder nicht. Wie aus maßgebenden Kreisen verlautet, sollen die Erwartungen, die sie über die landschaftliche Schönheit des Arnothals gehegt, durch den Augenschein noch bei weitem übertroffen sein. Es dürfte somit begründet sein, daß sie später für immer in Florenz bleiben wird.

Ihr häusliches Leben, über das soviel gefabelt wird, kann bescheiden, fast monoton genannt werden. Des Vormittags läßt sie sich vorlesen und erledigt ihre ausgebreitete Correspondenz. Schlag zwölf nimmt man das Dejeuner ein. Gegen drei Uhr macht sie gewöhnlich in Begleitung der Gräfin Rasponi, die hier ansässig ist, eine Spazierfahrt über den Lung-Arno nach den Cascinen, jener romantischen Parkanlage, die sich meilenweit längs des Arno dahinstreckt. Selten, ich möchte sagen nie, benutzt sie dabei einen offenen Wagen. Vielleicht deshalb, um nicht von der neugierigen Menge begafft zu werden. Kaum hat sie das mächtige Thor, das die Stadt mit den Cascinen verbindet, mit ihrem Gefährt passirt, so beginnt der eigentliche Corso, eine Paradefahrt, an der sich außer dem Florentinischen Adel noch die anwesende hohe Fremdenaristokratie betheiligt. Man muß dies großartige Schauspiel selbst gesehen haben, um sich davon einen annähernden Begriff zu machen. Die seltsam gebautesten Carossen, die schönsten und edelsten Pferderacen, die kostbarsten Roben fliegen gedankenschnell an dem

Fußgänger vorüber. Fragt man nach den Namen der theilnehmenden Signori, so schallt eine ganze Fluth von Prinzen-, Grafen-, Marchesen- und anderen Titeln an das Ohr. Es ist in der strengsten Bedeutung des Worts ein recht aristokratisches Gemälde, das sich in den Casinen zwischen drei und vier Uhr entrollt, ein Gemälde, das für den Augenblick zwar besticht, auf die Dauer aber recht langweilig wird.

Prinz Louis ist solchen Corsofahrten nicht sonderlich hold. Er zieht Ausflüge zu Fuß vor. Einen derben Krückstock in der Hand, sehe ich ihn fast jeden Nachmittag in Begleitung des Fürsten von Canino an meinen Fenstern vorübergehen. Wenn ich ihn dann so betrachte, wenn ich mir seinen etwas lässigen, durchaus nicht militärischen Gang und den nicht allzu energischen Schnitt seines Gesichts vergegenwärtige, dann kann ich mir nicht denken, daß er auf der Weltbühne jemals eine hervorragende Rolle spielen wird. Eher noch auf dem Parquet im Umgang mit dem andern Geschlecht. Denn daß er auf diesem Gebiet dereinst sein Glück machen wird, das ist zweifellos. Soviel ich weiß, existirt in ganz Florenz nicht eine einzige Dame von Rang, der er nicht sympathisch wäre. Ein Vorzug, der unter Umständen weiter führt, als politische Waghalsigkeit.

Um fünf Uhr geht man in der Villa Oppenheim zur Tafel. Man lebt also ganz nach der Sitte unseres Landes. Da die Exkaiserin gern in Gesellschaft ist, so werden gewöhnlich mehrere Gäste, theils Florentiner, theils befreundete Fremde, zugezogen. Die Abendunterhaltung, welche dem Mahl folgt, dauert bis Mitternacht. Während die Exkaiserin entweder politisirt, oder sich mit einer ihrer Damen am Clavier unterhält, zieht ihr Sohn andere, bei weitem weniger ästhetische Genüsse vor. Er ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Fechter. Mit allen Waffen weiß er geschickt umzugehen, selbst mit dem Bajonnet, das den Franzosen sonst doch so wenig sympathisch sein soll. Die Geschicklichkeit, die er im Fechtsaal documentirt, ist ebenso groß wie seine Ausdauer. Es dauert lange, bevor sein kräftiger Arm im Zweikampf erlahmt. Jeden Abend bringt er eine Stunde auf dem Fechtboden zu. Sein Gegner ist gewöhnlich Baron Turillo de San Matato, ein hoher Militär, der in Italien als der geschickteste Duellant gilt. Prinz Louis soll ihm in dieser Beziehung fast ebenbürtig sein. Auch als Pistolenschütze sind seine Leistungen anerkennenswerth.

Selten nur tritt die Exkaiserin mit ihrem Sohn aus ihrem zurückgezogenen Leben hervor. Dies geschah neulich am Allerseelentage. Um das Gedächtniß Napoleon's III. feierlich zu begehen, begaben sich Beide in das Florentinische Pantheon, in die Kirche Santa Croce, wo Männer wie Galilei, Dante, Michel Angelo und Machiavelli der Ewigkeit entgegenschlummern. Auch der ehemalige Gefangene von Ham, unstreitig die nichtigste von diesen Erdengrößen, empfing dort eine Ehrentafel und seine Hinterbliebenen folgten der frommen Pflicht, davor zu beten. Da hiesige Zeitungen vorher schon auf die interessante Erinnerungsfeier hingewiesen, so hatten sich zahllose Neugierige eingefunden. Alle hegten den sehnlichen Wunsch, die trauernde Frau aus nächster Nähe zu betrachten.

Um Elf erschien sie am Arm ihres Sohnes. Sie trug eine schwarze Robe mit Zobelpelz ohne den neidischen Schleier; ihr Sohn dagegen wieder den unvermeidlichen grauen Ueberzieher und eben solche Beinkleider, ein Anzug, der hier besser durch einen schwarzen hätte ersetzt werden können. Nicht einmal einen Trauerflor bemerkte ich an seinem Arm, nicht das ge-

ringste Anzeichen von Betrübniß auf seinem Gesicht. Beide begaben sich in die mit Blumen reich geschmückte Kapelle Bonaparte. Sie knieten nieder und beteten lange. Der Prinz konnte dabei nicht unterlassen, sich mehrfach nach dem umstehenden Publicum umzusehen. Für die Gedächtnißtafel, die seinem verstorbenen Vater gewidmet ist und für die mit Guirlanden umwundenen Sarkophage der Prinzessinnen Carlotta und Zenaide Bonaparte hatte er kaum einen flüchtigen Blick. Als er die Kirche, die gerade für ihn so unendlich viele traurige Erinnerungen birgt, mit seiner Mutter verließ, sah ich deutlich, wie er seinem Freunde, dem Grafen Primoli, zulachte. Das hat mir wenig an ihm gefallen. Fast noch weniger, wie das unendlich verbindliche Lächeln, mit welchem die Exkaiserin die Menge begrüßte. Jene allzugroße Leutseligkeit, deren sie sich vor zehn Jahren geschämt haben würde, hat etwas so Gesuchtes, so Theatralisch-Heuchlerisches, daß ich nie und nimmermehr an ihre Aufrichtigkeit glauben werde.

Aehnlich benahm sich Eugenie bei dem Leichensermon, der kürzlich in derselben Kirche zum Gedächtniß der verstorbenen Herzogin von Aosta veranstaltet wurde. Sie trat durch eine Seitenthür unerwartet ein. Prinz Louis führte sie langsam zu dem mit schwarzem Sammet beschlagenen Betstuhl, der eigens ihretwegen neben dem Hauptaltar errichtet war. Sie schien in tiefe Andacht versunken, die rauschende Militärmusik, die aus dem Hintergrund einer Seitenkapelle hervorscholl, war nicht im Stande, sie in ihrem Gebet zu stören. Als jedoch das hiesige Officiercorps, der Commandant voran, ihr gegenüber Platz nahm, da war es mit ihrer Andacht vorbei. Ich beobachtete sie scharf und bemerkte, daß ihre Blicke nur zu oft auf den prunkenden Uniformen hafteten. Der Anziehungskraft, die zweierlei Tuch auf die meisten Frauen ausübt, vermochte auch sie sich nicht zu entziehen. Sie ist noch immer die gefallsüchtige Frau, die sie von jeher gewesen. Dies bewies sie am besten beim Verlassen der Kirche. Anstatt den nächsten Ausgang zu benutzen, zog sie es vor, unmittelbar an den versammelten Officieren und den Ehrengarden vorbeizuschreiten. Die hohen Militärs, die es gewiß nicht erwartet hatten, erwiederten ihren verbindlichen Gruß dadurch, daß sie sich erhoben. Die Exkaiserin aber hatte ihren Wunsch, gesehen und bewundert zu werden, vollständig erreicht.

Nach diesen Anführungen dürfte man nun glauben, Eugenie habe nur noch für Promenaden, Visiten und Kirchenfeierlichkeiten Interesse. Da thäte man ihr denn doch Unrecht! Es giebt in unseren Museen kaum ein Kunstwerk, das sie nicht gesehen hätte. Sie ist unermüdlich, wenn es gilt, ähnliche Schätze in Augenschein zu nehmen. Und sie besitzt ein treffendes Urtheil. Das zeigte sie am besten bei der Visite, welche sie kürzlich mit ihrem Gefolge im Kloster S. S. Annunziata abstattete. Sie mochte durch Peruzzi von dem herrlichen Schlachtengemälde gehört haben, das Dr. Pedro Americo dort seiner Vollendung entgegenführt. Der gefeierte Künstler, den sie von Paris her noch kennt, empfing sie am Eingang seines Studio und fing auf ihren Wunsch an, die einzelnen Gruppen seines Gemäldes zu erläutern. Sie hörte ihn aufmerksam an. Die großartige Composition, die unvergleichliche Schönheit des Colorits blendeten sie fast. Am meisten gefiel ihr die Gruppe der Mutter mit dem todten Kinde im Arm. Sie behauptete, nie ein Gemälde gesehen zu haben, bei welchem die Einheit der Handlung so vortrefflich zur Geltung käme, als bei diesem. Und das ist wahr. Sie machte dem Künstler, der an derartige Huldigungen gewöhnt ist, ihr Com-

pliment und ermuthigte ihn, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten und die ideale Kunstrichtung weiter zu verfolgen. Sie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß die brasilianische Regierung, für welche das Gemälde bekanntlich gearbeitet wird, sich einer so vollendeten Kunstschöpfung gegenüber auch entsprechend erkenntlich zeigen würde. Mit herzlichem Händedruck verabschiedete sie sich von dem gefeiertsten Artisten unserer Zeit.

Wenn eine Anführung einer hiesigen Gazzetta, der Nazione, auf Wahrheit beruht, so beabsichtigt die Exkaiserin, sich demnächst von Dr. Americo porträtiren zu lassen. Ich glaube das nicht, weil es dem soviel in Anspruch genommenen Maler an Zeit mangelt, um sich noch mit derartigen Aufträgen befassen zu können. Und par l'honneur thut er es gewiß nicht. Ein Mann, der wie er gefeiert wird, der mehrere gekrönte Häupter seine Freunde nennen darf, ein Mann, dem zu Ehren man jenseits des Oceans Triumphbogen errichtet und nach dem man in verschiedenen Metropolen Straßen benannt hat, hat dazu wahrlich keinen Grund.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß die Exkaiserin ihre bekannte Vorliebe für Theaterbesuch hier ganz verleugnete. Trotz der hervorragenden Leistungen unserer Bühnen Niccolini, Pergola und delle Logge, trotz dem entzückenden Kunstverständniß, das Fräulein Pia Marca allabendlich in der Straniera beweist, hat sie sich bis heute noch nicht bewogen gefühlt, einer Vorstellung beizuwohnen Anders ihre nächsten Anverwandten. Sie gehören zu den fleißigsten Besuchern unserer Logen.

Florenz, im December 1876.

N. v. S.

Finderlohn.

Novelle von **Hans Arnold.**

Im Spätsommer des vergangenen Jahres, so erzählte eine mir befreundete Dame, unternahm ich eine kleine Reise nach dem Badeort K . . . Der Zufall führte mich auf dem Bahnhof mit einer mir bekannten Dame zusammen, und erfreut, die etwas einförmige Fahrt durch angenehme Gesellschaft verkürzt zu sehen, bestieg ich dasselbe Coupé mit ihr. Es war allerdings kein Damencoupé, welches ich bei allein unternommenen Reisen sonst vorziehe, indeß ist dies eigentlich ein Vorurtheil, welches jede Dame, die über sechzehn Jahre zählt, zu ihrem eigenen Besten bekämpfen sollte. Alle Hochachtung vor den reisenden Repräsentantinnen meines Geschlechts — aber ich bin noch nie in einem Damencoupé gefahren, ohne mich über die kleinliche Ungefälligkeit meiner Reisegefährtinnen, ihre Empfindlichkeit gegen Hitze und Kälte und ihre beständigen Wünsche nach solchen Lebensmitteln zu ärgern, die eben auf den Stationen nicht zu haben waren.

So dankte ich denn dem Zufall, der mich heute aus diesem Dilemma erlöste, und bestieg mit meiner Freundin zusammen einen Waggon, der den Gebildeten beiderlei Geschlechts zugänglich war. Außer uns befand sich nur noch ein alter Herr im Coupé, der uns, als wir einstiegen, freundlich begrüßte.

Da unser Reisegefährte der Held der Geschichte ist, die ich zu erzählen im Begriff stehe, so kann ich es nicht unterlassen, ihn zu beschreiben mit all' dem Enthusiasmus, den ich für ihn empfand; erstens um dem Leser damit ein Bild von ihm zu geben, und zweitens in der stillen Hoffnung, daß der Gegenstand meiner Zuneigung mal irgendwo diese Blätter zur Hand nimmt, darin liest und nach einer Weile mit dem mich noch in der Erinnerung entzückenden herzlichen Lachen, in welches er zuweilen ausbrach, ruft: „Das soll ich wohl am Ende sein?"

Mein lieber, alter Herr! Denn jung war er insofern nicht mehr, als seine freie Stirn von schneeweißem, feinem Haar umwachsen war, welches, glänzend wie die Federn eines Silberreihers, ein wenig keck in die Luft stand, und die sehr schönen, auffallend hochgeschwungenen Augenbrauen auch schon ein wenig beschneit aussahen. Jung aber war er doch, denn unter diesen seltsamen Augenbrauen sahen zwei so schöne, lebhafte, recht junge Augen hervor, daß sie einem Zwanziger Ehre gemacht hätten — jung war er, denn das blühende Roth einer erprobten Gesundheit lag auf seinem schönen Gesicht, die liebenswürdige, goldene Heiterkeit einer ewigen Jugend tönte aus dem unwiderstehlich herzlichen Lachen, mit welchem er in jeden Scherz einstimmte.

Man sieht, ich verlor sofort mein Herz an den reizenden alten Herrn! Das ist ein Damenwort, ich weiß es, aber ich bleibe dabei und rufe zum Schluß meiner Beschreibung noch einmal energisch aus: nicht nur ein reizen-

der alter Herr war mein Reisegefährte, ich brauche sogar den Superlativ, es war der reizendste alte Herr, den ich je gesehen habe. Wie er sich über Alles amüsirte! Nur daran zu denken, erheitert mich noch! Ueber den kleinen, schäbigen Jungen, der auf einer Station emsig und still vor sich hin Purzelbäume schoß, über die Männer, die mit eintönigen Ausrufen Kirschen und Birnen den Wagen entlang trugen, über die Ankommenden und Abreisenden! Wie elektrisirt er war, als eine klangvolle italienische Leier uns die „schöne blaue Donau" zu hören gab, wie ernst und gerührt er wurde, als dieselbe Leier dann eine sanfte, traurige Melodie spielte, und wie herzlich er dann wieder über seine eigene Rührung lachte!

Meine Freundin und ich kamen, nachdem wir uns ein Weilchen mit unserm liebenswürdigen Coupégenossen unterhalten hatten, durch eine zufällige Ideenverbindung auf eine Verlobung zu sprechen, die in unseren Kreisen vor kurzem stattgefunden hatte.

Ein sehr hübsches, viel umworbenes Mädchen hatte einen Ausflug zu ihrer Schwester unternommen, war acht Tage dort geblieben, hatte am zweiten dieser acht Tage einen jungen Gutsbesitzer kennen gelernt und sich vor Ablauf der genannten Frist mit demselben verlobt. Wir fanden das nach Frauenart sehr leichtsinnig, zuckten ein wenig die Achseln über so schnell gewonnene Herzen und ich meinte:

„Wenn das nur gut abläuft! Ein Brautpaar, das sich nur acht Tage gekannt hat, ehe es ein Brautpaar wurde! Eine bedenkliche Sache!"

Bei diesen Worten wendete der alte Herr den Kopf nach uns um.

„Verzeihen Sie", begann er lächelnd, „wenn ich mich in Ihr Gespräch mische, welches von Persönlichkeiten handelt. Aber von der Bemerkung, die Sie eben machten, mein Fräulein, fühle ich mich zu sehr getroffen, als daß ich mich nicht vertheidigen möchte. Ich war auch in dem Fall, von dem Sie eben sprechen — ich habe meine Frau sogar nur drei oder vier Mal gesehen, eh' wir uns verlobten, und wir sind doch ein sehr glückliches Ehepaar geworden."

Um mein Leben ~~nicht~~ konnte ich die farblose Aeußerung nicht unterdrücken, daß ich in diesem Fall das sehr natürlich fände. Mein alter Herr nickte mir lachend mit herzlicher Miene zu, es mochte ihm wohl schon öfter vorgekommen sein, daß er so schnell Eroberungen machte.

Meine Freundin, noch kühner als ich, richtete nun die Frage an ihn, wie das denn gekommen sei, ob er nicht Zeit gehabt hätte, sich länger zu besinnen?

Der alte Herr sah mit einem schelmischen Lächeln in unsere neugierigen Gesichter, dann sagte er freundlich:

„Ja, so etwas hören junge Damen immer gern! Aber es ist eine lange Geschichte, am Ende komme ich an's Ziel meiner dreistündigen Fahrt, eh' ich zu Ende bin!"

„Ach bitte", riefen wir Beide, „es wird schon gehen, die Geschichte ist uns sicher nicht zu lang — wenn Sie so sehr freundlich sein wollen!"

Der alte Herr ließ sich erbitten, wir rückten uns alle Drei gemüthlich zurecht und er begann:

„Daß es schon eine ganze Weile her ist, seitdem ich auf Freiersfüßen ging, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ja, diese Eisenbahn, auf der wir jetzt so selbstverständlich durch die Welt fliegen, war damals etwas ganz Neues, ein Wunderwerk, welches nur mit ehrfurchtsvollem Staunen und

einem leisen Schauder benutzt wurde. So gewöhnt sich der Mensch an Alles und wir nennen die Jugend mit Unrecht anspruchsvoll, ihr wird nur eben Das schon in die Wiege gelegt, was wir als große Leute erst staunend und dankbar bekommen haben. Der Telegraph war damals auch erst eben erfunden — ja, ja, denken Sie nur!

Ich war im Begriff eine kleine Ferienreise auf unbestimmte Zeit anzutreten, ein Entschluß, der mir um so leichter wurde, als ich ganz frei und ungebunden in der Welt dastand und von Angehörigen Niemanden besaß, als zwei alte Tanten und einen kleinen Hund, der, ein Nachklang der Zeitströmung, auf den schönen Namen „Nap" hörte. Nicht wahr, eine ziemlich durchsichtige Abkürzung im Jahrhundert der Freiheitskriege?

Nap, ein kleiner, guter, schwarzer Kerl, war als einziger und letzter Bewohner meiner Kinderheimat mit mir in die Fremde gewandert, hatte mit mir studirt, Examina gemacht und war mir stets ein lieber Freund und treuer Genosse gewesen, ja, ich glaube, ich war damals so weit, daß ich den alten Hund mehr liebte als irgend ein Wesen auf der Welt, meine lieben, alten Tanten nicht ausgenommen.

Diese Tanten hätten Sie sehen sollen! Das waren noch ein paar Repräsentantinnen der gemüthlichen Vergangenheit, wo die Leute sich Zeit ließen. Schon die äußere Umgebung der beiden alten Damen war die Zierlichkeit selbst. Sie wohnten in einem kleinen, saubern Hause, nicht am selben Ort mit mir, welches sich durch die blitzendsten Fensterscheiben auszeichnete und grüne Jalousien hatte. Das Häuschen war umgeben von einem etwas pedantischen Garten, dessen Hecken und Grasplätze von einem astmathischen alten Factotum mit der Papierscheere in Ordnung gehalten wurden. Da können Sie glauben, daß kein Zweig sich erlauben durfte nach seinem Gutdünken zu wachsen, sofort war die Papierscheere da und stutzte den Naseweisen. Ein paar ordnungsliebendere, gutherzigere, ängstlichere und gewissenhaftere Seelchen, als meine beiden lieben Tanten gab es nicht! Sie trugen sich ganz gleich, hatten Jede vier weiße, mathematisch genau gekämmte Löckchen, Hauben mit jenen thurmhohen weißen Krausen, wie man sie jetzt nur noch auf Bildern sieht, und trugen Beide Brillen.

An einem schönen Sommerabend traf ich denn mit meinem Nap bei den Tanten ein, die mich herzlich und liebevoll aufnahmen und mich in ihre Gartenlaube zu einem zierlich aufgestellten Nachtmahl luden, dessen Dimensionen ungefähr der Art waren, als hätten die sieben Zwerge fragen können: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen" u. s. w. Aber ich ließ es mir wohlschmecken und nachdem ich den Tanten meine Pläne für die nächste Zeit mitgetheilt hatte, rückte ich vorsichtig mit dem kühnen Ansinnen heraus, ob sie Nap, eine sonst bei ihnen wohlgelittene Creatur, für die Zeit meiner Abwesenheit wohl in Pflege und Obhut nehmen wollten.

Sie können sich denken, daß die beiden Schwestern nicht wenig erstaunten, selbst erschraken. Ein Zuwachs ihrer Hausbewohnerschaft, ein bellender, springender, zottiger Mitbewohner ihres stillen, beschaulichen Daheim; sie sahen sich wechselweise eine gute Viertelstunde an, schnupften, nieften, selbst dies Mittel schien heut' nicht anzuschlagen, endlich nahmen sie a tempo die Brillen ab und sagten so feierlich, als gelte es ein Eheversprechen, ein lautes, deutliches „Ja!"

Ich wußte, welch' ein Opfer sie mir brachten, und sprach ihnen es auch dankbar aus, ich fügte bei, daß nur das Bewußtsein, meinen Hund in den

besten Händen zu wissen, mich zu der großen Bitte ermuthigt hätte, und dann machte ich mich eilig davon, damit die Tanten ihren edelmüthigen Entschluß nicht etwa bereuen möchten. Ich erklärte meinen schnellen Aufbruch damit, daß ich am nächsten Morgen sehr früh mit der Bahn weiter müsse, welche nur noch zu einem nah belegenen Städtchen führte, von da wollte ich mit Postpferden und auf eigenen Füßen meinen Weg fortsetzen.

„Und, liebe, beste Tanten", fügte ich noch dringend hinzu, „laßt Nap die nächsten Tage nicht aus den Augen, er wird gewiß Versuche machen mir nachzusetzen und könnte alsdann verloren gehen!"

Feierlich wurde mir dies angelobt und ich nahm gerührten und dankbaren Abschied, während Nap, durch ein Schüsselchen Milch in's Haus gelockt, ahnungslos diesen Labetrank schlürfte.

Der andere Tag war leider trübe und schwül. Als ich in das Städtchen H . . . einfuhr, welches die Grenze zwischen Flachland und Gebirge bildet, zog ein Gewitter dumpf grollend herauf und der erste Willkommensgruß, der mir in H . . . wurde, war ein großer Regentropfen, der auf meine Nase fiel. Ihm folgten mehrere, ein wahrer Wolkenbruch stürzte hernieder und das liebenswürdige Wetter benutzte den Tag, um sich, wie man sagt, recht gründlich „einzuregnen". Unter diesen Umständen eine Fußtour beginnen oder sich einer Postchaise anvertrauen zu wollen, um das Gebirge kennen zu lernen, wäre mehr als Thorheit gewesen. Es hieß also warten!

Ich quartierte mich in dem ersten Gasthofe der Stadt ein, der vermuthlich so hieß, weil es keinen zweiten gab, und sah zum Fenster hinaus. Zum Glück war ich von jeher besonders unfähig, mich zu langweilen, ich hatte manchmal den besten Willen, da kam mir etwas Unterhaltendes in die Quere — es ging nicht!

Auch hier war es so. Ich hätte mich eigentlich recht gut langweilen können, aber da lag gerade dem Gasthause gegenüber ein ganz allerliebstes Haus, das immer etwas zu sehen oder zu hören gab. Ich konnte freilich nur die Seitenfront des freundlichen Gebäudes beobachten, denn die Vorderzimmer gingen nach einem schönen, großen Garten hinaus, dessen Lavendelduft, selbst durch den Regen nicht ertränkt, Abends zu mir herüber geflogen kam.

An diesen Seitenfenstern nun saß öfters eine junge Dame und nähte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, sie bückte sich immer sehr tief auf die Arbeit; ich sah nur ein Stückchen Wange, zuweilen flüchtig die Umrisse eines zierlichen Profils und ein Nest dunkelblonder Zöpfe um einen seltsam geformten weißen Kamm geschlungen.

Da es nun schon den zweiten Tag regnete, hatte ich volle Muße, diese Beobachtungen anzustellen. Freundlicherweise hatte das Haus seinen Eingang auch auf der Seite. Gegen Abend kam ein dicker, stattlicher Herr nach Hause, dessen Kopf ich auch noch nie zu Gesicht bekommen hatte, denn er hielt immer einen großen, wohlhabend aussehenden Schirm über sich, den er erst zumachte, wenn seine behäbige Person schon innerhalb der Hausthür war. Und dann zur Thür hinaus schüttelte und spritzte er diesen Schirm aus, als wenn die Straße noch nicht naß genug wäre.

Ich hätte ja durch eine Frage leicht etwas über mein vis-à-vis erfahren können, aber ich wollte es nicht — es war so sehr ergötzlich, mir meine Schlüsse aus Dem zu ziehen, was ich sah.

Der Hausherr war entschieden *kein* Arzt, dazu kam er zu regelmäßig

nach Hause, sondern Beamter, ein Mann mit Bureaustunden. Die junge Dame am Fenster war seine Tochter und zwar sein Liebling, denn er ging stets geraden Weges zu ihr in's Zimmer. Dann stand sie sofort auf, legte die Arbeit zusammen und ging mit ihm hinaus. Eine dritte Person, die ich häufig ausgehen und wiederkommen sah, eine Dame in mittleren Jahren, mußte die Gesellschafterin sein, nicht die Frau vom Hause, denn wenn sie dem Vater begegnete, machte sie einen Knix.

Am Nachmittag des dritten Tages schien der Himmel ein ganz klein wenig lichter zu werden, ich trat an's Fenster und, wie mir schon zur Gewohnheit geworden war, blickte ich nach dem Hause gegenüber. Da saß die junge Dame — dies Mal ohne Näharbeit — ich hätte ihr Gesicht gewiß ganz gut sehen können, aber sie hielt ein Tuch vor die Augen — sie weinte!

„Ich blieb erstaunt stehen. Warum mochte sie weinen? Sie werden mir zugeben, daß ein junges Mädchen mit so schönen blonden Zöpfen, die von ihrem Papa verzogen wird und — weint, ein Fall ist, über den man nachdenklich werden kann.

Nach einer Weile trocknete sich mein Gegenüber die Augen, schrieb einige Worte auf einen kleinen Zettel, stand auf und verließ das Fenster. Wenige Minuten darauf öffnete sich die Hausthür, sie trat heraus, einen Regenschirm in der Hand, in Hut und Mantel und blickte nach dem Himmel. Ein reizendes Gesicht war es, das muß ich schon sagen!

Warum ich meinen Paletöt ergriff und die Treppe hinunterging, weiß ich nicht zu sagen, aber ich that es und folgte der jungen Dame in respectvoller Entfernung, auch mit dem Regenschirm bewaffnet.

Ein plötzlicher, heftiger Windstoß faßte den Schirm meiner Schönen und drehte ihn von innen nach außen, er machte, wie man zu sagen pflegt, eine Tulpe daraus. Im selben Moment stürzte der Regen mit verdoppelter Gewalt hernieder und das Mädchen, nach einem vergeblichen Versuch, den treulosen Beschützer wieder in seine alte Form zu bringen, verdoppelte ihre Schritte und eilte in einen geräumigen Hausflur, von wo sie in das tobende Wetter hinaussah. Ich dachte: Das kann Jeder! und nicht faul, betrat ich denselben Hausflur, zog den Hut und postirte mich der jungen Dame gegenüber an die Wand. Nach einer kleinen Weile trat sie an die Hausthür, zog den rechten Handschuh ab und streckte die Hand hinaus, um zu fühlen, ob der Regen noch nicht nachgelassen habe. „Kein Trauring!“ dachte ich erfreut, ohne eigentlich zu wissen, warum es mich freute.

Da es noch mit aller Gewalt vom Himmel heruntergoß, nahm das Fräulein ihren Schirm wieder vor und versuchte ihn in die richtige Verfassung zu bringen. Es gelang ihr aber nicht und ich hielt dies für einen Wink des Schicksals, ein Gespräch anzuknüpfen. Mit abgezogenem Hut trat ich bescheiden vor und bot meine Hülfe an, die auch freundlich angenommen wurde.

Daß es mir nicht gelang, den Schirm zurechtzubringen, versteht sich von selbst. Sanfter Ueberredung wollte er nicht weichen, ich wendete alle Gewalt an, der Tückische aber verstand keinen Spaß, sondern brach gelassen mitten durch. Das Fräulein sah erschrocken aus, aber nicht zornig — durchaus nicht zornig, was ich mir mit richtiger Menschenkenntniß als einen Beweis liebenswürdigen Temperaments auslegte. Ich stand da wie ein armer Sünder, stammelte ein paar Entschuldigungen und bat endlich um die Erlaubniß, meinen Schirm als Ersatz anbieten zu dürfen, wozu mich noch die

egoistische Hoffnung stachelte, ich würde durch Rückgabe des von mir zerbrochenen Individuums einen Vorwand haben, um in die Burg zu dringen, die von der blondzöpfigen Prinzessin bewohnt war. An Abreise dachte ich schon nicht mehr, wie Sie sehen. Aber es kam anders!

„Ich danke sehr, mein Herr", sagte das junge Mädchen freundlich, „ich kann Sie Ihres Schirmes nicht berauben. Wollen Sie mir aber eine Droschke besorgen, damit ich meinen Weg fortsetzen kann, so nehme ich es dankbar an!"

Nun, das that ich natürlich und hatte die Genugthuung, daß ein sehr liebenswürdiges „Danke" mich belohnte, dann, während ich, den Hut in der Hand, wie ein Lakai mich am Schlage aufstellte, rief die junge Dame zum Kutscher hinauf: „Nach der Zeitungsexpedition!" der Schlag fiel zu — und da stand ich.

Nach der Zeitungsexpedition! Was thut eine junge Dame in der Zeitungsexpedition? Allerlei finstere Gedanken bestürmten mich — sie wird doch nicht einen Brief abholen, von dem der Papa nichts wissen soll? Erst Thränen dann Zeitungsexpedition — verdächtige Zusammenstellung!

„Dahinter muß ich kommen", rief ich so zornig, als wäre ich der Beichtvater der kleinen Dame.

Eine Idee fuhr blitzschnell durch meinen Kopf! Ich mußte einen Vorwand haben, auch nach der Expedition zu gehen. Sollte ich nach Briefen fragen? Nein, das war mit einem „Nichts für Sie!" zu schnell abgemacht. Also ich mußte etwas annonciren! Gedacht, gethan, ein Blatt aus der Brieftasche gerissen und im Stehen geschrieben wie folgt: „Ein kleiner, schwarzer Affenpinscher mit hellblauseidenem Halsband, auf den Namen Nap hörend, hat sich verlaufen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine angemessene Belohnung im Hotel zum grünen Falken, Zimmer Nr. 10, abzugeben." Meine Adresse fügte ich bei, damit die Sache an Wahrscheinlichkeit gewönne und die junge Dame nicht glaubte, ich wollte sie nur unter einem Vorwand wiedersehen.

Nun denken Sie — der arme Nap! Er mußte noch herhalten, mußte sich angeblich verlaufen haben, um seinen Herrn auf den richtigen Weg zu bringen! Einige Kreuz- und Querfragen führten mich rasch nach der Expedition des Blattes, welches, wie ich hörte, das einzige für den ganzen Kreis, daher mit Inseraten stets sehr überhäuft war.

Auch heute fand sich in dem Local eine bedeutende Menschenmenge vor, welche fast bis an die Thür hin sich drängte und nur langsam zum Schalter avancirte. So sah ich denn auch meine Unbekannte gleich am Eingang stehen, ihr Zettelchen in der Hand wartete sie geduldig auf den Augenblick der Beförderung.

Als ich sie mit ehrerbietiger Verbeugung begrüßte, dabei etwas von „glücklichem Zufall" murmelte, sah sie mich überrascht an, erröthete und ein leichtes Zucken ihrer Augenbrauen verrieth, daß sie diese zweite Begegnung für keine zufällige hielt. Auf meine Bemerkung erwiederte sie kein Wort, sondern sah mit einer schnellen Kopfwendung nach der andern Seite hin. Ich that als bemerkte ich es gar nicht.

„Denken Sie, mein Fräulein, wie traurig es mir ergeht! Ich komme vor drei Tagen ganz fremd hier in die Stadt und bin heute schon in der Lage eine Annonce in die Zeitungsexpedition zu tragen, in der ein verlorener Besitz und ein ehrlicher Finder die Hauptrolle spielen!"

Meine Nachbarin blickte rasch auf. Sie mochte fühlen, daß sie mir Unrecht gethan — nach ihrer Ansicht — und ärgerte sich vielleicht ein wenig über die Eitelkeit, welche ihr zugeflüstert, ich sei wohl ihretwegen nach der Expedition gekommen, kurz, sie entgegnete etwas freundlicher, sie sei in demselben Fall. Sie habe ein kleines Schmuckstück verloren, ein liebes, unersetzliches Andenken.

„So, wie es hier beschrieben ist", fügte sie hinzu und reichte mir den kleinen Zettel, den ich behutsam ergriff. „Können Sie mir wohl sagen, mein Herr, ob die Anzeige so richtig gefaßt ist? Ich wollte zu Haus Niemand darum fragen", setzte sie treuherzig hinzu, „weil — nun, weil ich fürchtete, mein Vater könnte sehr ungehalten sein, wenn er erführe, daß ich eben dieses Besitzthum verloren habe!"

Der Zettel enthielt in einer zierlichen Schulmädchenhand die Anzeige, daß ein schmaler goldener Ring mit einem Vergißmeinnicht von Türkisen darauf verloren gegangen und gegen Belohnung T . . . straße Nr. 6 abzugeben sei.

„Sie könnten sich einige Worte sparen", bemerkte ich; „mit Ihrer Erlaubniß gebe ich dem Ganzen eine geschäftsmäßigere Form."

Sie nickte und ich ließ mit großer Geschicklichkeit das Original des kleinen Schriftstückes in meiner Brieftasche verschwinden, als ich dem Fräulein die Copie überreichte. Sie schien es gar nicht zu bemerken.

„Sie sagten, Sie hätten auch etwas verloren", begann sie nun ihrerseits etwas schüchtern, „ist es auch ein Andenken?"

„Ja, aber anderer Art", erwiederte ich, „mein Andenken hat vier Beine, einen krausen, schwarzen Pelz und bellt — mein Hund ist mir verloren gegangen!"

„Ach, wie schade", sagte sie bedauernd, „aber wie kann man einen Hund verlieren!" setzte sie vorwurfsvoll hinzu.

„Nun", gab ich ruhig zurück, „ebensogut, wie man einen Ring verlieren kann, den man am Finger trägt."

Sie lachte.

„Ich hatte ihn aber abgezogen", erwiederte sie eifrig, „ich wollte ihn zu dem Juwelier dort drüben tragen", sie wies nach einem hübschen Laden mit großen Spiegelfenstern, „wie ich nun hinkomme und den Ring abgeben will — fort ist er und ob ich ihn auf dem Wege oder sonst wo verloren habe, weiß ich nicht."

„Ich denke, er findet sich wieder", tröstete ich, „und ich für meine Person werde jetzt immer mit niedergeschlagenen Augen umhergehen — wer weiß, ob ich nicht das verlorene Vergißmeinnicht irgendwo treffe und dann so glücklich bin, es Ihnen zu geben."

In diesem Augenblick wurde Platz am Schalter, die junge Dame eilte vor, gab ihren Zettel ab und verließ mit einer flüchtig freundlichen Kopfneigung gegen mich die Expedition, während ich nach ihrem Verschwinden gedankenlos mein Inserat bezahlte und mir dann überlegte, daß es ja nun ganz unnöthig gewesen sei, meine Lüge dem Druck zu übergeben. Doch Sie wissen, zu geschehenen Dingen läßt sich zwar noch viel sagen, aber nichts mehr thun. Ich ging dann meiner Wege, grübelnd und sinnend, wie ich den angeknüpften Faden der Bekanntschaft weiter spinnen sollte.

Plötzlich fiel mir etwas ein.

Ich dachte, einmal gelogen, ist nach einem alten Sprichwort kein Mal,

also wollen wir es noch ein zweites Mal thun, und dabei mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen, die Gelegenheit zur Fortsetzung einer Beziehung finden, die mich schon mächtig anzog, und dem liebenswürdigen Mädchen väterliche Vorwürfe ersparen.

Schnell, um dem Gewissen nicht erst Zeit zu lassen, mir etwas vorzubellen, betrat ich den mir von der jungen Dame bezeichneten Juwelierladen und bat, mir verschiedene Ringe vorzulegen. Während der Kaufmann das Verlangte herbeiholte, durchblätterte ich rasch den auf dem Ladentisch liegenden Adreßkalender, der mir auch bald über Namen und Stand meines Gegenüber bereitwillig Auskunft ertheilte.

Ich hatte Recht, der Vater des Mädchens war, wie ich vermuthete, Justizrath — leider sind die Adreßbücher nicht ausreichend, um sonstige gewünschte Details über eine Familie zu erfahren. Indeß ich wußte genug und begann mein Lügengewebe zuversichtlich weiter zu spinnen.

Ich suchte unter den Schmucksachen, die der freundliche Kaufherr mir vorlegte, schüttelte den Kopf und sagte endlich, dies sei Alles nicht was ich wollte, ich brauchte einen bestimmten Ring.

„Ich will genau denselben haben, den Fräulein W., die Tochter des Justizrath W. . . in der T . . . straße, besitzt, es handelt sich um eine Wette", fügte ich rasch hinzu, da der Juwelier mich erstaunt ansah und sogar ein wenig lächelte.

„Ich erinnere mich des Ringes ganz gut", sagte er nun, „und ich hatte genau denselben noch einmal, habe ihn aber meiner Tochter geschenkt, der er bei Fräulein W . . . so gut gefiel."

„Das ist betrübend", erwiederte ich achselzuckend, „denn ich müßte ihn bald haben. In zwei bis drei Tagen spätestens verlasse ich die Stadt und möchte meine Wette gern vorher noch zum Austrag bringen."

Der Juwelier besann sich ein Weilchen.

„Wenn Ihnen so sehr viel daran gelegen ist", begann er dann zögernd, „so könnte ich ja meiner Tochter später ein anderes Exemplar des Gewünschten anfertigen lassen — er ist nun freilich schon längere Zeit getragen worden und sieht nicht mehr ganz so blank aus, wie ein neuer Ring."

„Um so besser", rief ich erfreut und unvorsichtig, setzte aber dämpfend hinzu, „ich meine, das schadet nichts — wenn Ihr Fräulein Tochter so sehr gütig sein wollte!"

„Ich will mit ihr sprechen", bemerkte der Vater, dem die Sache zweifelhaft schien, „vielleicht bemühen Sie sich morgen früh noch einmal zu mir."

Ich versprach es und verließ den Laden, ärgerlich darüber nachdenkend, wie ich nun den Tag hinbringen werde. Nachdem ich mein schönes vis-à-vis einmal gesprochen, konnten mich die stummen Fensterbeobachtungen nicht mehr ergötzen und waren gewissermaßen auch unstatthaft geworden.

In reiferen Jahren sieht man erst ein, wie thöricht es ist, sich darüber zu beklagen, daß die Zeit nicht rasch genug vergeht! Aber die Jugend, mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an zukünftigen Tagen, möchte oft das „heute" mit den Händen vorwärts schieben, um bald zu irgend einem ersehnten „morgen" zu gelangen!

Nun, auch mein Tag ging dahin — und ehe ich mich's versah, war der Abend da und die Nacht — ich ging auf mein Zimmer, um mich zur Ruhe zu begeben.

Vorher öffnete ich noch einmal das Fenster und sah auf die Straße und auf das Haus gegenüber.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt, ein ruhiger Mondschein lag auf den Dächern, milde, warme Luft strich über meine Stirn — ich konnte weiter reisen — wenn ich wollte!

Ich schlief bis tief in den nächsten Morgen hinein und trat im Traum auf einen kleinen harten Gegenstand, der sich als ein Ring mit einem blauen Stein auswies. Freudestrahlend will ich mich eben damit nach dem Hause des Justizraths begeben — da klopft es an meine Thür, und die naseweise Bemerkung: „Der Barbier ist da!“ ruft mich aus der Traumwelt in die rauhe Wirklichkeit zurück.

Ich frühstückte eilig — es war mittlerweile elf Uhr geworden — und wollte eben das Hotel verlassen, als ich neben meiner Kaffeetasse die neueste Zeitung liegen sah.

Hastig durchsuchte ich den Inseratentheil — richtig — da stand der kleine, blaue Ring, und da stand Nap, im Falken Zimmer Nr. 10 abzugeben.

Sofort machte ich mich auf den Weg zum Juwelier.

Der prachtvollste Sommertag, klar und warm, war angebrochen — zu einer Gebirgsreise wie geschaffen!

Ich schämte mich eigentlich, daß ich nicht reiste!

Im Laden angekommen, bemerkte ich sofort an dem lächelnden Gesicht des Inhabers, daß „Goldschmieds Töchterlein“ wirklich so liebenswürdig gewesen sei, den Ring herzugeben. Ich bezahlte, steckte mein neuerworbenes Eigenthum schleunigst in die Tasche und begab mich nach dem Hause, welches schon so lange der Gegenstand meiner eifrigsten Beobachtungen war.

Vor der Thür stand ich einen Augenblick still. Mir sagte eine innere Stimme, daß ich mit dieser Schwelle zugleich einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt beträte — und mit heiligem Schauder zog ich an dem Klingelgriff.

Meine Karte, die ein sauberes Dienstmädchen hineinbeförderte, mochte wohl Verwunderung erregen, um so mehr, da ich nach den Damen gefragt hatte, also nicht wohl für einen geschäftlichen Besucher gelten konnte — aber ich wurde angenommen und befand mich bald in einem großen, hellen Zimmer, das in einen schönen, blumengeschmückten Gartensalon Einblick gewährte.

Auf dem Sopha saß die schon erwähnte ältere Dame — aber sonst war Niemand zu sehen!

Das Schicksal schien mir durch meinen schon ganz ausgearbeiteten Entwurf einen häßlichen Strich machen zu wollen — indeß ich konnte nichts weiter dabei thun!

Die Dame stand auf, machte mir eine Verbeugung und sah mich fragend an.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten“, begann ich, mit einer mir durchaus neuen Verlegenheit kämpfend, „daß ich so fremd hier einzudringen wage. Meine Kühnheit ist nur durch einen besondern Umstand zu entschuldigen — ich habe heute Morgen in der Zeitung gelesen, daß eine Dame aus diesem Hause einen kleinen Ring verloren hat — und ich bin so glücklich gewesen, denselben wiederzufinden!“

„Ach, Sophiechen's Ring“, rief die Dame mit sehr freundlichem Gesicht

„das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mein Herr, daß Sie sich selbst zu uns bemühen. Das arme Kind hat sich schon soviel um den Ring gegrämt, sie hatte ihn von der Tante Adele, die dann so bald gestorben ist, eine Schwester der Frau Justizräthin', die uns auch leider so früh entrissen wurde, und da durfte gar nichts verlauten, daß der Ring verloren war, denn der Herr Justizrath ist im Allgemeinen sehr gut, wirklich, man kann sagen, ausnehmend gut und nun gar zu Sophiechen ein sehr guter Papa, aber Sie wissen ja, wie die Herren sind, sie haben alle ihre Eigenheiten und eigen ist der Herr Justizrath auch."

Ich fand begreiflicher Weise weder Zeit noch Gelegenheit, ein Wort einzuschieben.

„Nun aber", fuhr die gute Dame fort, „will ich Sophiechen holen. Sie sollen selbst sehen, was sie für eine Freude haben wird! Sie ist ja schon ganz unglücklich über den Ring! Nein, ich kann mich gar nicht genug wundern, daß er wieder da ist! So ein kleines Ding, wie leicht konnte er zertreten werden, oder bei dem Regen gestern — er konnte in die Gosse fallen — und weg war er! Es konnte ihn ja auch Jemand finden, der nicht ehrlich war — es giebt zu schlechte Menschen!"

Hier ging ihr glücklicherweise der Athem aus und sie verließ mit den Worten: „Einen Augenblick, mein Herr!" das Zimmer, während ich meinen Ring in der Hand hielt, mich schämte und mich freute.

Es verging eine ziemliche Zeit, ehe die Dame wieder eintrat und dicht hinter ihr das junge Mädchen, deren Bekanntschaft ich schon gestern gemacht.

Sie stutzte, als sie mich sah, erröthete und setzte eine kleine vornehme Miene auf. Ich wollte mich ihr eben mit einigen erklärenden Worten nähern, als die Alte wieder dazwischen fuhr.

„Na, Sophiechen, Du wirst Dich wundern! Du wunderst Dich wohl schon, nicht wahr? Wie ich ihr sage, daß sie mitkommen soll, es wäre ein fremder Herr da, da sagt sie: „Tante, was soll ich denn drüben, Du kannst doch wohl einen fremden Herrn allein annehmen", denn sie war gerade über dem Einkochen von —"

„Liebe Tante", unterbrach sie das Mädchen freundlich, „das kann den Herrn unmöglich interessiren!"

Und dabei wandte sie sich zu mir und sah mich fragend an.

„Darf ich wissen, was es ist, wovon meine Tante sich so große Verwunderung meinerseits verspricht?"

„Ich war so glücklich", begann ich stockend, hielt aber inne und überreichte ihr den Ring.

Eine helle Freude flog über das reizende Gesicht und zwei große Thränen traten ihr in die Augen. Mit ausgestreckter Hand kam sie auf mich zu.

„Ich danke Ihnen — ich danke vielmals! Sie machen mir eine unendlich große Freude — mein lieber Ring!"

Ich kam mir in dem Augenblicke wie ein ganz nichtswürdiger Betrüger vor! Hier stand ich und nahm Dank, Freudenthränen, freundliche Aufnahme — sogar einen freundlichen Händedruck entgegen — für einen ganz abscheulichen Schwindel.

Ich war drauf und dran, meine Sünden zu bekennen, und herausgeworfen zu werden, als sich die Thür auf's neue öffnete und der stattliche Herr des Hauses eintrat.

Er blieb überrascht stehen, als er die Gruppe in der Mitte des Zimmers erblickte.

Sie — die Gruppe — sah auch nicht unbedenklich aus! Ein verlegener junger Mann, ein erröthendes Mädchen mit Thränen in den Augen und einem Ringe in der Hand und eine ältere Dame, die eben hätte segnen können!

Diese Letztere stürmte indeß sofort auf den verblüfften Justizrath ein und überschüttete ihn mit Ausrufen, Erklärungen, Vorstellungen — bis er sich lachend die Hände vor die Ohren hielt.

„Das Kurze und Lange von der Sache ist jedenfalls, daß Sophie ihren Ring verloren und wiederbekommen hat und daß wir Ihnen, mein Herr, dafür zu danken haben."

Höfliche Verbeugung! Wieder ein Dank, den ich nicht verdiente! Ich erstickte fast daran und mußte mich nun noch von dem Papa auf's Sopha nöthigen lassen und eine halbe Stunde lang mit ihm über Juristerei plaudern!

Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich begreifen, wie einem Friseur oder Schneidergesellen zu Muth sein muß, der als Graf in ein Weltbad reist und demgemäß behandelt wird.

Ich war, wie ich schon sagte, wirklich immerfort im Begriff, meine Larve abzuwerfen und als blamirtes, aber ehrliches Schaf aus meinem Wolfspelz hervorzukriechen — aber der Zauber des Augenblicks war stärker als ich — ich blieb — und schwieg.

Als ich es endlich an der Zeit fand, die Familie nicht länger vom Genuß des Mittagessens zurückzuhalten, lud mich der Hausherr in freundlicher Weise ein, den Abend bei ihnen zu verleben, was ich tief beschämt, aber äußerlich mit schöner Fassung annahm

So war ich denn nun durch die Dornenhecken gänzlicher Unbekanntschaft in das verzauberte Schloß gedrungen, aber das Ritterschwert, welches mir den Weg zur Prinzeß Dornröschen gebahnt hatte — war eine Lüge! Mit einem Seufzer und dem alten Wort, daß der Zweck die Mittel heilige, sang ich mein Gewissen in Schlaf und kehrte in den Gasthof zurück.

Im Hausflur stand ein Mann in einer blauen Jacke, mit einer groben Physiognomie, er trug einen kleinen schwarzen Hund auf dem Arm. Ich achtete nicht auf ihn, sondern begab mich auf mein Zimmer, um mich angenehmen Erinnerungen und noch schöneren Erwartungen zu überlassen.

Leises Pochen an der Thür schreckte mich auf.

Auf mein „Herein!" erschien zuerst der wohlfrisirte Oberkellner, hinter ihm der Mann in der blauen Jacke mit dem Hunde, den ich beim Eintreten bemerkt hatte. Der Letztere trat einen Schritt näher und indem er das Thier am Genick faßte und mir mit vorgestrecktem Arm entgegenhielt, sagte er:

„Ich wollte fragen, ob das der Hund ist, den Sie verloren haben?"

Meine Empfindungen sind schwer zu beschreiben! Lachlust, Beschämung kämpften heftig in mir — die greifbaren Folgen der zweiten Lüge machten sich bemerklich.

„Nein", sagte ich kurz, „das ist nicht mein Hund!"

„Am Ende doch!" bemerkte der Fremde, „er ist ja schwarz und klein!"

Hierbei setzte er das Thier auf den Boden und schien es nicht wieder an sich nehmen zu wollen. Die kleine, höchst gemein aussehende Creatur

fuhr, wahrscheinlich durch schlechte Behandlung gereizt, sofort bellend und schreiend auf mich ein und schnappte in höchst ungemüthlicher Weise nach meinen Stiefeln.

„Sehen Sie, er kennt Sie!“ sagte das blaujackige Individuum mit der größten Frechheit, „ich bitte um die Belohnung, die in der Zeitung —“

„Das ist doch zu stark!“ rief ich nun meinerseits geärgert, „dieses Thier habe ich nie gesehen, es beißt mich, und Sie wollen von mir noch eine Belohnung? Dort ist die Thür!“

Der Mann rührte sich nicht.

„Nun, dann bitte ich mir wenigstens ein Trinkgeld aus — ich habe zwei ganze Stunden hier auf Sie gewartet und meine Zeit kostet Geld!“

„Nemesis!“ dachte ich und gab ihm, um es kurz zu machen, ein Geldstück, worauf er den Hund wieder wie ein Bündel Lumpen ergriff und mit einem höhnischen Kratzfuß das Feld räumte.

Im Laufe des Nachmittags erschienen noch zwei Frauen und ein großer schurkischer Junge, die Alle Hunde brachten — der Junge sogar einen weißen! — und die mit Jammern und Grobheiten Futterkosten, Wartegeld und weiß was sonst noch von mir erpreßten. Aber der Abend sollte mich für diese Mühsal belohnen.

Ich saß in dem hübschen Garten drüben bei meinen neuen Freunden, und wir plauderten so gemüthlich, als kennten wir uns schon seit langer Zeit.

Dann ging Sophie in den Gartensaal und sang uns ein Lied; der Vater sah vergnügt dazu aus — und ich — nun ich war auch ganz befriedigt von meiner Lage. Aber Eins wußte ich schon an diesem Abend ganz genau, daß meine Bekanntschaft mit Sophie nicht umsonst durch einen Ring angefangen hatte — wenn es nach mir ging, sollten noch mehr Ringe in unseren gegenseitigen Beziehungen eine Rolle spielen. Also, es geht manchmal schnell mit solchem Entschluß, wie dies Beispiel zeigt!

Den nächsten Tag verbrachte ich wieder fast ganz im Hause des Justizraths, wir hatten sogar eine Art Verwandtschaft aufgestöbert, die zwischen einer Großmutter meiner Stieftante und einem Onkel des Justizraths bestanden haben konnte — ich hatte also gewissermaßen ein Recht, dort zu sein!

Nun, und es traf sich so, daß ich am dritten Abend mit Sophie und der Tante im Gartensaal saß und die Letztere abgerufen wurde.

Jetzt, werden Sie denken, hätte ich meinen schnell erblühten Gefühlen gleich Worte gegeben? O nein, so von selber ging das nicht! Ich mußte noch gehörig durch die Traufe.

Wir saßen in etwas stockender, verlegener Unterhaltung zusammen, wie das so leicht kommt, wenn man mehr zu sagen wüßte, als recht angehen will — da stürzt freudeglühenden Antlitzes die Magd des Hauses herein.

„Na, Fräulein Sophie, Sie werden sich aber freuen! Ich bin in Ihrer Stube und nähe und da fällt mir der Fingerhut auf die Erde und kollert unter den großen Schrank. Ich hole mir den Johann und wir rücken den Schrank etwas beiseite und was finde ich? — Ihren Ring, den Sie so gesucht haben!“

Prosit die Mahlzeit!

Ich weiß kaum anzugeben, was ich in dem Moment dachte. Mein

Hauptgefühl war lebhaftes Bedauern, daß die Wohnungen wohlhabender Privatleute keine Versenkungen haben, in der man in so entschieden blamablen Augenblicken verschwinden könne.

Sophie war ganz ruhig, nur sehr blaß geworden. „Ich danke, Christiane, es ist mir sehr lieb, daß der Ring da ist — Sie können gehen!“

Die Magd verschwand, augenscheinlich sehr verblüfft über die ruhige Aufnahme dieses freudigen Ereignisses.

Sophie wandte sich zu mir, ihre Stimme zitterte etwas.

„Ich darf Sie wohl bitten, Herr Doctor, mich über dies sonderbare Zusammentreffen aufzuklären und — Ihr Eigenthum wieder an sich zu nehmen!“

Bei diesen Worten streifte sie langsam, langsam den Ring, den ich gefunden haben wollte, vom Finger und hielt ihn mir hin.

Und ich? Nun ich that, was ich gleich hätte thun sollen — ich beichtete ehrlich, demüthig, zerknirscht, wie sie mich interessirt hätte, ehe ich ein Wort mit ihr gesprochen, wie lebhaft ich gewünscht, in das Haus ihres Vaters zu kommen, wie ich dann im Moment die ganze Finte ersonnen und, einmal drin, nicht wieder herausgekonnt hätte. Und dann bat ich sie flehentlich, den Ring zu behalten und wurde immer eifriger und beredter und sagte schließlich Alles heraus, daß ich den Ring nur dann wiedernehmen würde, wenn ich ihn mit einem andern vertauschen dürfte — mit dem Verlobungsring!

Und daß mir verziehen wurde, beweist Ihnen die Thatsache, daß der wirkliche Ring noch heute hier an meiner Uhrkette hängt — sehen Sie, das ist er! und daß Sophie seit einer langen Reihe von Jahren meine Frau ist. Um aber noch einmal auf den Verlobungsmoment zurückzukommen, so saßen wir ganz stillvergnügt zusammen, als plötzlich der Diener erschien und mir ein Telegramm überreichte.

Erschrocken und überrascht öffnete ich dasselbe. Es war von meinen Tanten und lautete:

„Anzeige im Kreisblatt unnöthig, Nap ist hier!“ Daß nun die Hundegeschichte auch noch an den Tag kam, daß Abends, als die Gesundheit des Brautpaares getrunken wurde, der Schwiegervater die ganze Geschichte erfuhr, das können Sie sich denken.

Aber sehen Sie, es kann manchmal schnell gehen mit dem Kennenlernen und Verloben und es hält doch.

Der Zug begann langsamer zu fahren.

„Leben Sie wohl, meine jungen Damen“, sagte der liebe, alte Herr mit seinem freundlichsten Lächeln, „vergeben Sie, wenn Ihnen meine Geschichte zu lang war, und nehmen Sie sich ja kein Beispiel daran! Immer geht's nicht so gut ab mit dem Lügen und dann ist es doch sehr unangenehm, wenn es an's Licht kommt!“

Der Zug hielt an, der alte Herr verließ uns und ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. — Aber noch heute besteige ich keinen Dampfwagen ohne die leise Hoffnung, den silbernen Kopf meines alten Herrn mir entgegenglänzen zu sehen und ihn noch einmal lachen zu hören!

Frauenbilder aus der vornehmen Welt Petersburgs.

Mitgetheilt von **H. v. Laukenau.**

So lautet der Titel eines im vorigen Jahre erschienenen Romans des Fürsten Meschtschersky, dessen erste Auflage bereits vergriffen ist. In der Vorrede zu demselben, die sich merkwürdigerweise erst zu Anfang des dritten Bandes befindet sagt der unter den Buchstaben K. W. M. schreibende Fürst unter Anderm:

„Viele Jahre habe ich in der von mir geschilderten Welt gelebt, die sich darin bewegenden Personen gesehen und aufmerksam beobachtet, habe sie lachen und weinen sehen; ich habe Taufen, Hochzeiten uud Begräbnissen beigewohnt, Hohlköpfe in nicht geringer Zahl, aber auch viele ernsthafte, kluge und bedeutende Menschen kennen gelernt, schöne und geistreiche, gute und böse Frauen, Geizhälse und Verschwender, mit einem Wort Viele und Vieles.

Unter dem Einfluß dieser Eindrücke nun ist mein Roman entstanden . . . Leute, die außerhalb der vornehmen Welt stehen, kennen die Eigenthümlichkeiten dieses Bereiches nicht genau genug, um ihn richtig beurtheilen und darüber schreiben zu können; daher auch entstehen so viele Zerrbilder oder mit Haß und Neid getränkte Diatriben über diese Welt, die dann im großen Publicum für Wahrheiten gelten.

Bei mir findet sich nichts Dergleichen. Ich liebe diese Welt, verstehe ihre schwachen und krampfhaften Seiten, verurtheile sie nicht und begreife, wie ich vor Allem auch Anderen begreiflich zu machen suche, daß man ihr viel vergeben, gegen Manches nachsichtig sein und kein übereiltes, schroff absprechendes Urtheil über dieselbe fällen müsse.

In dieser vornehmen Welt giebt es eine bedeutende moralische Kraft: diese Kraft sind — ihre Frauen. Wenn wir unter den Männern oft schwache, eitle und leere Schwätzer finden, die uns verweichlicht und weibisch erscheinen, so treffen wir andererseits unter den Frauen nicht selten auf bedeutende Erscheinungen, bedeutend im Guten wie im Bösen, geistreiche, feingebildete Frauen mit scharfem, männlichem Verstand, die durch sich selbst das Recht verdienen, höher zu stehen und heller zu glänzen, als Andere . . ."

Ohne uns weiter darauf einzulassen, die Aussprüche des Fürsten einer eingehenden Kritik zu unterwerfen, begnügen wir uns, dem deutschen Leser einige uns interessant scheinende Scenen und Episoden aus dem höchst merkwürdigen Roman zu eigener Beurtheilung hier mitzutheilen.

Zum bessern Verständniß dieser Spiegelbilder aus der vornehmen Welt schicken wir Folgendes voraus:

Der junge Fürst Wsewolod Muitischtschew hat bei einem Besuch seiner Güter in der Provinz seine Gutsnachbarn, die Witwe des Generals Gagarin nebst ihren Töchtern Elise und Olga, wie deren Sohn Woldemar kennen gelernt, sich in die bildschöne Elise verliebt und mit ihr verlobt; dann hat er sich nach Petersburg begeben, um die Einwilligung seiner stolzen Mutter zu erlangen, während auch die Gagarins sich entschlossen haben, den Winter in der Residenz zuzubringen. Der böse Geist der Gesellschaft und die größte Feindin des jungen Fürsten Muitischtschew ist aber eine gewisse Gräfin Trubetzkoi, verwitwete Maudrikin, in welche dieser früher einmal als junger, unerfahrener Mensch verliebt war. Da aber die fürstlichen Eltern des jungen Mannes diese beabsichtigte Ehe zu hintertreiben wußten, nicht etwa, weil die Braut eine schlaue, intriguante Kokette, sondern weil sie dem fürstlichen Hause von zu unbedeutender Herkunft schien, so versteht es die tief gekränkte Schöne, den reichen und vornehmen, aber einfältigen Grafen Trubetzkoi in ihre Netze zu locken und ihn zu bewegen, sie zu heirathen. Hierdurch erlangt sie nun eine glänzende Stellung in der vornehmen Welt, umsomehr, da sie jetzt auch bald zum Hofstaat eines der Großfürsten gehört.

Elisen's Schönheit ist aber trotz der Intriguen der Trubezkoi so bedeutend, daß sie überall die glänzendste Aufnahme findet, und da selbst die Großfürsten und

Großfürstinnen sich für sie interessiren, so ist ihr Erfolg gesichert und die alte Fürstin Muitischtschew muß in die Vermälung willigen.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung werden die folgenden Scenen dem Leser verständlich sein. Die zahlreich vorkommenden französischen Brocken sind charakteristisch und deshalb beibehalten. So und nicht anders spricht man in diesen Kreisen, wenn nicht die ganze Unterhaltung in französischer Sprache geführt wird.

I. Ein Ball der vornehmen Welt.

Dieser erste Schritt zum Erfolg überzeugte die Gräfin Trubezkoi, daß sie Alles vermöge und daß es nur der Kühnheit bedürfe, um zu siegen: de l'audace, de l'audace et toujours de l'audace!

Unserer kecken Abenteurerin der großen Welt war aber der erste Erfolg noch lange nicht genug; sie wollte dominiren, nicht nur geduldet sein, und von diesem Augenblick an schmiedete sie die ehrgeizigsten Pläne, um zum Ziele zu gelangen. Ihr Mann war ihr bald zu unbedeutend, sie tändelte mit ihm wie mit einem werthlosen Spielzeug. Nicht allein, daß sie gar keine Neigung zu ihm fühlte, sondern sie hatte sich, als sie ihn heirathete, in den Kopf gesetzt, sie müsse sich in Jemanden verlieben, der ihr gefalle, nur um zu zeigen, daß sie sich auch Das erlauben dürfe. So war sie wieder auf ihren frühern Anbeter, den jungen Fürsten Muitischtschew, der eben vom Ausland zurückgekehrt war, gestoßen. Beide sahen sich wieder und die junge Gräfin sagte zu ihrem gehorsamen Manne: „Mon cher, pour le moment vous êtes de trop, sortez!" und damit hatte sie ihn ohne weiteres aus dem Cabinet fortgeschickt. Hierauf wandte sie sich an den Fürsten und sagte diesem: „Nun, lieber Fürst, jetzt werden Papa und Mama Ihnen wohl nicht länger verbieten, mich anzubeten; ich bin die Gräfin Trubezkoi und verheirathet. Knieen Sie jetzt hier vor mir nieder und beten Sie mich an, ich erlaube es Ihnen!"

Der junge Fürst, eine ernsthafte Natur, war so betroffen über diese unerwartete Excentricität, daß er einen Augenblick wie versteinert dastand, dann aber wandte er sich empört um, ergriff seinen Hut, verbeugte sich und mit einem halblauten: „Gräfin, leben Sie wohl!" eilte er hinaus.

Eine so schwere Beleidigung war der koketten Frau noch nie im Leben geworden. Sie hatte gewähnt, ihren alten Verehrer glücklich zu machen und sah sich nun mit Verachtung zurückgewiesen. Das verlangte Rache, schwere Rache. Doch faßte sie sich schnell, Niemand durfte ihre Niederlage auch nur ahnen. Ohne die geringste Aufregung zu zeigen, rief sie ihren Mann und sagte ihm: „Cher ami, Du kannst Dich glücklich preisen, daß Du eine Frau wie mich hast. Der Fürst hat mir soeben eine Liebeserklärung gemacht und ich habe ihn fortgejagt. Hier, küsse meine Hand!" — Gehorsam küßte der Graf ihre beiden Hände und fragte sie, wie er das Betragen des Fürsten nehmen solle, ob er ihn nicht fordern müsse. „Mon cher", erwiederte sie ihm hochmüthig, „wenn man eine Frau wie mich hat, braucht man Niemanden zu fordern; welche Kugel könnte sich mit meiner Zunge und meinem Verstand messen?"

Anfangs war sie entschlossen, den jungen Fürsten dahin zu bringen öffentlich als ihr Verehrer aufzutreten, als aber dessen Vater bald darau starb und er auf seine Güter in's Innere des Landes abreiste, vergaß si ihn bald über die vielen anderen Intriguen, die sie fortwährend beschäftigten.

Unterdessen war der junge Fürst Muitischtschew plötzlich vom Land

zurückgekehrt und die Gräfin hatte ihn beim Herausgehen aus der Kirche, gerade an dem Abend, als im Hause seiner Mutter der erste große Ball sein sollte, zuerst wiedergesehen. Kaum nach Hause zurückgekehrt, schrieb sie ihm folgende Zeilen:

„Cher prince, ich liebe nicht, mit Leuten zusammenzutreffen, die mir unangenehm sind; ich liebe im Gegentheil, daß mir Alle so angenehm sind, als es von ihnen abhängt. Ich erwarte Sie heute von fünf bis sechs Uhr bei mir, um von Ihnen selbst zu erfahren, auf welchem Fuß wir miteinander stehen, ob auf feindlichem oder freundlichem? Mille amitiés et un mot de réponse."

Statt aller Antwort hatte der Fürst den Brief in Gegenwart des Dieners, der ihn überbracht, ungelesen in das Kaminfeuer geworfen.

Als die Gräfin den Empfang ihrer Botschaft erfuhr, hob sich ihre Brust mächtig, ihre Nasenlöcher erweiterten sich und sie gerieth in eine solche Wuth, daß es selbst ihrer Zofe unheimlich in ihrer Nähe wurde. Zufällig erblickte sie aber ihr Gesicht im Spiegel und schien selbst so erschreckt über das Medusenantlitz, das ihr aus demselben entgegenblickte, daß sie sich zusammennahm und nur vor sich hinmurmelte: „Nein, Freundchen, so scherzt man mit mir nicht. Ihn zu beißen vermag ich immer noch, erst aber muß er öffentlich zu meinen Füßen liegen, oder . . ."

Verfügen wir uns jetzt auf den Ball, den zu geben die alte Fürstin Muitischtschew für angemessen gehalten hatte.

Punkt elf Uhr trat die Fürstin, im Gehen die Handschuhe zuknöpfend, aus ihrem Boudoir in ihr Cabinet und begab sich durch das Gastzimmer auf die Paradetreppe hinaus, einen Blick hinabzuwerfen, ob Alles in Ordnung sei.

Der Blick auf das Entrée war befriedigend. Von oben bis unten war die Treppe mit den kostbarsten Blumen übersät; Camelien, Hyacinthen und andere Zwiebelblumen ohne Zahl. Wenn man bedenkt, daß man in Petersburg und im Märzmonat war, so kann man den Werth der Blumen etwa darnach berechnen, wenn man hört, daß zu dieser Zeit ein einziges Bouquet Camelien zum Ball 25 bis 50 Thaler kosten kann. Ein schöner kaukasischer Teppich bedeckte die Treppe, auf deren Stufen gepuderte Lakaien in grüner Livrée mit Wappenknöpfen und rothen Kniehosen standen.

Von der Vortreppe begab sich die Fürstin, nachdem sie vorher ein kurzes, zobelgefüttertes Jäckchen übergeworfen hatte, in den Ballsaal, aus welchem ihr ein Lichtmeer entgegenstrahlte. In demselben war eine kleine Estrade angebracht, worauf das aus fünfundzwanzig Personen bestehende Orchester seinen Platz fand.

Für unsere schönen Leserinnen möchte es doch nicht ganz überflüssig sein, zu erwähnen, daß das Kleid der Fürstin aus lilagrauem Atlas bestand, über welchem von der Taille an sich über die ganze Schleppe hin prachtvolle points de Venise-Spitzen ausbreiteten; an mehreren Stellen waren spanische Fliederblüthen befestigt, die Brust schmückten ähnliche Spitzen und über das ganze Kleid hinab, in geringer Entfernung von einander, als Garnitur, glänzten Brillanten, während ihren Hals ein Geschmeide aus Smaragden und Brillanten umschloß, das sie les diamants de la couronne des Muitischtschew zu nennen beliebte.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter war die junge Fürstin, die soeben er-

schien, sehr einfach, aber höchst geschmackvoll gekleidet. Die blaßrothen kleinen Rosen, die ihr Haar und Kleid bedeckten, hoben das Jungfräuliche ihrer Gestalt auf's Vortheilhafteste und ihr schneeweißer Schwanenhals und Nacken gaben dem sonst nicht eben hübschen, aber reinen, kindlichen und etwas bleichen Gesicht mit den großen dunklen Augen einen eigenthümlichen Reiz. Ein einfaches goldenes Medaillon an einer feinen mexikanischen goldenen Kette war ihr einziger Schmuck.

„Nun Mary, sieh Dir den Saal recht an, nicht wahr, er ist nicht so schrecklich, wie Du kleine Nonne ihn Dir vorgestellt hast? Du hast versprochen, auf Deinem ersten Ball tapfer zu sein, ich rechne darauf, daß Du Dein Wort auch halten wirst. Warum kommt denn aber Wsewolod nicht? — Ce drôle de corps!"

„Er sagte, Mama, er sei noch ermüdet von der Reise und würde vielleicht später erscheinen."

„Vielleicht? Ich hoffe, mein Sohn wird nicht vergessen, was er seiner Mutter und dem Hause schuldig ist!"

In diesem Augenblick erschienen die ersten Gäste. Es waren der Bruder der Fürstin Muitischtschew, der Fürst Swetosarow nebst seiner Gemalin.

„Buona Sera", sagte diese; „als zum Hause gehörig sind wir früher gekommen, chère belle-soeur."

„Früher? le mot est bon", brummte der Fürst Swetosarow, ein hoher, schöner Mann; „es ist gleich halb Zwölf und wir sind die Ersten. Ist das jetzt eine Welt!"

Der Fürst sollte jedoch nicht mehr lange warten, denn bald ertönte die Schelle ohne Aufhören. Gardeofficiere aller Regimenter, besonders Chevaliergardisten und Leibhusaren, Kürassiere und Leibulanen, Kammerherren, Diplomaten und Alles, was zur „Welt" gehörte, erschien nach und nach. Jeder junge Officier näherte sich der Frau vom Hause, machte ihr seine Verbeugung, welche die Fürstin meist mit einem „bon soir" und einem mehr oder weniger freundlichen, ceremoniösen oder kalten Kopfnicken, je nach der Persönlichkeit, erwiederte.

Endlich, kurz vor Zwölf, erschien auch ein junger Chevalier-Gardeofficier, bei dessen Erscheinen die Fürstin halb ärgerlich „enfin" hervorstieß und den sie ohne weitere Begrüßung beiseite nahm und ihm sagte:

„Pierre, stell' doch einige der Herren meiner Mary vor."

„Sogleich, ma tante", antwortete der Officier, welcher der Fürst Lubiänsky, der Lieblingsneffe der Fürstin, war.

Zehn Minuten nach Zwölf Uhr konnte endlich der junge Fürst Pierre den Ball mit seiner Cousine eröffnen. Unterdeß fingen auch die übrigen Räume an sich zu füllen. Die Civil- und Militärgeneralität*) und die älteren Damen besetzten bereits in mehreren Reihen die Wände des Ballsaals; andere, weniger Neugierige, suchten sich ihre Partner zum Jeralasch**) oder am Büffet.

Nach halb ein Uhr erschienen die „Löwinnen", worunter die jungen verheiratheten Damen mit ihren Männern zu verstehen sind.

---

*) Jeder Civilrang steht in Rußland bekanntlich mit irgend einem Militärrang auf gleicher Stufe, der Collegienrath z. B. mit dem Oberst, der wirkliche Staatsrath, als Excellenz, mit dem Generalmajor 2c.

**) Eine Art Whistspiel ohne Trumf.

Die Erste, die den Ballsaal betrat, war die Fürstin Liapunow. Die junge Fürstin war von mittlerm Wuchse, eher mager als voll, mit bleichem, gelangweilt und ermüdet aussehendem Gesicht, einem etwas hochmüthigen Lächeln um die feinen Lippen, welches Alles, was man will, bedeuten konnte, nur nichts Besonderes. Ihr Köpfchen krönte eine hohe Coiffüre aus eigenem und vielem falschen Haar in Gestalt eines mittelalterlichen Thurmbaues, an dessen Grunde ein Diadem voll schöner, großer Rubinen prangte, während prachtvolle blaßrothe Rosen die Seiten des Thurmes flankirten; das Mieder, welches so tief ausgeschnitten war, daß es vorn ein Drittel des Busens frei ließ, während der Rücken noch tiefer hinab entblößt blieb, bestand aus points d'Alençon; das Kleid selbst war ein doppeltes; das obere aus weißem, mit Schleifen aus Bändern aller möglichen Farben bedecktem Gaze, das untere aus hellgrüner glänzender schwerer Seide, mit langer, durch breite, verschiedenfarbige Bänder verzierter Schleppe.

Die zweite Löwin, welche erschien, war die Gräfin Kudriäwzin, gleichfalls wie die Fürstin Liapunow in Begleitung ihres Mannes, eines angehenden jungen Diplomaten, mit einer Ordensrosette im Knopfloch, schönen echten Perlen im Brustlatz des Hemdes und einigen kostbaren Türkisenringen an den Fingern der Linken. Den schönen Kopf der Gräfin bedeckte eine Art Blumenkörbchen, ihre Haare waren gepudert. Ihr bleiches Gesicht zeigte ein paar wunderbar gleichmäßig geschweifte dunkle Brauen, um ihre tiefliegenden Augen lagen gleichfalls dunkle, vielleicht künstlich geschaffene Ränder, die Nase war classisch edel geformt und ein naives Lächeln gab dem Gesichte etwas Kindliches und Freundliches. Sie war erst eine angehende Löwin, die noch bei der Fürstin Besrodnoi in die Lehre ging. Auch ihre Toilette war ausgezeichnet, namentlich fiel das eine ihrer Kleider von grüner und rosaroth gestreifter Seide in's Auge, dessen Schleppe mehr als anderthalb Elle lang war. Die scharfe Zunge der Gräfin Trubetzkoi hatte die Bemerkung gemacht, wie der Graf Kudriäwzin kaum eine Elle länger sei als die Schleppe seiner Frau.

Eine dritte Löwin war die Fürstin Saborowska. Ihr Mann, ein angehender Vierziger, war halb kahl-, halb rothköpfig. Vor ihrer Hochzeit war sie ein wenig beachtetes, unbedeutendes junges Ding mit einem recht hübschen Gesicht, als sie aber der reiche ältliche Fürst geheirathet hatte, fing sie an als eine Schönheit verschrieen zu werden, um so mehr, da sie ihr gewöhnliches slavisches Stumpfnäschen auf eine Weise zu heben lernte, die in der Welt sehr originell und pikant gefunden wurde. Das Pikante schien bei ihr zur Specialität geworden; sie beendigte z. B. nie ihre Rede, sondern ließ, was sie noch sagen wollte, errathen, knirschte ganz allerliebst mit den Zähnen, wenn sie ärgerlich war, hob und senkte ihre Brauen ebenso leicht, wie man Fenstervorhänge hebt und herabläßt, verstand es beim Lachen ganz eigenthümliche Töne hervorzubringen, etwa wie das Bellen eines Hündchens, sprach oft in weinerlichem Tone, warf im Reden mit einer Fußbewegung ihre Schleppe zurück und ließ ihr wunderhübsches Füßchen bewundern, zerbrach an einem Ballabende oft zwei bis drei theure Fächer und warf die Stücke ohne Umstände ihrem Manne in's Gesicht, so daß sie ihm bei einer solchen Gelegenheit einmal fast das Auge beschädigt hätte, und wurde, mit einem Worte, ein originelles Dämchen und eine Löwin der vornehmen Petersburger Welt. — „Que fait votre mari?" fragte man sie einst. — „Il m'ennuie", antwortete die junge ausgelassene Fürstin, und alle Welt fand

diese Antwort höchst geistreich. Nun gehörte auch freilich ihr Mann nicht zu den Klügsten. Er war noch erträglich, so lange er als Junggeselle bei seinen Geschäften saß und seine Einnahme zählte; sobald er aber geheirathet hatte und seine Gutsgeschäfte einem Verwalter übergab, um sich selbst mit seiner jungen Frau zu beschäftigen, wurde er entsetzlich langweilig und wußte über nichts anderes zu sprechen, als mit den Geschenken zu prahlen, die er seiner Frau machte, und wie Dieser und Jener doch weniger habe als er.

Mit dem Augenblicke, da diese Löwinnen in den Saal getreten waren, fielen ihre Männer von ihnen ab wie schlecht angeleimte Henkel von einer Zuckerdose, und ein halbes Dutzend der elegantesten jungen Leute, meist Officiere, nahm sie statt Jener sogleich in Beschlag.

Um ein Uhr Nachts kamen endlich die zwei bedeutendsten Löwinnen, deren Erscheinen allgemeines Aufsehen erregte. Dies war einerseits die Fürstin Besrodnoi, begleitet von ihrem Manne, einem General der Suite zwar, sonst aber eine unansehnliche Persönlichkeit; andererseits die majestätisch ein- und auftretende Gräfin Trubetzkoi.

Die Erstere war mit auffallender Pracht gekleidet, die Andere zeigte in ihrer Toilette nichts besonders Hervortretendes. Ueberhaupt beschäftigte sich damit die Gräfin weniger. Ihrem Gesicht allein widmete sie eine ebenso eingehende Aufmerksamkeit und Sorgfalt wie den Angelegenheiten anderer Leute. Das Costüm der Fürstin Besrodnoi läßt sich mit wenigen Worten beschreiben: Sie trug im Ganzen drei Kleider; das eine, ein seidenes, reichte bis zu den Füßen hinab und dessen Farbe war Caca-dauphin; das zweite über diesem, das von der Taille anfing, war vorn offen, hinten mit Volants, Tüll und anderen Bändern aus grünem und rothem Sammet, und ging in eine zwei Ellen lange Schleppe aus; über diesem endlich in Gestalt von vier Volants aus Spitzen, die sich in verschiedenen Richtungen wie zufällig kreuzten, war das dritte Kleid, das nur bis zur Mitte des zweiten reichte. Dann waren über dem obern, dritten, über dem zweiten und vorn auf dem dritten alle möglichen Blumen von der Rose bis zur Kornblume als Verzierungen angebracht. Eine Art Vase wieder mit allen möglichen Blumen schmückte ihren Kopf.

„Princesse, on va commencer bientôt la mazurka", rief, auf sie zueilend, Fürst Pierre. Die Fürstin reichte ihm wie ermüdet und matt den Arm und sagte in ihrem leisen, singenden Ton:

„Bonjour, ami de mon coeur, je suis morte, et si vous croyez, que je vais danser . . ." Hier hielt die Fürstin inne, als ob sie nur ungern dem Fürsten Pierre den Arm gebe, dann fuhr sie ebenso schläfrig fort: „Enfin, traînez-moi jusqu'au lieu du supplice. — Gri-gri, cher Gri-gri!" rief sie plötzlich lebhafter. Ein ungemein hübscher, noch junger General in der kleidsamen Tracht eines Kaukasiers reichte ihr seine Hand. „Vous êtes un gros animal, mon cher Gri-gri!" sagte sie plötzlich zu diesem.

„Moi!?" rief dieser erstaunt und wie etwas empfindlich die Augenbrauer zusammenziehend bei dieser wenig liebenswürdigen Anrede.

„Oui, vous; warum sind Sie gestern nicht zu mir gekommen? Ich habe Sie erwartet; verstehen Sie, ich habe Sie erwartet!" sagte die Fürstin, jedes dieser Worte betonend und sich leicht mit dem Fächer auf die Brust schlagend.

„Pardonnez, princesse — aber man reißt sich ja um mich, que voulez vous?"

„Fat!“ rief die Fürstin und schlug dabei so heftig den Fürsten auf den Arm, daß ihr Fächer zerbrach.

„Merci — überdies sind Sie, Fürstin, eine Generalin“, erwiederte der junge General, „und ich habe es mir zur Regel gemacht, nur Damen den Hof zu machen, die nicht höher als im Hauptmannsrange stehen.“

In diesem Augenblicke rief Jemand „Gri-gri!“ und der junge General verschwand. Die Fürstin spielte wieder die Sterbensschwache und schleppte sich mit dieser Miene in den Ballsaal.

In den übrigen Räumen war unterdessen ein Geräusch, ein Kommen und Gehen, dem Summen und Ein- und Ausfliegen der Bienen in ihrem Stocke ähnlich. Stimmen von Damen, lautes Lachen, heimliches Kichern der Alten, Rufe wie: Atout, Coeur, Treff, Paß an den Kartentischen, alles Dieses wurde in dieser hochvornehmen Gesellschaft hörbar, nichts fehlte außer — ungezwungenes Vergnügen, wahre Heiterkeit.

Einzelne Herren in mittleren Jahren schlichen wie Schatten bald hier, bald dorthin und schienen ebenso voll Leben wie ihre Klapphüte, die sie unter dem Arm trugen. Die Mütter der jungen Damen langweilten sich meist in irgend einem Winkel des Ballsaals, sperrten durch ihre Person alle Thüren und Durchgänge und folgten mit und ohne Lorgnets gierig den Bewegungen ihrer Töchter; andere, weniger neugierig, hielten wohl, nachdem alle Klatschgeschichten erschöpft, sitzend ein kleines heimliches Schläfchen in Erwartung des sicher luxuriösen Abendessens, während noch andere ihre Zeit damit verbrachten, ab und zu ein Gläschen Gefrorenes, Confect oder Limonade zu sich zu nehmen, das die aufmerksame Dienerschaft an die ehrwürdigen Matronen herumreichte.

Zwei bis drei Generäle gingen nebeneinander auf und ab und besprachen die heutige Revue oder den in der Zeitung erschienenen Artikel über den Einfluß der Sonnenscheibe, wobei der Eine behauptete, die Sonne werde unbedingt noch einmal die Erde zerstören, wogegen der Andere den Irrthum Seiner Excellenz zu verbessen suchte, indem er sagte: nicht durch die Sonne drohe der Erde Gefahr, wohl aber durch den Kometen, den Uranus. Die dritte Excellenz ging schweigend daneben und dachte vielleicht darüber nach, was sie wohl thun würde, wenn das Eine oder das Andere geschehe und wie und in welcher Form sie sich dem allerhöchsten Vorgesetzten vorstellen würde.

In einem andern Saale baten ein paar Damen einen Minister, einem armen jungen Manne eine Anstellung zu geben, was dieser auch versprach und zwar eine und dieselbe Stelle Beiden, in der Meinung, Beide bäten für einen und denselben jungen Mann, während doch Jede ihren eigenen Protégé hatte.

Neben einer noch halbjungen Witwe — entre deux âges — saßen ein Generaladjutant und ein junger Geheimrath und unterhielten sich von vergangenen Jahren.

„Erinnern Sie sich noch, wie wir in unserer Zeit zu tanzen pflegten, daß es eine Lust war!“

„Wie sollte ich nicht . . . Das war damals, Anno . . . als ich noch in Sie verliebt war.“

„Ja“, sagte der Geheimrath seufzend, „les jours se suivent et ne se ressemblent pas; traurig, wenn man die jetzige junge Welt ansieht. Keine Menschen, Fische sind's!“

„Fische?“ antwortete die Witwe, „vous êtes bien bon, nicht Fische, aber Austern, die jungen Männer sowohl als die Demoiselen.“

„Und um nichts sind sie klüger als wir, das ist das Betrübende bei der Sache“, warf der Generaladjutant ein. „Was hat man nicht von der jungen neuen Generation bei uns geschrieen! Da glaubte ich denn, sie werden Gott weiß wie gescheidt sein und habe ihnen Stellen über Stellen gegeben und — mich tüchtig verbrannt. Vorlaute, hochnasige, dumme und eitle Bengel, gleich beleidigt und, was das Schlimmste, zu nichts zu gebrauchen.“

„Das würde ich ihnen Alles verzeihen“, meinte die Dame, „aber, was das Schlimmste, sie haben keinen Begriff davon, was es heißt, lieben! ma parole d'honneur; gerade als ob sie aus einer andern Welt seien.“

Der General flüsterte der Dame etwas in's Ohr und lachte laut auf.

„Fi, quelle horreur! Das wäre doch zu arg, übrigens . . .“

„Sie können sich darauf verlassen. Ha ha ha! Uebrigens sind die jetzigen Frauen selbst schuld, sie haben keinen Tropfen Blut in den Adern. Erinnern Sie sich, Sénateur, wie wir einander liebten? c'était un drame et un charme! Gestehen Sie, nicht wahr, es verging kein Tag, wo Sie nicht glaubten, Sie würden mich endlich besiegen?“

„Ja, ja, ich gestehe es, Sie haben mir oft das Blut in Wallung gebracht, doch . . . die Zeiten sind vorbei . . .“

In einem andern Saale saß die Gräfin Trubetzkoi und unterhielt sich mit dem alten Fürsten Swetosarow, dem Oheim des jungen Muitischtschew.

„Écoutez, prince, lieben Sie mich oder lieben Sie mich nicht?“

„Versteht sich — nicht“, antwortete Swetosarow.

„Nun sehen Sie, das ist prächtig, das heißt also, Sie werden Alles, um was ich Sie bitte, thun?“

„Alles, außer Ihnen eine Liebeserklärung machen und mit Ihnen tanzen.“

„Nun, sehen Sie, comme ça se trouve bien, weder das Eine noch das Andere verlange ich von Ihnen. Ich verlange nichts, als daß Sie mich in diesen Tagen zu sich zu Mittag einladen, und zwar zugleich mit einem Menschen, den ich nicht ausstehen kann.“

„Mit Ihrem Manne vielleicht?“

„Nein, nicht mit ihm, wohl aber mit Ihrem Neffen.“

„Recht gern, aber ob er kommen wird, das fragt sich.“

„Sie sind doch sonst ein kluger Mensch und reden so naiv. Sie dürfen ihm nicht sagen, daß ich da bin.“

„So, also ein Complot?“

„Ja, ich will ihn bestrafen, ihn beschämen, daß er unhöflich gegen mich gewesen und — mich mit ihm versöhnen. Sie sehen, daß ich nicht so böse bin, wie man mich verschreit. Als Mann und noch dazu als Mann, der mich nicht liebt, müssen Sie mich beschützen.“

„Vollkommen richtig, Gräfin.“

„Hören Sie, au fond, was machen Sie hier eigentlich auf dem Balle?“

„Ich? Ich bin hier im Dienst meiner Schwester à faire les honneurs; übrigens mache ich es wie die Indier, die, um für ihre Sünden zu büßen, sich verurtheilen auf einem Beine zu stehen.“

Die Gräfin lachte laut auf. In diesem Augenblicke erschien der Sohn vom Hause, der junge Fürst Wsewolod Muitischtschew, im Saale. Seine alten Bekannten eilten mit Ah und O auf ihn zu.

„Gri-Gri! Gri-Gri!“ rief in diesem Augenblick die Gräfin dem vorübergehenden jungen General zu. Wsewolod erbebte, als er die Stimme der Gräfin erkannte, und wendete sich nach den anderen Zimmern hin. Sie nahm den Arm des Generals, den alle Welt Gri-Gri nannte und der niemand anders als der kaukasische Held Gregor Jurjew war, und ließ sich von ihm in den Ballsaal führen. Im Vorübergehen sagte sie der alten Fürstin Muitischtschew:

„Ich habe eben en passant Ihren Sohn gesehen, Fürstin, und bemerkt, wie Sie gar keine Gewalt mehr über ihn haben; eben erst kommt er auf Ihren Ball und ich wette, er wird nicht einmal tanzen.“

Die Fürstin schien über diese Worte betroffen und wendete sich sogleich nach den Zimmern hin, wo ihr Sohn verschwunden war. Die Gräfin warf ihr einen boshaft lächelnden Blick nach.

Die Mazurka war bereits in vollem Schwunge, als der junge Fürst Muitischtschew sicher auf Zureden der Mutter und um diese nicht zu beleidigen — war er doch so schon äußerst spät eingetroffen — zu einer jungen Dame trat, zwei Stühle heranschob und sich neben derselben setzte.

Eine Viertelstunde verging. Der Fürst war schon von vielen Damen zu Extratouren engagirt und schien einer der Helden des Abends. So stand er denn mitten im Saale und wartete, eine junge Dame an der Hand haltend, bis diese sich einen zweiten Cavalier zur Mazurka wählte. In diesem Augenblick trat der Cavalier der Gräfin Trubetzkoi, Fürst Gri-Gri, auf ihn zu, nahm ihn beim Arme und führte ihn auf die Seite.

„Mon cher“, sagte er ihm, „j'ai deux mots à vous dire.“

„Ordonnez!“ erwiederte Muitischtschew.

„Mich sendet die Gräfin Trubetzkoi en ambassadeur, um Ihnen mitzutheilen, daß sie die Ehre und das Vergnügen zu haben wünscht sich Ihrem geneigten Andenken zurückzurufen und Sie zu dem Zwecke einladen läßt, zu ihr zu kommen, mit ihr zu tanzen. Es ist mir dies um so gelegener, als ich weg muß und sie ohne Cavalier bleibt.“

Der Fürst schwieg einen Augenblick zu dieser in französischer Sprache gemachten Einladung.

„Eh bien?“ fragte der Fürst Gri-Gri und fuhr fort ironisch zu lächeln. Fürst Muitischtschew fühlte wie ihm das Blut zu Kopfe stieg.

„Sagen Sie der Gräfin“, erwiederte er gleichfalls französisch, „daß mit ihr zu tanzen ein Vergnügen ist, dem ich leider entsagen muß.“

Gri-Gri's Nasenlöcher fingen an sich wie in zurückgehaltenem Aerger eigenthümlich zu bewegen.

„Sie kommen vom Lande?“ fragte er.

„Ja, vom Lande, übrigens kann es Ihnen gleichgiltig sein, woher ich komme“, sagte Wsewolod mit einer gewissen Gereiztheit im Ton seiner Stimme.

„Hm, ich frage nur, weil ich mir erklären wollte, wie Sie sich erlauben einer Dame auf eine Weise zu antworten, wie wir es hier uns nicht erlauben“, erwiederte Gri-Gri mit scheinbarer Gutmüthigkeit.

„Sagen Sie der Gräfin, Fürst, und auch sich selbst, daß ich Niemandem gestatte, selbst ihren Verehrern nicht, mir eine Lection darüber geben zu wollen, was Lebensart heißt!“ rief mit wutherstickter Stimme Fürst Wsewolod.

„Sie mögen das morgen meinen Zeugen sagen, welche die Ehre haben werden, sich bei Ihnen zwischen zehn und elf Uhr einzustellen“, flüsterte

Gri-Gri dem jungen Fürsten in's Ohr und setzte laut hinzu, „also abgemacht auf morgen."

„Auf morgen", sagte Wsewolod und begab sich zu seiner Dame, bei der er sich seiner Abwesenheit wegen entschuldigte.

Mit Ausnahme der Gräfin Trubetzkoi hatte Niemand diese Scene bemerkt.

„Eh bien?" fragte die Gräfin.

„Eh bien, quoi?" antwortete Fürst Gri-Gri. „Rien du tout!"

„Haben Sie ihn provocirt?"

„Ich ihn provociren, Ihretwegen? Allez-donc!"

„Sie sind eine Schlafmütze und nichts weiter!" sagte die Gräfin ärgerlich, erhob sich rasch und ging gerade auf den Fürsten Wsewolod zu, der sich eben mit seiner Dame unterhielt.

„Mon prince", redete sie ihn an.

Der Fürst erhob sich, ein leichter Schauer lief über seinen Körper.

„Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mit mir zu tanzen?" fragte sie und sah ihm gerade in's Gesicht.

„Ich tanze nicht, Madame", antwortete er, ihren Blick ebenso starr und kalt erwiedernd.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, wendete sich die Gräfin rasch um und entfernte sich. Der Fürst aber setzte sich wieder auf seinen Platz. Der Krieg war erklärt, die Feindseligkeiten begannen.

General Gri-Gri hatte der Gräfin Trubetzkoi in einem tête-à-tête am folgenden Morgen beichten müssen, daß er den Fürsten Muitischtschew gefordert habe und ihm seine Secundanten noch heute senden werde. Kaum nach Hause zurückgekehrt, brachte ihm ein Diener derselben folgendes in Eile geschriebene Billet:

„Mein theurer Ritter, wahrscheinlich wird die Rede von einer Abbitte sein. Ich nehme nur eine vom Fürsten Muitischtschew in Person an und werde zwischen drei bis vier Uhr nur für ihn zu Hause sein. Ich wünsche jeden Scandal zu vermeiden, so lange es möglich. Ihre Freundin Trubetzkoi."

Der General theilte das Verlangen der Gräfin sogleich seinen Secundanten mit und diese versprachen, jene Bedingung festzuhalten. Als dann die Unterhandlungen mit den Secundanten des Fürsten Muitischtschew begannen, wurde diesen das Verlangen der Gräfin bekannt gegeben und betont, daß, falls der Fürst dasselbe nicht annehme, das Duell noch am selben Tage stattfinde und zwar auf der Krestowskyinsel und auf Stoßdegen.

Unterdessen bewegte sich die Gräfin Trubetzkoi in ihrem Boudoir in sehr gehobener Stimmung. Sie hoffte, die Secundanten würden es sicher dahin bringen, daß Fürst Muitischtschew zu ihr kommen und sie um Verzeihung bitte; das Uebrige, dachte sie, se fera de soi-même. Sie wollte ihn nur bei sich im Cabinet, Auge in Auge, gegenüber haben; für Alles, was daraus entstehen würde, glaubte sie einstehen zu können.

Um halb Zwei jedoch trat Fürst Gri-Gri's Kammerdiener mit einem Billet in ihr Cabinet. Hastig ergriff sie dieses und las zu ihrem Schrecken

„Schönste Gräfin, wir sind zu keinem Resultat gelangt, um zwei Uhr fahre ich, Sie wissen wohin, und wenn ich nicht wiederkehren sollte, behalte Sie mich in liebem Andenken.

Ihr Verehrer Fürst Gri-Gri."

Das Billet entsank ihrer Hand. Es war ein Donnerschlag, der sie getroffen hatte, Fürst Muitischtschew erhob sich in ihren Augen zu einem Giganten, einem Helden! Der Gedanke, er könne getödtet werden, goß Feuer in ihre Adern. Aber so ist die Natur des Weibes. Wetterwendisch und unberechenbar. Armer Gri-Gri, wenn er hätte sehen können, wie wenig er der Gräfin war, für welche er so unerschrocken und ritterlich vielleicht in den Tod ging, er würde sich selbst lächerlich und verächtlich vorgekommen sein.

Jetzt fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, „wenn Wsewolod getödtet werden sollte, so wird mein Name mit dem seinigen genannt werden, es wird heißen, für mich sei er gestorben, das soll mir eine süße Rache sein!"

Plötzlich aber veränderte sich ihr Gesicht wieder, ein neuer beunruhigender Gedanke stieg in ihrem Gehirn auf: „Dieses Duell", dachte sie, „kann aber meinem Rufe dort am großfürstlichen Hofe schaden, meine Stellung untergraben und . . ."

Im nämlichen Augenblicke schon saß sie an ihrem Schreibtisch, ergriff eine Feder und warf hastig ein paar Zeilen auf's Papier, in welchem sie Gri-Gri mittheilte, daß sie in alle Bedingungen des Fürsten Muitischtschew willige, nur wolle sie weder Duell noch Scandal. Diese Erklärung wurde rasch noch mit einigen Phrasen christlicher Liebe und Nachsicht durchspickt und zum Schluß die Empfehlung hinzugefügt, Alles möge das tiefste Geheimniß bleiben.

Nachdem sie diese Zeilen geschrieben hatte, befahl sie dem Kammerdiener, sie auf der Stelle dem Fürsten Gri-Gri zuzustellen, zu Hause, oder wenn er bereits fortgefahren sein sollte, ihm nachzujagen.

Sie sollte sich aber geirrt haben. Als ihr Bote erfahren hatte, Fürst Gri-Gri sei mit noch zwei Herren nach Krestowsky gefahren, eilte er zwar denselben nach, traf aber bereits den Fürsten Muitischtschew, umgeben von den Secundanten und seinem Arzte, mit durchstochenem Arm blutend auf dem Schnee liegen. Die Wunde erwies sich als nicht unbedeutend, der Blutverlust war stark, jedoch eine Lebensgefahr nicht vorhanden.

„C'est un fier coup d'épée", sagte Wsewolod, als Fürst Gri-Gri auf ihn zueilte. „Ein Glück, daß es die linke Hand ist, hier nehmen Sie jetzt meine rechte." Und damit reichte er diese dem General, der sie nahm und herzlich drückte. „Jetzt darf ich Sie auch bitten, der Gräfin meine Bitte um Verzeihung für meine Unart ihr gegenüber übermitteln zu wollen."

„Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen", antwortete Fürst Gri-Gri.

„Die Verwundung ist nicht bedeutend, bis zur Hochzeit heilt sie wieder", sagte der Arzt tröstend.

Dem Boten der Fürstin wurde gesagt, er möge der Gräfin mittheilen, ihr Billet sei zu spät gekommen; dann wurde Allen unverbrüchliches Schweigen über die Sache auferlegt und abgemacht, man solle sagen, der junge Fürst habe sich durch das Losgehen seines Gewehres auf der Jagd im Arm verwundet.

Trotz seiner Wunde, die ihn lange an's Bett fesseln und ihn dem Tode nahe bringen sollte, fühlte sich der Fürst doch unendlich glücklich; er glaubte endlich sein böses Schicksal, die Gräfin Trubetzkoi, versöhnt zu haben.

Bitterer Irrthum!

II. Ein Abend bei einer Löwin.

Die Fürstin Kikina wohnte in ihrem palastartigen, luxuriös eingerichteten Hause an der Newsky-Perspective. Bei ihr wohnte ihr Gemal, der Fürst Nicolai Iwanowitsch Skarjätin, ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, der im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten diente. Das Vermögen des Fürsten war nicht bedeutend, das der Fürstin dagegen sehr beträchtlich. Letztere bewohnte die rechte Seite des Hauses, ihr Mann die linke. In der Beletage befanden sich die Paradegemächer, über diesen lagen die Kinderzimmer. Der fünfjährige Sohn bewohnte vier Zimmer, drei waren für seine Spielsachen bestimmt, das vierte für ihn; für seine englische Wärterin waren zwei Zimmer, für deren Gehülfin eine hübsche Kammer eingerichtet. Die dreijährige fürstliche Tochter hatte ein Gemach weniger als ihr junger Bruder, das Brustkind und deren Amme wohnten gleichfalls in drei Zimmern. Bei dem jungen Fürsten befanden sich an Bedienung ein französischer Kammerdiener und ein kleiner Neger als Unterkammerdiener. Was diese bei ihm zu thun hatten, wußte eigentlich Niemand, es war nur bekannt, daß sie Beide zusammen hundert Rubel monatlich erhielten.

Ich bitte den Leser, sich nicht darüber zu wundern, daß ich von der Fürstin den Ausdruck gebraucht habe, „bei ihr" wohnte ihr Mann, statt zu sagen „ihr Mann und sie bewohnten . . ." In der vornehmen Welt machen die Löwinnen und deren Ehemänner ein ganz eigenthümliches Haus, sind eine ganz absonderliche Familie, bei der Alles ganz anders ist wie bei anderen Leuten. Eine jede Löwin hat nämlich stets eine bestimmte Anzahl von Cavalieren, die zu ihrem Haushalte, ihrem Gefolge gehören. Diese Alle beten sie an, sind ihre eifrigen (natürlich platonischen) Verehrer und zugleich, als intimste Hausfreunde, die gewöhnlichen Kostgänger des Hauses. Der Mann der Löwin gerirt sich nicht als eigentlicher Herr vom Hause, sondern mehr oder weniger als der erste, älteste dieser Cavaliere, die „bei ihr" wohnen oder vielmehr zu ihr gehören, er unterscheidet sich von den anderen Cavalieri Serventi nur durch das Privilegium seiner ehelichen Rechte an die Gattin; im Herzen theilt er zu gleichen Theilen mit den anderen Kostgängern oder Cicisbeos, ebenso wie in der Nutznießung des Haushalts. Je mehr Chic die Löwin besitzt, desto größer ist ihr Anhang, desto vornehmer sind ihre Verehrer und desto ungezwungener und freier ist deren Benehmen im Umgange mit der Löwin und ihrem Gemal, genirt man sich doch seiner Freunde wegen nicht.

Nicht selten erscheinen sie schon des Morgens zum Kaffee, dann um ein Uhr zum Frühstück, um sechs Uhr zum Diner, um zehn Uhr zum Thee, um ein Uhr des Nachts zum Abendessen und bleiben oft sogar des Nachts da, wälzen sich ohne Umstände, die Füße nach oben, auf den türkischen Divans oder der Couchette, sind auch in alle intimen Verhältnisse des Lebens der Löwin, ihres Mannes und der Kinder eingeweiht. Diese Fürsten und Grafen wissen auf ein Haar nicht nur ob und wann eine Vermehrung der Familienglieder im Anzuge ist, sie wissen, ich möchte sagen wie viel Socken der Mann, wie viele Jupons die Frau besitzt. Selbst das ganze Leben und Treiben der Dienerschaft, des Kammerdieners, der Zofen und was nur zum Hause gehört, ist ihnen auf's genaueste bekannt.

Kurz, alle Gefühle des Herzens, alle Gedanken des Verstandes, alle Empfindungen des Körpers theilen die Cicisbeos mit der Löwin, der sie

attachirt sind, und ihrem Gemal und finden in diesem aristokratischen Communismus eigener und ganz absonderlicher Art ihr vollständiges Glück.

In ganz ähnlichen Verhältnissen lebte auch die Fürstin Kikina (Alexandra) Skarjätin.

Es ist Abend; wir befinden uns im Cabinet des Fürsten. Auf dem großen türkischen Divan liegt die Fürstin selbst (auf diesen breiten und niedrigen Divans kann man nur liegend ruhen), ein wenig weiter, auf demselben Divan finden wir ebenso ausgestreckt Kikischa Bobin und Fürst Dudusch Gorbatschow (Kikischa bedeutet Victor, Dudusch Alexander), zwei mit dem Fürsten in gleichem Ministerium angestellte Collegen. An einem Kartentische sitzen vier Cavallerieofficiere und spielen Landsknecht; ein fünfter sitzt halb auf dem Schooß des vierten; ein kleiner Tisch daneben ist mit Madeira-, Cognac-, Chartreuse- und Naliwkaflaschen*) und mit kleinen vollen und leeren Spitzgläsern bedeckt. Der fürstliche Hausherr steht daneben und sieht dem Spiele zu. Am andern Ende des sehr geräumigen und hohen luxuriös eingerichteten Gemachs sitzen die jüngere Schwester der Fürstin und Elise Gagarin an einem Tische und betrachteten die prachtvollen Albums und Keepsakes; neben ihnen und um sie herum bemühen sich drei junge Cavaliere, ein Officier und zwei junge Diplomaten.

„Wie geht's, Bebus, gewinnen Sie?" fragt die Fürstin einen der Spielenden. „Bob, geh weg von dort, Du stehst mir im Wege, ich kann dem Spiel nicht folgen."

Der Mann der jungen Löwin, an den sich die letzten Worte richteten und dessen Name Nicolai man in Bob umgewandelt hatte, wich gehorsam beiseite und stellte sich an einen andern Platz.

„Ach, fragen Sie nicht", sagte Der, welchen sie Bebus genannt hatte, „jedesmal wenn Sie sich nur erkundigen, verliere ich, Sie bringen mir entschieden Unglück."

„Trink ein Gläschen Cognac", sagte der Hausherr, „das wird Dir Muth machen."

„Ach, ich habe schon zu viel getrunken", erwiederte der Spieler. „Doch schenk' ein, aber nicht Cognac, sondern Madeira. Eine vortreffliche Sorte, wo nehmen Sie ihn? Sie könnten mir wohl ein halbes Dutzend Flaschen davon verehren, Fürstin."

„Wenn ich mit Ihnen zufrieden sein werde, warum nicht; aber Bob, wie steht's denn mit Deiner Gesundheit? Fühlst Du Dich wohler?" fragte die Fürstin ihren Mann.

„Nun, es geht besser."

„Gottlob! Stellen Sie sich vor, dieser Narr hat sich's gestern einfallen lassen, sechs Dutzend Austern zu essen, dann noch zwei Hummer — es waren gerade frische angekommen — und dazu drei Flaschen Champagner getrunken; natürlich ist ihm das übel bekommen, aber es geschieht ihm schon recht. Ein anderes Mal wird er vorsichtiger sein."

„Ach ja, Mimischka fühlt sich auch unwohl", sagte der Fürst Dudusch.

„Wer?" fragte einer der Spieler aufhorchend.

„Nun, Mimischka."

---

*) Russische ausgezeichnete Beeren- und Fruchtliqueure, in deren Bereitung besonders Kleinrußland (Kiew) berühmt ist. Die Naliwka aus etwas angefrorenen Vogel- oder Ebereschenbeeren ist besonders aromatisch und wohlschmeckend.

„Wer ist denn das . . . Mimischka?"

„Nein, das ist hübsch", sagte Duduisch, „kennt der Mimischka noch nicht! Das ist ja die neue zweite Kammerjungfer der Fürstin, die kleine blonde Person mit der Stumpfnase."

„Ah, Die!"

Die Fürstin gähnte laut auf bei dieser sie wenig interessirenden Unterhaltung. „Warum kommt denn aber der Narr, der Gri-Gri nicht?" fragte sie. „Ihr seid ja Alle heute so langweilig. Bob, erzähle etwas."

Der Fürst setzte sich gehorsam vor sie hin.

„Aber etwas Geistreiches unter allen Umständen, hörst Du!"

Der Fürst zuckte die Achseln. „Chère amie, Du wirst nachsichtig sein müssen, denn geistreich ist man nicht par ordre du Mufti", erwiederte er.

„Wollen Sie, ich werde Ihnen eine kleine Klatscherei, un petit commérage tout petit, tout petit erzählen?" fragte Fürst Duduisch.

„Gott sei Dank", sagte die Fürstin, „doch Einer, der sich nützlich machen will! So füttere ich ihn doch wenigstens nicht umsonst! Nun, erzählen Sie . . ."

„Ich bin hinter ein kleines Geheimniß der Gräfin Penelope gekommen."

„Daß sie ihr Haar färbt und das Gesicht schminkt?" unterbrach ihn die Fürstin.

„Ja, aber die Art und Weise, wie sie es macht . . ."

„Sonst nichts? Und das nennen sie eine Neuigkeit? Le secret de Polichinel! Die ganze Stadt weiß das. Nein, Duduisch, Sie sind zu gar nichts mehr nütze, ich werde aufhören müssen Sie zu empfangen."

„Und ich werde Ihnen eine andere Neuigkeit derselben Art, nur von einem jungen Manne mittheilen", sagte jetzt der Hausherr; „stellen Sie sich vor, daß quelquesuns de nos intimes, junge Männer aus unseren Kreisen, sich Gesicht und Wimpern färben. Und noch dazu wer? tout ce qu'il y a de plus jeunesse. Da hab' ich selbst einen guten Bekannten, einen Collegen, charmant garçon in jeder Hinsicht, aber . . . Kikischa, entlauf' uns nicht, Freund", sagte der Fürst, indem er sich zu dem über und über roth gewordenen Fürsten Bobin wendete, „wer wird sich wohl selbst verrathen, ich sage ja nicht, daß Du's bist . . ."

Die Fürstin lachte laut auf.

„Aber Bobin!" sagte sie und blickte dem jungen Stutzer gerade in's Gesicht, um zu sehen, wie weit der dunkle Schatten, den er unter den Augen hatte, in Wahrheit künstlich hervorgebracht sei.

Zu Bobin's Glück servirte man in diesem Augenblick den Thee und Fürst Gri-Gri trat in's Gemach.

„Endlich!" rief die muthwillige Fürstin. „Gri-Gri, ich sterbe vor Langeweile, heitern Sie mich auf!"

„Erstens, Fürstin, bin ich heute nicht Gri-Gri, sondern tout bonnement gris", erwiederte der General und strich sich den Schnurrbart zurecht, „excusez le joki mot."

„Bitte, hübsch anständig, es sind junge Damen im Zimmer, meine Schwester und Elise Gagarin."

„Wie, Elise Gagarin bei Ihnen?" fragte Gri-Gei halblaut. „Ist's möglich?"

„Wie Sie sehen; ich habe mich mit ihr versöhnt und sie zu mir gebeten als Beweis, daß sie mir nicht zürnt."

„Wenn das ist, so leben Sie wohl."

„Wohin?"

„Ich bin wirklich etwas zu sehr aufgeregt, un peu trop gris pour des démoiselles", sagte der Fürst. „Ma parole!"

„Dummheiten! Wenn Sie nur wollen. Verstehen Sie sich zu beherrschen; ich bitte zu bleiben und sich anständig aufzuführen, wie sich's gehört."

„Princesse, ich gehorche."

„Mes démoiselles, wollen Sie uns nicht den Thee bereiten!" rief die Fürstin den jungen Damen zu, indem sie sich vom Divan erhob.

Diese begaben sich an den Theetisch.

„Wann wird Ihre Hochzeit sein?" fragte Fürst Gri-Gri Elise, nachdem er sie begrüßt hatte.

„Nächsten Sonntag", erwiederte diese.

„Wie, schon so bald?" rief Gri-Gri erstaunt, „das ist rasch."

„Und Sie sind zufrieden?" fragte die Fürstin Skarjätin.

„Wie sollt' ich nicht!" antwortete Elise.

„Sie werden natürlich ein Haus machen, bei sich empfangen?"

„Ich glaube nicht; ich denke wir werden uns auf's Land begeben . . ."

„Auf's Land, jetzt? — Das ist unmöglich", rief die Fürstin. „Mein Gott, wer zieht wohl jetzt auf's Land! Sie werden dort vor Langeweile umkommen."

„Das Fräulein wird ja dort mit ihrem jungen Manne zusammen sein", warf Gri-Gri ein, man wußte nicht, ob er ernsthaft oder nur ironisch sprach.

„Was will das sagen", rief die unerbittliche Fürstin, „wenn ich mit meinem Manne nur drei Tage allein, en tête-à-tête zusammen sein sollte, ich würde vor Verzweiflung sterben — jeder Mann wird mit der Zeit zur personificirten Langeweile."

„Bob, verbeuge und bedanke Dich", rief Gri-Gri dem fernstehenden Fürsten Skarjätin zu, „Deine Frau macht Dir das liebenswürdigste Compliment."

„Nein, ich kann es wirklich nicht glauben, daß Sie eine so prosaische Frau werden sollten. Ich bitte Sie, wenn Sie mich lieben, bleiben Sie hier in unserer Gesellschaft; Sie sehen ja, wie lustig sich's unter uns lebt — und überdies fehlen uns hübsche junge Frauen. Sie dürfen unbedingt Petersburg nicht so verlassen. Und was Ihren Mann betrifft, so muß der hier gefesselt werden, Sie müssen ihm eine Stelle hier bei Hofe ausfindig machen, ihn in den Dienst treten lassen."

„Comme vous y allez, sapristi, princesse de mon coeur", sagte Gri-Gri; „erst muß man ja doch wissen, wer das Regiment im Hause führen wird, ob der Mann, ob die junge Frau. Elisabeth Nicolaewna hat zwar Charakterfestigkeit, das ist unzweifelhaft, vielleicht aber opfert sie diese am Altar der ehelichen Liebe . . ."

„Vielleicht", sagte Elise schelmisch, „qui vivra verra"; es schien sie dieses Gespräch wirklich zu belustigen.

In diesem Augenblick wurde laut geschellt und in's Zimmer flog mehr als sie ging eine junge Dame in einem vierfachen Kleide, mit einer mindestens zwei Ellen langen Schleppe.

„On entre?" sagte sie. „Ich spreche nur auf einen Augenblick bei Dir vor, ma mie. Ah, welch eine Gesellschaft! Ich hoffe, ich störe Niemanden?"

Die Spielgesellschaft blieb ruhig am Tische sitzen, ohne sich um die Eingetretene zu bekümmern.

Es war die Gräfin Karlo-Wolchowskoi.

„Darf ich Dir eine Tasse Thee anbieten?" fragte die Frau vom Hause.

„Theewasser! horreur! Du weißt ja, daß ich nie Thee trinke; ein Gläschen Chartreuse, aber nur süßen, kannst Du mir geben, das werde ich nehmen. Puh, wie ich müde bin! Rathe einmal, woher ich komme!"

„Aus der italienischen Oper wahrscheinlich."

„Ich! . . . vous n'y êtes pas, ma chère, Du verstehst auch nie zu rathen. Nein, aus der russischen Oper! Stell Dir vor, mein Mann, der Esel, hat mich verleitet mit ihm dahinzufahren, er versichert, daß „Askold's Grabhügel" ein chef doeuvre, ein classisches Product sei! Und ich Närrin bin so dumm und glaube es ihm. Jämmerliches, langweiliges Zeug! Dafür aber fahre ich jetzt, mich zu trösten, zu den Liubowsky's, wo beim Souper die Zigeuner singen werden!"

„So! ach die böse Person! ein Souper mit Zigeunern — und mich hat sie nicht eingeladen! Na wart', das werd ich schon bezahlen!" sagte die Fürstin Skarjätin.

„Ich bin en passant bei Dir vorgefahren, ma mie, weil ich Deine Meinung hören möchte. Zu Grün, weißt Du, vert d'eau oder so ungefähr, paßt da wohl Rothorange oder nicht? Mademoiselle Lisette, die Putzmacherin, behauptet es passe zu einander, ich meine aber nicht. Morgen ist Ball bei Hofe und ich habe noch kein Kleid fertig. Sie da, meine Herren Spieler, oder nein, die verstehen von dergleichen nichts; Bob, kommen Sie einmal her!'

Der Herr vom Hause trat näher.

Die Gräfin trug ihm ihre Verlegenheit vor.

„Ihre Meinung?" fragte sie.

„Mon opinion, Comtesse", sagte er mit der Miene eines angenehmen Diplomaten, „la voici, was Sie da proponiren ist haarsträubend häßlich; aber Jemandem, der, wie Sie, die Quintessenz des Schönen und Graziösen ist, wird auch das Häßlichste entzückend schön stehen, denn es wird Sie noch schöner machen — si c'est possible!"

„Nun, eine echte Diplomatenantwort", erwiederte lachend die Gräfin; „schade, daß ich kein Geld bei mir habe, um Ihnen als Belohnung ein pour-boire anzubieten. Sie da, meine Herren Cavaliere", wendete sich die Gräfin an die anderen am Tische Sitzenden, „was sagen Sie?"

„An Duduisch wende Dich", fiel die Fürstin Skarjätin ein, „der versteht noch am meisten von Damenputz, besonders seit der Zeit, daß er der französischen Putzmacherin nachläuft."

„Ich weiß nicht", hub sich etwas zierend der Fürst Duduisch Gorbatschow an, „mir aber scheint, die Farben würden wohl zu einander passen. Ich erinnere mich, wie die Fürstin Bibisch auf dem letzten Hofball ein orangefarbenes Unterkleid anhatte, darüber un demi par-dessus von grünem Atlas und an beiden Seiten die Garnituren, die so zusammenfielen — Duduisch erhob sich und zeigte die Zeichnung der Garnitur an sich selbst — waren vierfarbig, in Gestalt kleiner Festons, schwarz, roth, gelb und weiß."

„Ei, Duduisch, Sie sind ja ein ganzer Professor der Akademie weiblicher Moden!" sagte die Gräfin, „nur schade, daß ich mir ein solches Costüm nicht machen kann."

Benedict de Spinoza.
(† 21. Februar 1677.)

„Warum nicht, Gräfin?"

„Warum nicht? Parbleu, weil die Fürstin Bibisch ein solches an hatte und ich nie etwas nachahme. Hübsch oder häßlich, aber ich will in Allem nur Original sein, keine Copie."

Während die Löwinnen ihr interessantes Gespräch über Moden führten, unterhielten sich Fürst Gri-Gri und Elise auf eine ganz andere Weise.

„Sehen Sie, Elisabeth Nikolaewna, Sie müssen mir heute schon erlauben, recht aufrichtig gegen Sie zu sein", hub Fürst Gri-Gri an, „um so mehr, da mich heute Nachmittag schon eine so dumme Stimmung übermannt hat, wie sie mir bisher nie vorgekommen und der ich mich bis jetzt nicht entschlagen kann; ein Kummer und eine Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich thue mir so leid, daß ich meinem Leben ein Ende machen könnte — und das passirt mir zum ersten Male, so lange ich denken kann. Ich habe Ihren Bräutigam bereits verwünscht . . ."

„General, halten Sie ein, was sagen Sie, meinen Wsewolod? und wofür das?"

„Nun . . . und wär's auch nur dafür, daß er in jenem unglückseligen kleinen Duell, wo ich ihn im Arm zu verwunden so unglücklich war, mir nicht, da ich doch zu seiner Verfügung stand, das Lebenslicht ausgeblasen hat! Ein nichtsnutziger, schädlicher Mensch wäre weniger auf der Welt gewesen . . ."

„Wodurch sind denn Sie schädlich? . . . Daß Sie ein sonderbarer Mensch sind, das weiß ich . . ."

„Ach, Elisabeth Nicolaewna, Sie wissen nicht, können auch gar nicht begreifen, inwiefern ich ein schädlicher Mensch bin; das ist nichts für Sie und — ein ganzes inneres Drama. In der Welt, wenn man von mir spricht, heißt's zuweilen: Gri-Gri — c'est un méchant drôle, mais il a de l'esprit, und ich selbst, wenn ich mit mir rede, muß oft gestehen, ja, ja Gri-Gri, die Leute haben Recht, Du bist ein méchant drôle! . . . Sehen Sie, und dann wird mir so weh zu Muth, daß ich mich in den Kaukasus zurück oder nach Turkestan, den Turkmenenkugeln gegenüber, wünschen möchte . . . Verstehen Sie mich?"

„Nein, Fürst, ich verstehe diesen Zustand nicht, eins aber kann ich Ihnen sagen, ich bedaure Sie innig, wenn ich Sie auch nicht begreife. Sie thun mir leid, ich möchte Ihnen gern bei Ihrer moralischen Besserung beistehen, darf ich?"

„Ich wage es kaum zu hoffen . . . Sollten Sie wirklich die Besserung eines Menschen, wie ich bin, noch für möglich halten, Sie wären die erste Frau, die mir von dieser Seite käme."

„Vielleicht beurtheilen Sie sich zu streng, Fürst?"

„Ach nein, ich weiß, daß ich weiter nichts als ein mauvais sujet in Generalsepauletten bin, ein Roué, der einer reinen Seele keine wahrhafte Theilnahme einflößen kann. Die Zahl der Frauen, die mich soi-disant liebten, ist Legion, noch aber habe ich keine einzige gefunden, die wirklich ehrliches Bedauern mit mir gehabt hätte. Cette femme n'est pas née und Gott sei Dank!"

„So haben Sie unter all' den Frauen keine einzige wahrhafte, uneigennützige Freundin gefunden?"

„Seit mir vor vielen Jahren eine liebe, liebe Schwester in der Blüthe

ihrer Jahre entrissen wurde, keine einzige; meine Mutter starb als ich geboren wurde."

„Fürst, glauben Sie wohl an reine Freundschaft ohne niedere Nebenabsichten? Wenn das, so biete ich Ihnen meine Freundschaft an, ich will versuchen Ihnen die Schwester zu ersetzen, Ihre Besserung übernehmen, wollen Sie?" sagte Elise ernsthaft und sich hinreißen lassend.

„Nein, Elisabeth Nicolaewna, ich kann und will nicht; Sie sind noch zu jung und — Ihnen ist's jetzt doch nicht um mich zu thun", sagte Gri-Gri ernsthaft, stand auf, setzte sich an den Flügel und spielte einen Walzer, denselben, welchen er zuerst auf dem letzten Balle mit ihr getanzt hatte.

„Sonderbarer Mensch!" dachte Elise. Eine innere Stimme aber flüsterte ihr zu, er habe wohl recht, wenn er sich einen schädlichen, gefährlichen Menschen nenne, den man besser vermeide und fern von sich halte.

Sie fühlte sich erleichtert, als ob eine schwere Last von ihrem Herzen genommen sei, als in diesem Augenblick ihre Mutter in's Zimmer trat, sie mit sich nach Hause zu nehmen.

Gri-Gri hatte bereits das Zimmer verlassen, als sie Abschied nahm.

(Schluß folgt.)

Aus den „Memoiren einer Idealistin".

Von **Julius Duboc.**

Tritt auf, tritt auf in blanken Waffen,
Tritt auf, mein Geist, und werde frei!
Es gilt noch mehr zu schaffen,
Als einen Liebesmai.

Es ist jetzt über ein Vierteljahrhundert her, daß ich die Verfasserin des in der Ueberschrift erwähnten Buches diese Strophe aus einem Geibel'schen Liede singen hörte.

Es war ihr Lieblingslied und wenn ich sie vor mir sitzen sah, die noch mädchenhaft jugendliche zarte Erscheinung mit dem schwärmerischen Zug der Hingebung, der aus dem blauen Auge leuchtete, trotzdem dasselbe schwach und angegriffen war, so fand ich etwas ungemein Rührendes in ihrem Anblick. Es war mir, wenn auch nur oberflächlich, bekannt geworden, daß sie sich schon seit längerer Zeit von ihrer hocharistokratischen Familie geschieden hatte und, ganz im Sinne der geistigen Strömung jener Tage, ohne nach rechts oder links zu blicken, sich eine Selbstständigkeit als Mitarbeiterin am großen Zukunftsbau der Menschheit, wie ihn die damalige Demokratie entworfen, zu gründen versuchte. Ich wußte außerdem, daß ein innerster Zug der Sympathie — war es Liebe, war es die Gemeinschaft gleicher geistiger Strebensziele? — sie nach dem kleinen nordischen Badeort geführt hatte, an dem wir uns trafen — es war die Wasseranstalt Stuer in Mecklenburg — und daß diese Sympathie sich auf eine Person bezog, die auch auf mich durch den Adel ihrer Erscheinung wie durch das schwere Geschick eines unheilbaren Leidens bei aller Jugendfülle der Kraft einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Der frühverstorbene Theodor Althaus, der an den Kämpfen des Jahres 48 einen lebhaften Antheil namentlich als politischer Schriftsteller genommen, ist es, der hiermit gemeint ist. Gründe genug, um mein Interesse für die junge, von einem Hauch des Geheimnißvollen umwobene Dame lebhaft anzuregen und mir es wünschenswerth zu machen mit ihr in Beziehung zu treten und ihr irgend welche huldigende Spenden darbringen zu dürfen. Diese Spenden waren sehr harmloser Natur, sie entsprachen aber am besten der Situation, in der wir uns gegenseitig befanden und meinen noch sehr jugendlichen, kaum an das Jünglingsalter streifenden Lebensjahren: ich diente meiner Freundin als Vorleser, da ihr Augenlicht durchaus der Pflege, d. h. des Ausruhens bedurfte und in den Freistunden streifte ich in Wald und Busch umher und sammelte Haselnüsse, ihre Lieblingsfrucht. Mit Beute beladen suchte ich sie alsdann auf ihrem Balcon auf, der eine anmuthige Aussicht über den meilenlangen, von schönen Buchenwaldungen umrahmten See gewährte und manche liebe Stunde haben wir da gesessen, sie ihr Portiönchen Haselnüsse verspeisend, ich bemüht, den kargen Imbiß durch meine Vorleserkünste zu würzen.

Wie lebhaft tritt mir diese ferne Vergangenheit vor die Seele, jetzt, da ich die Feder ansetze, um den Lesern des „Salon" Rechenschaft über das seltene Buch abzulegen, das die Ueberschrift erwähnt. Selten, aus vielen Gründen darf man es so nennen. Die Lebensschicksale, die es erzählt, sind seltene, die Begegnungen, die uns vorgeführt, die Personen, mit denen wir bekannt gemacht werden, repräsentiren in seltener Vollständigkeit die bekanntesten Namen der Bewegungspartei aus dem Jahre 1848 und greifen noch über diesen Kreis hinaus; die Art der Einwirkung, welche die Verfasserin in der Innerlichkeit ihrer tief angelegten Natur durch diese Begegnungen selbst erlebt, ist eine eigenartige, die weitab von der Heerstraße der Alltäglichkeit liegt, und endlich ist auch ihr Charakterbild ein seltenes. Reinheit und Treue in einem Empfinden, das zeitlebens das Seinige immer im Anderen, in dem Interesse und der Hingebung für Zwecke, die zunächst nicht die ihrer eigenen Person waren, sucht, dieser Zug eines verklärten weiblichen Gemüths ist eigentlich der hervorstechendste ihres Wesens. In dieser Reinheit und Treue findet sie die Kraft der Seele, welche eine schwache Leibeskraft stählt in schweren Prüfungen und in einem aufreibenden Kampf wider mannigfaltiges Ungemach. Durch alle Lebensnoth hindurch klingt ihr immer der eine Ruf wieder: „Tritt auf in blanken Waffen, mein Geist, und werde frei." Dieser Drang, vom Irrthum frei zu werden und in diesem Befreiungsact sich zu läutern, beseelte sie mit derjenigen Wärme des Liebens und Lebens, von der Althaus in einem seiner Gedichte mit tiefer Empfindung sagte:

„Du bist das Leben, das ich liebe,
Deß' Athem noch die Brust erquickt,
Wenn sie im öden Weltgetriebe
Wie in versenkter Luft erstickt."

In meiner letzten Schrift („Das Leben ohne Gott", Hannover, Rümpler 1875) habe ich bei Untersuchung der Frage, was man eigentlich unter dem unserer Zeit so häufig schuld gegebenen „Materialismus" zu verstehen habe, als das geistig wirksame Princip desselben die geschwächte Ueberzeugungskraft" bezeichnet. „Es giebt nichts Idealeres", heißt es dort am Schluß einer längern Auseinandersetzung, „als die Ueberzeugung. wenn dieselbe — vollständig rein und von allen Nebenwirkungen abgesehen — eine Macht darstellt, welche den Menschen in seinem Thun und Lassen mit zwingender Nothwendigkeit bestimmt. Nur dem Liebesgefühl kann für eine bestimmte, kurz bemessene Frist der Anspruch auf eine gleiche ideale Geltung im Leben des Menschen zuerkannt werden. Kraft der Ueberzeugung ist daher ohne weiteres soviel wie Kraft des Idealismus, und geschwächte Ueberzeugungskraft deckt sich mit seinem Gegensatz, dem Materialismus." In diesem Sinn vor Allem verdient nun die Verfasserin die Bezeichnung einer „Idealistin". Ihr Lebensinhalt und Lebenskampf ist in jeder Phase das Ringen der Ueberzeugung gegen die Mächte, welche derselben den Weg verlegen möchten und i die freie Entfaltung zu wehren bemüht sind. Aber dies allein würde nic genügen, ihren Aufzeichnungen die Anziehungskraft zu sichern, welche dieselbe auf die meisten Leser sicher ausüben werden. Was das Interesse so sehr w sentlich erhöht, ist der Umstand, daß die Anschauung, die sie frühzeitig in si ausbildet und die bald als erworbene Ueberzeugung von ihrer Seele völli Besitz nimmt, überall den Namen der Zeitideen in sich aufgenommen ha daß ihre Ueberzeugungen sich mit denen eines großen und bewegten Zeita

schnittes im Wesentlichen decken, daß sie die stürmischen Wallungen der revolutionären vierziger Jahre, wie sie sich namentlich in Deutschland gestalteten, lebhaft in sich individualisirt, aber doch nur so, daß die Individualität von dem Allgemeinen sein Gepräge empfängt und scharf in sich zum Ausdruck bringt.

So hat ihr Leben, ohne sich weit über die private Sphäre des Einzelnen auszudehnen, der in den Kampf der Zeit weniger eingreift, als daß er ihn an sich erfährt und erlebt, doch immer einen historischen Hintergrund. Wir sehen ein Lebensschiff vor uns, das mühsam seinen Cours auf stürmisch bewegtem Meer zu halten sucht, und uns bewegt nicht allein dies Schauspiel, sondern der Anblick des Meeres selbst, denn die aufgeregten Wogen, in denen es vor unseren Blicken rollt, sind eben der Wellenschlag unserer eigenen Zeit und einer Periode, die, obgleich scheinbar abgeschlossen, mit ihren letzten Schwingungen bis in die Gegenwart hineinreicht. Und noch eins ist gerade für diese Seite der „Memoiren“, insofern dieselben also ein Zeitbild darstellen, nicht zu übersehen. Eine Frau hat dieselben geschrieben. Der Vortheil ihrer natürlichen Stellung beruht darin, daß sie den Verhältnissen und Personen gerade nahe genug tritt, um von jeder derselben ein Spiegelbild in sich aufzunehmen, aber nicht so nahe, um, in das eigentliche Handgemenge der Partei und ihre verwirrenden Beziehungen verflochten, eine gewisse Objectivität der Betrachtung und Auffassung einzubüßen. Fehlt es auf diese Weise auch an Coulissenblicken in die intimeren Beziehungen der Vorgänge, welche sich um die Emigration 48 in politischer Beziehung im Ausland entspannen, so gereicht dies doch dem Charakterbild der vielen uns vorgeführten Persönlichkeiten schwerlich zum Nachtheil und ist noch die Frage, ob ein näher Betheiligter im Stande gewesen wäre, eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle zu üben, wenn sie in diesem Buche, in dem kaum jemals der politische Ton anklingt, uns in erfreulicher Weise entgegentritt.

Kehren wir von dem an das Allgemeine sich anlehnenden und ihm ihre Bedeutung entlehnenden Inhalt der „Memoiren“ zu ihrem individuellsten Lebensgehalt zurück, so kann man in Bezug auf die ersten beiden Bände sagen, den ersten füllt die Liebe, den zweiten die Freundschaft aus. Wie beides sich im Leben der Verfasserin, bedingt sowohl durch ihre eigene Persönlichkeit, wie durch die in ihr Leben verflochtenen Personen, gestaltet, liegt in ihnen ein tragisches Moment. Namentlich die Geschichte ihrer Herzensbeziehungen zu ihrem Jugendfreunde Theodor Althaus wird man nicht ohne innigste Antheilnahme lesen können. Die Tochter eines vornehmen Hauses — ihr Vater war zur Zeit der Julirevolution kurhessischer Minister — umgeben von Glanz, Reichthum und all' jenen gesellschaftlichen Vorzügen, die in ihrer Vereinigung das Leben der bevorzugten Stände vor Stößen zu bewahren und den Lebenspfad anmuthig zu gestalten geeignet sind, wird sie durch die grüblerische und tiefbohrende Anlage ihres Wesens gleichwohl schon in frühester Jugendzeit den zwiespältigsten Eindrücken und wahren Seelenconflicten überantwortet. Ueberaus charakteristisch ist die Schilderung der Confirmation und des ersten Abendmahls, dessen sie, bewegt von ersten Zweifelsanwandlungen, sich unwürdig erachtet und wobei die Formel: „Wer unwürdig isset von diesem Brod, der isset sich selbst zum Gericht“ ihr zum Mark und Bein erschütternden Posaunenton des Gerichtes wird.

„Ich näherte mich dem Altar mit niedergeschlagenen Augen, die äußere

Welt war mir verschwunden. Ich erwartete das Mysterium des Kreuzes, das Leben im Tode, im Glanze himmlischer Glorie vor mir zu sehen. Ich empfing das Brod aus den Händen meines Lehrers und hörte die Worte: „Nehmet und esset, dies ist mein Leib ꝛc." Aber in meinem Innern ging keine Wandlung vor, kein Mysterium wurde mir offenbar, kein Gott war da, mich in die Herrlichkeit des Himmels, in die Reihen der Erwählten einzuladen! Ich war verworfen, verurtheilt für ewig! Wie ich nach Hause kam, wie ich das Elend dieses Tages überlebte, wie es mir gelang, mein tiefes Leiden den Augen meiner Familie zu entziehen, ich weiß es nicht. Ich weiß nur noch, daß die unschuldigen Augen meiner kleinen Nichten, die ich unendlich liebte, mir zu sagen schienen: „Was willst Du, verlorener Engel in unserm Paradies?"

Wenn es bei den meisten Anderen eine vorübergehende Anwandlung gewesen war, bald übertönt von den rauschenden Accorden der Freude, der Jugend und der Genüsse, die ihr jede Stunde bieten konnte, so war es bei der jungen Schwärmerin ein Ereigniß, welches sich in tiefen Spuren ihrem Gemüthsleben eingrub. Zwar schied es sie zunächst nicht vom religiösen Glauben, aber es verursachte doch einen Riß, den sie nicht auszufüllen vermochte und der sie mit noch inbrünstigerm Sehnen als vorher nach der Offenbarung einer neuen Weltanschauung umherblicken ließ. Ein eifriges Studium der Kunst in den nächstfolgenden Jahren, das sie zu ihrer eigenen Ausbildung in der Malerei unternahm, führte sie tief in die Welt des Schönen ein und bannte für immer den den Sinnen feindlichen Geist der christlichen Ascetik, dem sie im treuen überzeugten Streben eine Stätte bei sich zu bereiten gesucht hatte. In diese Gemüths- und Geistesstimmung fällt die Berührung mit Theodor Althaus, der sofort den tiefsten Eindruck auf die Verfasserin machte. Althaus war der älteste Sohn des obersten Geistlichen in Detmold (wo die Familie der Verfasserin, nachdem der Vater aus dem kurhessischen Staatsdienst geschieden war, ihren Wohnsitz genommen hatte); er hatte Theologie studirt und begegnete der Schülerin seines Vaters zunächst auf der Kanzel, die er, während der Universitätsferien im elterlichen Hause verweilend, an Stelle seines Vaters bestiegen hatte. Dem suchenden Herzen der nach einer Verkündigung des Ideals schmachtenden Phantasie der Verfasserin erschien er „als der inspirirte Prophet einer neuen Wahrheit". „Da war nicht" — so schildert sie in den Memoiren den ersten Eindruck — „die sentimentale Moral, noch die steife, kalte Unbestimmtheit der protestantischen Orthodoxie wie beim Vater. Das war ein jugendlicher Bergstrom, der einherbrauste voller Poesie und neuer belebender Gedanken. Das war die reine Flamme einer ganz idealen Seele, gepaart mit der Stärke einer mächtigen Intelligenz, die der schärfsten Kritik fähig war. Das war ein junger Herder, welcher, indem er das Evangelium predigte, die höchsten philosophischen Ideen zur Geschichte der Menschheit entwickelte. Ich war auf das Tiefste und Glücklichste bewegt."

Was unter solchen Voraussetzungen eintreten mußte, trat ein und ist seinem Ergebniß nach selbstverständlich, ohne daß ich den Verlauf im Einzelnen, den der Leser in den „Memoiren" selbst verfolgen möge, zu berichten brauchte. Die empfängliche und zu jedem Aufschwung gerüstete Seele der Verfasserin folgte dem Adlerflug ihres neuen Freundes, wohin immer er sie trug. Sie brach wie er selbst mit allen traditionellen religiösen Vorstellungen, sie setzte das Menschheitsideal an Stelle des Gottesideals, den

Glauben an die Zukunft des Götterreichs auf Erden an Stelle des Himmelreichs, sie vertauschte die Ewigkeit des Fortwirkens in dem Kreislauf der Erscheinungswelt mit der Ewigkeit der persönlichen unsterblichen Fortdauer, sie democratisirte ihre politischen Anschauungen, sie erkannte es für Pflicht entsagend mitzuwirken und zu kämpfen für das Befreiungswerk, dessen Vorboten wie Sturmvögel unruhig in der Luft umherflatterten. Schwere Zeiten folgten, Kämpfe in der Familie und mit ihren Standesgenossen, die zuerst nur zweifelnd und naserümpfend, dann abweichend und entrüstet, endlich voll Empörung dem „Scandal“ zuschauten, waren unausbleiblich. Das Jahr 48 trieb vollends alle Gegensätze auf die Spitze, an ein Ausgleichen war nicht mehr zu denken. Die junge Aristokratin war eine Ausgestoßene in dem eigenen Verwandtenkreise, dem sie mit eifersüchtiger Zärtlichkeit zugethan war, in der Gesellschaft, der sie durch Geburt und Erziehung angehörte, in der Umgebung, die trotzdem ihre Ansprüche auf sie behauptete. Für all' das Leiden, das hierin lag, und das noch durch den Tod des geliebten Vaters verschärft wurde, gab es nur einen Ersatz, das neue Geistesleben, das der Verfasserin durch Althaus als ein Geschenk aus Himmelshöhen zutheil geworden war und das Gefühl, das sie mit diesem verband und das sie hoch über alles Erdenleid in den Schooß der Liebe gebettet hatte. Daß auch dieser Stern erbleichen konnte, daß das unbewegte Vertrauen, das sie nach dieser Seite hin gehegt und das für ihre Auffassung Eins war mit dem Glauben an die Freiheit, der sie sich gewidmet, erschüttert werden und daß sie das in demselben Augenblick treffen mußte, als sie, allein und gemieden, mehr wie je der Stärkung bedurfte, die von dort aus auf sie herniedergestrahlt hatte, das war daher eine so harte, erbarmungslose Prüfung, ein so vernichtender Sturm, wie er nur überhaupt über ein Menschenherz hereinbrechen konnte. Und wohl mochte die Verfasserin in der Schilderung jener Leidenszeit, als ihr die Gewißheit geworden war, daß das Herz ihres Geliebten sich von ihr gewendet, sagen: „In der Nacht, als ich allein war, fing ein Kampf zwischen Tod und Leben in mir an. Mein Herz schlug, als wollte es seine Bande sprengen, und der Tod wäre mir eine willkommene Erlösung gewesen. Endlich aber hörte ich, wie schon oft in meinem Leben, eine Stimme aus der Tiefe meiner Leiden herauf, die mir sagte: „Sterben wollen, um nicht mehr zu leiden, ist Schwäche. Lebe für das Ideal, um das Gute in Dir und um Dich her zu vollbringen. Und als der Tag kam, hatte ich das Leben mit seinen harten Consequenzen auf's neue auf mich genommen, aber es schien mir, als wäre ich nicht mehr ich selbst. In solchen Nächten wie die, welche ich verbracht hatte, entscheiden sich die Geschicke der Menschen. Wenn der Mensch siegreich daraus hervorgeht, so ist es um auf ewig ein Diener, ein Kämpfer der Idee zu sein.“

Ich habe an einer andern Stelle eine psychologische Kritik des zwischen der Verfasserin und Althaus bestandenen Verhältnisses zu geben versucht und ebenso eine Würdigung des Verhaltens des letzteren, als er seine Neigung einem andern weiblichen Wesen zuwandte. Ohne gegenwärtig in jene Analyse abermals eintreten zu wollen, die hier nicht am Platz sein würde, kann ich doch nicht umhin, diejenigen meiner Leser, die sich dafür interessiren, auf den Abschnitt „Vom wahren und falschen Ideal“ in meiner Schrift: Die Psychologie der Liebe (Hannover, Rümpler 1874) zu verweisen und ich fühle mich dazu um so mehr veranlaßt, als meine Beurtheilung in einigen wesent-

lichen Punkten von dem Eindruck, welcher sich in der Seele der so schwer Verletzten ausgebildet, abweicht, ich aber diese Abweichung hier nicht begründen kann. Die Consequenzen der von der Verfasserin betretenen Bahn entrollten sich Schritt für Schritt. Eine Scheidung von der Familie war unvermeidlich geworden und sie wurde vollzogen. Die nächste Zeit finden wir sie in Hamburg in der damals von Karl Fröbel geleiteten Hochschule für das weibliche Geschlecht, der sie sich, nachdem der Plan in Amerika eine neue Zukunft zu gewinnen an dem W.derstand der Mutter gescheitert war, mit voller Hingebung widmete. Die Sphäre ihrer Thätigkeit erweiterte sich noch durch den Eintritt in die völlig demokratisch constituirte Gemeinschaft der freien Gemeinde, ein Schritt, den die Verfasserin unbedenklich vollzog, obwohl sie dadurch eine ihr gesicherte materielle Unabhängigkeit völlig einbüßte, da sie sich der Anwartschaft auf eine Stelle in dem ersten und reichsten adeligen Fräuleinstift des Landes, die ihr der Fürst einst geschenkt, begab. An die der freien Gemeinde gewidmeten Bestrebungen schloß sich bald eine practische Thätigkeit für die Gründung einer confessionslosen Gemeindeschule und auf dem Gebiet des Armenwesens, aber die hereinbrechende Reaction knickte später Alles, was hier an gesunden Blüthen emporzukeimen schien, mit einem Schlage, indem sie die freie Gemeinde aufhob. Noch ehe dies geschehen, wurde aber in Folge der Ungunst der äußeren Verhältnisse auch die Hochschule geschlossen, die immerhin als ein sehr bemerkenswerther, in reinem Geist geleiteter Versuch auf diesem Gebiet ein Andenken verdient, und der Thätigkeit der Verfasserin nach dieser Richtung hin also ein Ziel gesteckt. Dem schweren Schlag, der dieselbe dadurch ereilte, gesellte sich noch ein schwererer, persönlicher hinzu. Althaus war bald nach dem Scheitern der revolutionären Bewegung unter die Anklage des Hochverraths gestellt und zu dreijähriger Festungshaft verurtheilt worden. Nach eineinhalb Jahren begnadigt, hatte er sich das Gefängniß verlassen, war dann in Hamburg, wo er eine Stellung zu gewinnen versucht hatte, ausgewiesen worden und ging nun unter rascher Zunahme seines unheilbaren Leidens einer frühzeitigen Zerstörung entgegen. In Gotha, wo er einsam und vergessen im Hospital lag, hatte ihn die Geliebte seiner ersten Jugendzeit wieder aufgesucht und, herzbrechenden Schmerzes voll, ihm einige Linderung zu verschaffen versucht. Die Beschreibung dieser Episode ist eine der melancholischsten Partien dieses Buches. Dann hatten die übernommenen Pflichten sie wieder von seiner Seite gerufen, er war allein zurückgeblieben und eines Tages war sein Tod gemeldet worden — der längst vorbereitete und doch völlig niederschmetternde Schlag war gefallen. Althaus war völlig allein gestorben. Er hatte Niemanden rufen lassen, denn Niemand sollte Zeuge seiner Leiden sein Seine Auflösung war übrigens, wenn anders dem Zeugniß der „Memoiren“ zu trauen ist, sanft gewesen. Am Morgen seines Todestages hatte er zu der Wärterin gesagt: „Wenn der Arzt mir heute nicht hilft, so ist dies mein letzter Tag.“

Der Arzt, so wird in den „Memoiren“ weiter berichtet, war gekommen hatte aber gar keinen Grund zu unmittelbarer Besorgniß gefunden. Zu Zeit des Sonnenuntergangs hatte Althaus alsdann seine alte Wärterin gebeten, ihn in den Lehnstuhl zu setzen, den ihm die Verfasserin bei ihrem letzten Besuch geschenkt, er hatte unverwandt in die untergehende Sonne geschaut und war mit ihr geschieden, schmerzlos und ohne Kampf.

Nicht lange nachher hatte ich eine zweite persönliche Begegnung

der Verfasserin. Es war in Berlin, wohin sie sich von Hamburg begeben hatte. Sie wohnte auf dem Monbijouplatz bei einer Freundin in einem reich mit Kunstgegenständen ausgestatteten Gemach, das der verstorbenen Romanschriftstellerin Frau von Paalzow als Arbeitszimmer gedient hatte. Ich fand sie blaß und angegriffen, nicht ohne sichtbare Spuren der vielen Schmerzen, die auf sie eingewirkt, aber muthig und gefaßt wie immer. Diesen ungebrochenen Muth der Ueberzeugung bewährte sie auch in einer Unterredung mit ihrem jüngsten Bruder, der als Gesandter einer deutschen Regierung damals nach Berlin gekommen war und noch einmal all seinen Einfluß aufbot, um sie zu bewegen ihren Ansichten zu entsagen. Am Schluß der schmerzlich aufregenden Unterhaltung, die hierauf folgte, brach die Vielgeprüfte in Thränen aus, aber als der Bruder, dies mißdeutend, sagte: „Du bist krank und das erklärt vielleicht Deine Verirrungen“, erwiederte sie: „Nein, ich bin nicht krank, aber ich weine, weil ich Euch Alle innig liebe und weil ich sehe, daß Ihr unfähig seid die Toleranz zu üben, die allein uns in der alten Liebe über dem Abgrund vereinen könnte, den unsere Ansichten zwischen uns gegraben haben. Denn wisse es, mein Glück kann ich Euch opfern und meine persönlichen Wünsche, aber nichts wird meine Ueberzeugungen ändern. Ich erkenne mir das Recht zu, solche zu haben, und selbst wenn ich sie ändern wollte, würde ich es nicht können, denn ich kann meine Vernunft nicht zwingen, falsch zu finden, was sie für recht erkennt.“

Bald nach dieser Unterredung wurde dem Berliner Aufenthalt der Verfasserin ein gewaltsames Ende bereitet. Es erfolgte eine Haussuchung, Beschlagnahme der vorgefundenen Papiere und ein Verhör, welches, trotzdem es ohne besonderes Ergebniß verlief, den Verdacht erwecken mußte, daß man vielleicht zu einer Verhaftung der Inculpatin schreiten werde. Diesem sich zu entziehen war schon durch die schonungsbedürftige Gesundheit der Verfasserin geboten und so begab sich dieselbe ohne Verzug nach Hamburg und von da nach England, dem großen Asyl der politischen Emigration. Mit diesem reichen Inhalt schließt der erste Band der „Memoiren“.

Der zweite versetzt uns nach London und Paris in die Flüchtlingskreise. In bald flüchtigeren, bald ausgeführteren Porträtskizzen, wie es die oberflächlichere oder intimere Berührung mit den Personen mit sich bringt, werden uns die meisten hervorragenden Charaktere der ausgewanderten Bewegungspartei vorgeführt. Wir schließen Bekanntschaft mit Kinkel und seiner Frau, mit denen die Verfasserin in engster Freundschaft lebte, mit Mazzini, Alexander Herzen, Franz Pulsky und seiner Frau, von der in den „Memoiren“ geurtheilt wird, sie sei neben Johanna Kinkel die bedeutendste Frau der Emigration gewesen, mit dem Befreier Kinkel's, Schurz, Löwe, Ronge, Graf Reichenbach, Kossuth, Richard Wagner u. A. Bei Herzen, in dessen gastfreiem Hause der leichteste Zutritt und Verkehr ermöglicht war, lernte die Verfasserin auch den einstigen Collegen Mazzini's im römischen Triumvirat, Aurelio Saffi, eine literarisch hochgebildete, träumerisch melancholische Persönlichkeit, vielleicht eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der ganzen Emigration, kennen, ferner Felice Orsini, „das Bild eines Condottiere des Mittelalters“, der auf dem Schaffot büßen mußte, weil er den Dolch nach dem Imperator des 2. December zu zucken wagte, Garibaldi, Louis Blanc, den Polen Stanislaus Worcell, einen der Chefs der demokratischen polnischen Partei u. A. Von Garibaldi möge hier im Vorbeigehen die charakteristische Anec-

rote eingeflochten werden, daß es, wie er selbst mittheilte, sein Lieblingsgedanke gewesen sei, die ganze Emigration von 48 solle sich auf einige Schiffe begeben, um eine segelnde Republik zu bilden, immer bereit da zu landen, wo es für die Freiheit zu kämpfen galt. Garibaldi glaubte an die Ausführbarkeit dieser Idee. Genua, welches ihm sein Schiff gegeben, würde noch mehrere gegeben haben und so hätte man — meinte er — auf dem freien Meer ein Asyl der Freien gründen können, wie es auf dem Festlande nirgend möglich gewesen sei. Wem dies vielleicht problematisch und abenteuerlich erscheinen sollte, dem wird einiges Erstaunen darüber, daß ein solcher Gedanke einen practischen Revolutionär ernsthaft beschäftigen konnte, natürlich unverwehrt sein, aber er wird nicht etwa Garibaldi den Preis der Phantasterei zuerkennen dürfen, wenn er weiterhin erfährt, daß ein Mitglied der russischen Emigration sogar das Project ausgeheckt hatte, mittels kleiner, in einer mäßigen Höhe in der Luft zerplatzender Luftballons revolutionäre Flugblätter, welche denselben entfallen sollten, über ganz Rußland zu verbreiten und dadurch die Landbevölkerung zum Aufstand gegen die despotische Regierung zu vermögen. Und dies war nicht etwa die Gedankenluftblase einer müßigen Viertelstunde, sondern der Erfinder hatte sich mit dem Vorschlag allen Ernstes an den leider zu skeptischen Kaiser Napoleon gewandt und er zog sich in tiefer Verstimmung von Herzen zurück, als auch dieser sich für diese Methode, die russischen Fesseln zu sprengen, nicht zu erwärmen vermochte.

Kehren wir zu der Verfasserin zurück, die den Rest ihrer Geldmittel angewandt hatte, um den englischen Boden zu erreichen und die sich nun vor die erdrückend schwere Aufgabe gestellt sah, an der so manches Leben zu Grunde gegangen ist, um den täglich erneuerten Bedarf der Existenz mit schwachen Kräften zu ringen. In der schärfsten Weise, in welcher die Umstände es fügen konnten, ist diese Aufgabe glücklicherweise nicht an sie herangetreten und wenn man jene Blätter, in denen sie die Aufzeichnungen ihres Lebens niederlegte, durchgelesen hat, so wird man es als ein gnädiges Geschick preisen, daß ihr die äußerste Probe erspart wurde. Denn man wird aus vielen Stellen die Ueberzeugung gewinnen, daß, so willig der Geist, so heroisch der Muth, so elastisch das gesammte Seelenvermögen, so zäh ausdauernd selbst die Kraft der Verfasserin war, dennoch alles Dies vermuthlich nicht ausgereicht haben würde, um die Kraftsumme aufzubringen, deren sie bedurft hätte, um als geistiger Tagelöhner mittels Stundengebens oder literarischen Zwangsarbeit, der einzigen Handhaben des mittellosen Flüchtlings, sich eine Existenz völlig neu zu schaffen und für die Dauer zu erhalten. Beides wurde ihr zwar nicht erspart und in einer, die ungemeine Tüchtigkeit ihrer Natur bewährenden Selbstentsagung ringt sie, die an einen gewissen Schliff der Lebensführung, an reichen geistigen Gehalt ihrer Beschäftigungen Gewohnte, mit dem freudlosen Muß dieser öden Existenz. Aber wie schwer diese Bürde sie bedrückte, belegt am besten eine Stelle im zweiten Band der „Memoiren“, wo sie schildert, wie sie eines Abends, überwältigt von Allem, was sie fortdauernd erlitten und zu erleiden hatte, erregt überdies durch die Gewalt der Musik, nach einem Messer gegriffen habe, um der unerträglich gewordenen Qual ein Ende zu bereiten, und wie nur das Bild ihrer Mutter, das ihr vor die Seele getreten sei, sie von diesem äußersten Schritt zurückgehalten habe.

Aus der Berührung mit Alexander Herzen erwuchs der Verfasserin,

was ihr einen rettenden Halt im Leben und einen für die trefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens geeigneten Wirkungskreis erschuf. Freilich wurde auch diese Errungenschaft von bleibendem Werth ihr nicht ohne schwere innere Kämpfe zutheil.

Ich habe oben den Ausdruck gebraucht, den zweiten Band der „Memoiren“ fülle die Freundschaft aus. Es bezog sich dies eben auf das Verhältniß zu Herzen. Denn obgleich noch manche andere innige Beziehungen, u. A. auch zu Mazzini, weiterhin zu Richard Wagner, in dem Leben der Verfasserin Gestalt gewinnen, so tritt doch keines dieser Verhältnisse so sehr in den Vordergrund und gewinnt so sehr an innerer Tiefe, wie das zu dem geistreichen russischen Verbannten. Aber auch hier fehlt, wie in dem Verhältniß zu Althaus, nicht ein gewisses tragisches Moment. Hier wie dort giebt sie Alles, was sie hatte, und empfängt nicht den vollen Einsatz wieder. Aber wenn der volle Ausbau des Liebesverhältnisses ihr vielleicht dadurch verwehrt wurde, daß Althaus nicht wie sie den Cultus des Ideals mit der Liebe völlig in Eins zu verschmelzen vermochte, wenn dort, wie es mir vorkommt, gerade die idealgeistige Richtung ihres Wesens sich der Liebe hinderlich erwies, die von Geschlecht zu Geschlecht den volltönenden Zusammenklang in einem gewaltigen Accordenklang emporrauschen läßt, so war es in der Freundschaft anders bestellt. Und daß auch in dieser geistigen Berührung ihr nicht die goldene Frucht vom Baum des Lebens zu völliger Genüge erwuchs, das lag nicht an ihrem Wesen, das die schönste Befähigung gerade hierfür hatte, als vielmehr an ihrem Freund, dem bei allem Reichthum des Geistes- und Gemüthslebens das Eine nicht in dem Maße eigen war, wie es in der Freundschaft unerläßlich ist, die Zuverlässigkeit.

Von Herzen's Schriften ist hauptsächlich eine, die, wenn ich nicht irre, 1849 oder 1850 erschien, bei uns bekannter geworden. Sie führt den Titel: „Vom andern Ufer.“ Herzen selbst hielt sie für das Beste, was er geschrieben und in der That enthält sie im reichsten Maße den Ausdruck einer ungewöhnlich glänzenden Begabung: leidenschaftlich aufwallendes Empfinden in einer vor Erregung zitternden, aber gleichwohl sich selbst beherrschenden Sprache voller Geist und Mark und scharfe Kritik mit einer weiten Perspektive philosophischer Betrachtung. Wie in dieser Schrift sich die Gegensätze mischen und dadurch theilweise blendende Contrastwirkungen entstehen, so auch in Herzen's Wesen. Trotz einer angespannten, aufopfernden Thätigkeit für die Zwecke der zukünftigen socialen Reorganisation, an die er glaubte, hatte er nicht ganz weit bis zu der Ironie der Weltverachtung und der Uebermüdung des Entsagenden. Höchst charakteristisch sind in dieser Beziehung einige Briefstellen und die aus einer lebhaften Reaction dawider hervorgegangenen Aeußerungen der Verfasserin. So schreibt Herzen ihr einmal: „Nur ein einzigesmal in meinem Leben habe ich an Selbstmord gedacht, Niemand hat jemals etwas davon gewußt, ich schämte mich, es einzugestehen und mich jenen Elenden gleich zu stellen, die den Selbstmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine Leidenschaft mehr, die stark genug wäre, mich zum Selbstmord zu treiben, ich habe sogar einen ironischen Wunsch, eine bloße Neugier zu sehen, wie Alles gehen wird. Es sind jetzt zwei Jahre her, da schrieb ich eine Widmung an einen Freund und sagte: „Ich erwarte nichts für mich, nichts wird mich sehr erstaunen, nichts mich sehr erfreuen. Ich habe so viel Kraft der Resignation, des Skepticismus, des Alters endlich erlangt, daß ich alle Schläge des Schicksals überleben werde, obgleich

ich weder einen Wunſch habe lange zu leben noch bald zu ſterben. Das Ende wird kommen wie der Anfang gekommen iſt, durch Zufall, ohne Bewußtſein, ohne Vernunft. Ich werde es nicht zu beſchleunigen ſuchen noch es fliehen.“

Dieſe Zeilen waren in vollſter Aufrichtigkeit geſchrieben. Denken Sie darüber nach. Sie könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn ich mich beklagte, aber ich beklage mich niemals, außer wenn eine Freundeshand an die ſchmerzlichen Saiten rührt. Sonſt ſpreche ich von Revolution, demokratiſchen Comités, von Mailand, Amerika, der Moldau ꝛc. Es giebt Leute, die mich für den zufriedenſten Menſchen auf der Welt halten, es giebt andere, die, wenn ſie mich nachdenklich ſehen, das nur politiſchem Ehrgeiz zuſchreiben, wie z. B. die meiſten Polen.

Ja, es kommen noch Augenblicke, wo ein Sturm im Herzen tobt, e, wie man ſich da nach einem Freunde ſehnt, nach einer Hand, einer Thräne, man hat ſo viel zu ſagen! Dann wandere ich durch die Straßen — ich liebe London bei Nacht — ganz allein, ich gehe und gehe — einen der letzten Tage war ich auf der Waterloobrücke, Niemand war da außer mir, ich ſetzte mich da lange hin und mir war das Herz ſo ſchwer — ein Jüngling von vierzig Jahren.

Und dann geht das auch wieder vorüber. Der Wein iſt für mich eine Gabe des Himmels, ein Glas Wein giebt mich mir ſelbſt wieder. Aber genug davon! Man kann das Alles im erſten beſten Roman leſen. Ich liebe es nicht, mich in dieſen lyriſchen Ergüſſen gehen zu laſſen. Man darf den Pathos in dieſem Erguß ja für keine Phraſe nehmen. Herzen war — den Eindruck macht ſeine ganze Perſönlichkeit — eine zu tief angelegte Natur, um den ſchmerzlichen Ausdruck natürlichen Empfindens durch irgend eine kokette Geberde zu entſtellen. Viel eher wird man bei der tief melancholiſchen Färbung ſeiner Worte an einen andern hochbegabten ruſſiſchen Flüchtling, an Lermontoff denken dürfen, der die leidensvolle Stimmung des unfruchtbaren Dahinſiechens unter dem furchtbaren Despotismus der damaligen ruſſiſchen Regierung in der folgenden noch ergreifendern Weiſe ausſtrömte: „Ich ſehe unſer Geſchlecht mit Kummer an, ſeine Zukunft iſt leer und dunkel, es wird in Unthätigkeit altern, es wird unter der Wucht des Zweifels und einer unfruchtbaren Wiſſenſchaft zuſammenſinken. Das Leben ermüdet uns wie eine lange Reiſe, die keinen Zweck hat. Wir gleichen jenen frühreifen Früchten, welche ſich ſeltſamerweiſe zuweilen ſchon bei den Blüthen finden; ſie erfreuen weder das Auge noch den Geſchmack und fallen im Augenblick der Reife ab. Wir eilen zum Grabe, ohne das Glück, ohne den Ruhm gekannt zu haben und ehe wir niederſinken, werfen wir einen Blick voll bitterer Verachtung auf die Vergangenheit. Wir werden unbemerkt über die Erde gehen, eine düſtere, ſchweigende, bald vergeſſene Menge. Wir werden unſeren Nachkommen nichts hinterlaſſen, weder einen fruchtbaren Gedanken, noch irgend ein Werk des Genius. Sie werden unſere Aſche v höhnen mit einem verächtlichen Gedicht oder mit dem Sarkasmus, welchem ein ruinirter Sohn ſeinen ausſchweifenden Vater anredet.“

Die deutſche, nach einem harmoniſchen Ausgleich als Preis des Kam ringende Natur der Verfaſſerin reagirte ſcharf gegen Das, was ſie Herz „klageloſe Gleichgiltigkeit“ nannte, in die ihn, „einen der wenigen Erwä ten der Freiheit“, verſinken zu ſehen ihr weh thue. „Nach ſolchen Brie wie der Ihre“, ſchrieb ſie ihm, „frage ich mich immer, ob ich denn wen

radical bin für Sie, ob ich noch einen Rest von Dogma irgendwie versteckt in mir habe?

Aber nein, schonungslos habe ich ja jede Illusion zerstört, die liebsten Bande zerrissen, die angenehmsten Verhältnisse geopfert, als sie mich hemmen wollten auf meinem Weg zur Freiheit. Dennoch finde ich nach jedem noch so bittern Kampf und Schmerz diese Einheit des Lebens wieder, nicht als einen Glauben, sondern als ein intuitives Wissen. Nein, das Leben ist kein solches Auf- und Untergehen ohne andern Zweck als den der Neuheit, der doch am Ende auch nichts mehr wäre. Freilich, die individuelle Erscheinung und ihre Denkkraft ist an den Organismus gebunden und vergeht mit ihm, aber die Gesammtentwickelung des Bewußtseins wird gleichsam ein Concretes, ein Geist über der Welt und schreitet vor zu neuen Idealen, zu dem vollkommnern Kunstwerk des Daseins, zu dem die vorhergehenden Epochen ihm den Weg gebahnt. Um Zeuge davon zu sein, lebe ich noch gern mit junger Freude am Leben, das ja für mich die schönsten Stunden schon begraben hat. Deshalb bin ich so gern mit Kindern, weil sie Erben jener fortschreitenden Zukunft sind, deren Samen ich in sie pflanzen möchte ... Ja, glauben Sie es nur, jene Stunden, wie da an Waterloo-Bridge, sind die Rache der Vernunft und der Poesie an ihrem Verstand, der jene unterjochen will.“

Ein so inniger Gedankenaustausch konnte kaum stattfinden, ohne eine immer größere Annäherung herbeizuführen und glücklicherweise lagen die Verhältnisse diesmal so, daß sie eine Verwerthung nach der practischen Seite des Lebens im besten Wortsinn ermöglichten und herbeiführten. Herzen's äußerlich reich gestalteter Haushalt war durch den Tod seiner Gattin verwaist und entbehrte der ordnenden Hand. Noch mehr fehlte es an einer Kraft, der er die Pflege und die Erziehung seiner Kinder mit vollem Ueberzeugtsein hätte anvertrauen mögen, obwohl er sich selbst unfähig fühlte, die ihm obliegende Aufgabe zu lösen. So öffnete sich hier für die seltenen Charaktereigenschaften der Verfasserin ein lohnender Wirkungskreis, der sich um so glücklicher zu gestalten versprach, als gegenseitiges Vertrauen und Werthschätzung die Grundlage des neuen Bundes waren, und als eine tiefe Empfindung innigster, mütterlicher Sympathie die Verfasserin zu Herzen's liebreizendem jüngsten Kinde hinzog. Dennoch erwuchs derselben aus dem neuen Lebensverhältniß in der nächsten Folgezeit viel Weh und bitteres Herzensleid, zunächst veranlaßt durch jenen schwankenden Zug in Herzen's Charakter, welcher der Freundschaft so gefährlich ist, weil er sich leicht beirren läßt, wo nur die überzeugte Zuversicht Dauerndes schaffen kann. Eine solche Beirrung blieb nicht aus, sie fand aber zunächst brieflich eine vollkommen befriedigende Lösung. Herzen waren allerlei Zweifel aufgestiegen, über die Handhabung der Disciplin. Die Verfasserin antwortete ihm sehr offen in einem Schreiben, an dessen Schluß sie bemerkte: „Sie wissen indeß, lieber Freund, daß, wenn es Ihnen zu langsam geht, wenn Sie nicht glauben, daß ein Einfluß, der moralisch und geistig richtig fördernd wirkt, auch mit der Zeit und stiller, geräuschloser Arbeit die kleinen Mängel der äußern Erscheinung zu beseitigen wissen wird, ich stets bereit bin den freien Vertrag zwischen uns zu lösen und die begonnene Arbeit in andere Hände zu übergeben. Sie sagen, Sie werden mehr und mehr unbarmherzig gegen Ihre Freunde. Ich werde es in einem gewissen Sinne auch. Ich verlange unbegrenztes Vertrauen oder sonst lieber völligen Bruch. Nur nicht im Halben verkommen lassen, was ganz,

wahr und schön sein muß, wenn es Früchte bringen soll. Mein Genuß wäre es gewesen, wenn ich Ihrem Hause Einheit und Poesie hätte zurückgeben können. Leider wird dies Ziel wohl aber nie ganz erreicht werden, weil Sie krank bleiben wollen, weil Sie sich nicht so befreien wollen, wie es Ihrer Natur allein würdig wäre und das ist das Uebel Ihres Russenthums. Ja, da finde ich allerdings etwas, was uns zu Antipoden macht. Haben Sie aber noch das alte Vertrauen zu mir, so lassen Sie mich gewähren und glauben Sie mir, ich komme an das Ziel."

Eine schwerere und unglücklicher verlaufende Probe als diese hatte das Verhältniß aber erst in der Folge zu bestehen, als durch den Eintritt einer russischen, Herzen von Jugend auf genau verbundenen Familie in den Herzen'schen Haushalt das russische Element in solcher Weise das Uebergewicht erhielt, daß dadurch große Störungen für das Erziehungswerk und Alles, was die Verfasserin überhaupt anzubahnen versucht hatte, herbeigeführt wurden. Der überlegene Gegner, welcher hier erstand, war übermächtig und die Verfasserin, welche das Verhältniß klar durchblickte, räumte freiwillig das Feld, weil sie an dem Vater ihrer Zöglinge nicht denjenigen festen Rückhalt besaß, den sie haben mußte, um mit Ehren bestehen und ihre Aufgabe lösen zu können. Aber diese Lösung eines seit drei Jahren bestandenen, tief innerlich erfaßten Verhältnisses, eine Lösung, die ihr gleichzeitig den Freund, den geliebten Kinderkreis, eine Lebensaufgabe und ein home raubte, fand nicht ohne die schmerzlichste Verwundung ihres Seelenlebens statt. In der That war die Verfasserin damals bis zum Tod entmuthigt. „Alles in mir", heißt es in ihren „Memoiren", „sträubte sich in mir gegen das noch einmal Anfangenmüssen und wenn in dem Augenblick der Tod in irgend einer Form, auch der gewaltsamsten, zu mir gekommen wäre, ich hätte mich ihm entgegengestürzt und hätte gerufen: „O, nur aufhören zu sein, nur Vernichtung, Vernichtung und Ende dieser gräßlichen Qual leben zu müssen."

Wie einst in der Liebe, so war der Verfasserin auch in der Freundschaft eine schmerzliche Entsagung aufgenöthigt worden. „Ich hatte Alles gegeben", bemerkt sie hierüber, „und erkannte nun mit unmäßigem Schmerz, daß das nicht vollkommen gegenseitig war, daß im Gegentheil andere stärkere Bande das Leben beeinflussen und ihm eine andere Richtung geben würden." Glücklicherweise bewahrheitete sich jene Voraussicht in der weitern Entwickelung nicht in dem gefürchteten Maße. Der fremdartige Einfluß, der so bedrohlich in die Verhältnisse eingegriffen, verschwand wieder, und es kann kein stärkeres Zeugniß für das Vertrauen und die Freundschaft, welche dem Wirken der Verfasserin auch nach ihrem Ausscheiden nachfolgte, geben, als daß Herzen, nachdem Alles in's alte Geleis zurückgekehrt war, die dringende Aufforderung an die Freundin richtete, das unterbrochene Erziehungswerk an seiner Olga weiterzuführen und ganz nach eigenem Ermessen und eigener Einsicht zu Ende zu führen. Wirklich waren die bösen Geister von nun an gewichen und es war der Verfasserin beschieden an die hohe und heilige Lebensaufgabe der mütterlichen Erziehung und Ausbildung eines heiß geliebten Kindes, ungestört von äußeren Einflüssen, ihre ganze Kraft zu setzen und damit den schweren Kämpfen ihrer Vergangenheit einen befriedigenden und versöhnenden Abschluß zu geben. Ich habe hiermit bereits das Ende des vorliegenden Buches berührt, welches, an dieser Stelle angelangt, mit der Erzählung des Lebensganges der Verfasserin inne hält, weil derselbe von nun an nicht mehr in Berührung und Beziehung zu öffentlichen

Ereignissen und Personen steht. Der dritte Band, den ich in dieser Skizze kaum berührt, enthält noch viele interessante Partien, Briefe von Mazzini und dessen Charakterschilderung, Studien über die französische Gesellschaft, über englische Erziehungsanstalten, über die Verhältnisse des Proletariats ꝛc. Möge der Leser, der, wie ich hoffe, dieser Skizze eine Anregung, das Buch selbst kennen zu lernen entnommen haben wird, dort das Weitere nachlesen. Er hat es überall mit einem gebildeten Geist und einem lautern Herzen zu thun, und selbst der Anflug von Schopenhauer'schen Mysticismus, der zum Schluß die Auffassung und Weltanschauung der Verfasserin streift, thut dem wohlthuenden Eindruck keinen Abbruch, denn es handelt sich im Grunde weniger darum, daß sie sich Schopenhauer'schen Pessimismus aneignete, als darum, daß sie ihre Auffassung in das System des Frankfurter Philosophen hineinträgt und dort wiederzufinden glaubt.

Mit Recht hebt übrigens die Verfasserin am Schluß ihrer Aufzeichnungen hervor, daß ihr Lebensgang ein Dreifaches aufweise: einerseits, daß die Frau um ihrer Ueberzeugung willen einen ebenso treuen Kampf kämpfen und um ihretwillen die Schranken der Verhältnisse durchbrechen könne wie der Mann, andererseits, daß sie auf sich selbst ruhen und sich eine ehrenhafte Stellung durch Arbeit und Achtung gebietendes Leben erwerben, und endlich, daß auch die unverheirathete Frau den ausschließlich weiblichen Beruf, die Walterin des häuslichen Lebens, die Mutter aufblühender Jugend zu sein, erfüllen könne. Zwar irrt die Verfasserin meines Erachtens, wenn sie daraus nun einen Schluß auf das Allgemeine zieht, ein individuell Wahres und Richtiges läßt sich eben nicht so generalisiren, aber immerhin ist ihr Buch in diesem Sinn ein Beitrag zur Frauenfrage. An Beiträgen zu dieser Frage, die nur geschrieben sind, die nichts beweisen und nichts taugen, ist bekanntlich kein Mangel, hier ist einer, der etwas taugt und vor allen Dingen, der gelebt worden ist.

Antik und modern.

Aristophanes, der Spötter,
Dessen Witz doch Jeder rühmt,
Neckte seines Landes Götter
Ziemlich stark und unverblümt.

Und Athen, die Stadt der Weisen,
Lachte zu dem tollen Spaß,
Der im Schauspiel jene greisen
Götter des Olymps vergaß.

Das Gesetz der weisen Väter
Drückte beide Augen zu,
Da der Himmel den Verräther
Seinerseits ja ließ in Ruh.

Strafen sollte selbst mit Blitzen
Zeus den ausgelass'nen Spott,
Doch es schwieg zu allen Witzen
Lächelnd jener stolze Gott.

Warum gab er nicht den Strafen
Rückhaltslos den Spötter Preis?
Hat etwa der Gott geschlafen,
Oder gab es keinen Zeus?

Diese Frage zu entscheiden,
Glaubet mir, es wäre leicht
Doch in uns'ren frommen Zeiten
Ist es besser, wenn man schweigt.

Eines will ich nur behaupten,
Wahre Götter zürnen nicht,
Wenn die Dogmen, die geglaubten,
Einer etwas frei bespricht.

Nur die Menschen, jene kleinen
Alltagsspäße der Natur,
Zürnen, wenn die Sonnen scheinen
Allzuhell auf ihre Flur;

Speien unter Strafgesetzen
Wüthend Galle gleich und Gift,
Wenn man ihre heil'gen Götzen
Mit dem Spott zu deutlich trifft.

Die Athener aber lachten
Und ihr Himmel fiel nicht ein.
Möchten Alle Dies beachten
Und so klug wie Jene sein.

Julius Kühn.

Der Tabak als Genußmittel.

Von **Hygin.**

Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht,
Und der Duft von Blättern
Wirbelnd durch die Lüfte zieht,
Tausch' ich nicht mit Göttern.

Die Poesie, welche in dieser Strophe liegt, vermag auch der gediegenste Kritiker nicht zutreffend zu beurtheilen, ja nicht einmal nachzufühlen, wenn er nicht selbst Raucher ist. Die Nichtraucher schütteln allerdings die Köpfe, wenn sie einen Raucher mit „göttlichem Behagen" seine Pfeife schmauchen sehen und den verklärten Blick beobachten, mit welchem der stillvergnügte Raucher träumend den blauen Rauchwölkchen nachschaut, die von dem glimmenden und lieblich duftenden Kraute aufsteigen und die aufwirbelnd und allmälig vergehend ihm predigen: „Unser Leben ist wie ein Rauch!"

Die Nichtraucher scheinen allerdings der Meinung zu sein, daß, wie die Angel der kürzeste Weg von einem Thier zum andern ist, die Tabakspfeife der kürzeste Weg von einem Unkraut zum andern sei und ironisch umschreiben sie den Charakter des Rauchers mit den Worten: „Der Raucher beschäftigt sich tiefsinnig mit nichts und raucht Tabak dazu!" — Den Genuß, welchen ein derartiges Stillleben gewährt, vermag nur der Raucher zu beurtheilen, da der Genuß des süßen Nichtsthuns erst durch das Rauchen zu einem nur dem Raucher verständlichen Hochgenuß potenzirt wird. Doch wir wollen hier ja keine Lobrede auf das Rauchen schreiben, wir besitzen deren Legion und unter ihnen sehr vortreffliche. Uns gilt es heute, jener geheimnißvollen Zaubermacht des Krautes, Tabak genannt, nachzuforschen und vielleicht den Nachweis liefern zu können, daß der Tabak nicht blos ein Genußmittel, sondern auch ein mächtig wirkender socialer Wundbalsam gegen tausenderlei gesellschaftliche Wunden und Leibesschäden ist.

Es ist von hohem Interesse, die verschiedenen Ansichten und Theorien über die eigenthümlichen Wirkungen des Tabakgenusses jener Zeit zu studiren, in welcher man den in dem Tabak enthaltenen wirksamen Stoff (Nicotin) noch nicht kannte und chemisch darzustellen vermochte. Man hat viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufgewendet, um den Zauber zu erklären, dessen Einfluß Jeder empfindet, sobald er in den magischen Kreis des über die ganze Erde verbreiteten Raucherordens getreten ist. Diesem unwiderstehlichen Drange, diesem unerklärlichen Muß, welcher Denjenigen, der sich dem Genusse dieses Zauberkrautes hingegeben, mit innerer zwingender Nothwendigkeit auffordert, immer wieder seine Hand darnach auszustrecken und lieber auf eine Mahlzeit, als auf den Genuß des Tabaks zu verzichten, hat jener Soldat im letzten deutsch-französischen Kriege treffenden und beredten Ausdruck gegeben, welcher, gequält durch Mangel an Tabak, eine Hand voll Laub von einem Nußbaume herunterriß und sie mit den für jeden Raucher ewig denkwürdigen Worten: „Geroocht muß sin!" in seine Tabakspfeife stopfte.

Auch jener Monolog gehört hierher, welchen Götz einen zwischen einem Tabaks- und einem Bäckerladen stehenden Tagelöhner halten hörte: „Brod", sagte der arme Teufel, indem er sein bischen Geld zählte, „Brod soll wol syn, Brod möchtest Du wohl köpen, aberst Brod soll syn und Tabak soll noch mehr syn!" und mit diesen Worten verschwand der Tagelöhner in dem Tabaksladen. —

Durch diese beiden Sentenzen des schlichten, ohne alles Raffinement genießenden Menschen ist unsere Betrachtung schon von selbst in zwei Theile gegliedert, deren einer die lebensvolle Wahrheit des kategorischen physiologischen Imperativs: „Geroocht muß sin!" und deren anderer das sociale Philosophem des Tagelöhners: „Brod soll wol syn, das möchtest Du wol köpen, aberst Brod soll syn und Tabak soll noch mehr syn!" in sich schließt.

Demgemäß fragen wir also: Warum wird das Rauchen zum physiologischen Bedürfniß? und: Warum ist der Tabak gerade für die ärmeren Classen ein weit größeres sociales Bedürfniß, als für den Reichen?

Was den Tabak im Allgemeinen betrifft, so darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß der in demselben enthaltene wirksame, giftige Stoff das Nicotin ist, woraus von selbst folgt, daß nicotinfreie Cigarren ein Widersinn sind, da sie eben nichts anderes sind, als bloße Glimmstengel, welche mit ihrem Nicotingehalt alle und jede Fähigkeit verloren haben, das Nervensystem des Rauchers angenehm zu beeinflussen; denn daß es sich beim Cigarrenrauchen nur um ein bloßes Manipuliren mit einem Glimmstengel handle, aus welchem wir den Rauch in den Mund ziehen und wieder von uns blasen, können eben nur Nichtraucher glauben, welche in der Pfeife auch nichts Anderes sehen, als eine Maschine, aus welcher man mit dem Munde die Luft und mit dieser den Rauch aus dem im Pfeifenkopfe glimmenden Tabak heraufsaugt und von sich bläst. Die Hauptsache beim Rauchen bleibt immer, daß sich ein Theil des im Tabak enthaltenen Nicotins im Speichel auflöst und dem Körper einverleibt wird; daß es überdies dem Raucher noch ein besonderes Vergnügen bereitet, den aufwirbelnden bläulichen Rauchwölkchen nachzublicken, ist ebenfalls richtig, da überhaupt im Augenblicke geistiger Abspannung, wo der Spieltrieb rege wird, jeder Anblick bewegter Gegenstände Unterhaltung gewährt und jede Bewegung in der Außenwelt eine Mitbewegung in unserm Gehirn erzeugt, wodurch sich die Ideen beleben, aus welchem Grunde überhaupt alles Bewegte bei ruhendem Körper im Auge des Schauenden eine angenehme Empfindung verursacht, sei es ein schnell fließender Strom, ein Wehr, ein Wasserfall oder sonst dergleichen. Das Manipuliren mit dem Rauche, insoweit nicht dessen Nicotingehalt, sondern nur dessen physikalische Natur in Betracht kommt, ist für den eigentlichen Raucher ohne allen Belang. Jene Rauchkünstler, bei denen die Rauchwolken aus drei, unter Umständen sogar aus vier Rauchfängen emporwirbeln, indem sie den Rauch durch den Mund, die Nase, die Ohren, unter Umständen sogar durch die Augen herausblasen, sind keineswegs besondere Rauchvirtuosen, deren Künste man sich durch Uebung anzueignen vermag, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es liegen in solchen Fällen innere anatomische Besonderheiten zu Grunde. Denn Diejenigen, bei denen die Ohren zugleich als Schornstein dienen, werden allen Denen gegenüber unerreichbare Rauchkünstler bleiben, welche ganze Trommelfelle haben, und Diejenigen wieder, welche den Rauch ihrer Pfeife oder Cigarre in zwei fei-

nen Strahlen aus den inneren Augenwinkeln von sich blasen, vermögen dies auch nur dadurch, daß das in der Nasenhöhle belegene Ventil des Thränencanals letztern nicht exact schließt und auf diese Weise der Rauch in dem Thränencanale von der Nasenhöhle aus nach den Augen emporgetrieben und hier durch die beiden im innern Augenwinkel im Thränensee belegenen Thränenpunkte hervorgestoßen wird.

Für viele Millionen von Menschen ist der Tabak ein unentbehrliches Bedürfniß; dieses übelriechende, austrocknende Kraut, welches andererseits wiederum Millionen von Menschen durch Anbau, Handel und Fabrikation ernährt, dem Staate Millionen bringt und für die Gesellschaft beinahe so nothwendig erscheint wie die Getreidepflanze und die mit dem Tabak verwandte nachtschattenartige Kartoffelpflanze.

„Früh ist's mein Erstes und Abends mein Letztes!" sagen die echten Rauchgenies, welche den ganzen Tag über wie ein Fabrikschornstein qualmen. Das Erste, womit der Indier seinen Gast bewillkommt, ist Betel, bei uns sind es Cigarren. Passionirte Raucher sind von ihrer Pfeife unzertrennlich und förmlich mit ihr verwachsen, und wenn deren letztes Stündchen gekommen ist, so gilt von einem solchen Rauchmatador par excellence der Ausdruck: „Er liegt in den letzten Zügen!"

Welche magische Zauberkraft muß aber in diesem Kraute, Tabak genannt, liegen, wenn Sparmann einen Hottentotten zwölf Stunden weit zurücklaufen sah, um seine vergessene Pfeife zu holen, und erleben wir an einem Raucher comme il faut nicht tagtäglich ganz ähnliche Hottentottenstückchen?

Ist es nicht dieselbe magische, unwiderstehliche Gewalt, welche Pfeffel's alten Husaren erst nach seiner Pfeife und dann erst nach seinem Fuß greifen läßt?

„Vor Prag verlor er auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff er erst nach seiner Pfeife
Und dann nach seinem Fuß."

Und ungarische Husaren auf Vorposten hauen noch heutigen Tags mit brennender Pfeife ein und kommen mit brennender Pfeife wieder, als ob sie spazieren geritten wären.

Sicher ist, daß der Tabak ebenso wie der Kaffee, der Thee und geistige Getränke auf den Erfindungsgeist wirken und alle mechanischen Hantirungen weit schneller von statten gehen und selbst der Denker und Gelehrte eingestehen muß, daß, wenn er Raucher ist, während des Rauchens der Denkproceß viel leichter und schneller von statten geht.

Worin liegt nun der letzte Grund für die räthselhafte Wirkung dieses Zauberkrautes, des Tabaks? Welches ist die physiologische und welches die sociale Ursache dieser seiner Wirkung? Die physiologische Wirkung des Tabaks kann man in der Kürze zutreffend bezeichnen, indem man sagt: „Der Tabak nivellirt die Unebenheiten des Lebens!" Und wenn es gelingt, für diese Behauptung den Beweis zu erbringen, so wird auch jeder Nichtraucher die eminente sociale und culturhistorische Bedeutung des Tabaks anerkennen müssen; alle Raucher aber werden, wenn ihnen das bisher noch unausgesprochen gebliebene Bekenntniß ihres Herzens und die letzten Ursachen desselben, ein Bekenntniß, welchem sie vielleicht schon Jahr-

zehnte lang den andächtigsten und aufrichtigsten Cultus widmeten, plötzlich zur klaren Erkenntniß kommen.

Die Raucher sind gleichsam zu einer einzigen, kosmopolitischen Weltloge vereinigt und es bedarf in der That keines besondern Händedrucks, um den Rauchbruder zu erkennen, denn wenn derselbe in dem Augenblicke, wo wir auf ihn treffen, wirklich nicht dem großen Geist sein Rauchopfer bringt, so verbreitet derselbe doch eine ganz charakteristische Witterung, die ihn auf Geruchsweite mit Sicherheit als Rauchbruder erkennen läßt.

Alles Jammern der Nichtraucher über die Unsitte des Rauchens ist vergeblich und wird so lange vergeblich sein, als dieselben nicht etwas Anderes in Vorschlag zu bringen wissen, um mit so wenig so Viele froh und zufrieden zu machen.

Wie schwer es ist, die Annehmlichkeit des Rauchens zu definiren, zeigt sich hundertfältig und auch die Erklärung Kant's muß als vollständig mißlungen bezeichnet werden, wenn derselbe annimmt, daß jene Annehmlichkeit nur in einer den Ideengang anregenden und befördernden Nebenbeschäftigung von Mund und Hand zu suchen sei, wie denn Nichtraucher sich entsprechend mit den Händen zu thun machen müßten, wollten sie aufmerksam nachdenken und zuhören. Aber jeder Raucher weiß oder fühlt es wenigstens heraus, daß hinter dem Rauchen mehr als eine bloße Angewohnheit steckt.

Schon die Wirkung, welche der erste Versuch des Rauchens hervorbringt, und die einer milden Vergiftung gleicht, indem sie das Gefühl von Uebelkeit und Brechneigung, oder auch Erbrechen selbst, ferner das Gefühl des Abgeschlagenseins und der Betäubung erzeugt, weist darauf hin, daß es sich hierbei um einen in dem Tabak enthaltenen, specifischen Stoff handeln muß. Die Wirkungen des hierbei in Frage kommenden Stoffes, des Nicotins, auf unser Nervensystem, selbst in den kleinsten Mengen, lassen sich schon aus dem einen Umstande folgern, daß schon wenige Tropfen dieser farblosen, öligen (Tabaksöl), tabakartig riechenden Flüssigkeit, innerlich genommen, genügen, um einen Menschen zu tödten, und die Vergiftungsfälle, Kinder betreffend, vermittels des in dem sogenannten Abgusse der Tabakspfeifen enthaltenen flüssigen Rückstandes liefert einen weitern Beweis für die außerordentlich starke Giftigkeit des in dem Tabak enthaltenen wirksamen Stoffes. Da der Nicotingehalt gewisser Tabake bis auf 5 Procent und mehr steigt, so erklärt sich hieraus die lebensgefährliche oder aber tödtliche Wirkung, welche der Genuß der Abkochung einer verhältnißmäßig sehr kleinen Menge von Tabak hervorbringt.

Der in guten, abgelagerten Cigarren enthaltene Nicotingehalt von 1 bis 2 Procent wird beim Rauchen noch zum großen Theil durch die Gluth der Cigarre zerstört, so daß nur ein geringer Theil davon vermittels des Rauches aufgenommen wird. Von sämmtlichen narkotischen Genußmitteln ist der Tabak das bekannteste und am weitesten verbreitete und der Verbrauch desselben übertrifft ebenfalls den Verbrauch der sämmtlichen übrigen Genußmittel, da in dem Consum des Tabaks die Bewohner sämmtlicher Welttheile wetteifern. Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche, alle rauchen oder schnupfen oder kauen Tabak.

Die erste lebende Tabakspflanze kam bekanntlich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Europa und im Jahre 1550 übersandte der französische Gesandte und Arzt Jean Nicot (daher für den wirksamen Stoff

des Tabaks der Name Nicotin) von Lissabon aus die erste Tabakspflanze als Arzneimittel der Königin Katharina von Medicis, welche ihren Anbau befahl.

Wer kennt nicht die auch für den Nichtraucher interessante Geschichte des Tabaks? Als wunderbares Heilkraut wurde derselbe nun in Europa allgemein eingeschmuggelt und gegen Hautausschläge und Wunden als Heilkraut angewendet und das Rauchen desselben als Mittel gegen Engbrüstigkeit empfohlen. Aber schon im Jahre 1580 rauchten in Holland auch bereits die Gesunden, während Deutschland am spätesten, erst im dreißigjährigen Kriege, besonders durch die Schweden mit demselben bekannt wurde, und gegenwärtig? — werden circa 10 Millionen Centner Tabak erbaut und es kommt in England $1_{,0}$ Pfund, in Frankreich $1_{,1}$, in Oesterreich $2_{,0}$, in Deutschland $2_{,8}$; in Nordamerika $4_{,0}$, in Belgien $4_{,5}$ Pfund jährlichen Verbrauchs von Tabak auf den Kopf.

Der Tabak wird noch jetzt als Arzneipflanze angewendet und zwar entweder als krampfstillendes Mittel, oder als örtlich und allgemein beruhigendes, oder als parasitentödtendes, endlich auch als örtlich reizendes Mittel. Zu diesem Zweck wird er entweder in Form eines Aufgusses, als Einspritzung oder in rauchförmiger Gestalt, als Einathmung bei krampfartigen Zusammenziehungen verschiedener Muskelpartien, bei Kolikzufällen, bei Darmverschlingungen, bei eingeklemmten Brüchen, bei krampfhaftem, nervösem Asthma u. drgl. Zuständen angewendet.

Aber noch ganz andere Heilwirkungen bringt der Tabak als Arzneimittel in der moralischen Welt hervor. Allerdings ist der Tabak kein Radicalheilmittel gegen die Uebel in der moralischen Welt, sondern er beseitigt oder lindert nur die Symptome, also die schmerzhaften oder widrigen Krankheitserscheinungen, während ein radicales Heilmittel die Krankheitsursachen beseitigen müßte, um vollständige und dauernde Heilung herbeizuführen. So lange aber die Anlässe nicht fortgenommen sind, welche die Heiterkeit und die Zufriedenheit des Geistes oder das ganze innere Gleichgewicht des Menschen andauernd stören, werden alle, auch die redlichsten Bemühungen, vom Genusse der in den verschiedenen Genußmitteln enthaltenen Gifte abzurathen oder abzuhalten, vergeblich oder doch nur von ganz unbedeutenden Erfolgen begleitet sein. Aber so lange die Krankheitsursachen in demselben Maß und Umfang fortbestehen, so wird man auch begierig nach dem schmerzlindernden Balsam für sociale Wunden und Gebrechen greifen, um, da man die Krankheitsursachen nicht zu entfernen vermag, wenigstens die schmerzhaften Symptome hinwegzunehmen, denn seien es Verstopfungen der Eingeweide und der Blutbahnen, oder des Kopfes und des Geistes, wie sie durch gewisse Glaubenssatzungen, die mit den lebendigen, eindrucksvollen Lehren des alltäglichen Lebens in schreiendem Widerspruch stehen und durch das Heer von niederdrückenden Lebenssorgen erzeugt werden, auch sie, diese Diätfehler, Indispositionen und Obstructionen des Geistes sind im Stande, die Harmonie in dem gesammten Räderwerk unseres Organismus zu verwirren und die vortrefflichste Organisation zu zerstören.

Und gerade der Tabak ist es, welcher alle Indispositionen und Verdauungsstörungen und alle krampfhaften Zustände des Geistes beseitigt oder doch lindert. Indem er aber auch in der moralischen Welt eine heilsame, parasitentödtende Wirkung übt und peinigende Ideen, Sorgen, Aergerlichkeiten, ganz besonders aber auch Launen, hypochondristische Grillen

und ähnliche, dem regelrechten, geistigen Verdauungsproceß des Gehirns, mithin der geistigen Harmonie hinderliche und schädliche Maden und Würmer des Gehirns unschädlich macht, erweist er sich gegen derartiges Ungeziefer des Geistes weit erfolgreicher, als jedwede andere Art moralischen Insectenpulvers. Auf diese Weise übt der Tabak denselben lindernden, scheinbar heilenden Einfluß in der moralischen Welt wie in den physiologischen Vorgängen unseres Körpers und rechtfertigt mithin die von uns Eingangs aufgestellte Behauptung, daß er die Unebenheiten des Lebens nivellire. Darum nennt ihn auch der Volksmund mit Recht den „Sorgenbrecher", den Branntwein aber „Verzweiflungswasser!"

Ein echter Raucher entscheidet sich in einer Angelegenheit, die überlegt sein will und die ein Anderer erst noch einmal beschlafen würde, immer nur unter Beirath seiner Pfeife oder Cigarre und der stärkste Tabaksqualm umnebelt und umwölkt seine Sinne und seinen Geist nicht, während die sogenannten „geistigen" Getränke par excellence den Geist zu umwölken und zu umnachten pflegen.

Daß von allen Genußmitteln gerade dasjenige die meisten (viele hundert Millionen) Verehrer hat, welches man nicht kocht, nicht kaut, ja nicht einmal abschluckt und welches dennoch so große, physiologische Wirkungen hervorbringt, hat auch noch darin seinen Grund, daß man sich keinem Sinnengenuß so andauernd, ohne Sättigung, Uebersättigung, Ekel oder Erschöpfung hingeben kann, als dem Genusse des Tabaks, so daß bei Manchem nur dann erst die Pfeife kalt wird, wenn er selbst kalt wird und man von ihm dann mit Fug und Recht sagen kann: „Er hat ausgeraucht!"

Leidenschaftliche Unruhe, Zorn und überhaupt Gemüthsaufregungen aller Art entstehen nicht allein schwerer und deshalb auch seltener bei Rauchern, sondern dieselben werden auch am schnellsten und erfolgreichsten durch das Rauchen gesänftigt, denn während des Rauchens betrachtet man Alles viel leidenschaftsloser und ruhiger, ohne daß der Tabaksraucher Gefahr läuft, in das dumpfe Hinbrüten und die stumpfsinnige Apathie des Opiumrauchers zu sinken und wie dieser seine Gesundheit in ihren Fundamenten zu untergraben und zu zerrütten.

So ist auch die Art des Rauchens ein treues Spiegelbild der Gemüthsstimmung des Rauchers, besonders bei lebhaften Temperamenten. Während der holländische Mynheer entsprechend seiner kühlen, phlegmatischen Fischblutnatur wie ein lebendiger Automat raucht und der Türke mit weltverachtender Seelenruhe schmaucht, als ob er noch in diesem Augenblick mit stoischem Gleichmuth sein letztes Stündchen erwarte, kann man bei Ungarn, Franzosen und Italienern schon an der Art, in welcher der Rauch von ihren Pfeifen aufsteigt, sehen, wie es in ihrem Innern aussieht. Ist beispielsweise der Ungar mit sich allein und dann immer in mehr oder weniger sinnender, beinahe melancholischer Stimmung, dann steigt auch der Rauch ruhig, rhythmisch und säulengerade aus seiner Pfeife empor; sitzen mehrere Ungarn
sammen, so wirbelt der Rauch schnell und unregelmäßig aus ihren Pfeif
köpfen empor, und wird der Rauch weit weggeblasen, so kann man, ohne
Sprache kundig zu sein, sicher annehmen, daß man über Politik spri
kommt aber der Rauch kreuz und quer, heftig und ohne allen Tact aus
Schemnitzer Pfeifenkopf hervor, bald rechts, bald links, dann ist gro
Sturm im Innern und ein Bassoma-terem-tete sicherlich das erste W
welches hervorgestoßen wird. Unter den freien, nordamerikanischen Wil

ist „eine Pfeife rauchen“ gleichbedeutend mit Friede, Glück und Seelenruhe und ihr langes, mit Adlerfedern geschmücktes Calumet ist das Symbol des Friedens und ein unentbehrliches Requisit bei Verträgen und Friedensschlüssen.

Alle unsere Genußmittel machen ihre Anhänger zu bewußten Bekennern oder zu unbewußten, instinctiven Anhängern des großen religiösen Bekenntnisses der Nirwana (des Nichtwissens), jener aus socialer Noth herausgewachsenen Religion des „Unbewußten“, des in höherm oder geringerm Grade Erloschen- oder Abgestumpftseins des persönlichen Bewußtseins, eine Religion oder eine Philosophie des „Unbewußten“, zu welcher sich die Einen bewußt und aus Verlangen nach Genuß, die Anderen aber — die große Mehrzahl — unbewußt und rein instinctiv, mehr wie zu einer Art Religion des Nichtsmehrvonsichwissens und Nichtsmehrvonsichwissenwollens bekennen.

„Um den großen Riß zu heilen, welcher in der Welt klafft“, sagt man — vielleicht klafft dieser Riß nur in den Köpfen der Philosophen — „greife die Mehrzahl der Menschen ganz instinctiv nach den sogenannten Genußmitteln, welche insgesammt vom Kaffee, Thee und Chocolade, bis zum Tabak, Haschisch und Opium, nebst den sogenannten geistigen Getränken ein specifisches Gift enthalten.“ Nicht aus philosophischen, sondern aus socialen Gründen greift man jedoch nach jener wunderwirkenden socialen Arzenei, welche das Bewußtsein mehr oder weniger alterirt, oder ganz aufhebt, indem der erwünschte oder angestrebte Grad der Berauschung, also die Art und Menge der socialen Arzenei, welche sich der Bresthafte selbst verordnet, theils von dem Culturgrade eines Volkes, theils von der socialen Lebenslage und der hiervon zum großen Theil abhängigen Eigenart des Einzelnen, seinen Wünschen, seinen Enttäuschungen und überhaupt von dem Grad des Gestörtseins seiner innern Harmonie abhängt, durch welche sein inneres, geistiges und leibliches Gleichgewicht aufgehoben und seine Ruhe und Zufriedenheit beeinträchtigt wurden. Daher sind auch die Verschiedenheiten in der Art des angewendeten socialen Mundbalsams und die Abstufungen in dem Grade des Rausches, in welchem Vergessen gesucht wird, außerordentlich verschieden und zahlreich, von dem fröhlichen, prickelnden und sich leicht verflüchtigenden Rausch des Champagners bis zum dumpfen Rausch des fuselhaltigen Sprit und des sinneberauschenden Opiums mit seinen demoralisirenden, Geist und Körper zerrüttenden Wirkungen, und der noch stärkern socialen Arzenei des Kamtschadalen, die er sich verordnet und anwendet, wenn er wenig auf der Jagd erbeutete und dann auch diese geringe Jagdbeute (oft sein Pelzvorrath für den ganzen Winter) verkaufen und sich in einem Aufguß von Fliegenpilzen berauschen läßt, so daß er infolge dessen Tage lang sinnlos betäubt am Boden liegt, nur um sein grenzenloses Elend, in das ihn das geringe Jagdergebniß und der leichtsinnige, halbverzweiflungsvolle Verkauf seiner letzten paar Felle versetzte, nicht zu fühlen. Immer mag Champagner oder ein Aufguß von Fliegenpilzen genossen werden, handelt es sich um eine Seelenarzenei, um eine Umstimmung des Nerveninstruments und zwar entweder um eine Erhöhung des wachen, oder um eine Vertiefung des ruhenden Zustandes, der mit Betäubung und völliger Bewußtlosigkeit endigt, immer sind es nur verschiedenartige und verschiedengradige Heilmethoden, angewendet gegen die verschiedenen Arten und Grade des Seelenleidens, mit anderen Worten des mangelnden, innern

Gleichgewichts, der gestörten innern Harmonie, also gegen die verschiedenen Arten und Grade mangelnder vollkommener Gesundheit, der Heiterkeit, Zufriedenheit und Ursprünglichkeit des Geistes.

Die physiologischen Triebfedern sind immer dieselben, nur die äußeren socialen Anlässe sind verschiedener Art. Bald ist es Freude, Geselligkeit, Frohsinn, bald Unmuth, Aerger oder Verzweiflung, welche das Glas füllen und dem Schwungrad unseres körperlichen und geistigen Lebens, unserm Herzen, über die sogenannten todten Punkte hinweghelfen, sei es, daß dasselbe vor der Zeit welk wurde und verdorrte, sei es, daß es schon zu seiner gewöhnlichen täglichen Durchschnittsleistung einer physiologischen Peitsche bedarf. Hat Derjenige, welchen innere geistige Ermattung, Verödung des Gemüths, körperliches Unbehagen oder Ideenleere und Weltschmerz bemeistert hat, die nöthigen Mittel, so wählt er, um das in seinem eigenen Unglück sich wiederspiegelnde „Weltelend" hinwegzuzaubern, zu sänftigen, vergessen zu machen oder zu betäuben, Champagner als Vergessenstrank. Denn worin bestehen doch immer die ersehnten, endgiltigen Wirkungen aller Genußmittel der in Rede stehenden Art (also derjenigen, die nicht blos den Gaumen kitzeln, sondern derer, die das Allgemeingefühl mehr oder weniger tief beeinflussen)? Sie bestehen darin, die Leere des Herzens auszufüllen, wenn der Herzmuskel und das von ihm beherrschte Reich der Phantasien und Gefühle entweder durch zu wenig Lebenseindruck verödete, die Phantasie zu selten und belanglos beeindruckt, die Gefühle zu oberflächlich oder zu selten alarmirt wurden, oder wenn der Herzmuskel durch ein Zuviel- und durch ein Zuschnellleben frühzeitig welk wurde, erschlaffte oder verdorrte, das Reich der Phantasie verödete und alle feinen, zarten und delicaten Empfindungen und Gefühle durch die rauhe, stiefmütterliche Hand des Lebens frühzeitig zerquetscht oder durch das strenge Reglement des kühlen, frostigen Verstandes, durch die nicht minder strenge Zucht des „guten Tons" und durch gefühlsfeindliche, inhaltslose Salonfaxen erstickt und erdrosselt wurden. Mithin hilft der von den betreffenden Patienten „Göttertrank" genannte Sect, ebenso wie die Lethe des Bieres und Branntweins in vorgerückten Jahren über die beängstigenden Pausen der Erschlaffung und der Uebersättigung hinweg und macht den „Zwiespalt des Daseins" dadurch vergessen, daß er die Anhänger dieser Heilmethode niemals zum rechten Nachdenken über sich selbst und über ihre Lage kommen läßt.

Die Wirkung der Genußmittel bleibt mithin stets eine doppelte, nämlich einmal über Ermüdung, Erschlaffung und Uebersättigung durch **Erregung** hinwegzuhelfen, dadurch, daß die körperlich und geistig Erschlafften ihre Phantasie neu beleben und bevölkern und ihr freudloses Dasein in lichte und wonnige Höhen heben oder geradezu sich **betäuben** und dadurch alles Unangenehme vergessen machen.

Physiologisch ausgedrückt (siehe den Artikel: „Physiologische Bemerkungen über erregende Genußmittel") werden die Genußmittel angewendet, um das Schwungrad des Lebens, das Herz, in seiner Gangart zu beschleunigen und dadurch den gesammten Maschinismus unseres Körpers mit Hochdruck arbeiten zu machen, bei der Erschlaffung eines welken Herzens also dem Schwungrad des Lebens über die sogenannten todten Punkte hinwegzuhelfen. Dies ist das Stadium der Erregung.

Hat der Maschinismus eine Zeit lang mit mehr als der durchschnitt-

lichen Kraft und Geschwindigkeit gearbeitet, so tritt ein dem Mehrverbrauch von Kraft entsprechender Rückschlag eine Verlangsamung des Tempo und eine Verminderung der Wucht (verlangsamter und matter Pulsschlag) der Umdrehungen des Schwungrades des Lebens (Herz) ein, mit anderen Worten, es etablirt sich eine Verminderung der Herzthätigkeit in quantitativer und qualitativer Beziehung, der Herzschlag und, was dasselbe sagt, der Pulsschlag wird wieder kräftig, und mit dem Finger am Manometer unseres Maschinismus, am Pulse, sind wir im Stande, die Gangart desselben und die Höhe der Dampfspannung zu messen, mit welcher er arbeitet; denn die Vermehrung der Anzahl, die vermehrte Pulsfrequenz und die vermehrte Kraft, mit welcher das Blut durch die Adern strömt, sind der Ausdruck des Blutdrucks, mit anderen Worten der Ausdruck der Kraftatmosphären, mit welcher die Maschine arbeitet, und den Finger am Puls sind wir in der Lage, die Gangart und jenen Kraftaufwand zu controliren, mit welchem unser leiblicher Maschinismus arbeitet.

Man sollte daher nicht voreilig den Verbrauch eines schmerzlindernden Balsams für die aus socialen Verhältnissen herauswachsenden Schäden des Leibes und der Seele als bloße sinnliche oder aber frivole Genußsucht und als bloße „Unsitte" verurtheilen wollen; man sollte den Verbrauch des Tabaks nicht, ohne tiefern Einblick zu nehmen, aus kurzer Hand als verschwenderischen, leichtfertigen Luxus auffassen wollen, diesen Genuß eines socialen Arzeneimittels, das mit so wenig so Viele froh und zufrieden macht, den Tumult des Blutes sänftigt und vor brutalen Ausbrüchen und vor innerer Verrohung, wie sie durch beständiges sociales Elend gezüchtet zu werden pflegt, ersichtlich hintanhält.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man in der Höhe des Verbrauchs von Genußmitteln einen sichern Maßstab, nicht wie man jetzt in merkwürdiger Verblendung sich vorsagen läßt und nachsagt, der Cultur, sondern einen sichern, untrüglichen Maßstab für die Größe des socialen Elends suchen und finden, hoffentlich auch finden wollen wird. Jede Besteuerung jener Genußmittel, welche hauptsächlich von der großen Masse als schmerz- und kummerlindernder socialer Balsam verbraucht werden, gleicht mithin einer Besteuerung von Arzeneimitteln.

Es liegt sehr nahe, den Einwand zu erheben, daß es sich ja in den Genußmitteln nur um eine sehr trügerische Arzenei handle und es muß zugegeben werden, daß das Mediciniren mit den sogenannten Genußmitteln allerdings nur ein symptometisches Heilverfahren ist, welches nur gegen die Krankheitserscheinungen, gegen die schmerzhaften Kundgebungen und Zufälle des eigentlichen, socialen Uebels gerichtet, mithin kein radicales Heilverfahren ist; dieser Einwand ist unbestreitbar richtig, verweist man dabei jedoch auf die voraussichtlichen segensreichen Erfolge einer „rationellen" Heilmethode und Therapie socialer Gebreste und allgemeinen socialen Unbehagens, so sollen nur die socialen Heilherren und Geniesmeister erst kommen, welche das Zeug dazu haben, das Uebel an der Wurzel anzufassen. So lange aber ein solches radicales Heilverfahren, eine derartige Heilung von Grund aus nicht möglich ist, gewährt der menschenfreundliche Arzt wenigstens beruhigende Mittel und schmerzlindernden Wundbalsam und hält die Besteuerung derartiger Genußmittel, so weit sie wie Bier, Tabak und fuselfreier Branntwein 2c. als socialer Wundbalsam angewendet werden, für unbarmherzig und ungerecht. Denn selbst wenn nur der Verstand hierin

den endgiltigen Entscheid haben sollte und auch selbst noch vom Standpunkt kühlster Staatsraison aus, ist es entweder ein dicker Irrthum oder eine „verbrecherische Thorheit" das abendländische sociale Opium zu besteuern.

Denn für den armen Teufel ist, während er durch die harte Gasse des Lebens wandelt, der Tabak und andere Genußmittel Das, was die Bleikugel im Munde des Soldaten war, wenn er durch die Gasse der Spießruthen schritt; er verbeißt allen Unmuth und Schmerz und der Tabak giebt ihm eine dumpfe Zufriedenheit, wie der Betelpfeffer dem Indier und die Coca dem armen Amerikaner oder dem Farbigen in den Bergwerken. Eine Pfeife Kneller für einen Pfennig gewährt jenen Armen ebensoviel Vergnügen, wie dem reichen Müßiggänger seine Flasche Burgunder, ja sie gewährt dem Erstern noch weit mehr, nämlich eine Art religiösen Trost für seine innere Verbitterung; denn es ist eine nicht hinwegzuleugnende, halsstarrige Thatsache, daß der grobsinnliche Materialismus, so weit er in dem Genuß der sogenannten Genußmittel gegeben ist, zur Zeit sehr Vielen als die positivste aller positiven Religionen gilt und die zahlreichsten Bekenner hat; denn es sind nun einmal die sinnlichen Beeindruckungen, jene durch die Sinne, diese Herolde des Geistes, der innern Wahrnehmung vermittelten Offenbarungen für die große Menge weit verständlicher und eindrucksvoller und werden mit weit unerschütterlicher, weit handgreiflich erlangter Ueberzeugungstreue geglaubt und festgehalten, als die starren, unduldsamen Lehren und Zurechtweisungen der verschiedenen saft- und kraftlos gewordenen Glaubensbekenntnisse; denn die modernen, zeitgenössischen Gefühlsregungen und Gefühlsbethätigungen sind nun einmal der Kasteiung und Kreuzigung des Fleisches durchaus abhold.

Dieses neue, der Verwilderung und Verrohung der Sitten mächtig in die Hände arbeitende, aber äußerst positive religiöse Bekenntniß eines zügellosen Sinnengenusses wird zweifellos so lange vorhalten, als der Arme in seinem socialen Unbehagen unwirsch nach dem Tabak, dem „Sorgenbrecher" greift, oder der bis zur Erbitterung condensirte Unmuth ingrimmig im Genusse von „Verzweiflungswasser", im Schnaps Trost und Genugthuung und eine „neue religiöse Liebeskraft" für seine socialen Leiden sucht, indem er — keineswegs ganz ohne Recht — die Worte vor sich hinmurmelt oder lallt: „Schnaps ist Brod, Trost und Recht! —

Türkische Licht- und Schattenbilder.

Murad Efendi, geborener Deutscher, durch wunderliche Schicksale früh aus österreichischen Militärdiensten nach der Türkei verschlagen, tritt dort unter türkischem Namen in die Dienste des Großherrn, bemächtigt sich bald der türkischen Sprache, findet Gelegenheit sich im Kriegsdienste, sowie bei verschiedenen diplomatischen Verhandlungen auszuzeichnen und nähert sich dann in verschiedenen Consularstellungen wieder den deutschen Landen, bis er sich als kaiserlich ottemanischer Generalconsul zuletzt in Dresden niederläßt. Mit lebendigem Blick für Menschen und Dinge, mit einem schönen dichterischen Talent begabt, macht er sich inzwischen durch eine Reihe dramatischer Arbeiten in seiner Muttersprache bemerklich. Allein in der Entfernung von dem bunten farbeglänzenden Orient beleben sich in seiner Phantasie wiederum die Erinnerungen und Beobachtungen, die Erlebnisse, Bilder und Gestalten aus jener halb märchenduftenden, halb rohen Welt der Osmanli, die sich in ihrer Weise auf den alten Culturstätten Kleinasiens und Osteuropas herrscherlich eingerichtet, und es gefällt ihm, einzelne Partien davon, sinnig ausgesondert, wohlgruppirt und mit gesättigten Farben dargestellt, in den engen Rahmen von Journalartikeln einzuschließen. Der Kreis derselben hat sich nach und nach erweitert und es zeigt sich, daß sie zusammengestellt ein gar schickliches Ganze ausmachen werden, wenn sie nochmals überarbeitet und gewisse Lücken ausgefüllt werden. Beides läßt sich der Verfasser nicht verdrießen und legt uns nun das Resultat dieser Bemühungen in zwei sauber ausgestatteten Bändchen vor, eine wohl ausgewählte Bildergalerie von Land und Leuten der türkischen Welt, welche unter dem Titel „Türkische Skizzen“ soeben bei A. Dürr in Leipzig erschienen ist.

Nicht leicht hätte er zu einer günstigern Zeit damit hervortreten können, als eben jetzt, wo alle Welt gespannt der hochgestiegenen Krisis im Osten lauscht, welche, wenn auch noch nicht die Antwort, doch jedenfalls eine Antwort auf die alte „Orientalische Frage“ zu bringen verheißt. Wer möchte sich nicht eine genauere Kenntniß des Türkenthums eben jetzt verschaffen, da sich das gesammte Slaventhum ergrimmt und gerüstet gegen dasselben kehrt? Gerade jetzt hat man es ja nicht unterlassen, die Osmanen so schwarz zu schildern, als hätten sie nur Schattenseiten, und da wird man sich freuen, durch die Schilderungen des Verfassers auch ihre Lichtseiten kennen zu lernen, obgleich darin ihre wirklichen Schattenseiten weder verschwiegen noch bemäntelt werden.

Der erste Band, „Türkische Fahrten“ enthaltend, reiht in angenehm weiterleitender Folge aneinander, was im Leben durch manche Tage getrennt sein mochte. Ein guter Gedanke war es, das Buch mit der Schilderung einer Reise zu eröffnen, die allerdings erst gemacht wurde (1873), als der Verfasser Türkei und Türken längst gründlich kennen gelernt, die nun aber, in Triest beginnend, auch den Leser allmälig aus der bekanntern Welt durch das Adriatische Meer über Syra in den Bosporus führt. Welche Erinnerungen an das gebildete griechische Alterthum umschweben die Inseln und Ufer, die dabei in Sicht kommen! Aber schon auf dem Schiffe werden wir mit einigen Typen orientalischer Volksstämme bekannt gemacht. Rasch geht die Reise fort und nach glücklich überstandener, humoristisch ertragener Quarantainezeit endet die Fahrt in dem zauberisch schönen Hafen von Konstantinopel.

Nachdem der Verfasser uns von einem erhabenen Punkte, dem Feuerthurme im Seraskierat, das prachtvoll reiche und mannigfaltige Bild der Riesenstadt gezeigt und erklärt, führt er uns in das Wogen und Treiben der Straßen mit seinem vielstimmigen Geschrei; und die verschiedenartigen Bestandtheile der Bevölkerung in wunderbaren Trachten ziehen in lebendiger Färbung an uns vorüber. Den Lärm unterbricht der Besuch eines stillen alten Stadtviertels mit dem Gepräge einer untergegangenen Zeit. Dann betrachten wir ein türkisches Fahrzeug und Fuhrwerk, besuchen Pera und die Peroten und feiern den Rhamadan mit. Eine Beschreibung des Theaters in Stambul mit seinen primitiven Zuständen und der überaus amüsanten Aufführung von Schiller's Räubern läßt kaum erwarten, daß bei den Ottomanen jemals das Drama gedeihen werde. Interessant sodann sind die „Erinnerungen aus der Herzegowina", welche gar eigenthümliche Aufschlüsse geben über die so allgemein angenommenen, als leichtsinnig besprochenen türkischen Unterdrückungen und Knechtungen der dortigen Stämme. An Charaktertüchtigkeit, Sittlichkeit und Begabung stehen sie schwerlich höher als die Osmanen und der Verfasser dürfte wohl mit Recht sagen, daß ihre Culturmission im besten Falle ein nicht ganz sicherer Wechsel auf die Zukunft sei.

Die „Julitage auf Cypern" und „Aus Kleinasien", womit der erste Band schließt, bringen eine Reihe lebendiger prächtiger Schilderungen jener herrlichen Gegenden, wo in kleinen, vom Welttreiben unberührten Städten das Osmanenthum sich noch nicht à la franca umgestaltet hat, sondern dem Besucher in ursprünglicher Reinheit entgegentritt. Geschickt weiß der Verfasser in ansprechender Kürze die Geschichte des Landes sowie der Städte in seine Beschreibungen zu verflechten, wodurch man zugleich das Werden des Gewordenen sieht und so ein abgerundetes Ganze bekommt, welches in gefälligster Form Resultate ernster Forschungen darbietet.

Der Inhalt des zweiten Bandes: „Türkische Schattenrisse" überschrieben, betrifft das eheliche Verhältniß und die Zustände der ottomanischen Frauen, das Kinderleben, Herren und Diener, Beamtenthum, Hofämter, sodann Ulemas und Derwische, das Kriegsheer, ottomanische Staatsmänner und schließlich den ottomanischen Parnaß. Man sieht, der Verfasser richtet das Sehrohr für den Leser auf die interessantesten, zum Theil ganz unbekannten Punkte und durch die klaren Gläser desselben lösen sich viele abenteuerliche Vorstellungen für das Auge in Nichts auf, erscheint Nichtgeahntes, gewinnt kaum Beachtetes Bedeutung.

Auch die türkische Frau beginnt sich zu emancipiren, aber nicht von ihrer Weiblichkeit, wie die Emancipationssüchtigen des Occidents, sondern von der gesetzlichen und herkömmlichen Eingeschlossenheit und Beschränkung, welche doch im Ganzen noch besteht. Indeß Weib bleibt Weib, und der Verfasser zeigt uns, wie auch in der Türkei trotz vergitterten Fenstern und Haremswächtern Frauen in Politik und Literatur vorragende Rollen gespielt. Scandalöse Vorgänge, wie sie unsere höhere Gesellschaft gelegentlich erschüttern, das klägliche Loos einer Fabrikarbeiterin, eine Halbwelt in Seide wie in Baumwolle und was da mehr zu nennen wäre, ist von der ottomanischen Frauenwelt ausgeschlossen; die dortigen Einrichtungen machen es unmöglich. Gleichwohl wäre es zu beklagen, wenn unsere Frauen sich nicht über die niedrige Stufe erhöben, auf der im Allgemeinen die Orientalin stehen bleibt. Nur aus dem sittlichen Boden, welcher dieser gebricht, kann sich die volle Blüthe edler Weiblichkeit entwickeln und der Fall der abendländischen Frau

ist deshalb tiefer, weil sie von Haus aus so viel höher steht. Die schönste Aufgabe, das reinste Glück und der größte Stolz der Occidentalin, die Erziehung ihrer Kinder, insbesondere der Söhne, bleibt der Ottomanin unbekannt.

Und wie verschieden ist die türkische Erziehung der Knaben von der abendländischen! In dem Alter, wo unsere Knaben zu lernen anfangen und durch die Mahnung der Mutter nur zu oft vom lebensfrischen Spiel an ihr Buch gerufen werden müssen, schreitet der junge Osmane bereits als ein würdevoller ernsthafter Miniaturmann einher, der für das Lachen und Toben unserer Schuljugend nur einen strafenden Blick, ein mißbilligendes Kopfschütteln haben würde. Der Erfolg ist, nach des Verfassers Worten, das Aufgehen jeder freien selbstthätigen Männlichkeit in den Geist der Kaste.

Gar schön ist das Verhältniß zwischen Herrn und Diener. Das rein Menschliche tritt darin wohlthuend hervor und man muß sich erinnern, daß gerade diese Seite des Osmanenthums durch den allgemeinen Bildungsstand, durch staatliche und häusliche Einrichtungen bedingt ist, um nicht der eigenen Zustände dabei mit tiefem Verdruß zu gedenken. Ein Verhältniß, das bei uns alles Idealen entkleidet ist, erhält durch den generosen, großartigen Charakterzug, der den Osmanen kennzeichnet und unsere Achtung erzwingt, eine durchaus edle Gestalt. Indem nun aber dieser Patriarchalismus, so wohlthuend in den Grenzen des Hauses, sich in vergrößertem Maße auf Staat und Kriegsheer ausdehnt, wirkt er durchaus nachtheilig, erzeugt ein Günstlingswesen und beamtliche Zustände, vor denen sich der deutsche „Staatsdiener" nur entsetzen kann. Doch schon die Vorstudien in den Hörsälen der Ulemas spotten der abendländischen Maßstäbe, die ottomanischen Jünger der Wissenschaften unterliegen anderen Bedingungen als unsere Studenten und wir müssen bezweifeln, daß in diesen Dingen gründliche Umgestaltungen nach occidentalischem Muster möglich sind.

Die unbedingte, Alles beherrschende Macht im türkischen Leben ist die Religion mit ihren Geboten. Staat, Haus und Einzelleben sind nach den Vorschriften des Korans geregelt, die nicht objective Lehre und Gesetz, sondern eigenstes lebendiges Leben in Geist und Gemüth sind. Eben darum ist auch, wie der Verfasser wiederholt bemerkt, der Osmane nicht Patriot, sondern Islamit, seine Religion ist sein Vaterland, der Glaube drückt ihm den Stempel der Zusammengehörigkeit auf, seine Nation ist der Islam. Darin wurzeln seine Tugenden wie seine Fehler. Ergeben duldet er das Unvermeidliche, ruhig und stumm erträgt er Schicksalsschläge, er läßt sich von anderen Nationen überflügeln, beugt das Haupt und seufzt: Kismèt!

Wie im Staatlichen, so in Wissenschaft, Kunst und Poesie ohne eigene Schöpfungskraft, dürften die Osmanen nicht berufen sein, in der Reihe der Culturvölker einen Platz einzunehmen. Aber gerade was sie hieran hindert, was keine Reformen hinwegschaffen können und woran sie, der unaufhaltsam vordringenden Cultur gegenüber, früher oder später wahrscheinlich verbluten werden — ihre durch Vererbung und Glauben innerlich gebundene stolze turanische Natur — gerade dies macht sie überaus interessant und die anziehende, lebensvolle Darstellung des Verfassers kann unsere Theilnahme nur erhöhen. Man wird die beiden zierlichen Bändchen nicht ohne Genuß und Belehrung lesen.

V. von Strauß und Torney.

Der Letzte der alten Schule.

(Fortsetzung.)

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

In Braunschweig. Unter der Regierung Herzog Karl's (1827—1830).

Daß nach einem solchen gewaltsamen Act eine Wendung eintreten mußte, sah selbst die stets begütigend ausgleichende Großmutter ein. Bis dahin hatte Herzog Karl ab und zu, wenn auch vergebens, gegen die ihn nervös- und aufhetzend-machende Erziehungsmethode Beschwerde geführt, jetzt wandte er sich direct an Georg IV., zugleich auch die Vormundschaftsfrage betonend, welche Graf Alvensleben im Auftrage des Königs ja mit ihm verhandelt hatte. Der Kernpunkt des Schreibens lautete: „So unzweifelhaft es auch ist, daß mir das Recht zusteht, mit meinem erlangten achtzehnten Jahre die Regierung meiner Erblande anzutreten, ebenso sehr leuchtet es mir wieder ein, daß ich der Macht nichts entgegenzusetzen habe, als eben dieses mein gutes, wohlbegründetes Recht Die Aeußerung des Staatsministers v. Alvensleben, daß ich bedenken möchte, wie Ew. Majestät im Falle einer Weigerung von meiner Seite im Guten einzuwilligen, stets die Macht haben würden, Ihren Beschluß durchzusetzen, ist mir vollkommen genügend; doch kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit förmlich mein gutes Recht zu verwahren und auf das Positivste und Feierlichste gegen jede Maßregel, sei es moralischer oder physischer Zwang von seiten Ew. Majestät gegen mich, um mich zu verhindern, mit achtzehn Jahren mündig zu werden, zu protestiren.

Zugleich beschwöre ich jedoch Ew. Majestät, zu berücksichtigen, daß ich noch eher mich dazu verstehe, stillschweigend die Verlängerung der Vormundschaft meines Landes anzusehen, als die steten Verunglimpfungen der mir von Ew. Majestät zugeordneten Gouverneurs in der Person des Oberhofmeisters v. Linsingen und Hofrath Eigner zu ertragen. — Nur die Vormundschaft über meine Person höre auf, wenn die über mein Land durchaus noch fortgesetzt werden soll. Nochmals ersuche ich Ew. Majestät ebenso dringend als gehorsamst, mich von den mir beigeordneten Herren nicht mehr wie ein Kind und einen Sclaven behandeln zu lassen.

Ich habe die Ehre zu bleiben mit aller nur möglichen Hochachtung Sire, Ew. Majestät ꝛc. Karl."

Es ist außer Zweifel, daß dies energische Auftreten des Herzogs, der bis dahin mehr furchtsam und mit verschlossenem Ingrimm zu Werke gegangen, hannöverscherseits manche Besorgniß hervorrief. Ein öffentlicher Scandal in dieser Angelegenheit mußte vermieden werden, da bereits schon zu viele Familienscandale, besonders in England, zum Besten gegeben waren. Herr v. Linsingen erhielt den Wink, seinen Abschied einzureichen, während Hofrath Eigner auf Bitten der Großmutter des jungen Herzogs, wenn auch ungern, beibehalten wurde. Auffallend gestaltete sich von jetzt ab aber die Behandlung der Vormundschaftsangelegenheit. Um den Ver-

dacht einer usurpirten Eigenmächtigkeit und noch weit Schlimmeres von sich abzulenken, schickte sich Georg IV. an, die beiden Hauptmächte der Bundesregierung, Oesterreich und Preußen, zu Rathe zu ziehen, es insbesondere dem Fürsten Metternich, der unter dem Panier der damaligen ersten deutschen Großmacht, Oesterreich, der Inscenesetzer des europäischen Staatslebens war, zur Aufgabe machend, eine Lösung herbeizuführen. Zu diesem Zweck mußte Herzog Karl nach Wien reisen, um sich dem Fürsten persönlich vorzustellen. Mit diesem Schritt wurde er nun in die nebelhafte Sphäre der Politik eingeführt, die in jener Zeit mehr als gegenwärtig eine Sphäre der diplomatischen Intrigue, des spürnäsigen Geheimpolizeiwesens und des cabalisirend-aufhetzenden Spionirsystems war. Für die theatralische Einbildungskraft des jungen Herzogs eröffneten sich ganz neue Gesichtspunkte. Die vielen Kreuz- und Querzüge, das Komödiespielen vor und hinter den Coulissen fesselten ihn um so lebhafter, als Fürst Metternich gleich bei der ersten Unterredung mit aalglatter Gewandtheit und fuchsschlauer Tactik die ganze Correspondenz der Mündigkeitsunterhandlungen vor ihm ausbreitete, und mit Vertrauensseligkeit den kritischen Fall so leicht zu bewältigen vorgab, daß er dem Herzog versprechen könne, binnen sechs Monaten schon an der Spitze seiner Regierung zu stehen. Eine so entgegenkommende Sprache, verbunden mit einer so liebenswürdigen, gewinnenden Manier, war dem jungen Herzog etwas Fremdes. Wie von einem Bann erlöst, machte er aus seiner Anschauungsweise kein Hehl und theilte offen mit, wie man ihm von Seiten der Vormundschaft begegnet sei, und was er von ihr halte. Fürst Metternich entgegnete verwundert, man habe ihm ein ganz anderes Bild von ihm entworfen, ihn als einen heftigen, widersetzlichen Prinzen geschildert, dem es selbst an dem gewöhnlichen Verstande fehle, und nun fände er von allen Dem nichts vor. Diese Verhandlungen führten zu dem Resultat, daß von Seiten Preußens erklärt wurde: Daß da, wo väterliche Dispositionen über die Volljährigkeit nichts bestimmt hätten, das achtzehnte Jahr die Regel sei.

Fürst Metternich, zwar derselben Ansicht, schaltete jedoch die Clausel ein, um Georg IV. nicht direct entgegenzutreten, ihn günstig für ein friedliches Entgegenkommen zu stimmen: daß unerachtet der Hausgesetze und Familienverträge, die das achtzehnte Jahr annehmen, die Observanz dem Regenten wohl verstatte, über die Dauer der Minderjährigkeit der Kinder nach Gutdünken Dispositionen zu treffen, daß es jedoch in der gegenwärtigen, so sehr bewegten Zeit, wo der vage Parteigeist und die demagogischen Bestrebungen so geschäftig seien, Mißverständnisse unter den Regierungen anzuzetteln, am räthlichsten scheine, jeden Vorwurf irgend einer Willkür oder Privatabsicht von Seiten der hannöverschen Vormundschaft zu entkräften, was dadurch geschehen kann, daß der König von England das Ende der Minderjährigkeit des Herzogs Karl nicht allzuweit hinausrücke. Aus diesem Grunde trage er im Namen des Herzogs die Bitte vor: Die Vormundschaft noch ein Jahr behalten zu wollen." Durch diese diplomatische Schlangenwindung in die Enge getrieben, lautet die Antwort des Grafen Münster:

„Se. Majestät kann das Anerbieten des Herrn Herzogs nicht annehmen, ohne indirect anzuerkennen, daß Se. Durchlaucht mit dem achtzehnten Jahre mündig geworden ist; sie wird die Vormundschaft nur bis zum 30. October 1823 fortführen."

Das waren nur noch sechs Monate, dann wurde der Herzog neunzehn Jahre. Fürst Metternich hatte richtig combinirt, sein junger Schüler mit Bewunderung über die diplomatische Hellseherei des undeutschesten aller modernen Staatsmänner erfüllt, der auf dem Wiener Congreß, weil er im Solde Rußlands stand, ausgesprochen: „Deutschland ist nur ein geographischer Begriff", schrieb sich die geheimen Staatskunstmittelchen, welche er im Verlauf der weiteren Unterhandlungen noch verlauten ließ, gelehrig hinter die Ohren und gab dem Großmeister der auf bandwurmartigen Discussionen und meilenweiten Protocollführungen beruhenden deutschen Bundesregierung sein Wort, sich mit vollstem Vertrauen unter seinen Schutz zu begeben. Die erste Bedingung Metternich's lautete: „Da man es vermeiden müsse, dem Königsvormund durch irgend eine Maßregel zu nahe zu treten, sei es rathsam, daß Herzog Karl, wenn er seine Regierung angetreten, Alles in dem Zustande lasse, wie er es finde, daß er gegen Niemanden, auch nicht gegen Herrn v. Schmidt, ungnädig auftrete und „die Augen so lange als möglich schließe". „Diese Selbstverleugnung, dieses Opfer", bemerkte der Fürst, „dessen Werth ich ebenso sehr erkenne, wie seine Nützlichkeit, verlange ich von Ihnen nur während drei Jahren. Der König hat die Behauptung aufgestellt, daß Sie wenigstens noch so viel Jahre zu jung wären, um zu regieren; ich habe Dem widersprochen; Ihre Sache ist es jetzt, zu beweisen, daß ich mich nicht geirrt habe; compromittiren Sie mich also nicht in dieser Beziehung."

Herzog Karl fügte sich den Anordnungen seines mächtigen Protectors, der ihn ersuchte, ihn „als einen alten Freund, als einen Vater zu betrachten". Er hat auch das gehalten, was der Fürst von ihm verlangte. Im Monat October 1823 hielt Herzog Karl, ein neunzehnjähriger Jüngling. in Braunschweig seinen Einzug unter einem fast überschwenglichen Enthusiasmus seines Volkes. Was den Herzog jedoch gleich wieder in eine gereizte Stimmung versetzte, war die Wahrnehmung, daß von Seiten der Vormundschaft Niemand Notiz von dem Ceremoniell seines Regierungsantritts nahm. Graf Alvensleben als Minister begrüßte ihn zwar, aber nur um seinen — Abschied zu fordern, während der Geheime Rath v. Schmidt-Phiseldeck wieder zu erklären hatte, daß, wenn der König von England den Herzog auch in Bezug auf die Regierung seiner Staaten für mündig erkenne, er dies doch keineswegs in Bezug auf die Verwaltung seines Vermögens thue, welches ihm nicht eher überliefert werde, als bis er sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt habe. Bis dahin sei Schmidt-Phiseldeck verpflichtet, Niemandem davon Rechnung abzulegen, als dem Könige von England. Wäre der Herzog nicht an sein Versprechen, das er dem Fürsten Metternich gab, gebunden gewesen, so würde er gleich von Anfang an „der raffinirten Seelenhenkerei", wie er es genannt hatte, abwehrend entgegengetreten sein. In seinem Innern wüthete ein Vulcan. Zähneknirschend fügte er sich allen Anordnungen; er kümmerte sich um nichts und ließ sich wie eine Puppe am Drahtseil hin- und herschieben. Lange konnte er bei seiner Gemüths- und Charakterveranlagung diese schmachvolle Situation nicht ertragen; er zog es vor, auf Reisen zu gehen und nicht eher zurückzukehren, bis die Jahre abgelaufen, die Fürst Metternich ihm als Prüfungsjahre gleichermaßen auferlegt hatte. Diese waren im März 1826 vorüber; von jetzt ab riß er die Zügel der Regierung mit einer solchen Vehemenz an sich, mit einer solchen Tyrannei von despotischem Absolutismus, daß sein Auftreten wie eine Feuerbombe

in die bis dahin unter vormundschaftlicher Einflüsterung stehende Adels- und Beamtenwelt hineinplatzte. „Der Knabe Karl fängt an, fürchterlich zu werden", hatte er satanisch gegen Klingemann verlauten lassen, als dieser in der streitigen Theaterfrage mit ihm discutiren mußte. Und in der That, Alles, was sich nur an verbissenem Ingrimm, an wuthschnaubender Bitterkeit, an rachelechzender Leidenschaft von seiner Kinder- und Jünglingszeit her in ihm angesammelt hatte, das kam jetzt nach und nach zum Austrag. Er wurde das „enfant terrible" des deutschen Bundes und der deutschen Souveräne. Seine Regierungsepoche konnte sich nur wie ein monströses Ausstattungsstück gestalten, in welchem das Tragische mit dem Burlesken, das Possenhafte mit dem Criminellen, das Historische mit dem persönlich Intriguanten, der ganz gewöhnliche Familienklatsch mit dem Politischfolgeschwersten Hand in Hand ging. Der erste Affront, der Herzog Karl angethan wurde, bestand in dem Entlassungsgesuch des Herrn von Schmidt-Phiseldeck, der einfach erklärte, „daß er schon bereits vor mehreren Jahren die Zusicherung erhalten, in das königlich hannöversche Geheimrathscollegium eintreten zu können und jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo es sein persönliches Interesse erheische, diese Anstellung anzunehmen". Herzog Karl war außer sich, doch ließ er sich in diesem Falle noch von seiner Umgebung dazu bestimmen, würdevoll aufzutreten.

Er äußerte in seinem Antwortschreiben ruhig, daß er zwar ohne Ueberraschung, aber mit Bedauern sein Geständniß vernehme, daß er während seines Dienstes bei ihm die Zusicherung fremder Staatsdienste sich verschafft und Jahre lang bewahrt habe, ohne es ihm genehmigen, wissen und ahnen zu lassen. „Stimmt das", schreibt Herzog Karl, „nach Ihren Begriffen und Gefühlen überein mit dem Vertrauen eines Geheimen Rathes gegen seinen Fürsten? mit der Diensttreue gegen den Staat, der ihm zur Verwaltung übergeben? Er habe also", heißt es weiter, „in Braunschweig gedient und in Hannover zu dienen gewünscht, er sei in Braunschweig in Amt und Gehalt geblieben und habe sich in Hannover Amt und Gehalt versichern lassen. Warum verschwiegen Sie Uns Ihre Verbindung mit Hannover? Glaubten oder zweifelten Sie, daß Wir nach einer solchen Mittheilung die Sachen unseres Landes Ihnen allein und eben so unbedenklich leiten lassen würden, als einem unwandelbaren Diener unseres Hauses und als einem Manne, dessen Seele und Herz an seinem Vaterlande hängt?"

Zwar nahm der Herzog die Entlassung des verrätherischen Staatsdieners an, doch machte er zur Bedingung, ihm vorerst über die Lage der Regierungsgeschäfte, wie auch über die Verwaltung des herzoglichen Privatvermögens Rede und Antwort zu stehen.

Dies lehnte Schmidt-Phiseldeck ab. Er behauptete, nur dem König von England verpflichtet zu sein, und da der Herzog diese Ansicht nicht theilte, ließ der erste Staatsdiener des Landes sich zu dem Gewaltstreich verleiten, mit seiner „Familie", wie es angezeigt wurde, „in einem Miethwagen ohne Gepäck nach Hannover zu entweichen".

Der Zorn wie der Verdacht des Herzogs steigerte sich; eine Commission wurde niedergesetzt, welche der Amtsführung des landesflüchtigen Staatsbeamten die strengste Untersuchung angedeihen ließ, nach welcher es sich ergab, daß viele Verhandlungen ohne Hinzuziehung des Geheimenrathscollegiums ganz privatim zwischen ihm und Graf Münster vollführt waren. Schmidt-Phiseldeck, der aufgefordert wurde, nach Braunschweig zurückzukehren und

über alle schwebenden Fragen Rechenschaft abzulegen, weigerte sich. Er ließ bemerken, daß alle fehlenden Actenstücke rücksichtlich der Majorennitätsfrage und anderer ähnlicher Gegenstände von ihm vernichtet seien, weil er die Communication hierüber für rein persönlich und vertraulich gehalten habe.*) Die Empörung des Herzogs hatte ihren Höhepunkt erreicht. Schmidt-Phiseldeck wurde des Hochverraths angeklagt, und bei der theatralischen Geberdung des jungen Souveräns, mußte er doch etwas in Scene setzen, weshalb er mit dramatischem Accent das Wappenschild des Staatsverräthers auf dem Markt in Braunschweig durch den Henker zerbrechen und ihn steckbrieflich verfolgen ließ.**)

Von jetzt an entspann sich ein Notenwechsel zwischen der braunschweiger und hannöverschen Regierung, der einem Bombardement nicht unähnlich sah, und immer doch Herzog Karl vernichtender traf, weil er dem König von England gegenüber zu winzig an Macht und Einfluß war, was sich auch in dieser Aufsehen erregenden Angelegenheit bethätigte, die einen derartigen Verlauf nahm, daß man hannöverscherseits alle Forderungen hinsichtlich der Auslieferung des Schmidt-Phiseldeck nicht nur unberücksichtigt ließ, sondern auch amtlich bekannt machte: Daß der König von England und Hannover allergnädigst geruht habe, ihn zu Allerhöchst ihrem Geheimrath zu ernennen, weshalb es allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen zufolge nicht gestattet sei, die in Rede stehende Vorladung dem königlichen Geheimrath von Schmidt-Phiseldeck zu insinuiren.

Kein größerer Affront konnte dem jungen Herzog zugefügt werden als dieser. Auch die kleine Partei, welche an ihm gutmeinend hing, mußte ihm das zugestehen und seinen Zorn billigen. Moralisch durch diesen hannöverschen coup de main in den Augen des großen Haufens beschimpft, welcher ja nie untersucht und prüft und blindlings für Den Partei ergreift, der momentan als Märtyrer dasteht, gerieth der Herzog in einen Zustand ausschreitender Entrüstung und erließ eine Proclamation, in welcher er bekannt machte, daß erhebliche Gründe vorhanden seien, die es nothwendig machten, auszusprechen, daß die während seiner Minderjährigkeit gefaßten Regierungsbeschlüsse und erlassenen Verordnungen nur insofern für ihn eine rechtliche Verbindlichkeit zu produciren vermöchten, als nicht dadurch über wohlerworbene Regenten- und Eigenthumsrechte disponirt worden sei. Es betonend, daß er mit dem achtzehnten Jahre regierungsmündig geworden sei, nannte er das letzte der vormundschaftlichen Regierung ein ungesetzmäßig verlängertes.

Hatte Herzog Karl bis dahin eigentlich nur gegen den hannöverschen Minister Krieg geführt, so trat er jetzt unmittelbar beschuldigend an die Person des Königs von England heran. Alle deutschen Souveräne, über diese besorgnißerregende Keckheit und den rückhaltlosen Ton nicht wenig betroffen, nahmen gegen den „Knaben Karl" Partei und stellten sich auf Seite des Königs von England, der eine persönliche Abbitte verlangte und auf Zurücknahme dieser ihn compromittirenden Proclamation bestand. Der

---

*) Ist gegenwärtig nicht ein ähnlicher Fall zu verzeichnen mit Graf Harry von Arnim, hinsichtlich der Scheidung der sachlichen und privaten Amtsauffassung?

**) Abermals gewahren wir eine Wiederholung der steckbrieflichen Verfolgung an Graf Harry von Arnim.

Kunstliebe und Liebeskunst.
Nach dem Gemälde von E. Stammel.

Knabe Karl weigerte sich, wie es zu erwarten war, mit Händen und Füßen dagegen und jetzt entbrannte ein ebenso ominiöser als persönlich verleumderischer Federkrieg im Schooße der Welfenfamilie! Es regnete, donnerte, hagelte und blitzte Broschüren, Beschwerdeschriften und Pasquille! Injurien, anonyme Briefe, Depeschen voller Geifer und dynastischer Kläfferei wurden herüber und hinüber gewechselt. Bald las man in den hannöverschen, bald in den braunschweiger Zeitungen die eine oder die andere unverblümte Bekanntmachung, welche dann Gevatter Schneider und Handschuhmacher einen communen Stoff für die Wirthshausunterhaltung lieferte. In der Hofatmosphäre broddelte und gährte es; die Adelsclique und die Beamtenwelt befand sich in Alarm; sie war in ein feindliches Lager getheilt, sie intriguirte, cabalisirte, spionirte, denuncirte, protocollirte und protestirte. Die Haltung des Publicums war frivol und glossirend. Seine Meinungen und Begriffe von Recht und Unrecht wirrten durcheinander; gewöhnt an Scandal der souveränen Häuser des Welfenhauses, lag es förmlich auf der Lauer nach Krakeel. In diese in persönlicher Rancüne zersplitterten Zeitepoche schneite ich, schlechten Gewissens, hinein, just einige Wochen nach der berüchtigten Flucht des Schmidt-Phiseldeck. Selbstverständlich belächelte man meinen Contractbruch; man belustigte sich über meine „spaßhafte" und „kopfüber gegangene" Entweichung von Hannover; man nahm an, Herzog Karl habe mal wieder eine Malice an einer hannöverschen Behörde verüben wollen.

Sollte man es glauben, ich stieg sogar in den Augen des Spießbürgerthums an Kunstwerth, weil Herzog Karl (und wenn man ihn auch nicht ausstehen mochte) seine Hand selbst dazu geboten und mir einen so splendiden Contract offerirt. So kam es, daß ich die ganze Angelegenheit mehr als einen dummen Streich auffaßte, über den ich mich selbst am meisten amüsirte. Am unbehaglichsten befand sich Klingemann. Er hatte zu diesem von ihm gemißbilligten Verfahren indirect seine Hand bieten müssen. Ich fühlte es heraus, daß er mit Vorsicht an mich herantrat. Vollständig zufrieden war der Herzog mit mir. Seiner Caprice, mich haben zu wollen, war gewillfahrt, die hannöversche Theaterbehörde gerieth dadurch doch wenigstens auf einige Zeit in Verlegenheit, ein amüsantes Proceßchen stellte sich in Aussicht.

Als ich jetzt — also im Engagement — auf der ersten Theaterprobe erschien, war Herzog Karl, der den Augenblick nicht erwarten konnte, mich als wirkliches Mitglied seiner Bühne agiren zu sehen, schon bereits zugegen. Dr. Klingemann, einige Schauspieler und Schauspielerinnen umstanden ihn, aber nicht etwa familiär, auch nicht in kriechender Devotion, wie er es von seinen Schranzen gewohnt war. Mit künstlerischer Reserve hörten und beantworteten sie seine Fragen. Kaum war er meiner ansichtig geworden so rief er mit der ihm einmal eigenen Rücksichtslosigkeit und Malice lachend auf: „Ah voilà, der hannöversche Schmidt-Phiseldeck. Willkommen in Braunschweig."

Sämmtliche Anwesende lachten mit. Ihr Souverän hatte ja das Signal gegeben! Mich ärgerte diese hänselnde Bemerkung höchlich. Ließ ich sie durchgehen, so riskirte ich, zum Stichblatt meiner Collegen zu werden, von denen der Eine und der Andere, wie ich im Nu bemerkte, schon eine hämische Miene zog. Schnell entschlossen fiel ich daher auf das herzogliche: „voilà, der hannöversch Schmidt-Phiseldeck" ein, und dabei verneigte ich mich ehr-

furchtsvoll: „Ihro Durchlaucht machen Höchstihrer eigenen Person kein Compliment mit diesem Vergleiche."

Alle Anwesenden erschraken. Das schöne blaue Auge des Herzogs blitzte zornig auf und huschte stolz messend über meine Gestalt hinweg. Dann fragte er kurz und befehlend: „Was soll diese Bemerkung sagen?"

Ohne mich irritiren zu lassen — man konnte mich ja höchstens nur gleich wieder meines Contractes entbinden — antwortete ich marquirt: „Daß Ihro Durchlaucht mein allergnädigster Fürst sich durch diesen Vergleich die Rolle des Königs von England zuertheilen, der es ja auch nicht verschmähte, einen „durchgegangenen" Beamten in seine Dienste zu nehmen."

„Sie scheinen eine souveräne Insolenz zu besitzen", rief Herzog Karl, wie ich gewahrte, unsicher geworden durch meine impertinente Keckheit. Jetzt galt es, entschlossen zu sein; es mußte biegen oder brechen. Mit rapidem Sarcasmus erwiederte ich: „Als ob Serenissimius, der des Rufes genießt, ein geistreicher Souverän zu sein, diese verwerfliche Eigenschaft der „souveränen Insolenz" nicht bei mir vorausgesetzt haben müßten." Der junge Herzog, der gern in absonderlicher Spannung gehalten sein wollte, horchte neugierig auf und fragte sogar wie darüber nachdenkend: „Ich sollte diese verwerfliche Eigenschaft in Ihnen vorausgesetzt haben müssen? Wie so das?"

„Nun, weil ich", fuhr ich fort — jetzt war ich meines Sieges gewiß — „beinahe sechs Jahre lang in der englisch-hannöverschen Atmosphäre gelebt, und mir gerade in dieser Atmosphäre die ersten Sporen eines Intriguants- und Bösewichtspielers verdiente." — „Bravo, bravo!" lachte der wetterwendisch gestimmte Herzog auf und dabei drehte er sich auf den Absätzen herum und peitschte mit seinem Taschentuch durch die Luft. „Zur rechten Zeit die rechten Aperçüs gemacht, heißt fest im Sattel sitzen. Lassen Sie mal weiter hören, Marr, ob Sie dies wagehälsig angeschlagene Thema — das ich spaßeshalber, um Sie zu examiniren, franchement fortsetzen werde — schlagfertig secundiren können. Es soll eine Probe vom „Kaufmann von Venedig" abgehalten werden, da Sie den Shylock als Antrittsrolle gewählt. Antworten Sie", höhnte er mit diabolischer Selbstironie, „mit welchem Act und welcher Situation die Probe eröffnet werden muß, wenn die gegenwärtig zwischen mir und dem König von England obwaltende Differenz, bezüglich der Zurücknahme meiner im Monat Mai erlassenen Proclamation, die selbst der deutschen Bundesregierung zu stark gepfeffert und gesalzen ist — charakterisirt und scenirt werden sollte."

Die Betroffenheit des Personals, die Verwirrung des vorsichtigen Klingemann war kaum zu beschreiben. Der Herzog war in einer teuflischen Laune. Seine schlanke, feine Gestalt zitterte krampfhaft. Er befand sich in einem bis auf die Spitze getriebenen Moment der Nervenüberreizung. Meine Geistesgegenwart, die von jeher einen directen Gegensatz zu meinem heftigen Temperament ausmachte, ließ mich auch diesmal nicht im Stic Ich wandte mich an Dr. Klingemann und rief mit lauter Stimme: „U das von Sr. Durchlaucht angestellte Examen zu allerhöchst Dero Zufriede heit zu bestehen, ersuche ich Sie, die Probe mit dem vierten Act anfang zu lassen, der im Gerichtssaal spielt und die Situation hervorhebt, d Shylock von dem gestrengen Hof Venedigs die Aufforderung erhält, auf d ihm zukommende Recht Verzicht zu leisten, davon nichts wissen wolle sondern die Richter gemahnt zum Spruch zu kommen, indem er recitirt:

„Bei meiner Seele schwör' ich,
Daß keines Menschen Zunge über mich
Gewalt hat: ich steh' hier auf meinem Schein."

Eine lautlose Stille trat ein. Das versammelte Personal schielte, wenn auch sehr verstohlen, nach dem jugendlich schönen Herzog, der mich überrascht anblickte, mir dann ein äußerst liebenswürdiges Compliment sagte und in der That die Probe mit dem vierten Act anfangen ließ. Nach diesem mußten wir dann zu dem ersten übergehen, was die widersprechendsten Gefühle in mir erweckte. Mit Anstrengung suchte ich mich bei guter Laune zu erhalten, um Alles zu vermeiden, was den Herzog, der mit lebhafter Theilnahme das Ganze verfolgte, auf's neue in eine prickelnde Stimmung bringen konnte.

Kaum aber, daß die Probe beendet war und er sich verabschiedet hatte, bat ich Klingemann um eine Unterredung.

An meinem Tone hörte er, was in mir vorging. Ziemlich leidenschaftlich erklärte ich, unmöglich in Braunschweig bleiben zu können, wenn ich mit der Komödie Komödie spielen solle. Der furchtsame und innerlich verstimmte Klingemann fuhr erschrocken auf, blickte scheu umher und flüsterte: „Grundgütiger Himmel, die Wände haben Ohren, Marr. Vor Allem nur nicht wieder mit dem Kopfe durch die Mauer. Welch' ein Aufsehen, wenn Sie, kaum gekommen, wieder fort wollten. Der Herzog ließ Sie nicht einmal, er würde Sie mit eisernen Zangen zwicken. Haben Sie selbst ihn nicht haranguirt, ein solch halsbrechendes Thema auf's Tapet zu bringen, gegen alles Ceremoniell . . . ?"

„Ah bah, was scheert mich das Ceremoniell", unterbrach ich die Jeremiaden Klingemann's. „Ich bin mir selbst der Nächste. Meine zukünftige Stellung am Hoftheater stand auf dem Spiel. Hätte ich aus unterthäniger Devotion nur einen Finger breit nachgegeben, wäre es um mich geschehen gewesen. Die Collegen hätten ihren Wirthshausbrüdern erzählen können, daß ihr Souverän mich als Popanz behandle. Der Rüpel würde sich das ad notam genommen haben und bei einem „Stöffcken" Mumme und einem „Stümpel Schlackworst' den hannöverschen Durchbrenner Spießruthen laufen lassen."

Zwar gelang es Klingemann mich zu besänftigen, doch weigerte ich mich, am nächsten Tage schon meine Antrittsrolle zu spielen. Erst mußte ich meine gehässige Stimmung bewältigen. Klingemann war sehr verlegen. Was sollte er dem Herzog über das Hinausschieben meines Debüts sagen? Der Zufall gab den zufriedenstellendsten Ausschlag. Herzog Karl hatte auf dem Wege der „Spionage" den Wink erhalten, in Angelegenheiten seiner schwebenden Differenzen mit dem König von England mit Fürst Metternich in Unterhandlungen zu treten, der, gut bedient wie er war, gleichfalls auf „dem Wege der Spionage" in Erfahrung gebracht, daß das braunschweiger Ministerium von seinem Souverän beauftragt sei, zur Verstärkung der unheilvollen Proclamation noch bei dem Bundestage eine Klage gegen Georg IV. anhängig zu machen.

Zu diesem Aeußersten durfte es nicht kommen. Fürst Metternich hatte ja Beweise, daß seine diplomatisch-calmirende Ueberredungsgabe Herzog Karl zu zügeln vermochte. Aus diesem Grunde wünschte er seine persönliche Gegenwart herbei.

Abends spät sprach Klingemann leisetretend und wichtig bei mir vor,

um mir die Nachricht zu unterbreiten, daß Herzog Karl noch diese Nacht eine längere Reise anträte. Erst nach Karlsbad, Teplitz, dann nach Wien. Klingemann gelangte auch auf „dem Wege der Spionage" zu seinen Geheimnissen. Seine Verbindungen mit dem mehr untergeordneten Beamtenpersonal des Geheimrathscollegiums setzten ihn von manchen Vorkommnissen, die auf dem Staatsarchiv wie im Geheimcabinet des allerdurchlauchtigsten Tyrannen spielten, genau in Kenntniß.

„Freiheit, Freiheit, himmlische Luft!" flüsterte er komisch-pathetisch. „Jetzt sollen unsere Proben in ruhig gemessenem Gange, wie es die hohe Kunst erheischt, von statten gehen." Er hatte recht prophezeit. Nach Verlauf von vierzehn Tagen trat ich mit gehobener Stimmung als engagirtes Mitglied des Braunschweiger Hoftheaters in der Rolle des Shylock auf.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstliebe und Liebeskunst.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Bester Maler ist die Liebe;
Trefflich mischt sie ihre Farben,
Bunte Landschaft und Historie,
Heiliges und sehr Profanes,
Jedes Genre gilt ihr gleich.

Also dacht' auch Don Diego
De Velasquez, der zum Liebchen
Sich die Tochter seines Meisters
Don Juan des Las Roelas,
Perle von Madrid erkor.

Emsig malt der junge Künstler,
Rühret Pinsel und Palette,
Porträtirt die hohen Granden
Und den armen Wasserträger.
Seine Bilder gehen reißend
Wie die Fluth des Manzanares,
Und Teresa's dunkle Augen
Glänzend drob vor stiller Wonne,
Denn sie liebt die Kunst St. Lucä,
Und sie weilt oft lange Stunden
In des Vaters Atelier.

Doch verräth'risch sind die Weiber.
Während sie dem Vater zureicht,
Was Diego's Hand-geschaffen,
Drückt sie hinter seinem Rücken
Ihrem Liebsten heiß die Hände,
Freut sich schon der stillen Stunde
Wenn der Abend traulich dämmert
Und vom hohen Steinbalcone
Schwärmend Mandolinen klingen,
Und sie Kuß um Küsse tauschen.
Denn Diego führt sie nächstens,
Reich an Liebe und Dublonen,
Als sein Liebchen jubelnd heim.

Bester Maler ist die Liebe;
Trefflich mischt sie ihre Farben,
Jedes Genre gilt ihr gleich.

Franz Hirsch.

Das literarische Parlament

will auch einmal seinem ältern Bruder, dem Reichstag, nachahmen. Wie jener sich neuerdings leichten Herzens und schweren Magens mit angestrengtester Thätigkeit dem Fischessen und Weinprobetrinken unterzog, so beschäftigte sich das literarische Parlament, seinem Charakter gemäß, mit einer immerhin geistigern Thätigkeit, mit harmlosen Gesellschaftsspielen, welche die Mitglieder untereinander mit Erfolg, natürlich nicht ohne den Abgeordneten Lindau, in Scene setzten.

Der überangestrengte Reporter der parlamentarischen Verhandlungen kann natürlich nur eine Auswahl aus den zahlreichen Gesellschaftsspielen treffen, welche fröhlich verübt wurden. Er gedenkt zunächst des unterhaltenden Spieles: „Wie gefällt Dir Dein Nachbar?" Hieran betheiligten sich viele literarische Koryphäen mit Begeisterung. Als Franz von Dingelstedt gefragt wurde: „Wie gefällt Dir Dein Nachbar Heinrich Laube", sagte er: „nicht gut" und bat sich den unschädlichern Kunstdirector Neumann (Firma August Förster) von Leipzig aus. Aehnlich antwortete Gustav zu Putlitz, als man ihm den leider frei herumschreibenden Georg Köberle an seine Seite gesetzt hatte. Auch der neue Tannhäuser und die alte Mamsell, E. Grisebach und E. Marlitt rückten erschreckt von einander fort. Ein anderes sehr ergötzliches Spiel war: „Wie liebst Du es? Wo liebst Du es? Warum liebst Du es?" wozu bekanntlich jeder Mitspielende sich in Gedanken an ein verabredetes Wort einen passenden Satz ausdenkt, den er dem während der Verabredung über ein Wort Hinausgegangenen und später wieder hineingekommenen Rathenden auf dessen Frage antworten muß. Die Antworten, welche der fragende Rather erhielt, waren mannigfaltig. Auf die Frage: Wie liebst Du es? wurde geantwortet: „Mit scharfem Stil in vielen Blättern" und „Verdorben zu Paris". Auf die Frage: Wo liebst Du es? Beim Bier. In Berlin. Auf die Frage: Warum liebst Du es? Weil es eine gute Würze giebt und ein pikantes Aroma hat. Der Rathende rieth Lindau, es war aber Hopfen gemeint in seinem Doppelsinn als Bierbrauingredienz und als Hans Hopfen, der bedeutendste deutsche Dichter nach sich selbst.

Eine sehr erheiternde Wirkung übte auch die pantomimische Aufführung von Sprichwörtern aus, bekanntlich eine sehr beliebte gesellige Unterhaltung. Es wurden folgende Sprichwörter pantomimisch dargestellt, deren ausführende Pantomimiker wir bei jedem Sprichwort nennen: Eine Hand wäscht die andere. (Von mehreren Schriftstellern dargestellt, die ihre neuesten Werke gegenseitig lobend besprachen, bekanntlich eine Besprechung, die von den Abergläubischen als Heilmittel gegen buchhändlerische Krebsleiden betrachtet wird). Ein voller Bauch studirt nicht gern (von Karl Braun). Schuster, bleib' bei Deinem Leisten (von den Dramatikern Bodenstedt und Spielhagen). Allzuviel ist ungesund (von Gustav von Moser). Lerne was, so kannst Du was (von A. Mels). Wem nicht zu hofrathen ist, der bleibe besser bei den Welfen (Gregor Samarow). Gut Dingelstedt will Weilen haben (vom Burgtheater). Wer den Seligmann Heller nicht ehrt, ist des Karl von Thaler nicht werth (von den Wiener Feuilletonisten). Gute Gesellschaften verderben arge Sitten (von Hans Hopfen). Zeit (d. i. Geld) bringt Julius Rosen (von vielen Theaterdirectoren). Was lange währt, wird gut (von Gustav Freytag). Kommt „unsere Zeit", kommt

Hofrath (von Gottschall). Geben (d. h. ein Stück) ist seliger als Nehmen (von mehreren wartenden Theaterdichtern den Bühnenleitern gewidmet). Alterthum schützt vor Thorheit nicht. (Von Nero Messalinerich Wilbrandt). Wer nicht Wagner hören will, muß Pringsheim fühlen (von Dr. F. A. Leo.) Blinder Eifer schadet nur (von Gumprecht). Wie man's vertreibt, so geht's (von den Schriftstellern ihren Verlegern gewidmet). Bescheidenheit das schönste Kleid. (Hierzu wollte sich kein Schriftsteller verstehen und die Pantomime kam daher nicht zu Stande.)

Mit großem Eifer ward auch das beliebte Spiel gespielt, wonach Vorname und Zuname einer Persönlichkeit durch ein entsprechendes Eigenschaftswort und ein Hauptwort oder zwei Eigenschaftswörter charakterisirt wird. Aus diesen beiden Worten muß bekanntlich von dem Betreffenden der Name errathen werden. Daß in diesem Gesellschaftsspiel des literarischen Parlaments ergötzliche Verwechslungen und sehr unpassende Zusammenstellungen vorkamen, war begreiflich. Wir theilen nachstehend einige der unpassendsten mit. Es wurden nach ihrer Charakterisirung folgende Namen gerathen:

Berthold Auerbach — beseelte Abstraction. Eduard Bauernfeld — entkräftete Beliebtheit. Friedrich Bodenstedt — forcirte Begabung. Karl Braun — keine Bescheidenheit. Ada Christen — absichtlich cynisch. Jacob Corvinus — Jean Paul condensirt. Franz Dingelstedt — für Damen. Friedrich Hackländer — für Herren. Ernst Eckstein — elastischer Epikuräer. Theodor Fontane — thaufrischer Feudalist. Karl Frenzel — kühle Feinheit. Rudolf Gottschall — rührige Gewandtheit. Hermann Grimm — heimlicher Goethe. Eduard Grisebach — erotischer Gourmand. Klaus Groth — kokettirend-gemüthlich. Karl Gutzkow — kein Gemüth. Paul Heyse — parfümirter Hedoniker. Georg Hiltl — getreuer Hohenzollernherold. Edmund Höfer — ehedem hübscher. Karl Holtei — kerniges Herz. Gottfried Keller — genialer Kerl. Georg Köberle — grollender Krakehler. Heinrich Laube herber Lebenskenner. Fanny Lewald — folternde Langeweile. Paul Lindau — pikanter Lärm. Hieronymus Lorm — hypochondrische Lamentation. Hans Marbach — Herzens-Macchiavell. E. Marlitt — einträgliche Maschinenarbeit. Alfred Meißner — actuelle Mache. Albert Möser — anziehender Melancholiker. Salomo Mosenthal — schwülstiger Melpomenide. Julius Rodenberg — jedenfalls Redacteur. Sacher-Masoch — Sansculotte mitunter. Gregor Samarow — geschmackloser Schmierer. Victor Scheffel — vergnügter Schwabe. Johannes Scherr — idealer Schlammwühler. Julian Schmidt — jämmerlicher Schwadroneur. Daniel Spitzer — dreiste Specialität. Julius Stettenheim — juter Stiebel. Theodor Storm — Thee-Sentimentalität. Jodocus Temme — juristische Trichine. Albert Träger — abgeleierte Töne. Heinrich von Treitschke — Häusser von Talmi. Emil Vacano — excentrische Verve. Emma Vely — empfindungsvolles Veilchen. Joseph Weilen — jambische Wüste. Arnold Wellmer — affectirte Wehmuth.

Alle Parlamentarier lachten herzlich über diese total unpassenden Zusammenstellungen des neckischen Zufalls. Der parlamentarische Spielabend endete jedoch, wie alle wichtigen Zusammenkünfte deutscher Männer, mit einer fröhlichen Bowle. Anlaß zur Beendigung der harmlosen Spiele gab der Abgeordnete Braun, indem er citatenreich wie immer ausrief:

„Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Punsch zu sein."

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Weihnachtszeit ist nun geraume Zeit vorüber, man athmet auf, wie nach einer übermäßigen Anstrengung; seit mehreren Wochen hat alle Welt athemlos gearbeitet, gesorgt, vergebliche Gänge gemacht, in Läden herumgewühlt, vor allen Schaufenstern still gestanden, furchtbar viel Geld ausgegeben, Ausstellungen besucht, armen Kindern beschеert und schließlich seinen eigenen, wobei dann wenigstens in den meisten Fällen der Flügelschlag des Glücks, dieses so seltenen Erdengastes, auf einige Minuten hörbar wird. Die Seligkeit des Gebens sich verschaffen zu können, ist der große Vorzug des Reichthums. Aber auch das Scherflein der Armuth trägt den Glückskeim in sich, wenn die Liebe es spendet. Das Lichterbäumchen in der Dachkammer strahlt sogar oft heller als die riesige Tanne im Salon.

Das Weihnachtsfest des Kaiserhauses ist immer eine echt patriarchalische Feier, die im engsten Familienkreise begangen wird. Wie in einem Bürgerhause werden die Wünsche der Prinzen und Prinzessinnen errathen und erfüllt.

Der Kaiser fährt in der Weihnachtswoche umher und läßt vor den Läden halten, um Geschenke auszusuchen, ebenso die Kaiserin, die außer den Liebesgaben für die Familie ein reiches Füllhorn über ihre zahlreichen Wohlthätigkeitsbestrebungen auszuschütten liebt. Am heiligen Abend wird erst in den prinzlichen Palais eine vollständige Bescheerung vorgenommen und um neun Uhr begeben die Bewohner derselben sich ohne ihre Hofstaaten in das kaiserliche Palais. Im Balconsaal versammeln sich die hohen Herrschaften, um den Thee zu nehmen und zu plaudern in hoffnungsvoller Erwartung der schönen Dinge, die da kommen sollen. Ein dichtgedrängtes Publicum steht immer um diese Zeit vor dem Palais, um den interessanten Moment zu belauschen, an den hellen Fenstern die dunklen Gestalten zu beobachten und zu erkennen.

Im „Gelben Saal", von seiner goldglänzenden Tapete und seinem gelben Stuck so genannt, nehmen sich die Weihnachtsbäume wie ein brennender Wald aus, dessen Wiederschein sich auf der Straße zeigt. Die kaiserlichen Geschenke herzuzählen würde unsern Raum übersteigen, sie bestehen meistens in Kunstsachen und Juwelen, vorzüglich von archäologischem Werth. Bis Mitternacht bleibt der hohe Familienkreis gewöhnlich in heiterster Stimmung versammelt, nur die kronprinzlichen Kinder werden infolge ihrer vortrefflichen Erziehung aus Gesundheitsrücksichten früher zu Bett geschickt. Man sieht sie auch beizeiten am andern Morgen wieder in der Kirche erscheinen und an der Hand ihres erlauchten Vaters ganz wie andere glückliche Kinder nachher im Thiergarten spazieren gehen, um die Festfreude noch länger zu genießen. Namentlich die beiden jüngsten Prinzeßchen, deren goldene Locken reizend zu den neuen silbergrauen Pelzröckchen aussehen, scheinen überaus vergnügt zu sein und werden von der herandrängenden Menge mit freundlicher Bewunderung betrachtet.

Das Ausruhen nach den Weihnachtstagen dauert übrigens nicht lange, die Hochfluth der Geselligkeit bindet sich nicht an bestimmte Zeiten, wenn auch die Hofbälle erst nach dem Ordensfest am 21. Januar beginnen. Es sind bereits diplomatische Zirkel angesagt, wie dies die Herren Botschafter alljährlich zu thun pflegen und beim Grafen Karolyi fand ein solcher statt, worin sich die gute Gesellschaft gleich den Handschlag des Wiedersehens nach den Sommerferien reichte. Das Wiederaufblühen der Wintervergnügungen entfaltete dort seinen bezaubernden Duft. Es ist ein unbeschreibliches Etwas, das anregend auf unsere Nerven wirkt, wenn die erleuchteten Zimmerreihen mit ihrem Blumenschmuck, ihren eleganten Decorationen, ihren Causeusen, echten Plauderplätzchen, ihren Büchertischen, ihren flammenden Kaminen, kurz ihrem ganzen Arsenal von Luxus und Comfort vor unseren Augen sich wieder öffnen. Noch ehe die Gäste versammelt sind, fühlt man den Zauber der Geselligkeit in den Räumen des prachtvollen Blücher'schen Palais am Pariser Platz, wo Graf Karolyi wohnt; er ist ein liebenswürdiger, noch jugendlicher Herr mit so schlichten feinen Manieren, daß man den vornehmen Mann nicht gleich erkennt. Seine Gemalin, eine geborene Gräfin Erdödy, erinnert in der Gruppe ihrer lieblichen Kinder an die berühmte Madonna von Knaus.

Unter den neuen Erscheinungen der Damenwelt glänzte die Gemalin des portugiesischen Gesandten, Gräfin Rilvas, und die junge Gräfin d'Aunay, geborene Berdan. Auch die jetzige Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Wilhelm Perponcher, geborene Gräfin Maltzahn, erschien zum ersten Mal in ihrer neuen Würde in großer Gesellschaft. Sie ist eine stattliche Dame von fünfzig Jahren, die in der vorschriftsmäßigen schwarzen Schleierhaube ihrer Amtstracht an die berühmte Schönheit der Marquise von Maintenon erinnern könnte. Ihr Gemal bekleidete bisher einen Gesandtschaftsposten, es wird jedoch allgemein gehofft, daß er sich in Berlin häuslich niederlassen wird, was schon deshalb wahrscheinlich ist, weil seine Gemalin, gleichwie die verstorbene Oberhofmeisterin, Gräfin Schulenburg, die kleinen Privatzirkel der Kaiserin bei sich empfangen muß und dazu eine eigene Wohnung bedarf.

Die Oesterreichische Botschaft hat durch ihre neu ernannten Secretäre, Graf Wolkenstein und Graf Welsersheimb, der hiesigen haute volée einen angenehmen Zuwachs verschafft. Der erste Secretär der türkischen Botschaftssecretäre, Turkan-Bey, vertritt augenblicklich Edhem Pascha, er ist lange Zeit in Petersburg und Paris gewesen, sein chevalereskes Benehmen und seine ganz europäische Bildung haben ihm eine einflußreiche Geltung in der hiesigen Gesellschaft eingebracht. Seltsamerweise steht er mit russischen Familien in den freundschaftlichsten Beziehungen, man begreift nicht, wie sich diese in feindselige verwandeln sollen.

Die drohenden Wolken am politischen Horizont machen sich überhaupt in der Gesellschaft noch gar nicht bemerkbar, alle Anzeichen eines sehr belebten Winters sind vorhanden. Die Sylvesternacht war besonders lustig wenn auch glücklicherweise der Straßentumult durch den allmächtigen Mabe gedämpft worden ist. Das bekannte „Hutantreiben" hätten wir übrigens selbst unmöglich machen können, wenn wir diese ungeheuerlichen Cylinderhüte rechtzeitig abgelegt hätten. Es ist unbegreiflich, wie eine so häßliche, kostspielige und ungesunde Mode sich so lange halten konnte; seit der ersten französischen Revolution beherrscht sie uns nun schon! Die Damen haben ihrer Wandelbarkeit in der Mode, jetzt wenigstens, vernünftige und kleidsam-

Hutformen zu verdanken. Da die deutsche Nation soldatisch ausgebildet wird, sollten wir uns doch auch eine halb militärische Kopfbedeckung auch ohne Uniform aneignen.

Der Neujahrstag war diesmal mit dem siebzigjährigen Jubiläum des Kaisers verknüpft. Obwohl absichtlich lange vorher eine öffentliche Feier verhindert worden war, so ließ sich doch der allgemeine Jubel nicht unterdrücken und beim herrlichsten Hohenzollernwetter sammelte sich die Menge vom frühen Morgen an vor dem Palais und dem Schlosse. In letzterm fand der Gottesdienst in der Kapelle und nachher die Gratulationsbesuche der hohen Generale statt. Die Fürstlichkeiten und Mitglieder der Kaiserfamilie wurden dagegen im Palais empfangen. Durch diese Anordnung entstand ein beständiges Hin- und Herrollen der Galawagen, wodurch die Schaulust der Menge sehr befriedigt wurde. Der Anblick des Kaisers, der stark und jugendlich wie immer dreinschaute, erregte jedesmal eine wahrhafte Begeisterung. Abends fand im Opernhaus die Vorstellung von Gluck's „Armida" statt vor einem hochfürstlichen Publicum. Die hohen Jubiläumsgäste blieben mehrere Tage und besuchten theilweise auch die kleineren Theater, namentlich die Friedrich-Wilhelmstadt, wo noch immer die lustige „Fatinitza" Eroberungen macht.

Neue Anziehungskraft entwickelt jetzt das französische Theater, welches seit dem Kriege in Berlin nicht recht wieder in Gang kommen wollte. Statt des Herrn Luguet hat ein deutscher Director, Emil Neumann, eine sehr gewählte Truppe zusammengebracht. Der schöne Concertsaal des Schauspielhauses mit seinem kleinen zierlichen Theater eignet sich vortrefflich für die Zusammenkünfte der eleganten Welt, welche sich dort einfindet und dem französischen Talent seine aufrichtige Bewunderung zollt. H. v. N.

Wien.

Der Walzer ist in Permanenz erklärt: das ist die Signatur des gegenwärtigen Wiens. Die urgemüthlichen Zeiten, da noch der alte Strauß und der alte Lanner mit ihrem Geigenbogen in der Luft herumfuhren und mit ihren kühnen Bewegungen die Colonnen in die feurigsten Tänze trieben, ist zwar schon längst vorüber, und die Tage jenes gemüthlichen Wiens liegen auch schon hinter uns, da der „junge" Johann Strauß seine Dreiviertelgedanken persönlich dirigirte — dieser junge Strauß fühlte sich eines schönen Morgens dem Walzer entwachsen und suchte sich ein größeres Reich in der Operette — kurz, so ganz walzerselig ist man im Allgemeinen nicht mehr in der Nähe des Stephansthurmes, aber wenn einmal mit dem heiligen Dreikönigstag der Fasching officiell seine Narrenkappe aufgesetzt und das Signal zur universellen Lustigkeit gegeben hat, dann thaut das Herz der „erblühten" Dame wie des „raschen" Vorstadtmädels denn doch wieder auf; es schließen sich die Reihen, die Paare umfangen sich und der Walzer beherrscht die Geister, regt zu neuen Bündnissen an, schafft neue Liaisons und stiftet neue Ehen, welch' letztere allerdings manchmal ebenso mit dem „chassé croissé" endigen, wie sie in der ersten Tour einer Quadrille ihre Keime gefunden. Da aber nach den Versicherungen verehrter Heiliger dem Himmel eine Ehe immer wohlgefälliger ist, als zehn Paar alter Mädchen und zusammengeschrumpf-

ter Junggesellen, so möge dem Walzer und, um gerecht zu sein, auch der Polca und der Quadrille die Existenzberechtigung nicht bestritten werden. Keine Stadt der Welt führt in ihrem Faschingskalender so viele Elitebälle wie Wien und nirgends sind diese sogenannten Elitebälle so eigenthümlich organisirt wie da. Da giebt es einen Juristen-, Mediciner- und Technikerball (früher waren gerade diese Bälle die vornehmsten, in den letzten Jahren sind sie mehr zu Kränzchen geworden), da giebt es einen Studenten-, einen Industriellen- und einen Landwirthschaftsball, da giebt es endlich einen Concordiaball. Und wer, der es sich nicht zur Lebensaufgabe machte, könnte wohl alle die Bälle registriren, die sich jeder Stand arrangirt und die sich Officiers-, Unterofficiers-, Eisenbahnbeamten-, Ballet-, Friseur-, Fiaker-, Wäschermädel-, Griechen-, Polen- und Kellnerbälle nennen? Die Elitebälle haben ihre Lady Patronesses, die vor dem Ball den Bekannten und Fremden die Karten aufnöthigen und während desselben gespreizt und von Diamanten funkelnd Cercle halten, und die „geschlossenen" Vorstadtbälle haben ihre Vortänzer, die die Taillen ihrer Schönen mit entblößten Händen umfassen und auf den Seidenstoffen die Spuren der fünf Finger zurücklassen. Zwischen dem steifen Patronessen- und dem sehr ungenirten Faubourgball liegt der Ball der spießbürgerlichen Romantik, allwo jedes Mädchen zu seinem schüchternen Tänzer sofort bei dessen erstem Seufzer sagt: „Bitte, sprechen Sie mit meinem Vater!" — Die Mittwoche der Faschingszeit gehören den aristokratischen Picknicks im Redoutensaale und wer da glaubt, daß es auf denselben etwa langweilig hergeht, der ist in einem gewaltigen Irrthum befangen. Die Aristokratie gähnt nur dann, wenn sie nicht „unter sich" ist — im eigenen und engsten Kreise empfindet sie menschlich, sehr menschlich und ist für gute Einfälle durchaus nicht unnahbar und sollten diese guten Einfälle auch etwas gewagter Natur sein. In Wien wird kein größerer Ball abgehalten, auf welchem den Damen von dem fungirenden Comité nicht irgend eine sinnige Tanzordnung überreicht würde, und da diese Tanzordnungen gewöhnlich sehr kostspielig sind, weil sie ja immer eine Idee repräsentiren sollen, so wird durch sie ein gutes Theil des Erträgnisses consumirt. So erhielten z. B. die Damen des landwirthschaftlichen Clubballs im Vorjahre einen Pflug, die vom Juristenball eine Pandectensammlung, die schönen und auch minder schönen Besucherinnen des Eisenbahnballes empfingen eine Signallaterne und die vom Concordiaball eine eingerahmte Zeitung. Die Sitte nach den einen Gedanken verkörpernden Tanzordnungen wurde nun von einigen Cavalieren zu einem bösen Spaß, zu einer Art bitterer Revanche benutzt. Diese „wenigen Cavaliere", die nämlich in dem Ruf stehen, in ihren legitimen oder auch illegitimen Verbindungen „herabgestiegen" zu sein — in ihrer Reihe befindet sich ein hochgeborener Graf und zugleich hervorragender militärischer Würdenträger des Landes und ein Fürst von russischem Geblüt — bemerkten schon seit längerer Zeit, daß man sie ob ihrer freien Wahl i. Adelskalender schwarz angestrichen habe und daß man ihnen etwas m Rancune zeige. Es circulirte sogar eine Serie pikanter Epigramme a die Decadence der Neigungen. Und wie halfen sich die Beleidigten, d Stichblätter aristokratischer Malice? Sie ließen für einen der Picknicks ei gewisse Anzahl von Zeichnungen entwerfen, von denen jede einzelne eine A spielung auf irgend ein zartes Verhältniß bedeutete, in welchem die Empfä gerin der Tanzordnung oder deren Gemal gefangen lag und das auch e Beispiel für die Decadence der Neigungen bildete. Diese Zeichnungen, v

Galanteriearbeiter auf Seide, Sammet oder Leder ausgeführt, waren nicht immer delicatester Natur, aber sie erreichten ihren Zweck. Solche gesellschaftliche Intriguen, solche kleine Bosheiten vergessen sich aber gleichwohl immer rasch und man redet nicht länger davon, als eine Woche. Ernster gestaltete sich die Affaire eines durchlauchtigsten jungen Mannes, eines Fürsten von etlichen und zwanzig Jahren, der sich gegenwärtig in Nizza aufhält und über den vor einigen Tagen erst die Kunde in Wien eintraf, er habe sich in dem berühmten Curorte — Unregelmäßigkeiten im Spiele zu Schulden kommen lassen oder mit dürren Worten — der junge Fürst X. habe in Nizza falsch gespielt. Es läßt sich denken, welche Aufregung sich in den hochadeligen Kreisen der Residenz ob dieser Nachricht kund gab. Das adelige Casino schrieb sofort eine Sitzung aus und ernannte eine engere Commission zur strengsten Prüfung des Falles, und der Jockeyclub, der es womöglich noch strenger nimmt mit den Fragen der Rechtlichkeitsetiquette, soll sogar einen Legaten nach der französischen Seestadt entsandt haben, damit derselbe an Ort und Stelle den Thatbestand aufnehme. Von den Resultaten der eingeleiteten Untersuchungen wird es dann abhängen, ob Fürst X., der Sproß eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter Oesterreichs, im adeligen Casino und im Jockeyclub bleiben kann, oder ob er aus diesen beiden Cirkeln wird ausgestoßen werden. Inzwischen hat die dunkle Affaire von Nizza einige Gemüther des Jockeyclub vom Grand Hotel so sehr erhitzt, daß ein leidenschaftlicher Zank zwischen zwei blaublütigen Herren entstand, ein Zank, der nur durch ein Duell beigelegt werden konnte. Soll ich noch von jenem Sohne jenes ungarischen Staatsmannes plaudern, der die Begriffe über Schuldenmacherei und Schuldenbezahlen so sehr in einander haspelt und mit einander verwirrt, daß er es endlich nicht mehr für rathsam hielt, in der Heimat zu bleiben und lieber im Auslande die Fortsetzung der Studien über das Wechselrecht betreiben wollte! — Ich könnte wohl, aber ziehe es vor, für heute mit den causes célèbres abzuschließen und auf etwas freundlichere und harmlosere, wenn auch noch immer einigermaßen aufregende Gebiete mich zu begeben.

Zu einer weitern Aufregung der aristokratischen Kreise gab nämlich in jüngster Zeit auch das Hofoperntheater eine ganz eigenthümliche Veranlassung. Figaro hat an dieser Stelle und mit an ihm gewohnter Indiscretion vor wenigen Monaten schon einen finanziellen Bericht über das erwähnte Institut ausgeplaudert, aus welchem hervorging, daß das Abonnement desselben nichts weniger als günstig war. Figaro hat erzählt, daß die ursprüngliche Tagesquote des Abonnements vom Jahre 1869, da das neue Opernhaus eröffnet worden, von 1300 auf 350 Gulden herabgesunken sei. Da galt es nun, für den gegenwärtigen Director, Herrn Jauner, einen Riesensprung zu wagen und mit Beginn des neuen Jahres seine neunzig Logen voll zu bekommen. Wer mußte aber zu diesem Zweck herangezogen, haranguirt werden? Die Aristokratie und wieder die Aristokratie, d. h. die Geburtsaristokratie, denn auf die jüdische „Finanzaristokratie" ist ja in solchen Dingen kein Verlaß; diese letztere läßt sich nur dann auf Luxusausgaben ein, zu denen ja auch die Loge gehört, wenn Creditactien so und so viel über Pari stehen und sich in eine haussirende Bewegung hineingearbeitet haben. Also die Geburtsaristokratie! Diese jedoch schmollt ein wenig mit dem gegenwärtigen Regime, weil durch dasselbe das elegante Opernhaus demokratisirt worden sei und weil Herr Jauner oft in seiner sehr leidenschaft-

lichen und kurzen Art des Verkehrs diesen und jenen Höfling oder Beamten etwas kurz behandelt habe. Aber „der Bien muß!“ Man wußte Mittel und Wege zu finden, um unsere Herzöge, Fürsten, Grafen und Barone wenigstens theilweise wieder heranzukriegen, und wo die neun- und siebenzackigen Kronen auf der Liste standen, wollten dann auch die neugebackenen Ritter, die wegen ihrer „Verdienste“ in den Adelstand erhoben worden waren, nicht fehlen. Das Abonnement stieg auf 190,000 Gulden, was bei 260 Vorstellungen eine Tagesquote von ca. 730 Gulden ergiebt. Etwa vierzehn Tage vor Schluß des Abonnements veröffentlichte ein Journal die Namen aller hoch- und wohlgeborenen neuen Abonnenten. Darauf war Niemand gefaßt und in den Salons Derer, die — vergessen hatten, ihre 4 oder 2000 Gulden für eine ganze oder halbe Loge zur Cassa des Operntheaters zu senden, waren empört darüber, daß man die Namen der Abonnenten veröffentlichte oder vielmehr darüber, daß ihr Name nicht unter den Abonnenten figurirte. Sie waren nämlich durch diesen Vorgang so ganz und gar um die Bequemlichkeit betrogen, im Geheimen knickern zu können und sahen sich in der häßlichsten Weise an die Wand gedrückt. Wohl bemerkte man auf der vielbesprochenen Liste die Namen der Herzöge von Württemberg und Braunschweig, der Fürsten Schwarzenberg, Dietrichstein-Mensdorff, Palffy, Salm, Khevenhüller, Lichtenstein, Kinsky, Auersperg, Thurn-Taxis und Metternich, der Grafen Trautmannsdorf, Clam-Gallas, Schönborn, Bouquoi, Sternberg, Montecuculi, Lodron, Apponyi, Nadasdy, Beczey, Larisch, Wrbua und Coudenhove, der Barone Wodianer, Rothschild, Tedesco und Haber und einiger Ritter, andererseits aber sah man wieder sehr viele, die nicht da waren, viele Fürsten, viele Grafen, viele Barone und unendlich viele Ritterlein. Nun, vielleicht kommen sie noch nach. Jedenfalls mögen sie auf den wärmsten Dank rechnen. Der Cassirer des Hofoperntheaters ist ein gar versöhnlicher, ein gar höflicher Mann.

Das hervorragendste Interesse der Kunst- und Dilettantenwelt nahm in den letzten Wochen Christine Nilsson (Madame Rouzaud) für sich in Anspruch und die paar Gestalten, die die berühmte Schwedin den Wienern vorführte, haben, man mochte über die Stimme, respective über deren merkliche Abnahme noch so sehr eines Urtheils sein, immerhin einen sensationellen Eindruck hervorgebracht. Ich wählte absichtlich die Bezeichnung sensationell, weil mir das Wort künstlerisch für Vorstellungen zu hoch gegriffen erscheint, in welchen die Hauptfigur italienisch singt und weint und lacht und die Umgebung dem Gesang, der Thräne und dem Lachen deutsche Repliken giebt. In Opern, die der Primadonna eine formal-coloristische Aufgabe zumuthen und wo die Handlung nur Nebensache, die Fermaturenschnörkelei aber Hauptsache ist, mag solcher welsch-germanische Dualismus ziemlich gleichgiltig sein, man lauscht auf den Gesang und läßt die Handlung — Handlung sein. In musikalisch-dramatischen Werken jedoch, wie es die Hugenotten und der Lohengrin sind, muß man die Sache denn doch etwas ernster nehmen. Entweder man giebt solche Opern in einheitlicher Sprache oder man giebt sie gar nicht; eine babylonische Vermittelung ist unstatthaft. Der erste Schritt, den die Nilsson in die Wiener Gesellschaft that, galt einer intimen Soirée, die Director Jauner einigen seiner Getreuen gab. Die Gruppen, die sich an jenem Abend in den Salons des Directors bildeten, waren interessant genug, um sie ein wenig zu belauschen oder die Revue passiren zu lassen. Da steht unsere stimmgewaltige, umfang-

Wilt, deren Stimme so groß ist wie ihre Sparsamkeit, die um elf Uhr Vormittags die Zimmer selber aufreibt und um zwölf Uhr zur Probe fährt, die bei einem Einkommen von 20,000 Gulden und darüber sich das Abendbrod selbst zubereitet. „Ich muß sparen", sagt die Stimmgewaltige, „denn wenn ich einmal nicht mehr beim Theater bin, schaut mich ohnehin Niemand mehr an." Neben ihr sitzt die kleine Tagliana, die Mailänderin von Geburt und Wienerin von Erziehung. Die reizende Mignonne hatte niemals viel Stimme, seitdem aber Baron Albert Rothschild seine Cousine Bettina heimgeführt, ist dieses Stimmchen noch mehr zusammengeschrumpft. Dafür aber hat „la piccola Tagliana" ein großes Haus. Und wieder nicht weit davon hat Amalia Materna Platz genommen. Die Lorbeeren, die die Frau in Bayreuth sich errungen, haben auf ihre sonst auch etwas derbe Erscheinung einen verklärenden Schein geworfen. Frau Materna ist empört, wenn man ihr sagt, daß sie durch den aufopfernden Dienst für die Sache Wagner's ihre Stimme einbüße und hat dieser Empörung soeben Se. Excellenz, dem Reichsfinanzminister Baron Hofmann gegenüber soeben kräftigsten Ausdruck verliehen. Gerade gegenüber dem Operntrio hat Frau Wolter, die Messalina des Burgtheaters (resp. dessen Repertoirestückes), die vor einer Viertelstunde erst als Cameliendame den letzten „Husten" gethan, Platz genommen. Die Gräfin Sullivan-Wolter ist etwas verstimmt darüber, daß sie für die kleine Sidonie Chèbe nicht mehr Jugend genug besitzt, und bittet die ihr vis-à-vis sitzende Nilsson, diese möge sie ja nicht in dieser einfältigen Rolle ansehen. Und die Nilsson selber, der Mittelpunkt der Gesellschaft?! Sie hat für Jeden ein freundliches, offenes Wort, sucht die liebenswürdigsten Seiten ihres Naturells aufzuziehen und giebt in jedem Augenblick ihrer Angst vor dem ersten Wiener Debut unverhohlenen Ausdruck. Da ist noch Sonnenthal, der ewig glühende Liebhaber und Held Lewinsky, der kleine, große Charakterdarsteller, da ist noch dieser und jener Held und Prinzregent, d. h. Mann seiner berühmten Frau, und der Herr des Hauses sucht die Gesellschaft, in ihrer Zusammensetzung an und für sich schon sehr interessant, noch immer mehr „zu mischen".

Durch die Richard-Wagner-Ausstellung, die der Kunstverein unter den Kunstleuten auf Anregung des Schriftstellers V. K. Schembera für die Zeit vom 7. December bis in die ersten Tage des Januar hinein den vielen Freunden der Kunst zugänglich gemacht, ist wieder manches Leben in alle Kreise gedrungen, die für das geistige und künstlerische Leben Herz und Empfindung haben. König Ludwig von Bayern hat gewiß nach schweren Kämpfen den Entschluß gefaßt, sich zu Gunsten der Wiener Ausstellung von seinen reichen Wagnerschätzen zu trennen und so sah man denn, wenn man die Säle durchwanderte, die herrlichen Gebilde von Theodor Pixis, diesen Apostel Wagner's mit Pinsel und Palette, man sah die interessanten Skizzen Echter's, man konnte sich nicht satt erschauen an den in Wachsfarben gemalten Decorationsentwürfen Hoffmann's und an dem Portrait Wagner's von Lenbach gemalt und mußte nur ein Bedauern niederkämpfen, daß nicht Alles sich zusammengefunden hatte, was die bildende Kunst für und durch Richard Wagner geschaffen!

Figaro.

Kleine Salonplaudereien.

Theatralischer Novitätenrapport: Gefallen haben: „Die Florentiner" von Hugo Bürger (Hamburger Stadttheater). „Tiberius" von Julius Grosse (Dresdener Hoftheater). „Wenn man im Dunkeln küßt" von Mallachow und Elsner (Berliner Stadttheater). „Die Grille bei den Ameisen" von Logoure und Lablache. „Die fünf Töchter Castillons" von Paul Ferier. „Wer hat gewonnen" von Leopold Strakosch. „Falsche Ehen" von E. Pailleron (die letzten vier Stücke im Wiener Stadttheater). „Prinz Methusalem", Operette von Strauß (Wiener Karltheater). Gefallen sind: „Sicher bei Damen" von G. Kleist. „Eine verhängnißvolle Urkunde" von K. Gärtner (beide in der Wiener Komischen Oper). „Eine Heirath auf Probe" von Oscar Welten (Hamburger Stadttheater). „Touristen" von O. Girndt (Berliner Hoftheater). „Achtungserfolg"; „Marino Falieri" von H. Kruse (Berliner Hoftheater).

Der zweihundertjährige Todestag Spinoza's fällt auf den 21. Februar dieses Jahres. Der einzige aller neueren Philosophen, dessen Leben und sittlicher Werth sich mit seiner Lehre deckte, der selbstloseste Denker, starb, einsam und verkannt, noch nicht fünfundvierzig Jahre alt im Haag. Baruch Spinoza, aus einer in Holland eingewanderten portugiesischen Judenfamilie geboren, im Judenthum erzogen und diesem frühzeitig durch ernstes, selbstständiges Denken entfremdet, ohne deshalb Christ zu werden, von dem Fanatismus der Juden bis zu Mordversuchen verfolgt, arm, und doch die Unterstützungen der Freunde ablehnend, sich seinen kärglichen Lebensunterhalt durch das Schleifen optischer Gläser erwerbend, lebte und starb als ein Edelmann des Geistes, ja vielleicht als der größte Geist, den die Geschichte des neuern Denkens kennt. Der großartige, weltbezwingende und weltversöhnende Pantheismus, den er in seiner Ethik (die gerade vor zweihundert Jahren, gleich nach Spinoza's Tode, erschien) klarlegt, hat bereits seine große, aber stille Gemeinde gefunden. Goethe, Lessing, Herder, Schleiermacher waren begeisterte Spinozaverehrer; Hegel, Schelling, Feuerbach stehen auf seinen Schultern. Wenn erst der Menschengeist sich der conventionellen Fesseln des lediglich formalen metaphysischen Denkens entledigt, und zu der gesunden Seelenkost der speculativen Ethik sich bekehrt haben wird, die dem Denker das sein sollte, was dem Gläubigen die positive Religion ist, dann wird auch die Zeit kommen, wo die milde Kraft des Spinoza über die wesentlich durch ihre glänzende Stilistik bestechende Spitzfindigkeit des philosophischen Modegötzen Schopenhauer, der allerdings kein schwerfälliges Latein schrieb, obsiegen wird.

Das Phantom des freien Willens hat Spinoza überzeugend entlarvt und die neueste ernste Naturforschung, voran die Physiologie, schließt sich unbewußt ihm empirisch an. Die urewigen Dogmen von der Nothwendigkeit der unendlichen Substanz, in der wir leben und weben, von dem Vorurtheil des abgeschmackten Zweckbegriffes, von dem berechtigten Streben jedes Wesens, sich in seinem Sein zu erhalten und der Einheit alles Unendlichen, die in der rechten Erkenntniß aufgeht, welche alle Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit auffaßt, alle diese Grundsätze der Spinozistischen Ethik haben das großartigste System des Pantheismus geschaffen, welches unser Denken mit eherner Nothwendigkeit zwingt, uns aber dabei von allen conventionellen ethischen Vorurtheilen befreit und eine Sittlichkeit im edelsten und höchsten Sinne (adäquat würde sie Spinoza nennen) schafft. Hätte der einsame entsagende Denker im Haag mit dem klaren Kopf und dem reinen, die ganze Menschheit umfassenden Herzen nichts weiter als den einen Satz geschrieben: „Man soll die Handlungen der Menschen nicht belachen, nicht beweinen, nicht vergöttern, noch verfluchen, sondern — verstehen" (intelligere), so müßte ihm das Herz der Menschheit entgegenschlagen.

Daß Spinoza aber auch eine feste unentwegte Mannesnatur war, geht aus dem Briefe Spinoza's an den kurpfälzischen Rath Fabritius hervor, den wir nachfolgend als einen unsers Wissens bisher unveröffentlichten Beitrag zur Geschichte der Geistesfreiheit mittheilen. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz bot (wir lassen den Brief mit diesem Anerbieten dem Spinoza's vorhergehen) dem von ihm hochgeschätzten Philosophen eine ordentliche Professur der Philosophie an seiner Universität Heidelberg an. Man denke, ein Jude ordentlicher Professor einer deutschen Universität! Ja, das konnte auch nur vor zweihundert Jahren vorkommen. Wir im neunzehnten Jahrhundert denken darüber ganz anders!

Wir lassen die merkwürdigen Briefe (in Auerbach's Uebersetzung aus dem Lateinischen) nachstehend folgen: F. H.

(J. Ludwig Fabritius an Spinoza.

Hochgeehrtester Herr!

Seine Durchlaucht, der Kurfürst von der Pfalz, mein gnädiger Herr, hat mich beauftragt, an Sie, der Sie mir bisher unbekannt sind, aber bei dem Durchlauchtigsten Fürsten sehr in Gunsten stehen, zu schreiben und Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären, die Stelle eines ordentlichen Professors der Philosophie an seiner Universität anzunehmen. Die Besoldung ist jährlich gleich wie bei den anderen ordentlichen Professoren. Sie werden nirgends einen Fürsten finden, der gegen ausgezeichnete Geister, wozu er Sie rechnet, huldvoller ist. Sie werden die ausgedehnteste Freiheit zu philosophiren haben, und er hegt die Ueberzeugung, daß Sie diese nicht zum Umsturze der öffentlich feststehenden Religion mißbrauchen werden. Ich meinestheils vollziehe hiermit den Auftrag meines hochweisen Fürsten. Ich ersuche Sie daher dringendst, mir baldmöglichst zu antworten und Ihre Antwort entweder dem kurfürstlichen Residenten im Haag, Dr. Grotius, oder dem Herrn Gilles van der Heck zum Beischlusse in das Briefpacket, das man gewöhnlich nach dem hiesigen Hofe schickt, zu übergeben, oder wenn Sie sich hierzu einer andern, Ihnen am genehmsten scheinenden Gelegenheit bedienen wollen. Das Eine füge ich noch hinzu, daß Sie, wenn Sie hierher kommen, ein eines Philosophen würdiges Leben mit Vergnügen führen werden, wenn sich nicht Alles anders, als wir hoffen und erwarten, ereignet. Leben Sie wohl. Hochgeehrtester Herr,

Ihr ergebenster

J. Ludwig Fabritius,
Prof. an der Universität zu Heidelberg
und kurpfälzischer Rath.

Heidelberg, d. 16. Februar 1673.

(Spinoza an Fabritius.)

Hochgeehrtester Herr!

Wenn es je mein Wunsch gewesen wäre, die Professur einer Facultät zu übernehmen, so hätte ich mir blos diese wünschen können, die mir von dem Durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz durch Sie angeboten wird, besonders wegen der Freiheit, zu philosophiren, die der Durchlauchtigste Kurfürst mir einräumt, zu geschweigen, daß ich schon längst wünschte, unter der Regierung eines Fürsten zu leben, dessen Weisheit allgemein bewundert wird. Weil es aber nie meine Absicht war, öffentlicher Lehrer zu werden, so konnte ich nicht dazu bestimmt werden, diese ausgezeichnete Gelegenheit zu ergreifen, obgleich ich die Sache lange bei mir überlegt habe. Denn ich bedenke erstlich, daß ich von der Fortbildung der Philosophie zurücktrete, wenn ich mich dem Unterrichte der Jugend widmen wollte Zweitens bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Grenzen jene Freiheit, zu philosophiren, gehalten sein muß, damit ich nicht die öffentlich feststehende Religion umstürzen zu wollen scheine; da die Schismas nicht sowohl aus innigem Religionseifer, als aus dem verschiedenen Affecte der Menschen und aus dem Eifer, zu widersprechen, entstehen, wonach man Alles, obgleich es recht gesagt war, zu verkehren und zu verdammen gewohnt ist. Da ich dies in meinem privaten und einsamen Leben schon erfahren habe, um wie viel mehr wird das zu befürchten sein, wenn ich dieses öffentliche Amt angetreten haben werde. Sie sehen also, hochgeehrtester Herr, daß ich nicht in der Erwartung eines bessern äußern Schicksals stehe, sondern in der Liebe zur Ruhe, die ich noch auf die Weise bewahren zu können glaube, wenn ich mich der öffentlichen Vorlesungen enthalte. Ich ersuche Sie daher inständigst, den Durchlauchtigsten Kurfürsten zu bitten, daß er mir gestatte, diese Sache noch ferner zu überlegen, sowie, daß Sie fortfahren mögen, mir die Gunst des Durchlauchtigsten Kurfürsten zuzuwenden, wodurch Sie um so mehr verbinden werden, Hochgeehrtester Herr,

Ihren ergebensten

B. de Spinoza.

Haag, d. 30. März 1673.

Ein Brief Adolf Sonnenthal's, der diesen Künstler, sowie seine Lehrer Marr und Laube frappant charakterisirt, theilen wir nachstehend aus Marr's Nachlaß mit. Als Heinrich Marr nämlich im Jahre 1856 in Königsberg gastirte, fand er unter dem dortigen Personal einen jungen Künstler vor, dessen feines, edles

Talent seine Aufmerksamkeit ungewöhnlich in Anspruch nahm und ihn dazu bestimmte, denselben prüfend im Auge zu behalten. Der Name dieses Künstlers war A. Sonnenthal, gegenwärtig eine Zierde des Hofburgtheaters nicht allein, auch eine Zierde der deutschen Schauspielkunst; der einzige Darsteller, der die Eleganz und Noblesse der französischen Spielweise mit der Gemüthstiefe und dem seelischen Accent der Deutschen zu vereinbaren weiß. Nachdem Marr, der bedeutendste Diagnostiker auf theatralischem Gebiet, sein Urtheil über Sonnenthal geklärt hatte, empfahl er ihn dem Hofburgtheaterdirector Laube, dessen kurze Antwort lautete:

„Schönen Dank, lieber Freund! Ich kenne Sonnenthal persönlich, dachte mir ihn aber noch nicht so weit, wie Sie mir ihn schildern. Es steht ihm nach Ihrer Empfehlung gar nichts im Wege, daß er augenblicklich hierher kommen kann. Er möge sich nur an mich wenden."

Bald darauf trat Sonnenthal in den Kunstverband des Wiener Hofburgtheaters ein. Welche liebevolle, fast kindliche Anhänglichkeit er für Den hegte, der ihn dorthin empfahl, spricht sich in einem Briefe aus, welcher der Oeffentlichkeit übermittelt wird, um — wie es häufig bei den dichterischen Genien geschieht, auch bei den darstellenden Künstlern, das menschlich Würdige und Hohe zu offenbaren, von dem das Vorurtheil noch immer annimmt, daß es im Schauspielerstande so gut wie gar nicht vorzufinden sei.

Sonnenthal schreibt am Neujahrstage 1860 von Wien aus:

Mein gutes, liebes, treues Papachen!

Vor Allem meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre. Gott erhalte Sie noch recht lange in Fülle der Gesundheit und lasse Sie in ungeschwächter geistiger und physischer Kraft bis nach zwanzig Jahren wie heute Ihrem Berufe zum Heil unserer Kunst und unseres Standes nachkommen!!

Und nun, mein hochverehrter, väterlicher Freund, wie geht es Ihnen, wie leben Sie? Wissen Sie, daß mir schon recht bange vor Ihnen ist, daß ich Sie gern wieder einmal sehen, mit Ihnen sprechen und mich an Ihren heiteren, anregenden wie belehrenden Gesprächen erquicken möchte?

Apropos, ich Undankbarer, ich ehr- und pflichtvergessener Mensch, ich habe Ihnen ja noch gar nicht angezeigt (obgleich Sie hätten der Erste sein müssen), daß ich unter glänzenden Bedingungen einen lebenslänglichen Contract unterschrieben habe. Aber so sind die Schauspieler, im Glück da werden Sie übermüthig: Als ich noch in der Provinz war und der gefürchtete Heinrich Marr mir eines Tages ganz lakonisch anzeigte: „Sie, junger Mann, ich habe für Sie ein Engagement am Wiener Hoftheater." Da wußte der junge Mann nicht aus noch ein vor Freuden. Da waren Sie sein „guter Papa", sein „Wohlthäter" und wie alle, alle Phrasen heißen mögen und jetzt? — Nein, nein, mein bester, bester, väterlicher Freund, Sie thäten mir wahrhaftig Unrecht, wenn Sie so von mir denken könnten. Ich bin gottlob doch anders organisirt wie jene Gattung Undankbarer: daß ich so lange nichts von mir hören ließ, ist allerdings ein Unrecht gegen Sie und theilweise durch meine immense Beschäftigung zu entschuldigen. Diese geht beinahe schon über meine Kräfte. Denken Sie, ich habe durchschnittlich zwanzig Mal im Monate zu spielen und darunter Rollen von zehn bis zwölf Bogen. „O, o, so höre ich Sie kopfschüttelnd rufen, das ist nicht gut, man wird abgenutzt, man hat nicht Zeit, eine Rolle geistig zu bewältigen." — Was soll ich aber machen? Ich habe Dr. Laube wohl schon ein Dutzend Mal ersucht, noch einen zweiten Liebhaber zu engagiren: er tröstet mich von Monat zu Monat: sowie er nur einen passenden fände, wolle er ihn sofort zu gewinnen suchen — inzwischen bleibt es beim Alten. Man gewöhnt sich daran, immer auf der Scene zu sein und muß seine besten, treuesten Freunde vernachlässigen. Aber Geduld, Sie sollen sich im Verlauf der Zeit schon überzeugen, daß ich noch der „alte, gute Junge" bin, wie Sie mich so oft nannten, der Ihres Winkes eingedenk, Alles dransetzt, um sich zu der künstlerischen Höhe emporzuarbeiten, die Sie für ihn in Aussicht stellten. Durch die belebende Theilnahme des Burgtheaterpublicums wesentlich gefördert, wird es nicht ausbleiben, daß ich das Ziel erreiche, nach welchem ich mit allem Eifer strebe. Dies Geständniß, das weiß ich, söhnt Sie wieder mit mir aus, wenn Sie etwa böse sein sollten über mein langes Schweigen und die schön verlebten Tage in Königsberg in Vergessenheit gerathen wären. Gott befohlen, mein lieber, guter Papa Marr! Beikommend schicke ich Ihnen mein Porträt, damit sie absolut gezwungen werden, sich dann und wann zu erinnern an Ihren Sie hochverehrenden und dankbaren Schutzbefohlenen

A. Sonnenthal

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Winterhüte.

Nr. 1. Grauer Filzhut, mit grauem Plüſch, einer brünirten Stahlſchnalle und zwei nach der Rückſeite gerichteten Amſelflügeln garnirt.

Nr. 1. Grauer Filzhut mit grauem Plüſch.

Nr. 2. Hut von lebhaft rothem Sammet, mit großer Calotte und kapuzenartig gefalteten Rändern, auf dem Deckel rothe Failleſchleifen und rothe Federn.

Nr. 3. Grauer Filzhut mit ſchwarzem Sammet und grauen Federn garnirt; Bindebänder von ſchwarzer Faille.

Nr. 4. Toilette mit Taille mit langem Schooß.

Rock von grüner Faille mit Schleppe, auf der Rückſeite mit drei von einander abſtehenden Pliſſés garnirt und in der Weiſe drapirt, daß die Hüften durch eine Stoffſchleife eng umſchloſſen ſind. Das Vordertheil des Rockes iſt bouillonnirt und trägt zwei Pliſſés. An den Seiten Bandſchleifen. — Die Taille, auf der Rückſeite mit langem geſpaltenen Schooß (eine Neuigkeit), iſt von Faille, auf den Schoßenden mit ähnlichen Schleifen und auf den Nähten mit Failleſchnur garnirt.

Nr. 3. Hut von rothem Sammet.

Nr. 5. Stadttoilette.

Dieſes Coſtüm iſt von dunkelkaſtanienbraunem gemuſterten leichten Tuch u mit Galons von der gleichen Farbe garnirt; die Stickerei derſelben iſt in d verſchiedenen Tönen ausgeführt. Die Tunica iſt auf der Rückſeite mittels ein übereinſtimmenden Schnurenverzierung gerafft.

Nr. 6. Unterrock.

Die Façon dieſes Unterrockes von blaßrothem Flanell mit languettirtem Ran bezieht ſich auf den in Nr. 7 gegebenen Untertaillenbund und illuſtrirt gewiſ- maßen die practiſche Anwendung jenes Kleidungszubehörs.

Nr. 7. Untertaillenbund.

Die bezügliche Abbildung stellt Schnitt und Form eines Unterbundes dar, der den darüber gezogenen Rock glatt, ohne Falten zu werfen, über die Hüften fallen läßt.

Nr. 8. Schnürleib mit elastischem Bund.

Ein sich gut anschmiegendes Schnürleib wird aus Längsrippen vom geschmeidigsten Fischbein und sie der Quere nach verbindenden Zwirnbändern zusammengesetzt. Mit einem solchen Schnürleib ist zugleich ein elastischer Bund aus Baumwollen- oder Seidenstoff verbunden, über welchen sich der Unterrock je nach der Form des Körpers passend anlegt. Dieses Schnürleib und hauptsächlich der Bund

Nr. 9. Grauer Filzhut mit schwarzem Sammet.

ist vorzugsweise für Damen von mehr entwickeltem Embonpoint berechnet. Wie aus dem untern Theil der Abbildung ersichtlich, wird der Unterrock an den Bund geknöpft. Die Bänder, welche zu beiden Seiten über die Taille herabgehen, dienen zugleich als Kniebänder und sind mit einem Greifer versehen, der in eine Schnalle am obern Rande des Strumpfes paßt, so daß Unterrock und Strümpfe stets in angemessener Spannung bleiben, ohne im mindesten unbequem zu werden

Nr. 9. Reichverziertes Fischü.

Der beliebig aus Tüll, Musselin oder Crêpe de Chine zu wählende Grund ist von einer schönen gekräuselten Blonde umgeben, und anstatt eines Kragens mit Schleifen und Blumen garnirt. Eine andere Schleife und ein kleines Blumenbouquet geben dem Kopf jeder Patte einen eleganten Anschluß.

Nr 4. Toilette mit Taille mit langem Schooß.

Nr. 10. Fiſchü für ein junges Mädchen.

Der Organdin-ud iß, wie erſichtlich, gefältelt; die Einfachheit dieſes Hals-

und Bruſtſchmuckes, deſſen Garnirung nur aus einem die Falten haltenden ſchwarzen Sammetſtreifen und einer Schleife beſteht, kann durch die größtmögliche Regelmäßigkeit der Falten bis zur Eleganz gehoben werden.

Nr 5. Stadt-Toilette.

Nr. 11. Coſtüm für ein junges Mädchen.

Dieſes Coſtüm iſt, wie die Abbildung zeigt, kurz und dürfte namentlich als Skatinganzug allgemeinen Beifalls ſicher ſein. Der Rock iſt von Sammet. Die

eng anſchließende Tunica von Tuch oder Caſchmir iſt an der rechten Seite offen und auch daſelbſt mit einer Schnurenſchleife mit herabhängender Quaſte verziert. Einzurichten iſt dieſelbe ohne Futter. Die vordere äußere Naht hat einen geraden Fadenlauf. Nachdem man den Schnitt der Tunica der vordern Mitte entlang auf den Stoff gerade geſteckt hat, ſchneidet man die Tunica zu und berückſichtigt die Falten zu beiden Seiten der Hüften. Bezüglich des weitern Arrangements halte man ſich genau an die Abb. 11. Der Huſarenpaletot von Tuch iſt mit Galons beſetzt; der untere Rand mit Caſtor eingefaßt. Der gleiche Pelz garnirt auch den Halsausſchnitt und die Sammetärmel. — Selbſtverſtändlich muß man vor dem Zuſammenſetzen der einzelnen Theile das Oberzeug nebſt Futter zugeſchnitten haben. Eine polniſche Mütze mit Pelzbeſatz und Vogel vervollſtändigen dieſen reizenden jugendlichen Anzug.

Nr. 12 bis 16. Moderne Coiffüren.

Nr. 12. Zuerſt wird eine quere, von einem Ohr zum andern reichende Flechte

Nr. 6. Unterrock.

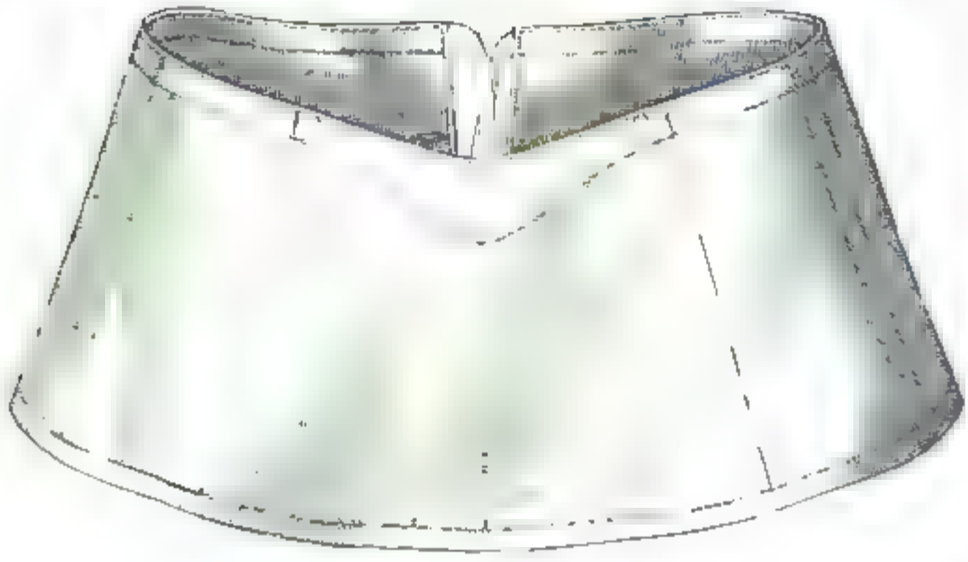
in der Weiſe gelegt, daß ſie in der Mitte ein wenig nach dem Halſe herabneigt; ſodann wird ein ziemlich ſtarker Strähn Haare oben auf dem Kopfe ſolid befeſtigt, der als Grundlage für die ganze Coiffüre dient. Die Vorderhaare werden in klei Strähne gerollt und an der geknüpften Partie mit einander verbunden. An dieſ Stelle werden wollene Puffen angebracht, die von einer breiten Flechte überde werden, deren Enden am untern Theil des Kopfes über einander gelegt werden Die Nackenhaare endlich werden gewunden und unter die Flechte gezogen, wo ſ ſich verlieren.

Nr. 13. Die nämliche Coiffüre, nur mit der Abweichung, daß die hinte Partie, anſtatt emporgerafft zu ſein, in eine zweite Flechte arrangirt wird ur im Nacken einen Catogan bildet.

Nr. 14. Dieſe Coiffüre iſt auf der Stirn aus zwei kleinen zuſſiſchen Di bemen und Strähnen, welche über den Schläfen von der Wurzel aus gerade emp gerafft ſind, zuſammengeſetzt. Diadem und Strähne werden auf einer vor

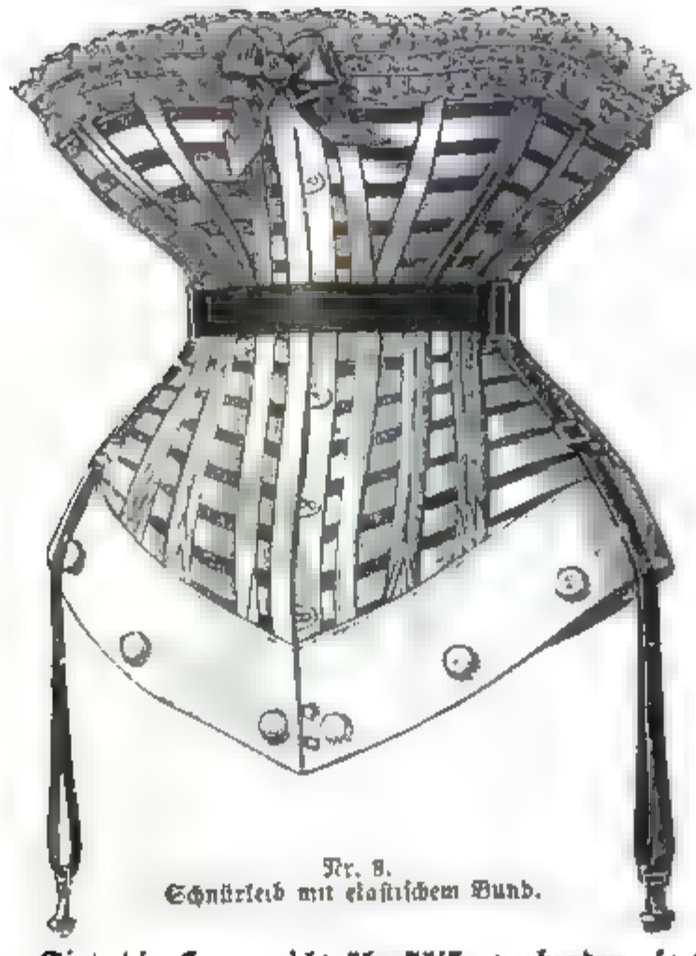
von dem Hinterhaar gebildeten Haarwulst befestigt. Das Ganze wird alsdann von einem Coquenchignon überdeckt und durch zwei lange herabfallende Locken vervollständigt.

Nr. 15. Sämmtliches Haar wird à la chinoise gerafft und auf dem Oberkopfe



Nr. 7. Untertaillenband.

geknüpft, mit Ausnahme des Schläfenhaares, welches vor dem Raffen nach unten ein wenig gekräuft wird, so daß es kleine Puffen bildet. Ueber den Vorderkopf wird ein gekräuseltes Haardiadem gelegt; auf dem Hinterkopf wird eine Flechte angebracht und aus den noch übrigen Haaren werden nach allen Richtungen hin



Nr. 8.
Schnürleib mit elastischem Bund.

Coquen geformt. Sind die Haare nicht überflüssig vorhanden, so werden sie durch einen Chignon ersetzt

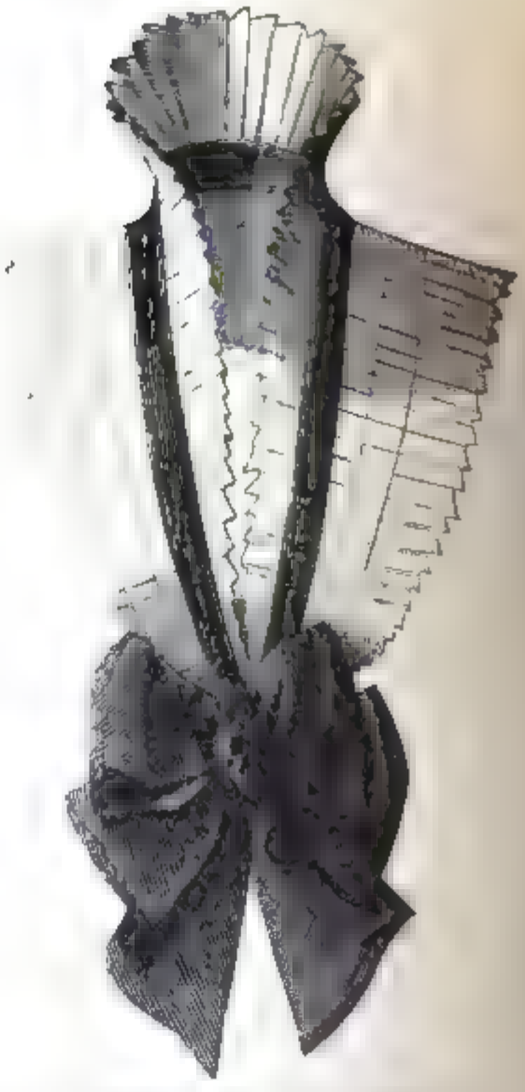
Nr. 16. Zuerst wird ein Stirnsträhn und ein Quersträhn gebildet; die Diademe werden auf der Stirn in Wellen geformt und à la grecque gerafft. Der

Rest der Haare wird unter dem Chignon verborgen, dessen Arrangement unsere Abbildung darstellt.

Nr. 17 und 18. Papierkorb für das Bureau.

Die Höhe des aus gebleichten Weiden geflochtenen eigentlichen Korbes ist zu 24 Cent. Durchmesser und 32 Cent. Höhe anzunehmen. Der obere Rand ist mit einem kleinen, 2 Cent. hohen, aus rothem Tuch rundartig geschnittenen Lambrequin überdeckt; die Zacken sind mit schmalen gelbseidenen Litzenbändchen eingefaßt, und das Innere derselben mit herabhängenden Blattrippen in grüner Seide im Lanzettstich bestickt. Der oberste schmale flache Rand ist mit Stichen in schwarzer

Nr. 9. Reichverziertes Fischü.



Nr. 10. Fischü für ein junges Mädchen.

Seide verziert. Die beiden Grecque-Einfassungen sind ebenfalls aus rothem Tuch geschnitten, und sind entweder mit starker Cordonnetseide im Lanzettstich oder mit schwarzen Stichen den Linien und Winkeln folgend angeheftet. Zwischen beiden Grecque-Einfassungen wird auf das Weidengeflecht das in Nr. 18 in vergrößertem Maßstabe dargestellte Dessin gestickt, indem die Nadel durch die regelmäßigen Zwischenräume des Geflechts gestochen wird. Die Rauten werden in schwarzer Wolle mit Stichen in gelber Seide ausgeführt und die Mitte derselben abwechselnd mit weißen, braunen und rothen Stichen ausgefüllt. Zwischen die Rauten kommen gelbe und grüne Lanzettstiche. Das Uebrige wird mit schwarzen, gelb gestepptem Festons und rothen und grünen Lanzettstichen verziert. Das Innere des Korbes wird mit Taffet gefüttert.

Nr. 11. Costüm für ein junges Mädchen

Nr. 19 und 20. Camisol für ein kleines Kind.

Die Materialien hierzu bestehen in vierdrähtiger sächsischer weißer Wolle, dann Wolle für die Ränder und einer beinernen tunesischen Häkelnadel.

Bei dieser Arbeit sind die 1 und 2. Reihe in gewöhnlicher tunesischer Häkelei Bei der 3. Reihe wird die Nadel anstatt in die verticalen Maschen durch den hin-

Nr. 19 und 20. Moderne Hoffärben.

tern Theil der Kettenmaschen gestochen, welcher sich auf dem obern Theil der vorhergehenden Reihe befindet; die Wolle wird quer durch jede dieser Maschen gezogen und die Kugel auf der Nadel zurückbehalten. Die 4. Reihe wird wie die 2 im tunesischen Stich gehäkelt und diese beiden Reihen abwechselnd wiederholt.

Für das Camisol werden 100 M. angelegt und 10 gerade Reihen gearbeitet. Die Arbeit wird getheilt und sind auf die ersten 25 M. 10 gerade Reihen zu ge-

keln. Die 12 erſten M. hiervon abgezogen bleiben 13 für die Schulter von 6 geraden Reihen; leicht abziehen.

Die 50 M. der Mitte ſind zu nehmen und 10 gerade Reihen zu häkeln; darauf

Nr. 14 und 15. Moderne Coiffüren.

auf die 13 M. des Anfangs 6 gerade Reihen. Sehr leicht abzuziehen und die Wolle zur Seite des kleinen ſoeben gehäkelten Stückchens zu befeſtigen und die 24 M. der Mitte abzuziehen, um auf die letzten 13 zurückgebliebenen Maſchen zurückzukom-

men, auf welche ebenfalls 6 gerade Reihen gehäkelt werden. Abziehen; es bleiben nur noch die die 2. Seite des Rückens bildenden letzten 25 M. übrig, welche zwar wie die erſten, aber im entgegengeſetzten Sinne gearbeitet werden.

Für den Aermel ſind 24 M. anzulegen und alle 5 Reihen jeder Seite um 1 M. zu vermehren. Es ſind 32 M. vorhanden; nun ſind noch 5 gerade Reihen zu häkeln und das Aermelloch anzufangen, es ſind zu dieſem Ende nur 30 M. aufzunehmen und davon 28 abzuziehen; darauf 26 M. aufzunehmen und davon 24 abzuziehen und ſo fort, bis nur noch 12 M. in der Mitte übrig bleiben. Nun wird der Reſt bis zum Ende aufgenommen und das Ganze abgezogen. Die Aermel werden der Länge nach zuſammen und mit den Armlöchern an das Camiſol genäht.

Der Rand des Camiſols wie der Aermel iſt mit einer kleinen wollenen Spitze zu garniren, deren Deſſin Nr. 20 giebt.

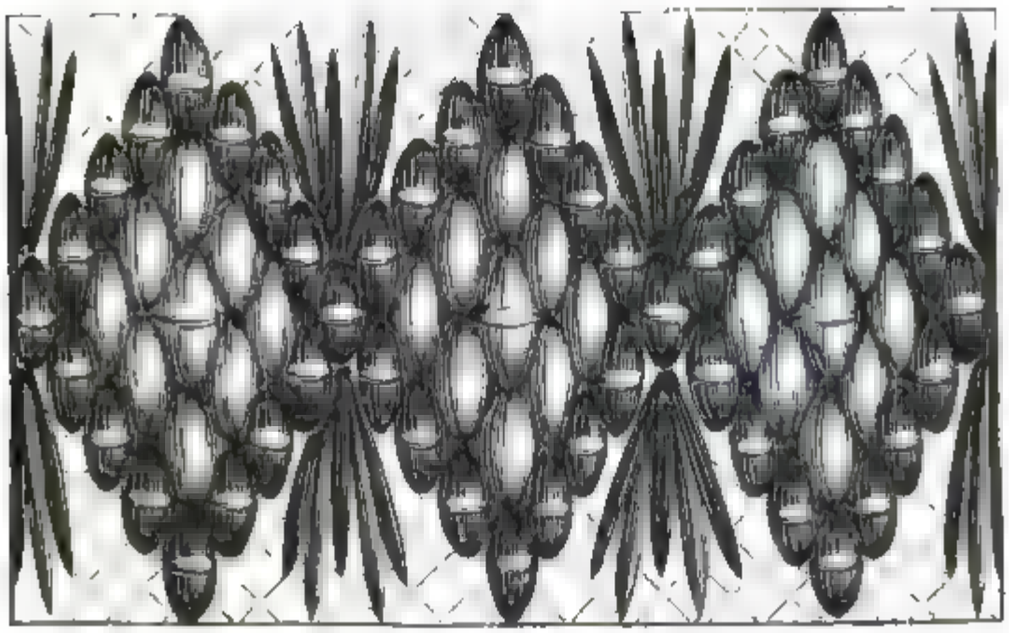
Nr. 16. Moderne Coiffüre.

1. Reihe: 10 M. als Anſchlag, eine davon abgenommen ohne ſie zu ſtricken, 3 glatte M., 1 zugenommen, 1 überſprungen, ohne ſie zu ſtricken, 3 glatte M., die überſprungene M. auf die folgende hinübergezogen, 1 überzogen, 1 glatte M., die überſprungene auf die folgende, 2 zugenommen, 1 überſprungen, 1 glatte, die überſprungene M. auf die folgende hinübergezogen, 1 zugenommen, 2 glatte. — 2. Reihe: 1 M. überſprungen, 3 glatte, 1 glatte gegenüber, 1 glatte, 1 zugenommen, 1 überſprungen, 1 glatte, die überſprungene M. auf die folgende geworfen, 2 glatte. — 3. Reihe: 1 überſprungene, 1 glatte, 1 zugenommen, 1 überſpr. 1 glatte, die überſpr. auf die folgende geworfen, glatte, 1 zugenommen, 1 gegenüber, 1 zugen., 2 glatte. — 4. Reihe: 1 überſpr., 3 glatte, 1 zugen., 1 überſpr., 1 glatte, die überſpr. M. auf die folgende geworfen, 2 glatte M. — 5. Reihe: 1 überſpr., 1 glatte 1 überſpr., 1

glatte, die überſprungene M. auf die folgende geworfen, 3 glatte, 1 zugen., 1 überſpr., 1 glatte, die überſpr M. auf die folgende geworfen, 1 zugen., 1 gegenüber,

Nr. 17. Papierkorb.

1 zugen., 2 glatte. — 6. Reihe: 5 M. abgezogen, 5 glatte, 1 zugen. 1 überſpr., 1 glatte, die überſpr. auf die folgende geworfen, 2 glatte; vom Anfang wiederholt.



Nr. 18. Deſſin zu Nr. 17.

Nr. 21. Streifen mit Tuchapplication.

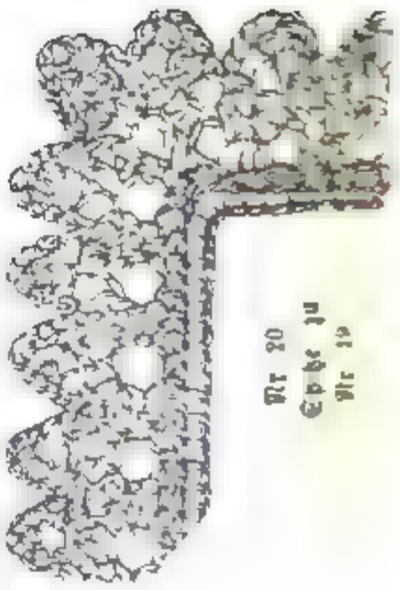
Dieſer für Vorhänge, Tiſch- und Möbelteppiche ꝛc. ſich eignende Streifen

besteht aus Tuch von einem lebhaften Grün. Die Blätter sind in einem hellern Grün und die Stiele von holzfarbenem Tuch. Das Motiv ist von einem Cordonnetstich oder einer kleinen Soutache umrandet. Das Ganze wird mit einer Stickerei im russischen Stich verziert.

Nr. 22. Gehäkelte Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

1 Stbch., indem die Nadel in eine der Oeffnungen des Spitzenbändchens gestochen

Nr. 19. Camisol für ein neues Kind.

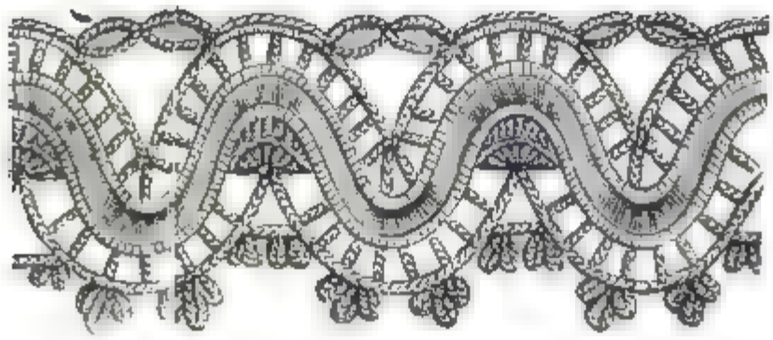


wird, 3 Km., 3 Luftm. des Spitzenb. übersprungen. Dies dreimal wiederholt, 5 St. in 5 Luftm. der Anschlagkette, wobei die letzten M. auf der Nadel behalten werden, auf welcher sie dann gesammelt werden, 3 Luftm. des Spitzenb. zwischen jedem St. übersprungen, 3 Km., wieder 3 Luftm. übersprungen, 1 St. in die

Nr. 21. Streifen mit Tuchapplication.

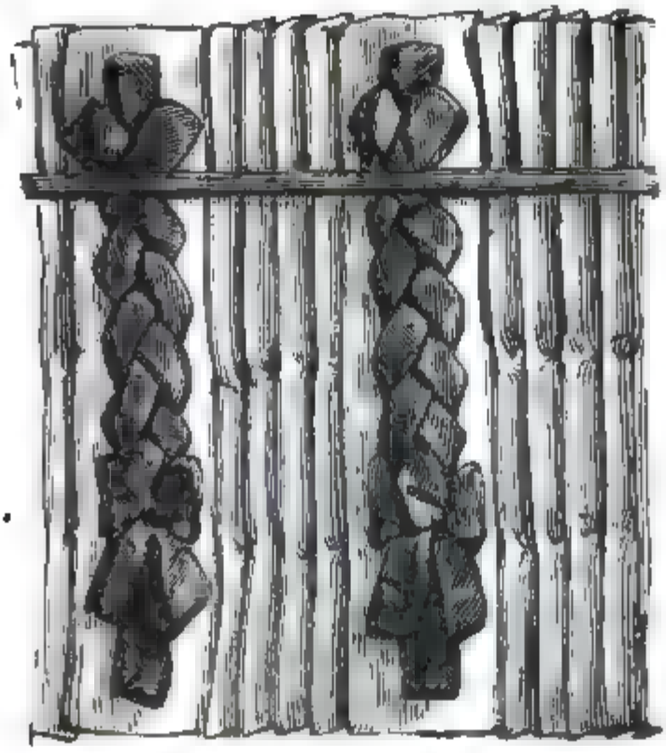
folgende. Dreimal vom * wiederholt, 3 Km., hierauf vom Anfang wiederhol Ueber diese Reihe 3 Dm. unter die 3 Km zu häkeln, 3 Km., 1 St., 1 Doppe unter die nächsten 3 Km., 1 Doppelst. unter die 2, 3 Km. der andern Seite Muschel, das erste Doppelst. an der rechten Seite der Arbeit zu verbinden, 1 unter die nämlichen 3 Km.; 3 Km., 3 Km. unter die 3 aufeinanderfolgen Gruppen von 3 Km. der 1. Reihe. Wiederholt vom Anfang der Reihe. — Arbeit wird umgedreht und an der andern Seite des Spitzenb. in der Mitte de

St. fortgefahren; 1 St. in eine der Luftm. des Spitzenb., 3 Km., 3 Luftm. überſprungen, 1 St. in die folgende, 5 Km., 1 e. M. in dieſelbe, 5 Km., 1 e. M. in dieſelbe, 3 Luftm. überſpr., 1 St. in die folgende, 3 Picots von 5 Km., 3



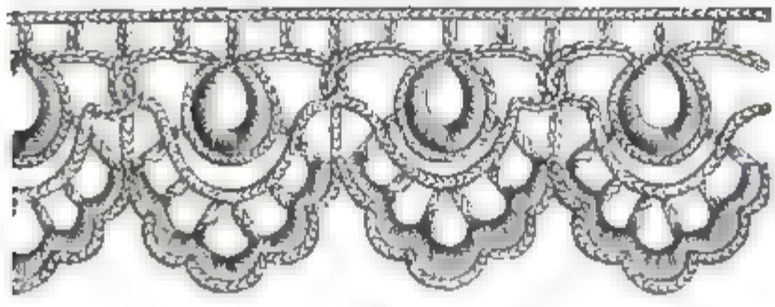
Nr. 22. Gehäkelte Spitze.

Luftm. überſpr., 1 St. in die 3 folgenden Km., 1 St. in 9 aufeinanderfolgende Luftm. des Spitzenb. zu häkeln, wobei die letzte M. jedes St. auf der Nadel



Nr. 23. Moderne Rockgarnitur.

behalten wird und ſie dann zuſammengearbeitet werden; 3 Km., 3 Luftm. überſpr., 1 St. in die folgende, 3 Picots von 5 Km., wobei die Mitte des Picots der andern



Nr. 24. Gehäkelte Spitze.

Seite verbunden wird. Während in die 2. 5 Km. gearbeitet werden, ſind 3 Luftm. zu überſpringen, 1 St. in die folgende, 1 Km., 3 Luftm. überſpr., 1 St. in die folgende, 3 Picots von 5 Km., 3 Luftm. überſpr., 1 St. in die folgende. Wiederholt vom Anfang.

Nr. 23. Moderne Rockgarnitur.

Volant von 40 Centimeter Höhe; er ist in je vier Falten gelegt und zwischen jeder Faltengruppe ist ein flacher Raum gelassen, der mit einer Bandflechte überdeckt ist. Eine Faillerolle, welche über die Flechten hinweggeht, trennt und hält den Kopf.

Nr. 24. Gehäkelte Spitze.

Eine recht hübsche Häkelspitze wird nach nachfolgender Anweisung gearbeitet.

1. Reihe: 9 Km., 8 Km., 1 e. M. in die 1. der 8 Km. 5 Dm. im Kreise zu arbeiten, 8 St., 5 Dm. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Dm. in die 3. der 9 Km., 4 Km., * 1 Dm. in die 5. der 5 1. Dm. des Kreises, 9 Km., 1 Dm. in die 1 der 1. 5 Dm., 4 Km., 1 Dm. in die Mitte der 9 Km., 2 Km., die 2. der letzten 4 Km. überhäkelt, 2 Km. Wiederholt vom *. — 3. Reihe: 1 Dm. in die M. der Mitte zwischen den Muschen, 3 Km., 1 St. in die 1 Dm., 3 Km., 2 überhäkelt, 1 St. in die folgende, 4 Km., 1 St. in dieselbe, 3 Km., 1 übersprungen, 1 St. in die folgende, 3 Km., 1 St. in die folgende, 3 Km. Wiederholt vom St. (S. d. Dessin.) — 4. Reihe: 6 St. unter jede der 3 Km. Für den Fuß sind St. mit 2 Km. zwischen jede von ihnen zu arbeiten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Entdeckte Liebesbotschaft.

Nach einer Originalzeichnung von Geiffer.

Der Salon.

Lucrezia.

Von **Claude Vignon.** Deutsch von **Auguste Scheibe.**

(Einzige autorisirte Uebersetzung.)

Wenn man früher von Lucca nach Florenz oder Pisa fuhr, so hielt der Vetturino sicherlich vor der Locanda di Londra an. Dieselbe liegt in einer Vorstadt, hinter welcher sich — unweit der Locanda — gut erhaltene Befestigungswerke erheben, sowie ein Thor, das von Soldaten in toscanischer Uniform bewacht wird *). Dieser feste Platz ist Pistoja, einer jener alten Hauptstädte Italiens, welche ehedem das Land in Staaten theilten, die kleiner waren, als ein französisches Arrondissement — Pistoja, das seine Tyrannen wie seine Geschichte gehabt hat und zur Zeit Dante's durch Bürgerkriege, Parteikämpfe und Aufstände einer Berühmtheit genoß.

Die Stadt hat mehr als alle ihre Nachbarn eine charakteristische Physiognomie bewahrt. Während Florenz, indem es reichen Fremden einen behaglichen, gastlichen Aufenthalt bietet, seine alten Eigenthümlichkeiten eine nach der andern verliert, während Pisa eine Art Todtenstadt geworden ist, welche nur noch als Rahmen des Campo Santo dient, während Prato, Sarzana und Pietra-Santa mehr und mehr zum Range von Marktflecken herabsinken, sieht Pistoja mit seinen festen Mauern, seinen historischen Monumenten, seinen mit Palästen geschmückten Straßen, reichen Kirchen und Bibliotheken und seiner aristokratischen Bevölkerung noch immer wie eine Hauptstadt aus. Pistoja dient namentlich dem ärmern toscanischen Adel zum Aufenthalt. Alte Familien, deren Einkommen nicht ausreichend ist, um in Florenz einen Palast, Wagen und Pferde zu halten, andere, die sich in Pisa langweilten und den früher häufigen Regierungswechsel in Lucca fürchteten, haben sich nach Pistoja wie in eine Art verschanztes Lager zurückgezogen, wo sie weder von übertriebenem Luxus, noch von fremden Sitten bedroht werden.

Von den Interessen, welche die Kreise dieser kleinen italienischen Städte bewegen und beschäftigen, kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Der Ehrgeiz hat die Herrschaft der Fremden getödtet, die Neigung zu Klatschereien ist kaum vorhanden, von Politik spricht man fast gar nicht, und um die Industrie kümmert man sich ebensowenig, denn das Goldfieber, die Sucht reich zu werden, ist noch nicht über die Berge hinüber gedrungen.

Die Liebe spielt in Italien allerdings eine Rolle, von der man in anderen Ländern keinen Begriff hat. Sie bildet den großen Angelpunkt, um den sich das Leben dreht — aber sie ist immerhin nicht von gleichem Interesse für jede Altersstufe und vermag die Geister nicht ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Es bleibt demnach nur die Beschäftigung mit den Künsten und besonders mit der Musik übrig. Aber selbst der Einfluß der

*) Der Leser wolle sich in die Zeit vor dem italienischen Krieg versetzen.

letzteren ist in einer kleinen Stadt viel geringer als in den Hauptstädten. La Fenice befindet sich in Venedig, San Carlo in Neapel, La Scala in Mailand, und um die Pergola in Florenz zu besuchen, haben die Dilettanti von Pistoja eine Tagereise zurückzulegen.

Liest man an der Façade einer der alten Paläste: „Adeliger Club", so fragt man sich unwillkürlich, womit diese Edelleute, die weder Racepferde züchten, noch Schauspielerinnen unterhalten, die nur mit sehr bescheidenen Einsätzen spielen und keine Börsengeschäfte machen, ihre Muße ausfüllen? Die Antwort lautet: es ist das Studium, es sind die Wissenschaften, welche, außer Liebe und Musik, der italienischen Gesellschaft die nothwendige geistige Nahrung und Unterhaltungsstoff bieten.

In Italien und hauptsächlich in jenen verödeten Städten, welche als Denkmäler ihres einstigen Reichthums Museen und Bibliotheken besitzen, existirt eine Art von weltlichen Benedictinern, welche ihr Leben der Aufgabe widmen, Documente über die Geschichte ihres Landes aufzustöbern, alte Manuscripte zu entziffern und neue zu schreiben, um dunkle Stellen der Divina Comedia wieder und wieder zu erklären und Controversen mit anderen Forschern darüber zu führen. Es giebt in diesen Kreisen Gelehrte, die ein wirkliches Verdienst besitzen, obgleich ihr Ruf nicht über die Grenzen ihrer Provinz hinausdringt, hochbegabte Männer, welche die Lesefrüchte eines beinahe hundertjährigen Lebens in sich aufgespeichert haben und deren Kenntnisse die berühmtesten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Erstaunen setzen würden.

Zu dieser Classe von Männern zählte der Canonicus Forteguerri, welcher 1815 starb, kurz nachdem Toscana aufgehört hatte, ein französisches Departement zu sein, um an Oesterreich zurückzufallen.

Agnolo Forteguerri gehörte zu dem hohen Adel von Pistoja. Er war ein Großneffe des berühmten Cardinals gleichen Namens und rechnete es sich zur besondern Ehre an, in directer Linie von Scipio Forteguerri, genannt Carteromaco, abzustammen, jenem gelehrten Helenisten des fünfzehnten Jahrhunderts, welcher bei Alde Manuce die ersten Ausgaben der griechischen Autoren drucken ließ. Agnolo Forteguerri selbst sollte, als Denkmal seines Daseins auf der Erde, nichts als einige dicke Manuscripte psychologischen, philosophischen und linguistischen Inhaltes zurücklassen, aber er wurde von seinen Mitbürgern betrauert und nahm die hohe Achtung aller Helenisten Italiens mit in's Grab.

Zwölf Jahre vorher war der Canonicus durch das Ableben seines Bruders und seiner beiden Neffen Vormund seiner Nichte Lucrezia Forteguerri geworden.

Lucrezia war sieben oder acht Jahre alt, als ihr Vater starb und ihr ein Haus in Florenz, einen Palast in Pistoja und eine Vigne*) in der Umgegend, genug, ein sehr ansehnliches Vermögen hinterließ. Dies Erbe wurde dem Canonicus übergeben, der es bis zur Volljährigkeit des Kindes verwalten sollte — und Lucrezia siedelte mit ihrer Gouvernante in das Haus des alten Priesters über.

Der Tod seines Bruders und das Erlöschen seiner Familie betrübte Agnolo Forteguerri auf's Tiefste. Er liebte seinen Namen, der in der Geschichte von Toscana mehrfach mit Auszeichnung genannt wird. Besonders

*) Weinberg.

war ihm der wissenschaftliche Ruhm theuer, welcher sich seit Jahrhunderten an sein Haus knüpfte und hätte sein Bruder einen Sohn hinterlassen, so würde er, trotzdem er an stille Arbeit und Zurückgezogenheit gewöhnt war, ohne Zweifel den Rest seines Lebens daran gesetzt haben, um aus ihm einen seiner Väter würdigen Mann zu machen. Aber das kleine, kaum der ersten Kindheit entwachsene Mädchen interessirte ihn wenig. Er nahm sie nur zu sich, weil es nothwendig war und faßte den Vorsatz, sie so schnell als möglich zu verheirathen.

Das Haus des Canonicus, das von oben bis unten mit Büchern, Bildern, Pergamenten, seltenen Steinen und alten Inschriften angefüllt war, hing durch einen Corridor mit der Stadtbibliothek zusammen und der alte Gelehrte, der ohne Luxus, ja beinahe ärmlich lebte, theilte seine Zeit zwischen den Bibliothekſälen und seinem Arbeitscabinet. Abends empfing er die Gelehrten der Stadt, die bei ihm als bei ihrem Altmeister zusammenkamen. Auch der Bischof Rospiglioſi, sein Schüler und Freund, beehrte diese beinahe berühmten Versammlungen nicht selten mit seiner Gegenwart.

Man brachte diese Abende damit hin, sich an seltenen Manuscripten und Elzevir-Ausgaben zu ergötzen, alle geistigen Ereignisse und Bewegungen Europas Revue passiren zu lassen und entgegengesetzte Meinungen mit Eifer zu discutiren. Keiner der ernsten Männer gab aber auf das kleine, scheue, schwarzgekleidete, schlechtgehaltene Kind Acht, das in einer Ecke auf einem Stoß von Foliobänden saß, die Streitenden mit großen, tiefen Augen anblickte und im Plutarch lesen lernte.

Als Lucrezia zehn Jahre alt geworden, gab ihr der Onkel einen Lehrer der französischen Sprache und ließ sie Musikunterricht nehmen, denn eine junge Dame aus edlem Geschlecht mußte in diesen Fächern unterrichtet sein — aber er fragte weder jemals nach ihren Fortschritten, noch hinderte er sie, sich der Bücher zu bemächtigen, die ihr der Zufall in die Hände spielte. Im Gegentheil, es hatte seinen Beifall, daß das Kind keinen Lärm machte und nicht verlangte, daß er sich mit ihm beschäftige.

Eines Tages, als er den Bischof durch den nach der Bibliothek führenden Corridor begleitete, bemerkte er Lucrezia allein in einem der großen mit Büsten und antiken Fragmenten gefüllten Säle des Erdgeschosses. Das kleine Mädchen stand in Bewunderung versunken vor einem römischen Kopf, den ihr der Bischof einige Tage vorher als Porträtbüste des Brutus bezeichnet hatte.

Zum ersten Mal fiel dem Canonicus der ernste Blick des Kindes auf.

„Was treibt sie da?“ fragte er mit halber Stimme.

Beide blieben beobachtend in der Thür stehen.

Lucrezia verweilte mehrere Minuten an derselben Stelle. Dann machte sie die Runde durch den Saal, betrachtete jeden Kopf und jede Statue, kehrte endlich zur Büste des Brutus zurück und stand auf's neue wie bezaubert still.

„Aus dem kleinen Mädchen werden Sie eine Heidin erziehen“, sagte Monsignore zu dem Canonicus. „Statt hier zu träumen, sollte sie lieber zu einer Procession gehen und ihrer Brüderschaft die Fahne voraustragen.“

Von diesem Tage an achtete der Bischof auf Lucrezia und ihre Lernbegier.

Er versuchte, sie zum Sprechen zu bringen, fand sie aber so verschlossen daß er darauf verzichten mußte, ihre jungen Gedanken kennen zu lernen.

Wenn der Bischof und ihr Onkel sie fragten, begnügte sie sich damit, Beide mit großen Augen starr anzusehen, ohne zu antworten und man wußte nicht, ob diese Schweigsamkeit aus Schüchternheit oder Mißtrauen hervorging.

Nur als eines Abends Monsignore Rospigliosi ihr von Gott, vom Paradiese, von der Hölle erzählte und ihr, um seinen Lehren mehr Gewicht zu geben, versprach, sie solle im Himmel ihren Vater und ihre Brüder wiedersehen, unterbrach sie ihn plötzlich.

„Monsignore!" rief sie mit einer Leidenschaftlichkeit, welche die beiden Priester in Erstaunen setzte, „Monsignore, werde ich da auch Cornelia und Brutus finden?"

Dieser Ausbruch verrieth die ganze, noch unbekannte Gedankenwelt des Kindes. Der Canonicus übersah Lucrezia jetzt nicht mehr, sondern setzte eine Art von Stolz darein, sie zu unterrichten und sie zu einer jener weiblichen Musen heranzubilden, die in Italien nichts seltenes sind. Sie trieb Latein, Griechisch, Musik, Malerei, verstand öffentlich zu sprechen, machte Gedichte, erklärte die Poeten und trug ihre Verse vor.

Mit fünfzehn Jahren wurde sie als Wunderkind in die gelehrte Gesellschaft von Pistoja aufgenommen, wurde geliebt, bewundert und gefeiert. Die alte Marchesa Malespini, eine Freundin des Bischofs, nahm sie mit nach Florenz und stellte sie bei Hofe vor; aber äußerlicher Pomp hatte nichts Verführerisches für Lucrezia und sie wünschte sich aus allem Glanz und aller Pracht in den Salon ihres Oheims zurück. Nur wenn sie von den Siegen Napoleon's hörte, klopfte ihr Herz, wie bei der Erzählung alter Heldensagen. Mit der Gesellschaft ihrer Zeit stand sie kaum in geistigem Zusammenhang.

Lucrezia war in Einsamkeit und Abgeschlossenheit aufgewachsen. Ihre Phantasie war mit den großen Gestalten der antiken Welt bevölkert; sie hatte so viel von jenen alten Römern, die ihre Spuren überall auf dem Boden Italiens zurückgelassen, so viel von den gefürchteten Parteiführern des Mittelalters gehört und gelesen, daß sie nur in ihnen lebte und webte. Begierig suchte sie in den italienischen Chroniken nach Erzählungen von den ehemaligen Fehden und Bürgerkriegen und stellte sich mit Herz und Seele auf die Seite der einen oder andern Partei. Sie liebte es, die Berge von Pistoja zu durchstreifen, die voll Erinnerungen an jene Heldenkämpfe sind, und in ihrem Landhause die verrosteten Waffen der alten Forteguerri zu betrachten. In den Straßen, wie in den Museen blieb sie voll Bewunderung vor den Denkmälern der ehemaligen Größe ihres Vaterlandes stehen.

Die Menschen, die sie umgaben, waren ihr gleichgiltig. Diese entarteten Italiener erschienen ihr wie Schemen, wie Phantome, welche das Land der Riesen bevölkerten. Aber sie hatte damals weder eine eigene Meinung über die Regierungen ihres Landes und ihrer Zeit, noch empfand sie Haß gegen die herrschenden Gewalten. Sie liebte nur das Große und verachtete das Mittelmäßige, das Kleine und Schwache. Ihre Sehnsucht, ihre glühenden Wünsche gingen in's Unbestimmte. Nur wenn sie sich Abends nach ihren Excursionen und Studien in dem geistreichen Cirkel des Canonicus befand, in welchem hier und da auch eine französische Uniform auftauchte, wenn durch all' das Flüstern und Murmeln hindurch die Siegesbülletins der großen Armee wie ein Echo aus ferner Zeit an ihr Ohr schlugen, dann träumte sie zuweilen auch von modernen Heroen und zum Trost sagte sie sich, daß Napoleon ja eigentlich ein Italiener sei.

Von Allem, was es Geistig-Großes giebt, blieb ihr nur Eins verschlossen: die christliche Größe, die Größe der Demuth und Entsagung.

Sah sie die Jugend Pistojas den Processionen folgen und vor den Madonnenbildern die Weihrauchkessel schwingen, so hatte sie dafür nur ein mitleidiges Lächeln.

Das sind die Krieger des gegenwärtigen Italiens, dachte das junge Mädchen. Sie kleiden sich in blaue, rothe, weiße und schwarze Gewänder, verhüllen ihre Gesichter und tragen Kerzen in den Händen — aber wie viele unter ihnen würden dem Feinde mit offener Stirn und dem Schwert in der Hand entgegentreten? Was ist diese christliche Frömmigkeit, welche als Belohnung ein Paradies erwartet, neben der antiken Tugend des republikanischen Rom!

Lucrezia begriff heroische Opfer, unbeugsame Tugend, Rache ohne Reue und eine Buße ohne Ende, ihr Herz kannte keine Nachsicht und ihr aus dem Ganzen geformter Geist stellte sich niemals auf die Seite der Schwäche, der Inconsequenz oder jener verderbten Triebe, die wie Spuren der Erbsünde an der menschlichen Seele haften. Sie glich einer reinen, erhabenen Muse, einer antiken Polyhymnia, und selbst ihre Schönheit trug den Ausdruck ihres Charakters. Sie hatte die regelmäßigen Züge und den richtigen Kopf der etruskischen Figuren.

In anderen Ländern würde man vor solcher Frau erschrecken. Weibliche Ueberlegenheit, die königlich über mittelmäßige Geister hinausragt, ist anderwärts wenig beliebt. In Italien, wo die Liebe die Eitelkeit in den Hintergrund drängt, sind solche Erscheinungen von einem Hofstaat umgeben.

Die Söhne der reichsten Familien von Florenz und Pistoja machten sich den Rang in der Bewerbung um die Hand Lucrezia's streitig — aber ihr Herz schwebte zu hoch im Reiche des Ideals, als daß sie sich hätte entschließen können, unter den jungen Männern ohne Ruhm und Größe eine Wahl zu treffen, und so kam es, daß sie sich trotz aller vortheilhaften Gelegenheiten und den Vorstellungen ihres Onkels nicht verheirathete. Der Tod des Canonicus ließ sie allein und ohne andern Schutz als den Monsignore Rospiglioſi's, der eine Art von Vormundschaft über sie behielt.

Lucrezia bezog jetzt das Haus ihrer Väter, einen stolzen Palast, der von den gewaltigen Bossagen der Florentiner Baukunst, wie mit einem Harnisch umgeben, von massiven Eckſteinen flankirt und wie eine Festung durch eiserne Gitter geschützt war. Die Gesellschaft des Canonicus folgte ihr dahin nach; fünf oder sechs ihrer Bewerber erzwangen ebenfalls den Zutritt, die Marchesa Malespini führte ihr die weibliche Aristokratie von Pistoja zu, und bald war Lucrezia fast gegen ihren Willen eine Art von Königin und ihr Salon einer der bedeutendsten in Toscana.

Das fiel in die Zeit, wo eine dumpfe Gährung sich der Gemüther in Italien zu bemächtigen begann. Die französischen Institutionen hatten überall die Keime der Freiheit ausgesäet, die sich im Geheimen entwickelten und die österreichische Herrschaft bedrohten. Die Venten der Carbonari verbreiteten sich von Stadt zu Stadt und recrutirten sich aus allen Ständen.

Lucrezia empfand, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Einfluß dieser geistigen Bewegung. Der jüngere Theil der Gesellschaft trug ihr tagtäglich eine Art Echo des Zeitgeistes zu und der Enthusiasmus der Verschwörer ergriff sie unwiderstehlich.

Nicht als ob sie sich besonders für die modernen revolutionären Ideen

begeistert hätte. Die Erklärung der Menschenrechte und das Glaubensbekenntniß des savoyardischen Vicars berührten sie wenig oder besser gesagt, sie verstand sie nicht. Das Volk war ein Begriff, dem sie nicht im Entferntesten die Bedeutung einräumte, welche ihm unsere modernen Staatseinrichtungen zuerkennen und die Idee einer Repräsentativverfassung konnte ihr nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Aber der Befreiung Italiens schlug ihr Herz entgegen. Sie träumte von einem Dante'schen Zeitalter und dem Ruhm der Medici, und hätte sie ihrem Vaterland den alten Glanz zurückkaufen können, indem sie ihr Leben dafür hingab, sie würde es, wie Iphigenia, ohne Bedauern geopfert haben.

Zu den eifrigsten Patrioten ihres Kreises gehörten zwei junge Männer, Alessandro Tosinghi, ein reicher edler Florentiner, und Paolo Palaudra, der einer der berühmtesten Familien von Pistoja angehörte. Von Beiden wurde sie seit Jahren leidenschaftlich geliebt und sie wußte, daß Beide bereit waren, Alles zu thun, um ihre Hand zu verdienen.

Eines Abends, als die Gesellschaft zahlreicher und aufgeregter war als gewöhnlich, wurde unter Anderm viel von den Nachrichten aus Neapel und den Plänen gesprochen, die Oesterreich und Rußland in Laibach ausarbeiteten und Lucrezia ließ ihrer patriotischen Begeisterung freien Lauf.

„Sicilien ist also noch nicht ganz todt!" rief sie aus. — „Es giebt doch noch Männer, in deren Adern das edle Blut tapferer Väter rollt! Sollte nicht Oberitalien ebenfalls seine Rächer finden?"

Sie vermochte bei diesen Worten nicht, ein bitteres Lächeln zurückzuhalten und ihre Augen verschleierten sich nicht schnell genug, um den darin aufzuckenden verächtlichen Blick zu verbergen.

„Warum nicht, Signora?" fragten gleichzeitig zwei Stimmen an ihrer Seite. Ueberrascht blickte sie auf und begegnete einem aufleuchtenden Blitz in den Augen der beiden jungen Männer, die in demselben Moment verstummten und sich fragend ansahen.

„Wäre es möglich?" rief sie mit vor Leidenschaft bebender Stimme. „Sollte dem Vaterland in meiner Nähe ein Befreier erstehen?"

Die Liebe Alessandro's und Paolo's für Lucrezia war kein Geheimniß. Bei dem Ruf, in den sie gleichzeitig ausbrachen, wandte sich ihnen die ganze Gesellschaft zu und Jedermann verstand das feierliche Gelöbniß, das ein zwischen den drei Personen gewechselter Blick besiegelte.

Lucrezia schlug die Augen nieder und ein Schauer überlief sie. Ein düsteres Vorgefühl schoß ihr plötzlich durch die Seele. Dessenungeachtet erhob sie sich blaß und voll Würde und reichte die eine ihrer Hände Palaudra, die andere Tosinghi. Aber sie vermochte nicht, eine schmerzliche Beklemmung des Herzens zu besiegen.

„So wäre denn das Loos geworfen", murmelte sie, als hätte sie ihr Todesurtheil unterschrieben.

Paolo und Alessandro entfernten sich zuletzt. Ihr Weg war derselbe, aber wie auf stumme Verabredung vermieden sie es, neben einander zu gehen.

Lucrezia sah ihnen von ihrem Balcon aus nach. Die Nacht war dunkel, aber sie bemerkte, wie Beide vor der Madonna den Hut zogen und sich dann nach dem Balcon umwandten, um ihr mit dem Taschentuch einen Gruß zuzuwinken. Sie trat in's Zimmer zurück, ließ sich auf einen Sitz in der

Mitte ihres großen, leeren Salons niedersinken und murmelte voll Bestürzung:

„So wäre ich denn, was auch immer geschehen mag, so gut wie verheirathet!“

Tosinghi und Palaudra hatten, um sich nach Hause zu begeben, durch die ganze Stadt zu gehen. An der letzten Straßenecke, wo ihre Wege auseinander gingen, zögerten sie einen Moment, sich gute Nacht zu sagen; aber plötzlich wandte sich Tosinghi um, ging auf Palaudra zu und bot ihm die Hand.

„Paolo“, sagte er, „die Sache, der wir uns weihen, ist dieselbe und der Kampf wird ein harter sein. Laß uns ihn als Freunde bestehen.“

Paolo reichte ihm die Hand, ohne etwas zu erwiedern. Tosinghi fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Wenn wir Beide nach Pistoja zurückkehren, wird sie wählen und ihre Wahl soll respectirt werden.“

„Nein, das Schicksal soll entscheiden“, entgegnete Palaudra. „So lange ich lebe, werde ich ihr nicht entsagen.“

. . . . . .

Die von Neapel ausgehende revolutionäre Bewegung verbreitete sich schnell weiter. Der Carbonarismus gewann jeden Tag an Boden und während die nordischen Mächte über die Mittel beriethen, das Ungeheuer zu ersticken, hatte sich ganz Italien erhoben. Von Süden nach Norden fuhr über die Halbinsel ein Sturmwind, der die bestehenden Gewalten hinwegfegte. Könige stellten sich an die Spitze der Bewegung und ein allgemeiner Schrei nach Freiheit ging durch das Land. Die österreichischen Armeen überschritten den Po, hier und da ertönten Kanonenschüsse, die Städte wurden militärisch besetzt und die Heldenjugend von Piemont und Toscana wurde durch den Tod decimirt, oder durch Verbannung, Confiscationen und Gefängniß zu Boden geworfen.

Der Lärm des Kampfes fand seinen dumpfen Wiederhall bis Pistoja; Lucrezia sah ihrem Kreise mehrere Freunde entrissen; die Polizei belegte zwei oder drei Paläste mit Beschlag und die Garnison wurde verdoppelt.

„Es ist zu Ende!“ sagte sie zu Monsignore Rospiglioſi. „Die Italiener haben sich benommen wie zwanzig Millionen Feiglinge und eine Hand voll Helden.“

„Tosinghi ist todt und Palaudra zu Grunde gerichtet“, entgegnete der Prälat mit leisem Vorwurf.

„Ich weiß es und werde Palaudra heirathen“, sagte sie.

Lucrezia war bereits über die ersten Jugendjahre hinaus. Der glühende Enthusiasmus dieser Periode war mehr und mehr in ihrem Herzen erloschen und endlich blieb ihr von der Anbetung jener Halbgötter der Vergangenheit kaum etwas Anderes übrig, als ein heftiger Ekel vor der Gegenwart. Ohne Hoffnung ging sie durch das Leben, wie durch eine Wüste und auf der Schwelle der Zukunft erhob sich die strenge, kalte Pflicht wie eine Statue des Schicksals. Als Palaudra verwundet und seiner Güter beraubt zurückkehrte, heirathete sie ihn, wie man eine Schuld bezahlt.

Ihr gewöhnliches Leben erlitt dadurch keinerlei Veränderung und nur die vertrautesten Personen ihres Umganges hätten vielleicht ein noch größeres Abgetrenntsein von der Gegenwart an ihr bemerken können.

Ihr Gemal liebte sie abgöttisch und trug seine Leidenschaft mit der

ganzen Unbefangenheit eines Italieners zur Schau. Lucrezia war nicht im Stande seine Gefühle zu theilen. Sie blieb kalt und unnahbar. Die Jahre hatten in ihrem Flug die Linien ihres Antlitzes noch stolzer gezogen und die ihres Charakters unbeugsam festgestellt.

Die Soldaten und Häscher Oesterreichs hatten den Aufstand unterdrückt und die Ruhe hergestellt, aber nach einiger Zeit fanden sich die zerstreuten Ueberreste des großen Bundes der Carbonari hier und da wieder zu kleinen Gruppen zusammen und versuchten die Fäden der Verschwörung von neuem anzuknüpfen. Der Verlauf dieser unglücklichen Versuche ist bekannt. Palaudra war der Chef seiner Venta und wurde in einer Nacht mit mehreren der Seinigen mitten im Walde aufgegriffen. Um ihn mit anderen Anführern zu confrontiren, brachte man ihn nach Mailand und von da, ohne ordentlichen Richterspruch, nach der Festung San Michele auf der Insel Murano bei Venedig.

Lucrezia folgte ihm soweit es ihr gestattet wurde. Die Trennung war erschütternd. Palaudra versuchte vergeblich, sich beim Abschied von der angebeteten Frau zu beherrschen. Lucrezia besaß einen zu klaren Blick, um sich einer Täuschung hinzugeben. Sie sah voraus, daß die Gefangenschaft ihres Gemals lang und hart sein würde, und machte sich bei der Vorstellung, daß dieser Mann in voller Jugendblüthe den langsamen Torturen der schweren Kerkerhaft erliegen sollte, Vorwürfe, ihn dahin gebracht zu haben.

„Hätte er mich nicht geliebt", sagte sie sich, „so wäre er jetzt in Florenz in Gesellschaft anderer junger Edelleute, welche der Primadonna der Pergola Beifall klatschen und in den Cascinen oder auf dem Lung'arno spazieren gehen. Und war das nicht seine eigentliche Bestimmung? Ich wollte meine Anbeter in Helden verwandeln, habe sie unglücklich gemacht und kann sie nicht einmal mit meiner Liebe belohnen!"

Sie hätte in diesem Augenblicke von ganzem Herzen gewünscht, an Stelle Palaudra's in's Gefängniß wandern zu können, aber sie vermochte nicht, seine leidenschaftlichen Gefühle zu theilen.

Während die Reue ihr das Herz verzehrte, lag der Mann, der sie liebte, zu ihren Füßen und hätte sein Leben um einen Blitz der Leidenschaft aus ihren Augen gegeben.

„Wirst Du mich jemals lieben lernen?" rief er, ein Schluchzen unterdrückend. „Sag', daß Du mich lieben willst, wenn mich die Kerkermauern umschließen werden, wie einen Lebendigbegrabenen. Italien wird eines Tages frei sein . . . aber wann wird dieser Tag kommen? Vielleicht bin ich inzwischen alt und grau geworden . . . . Werde ich Dich wiederfinden, Lucrezia? . . ."

„Vertraue auf mich!" sagte sie, ihm voll in's Gesicht blickend und ihm beide Hände reichend.

So trennten sie sich. Palaudra ging, um sich in eine österreichische Festung einschließen zu lassen, Lucrezia, um nach Pistoja in ihrem vereinsamten Palast zurückzukehren.

Ihr glänzender Kreis war plötzlich zerstreut. Jeder fürchtete, sich oder die Seinigen durch den Umgang mit Mißliebigen zu compromittiren; die Wände hatten Ohren, man wagte nur noch von Dingen zu sprechen, die mit der Politik nichts zu thun hatten, aus Besorgniß, einen Gedanken durchblicken zu lassen, der verdächtigt werden konnte.

Lucrezia war damals achtundzwanzig Jahre alt. Ihre letzten Illusio-

nen waren verflogen. Der Carbonarismus und die Versuche, die von ihm ausgingen, flößten ihr keine Begeisterung mehr ein, denn sie wußte, daß ja Alles nur dazu führte, neue Opfer in die österreichischen Kerker zu liefern. Hatte sie denn überhaupt jemals ernstlich die Wünsche der italienischen Patrioten getheilt? Sie vermochte auf diese Frage keine Antwort zu geben und machte sich um das Schicksal des Grafen Palaudra nur um so bittere Vorwürfe.

Sie hätte irgend etwas Großes thun mögen, um ihr unfruchtbares Leben auszufüllen, aber rings um sich her erblickte sie nur kleine Interessen, und nach und nach bemächtigte sich ihrer das tiefste Mißbehagen an sich und Anderen. Sie schloß sich in ihrem Palaste ein, eine Art dumpfer Verzweiflung, eine seltsame Unruhe, ein Ekel an allen menschlichen Dingen und ein unbezwingliches Bedürfniß nach Aufregung hatten sich ihrer bemächtigt.

Monsignore Rospigliosi versuchte vergeblich, die arme gequälte Seele zu beruhigen und mit jener christlichen Resignation zu erfüllen, ohne welche ihm das Leben nach den ersten Jugendjahren unmöglich erschien. Lucrezia vermochte es nicht, sich ihrem Schicksal zu fügen. Zuweilen versuchte sie es, sich an die Religion zu klammern, welche wunden und unbefriedigten Herzen Trost verheißt — plötzlich aber empörte sich Alles in ihr dagegen. Voll Zorn warf sie das Evangelium und die Nachfolge Christi von sich und wandte sich wieder jenen Heldengestalten zu, die sie seit ihrer Kindheit geliebt. Aber ach, selbst diese Gestalten waren zu verwischten Erinnerungen geworden, zu Schatten, mit denen sie vergeblich die sie umgebende Leere auszufüllen suchte.

So vergingen Monate und Jahre. Trotz der innern Stürme nahm das Wesen der „Muse von Pistoja", wie man sie nannte, nach und nach eine Art von Erhabenheit an, welche die Bewunderung in Verehrung, die Liebe in Anbetung verwandelte. Seit der Verhaftung des Grafen Palaudra war ihr Leben noch ernster als früher. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, jeder ihrer Blicke forderten eine so unbedingte Ehrerbietung, daß keiner der Männer, die sie aus der Entfernung liebten, wie Petrarca seine Laura, gewagt haben würde, ihr diese Gefühle zu verrathen. Tosinghi, den man fälschlich für todt gehalten, kam im dritten Jahre der Gefangenschaft seines Nebenbuhlers nach Pistoja zurück. Er hatte ebenfalls im Kerker geschmachtet. Als junger Mann war er gegangen, um die Liebe der schönen Fortegnerri zu verdienen — gealtert vor der Zeit kehrte er zurück. Dessenungeachtet machte er seine langen Leiden und seine gebleichten Haare nicht geltend. Er kam als Freund zu Lucrezia und legte ihr seine Ergebenheit zu Füßen.

Um diese Zeit unternahm die Gräfin Palaudra im Interesse ihres Gemals eine Reise nach Florenz. Sie blieb etwa vier Wochen dort und besuchte oft das Haus des Grafen D. L . . . , in dem sich die Elite der Florentiner Gesellschaft zusammenfand und alle Fremden von Bedeutung verkehrten. Hier begegnete sie Marcel Capellani.

Marcel Capellani, früher Ordonnanzofficier Napoleons, dann Präfect eines der unruhigsten Departements Mittelitaliens, späterhin, als Marie Louise durch die Verträge von Fontainebleau zur Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla ernannt war, Minister dieser Fürstin, galt damals für einen mächtigen und bedeutenden Mann, ohne daß man wußte, worin seine Macht eigentlich beruhte und worauf dieser Ruf sich stützte.

Die Einen glaubten nach seinen Antecedentien, daß er im Geheimen zu den italienischen Liberalen halte, während Andere ihn im Gegentheil für einen der brauchbarsten, geschicktesten Agenten Oesterreichs ansahen, denn er kannte die Hülfsmittel aller Parteien in Oberitalien und war im Stande, jede ihrer Bewegungen zu verfolgen und zu durchschauen. Aber seine durchaus maßvolle, von allen Extremen entfernte Haltung gab keinerlei Anhalt für ein endgiltiges Urtheil, und seltsamer Weise für jene Zeit thörichter Bravaden und schmachvoller Kriecherei, vermochte man ihn weder des Verrathes, noch des Fanatismus zu zeihen.

Marcel Capellani war und blieb, trotz aller Beobachtungen, ein lebendes Räthsel, das gleichzeitig Neugier, Mißtrauen und Hochachtung einflößte.

Eine so eigenthümliche Erscheinung mußte die Aufmerksamkeit Lucrezia's bei der ersten Begegnung auf sich ziehen. Sie erblickte einen Mann von etwa vierzig Jahren mit außerordentlich geistvollem Gesicht, schönen Zähnen, hoher Stirn und schwarzem Haar, durch das sich bereits hier und da ein weißer Streifen zog; seine von dichten Brauen beschatteten Augen hatten einen ruhigen, tiefen Blick; er war groß und stark gebaut und seine Haltung war stolz, beinahe hochmüthig.

Lucrezias erstes Gefühl war Verwunderung.

Das also war einer jener Männer, die dem Heros der modernen Welt nahe gestanden hatten! Dies also war einer der Hauptleute des Cäsaren! Wie seltsam aber, daß dieser Mann hier bei einer Erzherzogin von Oesterreich Kammerherrndienste verrichtete. Allerdings war diese Erzherzogin die Witwe seines Gebieters und die Mutter des Herzogs von Reichstadt.

Die zweite Empfindung der Gräfin Palaudra war lebhafte Neugier: „Welche Rolle spielt er eigentlich?“ fragte sie sich.

Dabei blickte sie Marcel Capellani an, als wollte sie ihn bis auf den Grund der Seele durchschauen.

Ihr Blick begegnete dem seinigen. Sie schlug die Augen nieder und fühlte, daß sie roth wurde, als hätte man sie bei einer Indiscretion überrascht.

„Ist Capellani lange Adjutant bei Napoleon gewesen?“ fragte sie im Laufe des Abends einen ihr befreundeten Advocaten, der für gut unterrichtet galt.

„Vier oder fünf Jahre“, lautete die Antwort. „Als Corse folgte er dem Glücksterne seines Landsmannes und machte den zweiten italienischen Feldzug, sowie die Campagne von Austerlitz mit. Sie sehen, daß er decorirt ist. Man versichert, daß er das Kreuz aus des Kaisers eigener Hand empfing.“

Lucrezia konnte sich nicht versagen, den Blick noch einmal auf Marcel zu richten, einen Blick, der etwas wie Bewunderung ausdrückte. Doch abermals wendete sie sich schnell ab, denn ihre Augen begegneten noch einmal den seinigen, die starr auf sie gerichtet waren.

„Was thut er hier?“ fragte sie weiter, während zwanzig widersprechende Gedanken ihr Hirn durchkreuzten.

„Das weiß man nicht . . . aber er besitzt die Achtung aller Parteien. Wenn Sie die Frau danach wären, um eine Gnade zu erbitten, so thäten Sie vielleicht besser, sich an ihn, als an einen Andern zu wenden . . . Man versichert, daß er sehr viel vermag.“

Lucrezia beantwortete diese Rede nur durch einen stolzen Blick. Aber ihre Gedanken wendeten sich bald wieder der frühern Richtung zu.

„Er kann kein Spion sein!" murmelte sie leise zu sich selber sprechend.

Dabei hob sie die Augen unwillkürlich noch einmal mit fragendem Ausdruck zu ihm auf und zum dritten Male begegnete sie dem klaren Blicke Marcel Capellani's. Verlegen, beinahe zornig, stand sie auf, durchschritt den Saal und nahm zwischen zwei älteren Damen Platz.

Der Zufall wollte, daß der Minister Marie Louisen's diese beiden Damen kannte. Er zögerte nicht, sich ihnen zu nähern und ein Gespräch zu beginnen. Lucrezia wurde hineingezogen und die Vorstellung fand statt.

Sie verließ die Gesellschaft ziemlich spät. Im Augenblicke, als sie in ihren Wagen steigen wollte, sah sie sich Marcel gegenüber. Er öffnete ihr den Kutschenschlag und verbeugte sich tief.

Wie kam es, daß die schöne, an die Ehrerbietung und Aufmerksamkeit ihrer dienenden Cavaliere gewöhnte Gräfin Palaudra sich dadurch erregt fühlte? Sie selbst war erstaunt darüber, aber sie behielt nicht Zeit, lange nachzudenken. Eine seltsame Empfindung bemächtigte sich ihrer.

„Dieser Mann besitzt eigenthümliche Augen", sagte sie zu sich selbst. „Warum hat er mich so viel angesehen? Er hat die Campagne von Austerlitz mitgemacht. Wie kommt er, der auf zwanzig Schlachtfeldern gestanden hat, dazu, sich an diesem kleinen Hofe zu vergraben? Welcher Muth gehört dazu — oder welche Oberflächlichkeit! . . . Ohne Zweifel verfolgt er einen bestimmten Zweck . . .

Er versuchte, mit mir bekannt zu werden . . .", fuhr sie zu sich selbst sprechend fort. „Glaubt er vielleicht, ich wünschte es? Habe ich ihn etwa zuerst angesehen? Warum diese geflissentliche Aufmerksamkeit beim Einsteigen in den Wagen? Vielleicht wollte er sich nur mit einer Frau, die ihn bemerkt hatte, auf den Fuß der Galanterie stellen! . . . Aber ich werde ihm, wenn wir uns das nächste Mal begegnen, merken lassen, daß seine Huldigungen übel angebracht sind. Doch welche Thorheit! Dieser Herr Capellani, welcher Minister der Witwe Napoleon's und von allen Parteien gefürchtet ist, denkt nicht daran, sich zum Schleppenträger einer Frau zu machen! . . . Wie aber, wenn er die Rolle eines Verbündeten Oesterreichs nur spielte, um den Sohn seines Kaisers in größerer Nähe überwachen zu können? . . . Welche Willenskraft, wie viel Geduld gehörte dazu."

Niemals hatte Lucrezia eine solche rege Phantasie besessen. Niemals hatte ihr gerader und unbeugsamer Sinn zwischen so verschiedenen Extremen auf- und abgeschwankt.

Zum ersten Male seit jenen Jugendjahren, als sie so leidenschaftlich von Ruhm und Heldengröße träumte, fühlte sie sich durch ein lebhaftes und völlig unwillkürliches Gefühl beherrscht. Das schleichende Uebel, welches sie verzehrte, war im Augenblick verschwunden; die Stunden vergingen rasch, die Gedanken drängten sich in schneller Folge durch ihren Kopf. Sie gewahrte plötzlich tausenderlei Neues und der moderne, so complicirte und vielseitige Charakter dieses Mannes ging ihr wie durch eine Nebelwolke auf.

Am Abend begab sie sich wieder nach dem Hause des Grafen D. L. . . Ihr Herz schlug heftig, als sie in den Salon eintrat. Marcel, der in der Nähe der Thür stand, grüßte sie zuerst. Wie am vorhergehenden Abende

blickte er sie oft und durchdringend an. Diese Aufmerksamkeit und die Gewalt, die sie sich anthun mußte, dieselbe nicht zu erwiedern, machte sie unruhig. Sie wollte den Salon, wo ein eigenthümliches Interesse sie festhielt, nicht verlassen und war doch auch nicht im Stande, eine ruhige Haltung zu behaupten.

Man bat sie, zu singen. Gewöhnlich, und besonders nach der Einkerkerung des Grafen Palaudra, lehnte sie es ab; an diesem Abende beeilte sie sich, an das Pianoforte zu treten und sang mit einem Feuer, einer Leidenschaft, welche die Zuhörer erschütterte und sie selbst überraschte. Sie hätte, als das Stück zu Ende war, immer weiter singen mögen. Eine unbekannte Macht schien sie zu treiben, und während sie, begleitet von einem Beifallssturme, der aus wirklichem Enthusiasmus hervorging, ihren Platz wieder einnahm, fühlte sie sich von einem unnennbaren Gefühl getragen, das ihre Fähigkeiten verdoppelte.

Wäre sie in Pistoja gewesen, zu welchem Aufschwung jugendlicher Begeisterung hätte sich ihr ganzes Wesen gesteigert! Die alten Tischgenossen des Domherrn würden sie bewundert, die jungen Männer sie in ihrem Enthusiasmus mit Madeleine Morelli, der Improvisatrice von Pistoja, verglichen haben, deren im Capitol gewonnener Kranz noch jetzt in der Kirche Santa-Maria-dell' Umilta vor dem Altar der Jungfrau hängt.

Marcel näherte sich, um Lucrezia zu danken. Sie saß, er stand vor ihr. Um ihm zu antworten, war Lucrezia genöthigt, den Kopf zu erheben, aber sie fühlte sich so befangen, daß sie weder wagte, die Augen niederzuschlagen, wie eine schüchterne Pensionärin, noch sie aufzuschlagen, denn sie wußte, daß sie nicht im Stande sein würde, den Blick des Mannes zu ertragen, der mit bebender Stimme zu ihr redete.

Sie hätte gern ein Gespräch mit ihm begonnen, aber es fiel ihr nichts ein; der sprühende Geist, durch den sie die Menge zu bezaubern und zu fesseln wußte, verließ sie Capellani allein gegenüber vollständig. Er versuchte über Musik mit ihr zu sprechen, streute tief empfundene Lobsprüche und allgemeine Bemerkungen ein, aber schon nach einer kleinen Weile stockte die Unterhaltung. Es schien, als wisse auch Capellani eigentlich nichts zu sagen, dennoch wollte er das Gespräch nicht fallen lassen.

„Ich höre, daß Sie in Pistoja leben, Frau Gräfin", begann er von neuem. „Sie kommen nur gelegentlich nach Florenz. Ohne Zweifel sind Sie hier, um die Begnadigung Ihres Gemals nachzusuchen?"

„Ich suche um keine Gnade nach, mein Herr!" entgegnete Lucrezia, plötzlich ihre ganze Energie wieder gewinnend, in stolzem Ton.

„Sie haben Recht, Frau Gräfin, es würde Ihnen zukommen, Gnade zu gewähren", entgegnete der Minister, welcher roth geworden war.

Lucrezia glaubte einem eigennützigen Anerbieten, einem frechen Angriff zu begegnen.

„Ich verlange weder Gnadenbezeigungen, noch gewähre ich solche", entgegnete sie mit ruhigerm Ton.

Capellani verstand, welchen Sinn Lucrezia seinen Worten untergelegt hatte und schlug die Augen nieder.

„Ein Franzose würde leider nicht im Stande sein, österreichische Gefängnisse zu öffnen", fügte er, auf das Ehrenzeichen an seiner Brust deutend, einfach hinzu.

Die Antwort setzte Lucrezia in Verwirrung. Hatte sie sich über die

Absichten Marcel's getäuscht oder wechselte dieser, als geschickter Diplomat, die Tactik, als er sah, daß sein erster Versuch keinen Erfolg hatte?

„Man sagt, daß Sie hier und anderwärts großen Einfluß besitzen", entgegnete sie mit halb spöttischem Lächeln. „Wäre das vielleicht in Frankreich?"

„Warum nicht, Frau Gräfin?" erwiederte er, und nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Wenn ich irgendwo Einfluß hätte, so würde ich wünschen, daß es an einer Stelle wäre, wo ich Ihnen denselben zur Verfügung stellen könnte... Dieser Wunsch wird Sie hoffentlich nicht beleidigen."

Damit zog sich Marcel zurück und ließ Lucrezia in tiefen Gedanken allein.

Von jetzt an sah sie den Mann, dessen Rolle, dessen Ideen und Absichten sie im höchsten Grade interessirten und beschäftigten, jeden Abend. Der geistige Fieberzustand, welcher sich ihrer vom ersten Zusammentreffen an bemächtigt hatte, dauerte nicht nur fort, sondern wurde von Tag zu Tag schlimmer. Sie empfand gleichzeitig Zweifel, Erstaunen und Bewunderung.

„Einen großen Charakter kann er nicht besitzen", sagte sie sich zuweilen. „Er ist Adjutant Napoleon's gewesen, hat ihn verlassen können und lebt bei seinen Feinden, seinen Henkern! Er hat sich ihm bei der Rückkehr von der Insel Elba nicht angeschlossen. Hat er sich gefürchtet?"

Aber wenn sie dann den stolzen, edlen Kopf Marcel's betrachtete, sagte sie sich: „Nein, dieser Mensch kennt die Furcht nicht!"

Und doch kehrte der Zweifel wieder und wieder. „Er hat die Ruhe und das angenehme Leben in unserm Lande den Strapatzen des Krieges und der Verbannung vorgezogen", sagte sie sich.

Aber auch darauf antwortete sie im nächsten Augenblick durch eine energische Verneinung.

Eines Abends trat sie, von einem Spaziergange zurückkehrend, in die Kirche Santa-Croce. Es war ihr, als müßte sie bei den Schatten der großen Männer des Vaterlandes Erleuchtung und Frieden finden. Statt dessen verlor sie sich in Träumereien und fand nichts als ein Chaos in ihrem Geiste wie in ihrem Herzen.

Plötzlich, als sie das Schiff der Kirche verließ, erblickte sie in der Nähe eines Weihwasserbeckens Marcel, der in tiefe Gedanken versunken schien.

Sie erkannten sich gleichzeitig und Beide blieben einen Moment unbeweglich, wie bezaubert stehen. Die Kirche war beinahe leer. Einige Mönche bekreuzten sich und schlurrten mit ihren Sandalen über die Grabsteine, auf denen jedes Lustrum einen Buchstaben von dem Namen eines berühmten Mannes verlöscht. Der scheidende Tag sandte nur noch ein schwaches Licht durch die Fenster und der Schimmer der Altarkerzen mischte sich mit der Dämmerung. Die Stunde war wie geschaffen für Geständnisse, Fragen und unvorsichtige Worte. Beiden schwebten solche auf den Lippen: ihm Betheuerungen seiner Liebe, ihr Fragen, die ein brennendes Interesse verrathen hätten.

Beide zauderten und ihre Augen gestanden es. Lucrezia hatte die Empfindung einer Gefahr. Zwar mißtraute sie ihrer Kraft nicht, denn sie war noch niemals in Versuchung gekommen, aber der Liebe Marcel's gegenüber beschlich sie ein instinctives Gefühl der Furcht.

Gesenkten Hauptes that sie einen Schritt vorwärts. Marcel wagte

nicht, ihr zu folgen, aber er streckte die Hand aus, um ihr das Weihwasser zu reichen. Tiefe Verwirrung ergriff Beide, als ihre Finger sich berührten. Die Gräfin Palandra raffte alle ihre Willenskraft zusammen, verneigte sich dankend und verließ eiligen Schrittes die Kirche.

An diesem Abend fühlte sie sich unruhiger als gewöhnlich. Sie nahm sich vor, nicht zu dem Grafen D. L... zu gehen, aber der Entschluß wurde ihr schwer und sie brachte die Stunden in Grübeleien über Capellani zu.

„Was machte er in Santa Croce? War er mir gefolgt?" fragte sie sich. „Nein, sein Erstaunen, als er mich erblickte, war ein ungeheucheltes. — Betete er? Suchte er nach einer Inschrift auf den Grabsteinen? Ist er fromm, gelehrt, Alterthumsforscher oder Künstler?..."

Aus diesem Gedankenkreise kam sie nicht heraus.

Am nächsten Tage speiste sie bei der Marchesa Malespini und fand dort zu ihrem Erstaunen Marcel. Da die Gesellschaft indessen nur aus vertrauteren Freunden bestand, konnte sie nicht umhin, sich der Begegnung zu freuen. So bot sich ihr denn endlich Gelegenheit, in zwanglosem Gespräch mit diesem Mann ihre Meinungen auszutauschen — sie konnte ohne Gefahr versuchen, das Räthsel zu lösen.

Die Unterhaltung war lebhaft und angeregt. Tausend Fragen, die man damals in größerer Gesellschaft vermied, wurden berührt. Lucrezia zeigte sich besonders kühn. Sie wagte von Napoleon zu sprechen und fragte den Minister Marie Louisen's, bei welcher Gelegenheit er das Kreuz verdient.

„Man sagte, daß Napoleon es selbst Ihnen überreicht habe — ist das wahr?" fragte die Marchesa.

„Ja, Frau Marchesa, bei Austerlitz", entgegnete er.

„Ein solches Ehrenzeichen auf dem Schlachtfelde verdient zu haben, ist groß und schön", sagte Lucrezia. „Es gehörte jedenfalls viel Muth und Tapferkeit dazu, um von einem Mann, wie Napoleon, bemerkt zu werden."

Marcel lächelte und warf den Kopf zurück, als ob dieser Ruhm für ihn nicht viel zu bedeuten habe.

„Ich war damals achtzehn Jahre alt", sagte er, „und ist man in einem gesetzlosen Lande geboren, wo Jeder sich sein Schicksal durch Verwegenheit macht, ist man inmitten einer Revolution aufgewachsen, deren Leiter nur Kühnheit und wieder Kühnheit predigen, so schreckt man in diesem Alter vor nichts zurück und verrichtet Wunder. Wird der Jugend in Zeiten politischer Fieberzustände Gelegenheit geboten, sich auszuzeichnen, so setzt sie die Welt in Erstaunen. Es ist dann eine Aera der Helden und der Enthusiasmus regiert. Aber Sie haben gesehen, wie dieselben Männer, welche in der Zeit der Schlacht von Marengo ihr Leben täglich voll Todesverachtung auf's Spiel setzten und zu Fuß und in Lumpen gehüllt die französische Fahne durch die Welt trugen, im Jahre 1815 ihren Kaiser verleugneten und verkauften. Es kam daher, daß sie inzwischen vierzig Jahre und reich geworden waren..."

„Mit vierzig Jahren ist man also keines Heroismus, keiner Hingebung mehr fähig?..."

„Mit vierzig Jahren weiß man zuviel und noch nicht genug... Der Heroismus kann nur aus zwei Quellen entspringen: aus der heiligen Einfalt der ersten Jugend, oder aus dem Abgelöstsein des Alters von allen

irdischen Dingen. Um sein ganzes Glück auf einen Wurf zu setzen, darf man es entweder noch nicht kennen, oder muß es verachten. Man muß dazu Kind — oder Christ sein."

Lucrezia wagte nicht, das Gespräch von der Höhe, auf die Marcel es durch seine Antworten gestellt, wieder auf persönliche Fragen zu lenken. Aber je mehr sie diesen Mann, der seit einigen Wochen ihre Gedanken fast ausschließlich beschäftigte, zu ergründen suchte, je mehr fühlte sie sich zwischen Bewunderung und Verachtung schwanken. Er gehörte zu keiner der Typen, die ihre Phantasie sich geschaffen — dessenungeachtet machte sein Wesen einen so tiefen Eindruck auf sie, daß alle idealen Bilder, an die sie seit zwanzig Jahren geglaubt, davon ausgelöscht wurden.

Ihre Neugier war im höchsten Grade erregt. Sie fühlte ein glühendes Fieber durch ihre Adern rollen, fühlte, wie ein mächtiges, unwiderstehliches Etwas sich in ihr regte.

Beinahe unwillkürlich gab sie Marcel ein Zeichen, ihr in die anstoßende Galerie zu folgen.

„Ihrer Theorie nach gäbe es also weder etwas Schönes, noch etwas Wahres und Gutes auf der Welt!" rief sie mit dem Ausdrucke dumpfen Zornes, gleichsam wie um gegen den Rausch zu protestiren, der sie ergriff. „Ihrer Theorie nach wären Seelenadel, Hingebung und Opferfähigkeit nur eine Frage des Alters! Dessenungeachtet hat es Franzosen gegeben, die mit nach St. Helena gingen ... und in Italien ..."

Sie hielt, ehe sie diesen gefährlichen Boden betrat, einen Moment inne; aber ihr Muth gewann schnell die Oberhand.

„Was denken Sie z. B. von den Carbonari?" fragte sie.

„Frau Gräfin, die Größe liegt nicht mehr da, wo Sie dieselbe suchen — Sie sind um mehrere Jahrhunderte hinter unserer Cultur zurück ... Leute, die sich tödten lassen, sind Anderen sehr nützlich ... das ist's, was das Leben Demjenigen, der die Augen offen hat, schnell lehrt."

Ein plötzlicher großer Zorn, ein Gefühl des Hasses, ein unüberwindliches Bedürfniß der Rache bemächtigte sich Lucrezia's und ließ sie das Bewußtsein ihrer Worte und Handlungen verlieren.

„Ja, Sie haben Recht, es ist besser, zu den Anderen zu gehören und die Körper Derer, die sich tödten lassen, als Fußschemel zu gebrauchen, um darauf zur Macht emporzuklimmen, nicht wahr?" fuhr sie mit bebender Stimme fort, „ich sehe wohl, Herr von Capellani, daß Sie das Alter hinter sich haben, wo man ein Herz besitzt, daß Sie dagegen unsere Civilisation vortrefflich kennen."

Und mit einer schnellen Bewegung faßte sie das rothe Band, welches das Knopfloch Marcel's zierte, und riß es herab.

Kaum hatte sie diese unerhörte Handlung begangen, als Marcel sie umfaßte und wie ein Rasender in seine Arme schloß.

Und Lucrezia machte sich weder empört von ihm los, noch stieß sie einen Schrei des Zornes aus. Das Blut brauste ihr vor den Ohren wie ein Wasserfall, ein Nebel stieg vor ihren Augen auf, sie sank in die Arme Capellani's und empfing seine glühenden Küsse ohne Widerstand ... So verging eine Minute, deren sie sich, als sie eine Stunde später in ihrem Zimmer allein war, erinnerte, ohne daran glauben zu können.

Niemals hätte sie eine solche Schwäche für möglich gehalten, niemals gedacht, daß man so in einem Augenblicke seinen ganzen Willen, die

Herrschaft über sich selbst verlieren und einer unbekannten Macht erliegen könnte.

Wenn man früher in ihrer Gegenwart von der Gewalt der Leidenschaft über ein schwaches Herz gesprochen, hatten sich ihre schönen Lippen zu einem mitleidig-verächtlichen Lächeln gewölbt. An diesem Abend blickte sie in alle Abgründe der Menschenseele, und der Schrecken, der sie erfaßte, war um so größer, als die Erfahrung ihr völlig neu war.

Die Nacht, welche diesem Tage folgte, war eine schreckliche. Während sie sich selbst anklagte und die Brust zerschlug, sich selbst verwünschte und nach einem Grunde suchte, um Marcel zu verachten und zu hassen, beugte sich ihr Herz unter einer Leidenschaft, die über sie dahin fuhr, wie ein rasender Orcan. Mit großen Schritten, nackten Füßen und bebenden Lippen irrte sie in ihrem Zimmer auf und ab, ohne Ruhe zu finden, ohne ihre Aufregung durch Ermüdung niederkämpfen zu können.

Sie war schön und furchtbar zugleich. Bald glich sie einer antiken Eumenide, bald einer Dido, im Begriff, den Scheiterhaufen zu besteigen. Inmitten einer Verwünschung brach plötzlich ein Strahl von Glück aus ihren Augen, ein trunkenes Lächeln glitt über ihre Lippen. Man hätte meinen können, sie würde wahnsinnig.

Die Morgenluft beruhigte sie ein wenig; ihre Züge nahmen wieder den gewöhnlichen strengen Ausdruck an und es gelang ihr, ein Urtheil über ihre eigene Lage zu gewinnen.

Ohne Säumen weckte sie ihre Leute, gab Befehl, Alles zur Abreise vorzubereiten und schrieb einen Abschiedsbrief an die Marchesa. Einige Stunden später schlossen sich die schweren Thore ihres Palastes in Pistoja hinter ihr.

Monsignore Rospigliosi machte ihr seinen Besuch. Sie sprach mit ihm von ihren Angelegenheiten ausführlicher als gewöhnlich, erzählte von dem Aufenthalte in Florenz, von der Stimmung, die sie in den Salons gefunden und vielen anderen gleichgiltigen Dingen. Er war über die ungewöhnliche, etwas geräuschvolle Heiterkeit, durch die sich Lucrezia betäuben zu wollen schien, betroffen. Als er am andern Tage wieder kam, fand er die Gräfin sichtlich zerstreut und aufgeregt. Der Bischof hatte sie niemals so gesehen. Er versuchte in ihrer Seele, deren männliche Kraft und ernste Größe er kannte, zu lesen, aber Lucrezia hüllte sich nach einigen allgemeinen Phrasen über die Schwäche des menschlichen Herzens und den thörichten Vorwitz der Phantasie in undurchdringliches Schweigen.

Seit sie wieder daheim und in Sicherheit war, versuchte sie die Anfechtung zu vergessen. Ihr ganzer Stolz erhob sich; sie fürchtete ihre Schwachheit vor sich selbst einzugestehen, aus Besorgniß, ihr dadurch zu verfallen.

Während dieser ersten Tage besorgte Lucrezia, Marcel möchte ihr nach Pistoja folgen und gab die strengsten Befehle, ihn abzuweisen. Aber er kam nicht. Anfänglich war ihr das eine große Erleichterung — aber bald versetzte es sie in eine Art von Zorn.

„Er liebt mich also nicht einmal!“ sagte sie sich. „Ich war nur der Gegenstand einer flüchtigen Laune, der Caprice eines Abends. Ich habe ihn unerhört beleidigt und gereizt, und er hat mich bestraft, wie man Frauen, die sich vergessen, zu bestrafen pflegt ... durch beleidigende Küsse!...

Und um solcher Ursache willen konnte ich mich in allen Tiefen meines Wesens erschüttern lassen!... O Schande und Schmach — ewige Schmach über mich!"

Dessenungeachtet verließ sie der Dämon, der Besitz von ihr genommen hatte, nicht. Tag und Nacht quälte er sie mit glühenden Zangen und spiegelte ihr die berauschendsten Bilder vor. Ihre ganze Energie, ihr ganzer Wille reichte nicht hin, ihn einen Augenblick zu Boden zu werfen. Sie schwankte zwischen den äußersten Extremen der Stärke und Schwäche auf und ab.

Auch die Marchesa Malespini kehrte nach Pistoja zurück. Lucrezia konnte bei der Nachricht von ihrer Ankunft ihre Bewegung nicht bemeistern.

„Sie hat ihn gesehen, sie wird von ihm erzählen!" Dieser Gedanke regte sie in tiefster Seele auf.

Aber sie nahm sich vor, den Namen Capellani nicht auszusprechen und alle ihre Willenskraft aufzubieten, um Gespräche zu vermeiden, welche die Marchesa hätten veranlassen können, ihn zu erwähnen.

Diese Zurückhaltung dauerte fünf Tage, während welcher Lucrezia mehr litt, als sich sagen läßt. Endlich sprach die Marchesa den furchtbaren Namen aus. Lucrezia nahm ihr die Worte von den Lippen und erfuhr, daß Marcel zwei Tage nach ihr Florenz verlassen.

Doch wie seltsam! Diese Nachricht, anstatt sie zu beruhigen, stürzte sie in neue Qualen. Die Leidenschaft erhob stärker als je ihr Haupt.

Sie hatte also keine Wahl mehr, konnte nicht mehr, wie sie sich vorgenommen, der Versuchung widerstehen oder ihr erliegen. Bisher durfte sie sich sagen: „Wenn ich wollte, könnte ich in einigen Stunden in Florenz sein, könnte ihn wiedersehen, aber ich will meiner Thorheit nicht den Zügel schießen lassen . . . Ich werde meiner Pflicht treu bleiben, wie eine römische Matrone; ich werde Palaudra erwarten und sollte ich auf meinem Posten sterben." Jetzt, da sie wußte, daß Capellani abgereist war, jetzt, da ihre Liebe nur noch in's Leere ging, verzehrte sie sich in Reue. „Ich habe das Glück, das sich mir bot, nicht ergriffen", sagte sie sich; „jetzt bin ich zur Tugend verurtheilt . . . habe das Glück versäumt für alle Ewigkeit."

Wenn ihr Wille zuweilen die Oberhand gewann, wies sie diese Gedanken, die ihr das Herz versengten und verzehrten, mit Entrüstung von sich. Aber sie kamen wieder und wieder und jedes Mal schmerzlicher, brennender, unwiderstehlicher. Endlich vermochte sie nicht länger in Pistoja zu bleiben. Der Name Capellani, welcher zuweilen im Gespräch genannt wurde, genügte, um ihr den unerträglichsten Schmerz zu bereiten.

Sie ging nach ihrer Vigne in den Bergen und schloß sich dort ein, um weder den Bischof zu sehen, dessen Scharfblick ihr lästig war, noch die Marchesa, deren Worte ihr wie ein Echo aus Florenz klangen. In der Einsamkeit las sie die alten classischen Autoren wieder und erwartete von ihnen noch einmal die gesunden und starken Eindrücke ihrer Jugend zu empfangen; sie rief sich alle ihre Anschauungen von Ehre und Pflicht wieder in's Gedächtniß, ja sie that, um die Leidenschaft, die sie fortriß, zu ersticken, mehr, sie versuchte dieselbe auf ihren Mann zu übertragen, indem sie sich die Gefahren vergegenwärtigte, denen er getrotzt, das Märtyrerthum, das er in den österreichischen Kerkern erduldete, indem sie sich seinen edlen Charakter in's Gedächtniß rief und ihn mit tausend poetischen und glänzenden Eigenschaften schmückte. Sie gestaltete ihn in ihrer Phantasie zu einem Helden, enthusiasmirte sich

für ihn und schrieb ihm zwei oder drei leidenschaftliche Briefe. Aber kaum war es ihr gelungen, den Dämon für eine kurze Weile zu bannen, so bemächtigte er sich ihrer glühender, gewaltiger als zuvor, zerstreute alle ihre guten Vorsätze im Winde und stürzte sie, betäubt und zerbrochen, von neuem in die Qual.

„Ja", sagte sie sich nach zwanzig Rückfällen, „ja, ich bin feig, bin nichtswürdig! Ich habe diese Generation verachtet und wo ist nun meine Tugend, wo ist mein Muth? . . . Ich bin die Frau eines Helden, eines Märtyrers des Vaterlandes und trage das Bild eines Fremden, eines Bedrückers, eines feilen Höflings im Herzen! Und doch, wenn ich mir diesen Mann in der Erinnerung vergegenwärtige, so frage ich mich, ob das Gefühl, das ich empfinde Liebe oder Haß ist? . . . Welche Schwachheit! Aber ich werde meiner Pflicht treu bleiben, werde den Dämon, wie er auch heißen mag, ersticken. Und dann will ich mich in die Maremmen zu den Carbonari begeben. . . Die Unthätigkeit hat mich in's Verderben gestürzt! Ich werde mit ihnen an der Befreiung des Vaterlandes, der Erlösung seiner Märtyrer arbeiten. . ."

Ein düsteres Feuer brannte in ihren Augen; zitternd und mit großen Schritten ging sie in dem weiten Saal auf und ab, in welchem das Echo ihre verzweiflungsvollen Seufzer wiedergab. Plötzlich stand sie still und sprach einen furchtbaren Eid; sie wollte sich auf immer binden, wollte ihr rebellisches Herz mit einer unübersteiglichen Schranke umgeben.

Aber kaum war der Schwur über ihre Lippen, als sich die Thür des Saales öffnete und ein junger Bauer, eins ihrer Pathenkinder, eintrat, um ihr einen Blumenstrauß zu überreichen.

Sie nahm das Bouquet und sah den Ueberbringer zerstreut an.

„Du bist gewachsen", sagte sie, „Du bist beinahe so groß wie ich . . ."

Plötzlich hielt sie inne. Wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Wenn ich mir seinen Anzug borgte? Wenn ich allein, verkleidet, nach Florenz oder Lucca ginge, Capellani aufsuchte, erkundschaftete, wie er lebt, was er treibt, was er will und denkt . . ."

Sie wies die Versuchung von sich, aber der wahnsinnige Wunsch verließ sie nicht mehr. Sie fand sogar Sophismen, um die Thorheit zu rechtfertigen.

„Gewiß, wenn ich ihn in der Nähe sehe, werde ich ihn hassen und vielleicht gelingt es mir dann, mich von der abscheulichen Leidenschaft zu befreien", sagte sie sich.

Gegen Abend ging Lucrezia aus. Ihre Unruhe war so groß, daß sie nicht auf derselben Stelle zu bleiben vermochte.

Es war einer jener klaren, italienischen Abende, die einen neapolitanischen Gesandten in London zu dem Ausspruch veranlaßte: Welcher schöne Sonnenschein! Er ist beinahe so hell wie der Mondschein in Italien.

Zwischen Oliven, Granaten, Pfirsichen, Wein und Feigenbäumen durchwanderte sie die Terrassen ihres Gartens, der sich an der Flanke des Berges hinabzog. Von Zeit zu Zeit setzte sie sich auf eine der kleinen Mauern nieder, welche diese Terrassen stützen und das fruchtbare Erdreich auf dem felsigen Grund festhalten, und pflückte die großen, weißen Blüthen der Winden, welche sich zwischen dem Gesträuch emporrankten, oder die rosenrothen Blüthen des Capernbusches, der neben Hauslaub und Federnelken zwischen den Mauern hervorsproßte. Dann ging sie, im Kampf mit ihren stürmischen Gedanken nach Frieden ringend, weiter.

Auf der untersten Terrasse angekommen, beugte sie sich über die Einfassungshecke und blickte unentschlossen, ob sie ihren Spaziergang weiter ausdehnen sollte oder nicht, in das Land hinaus.

Zwischen dieser Hecke und dem anstoßenden Olivenhaus zog sich ein schmaler Weg hin. Ein Liebespaar, das sich umschlungen hielt, ging vorüber. Lucrezia fuhr zurück, als hätte sie ein Gorgonenhaupt erblickt. „Sie sind zu Zwei und lieben sich", murmelte sie mitten in's Herz getroffen.

Sie entfernte sich in entgegengesetzter Richtung und ging querfeldein zwischen den Bäumen hindurch, indem sie Zweige abbrach, Blumen niedertrat und sich an den Hecken die Haut ritzte. Es kam ein Moment, wo sie ihr Leben, die Tugend, Palaudra und Marcel verfluchte.

„Bin ich denn verdammt, so zu leben und zu sterben?" rief sie mit stolzer, grollender Stimme. „Soll ich nie eine Stunde des Glückes genießen? Meine Jugend ist vergangen wie ein Traum, es scheint mir, als hätte ich nie gelebt! Und schon sehe ich das Alter herankommen . . . Die Tage, die Wochen, die Jahre vergehen . . . die Zeit, wo ich noch wählen kann, wird bald vorüber sein. Aber was sage ich Thörin? Bleibt mir denn eine Wahl? Bin ich denn geliebt? Nein, nein, ich bin es nicht, habe nicht einmal das Verdienst, Widerstand zu leisten! Nicht meine Tugend rettet mich, sondern seine Gleichgiltigkeit. Wäre er mir gefolgt, käme er jetzt . . ."

In diesem Moment schien es ihr, als erblicke sie drei oder vier Schritte von sich den Schatten Capellani's. Diese Erscheinung, die sie durch ihre Worte heraufbeschworen zu haben glaubte, brachte sie schnell zu sich selbst. An ihre Brust schlagend nahm sie die Flucht.

„Dahin ist es gekommen!" rief sie. „Ich, ich selbst wünschte den Versucher herbei, ich rief ihn . . ."

Sie kehrte in's Haus zurück, legte sich nieder und wünschte morgen nicht wieder aufzuwachen. „Wenn ich stürbe, wäre der Kampf zu Ende", dachte sie. „Ich bliebe meinem Schwur treu! . . . O, daß ich sterben könnte! . . ."

Aber sie war nicht im Stande, die Augen zu schließen. Nach langen, qualvollen, schlaflosen Stunden, in denen sie fühlte, wie sich das Fieber ihres Hirns bemächtigte, stand sie wieder auf und ging von neuem in den Garten. Sie mußte Raum und Luft haben. Der Wind, welcher durch ihr aufgelöstes Haar wehte, kühlte ihre Stirn.

Während sich die widersprechendsten Entschlüsse in ihrem Kopf aufeinander drängten, lenkte sie ihre Schritte mechanisch dem Wege zu, auf dem sie das Liebespaar gesehen. Sie fühlte den unwiderstehlichen Drang, an derselben Hecke hinzustreifen, ihren Fuß auf denselben Boden zu setzen, sie wollte sich gleichsam in der Atmosphäre des Glückes und der Liebe bewegen.

Der Olivenhain, eine jener großen, hundertjährigen Plantagen, wie es sehr viel in diesem Theil von Toscana giebt, nahm sie auf. Sie ging unter den hohen Bäumen hin, deren knorrige Aeste sich unter der Last von Millionen von Früchten beugten, zwischen ausgehöhlten Stämmen, die, obwohl vom Sturm vielfach gespalten, dennoch grün und lebendig geblieben. Der Boden war mit feinem dichten Rasen wie mit einem Teppich bedeckt. Hier und da ließ der Mond Lichtfunken zwischen den Bäumen niedergleiten und versilberte die graugrünen Blätter der Oliven. Leuchtkäfer schwärmten umher und erschienen inmitten des Schattens wie feurige Sterne. Kein Geräusch störte die köstliche Einsamkeit.

Nachdem Lucrezia lange in tiefer Erregung umhergewandelt, setzte sie

sich nieder und betrachtete Himmel und Landschaft. Tiefe Melancholie trat nach und nach an die Stelle der Verzweiflung. Unendliche Traurigkeit bemächtigte sich ihrer Seele; ihre auf's Aeußerste gespannten Nerven gaben nach — sie weinte.

Sie weinte und sagte sich, daß die heißen Thränen, die auf ihre Hände fielen, die ersten waren, die sie vergoß.

Es war ihre gestorbene Jugend, die sie beweinte, die schnell entflohenen Tage in Florenz, in denen sie sich, ohne es zu wissen, zum ersten Male in Liebesglück berauscht.

„Diese wunderbaren Tage sind vorüber", sagte sie sich, „vorüber jene Stunden, in denen ich eine Leidenschaft kennen lernte, von der ich bis dahin keine Ahnung hatte. Ich war bestürzt, verwirrt, nicht glücklich. Ich wußte nicht, daß diese Stunden einzig in meinem Leben dastehen sollten, daß ich am andern Tage schon mein Leben darum gegeben hätte, sie noch einmal zu beginnen. Und dabei ist der Mann, der mein Herz bethörte, ein kalter Mensch — ist tausendmal weniger groß, tausendmal weniger edel als mein Gemal . . . vielleicht sogar ein verächtlicher Charakter! . . . Indessen, was weiß ich von ihm? Nur, daß er mich nicht liebt! Aber sollte er die Lucrezia, die von aller Welt bewundert und wie eine Göttin angebetet wird, nicht wenigstens begehrenswerth finden? . . . Bin ich ihm wirklich gleichgiltig? Nein, nein! Hat er mich vielleicht für unempfindlich gehalten? . . . Großer Gott!"

Sie weinte heftiger.

„Aber was kommt auch darauf an!" fuhr sie fort. „Es ist ja Alles, Alles zu Ende! . . . Ich werde ihn nicht wiedersehen . . . muß diese Erinnerungen auslöschen . . . O, welche Feigheit . . . "

Sie schlug die Hände vor die Augen und die Thränen tropften durch ihre Finger. Endlich ließ sie die Hände sinken — und erblickte Marcel zu ihren Füßen. Ein Schauder überlief sie, und einen Schrei des Schreckens und der Ueberraschung ausstoßend, sprang sie auf.

„Ich bin es, Lucrezia, fürchte Dich nicht, Lucrezia!" sagte er sanft.

„Mein Herr! . . .", rief sie.

Aber die Stimme versagte ihr — und widerstandslos sank sie in Marcel's ausgebreitete Arme. Der Blick, den sie austauschten, drang bis in die Tiefen ihrer Seelen. Kein Wort wurde gewechselt.

„Mein Thun ist nicht das eines Kindes", sagte Capellani später, „ich bin über das Alter der Jugendstreiche hinaus — habe jetzt das letzte Wort meines Lebens gesprochen. Ich habe Dich vom ersten Augenblick an geliebt, habe gefühlt, daß Du mich wieder liebtest und habe Vergangenheit und Zukunft, eine einflußreiche, mächtige Stellung gegen das Glück der Liebe abgewogen. Mit dreißig Jahren hätte ich wahrscheinlich Macht und Einfluß gewählt — heute zog ich die Liebe vor, die Liebe, wie wir Beide, Du und ich, sie zu empfinden vermögen. Ich habe Alles menschliche Glück kennen gelernt . . . es giebt nur ein einziges, wahres, wirkliches!"

„Ich glaubte, Du hättest einen politischen Zweck . . . eine Mission vielleicht . . .", sagte Lucrezia.

„Ich hatte eine solche", entgegnete er, „aber sie hat längst keinen Sinn mehr. Europa ist endgiltig constituirt . . . Der Herzog von Reichstadt wird nie etwas Anderes sein, als der Sohn einer österreichischen Erzherzogin, und wenn eine Veränderung vorgeht, wird sie von anderer Seite kom-

men. Ich liebte Macht und Einfluß, deshalb blieb ich in Lucca. Wenn ich sage: Macht, so spreche ich durchaus nicht von jener, welche ich in meinem Ländchen über eine Hand voll Menschen ausübte, sondern von dem Einfluß, welchen meine exceptionelle Stellung mir in ganz Italien gab. Es war mir eine Art Wollust, mich stärker zu fühlen, als die Liberalen, die sich im Namen einer Idee abschlachten lassen und sich, um einer chimärischen Freiheit nachzujagen, in ihren Venten der härtesten Sclaverei unterwerfen. Es war mir eine Freude, mich auch stärker zu fühlen, als Die, welche jene verfolgen, weil sie Furcht vor ihnen haben, und einer andern Chimäre nachjagen: der des Absolutismus und der vollständigsten Knechtung des Gedankens. Jetzt habe ich der activen Politik Valet gesagt. Vielleicht that ich Unrecht, aber ich befinde mich in einer Lebensperiode, wo man das Glück ergreifen muß, wenn und wo man ihm begegnet, denn es kehrt nicht wieder. Ich will jetzt das wahre Glück kennen lernen, das Glück, welches in uns durch sich selbst besteht, unabhängig von jeder gesellschaftlichen Convenienz, das man nur in sich trägt und auf das die Meinung Anderer keinen Einfluß besitzt. An dieses Glück will ich Alles setzen, was mir an Jugend und Glauben geblieben. Und deshalb bin ich hier ... deshalb wollte ich Dich allein und fern von Allem sehen, was Dich an Deine vermeintlichen Pflichten erinnert. — Ich darf so zu Dir sprechen, Lucrezia, denn alle Bande, welche mich an die Welt fesselten, sind zerrissen, ich bin frei und Dein für immer!"

Lucrezia hörte ihm, auf seinen Arm gelehnt, zu, ohne daß sie ihm zu antworten vermochte. Sie kämpfte noch und war doch längst besiegt. Die Ehre, die Achtung vor dem Schwur der Treue sträubten sich in ihrem Herzen noch gegen die siegreiche Leidenschaft. Sie hätte gewünscht, daß ein Blitz herniederführe und sie erschlüge — aber sie besaß keine Widerstandskraft mehr und würde sie vielleicht von sich gewiesen haben, wenn sie dieselbe in sich gefunden hätte, denn von allen Empfindungen, die jetzt in ihr auf- und abwogten, war die Furcht: Marcel noch einmal zu verlieren, die stärkste.

Stumm, mit ineinander geschlungenen Armen gingen sie lange auf und ab. Lucrezia schmiegte sich fest an den Geliebten. Sie fürchtete zuweilen, er könne ihr entschwinden, wie die Vision einer Fiebernacht, und Marcel fühlte sich mit einer Leidenschaft geliebt, die trotz des heldenmüthigsten Kampfes unbesieglich war.

Beseligende Trunkenheit umfing Beide, während die Stunden der Nacht, eine nach der andern, verrannen und die Sterne im Azur erblichen. Bald gingen sie langsam, abgebrochene Worte flüsternd, und streiften im Vorübergehen mit den Händen die niedrigen Zweige der Olivenbäume, während der dicke Rasenteppich das Geräusch ihrer Schritte dämpfte — bald durcheilten sie beflügelten Fußes lange Strecken der staubigen Wege, pflückten Blätter und Blüthen von den Büschen und sandten, wie durch eine unbekannte Macht in höhere Regionen entrückt, Jubelrufe in die Luft.

„Welch' eine Nacht! Welch' ein Moment höchster Glückseligkeit!„ sagten sie sich. „Könnte er doch ewig, ewig währen!"

Endlich fielen die ersten bleichen Strahlen der Morgendämmerung durch das dichte Gezweig. Ein Lichtstreifen erschien am Horizont und umsäumte die Spitzen der Berge. Das war der Tag — das war das Ende!

* * *

Seitdem war jeder Kampf, jeder Sturm vorüber. Marcel und Lucrezia trennten sich nicht mehr. Es war eine rückhaltlose, Alles überfluthende Liebe, die weder die Verborgenheit suchte, noch Nachsicht heischte. So groß der Fall gewesen, so stolz wurde er getragen. Die strenge Gräfin Palaudra, die man aus der Ferne verehrt hatte, wie eine jener Heroinen des alten Roms, empfing zu jeder Stunde einen Fremden, einen Verbündeten der Unterdrücker und fuhr öffentlich in ihrem Wagen mit ihm spazieren. Das war für Pistoja eine schmerzliche Ueberraschung, eine Art allgemeiner Trauer. Nicht daß in Italien die öffentliche Meinung diese Art von Verhältnissen brandmarkte, wie bei uns, aber die schöne Nichte des Canonicus Forteguerri war von einer Gloriole umgeben gewesen, wie die Italiener sie so gern ihren hervorragenden Bürgern und Bürgerinnen verleihen. Man hatte sie die Muse von Pistoja genannt, und wenn ihre Landsleute von ihr sprachen, hatten sie gesagt: „La nostra Lucrezia".

Weder die Marchesa Malespini noch ihre Freunde sprachen einen Tadel aus; Niemand beklagte sich über eine Verletzung der Sitte. Die Gesellschaft, welche sich bisher bei Lucrezia versammelt hatte, kam nach wie vor und nahm Marcel als Genossen auf. Nur Tosinghi weinte schmerzliche Thränen und einige in den Bergen versteckte Carbonari sprachen davon, sie als eine Abtrünnige zu tödten. Monsignore betete für sie und Alle schauderten bei dem Gedanken an die Rückkehr des Grafen Palaudra.

Lucrezia war indessen namenlos glücklich. In langen Zügen leerte sie den Becher der Liebe, vergaß die Zukunft und genoß die Gegenwart, ohne rechts oder links zu blicken. Kein Schatten von Scham oder Reue lag auf ihrer stolzen Stirn, aber wenn der Prälat, der von frühester Jugend an ihre Gedanken erforscht, gesehen hätte, mit welcher Miene sie nach ihrer Rückkehr nach Pistoja allein in ihrem Salon vor dem Porträt des Grafen Palaudra stehen blieb, so würde er aus dem düstern Blicke ihrer Augen, aus dem nervösen Schauer, mit dem sie die Hände zusammenpreßte, aus den abgebrochenen Worten, die ihr entschlüpften, entnommen haben, daß sie einen furchtbaren Entschluß gefaßt hatte.

Seitdem ließ sie sich von dem Strome des Lebens treiben. Im engsten Zusammenleben mit Marcel genoß sie ein Glück, von welchem ihr die glühenden Träume der Jugend keine Ahnung gegeben hatten und das die Zeit steigerte, anstatt es zu schwächen. Es giebt eine Liebe, welche durch die Jahre nur fester, inniger wird, eine Kette der Glückseligkeit, welcher jeder Tag einen neuen Ring hinzufügt.

Welche geheimnißvolle Anziehungskraft diese beiden Seelen so unzertrennlich mit einander verband? Wie diese anscheinend so verschiedenartigen Menschen sich hatten finden können? Ob ihre Liebe eine jener aus Haß geborenen Leidenschaften war, die stärker sind als der Tod? Wer konnte diese Fragen lösen? Beide waren in den seligsten Rausch versunken, genossen Tage wahnsinniger Leidenschaft, kindlicher Lust und überirdischem Glücks.

Lucrezia hielt sich seit dem Beginn dieses Verhältnisses weniger in Pistoja auf als sonst. Sie wohnte zuweilen in Florenz, der Stadt der bequemen Sitten, wo man das illegitime Glück solcher Verhältnisse zur Schau trägt, ohne zu erröthen — zuweilen hielt sie sich in ihrer Vigne auf, wo das Paar alle Wonnen eines Lebens zu Zweien genoß.

Capellani hatte einen Palast in Florenz und eine Casa in den Bergen von Pistoja gemiethet — und mehr als einmal nahm dies bescheidene, unter

immer grünen Eichen und Olivenbäumen versteckte Häuschen die Liebenden auf. Hier pflegte die stolze Lucrezia mit dem etruskischen Profil und dem königlichen Anstande ihre prächtigen Kleider abzulegen, die nackten Schultern dem Nachtwinde preiszugeben, purpurrothe Rebenblätter in's Haar zu flechten — und nicht selten bot sie, in überschäumender Fröhlichkeit laut auflachend, dem Geliebten den reifen Granatapfel, in den sie soeben mit ihren schönen Zähnen gebissen.

In solchen Momenten würden die alten Freunde Lucrezia nicht wieder erkannt haben. Sie war von einem Ungestüm und einem glühenden, ausgelassenen Uebermuth, daß man hätte glauben können, sie suche Vergessenheit in einem Uebermaß von Lust. Aber nein, das Vergessen kam von selbst und ungerufen. Es war die Ueberfülle ihres Herzens, die sie in Liebestrunkenheit ausströmen ließ, wie sie dem Echo den vibrirenden Klang ihrer Stimme, dem Winde die Blätter der Rosen zuwarf, die sie spielend zerpflückte.

Eines Morgens, als sie bei Tagesgrauen erwachte und dem Aufgang der Sonne zusah, überfiel sie ein unbesiegliches Verlangen, Marcel zu überraschen und plötzlich, wie eine Erscheinung, auf seiner Schwelle zu stehen. Solche Einfälle kamen ihr jählings, wie ein unwiderstehliches Müssen. Es war die lange unterdrückte Jugend, die sich in solchem Liebesungestüm Luft machte. An diesem Morgen eilte sie über die Terrassen ihres Gartens hinab und lief durch Kraut und Gras querfeldein, obgleich sie sich in ihr Kleid verwickelte und den Kopf niederbeugen mußte, um mit ihrem großen Strohhut nicht in den Weinranken hängen zu bleiben und ihr Gesicht gegen die niederhängenden Zweige der Bäume zu schützen.

Der Weg von der Casa Forteguerri bis zur Casa Capellani war nicht weit und Lucrezia hatte ihn bald zurückgelegt. Leichten Fußes eilte sie die Stufen des Balcons hinauf, der zu dem Zimmer des Geliebten führte. Singend stieß sie die Thür auf und weckte ihn durch eine Hand voll Rosen, die sie ihm in's Gesicht warf. Dann eilte sie, den Hut von sich werfend und die gelösten Haare zurückstreichend, mit freudestrahlenden Augen und vom schnellen Lauf gerötheten Wangen auf ihn zu.

„Steh' auf, Langschläfer!" rief sie. „Wie kannst Du noch ruhen? Die Welt ist wie in Sonnenschein getaucht, die Luft klar und rein; die Blumen duften und die Früchte hängen golden an den Zweigen! Es ist die schönste Zeit des Jahres und ein wonniger Tag. Komm, laß uns über Berg und Thal wandern — schnell, schnell! Die Tage des Glückes sind gezählt und wir sind allein, sind frei!"

Sie frühstückten in der Laube vor dem Häuschen und tranken den duftenden, schäumenden Wein von Asti, während die Sonne durch die Ranken der Lianen, Weinstöcke und Clematis lachte und alle Haushähne der Umgegend aus vollem Halse krähten. Dann eilten sie hinaus in die Campagna wie zwei Schüler in den Ferien, bald sich athemlos laufend, bald im Schatten ruhend, um ihr Glück besser zu genießen.

„Gott, welche Stunden!" rief Marcel berauscht. „Kann man solche Seligkeit jemals genugsam bezahlen? Und dennoch habe ich bereits graue Haare! Welches Benehmen für einen Officier Napoleon's, für einen Staatsmann! Bin ich wahnsinnig geworden? — Vielleicht . . . aber dann erhalte mir Gott den Wahnsinn!"

Es wurde heiß. Sie suchten ein kühleres Plätzchen zum Ausruhen, als der Schatten der Oliven ihnen bot. Hinter Ranken und Gesträuch fanden

sie eine in den Felsen gehauene Grotte und hier verlebten sie Momente, nach denen der Becher menschlicher Glückseligkeit geleert scheint.

Ehe sie aufbrachen, ließen sie den Blick noch einmal durch die Höhle schweifen, um sich das Bild besser in's Gedächtniß zu prägen. Die Wände trugen Spuren von Rauch und zeigten hier und da unregelmäßig in den Stein gegrabene italienische und lateinische Inschriften. Zum Theil waren es fromme Sentenzen, zum Theil republikanische Wahlsprüche; Verse von Dante und Liebesseufzer mischten sich unter die Gedanken der Kirchenväter und des Brutus. Einige dieser Sprüche fielen den Liebenden auf und breiteten sich plötzlich wie ein dunkler Schleier über ihren Wonnerausch.

„Gott allein ist groß", lautete die leserlichste dieser Inschriften.

Während Capellani träumend vor diesem Spruche stehen blieb, der mitten in seine Glückseligkeit hineinfiel wie ein Aerolith in den unendlichen Raum, fühlte sich Lucrezia von einer Sentenz angezogen und erschüttert, die mit dem damals noch wenig bekannten Namen Jean Paul Richter unterzeichnet war.

„Man meint, der Felsen von San Marino sei die kleinste der Republiken! Es giebt einen noch kleinern Raum, in dem die Freiheit herrscht! Du trägst ihn in Dir selber, oder Du hast kein Herz."

Sie verließen die Grotte, aber dicht am Eingang fielen ihre Augen auf einen vorspringenden Stein, auf welchem noch ziemlich frisch die berühmten Verse Dante's eingegraben waren.

„Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria . . ."

Die ganze Episode der Francesca da Rimini trat ihnen vor die Seele.

„Es giebt also eine Zeit des Elends!" sagten sie sich.

Nachdenklich und dicht aneinander geschmiegt gingen sie weiter. Sie stiegen den Abhang des Berges langsamer hinunter. Auf dem Wege, der nach Ombrone führt, begegneten sie einem Bauer, der mit Hülfe eines spitzigen Stabes vier oder fünf große weiße Ochsen vor sich her trieb. Marcel fragte, ob ihm die Höhle bekannt sei?

„Ich weiß nicht, welche Ihr meint", entgegnete der Bauer. „Es giebt mehrere in diesen Bergen. Einige haben frommen Eremiten zum Zufluchtsort gedient, die anderen den Carbonari, welche von der Polizei verfolgt wurden."

Ein Schauder überlief Lucrezia bei dieser Antwort.

„Die Carbonari, meine Brüder", sagte sie sich . . . „Ja, die letzten Getreuen irren in den Maremmen umher, während ihre Führer auf dem Spielberge oder der Insel San-Michele sitzen . . ."

Ihre dunklen Brauen falteten sich. Sie drückte den Arm Capellani's stärker und Beide gingen vorüber.

Dieser kurze Zwischenfall war der Schatten des köstlichen Tages. Marcel las auf der Stirn der Geliebten den schmerzlichen Gedanken, der sie durchzuckt hatte. Auch ihn überlief ein Frösteln. Stumm und mit schnelleren Schritten gingen Beide vorwärts.

Aber die Sonne schien zu heiter und ihre Herzen waren zu voll von Glück und Liebe, als daß der traurige Eindruck lange hätte Bestand haben sollen. Bald hatten sie alle lästigen Gedanken wieder abgeschüttelt und sie eilten weiter, ohne die Augen nach rückwärts zu wenden.

Kamen sie auf diesem Wege nach der Casa Capellani oder der Casa Forteguerri zurück, oder entfernten sie sich weiter und weiter? Sie wußten es nicht und kümmerten sich auch nicht darum. Ihre Seelen schwebten im reinen Aether des Glückes und ihre Füße fühlten die Erde nicht. Die heißen Tagesstunden waren vorüber, die Sonne sank am Horizont hinab und die Schatten fingen an sich zu verlängern.

Lucrezia und Marcel verfolgten den Weg weiter. Hier und da bogen sie ab, bald um eine Granatblüthe zu pflücken, bald um eine Traube von den Ranken zu brechen, die längs der Straße in Festons zwischen den Maulbeerbäumen hingen und sie wie zu Ehrenpforten verbanden. Wie viele Schwüre, Umarmungen und Küsse wurden dabei ausgetauscht!

„Welch' ein Tag . . . welch' ein köstlicher Tag . . .!" sagten sie sich von Augenblick zu Augenblick.

Wenn sie auf ein Dörfchen stießen und vor den Thüren der Häuser, unter den Nischen der Madonnenbilder junge Mädchen sitzen sahen, die mit geschickten Händen große Hüte von Florentinerstroh flochten, so nickten sie ihnen zu und wünschten ihnen, daß auch sie einst glücklich und geliebt sein möchten.

Ihre Herzen flossen über von Wonne und Seligkeit und sie hätten jede Creatur, die ihnen begegnete, daran theilnehmen lassen mögen.

Gegen Abend, nach dem Ave Maria, erreichten sie eins dieser kleinen Dörfer. Die Gemeinde verließ soeben mit den letzten Tönen eines Gesanges auf den Lippen die Kirche und zerstreute sich nach allen Richtungen.

Bald hatten sich die Gruppen verlaufen und der Platz lag einsam. Die Dämmerung brach herein, die Sonne verschwand hinter den Bergen, indem sie am Horizont purpurne Wolkenstreifen zurückließ. Dann stieg der Mond herauf und die letzten Tinten des Tages kämpften kaum noch gegen seine Silberstrahlen. Die kleine Kirche mit Taufkapelle und Thurm, die vom Dorfe etwas entfernt lag, hob sich in ihren graziösen Umrissen von dem glänzenden Himmel ab. Marcel machte Lucrezia auf die von einer einzigen dünnen Säule gestützte Kanzel aufmerksam, auf den mit bunten Thonfiguren verzierten Fronton und die mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegte Vorhalle.

Die Nacht war indessen vollends hereingebrochen. Die Müdigkeit fing an sich geltend zu machen und sie wußten nicht einmal den Namen des Ortes, in dem sie sich befanden. Sie gingen in das Dorf hinab und entdeckten eine elende, kleine Osteria.

„Wie heißt der Ort?" fragte Lucrezia den Wirth.

„Casa di Dei!"

„Casa di Dei! Nun lassen Sie uns sehen, ob das „Haus Gottes" ein gastfreies ist. Geben Sie uns etwas zu essen."

Beide bemerkten erst jetzt, daß sie sehr hungrig waren. Um ihr Bedürfniß nach Nahrung so schnell als möglich zu befriedigen, halfen sie selbst bei der Zubereitung des Abendessens. Lucrezia deckte den Tisch und Marcel öffnete die Flasche, indem er den Tropfen Oel entfernte, mit welchem die Italiener den abscheulichen Wein verschließen, den sie aus den schönsten Trauben der Welt bereiten.

Noch lange und oft sprachen sie später von der heitern Mahlzeit in dem Dorfwirthshause und lachten, wenn sie sich erinnerten, wie sie beim Geschrei des Huhnes, das der Wirth abschlachtete, an's Fenster stürzten, um

Gnade für dasselbe zu erbitten, so voll war ihr Herz von Zärtlichkeit und Liebe. Glücklicherweise hörte sie der Executor nicht und das Huhn war binnen weniger als einer halben Stunde geschlachtet, gebraten und gegessen. Gott weiß, mit welchem Appetit!

Sie sprachen tausend Thorheiten, aßen lange und legten sich endlich, trunken vor Glück, zur Ruhe, indem sie nur immer wiederholten:

Welch' ein köstlicher Tag!

Und noch viele andere ebenso strahlende Tage kamen und gingen im Laufe der nächsten beiden Jahre. Sie verlebten in Florenz und Pistoja entzückende Stunden, gleichviel, ob sie im Hintergrunde einer Loge der Musik Paesiello's lauschten, oder in Pistoja im Kreise der Freunde und Bewunderer Lucrezia's verweilten.

Lucrezia's Wiederkehr war jedes Mal ein Fest für die Stadt, und Niemand, der sie so glücklich sah — so groß war die allgemeine Liebe, die sie genoß — wagte zu beklagen, daß sie die Aureole abgelegt, die sie als Göttin erscheinen ließ. Man vergaß es, gewöhnte sich daran und Capellani wurde in diesem Kreise, der die geistigen Genüsse allen anderen vorzog, sogar beliebt.

Die Gluth und Heftigkeit der Leidenschaft, die sich ihrer bemächtigt, hatte die Gräfin Palaudra gänzlich verwandelt. Ihre Schönheit hatte sich zur vollen Blüthe entfaltet, sie strahlte im Vollbesitz ihrer geistigen Kraft, in der ganzen Reife ihrer Talente und umgeben von einem Luxus, zu welchem die Erbschaft eines seit zwanzig Generationen aufgehäuften fürstlichen Vermögens ihr die Mittel gewährte.

Ihr Palast mit den breiten Marmortreppen, mit den Vorhallen, die ein Troß von Dienern bevölkerte, den Mosaikfußböden, den von Vasari gemalten Decken, den mit Stuck und Vergoldungen geschmückten Wänden, öffnete täglich seine gastlichen Thore. Lucrezia hüllte sich in Sammet, Seide und Cachemir wie eine Königin, und schien ihren Gästen die Honneurs ihrer Liebe zu machen. Sie hatte niemals mit so hinreißender Beredtsamkeit gesprochen, niemals mit solchem Feuer gesungen.

Das war nicht mehr die in weite, ernste Gewänder gekleidete Statue mit dem kalten, edlen Gesicht — es war ein lebendes Weib mit klopfenden Pulsen, deren Augen vor Freude strahlten, von deren rothen Lippen Worte und Liebeslieder in entzückenden Modulationen perlten. Sie hüllte sich in Spitzen, flocht Gold und edle Steine in ihr reiches, schwarzes Haar, und wenn sie rings um sich her ein Murmeln der Bewunderung vernahm, bebte sie vor Freude, indem sie sich sagte:

„Marcel ist da, er sieht mich in meiner Schönheit und hört, wie man mich bewundert."

Ihr Salon war, wie ehemals, von vornehmen Frauen besucht, von Gelehrten, die sich glücklich schätzten, ihre Entdeckungen und Gedanken im Strahlenkreise dieser Muse austauschen zu können, von Anbetern, die sich in ihrem Anblick berauschten, die Einen, indem sie auf das Glück Verzicht leisteten, jemals geliebt zu werden, die Anderen eitel genug, um auf den Sturz Capellani's wie auf ein Zeichen des eigenen Triumphes zu warten.

Unter den Frauen war die Marchesa Malespini, welche während eines langen Lebens gelernt hatte, nachsichtig zu sein, die aufrichtigste und treueste. Sie hegte beinahe mütterliche Gefühle für Lucrezia, und während sie sich im Geheimen betrübte, bemühte sie sich, die Gräfin Palaudra durch ihre Gegenwart wie mit einem Schilde zu schützen und zu schirmen. Unter den jungen

Männern ließ sich von Zeit zu Zeit auch das traurige, bleiche Gesicht Tosinghi's sehen, welcher in dieser Gesellschaft wie ein mahnendes Gespenst erschien.

Eines Tages, bei einem der Hauptfeste der Jungfrau, bat man Lucrezia, in San Spirito die Orgel zu spielen.

Sie hatte schon früher, zu Lebzeiten ihres Oheims, und auch später das berühmte Herman'sche Instrument gespielt und dasselbe entwickelte unter ihren kunstgeübten Händen alle seine Vorzüge in solcher Weise, daß man weit und breit herbeikam, um sie zu hören. In jener frühern Zeit hatte sie allerdings im Innersten ihres Herzens die sanften Accorde der heiligen Gesänge, sowie die religiösen Gebräuche der gläubigen Christen mißachtet — jetzt, wo ihr täglich und überall neue unbekannte Schönheiten aufgingen, mißachtete sie nichts mehr und nahm die Aufforderung an.

Die Marientage werden in Pistoja mit großem Pomp gefeiert. Die Brüderschaften, zu denen fast der gesammte Adel, die Bürger wie die Bauern gehören, ziehen in langen Processionen, in blaue, rothe, graue, violette oder gelbe Kutten gekleidet, durch die Straßen. Die Mauern der Häuser werden mit Teppichen behangen und mit Blumen geschmückt, die Kirchen verbergen ihre Malereien und antiken Säulen unter Draperien von rother Seide, auf den Steinplatten knieen Frauen in glänzender Toilette und die Männer tragen Banner und Reliquienschreine. Straßen und Kirchen füllen sich mit Menschen, die Stadt der Paläste scheint in einen buntfarbigen Ameisenhaufen verwandelt. Und dabei glänzt die Sonne, Gesänge ertönen, die Madonnen werden mit Blumen und Tausenden von Votiven bedeckt — die Feststimmung ist eine allgemeine.

An diesem Tage drängte sich die elegante Menge trotz des in der Kirche Santa Maria dell' Umilta entfalteten Pompes nach der Kirche San Spirito.

Während Lucrezia durch ein sanftes Präludium die berühmte Messe von Palestrina einleitete, führte Capellani die Marchesa Malespini zu ihrem Platz und kniete in ihrer Nähe nieder. Er war tief bewegt, wie immer, wenn er von der Geliebten einen neuen Eindruck empfangen sollte. Ringsum hörte er von Mund zu Mund den Namen Lucrezia's nennen, Weihrauchdüfte mischten sich mit den ersten vibrirenden Accorden der Musik. Seine Augen waren von den brennenden Farben der Fahnen und Teppiche, dem Flimmern der Kerzen, den prachtvollen Gewändern der Geistlichen fast geblendet; er athmete Wohlgerüche, hörte die seidenen Kleider der Frauen rauschen, welche sich setzten, aufstanden oder niederknieten, er hörte die Stimmen der Sänger und die schrillen Antworten der Chorknaben — und als nun die Orgel Fluthen von Harmonien auszuströmen begann, da schloß er die Augen, wie um ein unsagbares Glück in sich zu verschließen. Eine Art halb seelischer, halb körperlicher Trunkenheit bemächtigte sich seiner. Der Pomp der katholischen Kirche hatte niemals einen solchen Eindruck auf ihn hervorgebracht, niemals hatte sich seine Seele religiösen Empfindungen so erschlossen. Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, versank er in ein heißes, tiefes, ekstatisches Gebet, in dem seine überwältigten Sinne und seine Seele sich vereinigten.

Alles um ihn her war in Andacht versunken. Die Musik schwang sich bald in ernsten, schmerzlichen Tönen zum Himmel empor, gleich Klagen, die aus unserm irdischen Jammerthal zu Gott aufsteigen, bald sanft und hehr

wie Engelschöre. Es war, als schreie in diesen Tönen eine Seele zu Gott dem Allmächtigen und lasse all' ihren Schmerz, ihre Reue, ihre Hoffnung und ihre Liebe zu seinen Füßen ausströmen.

So hatte Lucrezia niemals gespielt. Die Menge horchte athemlos. Einige Frauen vergossen Thränen. Marcel selbst war dem Weinen nahe.

„Betet sie, die Andere so mächtig zur Andacht fortreißt, wohl selbst zu Gott?" fragte er sich.

Zweifelnd, wie am Rande eines Abgrunds, stand er vor dieser Frage. Wie seltsam, daß zwei Menschen, die einander so rückhaltlos ihr Leben hingegeben hatten, sich nicht ganz kannten, nicht ganz verstanden! Jeder erblickte in der Seele des Andern eine tiefe Falte, auf welcher das Wort „Geheimniß" geschrieben stand, und zuweilen hatten sie beinahe Furcht vor einander.

Die Messe ging zu Ende, die letzten Accorde der Orgel hallten durch die Kirche; der Priester beugte das Knie vor dem Altar und begab sich nach der Sakristei. Aber in dem Moment, als die Andächtigen sich der Thür zuwandten, begann die Orgel von neuem zu tönen. Man stand still und lauschte. Es war eine Improvisation, ein Triumphgesang, eine Art Halleluja, in welches alle himmlischen Chöre, sich wechselseitig ablösend und ergänzend, jubelnd einzustimmen schienen.

Der Enthusiasmus riß das Publicum, das nicht mehr betete, zu lauten Beifallsäußerungen hin.

„Bravo, bravo!" riefen die Bewunderer der schönen Gräfin Palaudra aus allen Theilen der Kirche.

Capellani bebte vor Erregung, Stolz und Enthusiasmus. Auch er hatte in die Hände geklatscht. Nur die Stirn der Marchesa Malespini legte sich in leichte Falten und sie zog ihn so schnell als möglich aus dem Gotteshause.

Die Musik war indessen verstummt, die Menge drängte sich den Ausgängen zu, indem sie das Lob Lucrezia's laut wiederholte, und zuweilen hörte Capellani auch seinen Namen mit dem der ruhmgekrönten Freundin nennen.

Am Abend versammelte sich die ganze Stadt bei der Gräfin Palaudra. Man dankte ihr, beglückwünschte sie. Sie fühlte, daß sie noch ebenso geliebt wurde, wie in den Tagen ihrer ersten Erfolge, als man sie la nostra Lucrezia nannte. Es war noch einmal ein schöner, herrlicher Tag! Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, sanken die Beiden einander in die Arme und sagten sich: „Unser Glück ist beinahe zu groß!"

Wenige Monate später saß die Gräfin Palaudra eines Abends bequem in einem Sopha zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen, ihre Hand in der des Geliebten, die Empfangsstunde erwartend, als ein Diener eintrat und ihr auf ciselirter Platte ein großes, officiell aussehendes Schreiben überreichte.

Lucrezia öffnete es und Todtenbläße überzog ihr Gesicht.

„Was ist's, Geliebte, was hast Du?" rief Marcel.

„Nichts — es war nur ein Schauer, der mich überlief", entgegnete Lucrezia.

Sie schloß den Brief in ihr Bureau und ging einige Minuten heftig erregt im Zimmer auf und ab. Marcel beobachtete sie voll Unruhe, wagte aber nicht, sie ein zweites Mal zu fragen. Plötzlich warf sie sich in seine Arme, preßte ihn an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

Beim Anblick dieser Aufregung stieg in Marcel die Ahnung eines Unglücks auf, aber in dem Moment, als er ernstlicher in sie dringen wollte, traten die ersten Gäste ein.

Die Gräfin Palaudra hatte sofort ihre Fassung wieder gewonnen, ja, sie war an diesem Abend glänzender als je. Sie sang einige Bravourarien und streute gleichsam mit vollen Händen den Reichthum ihres Geistes aus. Es schien, als wolle sie noch einmal den ganzen Hofstaat, dessen Königin sie war, bezaubern und Capellani den höchsten Maßstab ihres Werthes geben.

Gegen das Ende der Soirée theilte sie ihren Gästen mit, daß sie am andern Tage nach ihrer Vigne zu gehen gedenke. Als man sich über eine so plötzliche Abreise in dieser Jahreszeit — es war in den letzten Herbsttagen — verwundert äußerte, fügte sie hinzu: „O, es ist nur für wenige Tage."

Man wünschte ihr eine angenehme Villeggiatura und Jedermann nahm in der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Weise Abschied. Sie schüttelte einigen alten Freunden wiederholt die Hände und umarmte und küßte die Marchesa mit Herzlichkeit, indem sie wiederholte:

„Auf Wiedersehen! . . . Auf baldiges Wiedersehen!"

Wie alle Anderen trat auch Tosinghi heran, um ihr Adieu zu sagen. Er war heute trauriger als sonst. Die laute Heiterkeit der Gräfin that ihm weh, aber in dem Augenblick, als er sich zum Gehen wandte, hielt ihn ein tiefer, ernster Blick Lucrezia's zurück.

„Kommen Sie morgen Nachmittag drei Uhr zu mir; ich möchte Sie um einen Dienst bitten", sagte sie kurz. Dann fuhr sie fort, sich lächelnd vor den Abschiednehmenden zu verbeugen.

Capellani hatte sie nie so zärtlich und leidenschaftlich gefunden, wie am nächsten Morgen, als sie mit ihm über die Abreise nach ihrer Vigne sprach.

„Langweilt Dich dieses Leben voll Geräusch und Gepränge nicht auch? Bist Du dieser ewigen Ovationen, mit denen man mich überschüttet, wie eine Primadonna des Theaters, nicht auch müde?" fragte sie ihn. „Was ist das Alles gegen unsere süße Einsamkeit, gegen unsere Liebe unter dem Dach einer Hütte, gegen unsere herrlichen Streifereien durch die Berge! Komm, laß uns die letzten Herbsttage benutzen! Wer weiß, ob wir den Frühling zusammen erleben! . . . Ich will noch einmal in langen Zügen den Becher leeren und mich an ihm berauschen. Laß mich Sammet, Seide und Spitzen, die mich ersticken, von mir werfen, Geliebter; laß mich in schlichten Kleidern an Deinem Arm auf dem Rasen der Olivenhaine spazieren gehen und in jener hinter Ranken verborgenen Grotte ruhen, die uns an die schönste Zeit unserer Liebe erinnert! Guter Gott, wenn wir diese höchste Glückseligeit nicht wieder fänden! Wenn irgend ein Erzengel mit feurigem Schwert sich vor unsere Zukunft stellte, wie vor die Pforte des Paradieses! Komm . . . komm schnell! Laß uns keinen Tag der Freiheit verlieren, laß uns die Stunden nicht verschwenden! . . .

Marcel, berauscht von ihren Liebkosungen und seiner eigenen sinnbethörenden Liebe, lauschte diesen glühenden Worten mit Entzücken. Ein oder das andere Mal wollte zwar ein düsteres Vorgefühl sein Herz beschleichen, aber er verscheuchte es wie eine Thorheit. Er wagte es nicht, diese köstlichen Bilder des Glückes zu trüben, indem er einem finstern Gedanken Raum gab.

Capellani fuhr zuerst, nur von einem einzigen Diener begleitet, nach seiner Casa, denn bei ihm, in dem ländlichen Häuschen, das Zeuge ihrer übermüthigsten Stunden gewesen, wollte Lucrezia gegen Abend eintreffen.

Um drei Uhr stellte sich Tosinghi bei der Gräfin Palaudra ein und fand sie in Reisekleidern, bereit, in den Wagen zu steigen. Sie reichte ihm die Hand und lud ihn durch eine Bewegung ein, sich zu setzen.

„Sind Sie noch mein Freund?" fragte sie.

„Habe ich, seit ich Ihnen mein Herz zu eigen gegeben, je einen Augenblick geschwankt? Glauben Sie, daß ich mich jemals ändern könnte?"

Sie reichte ihm den Brief, welchen sie am Abend vorher erhalten.

„Graf Palaudra ist begnadigt", sagte sie. „Hier ist das ministerielle Schreiben, welches mir dies anzeigt. Der Befehl, ihn freizulassen, wird gleichzeitig mit diesem Brief abgegangen und in San Michele auf Murano am 10. November angekommen sein. Wir haben heute den 15. Der Graf wird sofort nach Eintreffen der Begnadigung die Festung verlassen haben, wird von Padua nach Bologna einen Vetturino nehmen, von Bologna nach Florenz die Courierpost benutzen und in drei Tagen hier eintreffen."

Tosinghi schauderte; er wußte nicht, was er auf diese erschreckende Mittheilung antworten sollte, aber er begriff, daß diese einfachen Worte der Prolog zu einer unvermeidlichen Katastrophe waren, denn er kannte den Grafen Palaudra und kannte Lucrezia. Bleich, die Augen starr auf die Gräfin geheftet, erwartete er Das, was kommen sollte.

„Nun?" murmelte er, als die Pause sich verlängerte, mit bebender Stimme.

„Ich wünschte nicht, daß mein Gemal hierher kommt, ohne auf Das vorbereitet zu sein, was ihn erwartet", sagte Lucrezia mit einem Blick, der Tosinghi erschreckte. „Das wäre ein doppelter Verrath . . . Und da habe ich auf Ihre Freundschaft gerechnet, auf die Ergebenheit, die Sie so oft betheuert. Ich nehme dieselbe jetzt in Anspruch. Reisen Sie nach Florenz . . . nach Bologna, wenn es noch Zeit ist, und . . ."

„Wie, ich soll Palaudra entgegenreisen, um ihm sein Unglück mitzutheilen . . ."

„Sie sollen ihm nichts mittheilen. Hier ist ein Brief, übergeben Sie ihm denselben. Wenn er ihn liest, werden Sie anwesend sein, um ihm die Freundeshand zu reichen und zu thun, was er von Ihnen verlangt . . ."

Die Stimme Lucrezia's bebte. Tosinghi nahm den Brief, las mechanisch die Aufschrift, betrachtete das Siegel mit dem Wappen der Forteguerri und gab ihn mit einem unbestimmten Gefühl des Entsetzens zurück.

„Was haben Sie vor . . . Was gedenken Sie zu thun?" fragte er.

„Was ich muß."

„Lucrezia!"

„Habe ich die Kraft und Stärke Ihrer Freundschaft zu hoch angeschlagen?" fragte die Gräfin.

„Nein", entgegnete Tosinghi, „ich werde thun, was Sie wünschen. Ich glaube, es handelt sich darum, sofort abzureisen, nicht wahr?"

„Augenblicklich, wenn Sie können . . ."

„Leben Sie wohl, Lucrezia!"

„Leben Sie wohl!" entgegnete sie ernst.

Noch einmal reichte sie ihm die Hand. Er ergriff dieselbe, drückte sie

zu einem langen Kuß an seine Lippen und ließ zwei heiße Thränen darauf zurück, die Lucrezia, als er gegangen war, mit traurigem Lächeln betrachtete

Zwei Stunden später war die Gräfin Palaudra bei ihrem Geliebten und soupirte mit ihm unter der von rothgefärbten Ranken umzogenen Laube. Sie hatte ihr Reisekleid abgelegt, ihr Haar aufgelöst und eine Spitzenmantille über die Schultern geworfen.

Unter tausend Thorheiten aß sie einen Granatapfel und schnippte mit fröhlichem Auflachen Marcel von Zeit zu Zeit einen der rubinfarbigen glänzenden Kerne in's Gesicht. Dann erhob sie sich, trat zu dem Geliebten, umschlang ihn mit ihren weißen Armen und blickte ihm mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in die Augen.

Die Nacht brach herein. Man setzte eine jener kupferhen Lampen mit langem Fuß auf den Tisch, die den antiken Lampen an Eleganz der Form nichts nachgaben. Lucrezia beugte sich über die Flamme, zog mit einer der Nadeln, welche ihr Haar zusammenhielten, den Docht weiter heraus und verlangte mehr Oel, um das Gefäß bis zum Rande zu füllen.

„Sie soll lange brennen, um die herrlichste Nacht zu erleuchten!" sagte sie.

Aber plötzlich blies sie die Flamme aus.

„Warum?" rief sie. „Wir würden, wenn wir das Licht verbleichen sähen, die Stunden zählen! Sie würde uns die Zeit zumessen... Nein, nein, es soll Nacht sein. Mond und Sterne mögen sich hinter den Wolken verbergen ... Wir wollen uns in die Ewigkeit hineinträumen!"

Am andern Morgen führte sie Marcel zu allen Orten, an die sich eine Erinnerung für sie knüpfte, in ihr Haus, in welchem jeder Raum von einer Episode ihrer Liebe erzählte, in den Garten, der es umgab, unter die Oliven und dann weiter, um die Grotte und die Casa die Dei aufzusuchen. Sie hätte überall zugleich sein mögen.

Auch zum Grabe Giuseppe Veraci's kehrte sie zurück, um noch ein Mal jene rührende Grabschrift zu lesen. Lucrezia streute auf den Hügel eine Handvoll Herbstblumen, die sie auf dem Weg dahin gepflückt hatte, dann setzte sie sich daneben nieder, ohne ihre Thränen länger zurückhalten zu können.

„Was hast Du Geliebte?" rief Marcel erschrocken. „Warum weinst Du, Lucrezia?"

„Es ist so traurig zu sterben, wenn man geliebt wird ..."

„Wie kannst Du vom Sterben sprechen? ..."

Sie antwortete nicht, drückte nur die Hand Capellani's, stand dann auf, entfernte sich einige Schritte und sagte:

„Armer Giuseppe!"

Das war während der zwei Tage, die sie allein mit Marcel verlebte, der einzige Moment der Schwäche. Die übrige Zeit gab sie sich einer überschäumenden Liebesseligkeit hin. Sie lebte in einer Art fieberhaften Glückes, das sich in dem Maße steigerte, als die Zeit verrann.

„Ist ein Tag wie dieser nicht hundert Mal mehr werth, als ein ganzes langes, liebeleeres Leben?" wiederholte sie sich jedes Mal, wenn eine andere Vision sie erbeben ließ.

Zuweilen fragte sie nach der Stunde, indem sie den Schauder, der sie packte, zu unterdrücken suchte. Sie zählte die Minuten, die ihr noch blieben.

„Wie kurz die Stunden sind ... und nichts, nichts kann sie verlängern", sagte sie sich ... „Während ich, an das Ende denkend, vergesse, daß ich noch

Capellani fuhr zuerst, nur von einem einzigen Diener begleitet, nach seiner Casa, denn bei ihm, in dem ländlichen Häuschen, das Zeuge ihrer übermüthigsten Stunden gewesen, wollte Lucrezia gegen Abend eintreffen.

Um drei Uhr stellte sich Tosinghi bei der Gräfin Palaudra ein und fand sie in Reisekleidern, bereit, in den Wagen zu steigen. Sie reichte ihm die Hand und lud ihn durch eine Bewegung ein, sich zu setzen.

„Sind Sie noch mein Freund?" fragte sie.

„Habe ich, seit ich Ihnen mein Herz zu eigen gegeben, je einen Augenblick geschwankt? Glauben Sie, daß ich mich jemals ändern könnte?"

Sie reichte ihm den Brief, welchen sie am Abend vorher erhalten.

„Graf Palaudra ist begnadigt", sagte sie. „Hier ist das ministerielle Schreiben, welches mir dies anzeigt. Der Befehl, ihn freizulassen, wird gleichzeitig mit diesem Brief abgegangen und in San Michele auf Murano am 10. November angekommen sein. Wir haben heute den 15. Der Graf wird sofort nach Eintreffen der Begnadigung die Festung verlassen haben, wird von Padua nach Bologna einen Vetturino nehmen, von Bologna nach Florenz die Courierpost benutzen und in drei Tagen hier eintreffen."

Tosinghi schauderte; er wußte nicht, was er auf diese erschreckende Mittheilung antworten sollte, aber er begriff, daß diese einfachen Worte der Prolog zu einer unvermeidlichen Katastrophe waren, denn er kannte den Grafen Palaudra und kannte Lucrezia. Bleich, die Augen starr auf die Gräfin geheftet, erwartete er Das, was kommen sollte.

„Nun?" murmelte er, als die Pause sich verlängerte, mit bebender Stimme.

„Ich wünschte nicht, daß mein Gemal hierher kommt, ohne auf Das vorbereitet zu sein, was ihn erwartet", sagte Lucrezia mit einem Blick, der Tosinghi erschreckte. „Das wäre ein doppelter Verrath . . . Und da habe ich auf Ihre Freundschaft gerechnet, auf die Ergebenheit, die Sie so oft betheuert. Ich nehme dieselbe jetzt in Anspruch. Reisen Sie nach Florenz . . . nach Bologna, wenn es noch Zeit ist, und . . ."

„Wie, ich soll Palaudra entgegenreisen, um ihm sein Unglück mitzutheilen . . ."

„Sie sollen ihm nichts mittheilen. Hier ist ein Brief, übergeben Sie ihm denselben. Wenn er ihn liest, werden Sie anwesend sein, um ihm die Freundeshand zu reichen und zu thun, was er von Ihnen verlangt . . ."

Die Stimme Lucrezia's bebte. Tosinghi nahm den Brief, las mechanisch die Aufschrift, betrachtete das Siegel mit dem Wappen der Forteguerri und gab ihn mit einem unbestimmten Gefühl des Entsetzens zurück.

„Was haben Sie vor . . . Was gedenken Sie zu thun?" fragte er.

„Was ich muß."

„Lucrezia!"

„Habe ich die Kraft und Stärke Ihrer Freundschaft zu hoch angeschlagen?" fragte die Gräfin.

„Nein", entgegnete Tosinghi, „ich werde thun, was Sie wünschen. Ich glaube, es handelt sich darum, sofort abzureisen, nicht wahr?"

„Augenblicklich, wenn Sie können . . ."

„Leben Sie wohl, Lucrezia!"

„Leben Sie wohl!" entgegnete sie ernst.

Noch einmal reichte sie ihm die Hand. Er ergriff dieselbe, drückte sie

zu einem langen Kuß an seine Lippen und ließ zwei heiße Thränen darauf zurück, die Lucrezia, als er gegangen war, mit traurigem Lächeln betrachtete

Zwei Stunden später war die Gräfin Palaudra bei ihrem Geliebten und soupirte mit ihm unter der von rothgefärbten Ranken umzogenen Laube. Sie hatte ihr Reisekleid abgelegt, ihr Haar aufgelöst und eine Spitzenmantille über die Schultern geworfen.

Unter tausend Thorheiten aß sie einen Granatapfel und schnippte mit fröhlichem Auflachen Marcel von Zeit zu Zeit einen der rubinfarbigen glänzenden Kerne in's Gesicht. Dann erhob sie sich, trat zu dem Geliebten, umschlang ihn mit ihren weißen Armen und blickte ihm mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in die Augen.

Die Nacht brach herein. Man setzte eine jener kupfernen Lampen mit langem Fuß auf den Tisch, die den antiken Lampen an Eleganz der Form nichts nachgaben. Lucrezia beugte sich über die Flamme, zog mit einer der Nadeln, welche ihr Haar zusammenhielten, den Docht weiter heraus und verlangte mehr Oel, um das Gefäß bis zum Rande zu füllen.

„Sie soll lange brennen, um die herrlichste Nacht zu erleuchten!" sagte sie.

Aber plötzlich blies sie die Flamme aus.

„Warum?" rief sie. „Wir würden, wenn wir das Licht verbleichen sähen, die Stunden zählen! Sie würde uns die Zeit zumessen... Nein, nein, es soll Nacht sein. Mond und Sterne mögen sich hinter den Wolken verbergen ... Wir wollen uns in die Ewigkeit hineinträumen!"

Am andern Morgen führte sie Marcel zu allen Orten, an die sich eine Erinnerung für sie knüpfte, in ihr Haus, in welchem jeder Raum von einer Episode ihrer Liebe erzählte, in den Garten, der es umgab, unter die Oliven und dann weiter, um die Grotte und die Casa die Dei aufzusuchen. Sie hätte überall zugleich sein mögen.

Auch zum Grabe Giuseppe Veraci's kehrte sie zurück, um noch ein Mal jene rührende Grabschrift zu lesen. Lucrezia streute auf den Hügel eine Handvoll Herbstblumen, die sie auf dem Weg dahin gepflückt hatte, dann setzte sie sich daneben nieder, ohne ihre Thränen länger zurückhalten zu können.

„Was hast Du Geliebte?" rief Marcel erschrocken. „Warum weinst Du, Lucrezia?"

„Es ist so traurig zu sterben, wenn man geliebt wird ..."

„Wie kannst Du vom Sterben sprechen? ..."

Sie antwortete nicht, drückte nur die Hand Capellani's, stand dann auf, entfernte sich einige Schritte und sagte:

„Armer Giuseppe!"

Das war während der zwei Tage, die sie allein mit Marcel verlebte, der einzige Moment der Schwäche. Die übrige Zeit gab sie sich einer überschäumenden Liebesseligkeit hin. Sie lebte in einer Art fieberhaften Glückes, das sich in dem Maße steigerte, als die Zeit verrann.

„Ist ein Tag wie dieser nicht hundert Mal mehr werth, als ein ganzes langes, liebeleeres Leben?" wiederholte sie sich jedes Mal, wenn eine andere Vision sie erbeben ließ.

Zuweilen fragte sie nach der Stunde, indem sie den Schauder, der sie packte, zu unterdrücken suchte. Sie zählte die Minuten, die ihr noch blieben.

„Wie kurz die Stunden sind ... und nichts, nichts kann sie verlängern", sagte sie sich ... „Während ich, an das Ende denkend, vergesse, daß ich noch

Alfred de Musset.

Aber mit gewaltiger Anstrengung kämpfte sie den Ausbruch eines wahnsinnigen Schmerzes nieder.

„Lebewohl!“ fügte sie einfach hinzu.

Damit sprang sie in den Wagen und kaum hatten sich die Räder zwei Mal um sich selbst gedreht, als sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Aber plötzlich that sie dem Weinen Einhalt und trocknete schnell die Augen. Marcel war dem Wagen nachgelaufen.

„Wenn Du zuerst nach Pistoja fährst, so nimm mich bis dahin mit!“ rief er ihr zu.

Lucrezia's Gesicht verklärte sich, als hätte ein Sonnenstrahl die drohenden Gewitterwolken durchbrochen.

„Komm!“ sagte sie.

Und während er einstieg und neben ihr Platz nahm, murmelte sie:

„Noch eine Stunde des Glückes!“

Wie kurz war diese Stunde! Wie rasch liefen die Pferde . . . wie schnell zog der Wagen seine doppelten Radspuren in den Staub!

Sie waren angekommen. Lucrezia nahm, als sie ihren Palast betrat, den strengen, kalten Gesichtsausdruck wieder an, der ihr früher eigen gewesen. Sie begab sich in ihr Zimmer und schloß sich dort ein, um Papiere zu verbrennen, andere zu ordnen, Kasten zu öffnen oder zu verschließen. Dann rief sie ihren Intendanten, ordnete alle seine Rechnungen und theilte ihren Leuten mit, daß sie in den Angelegenheiten des Grafen nach Florenz gehe.

Niemand wagte eine Frage an sie zu richten, aber sie glaubte auf allen Gesichtern den Ausdruck des Schreckens und der Bestürzung zu lesen.

„Die Nachricht hat sich verbreitet“, dachte sie; „Marcel wird sie erfahren . . .!“

Sie beeilte ihre Vorbereitungen, verabschiedete Alle und schrieb zwei Briefe, die sie in ihrem Busen verbarg. Dann warf sie einen letzten Blick auf den Palast ihrer Väter, deren letzte Bewohnerin sie gewesen, und stieg in den Miethwagen, den sie seit drei Tagen bestellt hatte.

Noch ein langer Kuß unter der Thür, noch ein Druck der Hand — das war das Lebewohl zwischen ihr und dem Geliebten, von welchem sie für ewig schied und der noch immer nichts ahnte.

Capellani sah den Wagen um die Ecke der nächsten Straße verschwinden und hörte das Rollen der Räder verhallen. Dann kehrte er allein in den Palast Forteguerri zurück und schritt in den einsamen Sälen auf und nieder.

Es war die erste Trennung, seit sie sich gefunden. Eine unbeschreibliche Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Es schien ihm, als seien die Wände schwarz behangen — die Diener kamen ihm vor wie Leichenträger.

Um diese düsteren Visionen abzuschütteln, ging er aus und irrte in den Straßen Pistojas umher. Er begegnete nur wenigen Bekannten und Diejenigen, denen er begegnete, wichen ihm aus. Seine Stimmung wurde von Minute zu Minute beklommener, und trotz der frühen Stunde entschloß er sich, zu der Marchesa Malespini zu gehen.

Diese alte Freundin Lucrezia's pflegte Capellani sonst herzlich, ja vertraulich zu empfangen. Heute war sie in sichtlicher Verlegenheit, wartete, ehe sie sprach, bis er selbst das Gespräch begonnen und wagte den Namen Lucrezia's kaum zu nennen.

Capellani theilte ihr mit, daß die Gräfin nach Florenz abgereist sei.

Die Marchesa erbleichte.

„Wie, sie ist abgereist!“ rief sie. „Was, um Gotteswillen, hat die Unglückliche vor?“

Das Entsetzen, das die alte Dame nicht mehr zu verbergen suchte, ihr Schreckensschrei waren für Marcel eine Offenbarung. Schien doch das Unheil um ihn her in der Luft zu schweben, fühlte er sich doch wie eingehüllt in eine Atmosphäre des Unglücks.

„Was ist geschehen, was verbirgt man vor mir?“ rief er entsetzt.

„Wie, Sie wissen es nicht? . . . Graf Palaudra ist begnadigt . . . Er kehrt zurück . . .!“

Marcel sprang auf und stürzte fort. Eine Viertelstunde später jagte er mit Postpferden auf der Straße nach Florenz hinter Lucrezia her.

„Schnell, schnell!“ rief er, das Geld mit vollen Händen ausstreuend, den Postillonen zu, „schnell — sie hat zwei Stunden Vorsprung!“

Dann wieder vergrub er das Gesicht in beide Hände.

„Was hat sie vor?“ fragte er sich. „Und warum habe ich nichts gesehen, nichts verstanden! . . . Wie leicht konnte ich mit ihr nach Frankreich oder in ein anderes Land gehen! Was hatte sie zu fürchten? Wie erkläre ich mir ihr Thun . . .?“

Der Unglückliche verlor sich in Vermuthungen, träumte von allen möglichen Rettungsmitteln, die ihm sein ehemaliger Einfluß noch immer zur Verfügung stellte — aber das Blut in seinen Adern kochte und von neuem rief er: „Schnell, schnell!“

In Prato erhielt er, während die Pferde gewechselt wurden, seltsame Nachrichten.

Lucrezia hatte von dem Postmeister einen sichern Boten verlangt, der zwei Briefe nach Pistoja bringen sollte. Der eigene Sohn des Postmeisters war damit abgeschickt worden. Dann hatte sie, anstatt den Weg nach Florenz fortzusetzen, eine andere, man wußte nicht welche Richtung eingeschlagen.

Ein dumpfer Laut des Zornes drängte sich aus Capellani's Brust hervor. Er wußte nicht mehr, was thun und fluchte Gott und den Menschen.

„Wo kann sie sein?“ rief er, in Verzweiflung umherrasend.

Er gab nach allen Seiten die widersprechendsten Befehle, hätte Lucrezia auf allen Wegen gleichzeitig verfolgen mögen.

Zum ersten Mal im Leben fühlte der ehemalige Soldat Napoleon's, der gefürchtete Diplomat, daß sein Muth im Kampfe gegen das Schicksal nutzlos, sein Wille ohnmächtig, das Geld ohne Werth war. Niemand hatte gehört, welchen Befehl die Gräfin dem Vetturino gegeben, Niemand vermochte eine Vermuthung aufzustellen.

Endlich machte sich Marcel klar, daß einer der in aller Eile zurückgesandten Briefe wahrscheinlich an ihn gerichtet war und daß er hier allein Aufschluß empfangen konnte. Halb wahnsinnig vor Verzweiflung und Schrecken gab er Befehl, umzukehren.

In der That fand er einen Brief. Er riß ihn auf und war genöthigt, sich an die Wand zu lehnen, um nicht umzusinken, so stark war, ehe er noch eine Zeile gelesen, die Empfindung des furchtbaren Schlages, der ihn treffen sollte.

Der Brief lautete:

„Fasse Muth, mein Freund, mein Einziggeliebter! Ich rechne auf Dich, Marcel! — Deine Lucrezia ist todt.

Es giebt für ein starkes Herz Gesetze, denen es sich nicht zu entziehen vermag. Graf Palaudra kehrt zurück. Als er in den Kerker ging, in den ich ihn schickte, habe ich ihm Auge in Auge gesagt: Du kannst auf mich vertrauen! Dennoch habe ich ihn verrathen — feig verrathen. Und für wen habe ich es gethan? Vielleicht für einen seiner Henker!

Aber von dem Tage, da ich in Deine Arme sank, Marcel, war mein Entschluß gefaßt. Ich habe an Liebe für mich gestohlen, was ich nur immer zu erreichen vermochte — habe mich in einer Wonne berauscht, um welche die Seligen mich beneiden könnten! . . . Aber das Glück dieser Welt ist eine Schuld, die man zurückzahlen muß. Der Verfalltag ist gekommen — ich zahle sie.

Wenn Du mich liebst, bin ich nicht zu beklagen, denn wäre mir noch einmal die Wahl gelassen zwischen einem langen, ehrenreichen Leben und einem Tag an Deiner Seite — ich wählte diesen einen Tag! Marcel, es giebt ein höchstes, menschliches Glück, eine Seligkeit, die uns der Erde entrückt und uns in die Atmosphäre eines höhern Daseins emporhebt — diese Glückseligkeit habe ich genossen. Sie ist tausend Mal mehr werth, als das Leben und ich gebe es ohne Bedauern und ohne Klage dafür hin, wie einen Becher, den ich geleert, wie eine Blume, die verwelkt ist, nachdem sie mir geduftet.

Und was Dich betrifft, mein Freund — habe ich Dich beglückt? — Wenn ich es gethan, so mache mir keine Vorwürfe — Du wußtest wohl, daß ich nicht feig bin, und daß ich, wenn der Moment gekommen, meinem Gemal Rechenschaft zu geben, nicht mit dem Brandmal der Schande auf der Stirn fliehen würde.

Du wirst um mich weinen, mein Geliebter. Es giebt ja Schmerzen, die so furchtbar sind, daß man sie unter Thränen und Schluchzen ausschreien muß. Geh' damit in die Einsamkeit, verbirg Dein Leid! Mein Tod wird unbekannt bleiben. Ich habe meine Maßregeln getroffen, um ohne Aufsehen zu verschwinden. Nur drei Menschen: Du, Graf Palaudra und Monsignore Rospigliosi wissen die Wahrheit.

Ich habe vor drei Tagen, ehe ich Pistoja verließ, um mit Dir die letzten Stunden des Glückes zu genießen, Tosinghi dem Grafen mit folgenden Zeilen entgegengeschickt:

Mein Herr!

Kehren Sie nicht nach Pistoja zurück — ich habe alle meine Pflichten gegen Sie verletzt . . . habe Sie verrathen. Aber ich weiß, was eine solche Beleidigung zu sagen hat. Wenn Sie diese Zeilen lesen, sind Sie gerächt.

Ich werde das Urtheil, das mein Gewissen allein gesprochen, mit eigener Hand, ohne Aufsehen vollziehen. Für die Welt ist die Gräfin Palaudra nach Florenz gefahren, um Sie zu erwarten. Aber der Wagen, welcher Ihre ungetreue Gattin davon führt, wird an einer Biegung der Straße halten und die Schuldige wird an einer unbekannten Stelle, wo Niemand ihren Leichnam findet, sterben. — Leben Sie wohl!

Lucrezia Forteguerri.

Du, Marcel, Du mein Freund, mein Geliebter, wirst wissen, wo Du den Körper Deiner Lucrezia zu suchen hast. Von Dir will ich den letzten Kuß und einige Schaufeln Erde. Mein Gott, der Gedanke, daß Du meine

irdischen Reste noch einmal weinend in Deine Arme schließen, sie dann in's Grab legen und mir die Hände über der Brust falten wirst, erfüllt mich noch mit Freude! . . . Aber ich will Dir hier nicht sagen, wo Du meinen Leichnam findest . . . ich fürchte, die Ausbrüche Deines Schmerzes könnten mich verrathen. Geh' zu Monsignore Rospigliosi; ich habe ihm geschrieben, seine Herzensgüte und christliche Milde werden ihn, Deinem Schmerz gegenüber, meine Sünde vergessen lassen.

Stirb nicht, Marcel — sei nicht schwach! Ich mache, um dem Gebot der Ehre zu genügen, meinem Leben in dem Augenblick ein Ende, da es mir schön wie im Paradies erschien und jeder Tag mir ein neues Glück bescheerte. Wenn Du jetzt das Gleiche thätest, so geschähe es, um dem Schmerz zu entfliehen — es würde ein Desertiren vom Kampfplatz sein. Erwarte Palaudra, wenn er Dich aufsuchen sollte, dann aber nimm Deine Lebensaufgabe da wieder auf, wo ich sie unterbrochen habe und vollbringe Großes in der Erinnerung an Deine Lucrezia.

Lebe wohl! Zum letzten Male! Lebe wohl! Das Lüftchen, welches vorüberweht, wenn ich den Athem aushauche, bringe Dir meine ganze Liebe. Einen Gedanken der Reue hat es Dir nicht zu bringen."

Capellani vermochte anfänglich weder zu weinen, noch einen Gedanken zu fassen. Er hielt sich für wahnsinnig und sprang auf, um sich nicht zu überzeugen, daß er nicht in einem entsetzlichen Traum befangen sei. Dann las er den Brief Lucrezia's zum zweiten Male — und nun kam ihm das unwiderstehliche Bedürfniß, sich die Gewißheit seines Unglücks zu verschaffen, zugleich mit der wahnwitzigen Hoffnung, es noch beschwören zu können. Er eilte nach dem bischöflichen Palast.

Monsignore Rospigliosi kniete in seinem Betstuhl. Neben ihm lag ein erbrochenes Couvert, welches den Gegenstand seines Gebetes verrieth. Nachdem er Capellani väterlich die Hand gereicht, brach er, ohne ein Wort zu sprechen, in Thränen aus. Ein Schluchzen machte auch dem gepreßten Herzen Capellani's Luft und eine Weile lag der Ehebrecher weinend in den Armen des Priesters, ohne daß dieser fähig gewesen wäre, dem Schuldigen einen Vorwurf zu machen, oder den Christen zu ermahnen.

Endlich übergab der Prälat Marcel den Brief Lucrezia's.

Er lautete:

„Monsignore! Verzeihen Sie der Sünderin, die in Ihnen nur den Richter sehen sollte und es wagt, Sie vor Allem als Freund zu betrachten. Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich meinem Leben freiwillig ein Ende gemacht.

Ich weiß, daß die katholische Kirche den Selbstmord als das unverzeihlichste Verbrechen betrachtet und daß ihre Diener dem Selbstmörder sogar ein christliches Begräbniß versagen. Indessen sterbe ich nicht in Gottlosigkeit, sondern als Stoikerin. Meine That ist kein feiger Act der Verzweiflung, sondern eine Sühne. Eine Sühne dafür, daß ich in einer strafbaren Leidenschaft allzuglücklich gewesen bin. Aber wenn Sie auch meine sterblichen Ueberreste nicht segnen, so werden Sie doch meine letzte Bitte erfüllen. Trösten Sie Capellani, schützen Sie ihn vor Verzweiflung und sagen Sie ihm, daß er meinen Körper unweit der Casa di Dei in einer Grotte findet, die er kennt und in der ich begraben zu sein wünsche.

Wenn Sie den Grafen Palaudra sehen, so sagen Sie ihm, daß ich um seine Verzeihung bitte.

Ferner, Monsignore, bitte ich Sie, mich in meinen Bemühungen, ohne Aufsehen aus dieser Welt zu verschwinden, nach Kräften zu unterstützen und die verehrungsvollen Abschiedsgrüße einer Sünderin freundlich in Empfang zu nehmen, der Sie bis jetzt Ihr Wohlwollen zutheil werden ließen."

. . . . . .

Der Wagen des Bischofs stand angespannt. Beide bestiegen ihn und ließen sich nach der Casa di Dei fahren.

Capellani kannte den Weg nur zu gut. Er wußte, an welcher Biegung der Straße sie den Wagen verlassen mußten, um sich durch das hohe Gras, durch Rebengelände und Strauchwerk einen Pfad bis zu der Grotte zu bahnen. Unaufhaltsam stürmte er vorwärts . . . Die Ranken der Schlingpflanzen, welche die Grotte schlossen, waren nicht zerrissen, der Boden trug keine Fußspuren und für eine Secunde bemächtigte sich seiner eine wahnwitzige Hoffnung.

Doch ach, im Hintergrund der Höhle, auf einigen Händen voll grüner Blätter und Zweige lag Lucrezia ausgestreckt und todt. Sie hatte sich einen Dolch bis an's Heft in's Herz gestoßen.

Marcel warf sich laut aufschreiend auf den Leichnam, der noch warm war, umschlang ihn und bedeckte ihn mit Küssen.

Aber in Gegenwart des Todes fand der Bischof die apostolische Kraft wieder. Er faßte Marcel mit starker Hand und hob ihn empor.

„Lassen Sie den Leichnam, der jetzt nichts mehr nöthig hat, als ein wenig Erde und denken Sie an die Seele, die Sie in's Verderben gestürzt haben! Graben Sie der Todten ein Grab, schließen Sie dann den Eingang zu dieser Höhle und sprechen Sie ein Dies irae."

Marcel fehlte die Sprache, um ihm zu antworten, ja das Verständniß für seine Worte. Er hatte weder die Kraft, zu gehorchen, noch zu widerstreben. In hülflosem Schmerz fiel er wieder auf die Kniee, reichte dem Bischof den Brief Lucrezia's und weinte leise, während Monsignore Rospigliosi las.

„Diese Frau war keine Christin", sagte der Prälat streng, indem er Marcel das Blatt zurückgab, ohne zu Ende gelesen zu haben.

„Sie war eine Heldin", schluchzte Marcel, „die Tochter einer Arria und Portia . . ."

„Sie war eine Heidin, eine Sophistin! . . . Arme Verirrte, die einen begangenen Fehler nur durch ein Verbrechen zu sühnen wußte und physischen Muth für die höchste Tugend hielt! . . . Fragen Sie die Religion, d. h. die ewige Gerechtigkeit, was ihre Pflicht gewesen wäre, so wird die Religion Ihnen antworten: ein verbrecherisches Band zu zerreißen, von Gott allein die Strafe zu erwarten und durch Gebet, Fasten und Almosen die Schuld abzubüßen. Aber das würde lang, schmerzvoll und demüthigend für ihren Stolz gewesen sein . . . Sie hätte mit Schamröthe auf der Stirn vor einem beleidigten Gatten erscheinen, hätte ein ganzes langes Leben hindurch bereuen und büßen müssen . . . es war leichter zu sterben und so starb sie. An ihrer Statt haben nur Sie zu bereuen und zu sühnen . . . Beten Sie, mein Sohn, beten Sie ohne Unterlaß, um Lucrezia aus den Vorhöfen der Hölle zu erlösen, wenn Gott sie noch nicht zu der ewigen Verdammniß der Selbstmörder verurtheilt haben sollte!"

Der Kirchenfürst hatte gesprochen, aber der Freund der Todten vermochte nicht so zu scheiden. Rospigliosi bekreuzte sich und sprach ein stummes

Gebet. Dann entfernte er sich und ließ Marcel, neben der Leiche kniend, allein zurück.

Capellani blieb lange wie gelähmt und zerbrochen auf den Knieen liegen. Neue Gefühle und Anschauungen brachen sich durch die menschliche Leidenschaft hindurch Bahn und gaben den Worten des Priesters in seiner Seele einen Wiederhall.

„Wenn es wahr wäre . . .!" sagte er sich, indem er mit erloschenen Augen auf die Geliebte blickte. „Wenn das Strafgericht eines rächenden Gottes den Selbstmörder zur ewigen Qual verdammte . . .!"

Er fühlte sich von Entsetzen gepackt.

„Lucrezia ewig verdammt . . .!" wiederholte er schaudernd. „Aber wenn ich für sie büßte, wenn ich mein ganzes Leben hingäbe, um für sie zu beten — wenn ich sie loskaufte . . .!"

Auf welche Weise entwickelte sich dieser Gedanke weiter in ihm? Durch welche Zweifel, welche Aengste ging die Seele dieses Mannes? Niemand hat es je erfahren.

Er höhlte ein Grab in den Felsengrund, legte die todte Geliebte hinein und verließ die Grotte nicht wieder. Mit einem Kreuz auf der Brust blieb er weinend und betend bei dem Grabe.

Graf Palaudra kam nicht nach Pistoja zurück. Tosinghi hielt ihn auf und die im Geheimen von Monsignore Rospigliosi benachrichtigten Behörden sorgten dafür, daß er in Bologna blieb.

Zehn Jahre später sprach Marcel — dessen Haupt ergraut und dessen Rücken gebeugt war — eines Abends, im Anblick der untergehenden Sonne versunken, seine Gebete. Da fiel aus dem nahen Gebüsch ein Schuß . . . ein Blitz flammte auf . . . eine Kugel pfiff . . . und Capellani stürzte todt zu Boden.

Optimistische Pessimisten.

Von **Ernst Eckstein.**

Zwei Schriftsteller von scharf ausgeprägter Individualität laden uns zur Betrachtung ein: Hans Herrig und Hieronymus Lorm. Beide haben bei großer Verschiedenheit der Physiognomie einzelne Grundzüge gemein. So vor Allem die schwermuthsvolle Tiefe der Weltanschauung, die im Wesentlichen mit den Ueberzeugungen der pessimistischen Philosophie identisch ist. Beide aber tragen im Innersten ihres Herzens das Talent zu jenem grundlosen Optimismus, den Lorm so meisterhaft definirt hat. Hans Herrig schöpft die Anregung zu der Entwickelung dieses Talentes in der Schönheit des Menschenseins; Hieronymus Lorm in der Schönheit des Alls, in der heiligen Größe der unendlichen Mutter Natur, die so grausam erscheint, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkt unseres Willens, — die so herrlich erscheint, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkt des reinen Geschehens betrachten.

Das Buch Hans Herrig's ist ein Gedicht und führt den Titel: „Die Schweine." Das Buch Hieronymus Lorm's ist ein Prosawerk, hin und wieder etwas aphoristisch in kurze Capitel gespalten und betitelt sich „Die Philosophie der Jahreszeiten."

Schlagen wir zuerst das Poem auf. Der aristophanisch klingende Titel wird dem Autor mehr Leser zuführen, als die Dichtung zu fesseln vermag; denn für einen großen Theil des Publicums, das herzlich gern etwas von Schweinen liest, schreibt unser Dichter zu vornehm. Nur die kleine Gemeinde der wahrhaften Poesiefreunde bildet sein Auditorium.

Die „Schweine" sind ein in sieben Capitel zerfallendes Capriccio. Ich sage zerfallend und will dieses Wort in prägnantem Sinn verstanden wissen. Die zusammenhaltenden Elemente, die aus den einzelnen Capiteln das Ganze herstellen, sind in der That sehr fragwürdiger Natur. Es ist weniger die Einheit der Fabel als die Identität des Grundgedankens, oder noch besser: der Stimmung, die hier die zerstreuten Glieder nothdürftig aneinander reiht. Nach den strengen Grundsätzen der Composition beurtheilt, liegen uns hier eigentlich drei Dichtungen vor, von denen die beiden ersten einigermaßen, die zweite und dritte so gut wie gar nicht miteinander verknüpft sind, wenn man nicht die Gleichartigkeit des Schauplatzes und die oben erwähnte Verwandtschaft der Stimmung für ausreichend halten will. Wir erwähnen hier parenthetisch, daß diese Stimmung — schon um des Versmaßes willen — vielfach an Heine's „Atta Troll" und mehr noch an das nachgelassene Gedicht „Bimini" anklingt.

Der Inhalt ist in hohem Grade originell. Im ersten Capitel versetzt uns der Dichter in die großartige Wasserwüste des Stillen Oceans. Ein Schiff segelt von Makao nach San Franzisco.

„China's Güter birgt das Schiff,
Nicht nur todte, auch lebend'ge:

Eng verpackt im Zwischendecke
Schlafen Nachts dreihundert Kulis,
Lassen Tags auf dem Verdecke
Sich in's Maul die Sonne scheinen . . .
— — — — — — — —
Suchen eine neue Heimat
Sich im Gold- und Zukunftslande,
Daß dem großen Völkermischmasch
Nicht die gelbe Farbe fehle."

Außer diesen Chinesen befinden sich an Bord drei weitere Passagiere, ein Mr. Brown mit seiner jungen Gattin und seiner Schwiegermutter; ferner eine Kuh; und schließlich die eigentlichen Helden der Dichtung, zwei Schweine.

Hier sei gleich ein compositioneller Fehler gerügt. Hans Herrig erweckt bei seinen Lesern unabweisbar den Glauben, als ob die Schicksale dieses Mr. Brown und seiner Ehehälfte in der Dichtung eine gewisse Rolle zu spielen hätten, während beide Figuren völlig im Sande verlaufen. Man fragt sich vergeblich nach ihrer Berechtigung, da selbst ihr episodisches Auftreten keine wesentlichen Resultate erzielt. Die Oekonomie eines Dichtwerks verbietet, um einer einzigen hübschen Scene willen drei Gestalten auf die Bühne zu bringen, die man nachher als unnütz beiseite legt.

Schon die beiden ersten Capitel gestatten uns einen tiefen Einblick in Herrig's Weltanschauung. Er schildert uns hier einerseits die ganze Thorheit des Willens, der die gestaltenreiche Sansara schafft und nicht ahnt, daß alles Weh des Daseins nur aus ihm selber quillt; andererseits die Hinfälligkeit aller menschlichen Pläne, die Vermessenheit alles Hoffens. Als packenden Gegensatz zu der Qual des Bewußtseins, die sich in den erregten Menschengehirnen abspielt — in stiller Nacht lassen die Kulis nämlich Vergangenheit und Zukunft an ihren inneren Blicken vorübergleiten — malt uns der Poet die frohe Sorglosigkeit des Unbewußten, die erhabene Gemüthsruhe der beiden Schweine, denen weder Liebesgram, noch Gewinnsucht, noch Ehrgeiz den Schlaf raubt. Der häufig wiederkehrende Refrain:

„O! wie glücklich sind die Schweine!"

hat aus diesem Gesichtspunkt für den Kenner des Lebens etwas Erschütterndes — umsomehr, als dieses beneidenswerthe Loos gerade an den gemeinsten und schmutzigsten Bestien dargestellt wird.

Aehnlich sagt Hieronymus Lorm in einem seiner philosophischen Gedichte:

„Wie ruht das satte Thier! In ihm ist kein Vermissen!
Natur, in sich beglückt, ist nur in mir zerrissen!"

Als Illustration zu der alten Wahrheit, daß der Schmerz um das Vergangene ebenso thöricht ist wie die Hoffnung auf die Zukunft, führt uns Herrig in ergreifender Schilderung den Untergang des Schiffes vor, eine Katastrophe, aus der nur die beiden Schweine gerettet werden. Das uralte Lied! Thersites kehrt zurück, Achilles aber unterliegt dem Verhängniß. Die Schilderung dieses Schiffbruches ist mit der ganzen Kraft eines echten Dichters gezeichnet. Die rücksichtslose Allgewalt der Natur, die unsere Zwecke nicht kennt und ohne Barmherzigkeit die Fäden unserer kleinen Gespinnste zerreißt, findet in Herrig einen schöpfungsmächtigen Interpreten. Er giebt hier ausführlich und in weiteren Perspectiven, was Gustav Schwab in sei-

nem schlichten, aber meisterhaften Gedichte „Das Gewitter" auf mehr epigrammatische Weise gestaltet hat. Das Verhängniß, das in dem Schwab'schen Gedichte als Blitzstrahl die Freuden und Leiden von Urahne, Großmutter, Mutter und Kind gleichsam spielend zertrümmert, tritt hier als Sturm auf ... Die Form ist verschieden, aber das Resultat ist dasselbe... Nur daß bei Schwab der versöhnende Hauch vorwaltet, den die plötzliche, ungeahnte Vernichtung mit sich bringt, während bei Herrig das wilde Weh des Todesringens zum Himmel schreit. Der Eindruck dieser Schreckniſse wird noch furchtbarer durch den Umstand, daß sich zwischen den an Bord befindlichen Europäern und den Chinesen ein blutiger Kampf um die wenigen Boote entspinnt. Alles Häßliche und Verabscheuungswürdige, was in der Tiefe der menschlichen Natur schlummert, kommt unter dem Einfluß der Katastrophe klar zur Entfaltung. Mr. Brown, der muthig gekämpft, will sich, als er keine Rettung mehr sieht, vereint mit der Gattin in die Fluth stürzen: aber die Theure, die ihm ewige Treue geschworen, ist zu feig, um an seiner Seite zu sterben. Sie läßt sich von einem der siegreichen Chinesen in Schutz nehmen und gelangt so glücklich in's Boot. Der Chinese wirft trotz aller äußern Gefahr begehrliche Blicke auf ihre Schönheit.

„. . . . . Da schlüpfte
Aus dem Aermel vor ihr voller,
Weißer Arm. Sich nicht enthalten
Konnt' er, zärtlich ihn zu streicheln.

Als die Mistreß lächelnd still hielt,
Ward er kühner; auf den Mund sie
Küßt' er zärtlich. Lächelnd stille
Hielt die Mistreß . . ."

Aber auch das Edle und Erhabene in der Menschennatur, die höchste Selbstverleugnung, tritt in dieser furchtbaren Stunde zu Tage. So in der nachstehenden Episode, deren Motiv sich auch in dem Don Juan Lord Byron's findet:

„Wie sie nun so fuhren, tauchte
Plötzlich aus den blauen Fluthen
Ein Gesicht: „Habt Mitleid, Mitleid!
Laßt mich elend nicht ertrinken!"

Es war Nang. Von seinen Leiden
Hatt' er sich erholt am spätsten;
Als er zum Verdeck emporkam,
Waren sie schon fortgerudert.

Er schwamm nach. Mit kurzem Athem,
Immerfort dem Boot zur Seite.
„'S ist kein Platz mehr!" heißt die Antwort.
„Soll ich sterben, noch ein Jüngling?

Rückt zusammen! Habt doch Mitleid!"
Ernst dem Schwimmer blickt in's Antlitz
Kung, und seine harten Augen
Weichten auf zu milden Zähren.

„Sitz', wo ich saß!" ruft er plötzlich.
In die Fluth springt er kopfüber.
Nang wird in die Höh' gehoben,
An des Alten Stelle sitzt er."

Schließlich aber wird auch das Boot verschlungen, und über die ganze

Tragikomödie mit ihren Zügen von Hoheit und Gemeinheit breitet sich das blaue, leuchtende Wasser des Oceans.

Gerettet sind wie gesagt nur die beiden Schweine. Der Zufall trägt ihren Koben an das Gestade eines herrlichen Wundereilandes, dessen Seligkeit darin besteht, daß seine Geschöpfe den eigentlichen Kampf um's Dasein noch nicht kennen gelernt haben.

„An dem stillen, grünen Strande
Warfen niemals Menschen Anker,
Niemals hatten Menschenblicke
Lüstern seinen Reiz betrachtet.

Nur das Sonnenaug' mit seinen
Gold'nen Wimpern that's von oben,
Wie ein liebend Mutterauge;
Nur die tausend holden Augen,

Die wir Sterne heißen, öffnend,
Sah die Nacht darauf hinunter,
Küßte tausend zarte Lippen
Duftentbrannter, bunter Blumen.
— — — — — — — —
Keine Tiger gab es hier,
Wild die Rehe zu zerfleischen;
Keine plumpen Elephanten
Trampelten auf schmächt'gen Gräsern.

Durch die Lüfte flog kein Adler,
Flog kein Geier, flog kein Habicht;
Ohne bange Seitenblicke
Konnten schnäbeln sich die Tauben."

Den Paradieseszustand dieses Eilands malt uns der dritte Gesang; und von hier ab erst werden die beiden Schweine wirkliche Helden der Dichtung. Sie paaren und vermehren sich. Es beginnt jener Kampf um's Dasein, den die glückselige Insel bis zu diesem Augenblick nicht gekannt hat. Die gigantisch wachsende Zahl der gefräßigen Bestien zerstört binnen kurzer Frist die gesammte Vegetation und hierdurch natürlich auch die Fauna der Insel. Nachdem das letzte Freßbare bis hinauf zu dem höchsten Gipfel des Berges vertilgt ist, kehren die Fresser ihre Wuth gegen sich selbst. Immer mehr lichten sich ihre Reihen, bis endlich das letzte Schwein nach Vertilgung des vorletzten den Hungertod stirbt. Am Schluß des sechsten Gesanges erblicken wir das einst so herrliche Eiland als schaurige Einöde.

Herrig löst sein originelles Problem mit vielem Geschick. Hin und wieder unterbricht er die Geschlossenheit dieser Capitel durch satirische Arabesken, welche mehr als der eigentliche Kern der Dichtung an Heine erinnern. Die Grundstimmung dieser Arabesken ist die der feinen Ironie. Eigentliche komische Wirkungen erzielt Herrig nur ausnahmsweise und selbst da sind sie bescheidener Natur, wie denn sein Talent überhaupt nach der Seite des Humoristischen am wenigsten ausgiebig ist.

Es ist nicht nöthig, diese Schilderungen des Daseinskampfes symbolisch aufzufassen. Hin und wieder finden sich allerdings Anhaltspunkte für diese Deutung und ganz gewiß hat der Dichter nebenher eine solche Auffassung gestattet; wie denn z. B. die Episode mit dem Schwan, der von einem der gefräßigsten Schweine seines lieblichen Singens wegen todtgebissen wird,

unzweifelhaft das Schicksal einer idealen Kunstbestrebung gegenüber der Rohheit niedriger Pöbelseelen bezeichnet. Aber auch ohne solche Figürlichkeiten befriedigt das Dichtwerk vollkommen, denn er zeigt uns die Welt wie sie ist, eingepfercht in die Bedingungen einer traurigen Unvollkommenheit. Ja sie hält uns hier gleichsam im Spiegelbild das Schicksal unserer gesammten irdischen Schöpfung vor, die bei fortwährender Vermehrung des Menschengeschlechts möglicherweise einer ähnlichen Katastrophe entgegeneilt, wie jene Insel im Ocean.

Fast nur als Epilog schließt sich an diesen Hauptkern der Dichtung das siebente Capitel an, dessen Einreihung in die Composition dem wohlwollendsten Interpreten Schwierigkeiten bereitet. Abgesehen von seiner mangelhaften Verknüpfung mit dem Ganzen ist dieses Schlußcapitel vortrefflich. Ein Mensch, der Letzte eines aussterbenden Volkes, landet an der verödeten Insel und ersteigt den Berg, um hier im Angesicht des ewigen Meeres zu sterben. In der wehmuthsvollen Abschiedsbetrachtung dieses Unglücklichen findet die Zerrissenheit, die das Poem bis hierher durchwehte, einen versöhnenden Abschluß. Ein Glück bleibt dem Gequälten: Mensch zu sein. Das Gedicht schließt mit den Versen:

„Gold'nes Licht, o Daseinswonne,
Bist Du nicht des Weltalls Lachen,
Welches, plötzlich sichtbar werdend,

Auflacht und sich selber anlacht?
Und das Licht des Menschengeistes
Ist der Lippen heit'res Lachen!
Welten rollen zwecklos weiter,

Doch Dein Herz hört auf zu schlagen!
Ohne Schluß, Zweck und Pointe
Ist das Leben, für sein Räthsel
Hat der Tod auch keine Lösung.

Wie der Morgen schön mich anlacht!
Muß ich nicht zur Antwort lachen?
Wozu sinn' ich, wozu seufz' ich?
Ist's mir doch, sie sei gefunden

Endlich, Lösung und Pointe!
Du bist's, holdes Menschenlachen,
Das halb Mitleid, halb Verspottung,
Halb Verachtung und halb Liebe!

Morgen, lachst Du hell und heller?
Licht, blick' her, ich kann's Dir gleichthun:
Lachend sterb' ich und ich rufe:
O! wie selig bist Du, Mensch!"

* * *

Die „Philosophie der Jahreszeiten" von Hieronymus Lorm ist, wie bereits angedeutet, einer ähnlichen Weltanschauung entsprungen, wie die Herrig'sche Dichtung. Der große Grundgedanke, aus dem sich das Ganze in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit und Fülle herausspinnt, ist der folgende. Aller Genuß, alles Streben nach Glück beruht auf Täuschung. Alles Sehnen läuft in erster Linie darauf hinaus, nichts mehr ersehnen zu müssen. Die Gegenstände der Sehnsucht vermögen uns also, selbst erlangt, keine Be-

friedigung zu gewähren; diese Befriedigung ist nur möglich im Ertödten der Sehnsucht selber, in der quietistischen Abdication. Hierzu giebt es aber nur ein Mittel. Wir müssen Das, was uns bisher als Schicksal, als eine auf unser Wohl und Wehe bezügliche Ereignißkette entgegengetreten ist, zum Gegenstand einer rein objectiven Betrachtung erheben. Dies erreichen wir dadurch, daß wir uns zunächst der Betrachtung der Natur im gewöhnlichen Sinne des Wortes überlassen und nach und nach eine immer größere Summe von Erscheinungen in den Kreis dieser wunschlos objectiven Betrachtung hereinziehen, bis wir endlich das ganze Schicksal in Natur zurückverwandelt haben. Das Schicksal ist nach Lorm nichts Anderes als die subjectiv angeschaute Natur. Die Befreiung vom Schicksal kann also nichts Anderes sein als die Umwandlung der subjectiven in die objective Anschauung, die Loslösung des Herzens von den Ereignissen, die Werthschätzung derselben, als ob sie bloße Naturerscheinungen wären, die man nach ihrer gegenständlichen Beschaffenheit beobachtet, weil sie mit unseren Leidenschaften und Zwecken keinen wesentlichen Zusammenhang mehr haben."

„Diese Rückverwandlung des Schicksals in Natur" — so heißt es in dem tiefempfundenen Capitel über die Einsamkeit, „ob man jenes nun im antiken Sinne Fatum oder im christlichen Vorsehung nenne, ist die Befreiung des Prometheus vom Zeus, wie sie in Goethe's Dichtung ausgesprochen liegt: „Ich Dich ehren? Wofür? Hast Du die Schmerzen gelindert je des Beladenen? Hast Du die Thränen gestillt je des Geängstigten? Hat nicht mich zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal meine Herren und Deine? Wähntest Du etwa, ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blüthenträume reiften?" Hier ist das Schicksal als Natur gefaßt und die übernatürliche Gewalt ist ihm entzogen, die ihm von der Raserei des Wollens oder des Schmerzes über verfehltes Wollen beigemessen wird.

Es ist also nicht in einseitiger Weise das Naturschöne, was Lorm den Anhängern des Pessimismus als Heilmittel bietet, es ist die andächtige Stimmung für das Walten der Natur, selbst da, wo sie an sogenannten landschaftlichen Reizen arm ist; jenes wunderbare, sympathievolle Empfinden, das uns Paul Heyse in der herrlichen Gestalt seines Balder so wahr und ergreifend geschildert hat. Der spärliche Wipfel eines armen, verkümmerten Akazienbaumes genügt hier, um in dem Herzen des Jünglings jene versöhnende Liebe zu entfachen, die sich Eins fühlt mit dem unendlichen All.

Die ersten sechs Capitel des Werkes liefern eine Geschichte des Naturgenusses. Lorm bekundet hier eine staunenswerthe Fülle des Wissens, ein überraschendes Talent im Gruppiren, einen rühmlichen Scharfblick für historische und culturhistorische Erscheinungen. Um dem Autor einigermaßen würdig zu folgen, müßte unsere Besprechung einen Raum zur Verfügung haben, der mit der ökonomischen Eintheilung einer Zeitschrift nicht zu vereinbaren wäre. Es sei hier nur angedeutet, daß Lorm in ästhetischer wie in philosophischer Beziehung durchaus auf dem Schopenhauerisch-Buddhistischen Standpunkte steht. „Er ist", so schreibt Eduard von Hartmann in einem Aufsatz der „National-Zeitung", „in einem Punkt sogar der treueste Schopenhauerianer von allen mir bekannten, nämlich darin, daß er nicht nur den Pessimismus, sondern auch den Quietismus seines Meisters streng festhält und in aller Thätigkeit, selbst in derjenigen der Belehrung, nur eine Erdenarbeit sieht, die ihm durch äußere Nothwendigkeit und Pflichten ge-

seine Familie auferlegt wird. Man kann sagen: Lorm ist weit mehr Buddhist als irgend ein anderer Anhänger Schopenhauer's. Um aber die beschauliche Ruhe des buddhistischen Quietismus mit geistigem Gehalt zu erfüllen, verfügt er über den ganzen modernen Reichthum einer verfeinerten ästhetischen Contemplation."

Der eigentliche Kern des Buches, der dem Ganzen auch den Titel gegeben, steckt im siebenten Capitel, das die Ueberschrift führt: „Die Natur im Besitz des Gemüthes." Die „Philosophie der Jahreszeiten" hat mit dem Gedicht Herrig's auch die Aehnlichkeit, daß seine äußerliche Composition eine — wie soll ich sagen —? etwas symmetrielose ist. Bei Lorm tritt diese Eigenschaft in dem Verhältniß der sechs ersten Capitel, die, streng logisch genommen, nur Introduction sind, zu dem letzten Capitel zu Tage, dessen Umfang uns zu gering erscheint — vielleicht vornehmlich aus dem Grunde, weil es zu den schönsten des ganzen Werkes gehört.

In diesem letzten Capitel offenbart der Autor ein Naturgefühl, eine Feinheit der Beobachtung, ein Talent, die verborgensten Eigenthümlichkeiten an's Licht zu ziehen, um das ihn der gewandteste Landschaftsmaler beneiden dürfte. Wir können uns nicht versagen, einige Stellen ihrem Wortlaute nach mitzutheilen. Lorm schildert die Eigenthümlichkeiten eines schönen Apriltages wie folgt:

„Wenn sich aber die Menschen nichts aus der Frühlingswelt machen, so macht sich die Frühlingswelt noch weniger aus ihnen. Ungefühlt von Tausenden, die es fühlen könnten, weht balsamische Luft in den Bergen, steigt ein wonniger Dampf aus der Erde wie ein Geist unendlicher Verheißung, die doch auf Erden nicht in Erfüllung gehen kann, bringt selbst der immergrüne Tannenwald, der sonst nichts zu bieten vermag, mindestens stärkern Harzduft herbei. Steht man beim Anfang Aprils am Saum des Waldes auf einer bergigen Anhöhe, wie ist da noch Alles grau zu unseren Füßen, unbelaubt vor unseren Augen! Auf dem Rücken der Berge, den künftigen Weideplätzen, wird der Tisch erst gedeckt mit vielzackigen Gräsern und Kräutern, die so zart sind, daß man sich ganz nahe zu ihnen niederbücken muß, um sie zu sehen. Wie durch schwarzes Gitterwerk dringt der Blick durch die Bäume hindurch in das unbelebte Thal hinab; es ist wenig zu sehen und zu vernehmen, es ist das tief verborgene Weben und Walten der Erde, das uns mit seinen fühlbaren Symptomen so geheimnißvoll bezaubert. Noch kein Grün ist zu entdecken auf dieser Höhe, noch kein Blätterrauschen von unten herauf zu hören — so still ist es, daß man das tactmäßige Einschlagen der Pflöcke des Rebenholzes in den weit entfernten Weinbergen hört. So schlingt sich, ein Sinnbild der Ewigkeit, an den Anfang das Ende, dem vielversprechenden Vorfrühling fällt schon der Spätherbst in's Wort, mahnend, von all' den irdischen Zusagen des Lenzes nicht mehr zu hoffen, als eben das Irdische mit seinem besten Segen geben kann."

Noch auffälliger erweist sich das Talent des Autors, das Ungreifbare zu schildern, in der Ausmalung eines Juniabends:

. . . „Und doch schleicht sich dieser wunderbare Theil des Jahres voll Mitleid auch zu den Menschen in der Stadt und schafft eine räthselhafte Tageszeit, die niemals sonst vorhanden ist, wenn die Sonne längst untergegangen scheint und es noch immer nicht Nacht werden will, wenn eine räthselhafte Helle herrscht, zu wenig licht, um Tag, zu wenig dunkel, um Dämmerung zu heißen. Sie ist wie ein Gewinn an Leben, wie ein Zuwachs an

Zeit, deren Verwendung nicht im voraus bestimmt wurde, die zu keiner der sonstigen Gewohnheiten passen will. Es sind neue, ungeahnte Stunden-Mahnungen auch an den armen, engummauerten Städter, müßig dahin zu schlendern und alles Thun der Natur und den himmlischen Mächten zu überlassen.

„Wie sieht sich die Stadt gar wehmüthig an in den Stunden also heller Juniabende! Auf Straßen und Plätzen ist es so leer, als es in einer großen Stadt überhaupt werden kann. Zwischen jungen Soldaten und armen Dienstmädchen, die Beide eine ländliche Heimat haben, entspinnen sich Liebesgeschichten, die in der Stadt spielen. Anders als sonst scheinen die Brunnen zu rauschen, beinahe wie Quellen im Walde. Aus weiter, weiter Ferne scheint das Naturleben kleine Spenden zu werfen zwischen die von ihm ausgeschlossenen Häuserreihen. Ein Hauch von Sehnsucht und Träumerei ist überall zu spüren. Plötzlich springt wie ein frecher Witz Mephisto's die Gasflamme auf, der Zauber ist geschwunden und die specifischen und nicht weniger als holden Gerüche, die der Stadt im Sommer eigenthümlich sind, verdrängen auch in der lebhaftesten Phantasie den Rosen- und Heeduft."

Diese beiden Proben werden genügen, um den Leser zu überzeugen, daß die Natur im Besitz des Gemüthes bei Hieronymus Lorm ihre schönsten Triumphe feierte. Ein so inniges und tiefes Verhältniß des Menschengeistes zur Natur ist in der That erst unserm Jahrhundert möglich, nachdem die Menschheit in dieser Hinsicht eine ähnliche Reihe von Wandlungen durchgemacht hat, wie sie in der Philosophie durch die drei Standpunkte des naiven Realismus, des Idealismus und des transscendentalen Realismus bezeichnet werden. An dieser vollendeten Blüthe der Contemplation wird sich auch Derjenige erquicken, der Lorm's philosophische Meinung nicht theilt; der lebensfreudige Pessimist, der im Gegensatz zu Lorm's einsiedlerischer Neigung den Verkehr mit Menschen für ein ebenso wirksames Mittel der Erlösung hält als den Naturgenuß; der Nihilist, der nicht einsieht, warum man das flüchtige Dasein gar so pathetisch auffassen und nicht in weiser Selbstbeschränkung das genießen soll, was er ohne Vermehrung seiner Unlust genießen kann.

Jedenfalls empfehlen wir die „Philosophie der Jahreszeiten" als das originelle Werk eines originellen Autors der eingehenden Betrachtung unserer Leser.

Frauenbilder aus der vornehmen Welt Petersburgs.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

(Schluß.)

III. Une folle journée und eine Todtenmesse in der vornehmen Welt.

Am Freitag in der Butterwoche sollte, vor Beginn der großen sieben Wochen dauernden Fasten, als Abschiedstag von allen weltlichen Belustigungen (Concerte, vornehmlich geistliche ausgenommen) eine sogenannte „folle journée" an einem der großfürstlichen Höfe stattfinden.

Das Programm zu derselben lautete: Zusammenkunft um zwölf Uhr Morgens, Walzer, Frühstück mit Blinni (eine Art Fastnachtsfladen mit frischem Caviar, ein Nationalgericht, das nur während der Butterwoche bereitet wird), Tanz bis fünf Uhr; Diner um sieben Uhr; Gesang der italienischen Opernsänger auf dem Chor während des Diners; Ball um zehn Uhr.

Der junge Fürst Muitischtschew war von seiner im Duell erhaltenen Wunde wieder vollkommen hergestellt, seine Hochzeit hatte stattgefunden; Elise Gagarin war jetzt die Fürstin Muitischtschew. Sogar die Fürstin Mutter war außer sich vor Freuden, weil ihr Sohn endlich, von allen Seiten dazu überredet, eingewilligt hatte, an einem der großfürstlichen Höfe den Ehrenposten eines Stallmeisters zu übernehmen. Von dem Augenblicke, als dieses Ereigniß eingetreten war, sagte die alte Dame nur wenn sie vom Hofe sprach: „à notre cour", und sprach diese Worte stets mit einem gewissen Stolze aus. Die Familie hatte sich indeß durch diese Bevorzugung, wie besonders dadurch, daß die liebenswürdige und edle Großfürstin Elisabeth eine entschiedene Vorliebe für die junge Fürstin Elise Muitischtschew gewonnen hatte und diese als ihre liebste Freundin betrachtete, ohne die sie bald keinen Augenblick sein konnte, eine Menge Feinde gemacht, an deren Spitze sich die intriguante Gräfin Trubetzkoi stellte, die für ihre Stellung am großfürstlichen Hofe zu fürchten anfing.

So war denn der zur journée folle angesetzte Tag herangekommen und die junge Fürstin Elise mit ihrem Gemal zum Frühstück an den Hof gefahren. Sie hatte an diesem Tage drei Kleider übereinander an, ein helles, graublaues Tüllkleid, ein dunkelblaues Sammetkleid und ein orangenfarbenes seidenes Kleid, die aber alle so durcheinandergemischt waren, daß man nicht unterscheiden konnte, wo das eine anfing und das andere endigte.

Die Erste, auf die das junge Paar stieß, war die Gräfin Trubetzkoi. Diese als bekannte Meisterin in der Kunst sich zu verstellen, schlug wie hochentzückt die Hände beim Anblick der jungen Fürstin zusammen.

„Ah Dieu!" rief sie aus, „gehen Sie nicht weiter, lassen Sie mich Sie bewundern; Dieu que vous êtes belle, peût on être aussi belle? Sie werden unsere ganze junge Welt in Verzweiflung bringen, Fürstin!"

Bei diesen Worten drückte sie der jungen, beschämt und verwirrt dastehenden Fürstin die Hand und fügte wie treuherzig hinzu: „Aimez-moi un peu!"

Fürst Muitischtschew, der bei diesen Worten der Schauspielerin, die er durchschaute, sich ärgerlich die Lippen biß, beeilte sich seine junge Frau aus deren Nähe zu bringen.

Die tour de valse war kaum beendigt, als eine gewisse unruhige Bewegung, ein unbegreifliches Hin- und Herrennen und Flüstern im Saale bemerkbar wurde, doch fuhr die Musik zu spielen fort.

„Was ist geschehen?" fragte Elise ängstlich.

Die Großfürstin eilte mit besorgtem Gesicht, ein offenes Billet in der Hand, rasch durch den Saal. Einige Anwesende folgten ihr bestürzt.

Eine halbe Minute später stand bereits Fürst Wsewolod Muitischtschew vor seiner Frau und sagte:

„Liebes Kind, eine entsetzliche Nachricht, nimm Dich zusammen, erschrick nicht zu sehr, es ist nur noch ein Gerücht, man weiß nicht was Wahres daran ist: die Fürstin Skarjätin soll im Sterben liegen; die Pferde sind mit ihr durchgegangen, sie selbst schwer am Kopf beschädigt."

Elise erbleichte heftig; sie zitterte am ganzen Körper, die Zähne klapperten ihr im Munde.

Die Musik spielte indessen immer weiter; einige Paare fuhren fort zu tanzen, mehrere Damen saßen wie bestürzt, andere schlugen erschreckt ein Kreuz. Ein sonderbares Bild.

Der Stallmeister des Hofes, Graf M., trat in den Saal. „Continuez mes dames", sagte er, „die junge Fürstin befindet sich ein wenig besser."

Dieses „ein wenig besser" schien wie ein Zauber zu wirken, die Paare fuhren in der Tour fort.

„Elle s'est tracassée la tête", hörte man nun an einem Ende des Saales.

„Rose oder Veilchen?" fragte ein Husar, einem Kürassierofficier zwei Damen zuführend.

„Arme, arme kleine Fürstin!" rief eine mitleidige alte Dame.

In diesem Augenblick näherte sich eine Dame, zwei Cavaliere herbeiführend, der Fürstin Elise und fragte: „Was wählen Sie, Fürstin, la vie ou la mort?"

„Ich tanze nicht mehr", flüsterte kaum hörbar Elise, die, leichenblaß, sich noch vom heftigen Schrecken nicht erholen konnte und unbeweglich neben Gri-Gri stand. Dann wendete sie sich an diesen, reichte ihm ihre Hand und sagte: „Führen Sie mich fort, ich will zu ihr!"

In diesem Augenblick eilte auch ihr Mann wieder herbei, der nähere Erkundigungen einzuziehen fortgegangen war, und gab seiner Frau den Arm.

„Fahren Sie nicht auch hin?" fragte Elise und wendete sich nach Gri-Gri um.

„Das versteht sich!" erwiederte dieser.

„Wenigstens hat er doch ein gutes Herz", dachte Elise bei sich selbst, „gottlob, das ist doch etwas."

Mehrere Andere eilten noch fort, die Musik hörte indessen immer nicht zu spielen auf.

Es erwies sich, daß die Fürstin Skarjätin mit ihrem Manne auf dem Wege zum Balle der folle journée gewesen war. In der großen Morskoistraße hatten die Pferde, durch einen Lastwagen erschreckt, Reißaus genommen. Der Kutscher konnte sie nicht wieder zur Ruhe bringen und die Fürstin hatte, heftig erschreckt, rasch die Thür der Equipage geöffnet, war hinausge-

sprungen, dabei gefallen und hatte sich den Kopf an den Rädern einer rasch vorbeirollenden Equipage schwer verletzt. Der Fürst, ihr Mann, der unterdeß zur andern Thür hinausgesprungen war, fand schon seine Frau blutig und bewußtlos im Schnee liegen. Man brachte sie so, ohne daß sie wieder zu sich gekommen wäre, nach Hause, wo der rasch herbeigerufene Arzt den Zustand für höchst gefährlich, ja hoffnungslos erklärte, da eine starke Gehirnerschütterung stattgefunden habe.

Einige Equipagen standen bereits vor der Thür des Trauerhauses, als die Muitischtschew's an demselben vorfuhren.

„Wie geht's der Fürstin?" fragte Elise den bärtigen Schweizer, der die Thür öffnete und dem bei dieser Frage die hellen Thränen über den langen Bart flossen.

„Sie liegt im Verscheiden", antwortete er betrübt. Man konnte dies wohl glauben, da bereits ein paar sogenannte Leichenraben in Gestalt von speculirenden Leichenbestattungsbesorgern sich in der Vorhalle mit der höheren Dienerschaft zu thun machten.

Bleich wie der Tod eilte Elise die Paradetreppe hinauf.

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte sie.

„Ach ja, Frau Fürstin, man läßt Alle hinein", antwortete der Kammerdiener gleichfalls mit vor Thränen erstickter Stimme.

Leise trat die junge Frau in das Gemach ihrer Freundin. In demselben herrschte ein Halbdunkel, welches nicht gleich Alles zu unterscheiden erlaubte. Plötzlich wurde ein kleiner heller Punkt sichtbar. Es war dies das Licht einer angezündeten dicken Wachskerze, hinter welcher der Priester im Ornat mit dem Abendmahl stand. Ringsum wurde ein zurückgehaltenes Schluchzen hörbar.

Wie angefesselt blieb Elise stehen, das Blut gerann in ihren Adern. Sie blickte auf das Abendmahl, dann fiel ihr Blick zufällig auf den Spiegel und sie sah sich selbst im Ballkleide.

„Treten Sie näher, Fürstin", sagte ihr Jemand. Sie ging einige Schritte weiter und bemerkte den wie irrsinnig daherschwankenden Fürsten Skarjätin.

Bleich wie ein Wachsbild, mit fast bläulichen, krampfhaft zusammengekniffenen trockenen Lippen lag die junge Dulderin da; da öffnete sich ihr Mund:

„Herr, erbarme Dich meiner sündigen Seele!" flüsterte sie. Alles fiel auf die Kniee, auch der Fürst Skarjätin; er versuchte zu beten, aber er vermochte es nicht, sein leerer Blick heftete sich in's Weite, er sah und hörte nichts.

„Meine Tochter, fühlst Du Dich im Stande zu beichten?" fragte leise der ehrwürdige Priester.

„Ja, mein Vater", hauchte die Dulderin leise hervor. Alle Anwesenden erhoben sich und wollten das Gemach verlassen.

„Nein, bleibt . . . Alle!" sagte die Kranke leise.

Elise trat näher zu ihrer sterbenden Freundin. Armes junges Weib! Vor kaum drei Stunden bedeckten Blumen ihr Haupt; jetzt war dasselbe mit Eisumschlägen umlegt. Noch vor drei Stunden glänzten diese Augen voll Lebenslust und Schelmerei, jetzt waren sie geschlossen und zeigten, wenn sie sich ab und zu öffneten, einen matten erloschenen Blick, den Blick einer Ver-

scheidenden, und doch war das feine milde Gesichtchen noch immer voll Anmuth.

„Ach, ehrwürdiger Vater", hub jetzt die Beichtende mit schwacher, ein unterbrochener Stimme an, „ich bin mir eigentlich keiner großen Sünde bewußt . . . Eins nur liebte ich zu sehr, die Vergnügungen der Welt . . . Böses hab' ich Niemandem zugefügt, zuweilen nur redete ich nicht die Wahrheit und war träge . . . Gebetet hab' ich immer gern . . . aber eine Sünde beging ich doch . . . ich beschäftigte mich zu wenig mit meinen Kindern, dafür straft mich jetzt Gott!" Hier erstarb ihre Stimme, sie bekreuzigte sich. Der Priester begann die heilige Handlung und reichte ihr das Abendmahl. Nur ein leiser Seufzer entfuhr der Brust der Leidenden, dann nahm ihr Gesicht einen kindlichen, verklärten Ausdruck an.

Mehrere Minuten herrschte Todtenstille im Gemach, dann öffnete die Kranke plötzlich ihre Augen weit und warf einen Blick im Zimmer umher.

„Ah, Ihr seid hier . . . ich danke Euch . . . lebt wohl . . . meine Kinder, rasch meine Kinder", flüsterte sie.

Man brachte die armen Kinderchen aus dem Nebenzimmer. Alle schluchzte, Einige eilten hinaus, draußen ungestört sich auszuweinen.

Die Hände der Sterbenden streckten sich aus, sie fand noch die Kräfte, ihre Kinder zu umarmen, sie zu segnen.

„Bob", sagte sie dann, „Herzchen, verlaß unsere Kinder nicht, sei ihnen ein guter Vater!" Sie schwieg. „Nimm Dir . . . ein andres Weib, aber keine solche wie ich . . . hörst Du, Bob . . . die Kinder bedürfen einer Mutter . . ." Die Stimme versagte ihr wieder. „Leb wohl, Bob, leb wohl! ich war glücklich, danke . . . Ach, ich ersticke . . ." Ein schwaches unterbrochenes Röcheln begann, dann wurde sie wieder ruhig. Die kräftige Natur des jungen Weibes kämpfte tapfer mit dem Tode, sie wollte sich ihm nicht so leicht ergeben.

„Comme c'est triste de mourir si jeune", hub sie nach einigen Augenblicken unwillkürlich ihrer alten eingewurzelten Gewohnheit, französisch zu reden nachgebend, an, wie sie ja selbst jetzt noch, im Sterben, ihren Mann bei seinem Scherznamen „Bob" nannte. Dann bemerkte sie Elise, versuchte ihr zuzulächeln und flüsterte:

„Ah, chère Elise, bist Du's? . . . Wie schön Du bist", flüsterte sie und reichte ihrer Freundin die schwache Hand. Elise neigte sich über dieselbe und küßte sie.

Wieder begann jenes entsetzliche Röcheln. Der Priester hob an für die Sterbende zu beten.

„Ach, ich dachte nicht so bald zu sterben", hauchte sie, „wollte heute noch tanzen . . . vergieb mir, o Herr, meine Sünde . . . Bob, Bob, bist Du da? . . . reich mir die Hand . . . Ach, ich ersticke . . ."

Sie drückte die Hand ihres Mannes krampfhaft, versuchte noch sich zu bekreuzigen, dann sanken ihre Hände matt herab, ihre Augen schlossen sich . . . ringsum herrschte Todtenstille.

Eine geraume Zeit verging; der Arzt trat auf den Zehen leise heran. „Die Fürstin hat ausgelitten!" verkündete er.

In diesem Augenblick erscholl ein jäher, markerschütternder Schrei; man trug den Fürsten, der wie todt zusammengebrochen war, bewußtlos hinaus.

„Schenke, o Herr, der Seele Deines entschlafenen Kindes ewige Ruhe!“ betete leise der Priester und schlug dreimal ein Kreuz über die Leiche.

Ein herzergreifendes Bild!

Um neun Uhr des Abends war die erste Todtenmesse. Der Schweizer stand bereits in schwarzer Trauerlivrée an der Thür, sein goldner Stab war mit schwarzem Flor umwickelt. Polizeisergeanten und Gensdarmen zu Pferde standen an der Auffahrt zum Hause. Ein Vorübergehender blieb einen Augenblick stehen und sagte: „Bei wem ist Ball?“

„Was, Ball, hier wird eine Todtenmesse gelesen“, antwortete der Polizist ärgerlich.

Der also Belehrte nahm erschreckt seinen Hut ab und schlug hastig ein Kreuz.

Die ganze Treppe war mit schwarzem Tuch belegt. Punkt neun Uhr erschien die Fürstin Elise mit ihrem Manne. Bleich und verweint, ganz in Schwarz war die junge Frau kaum zu erkennen. Ein unangenehmer Chlorgeruch drang ihnen aus den Zimmern entgegen.

Bald darauf kamen auch die Priester der großen Isaakskathedrale und zwölf der besten Kirchensänger dieses Chors. Die Gemächer waren bereits voll Menschen.

In der Mitte des hohen Saales standen vier hohe mit Krepp umhüllte kolossale Candelaber und zwischen diesen lag auf einem Rosenbette inmitten des schönsten Grüns ein bleiches schönes Marmorbild. Einige Gardeoffiziere waren damit beschäftigt, ihre verstorbene junge Freundin mit den lieblichsten Kindern des Lenzes, der in Petersburg noch lange nicht erscheinen sollte, zu schmücken; sie streuten die prächtigsten Rosen um sie aus. Fürst Skarjätin, seinen kleinen Sohn, der sich neugierig umsah, ohne noch zu begreifen wen er verloren, an der Hand haltend, stand ganz in Schwarz neben dem Bette.

Die erhabene feierliche russische Todtenmesse, die einen tiefergreifenden Eindruck selbst auf jeden nur aus Neugier Erschienenen ausübt, nahm ihren Anfang. Der tiefe Baß des Diaconus, die feierlich klagende, zitternde Stimme des würdigen alten Bischofs mit dem langen weißen Barte, die wehmüthigen Trauergesänge der ausgezeichneten Sänger, die Freunde und selbst die Dienerschaft in Thränen machten einen so tiefen Eindruck auf den Fürsten Skarjätin, daß er im Begriff war niederzusinken; zwei Flügeladjutanten traten herbei und unterstützten ihn, er kam wieder zu sich und nahm seine letzte Kraft zusammen, bis zum Schlusse auszuharren.

Die Todtenmesse war zu Ende. Einige Augenblicke noch herrschte tiefes Schweigen, dann traten die Damen auf den jungen Witwer zu und drückten ihm schweigend die Hand. Er antwortete auf keinen Händedruck, schien selbst Niemanden zu sehen noch zu hören.

„C'est horrible“, seufzte eine ältliche Dame.

„Affreux, affreux!“ bestätigte eine Andere.

„So ist's im Leben, heute roth, morgen todt!“ rief ein General, „wer, wenn nicht sie, sollte wohl leben!“

„Für mich wär's Zeit, für sie ist's zu früh, die armen Kinder!“ krächzte eine steinalte Dame.

„Gestern noch war sie so munter und lebensfroh; je l'ai encore vu au magasin anglais; c'est incompréhensible“, theilte ein Kammerherr seinem Freunde, einem Diplomaten, mit.

„Oui, elle allait au bal", antwortete dieser halbzerstreut, da er gerade eine vorübergehende junge Dame lorgnettirte.

„Eugène, quelle heure est-il?" fragte eine Dame ihren Mann.

„Dix heures moins vingt", lautete die Antwort.

„So wird es Zeit, daß wir uns beeilen nach Hause zu kommen, le coiffeur sera chez moi à dix heures", rief die Gnädige bestürzt und eilte rasch, ohne sich weiter um ihren Mann zu bekümmern, voraus.

„Gehen Sie heute auf den Ball?" fragte sie im Vorbeigehen eine andere Dame.

„Mais oui — et vous?"

„Der Ball soll ja, habe ich gehört, ausgesetzt sein!"

„Mais non, quelle idée; man hätte es uns ja sagen lassen."

„Eigentlich mache ich mir doch ein Gewissen daraus, auf den Ball zu gehen", sagte eine eben den Saal verlassene junge Frau, eine sogenannte gute Freundin der Verstorbenen, zu einer anderen, die ebenfalls mit derselben befreundet gewesen war.

Que faire", meinte diese sich philosophisch tröstend, „das Leben ist einmal so, telle est la vie; drum soll man's auch genießen so lange man kann."

Unwillkürlich hörte die Fürstin den größten Theil dieser Unterhaltungen, die sie empörten. „Mein Gott", sagte sie zu ihrem Manne, „ist's möglich, so herzlos zu sein, von der Todtenmesse auf den Ball!"

„Das setzt Dich in Erstaunen?' antwortete dieser: „ja, Liebe, unsere vornehme Welt ist einmal so, les plaisirs avant tout!"

Es war dies der erste tiefe Eindruck, den Elise erhielt und der vor Allem dazu beitrug, ihr Widerwillen gegen die Welt einzuflößen und sich in die idyllische Ruhe und den Frieden ihres Landlebens zurückzusehnen.

„Kommst Du mit heim?" fragte Wsewolod seine Frau. — „Nein", antwortete ihm diese, „ich bleibe noch hier; ich fühle das Bedürfniß, bei der lieben Seligen noch die Psalmen zu lesen. Fahre Du nur voraus, ich komme später nach."

Zu Hause fand der junge Fürst seinen Oheim vor, dem er seine Freude darüber mittheilte, daß Elise anfange, sich durch das Gesehene und Gehörte angewidert zu fühlen und sich vom Hofe und aus der Stadt fortzusehnen. Der alte, vielerfahrene Freund rieth seinem Neffen, diese Stimmung zu benutzen, ihr den Hof ganz und gar zuwider zu machen, das Eisen zu schmieden so lange es heiß — und zwar dadurch, daß er sie, sobald sie nur nach Hause komme, dahin zu bringen suche — er könne ja den Vorwand benutzen, der Dienst bei Hofe verlange es durchaus — mit ihm auf den Ball am großfürstlichen Hofe zu gehen; mit Recht meinte der Fürst Swetasorow, das werde ihr die Welt so verleiden, daß sie selbst darauf dringen werde, je eher, desto lieber mit ihrem Mann auf's Gut zurückzukehren. Höchst ungern nur gab der junge Fürst den Ueberredungen seines Oheims nach; begriff aber wohl, wenngleich ihm die Rolle, die er dabei zu spielen genöthigt zuwider, daß ein solcher Wechsel der Eindrücke nur wohlthätig auf ihr zu künftiges Leben wirken dürfte.

Durch die von der Fürstin Elise laut bei der Verstorbenen gelesenen Psalmen noch ernster und feierlicher gestimmt, trat diese nach ihrer Rückkehr in das Cabinet ihres Mannes, den sein Oheim kurz vorher verlassen hatte. Dieser nahm sich zusammen, eilte ihr entgegen, denn er fühlte in ihrer Seele, wie schmerzlich sie seine Worte berühren mußten, ergriff sie bei den

Händen und sagte mit bebender Stimme: „Elise, Kind, ich muß Dich betrüben, ich fühle es, aber es hilft nichts, es muß einmal heraus: weißt Du, daß es unsere Pflicht ist, daß der Dienst es verlangt, dem wir uns nun einmal nicht entziehen können, heute Abend, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf dem Ball bei Hofe zu erscheinen?"

„Auf dem Ball, Wsewolod, wir?" fragte Elise mit einem Ton, daß der Fürst selbst erschrak. „Hast Du den Verstand verloren?"

„Mein Herz, ja, auf dem Ball. Du, als Staatsdame, ich als Stallmeister am großfürstlichen Hofe haben die Verpflichtung, uns auf demselben, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu zeigen", sagte Wsewolod mit bebender Stimme. „Unsere Stellung erheischt's, es muß sein; Du wirst mir dieses Opfer bringen müssen."

„Wsewolod, nachdem ich bei einer Todten die Psalmen gelesen, soll ich auf den Ball — wie wäre das nur möglich?"

„Es thut mir leid, theures Weib, daß ich Dir mit nichts Besserm als mit der banalen Phrase: „position oblige", antworten kann Nur wider meinen Willen habe ich meine Einwilligung gegeben, diese Stellung bei Hofe für uns anzunehmen, theils auf meiner Mutter Wunsch, theils weil ich auch Dir einen Gefallen damit zu erweisen glaubte. Ich leide nicht weniger als Du, drum vergieb mir, daß ich Dir so etwas zumuthen muß." Bei diesen Worten neigte sich Wsewolod über seine Frau und küßte ihre Stirn.

Elise schwieg, Thränen traten in ihre Augen. „Soeben äußerte ich mich noch empört über jene Damen, die vom Balle redeten", sagte sie, „und jetzt soll ich es machen wie sie! — nein, Wsewolod, unmöglich."

„Elise, liebes Weib, ich beschwöre Dich, rede nicht von Deinen Gefühlen, ich begreife sie ja vollkommen und theile sie, aber bedenke auch: wir leben in einer Welt, in der wir nicht unsere eigenen Herren sind. Würden wir uns heute nicht auf dem Ball zeigen, so würde das aussehen, als ob wir diesen mißbilligten, dem Hofe einen Vorwurf aus demselben machten und — ihm durch unser Ausbleiben eine Lehre geben wollten. Ich habe Dir bereits gesagt: noblesse oblige — wir müssen uns, so sehr es uns auch schmerzt, den Verhältnissen unterwerfen. Wenn wir morgen auf die zweite Todtenmesse kommen, so sollst Du sehen, wie selbst der betrübte Witwer ein ganz anderer sein wird und sich den Vorschriften der Welt unterwirft . . ."

„Wsewolod, sprich nicht dergleichen Unmöglichkeiten, der Mann, der so tief vom Gram niedergedrückt . . ."

„Wird morgen sich so zeigen, wie es der Anstand erfordert; ich kenne meine Leute besser als Du, Elise, und weiß, wie sehr sie an den Nichtigkeiten des Lebens hängen. Jetzt geh', liebes Kind und laß Dich ankleiden."

„Aber, Wsewolod, tanzen kann ich nicht, das wirst Du nicht von mir verlangen!"

„Versteht sich, nicht", antwortete der Fürst, der wohl wußte, daß, einmal auf dem Balle, es Elise schwer, wenn nicht unmöglich werden würde, nicht zu tanzen.

Um zwölf Uhr präcis war die Fürstin angekleidet. Mit heimlichem Wohlgefallen las er deutlich in den Zügen seiner Frau den tiefen Widerwillen gegen ihre Balltoilette, die sie zwar heute einfacher und bescheidener,

als je gewählt, bei der sie aber immer doch die Regeln der Etikette nicht hatte außer Acht lassen können und Hals und Nacken hatte entblößen müssen. An dem Wallen ihres Busens und ihrer ungewöhnlich hohen Röthe entnahm er, wie empört sie war und wie ihr das Herz blutete, fahren zu müssen.

Um ein Viertel auf Eins erschienen die jungen Eheleute auf dem großfürstlichen Ball. Man empfing sie à bras ouverts; der Hof war zugegen, man tanzte bereits die vierte Quadrille. Mechanisch und ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, folgte Elise einem glänzenden, jungen Cavalier, der ihr den Arm geboten hatte, in den Ballsaal. Was er zu ihr sprach, hörte sie kaum.

Als sie aber dann den hellerleuchteten Saal und die sich in demselben bewegende glänzende und muntere Gesellschaft überblickte, als sie die Musik die bekannte Quadrille aus der Offenbach'schen „Belle Hélène" spielen hörte und in demselben Augenblick das düstere Trauergemach mit den hohen Wachskerzen und dem bleichen Antlitz der Fürstin Skarjätin vor ihr geistiges Auge trat, blieb sie unwillkürlich stehen; sie taumelte fast einen Schritt zurück, sie wäre hingesunken, wenn nicht Wsewolod, der ihr vorsorglich gefolgt war, sie noch rechtzeitig unterstützt hätte.

„Nach Hause, ich fühle mich nicht wohl", bat sie ihn mit flehender Stimme.

„Wie, Fürstin, Sie hier?" sagte Gri-Gri, „ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen . . ."

„Pardon, Prince, die Fürstin fühlt sich nicht wohl", erwiederte an seiner Frau Stelle Wsewolod und warf diesem einen Blick zu, der zu sagen schien: „Du kommst mir zu oft in den Weg!" — Dann führte er seine Frau rasch hinaus.

„Was das heißen soll, begreife ein Anderer", dachte Gri-Gri, „seinen Blick verstehe ich wohl, aber ihr Erscheinen hier, nach dem Psalmenlesen, ist mir denn doch ein Räthsel — le diable m'emporte si j'y comprends quelque chose. Jedes Weib ist und bleibt eine Sphynx!"

„Nein, Wsewolod", sagte Elise, als sie nach Hause gekommen und ihre Balltoilette rasch abgeworfen hatte, zu ihrem Mann, „einer solchen Tortur würde ich mich kein zweites Mal unterwerfen können — daß die Menschen so herzlos sein können, wie ich heute erfahren, hätte ich für unmöglich gehalten. Ich will Gott danken, wenn wir erst wieder auf unserm friedlichen Dorfe fern von der vornehmen Welt leben können; denn ich hoffe doch, Du wirst Dein Versprechen, daß Du mir unterwegs gegeben, halten, um Deinen Abschied, so bald nur möglich, einzukommen."

„Gewiß, mein liebes Kind, Dein Wille geschehe!" erwiederte der glückliche junge Ehemann und umarmte seine Frau zärtlich.

An dem Trauerhause des Fürsten Skarjätin fuhren mehrere vom Ball zurückkehrende Equipagen vorbei.

„Pauvre Kikine!" sagte im Vorbeifahren eine junge Löwin, „Du wirst nun in der Masurka nicht mehr „la figure des qualités" machen."

Und das Fuhrwerk rollte weiter.

„Da in dem verhängten Gemache liegt sie. Arme Kikine! Jetzt brauchst Du alle Deine schönen Pariser Kleider nicht mehr; ach, und wer nur Deine

prachtvollen Brillanten und Deine points d'Alençon hätte!" dachte die junge Frau eines wenig bemittelten Generals im Vorbeifahren.

Eine Dritte sagte zu ihrem Mann in der Equipage: „Hätte die arme Skarjätine nicht lieber nach der Butterwoche sterben können; sie, die so gern Bälle besuchte!"

„Ja und ihre Verehrer", antwortete der Mann spöttisch, „werden sich wohl auch jetzt eine andere „Flamme" suchen müssen; hättest Du nicht vielleicht Lust, Dir einen von ihnen zuzulegen?"

„Tais-toi, mauvais drôle!" erwiederte die Dame entrüstet.

„Morgen dürfen wir nicht zu spät in die Todtenmesse kommen", sagte eine vierte Dame ihrem Manne.

„Wie werden wir's dann aber mit der Oper machen, morgen singt ja die Patti in der Matinée und am Abend ist bei uns Diner?" fragte der Mann.

„Ach ja, das Diner hatte ich wahrhaftig vergessen; nun man muß sehen, vielleicht wenn wir aus der Messe früher weggehen . . . es ist ja genug, wenn man uns nur bemerkt hat . . ." Der vierte Wagen rollte weiter.

„Ein flottes, kleines Weibchen war doch die Kikina", sagte ein Cavallerieofficier zu seinem im Schlitten neben ihm sitzenden Kameraden; „schade um sie!"

„Das will ich meinen", antwortete dieser, „mit der brauchte man sich nicht zu geniren, nicht die Worte abzuwägen und konnte sprechen, was man wollte. Dabei war sie das munterste und gutmüthigste Geschöpf von der Welt. Jammerschade!"

Auch der Schlitten flog rasch dahin.

Im verhängten Gemach aber, wo jetzt nur eine Kerze brannte und wo der schläfrige Psalmist näselnd und tonlos seine Gebete ableierte, schlief noch im Tode sanftlächelnd den ewigen Schlaf das junge, gestern noch so blühende Weib.

Die zweite Todtenmesse war zum folgenden Tage auf ein Uhr angesagt.

Wsewolod hatte sich nicht geirrt, wenn er gemeint hatte, daß bei dem Witwer der Kummer über ein so oberflächlich geknüpftes lockeres Band nicht nachhaltig und dauernd sein würde, so heftig er auch anfangs schien.

Am heutigen Morgen war der Fürst Skarjätin bereits glatt rasirt, sein Schnurrbärtchen gedreht wie immer, das Haar von einem französischen Coiffeur in der Mitte bis hinten in den Nacken gescheitelt. Als er in Erfahrung gebracht, daß auch einige Personen vom Hofe erscheinen würden, hatte er es für nothwendig erachtet, seine Viceuniform anzulegen, pour être en règle.

Betrübten Gesichts und ernst ging er den Damen entgegen; sein Kummer hinderte ihn jedoch nicht, französische Phrasen, in denen die Worte „ma pauvre femme" die Hauptrolle spielten, herzuplappern.

„Es ist Zeit, die Messe zu beginnen", sagte ihm ein Verwandter in dem Zimmer, in welchem die Leiche lag.

„Nein, noch nicht", antwortete der betrübte Witwer, „man muß warten, die jungen Großfürstinnen wollten kommen." Es erwies sich, daß der Fürst nicht einmal vergessen hatte, zu befehlen, daß man dreimal schelle, so-

bald eine dieser hohen Damen vorfahre. Nicht umsonst war der Fürst Diplomat und Hofmann.

Jetzt wurde dreimal geschellt. Der Fürst-Witwer eilte die Treppe hinab.

„Wenn es einen Trost in solchem Unglück giebt", erwiederte der Fürst in französischer Sprache auf einige Worte des Beileids von Seiten der theilnehmenden und liebenswürdigen jungen Großfürstinnen, „so habe ich assurément die Ehre, diesen in den Beileidsbezeugungen Ihrer Hoheiten zu finden; ma pauvre chère femme liebte und verehrte Sie Alle so sehr!"

Und das Gehirn dieses armseligen trauernden Ehemannes hatte solche Phrasen ausgedacht und vorbereitet und plapperte sie nun so natürlich her, als ob sie ihm aus dem Innersten des Herzens kämen.

Elise bemerkte die Veränderung des Fürsten gegen gestern sogleich.

„Wsewolod", sagte sie nach der Todtenmesse zu ihrem Mann, „ich fange an, Dich zu fürchten, Du liesest in den Herzen der Menschen; wie ein Schauspieler seine Rolle, so plapperte Skarjätin alberne Redensarten her beim Eintreten der Großfürstinnen."

„Ja, das ist möglich, aber c'est un homme du monde parfaitement correct; nicht um ein haarbreit würde er es wagen, sich gegen die Etikette oder les usages du monde zu versündigen."

„Nein, das ist aber entsetzlich, entsetzlich!"

Und immer größer wurde der Widerwille Elisen's gegen das Leben in der vornehmen Welt.

Alfred de Musset.

Von **Otto Franz Gensichen.**

(Mit dem Portrait des Dichters.)

Noch schlummerte „Der Patriarch einer neuen Literatur" nicht in der Fürstengruft zu Weimar, noch gingen „von seinem mit Gemälden und Statuen geschmückten Arbeitszimmer" die Worte tiefsinnigster Weisheit hinaus in alle Welt, noch lauschte die civilisirte Erde auf die deutungsvollen Orakelsprüche des modernen Apollo, als Alfred de Musset gegen Ende des Jahres 1829 seine ersten Gedichte unter dem Titel „Geschichten aus Spanien und Italien" erscheinen ließ. Er selbst hat uns den Charakter jener Epoche in der ergreifenden Einleitung zu seinem Roman „Das Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts" mit gesättigten Farben geschildert. Der finstere Weltumpflüger Napoleon hatte die erzgezogenen Furchen der Erde mit dem Blut von Millionen gedüngt. Aber die Sonnen des Sieges, welche Gott eigens für diesen Mann zu machen schien und welche man „Sonne von Austerlitz" nannte, trocknete all' das vergossene Blut wieder auf. Der mächtigste Despot der Neuzeit war zugleich der letzte Despot; er verjagte und ernannte Könige, er parodirte das Königthum. Und doch mußte auch er dem rächenden Weltgeist die verfallene Sühne zahlen; während sich die Völker in Entscheidungsschlachten würgten, schwebte Azraël leicht vorüber und schleuderte den Tyrannen mit einem Flügelschlag in den fernen Ocean.

Ein bleiches, nervöses, zwischen Kriegen empfangenes und geborenes Geschlecht war aus solcher Epoche hervorgegangen. Das Volk wollte Ruhe; und um dieser Ruhe willen mußte der moderne Cäsar fallen, dessen Dasein nur durch fieberhafte Bewegung bedingt war. Kleinere, verächtliche Tyrannen folgten dem Großen, Bewundernswerthen; aber unter dem lilienfarbenen Leichentuch, womit sie das todesmüde Frankreich umhüllten, wohnte wenigstens die lang ersehnte Ruhe. Und doch konnte das damalige Geschlecht ihrer Segnungen noch nicht genießen; „unser Volk", sagt Musset, „welches 1793 und 1814 durchgemacht hat, trägt im Herzen zwei Wunden: Alles, was war, ist nicht mehr, und Alles, was sein wird, ist noch nicht."

Wohl hatte er Recht, das Zeitalter dafür mit verantwortlich zu machen, daß er später der ausgesprochene Dichter des Weltschmerzes wurde; aber er hätte vor allen Dingen sein eigenes Herz beschuldigen sollen, welches „zu leicht war, um zu ringen und zu dulden und wie eine gebrochene Blume verwelkte".

Von den beiden Dichtern, welche er als die größten Genien des Jahrhunderts bezeichnet, hätte er es lernen können, daß es Eins giebt, was hoch über der poetischen Bespiegelung des eigenen Ich und hoch über dem künstlerischen Wiederkönnen wirklicher und eingebildeter Schmerzen steht: die thatkräftige Theilnahme an dem politischen und socialen Leben der Gegenwart, das rüstige Mitbauen an dem Wunderwerke Staat. Denn Recht hat

Aristoteles, daß der Mensch ein „politisches Thier", d. h. ein für das öffentliche Gemeinwesen veranlagtes Individuum sei, und kein wahrhaft großer Mann hat sich je dieser Naturbestimmung entzogen.

Goethe und Byron (um hier nur die beiden von Musset bewunderten Poeten zu nennen) haben dichtend und handelnd jenes aristotelische Wort bewahrheitet.

Goethe's langjähriges Wirken im weimarischen Staatsdienst, seine fördernde Theilnahme an allen Vorgängen mehr noch des socialen als des politischen Lebens werden freilich von Denen, welche ihn nur als schönheitseligen Dichter bewundern, selten nach Verdienst gewürdigt. Und doch, wie eindringlich hat gerade er in all' seinen Werken auf die politische Thätigkeit als oberste Pflicht des Mannes hingewiesen! Wie feinsinnig hat er bereits in seinem „Werther" den Selbstmord des Helden nicht allein aus unglücklicher Liebe motivirt, sondern auch aus der Unfähigkeit, dem staatlichen Gemeinwesen zu dienen! Herder und Napoleon, welche dies als einen Compositionsfehler rügten, waren ebenso im Unrecht, wie alle modernen Erklärer, welche von „vergeblichem Ehrgeiz" reden. Nicht „vergeblicher Ehrgeiz", wohl aber die Untauglichkeit zu gemeinnütziger Arbeit bildete im Verein mit unglücklicher Liebe jene verhängnißvolle Subjectivität in Werther aus, welche ihm schließlich die Pistole in die Faust drückte. Die eminent politische Bedeutung von „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Die Vögel", „Die natürliche Tochter", „Der Bürgergeneral" wird Niemand leugnen; aber selbst in seinen weltumfassenden Werken, in „Wilhelm Meister" und „Faust", langt die poetische Erziehungsmethode der Menschheit bei der Ausbildung für das rüstige Mitwirken an einem öffentlichen Gemeinwesen an. Beschränkter Localpatriotismus lag dem universellen Genie eines Goethe freilich fern, aber er, der die überbordende Subjectivität eines Tasso durch den werkthätigen Staatsmann Antonio gehörig eindämmen ließ, der sich bei der Bibelübersetzung des Faust schließlich für das „Zu Anfang war die That" entscheidet, er hinterließ sterbend seinem Volke als Schlußergebniß aller Weisheit das versiegelte Vermächtniß:

„Das Letzte wär' das Höchsterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen;
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neu'sten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsig'e Völkerschaft.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!"

Und selbst der wildphantastische Byron, der, als ein freiwillig aus seinem Vaterland Verbannter, zwar nicht practischen Staatsdienst nehmen konnte, aber doch in fast all' seinen Werken die lebendigste Theilnahme für das politische und sociale Leben der Gegenwart bekundete, selbst er beschloß sein Dasein mit dem Streben nach dem höchsten menschenwürdigen Ziel: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen". Seine Betheiligung an dem Freiheitskampf der Griechen ist mehr als eine abenteuerliche Grille; sie ist der stärkste Ausdruck für das Gefühl, daß weder sinnliches Genießen, noch künstlerisches Schaffen, noch wissenschaftliches Studium die Brust eines echten

Mannes ganz ausfüllen könne, sondern daß erst das rege Mitwirken an einem großen Gemeinwesen wahre Befriedigung gewähre.

Freilich, diese letzte Summe aller Weisheit konnte ein Musset kaum aus Goethe und Byron herauslesen. Er sah in ihnen nur „Kolosse des Schmerzes, welche in ihre Dichtungen alles über den Erdball zerstreute Weh und Bedrängniß zusammentrugen". Er hörte als Schlußwort des Faust nur das „Her zu mir" des Mephistopheles, nicht die versöhnende Stimme der Engel:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Er konnte nicht begreifen, daß Goethe als ein zweiter Messias alles Leid des Erdenlebens dichterisch erdulden und zum ergreifendsten Ausdruck bringen mußte, um zu überwinden und zu versöhnen. Freilich, noch heute giebt es Verblendete, welche unsern größten Dichter eines gedankenlosen Optimismus zeihen und nicht einsehen wollen, daß er alles Erdenweh weit tiefer empfunden, weit beredter ausgesprochen, als alle modernen Weltschmerzdichter.

Der Schöpfer des „Werther", „Der Wahlverwandtschaften", des „Faust", der Sänger von „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" und „Der Du von dem Himmel bist" hat wahrlich „der Menschheit ganzen Jammer" echter und tiefer gefühlt, als moderne Dutzendpoeten, die mit Schopenhauer'schen Phrasen um sich werfen. Aber wie der leidende Messias auf den Verzweiflungsschrei: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" das überwindungsfrohe „Es ist vollbracht" und das sichselbstverklärende „Vater, in Deine Hände befehle ich meine Seele" folgen ließ, so konnte Goethe, nachdem er wie kein Dichter vor und nach ihm dem Weltschmerz ergreifendsten Ausdruck verliehen, das versöhnte und versöhnende Schlußwort sprechen:

„Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß."

Freilich, dieser weltversöhnende Optimismus eines Goethe ist für kleine Geister so erdrückend groß, daß sie den Dichter der Kälte, der Empfindungslosigkeit beschuldigen müssen, um ihren eigenen Unverstand zu bemänteln. Wer aber das beglückende Evangelium dieses neuen Messias liebend in sich aufgenommen, der wird mit sich und der Welt in Harmonie bleiben und des Meisters Wort unterschreiben: „Wie es auch sei das Leben, es ist gut!"

Hätte Musset in Wahrheit Goethe verstanden, statt sich über ihn mit leeren Phrasen zu verbreiten, er würde vielleicht ein größerer, ein glücklicherer Dichter geworden sein. Er würde dann aus dem Werther nicht die Verherrlichung „einer zum Selbstmord führenden Leidenschaft" herausgelesen haben, sondern das kräftige Mahnwort: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!" Freilich, ein Mann zu sein, war für Musset wie für die meisten modernen Weltschmerzdichter fast unmöglich und er selbst sagt von seinen Gedichten:

„Es sang die ersten fast ein Kind,
Von einem Jüngling sind die zweiten,
Die letzten kaum von einem Mann."

Die männliche Klarheit, die männliche Selbstüberwindung und Selbstbestimmung, die männliche Theilnahme an dem politischen und wissenschaftlichen Leben seiner Zeit sucht man bei Musset vergebens. So findet er auch sein Publicum am wenigsten bei gereiften Männern, sondern fast ausschließlich bei unklaren Jünglingen und sentimentalen Weibern, welche ihr winziges Einzelleid zu einem großen Weltweh aufbauschen möchten. Für das Gesammtinteresse des Volkes ist auf seiner Leier kaum ein Ton; nur sein Gedicht „Ueber das Preßgesetz" (1835), sein Sonnet an Ludwig Philipp nach dem Meunier'schen Attentat (1836) und seine Antwort auf Nicolaus Becker's Rheinlied (1841) bekunden einen leisen Zusammenhang mit den Bestrebungen seiner Zeit. Niemals stellt er sich in seinen Dramen, Novellen, Romanen ein großes, weltbewegendes Problem; es sind immer nur die kleinen, persönlichen Leiden und besonders der Verrath einer ungetreuen Geliebten, die ihn beschäftigen. Mit einziger Ausnahme des unter Einwirkung des Schiller'schen „Fiesco" entstandenen „Lorenzaccio" hat er sich nie an einen historischen Vorwurf gewagt; sein Ideal ist der ursprünglich edelherzige Wüstling, der durch frühzeitige Enttäuschung zu dämonischem Genießen und zu vollständiger Verzweiflung gestachelt wird. Diese Gestalt hat er in den mannigfaltigsten Schattirungen wieder und wieder gezeichnet; aber sie ist bei ihm nie ein resoluter Genußmensch, sondern ein weichlicher Schöngeist, der zwischen den einzelnen Acten des Genießens über Gott und Menschheit weltschmerzelt.

Lange genug war sowohl in Frankreich als auch in Deutschland das Geheimniß von Musset's dichterischer Entwickelung unbekannt. Jetzt hat Paul Lindau in seinem soeben bei A. Hofmann in Berlin erschienenen Werke „Alfred de Musset" den Versuch gemacht, dies Geheimniß zu lüften. Viel schätzbares Material ist hier zusammengetragen und in dankenswerther Weise verarbeitet. Aber der gerechtfertigte Tadel ist nicht zu verschweigen, daß sich der Autor seine Aufgabe zu leicht gemacht habe. Gleich zu Anfang vermißt man ungern eine scharfe Darlegung von Musset's Verhältniß zu den übrigen Weltschmerzdichtern jener Epoche: zu Lord Byron in England, Heine und Lenau in Deutschland, José de Espronceda in Spanien, Giacomo Leopardi in Italien, Alexander Puschkin in Rußland u. A. Nicht minder ungern vermißt man den genauen Nachweis, wie sich die Dichtkunst jener Epoche gleichzeitig im Verein mit Malerei und Bildnerei zu den neuen Formen im Gegensatz zu dem frühern Classicismus entwickelt habe. Ueberdies steht Lindau zu ersichtlich im Bann der ihm von dem noch lebenden Bruder Paul de Musset mitgetheilten Notizen, um bereits unverhohlen das entscheidende Wort zu sprechen. Zu einzelnen Einwendungen wird sich später genugsam Anlaß finden; hier sei, neben dem aufrichtigsten Danke für die dargereichte Gabe, noch dem Bedauern Ausdruck geliehen, daß Lindau uns mehr eine schonende Analyse, als eine rückhaltlose Kritik geboten hat.

Musset's Leben ist eins der gleichförmigsten und inhaltlosesten. Geboren zu Paris am 11. December 1810, veröffentlichte er mit kaum neunzehn Jahren seine „Geschichten aus Spanien und Italien", in denen er, ohne die besungenen Länder je gesehen zu haben, den Localton so glücklich traf, eine so naive, unverhüllte Sinnlichkeit zur Schau trug, einen so wahren, ergreifenden Ausdruck der Leidenschaft fand, daß alle Welt davon entzückt war. Der leichte, flotte, bandyartige Ton machte diese Lieder schnell zu Lieblingsgesängen der Studenten und Grisetten, und durch Freiligrath's vortreffliche Ueber-

setzung haben sie auch in Deutschland eine außerordentliche Popularität erlangt. „Die Ballade an den Mond", „Venedig", „Madrid", „Die Frau Marquise", „Die Andalusierin" sind bei uns so eingebürgert wie Originalgedichte. Mit diesem Büchlein hatte sich Musset eine hervorragende Stellung in der französischen Literatur fast spielend errungen. Eine Reihe erzählender Dichtungen folgte bald darauf, mit deren Titelangaben ich die Leser nicht ermüden will. Alle Vorzüge der ersten Schöpfungen fanden sich hier in fast gesteigertem Maße: das blendende Colorit, der zu Scherz wie Ernst gleich gefügige und stets treffende Ausdruck, die originelle, bezaubernde Diction. Aber um so stärker traten auch alle bedenklichen Seiten hervor. Hatten die ersten Gedichte eine naive, gesunde Sinnlichkeit geathmet, so bauschte sich letztere jetzt zu thränenweicher Sentimentalität und zu reflectirendem Weltschmerz auf. Es wurde in diesen Dichtungen nicht mehr frischweg wie aus Naturbedürfniß genossen, sondern der Genuß wurde als Vorbedingung zur Ergründung des Weltgeheimnisses verherrlicht. Don Juan hatte einen philosophischen Cursus durchgemacht und grübelte an der Brust seiner Geliebten über die Probleme des Seins.

Freilich stand Musset theilweise im Bann seiner Zeit. Chateaubriand und Frau von Staël hatten die emphatische Sentimentalität in die Literatur eingeschmuggelt; Lamartine folgte mit seinen „Méditations" ihren Spuren, während Béranger dazwischen seine kräftigen, sangbaren Lieder pfiff. Der Einfluß Goethe's und Byron's machte sich mehr und mehr geltend, wenngleich, wie zu Anfang dargelegt, ihre Würdigung eine beschränkte und einseitige war. Aber der freie, von keiner conventionellen Schranke gehemmte Ausdruck der Leidenschaft, der echte, ungekünstelte Aufschrei der Natur hallte in ihren Dichtungen wieder. Die engen Formen waren gesprengt, ein großer, weltumfassender Gehalt war der Literatur gegeben worden und an ihrer Eingangspforte standen die düsteren Gestalten eines Werther, Faust, Manfred, Don Juan, Kain. Ein wildes Gähren machte sich auf allen Gebieten der Kunst bemerkbar und allmälig klärte sich aus ihm die Zauberformel der neuen Richtung ab: Farbe, Sinnlichkeit, Realität, Melodie! Géricault, der Maler des „Schiffbruch der Medusa", und Victor Hugo, der Dichter der „Oden und Balladen", des Cromwell", „Hernani", waren die lärmendsten Apostel des neuen Evangeliums. Zu Letzterm schwur auch Alfred de Musset, und gerade der gesättigten Farbenpracht, der unverhüllten Sinnlichkeit, der einschmeichelnden Melodie seiner Dichtungen verdankte er die schönsten Erfolge. Freilich sah es um die Realität seiner Geschichten und Gestalten schon weit bedenklicher aus. Eine wahre, kunstvoll componirte, wirklich lebensfrisch durchgeführte Fabel konnte er nicht erfinden und ausspinnen; Figuren voll Mark und Blut konnte er nicht schaffen. Seine Stoffe sind sämmtlich recht dünn und fadenscheinig, seine Helden und Heldinnen schwankende Schemen, nicht unähnlich den homerischen Schatten, bevor sie von dem Blut des Opferthieres getrunken. Aber die vorhin erwähnten Vorzüge waren so groß, daß sie leicht über diese Schwächen hinwegtäuschten. Zudem lebte Musset in dem faulen Zeitalter der Restauration, wo ein von früheren Kämpfen erschlafftes Volk sich gern mit schöngeistigen Reflexionen unterhalten ließ. Die Jugend war alt geworden, ohne jung gewesen zu sein; ragten die gigantischen Gestalten eines Faust und Kain zu heroisch über ihre Häupter hinweg, so fühlte sie sich den Helden der Musset'schen Dichtungen, den Mardoche, Hassan, Rollo, Fantasio, schon ungleich näher. All' diese

zwerghaften Abkömmlinge von Faust und Don Juan hatten eine so früh verlebte Leidensmiene, sie wußten so leidenschaftlich zu genießen und über den Genuß so schwermüthig zu reflectiren, daß die Sympathie der damaligen Jugend ihnen nicht entgehen konnte. Wohl war es eine ungesunde Poesie, welche in dieser steten Verherrlichung des Ehebruchs und Grisettenthums schwelgte; aber sie wußte das Laster so liebenswürdig darzustellen, sie wußte in so bestechenden Farben die gifthauchenden Abgründe zu malen, sie wußte über die Leiden des Lebens so interessant zu philosophiren, daß sie Alle in ihren Zauber bannte. Und wenn auch unser gestähltes Geschlecht heute nüchterner urtheilt, Eins bleibt unbedingt stehen: daß sich in diesen Erstlingswerken Musset's einzelne Stellen finden, die zu dem Schönsten gehören, was die gesammte französische Literatur aufzuweisen hat.

Ueberdies ließ sich nicht verkennen, daß eine stetig aufwärtsschreitende Fortentwickelung des Dichters sich in diesen Schöpfungen bekundete. Der Stoff seiner Gesänge blieb im Kern freilich derselbe und wurde nur verschieden nuancirt; aber in der Behandlung desselben vertiefte sich Musset zu erhabeneren Gedanken, zu gereifteren Anschauungen. Der Einfluß Byron's machte sich mehr und mehr geltend, die Reflectionen nahmen einen immer breitern Raum ein, der grübelnde Weltschmerz verdrängte nach und nach völlig die gesunde Naivetät. Schon finden sich all' jene Elemente im Keime vor, welche später dies schöne Talent körperlich und geistig zerstören sollten. Da zeigt sich jene Schlaffheit, welche jeder energischen Selbstbestimmung unfähig ist, jener Hang zu träger Träumerei, welcher später zu jahrelangem Nichtsthun entartete, jene Verherrlichung der sinnlichen Ausschweifungen, welche nachmals den Dichter in die niedrigsten Tabernen verlockte, jene Neigung, in Opiaten und Spirituosen Selbstvergessenheit zu suchen, welche endlich den letzten Rest seines Geistes im Absinth ertränkte.

Auf einen so gearteten Dichter mußte ein Ereigniß (eigentlich das einzige seines Lebens), wie der Treubruch einer heiß geliebten Frau, einen fast vernichtenden Eindruck machen. Unmittelbar nach der Abfassung seines „Rolla", im August 1833, lernte der damals dreiundzwanzigjährige Musset die dreißigjährige, bildschöne und hochgefeierte George Sand kennen. Lange setzte sie seiner leidenschaftlichen Werbung einen klug berechneten Widerstand entgegen, aber endlich fiel die letzte Schranke und das berühmte Paar lebte im offenen Liebesverhältniß mit einander. Bald jedoch zeigte sich die tiefe Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und unerquickliche Auftritte, wohl meistens durch Musset's leidenschaftliche Zerfahrenheit bedingt, trübten mehr und mehr ihre Beziehungen. Auf einer Reise hofften sie sich wieder völlig zu einander zu finden und so begaben sie sich denn im October 1833 gemeinsam nach Italien. Im April 1834 kehrte Musset allein von dort zurück, körperlich und geistig ein Anderer. Was in Italien vorgefallen, darüber wird wohl niemals völlige Klarheit verbreitet werden, so ausführlich auch die unerquickliche Angelegenheit in den „Lettres d'un voyageur" und dem Roman „Elle et lui" von George Sand und in den Romanen „Lui et Elle" von Paul de Musset und „Lui" von Luise Colet behandelt worden.

Mit befremdender Parteilichkeit stellt sich Lindau in diesem Streit auf Musset's Seite und beschuldigt die berühmte Schriftstellerin einer Gefühlsrohheit und Verworfenheit, wie deren die gemeinste Straßendirne kaum fähig wäre. Nach Musset's Darstellung, welcher Lindau sich unbedenklich anschließt, hätte George Sand, als der Dichter in Venedig zum Tode krank darnieder-

lag, an dem vermeinten Sterbebette des Geliebten sich dem jungen, italienischen Arzte ergeben. Musset will beim Schein zweier Kerzen, die zufällig nur einen Lichtfocus bildeten, zwei Schatten an der Wand gesehen haben, welche ihm ein auf den Knieen eines Mannes sitzendes, rücklübergeworfenes Weib zeigten, dessen nach hinten gebeugter Kopf von dem Mann geküßt wurde. Diese Schatten seien George Sand und der italienische Arzt gewesen. Dabei gesteht aber Musset, daß er selbst im tiefsten Fieber lag und nicht Kraft genug besaß, seine Augenlider so weit aufzuschlagen, um die ganze Gruppe zu übersehen. Wer sich das schwere Nervenfieber des Kranken, die tiefe Verworfenheit, welche zu solcher Frivolität erforderlich wäre, und die wunderlichen Gebilde vergegenwärtigt, welche durch das Schattenwerfen auf einer Wand hervorgezaubert werden, der wird auch beim besten Willen Musset's Darstellung nicht leicht glauben. Wenn George Sand später auf diese Verunglimpfung nicht antwortete, so ist dies wohl genugsam damit motivirt, daß es auf gewisse Beschuldigungen nur eine Antwort giebt: das Schweigen des Stolzes. Ueberdies waren in den genannten drei Romanen nicht die wirklichen, sondern fingirte Namen genannt und sie war um so weniger zu einer Rechtfertigung verpflichtet. Letztere hätte sie zudem nur mit jenen Worten führen können, mit denen einst Marie Antoinette auf Hebert's scheußliche Anklage, sie habe mit ihrem eigenen Sohn Blutschande getrieben, hoheitsvoll entgegnete: „Ich glaubte, daß mir die Natur die Antwort auf solche Beschuldigung ersparen würde; ich berufe mich auf das Herz aller Mütter."

Mit gleicher Parteilichkeit spricht Lindau dem Dichter die Autorschaft des unsäglich frivolen, aber blendend schön geschriebenen Schandbüchleins „Gamiani" ab, welches unter der Chiffre ADM in nur wenig Exemplaren gedruckt und von manchem Berufenen Alfred de Musset zugeschrieben wurde. Hier war für den Biographen mindestens eine längere Untersuchung, nicht ein kurzes Absprechen am Platz. Hatte doch Musset sein Erstlingswerk „L'Anglais mangeur d'opium" auch nur unter der nämlichen Chiffre edirt und später nicht in seine Gesammtwerke aufnehmen lassen; erinnern doch einige der blendendsten Capitel aus „Gamiani" gar lebhaft an die schönsten Stellen aus „Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts"; scheint doch die Bemerkung aus „Caprice", Frau von Lery lese soeben in der Revue einen sehr niedlichen Artikel von Madame Sand über die Orang-Utangs, unzweideutig auf die Orang-Utangaffaire in „Gamiani" anzuspielen. Sicherlich genügt Lindau's flüchtiges Absprechen nicht, um einen Leser vom Gegentheil zu überzeugen.

Aber mag auch der Schleier, welcher über den venetianischen Vorgängen und über der Autorschaft von „Gamiani" ruht, für uns unlüftbar sein, der tiefe Einfluß, welchen das Zerwürfniß mit George Sand auf Musset geübt, ist unverkennbar. Wohl geht Lindau zu weit, wenn er behauptet, die Schöpfungskraft des größten der modernen französischen Lyriker sei in der Blüthe gebrochen worden und eine gegen ihn verübte Lüge habe ihn zu Grunde gerichtet; aber ein Anderer wurde er nach seiner Rückkehr aus Italien und zwar ein Größerer.. Geläutert durch einen tiefen Schmerz, schafft er jetzt nach mehr als einjähriger Ruhepause in dem kurzen Zeitraum von 1834 — 1838 seine bedeutendsten Werke: „On ne badine pas avec l'amour", „Lorenzaccio", „Les Nuits", „L'espoir en Dieu", „La confession d'un enfant du siècle", „Le chandelier", „Un caprice" ꝛc. Auch ließ er sich bald genug

wieder in eine neue, leidenschaftliche Liebe zu einer schönen, jungen Frau verstricken, welche er später in seiner Novelle „Emmeline" verherrlicht hat. Mit diesem Werk trat Musset überhaupt zum ersten Mal als Novellendichter auf und widmete sich fortan überwiegend dieser Art der literarischen Production. Freilich schien er sich noch einmal der dramatischen Dichtkunst energischer zuwenden zu wollen; aber seit seine kurze, wohl mehr poetische, als wahrhaft leidenschaftliche Zuneigung für die berühmte Tragödin Rachel Felix verraucht war, brachte er es eigentlich nur noch ein Mal mit seiner reizenden Plauderei „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée" zu einem wirksamen Bühnenstück.

Dem rüstigen Schaffen der ersten nachvenetianischen Jahre folgte bald eine tiefe Lethargie. Ich habe schon oben betont, daß Musset keine energische Selbstbestimmung, keine männliche Thatkraft besaß. Selbst in die Nothwendigkeit, um seine materielle Subsistenz zu kämpfen, wurde er nie versetzt.

Auf dem College Henry IV. war er einst der Schulkamerad und intime Freund des ältesten Sohnes Ludwig Philipp's und deshalb erhielt er unter der Julimonarchie den Posten eines Bibliothekars im Ministerium des Innern, welcher ihm auch von Napoleon III. auf's neue übertragen wurde. Für den Rest seiner Existenzmittel sorgte sein Verleger Charpentier, und wenngleich Musset's Verhältnisse nie glänzend waren, so hatte er doch auch nie mit eigentlichen Nahrungssorgen zu kämpfen.

An den politischen, socialen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit gleichgiltig vorübergehend, stets nur mit den eigenen Leiden und Freuden beschäftigt, sein Ich in fast all' seinen Helden abconterfeiend, zu thatloser Träumerei von jeher geneigt, auf energischen Broderwerb nicht angewiesen, versank Musset allmälig in eine schlaffe Trägheit, aus der er sich kaum noch emporrüttelte. Nach seiner italienischen Reise machte er nur noch kleinere Ausflüge nach Baden oder nach dem Gute seines Onkels. Sonst lebte er fast ohne Unterbrechung in Paris, wo er, nachdem er im Mai 1852 zum Mitglied der Akademie gewählt worden war, sein einförmiges, inhaltloses Dasein in der Nacht vom ersten zum zweiten Mai 1857 schmerzlos und ohne vorhergegangene Krankheit beschloß.

Diese letzten Jahre Musset's bieten ein höchst unerquickliches Bild. Von seinem frühern Ruhm fast erdrückt, unfähig neuer, bedeutenderer Schöpfungen, auf seine schwächliche Selbstvertheidigung in „Le fils du Titien" pochend, giebt er sich jetzt absolutem Nichtsthun und dem Absinth hin und berechtigt einen Heine zu dem grausamen Witzwort: „Der junge Mann hat eine große Vergangenheit vor sich" und einen Akademiker auf die Bemerkung, Herr Musset absentire sich in letzter Zeit doch zu häufig, zu der beißenden Replik: „Absinthirt sich". Durchschwärmte Nächte, oftmaliges Verweilen an übelberüchtigten Orten, fortwährendes Sichselbstbetäuben durch Absinth untergraben seine Gesundheit und seinen gesellschaftlichen Ruf. Der Tod, welcher ihn endlich von seinen physischen und psychischen Leiden erlöste, kam zu spät für einen Dichter, welcher fast ausschließlich der Dichter der Jugend ist und deshalb auch in der Jugend hätte sterben sollen.

Der große Einfluß, welchen Musset auf sein Volk und seine Zeit geübt, ist heute und für eine fremde Nation kaum mehr nachzuempfinden. In Deutschland zumal, wo Lord Byron durch mustergiltige Uebersetzungen fast wie ein heimischer Dichter eingebürgert worden und wo Heine und Lenau

Das Portrat.

dem Weltschmerz und der weltverachtenden Ironie melodischsten und schneidendsten Ausdruck verliehen haben, wird man für die überwiegende Mehrzahl der Musset'schen Schöpfungen kaum mehr volle Sympathie verspüren. Nach meinem Ermessen wird Musset für das gegenwärtige und kommende Geschlecht nur durch zwei Arten seiner literarischen Production unsterblich bleiben: durch seine sinnlich frischen, kecken, sangbaren Lieder und durch seine reizenden einactigen Plaudereien. Und diesen leichten, geistreichen, anmuthigen, formvollendeten Plaudereien stellen sich die frischen, sangbaren, melodiösen Lieder würdig zur Seite. In diesen Gattungen ist Musset am originellsten; in seinen reflectirenden, weltschmerzenden Schöpfungen steht er zu sehr in Byron's Bann, ohne ihn an Größe der Gedanken, an Tiefe der Leidenschaft, an Energie des Ausdrucks auch nur annähernd zu erreichen. Für seine Zeit und sein Volk mochte er gerade mit diesen byronartigen Schöpfungen bedeutend sein; für uns hat er überwiegend nur noch als Dichter der leichten, entzückenden Lieder und der geistvollen Plaudereien bleibenden Werth. Von diesen beiden Arten seiner Production gilt auch im vollsten Sinn sein treffendes Wort:

„Mon verre n'est pas grand, mai je bois dans mon verre."

Entdeckte Liebesbotschaft.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Entdeckt, entdeckt, o Schicksal schwer dräust du.
Bei Gott und unser'er Frau, jetzt gilt's kein Schwanken,
Im Rücken Blumenstrauß und Billet doux,
Den Feind im Angesicht und in den Flanken.

Ei lieber Herr, beim Zeus, er that nicht schlau,
Denn schön und liebenswürdig ist er wenig
Und nahm sich doch noch eine junge Frau,
Als wie in Heine's Lied der alte König.

Und nun weil er — au fait uns hat erwischt,
So meint er wohl, was wir so still getrieben,
Das würde ihm so flugs nun aufgetischt
Die goldne Mähr von unsrem tiefen Lieben!

Ich glaub' der Schelm gab nicht den Brief heraus,
Ich glaub' der Alte kriegt ihn nie zu lesen,
Dem kleinen Liebesboten drum Applaus,
Der selbst im Pech ein Pfifficus gewesen.

Oscar Berkamp.

Platen der Sprachverderber.

Eine hurtige Epistel an die Laien und Nichtlaien.

Von **Ludwig Eichrodt.**

Wer wird nicht über mich herfallen und mich für verrückt halten, wenn er die Ueberschrift liest? Endlich hat der Dichter Platen seinen wohlverdienten Ruhm und Lorbeer in wirklicher Versicherung, da kommt schon wieder ein Mäkler, Blätter aus dem Kranze zu reißen. Ich greife aber den Poeten nicht an, das haben Andere verrichtet, deren Bulletins ich gar nicht unterzeichne, nein, ich befinde mich mit der ganzen „deutschen" Metrik, Prosodie und wie das Alles heißt, im Kriegszustande, welche Versmaßkunst ihren letzten Stempel durch Platen erhalten hat. Man erblickte seit Jahrzehnten einen Fortschritt im Wissen und Können darin, daß die natürliche Redeweise zerstört ward, Goethe's Faust als Knittelversification behandelt und Schiller's Chöre aus der Braut von Messina, dessen lyrische Ergüsse in der Jungfrau und Maria Stuart mit hochmüthigem Achselzucken bewundert werden. Gerade dazu hat Platen durch Lehre und Beispiel am meisten beigetragen.

Man hat uns, durch antike Philologenweisheit verleitet, allmälig einen Sprachaufbau weiß gemacht, der nach meiner, und gewiß auch Vieler innigsten Ueberzeugung dem Genius der deutschen Sprache völlig widerspricht. Dies muß einmal öffentlich ausgesprochen werden, mögen wir Platen noch so viel verdanken. Ich rede als Laie in der Verswissenschaft, wenn auch, wie ich hoffe, nicht in der Verskunst.

Ich weiß gar wohl, daß wirkliche Sprachforscher und neueste „Philologen", die Bopp's vergleichendes Accentuationssystem verehren, ein neues Leben in diesen Theil der sprachlichen Studien bringen. Die Dichter aber wissen davon nicht viel, weniger noch die Herausgeber von Büchern über Metrik und deutsche Dichtung. Der Stoff ist zu schwierig, man hält sich an das Hergebrachte und so muß ich es auch machen, um Zuhörer zu finden. Qualitativer Wortton, im Verhältniß zum sog. Wortton und derlei gewichtige Dinge lasse ich aus dem Spiel. Meine Betrachtungen sind auf meinem Laienboden erwachsen, ich ahne aber, daß die Sprachforscher uns das rechte Licht aufstecken müssen.

Mag die Metrik aber wissenschaftlich eine andere Aufgabe haben als der practische Versmacher, und vielleicht auch zu anderen Ergebnissen gelangen als die Dichtung je gelangt, vor Allem halte ich dafür, daß die allgemeinste Volksthümlichkeit, das heißt Gemeinverständlichkeit des Verstactes, anzustreben ist. Ich werde von Versfüßen reden und von Längen und Kürzen; die Sprachkundigen ziehen wohl ein System der Hebung und Senkung vor, vielleicht reichen wir aber noch mit den alten Begriffen aus.

Schon früher hat man angefangen, das unbefangene Volkslied zu corrigiren, weil man nach Beschäftigung mit Latein und Griechisch Alles besser

wissen wollte. Hätte man vielleicht auch Persisch getrieben, würde die Philologie einen andern Weg eingeschlagen haben. Man führte mit der Zeit alle griechischen Versmaße ein und beschränkte die vorhandenen Rhythmen auf griechischen und romanischen Zuschnitt. Es ist allen modernen Sprachen ähnlich ergangen (nur früher), und Opitz konnte am Ende nicht anders verfahren, um einigen Halt zu gewinnen. Müssen wir aber dabei stehen bleiben, ja die Sache noch ärger machen? Es wird doch das zu erreichen sein, daß man den Wortaccent mit dem Versaccent möglichst ausgleicht!

Das Nibelungenmaß, welches unserer Sprache entsprach, verlor allmälig auch seine Freiheit und Entwickelungsfähigkeit. Man vergaß, daß die deutsche Metrik am besten auf den natürlichen Accent und Rhythmus der Worte gegründet würde. Man hat aber den Hochton (Iktus) der Silben willkürlich verschoben, um das Griechische als Vorbild verwerthen zu können. Man lacht über Hexameter, die Zachariä und Klopstock gemacht haben, kann sich nicht genug ergötzen über das Beispiel für einen Daktylus: „Holzklopfstock", man behauptet, die Deutsche Sprache besitze den Spondäus, und da keine einzige Metrik den für das deutsche richtigsten Versfuß kennt und nachweist, welcher in den drei Silben besteht Lang langkurz, aber mit dem Ton auf der ersten, so weiß man mit tausend herrlichen Wörtern und Stilwendungen nichts anzufangen. Die „Dichtung" raubt der Sprache ihren Geist und ihren Reichthum.

Nach deutschem Sprachgeist kann man Holzklopfstock für einen sog. Molossus erklären (— — —) und kein Dichter wird das Wort als Daktylus (— ⏑ ⏑) gern gebrauchen, da es hart klingt, aber Platen und seine Nachtreter gebrauchen solche Worte im Grunde als Kurzlangkurz oder vielmehr sie setzen den Ton auf die zweite Silbe, damit ein unbefangener Deutscher es ja nicht lesen kann, und somit auch Platen'sche Verse nicht. Das ist eben das Traurige, daß nur Eingeweihte solche Gedichte recht lesen und genießen können, während kein Frauenzimmer jemals ihre Braut von Messina falsch lesen wird. Freilich, das ist ja, sagt man, das Unwissenschaftliche an Schiller, daß ihn Jedermann lesen kann und sofort genießt. O ihr Hansnarren! Schiller soll von Euch gemeistert werden? Er wußte am kleinen Finger mehr als Ihr am ganzen Leibe sammt dem Kameel, auf welchem ihr reitet. Wahrscheinlich ignorirt ihn auch Platen mit großer Absicht in den berühmten Versen:

„Deutsch lehnt Klopfstock an dem Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glüh'n Rosen im Kranz —
Ansprüchen entsagt gern unser Poet —
In dem Pinienhain, an den Buchten des Meeres,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums
Geht gern allein und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts."

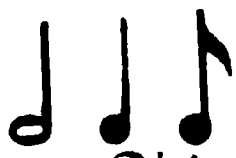
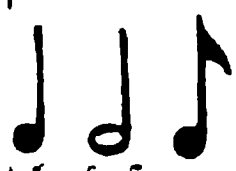
Diese Verse sind besonders charakteristisch für Platen, des Inhalts wie der Form wegen. Der Form! Wer sie nicht, dem natürlichen Redefluß nach, falsch liest, liest sie ohne Genuß und rechtem Rhythmus. (Die gesperrt gedruckten Silben müssen nämlich betont werden.) Der natürliche Mensch wird sich also niemals zurecht finden. Dahin sind wir gelangt. Ob das nun nicht die verkehrte Welt ist?

Platen, muß ich zum richtigen Verständniß beifügen, will „mehr zuhorcht“ und „kein Beifall“ als lauter Längen ohne allen Ton auf einer Silbe gelesen haben, nach griechisch gedachtem Vorbild, damit erreicht er aber nichts, als daß man den Ton auf eine falsche Silbe setzt, da es im Deutschen keine Molossen und Spondäen giebt, worüber unten Näheres.

Schlagen wir Platen's Gedichte auf und lesen auf's Gerathewohl. Ueberall treffen wir das Verkehrte:

„Vorwürfe hab' ich gehört, noch eh ich zu Stand gebracht“

Der Mensch liest: Vorwürfe (–́ – – ⏑), nicht aber (– –́ ⏑), also

 und nicht  , also: –́ –́ –́.

Dieser Fuß, Ländlerfuß, wenn wir wollen, der sich im alten Tanzlied auslebt:

„Hat er g'sagt, sagt er“,

durch dessen Gebrauch wir Strophen auf Weber's verklingenden Reigen im Freischütz (1. Act) machen könnten, ist jener unbrauchbare, störende in deutscher Lyrik, welche sich selbst Steine in den Weg geworfen hat.

Da müssen auch immer Worte gemacht werden, die unsere Poesie entstellen, wie die Kreuzesfahne, die Meeresfluth, die Rheinesfluth, der Lenzeshauche und anderer Unsinn, von dem Goethe und Schiller nichts wissen. (Meerfluth, Lenzhauche ist doch allein schön und richtig.) Das ging vom antiken Maß über in die gewöhnlichen „Liederstrophen“, wie namentlich Redwitz lehrt, der sogar als Formschöner gilt.

Der Kladderadatsch hat sich durch Anlehnung an Platen'sche Manier (und Heine'schen Witz) eine große Anerkennung mit seinen versificirten Leitartikeln erworben. Originelles zu bieten, wäre diesem großen Blatte wohl besser angestanden, aber das Publicum ist im Dichterwalde verirrt, es findet sich nicht mehr zurecht; es verehrt den Kladderadatsch in seinen originellsten Sachen weniger als in seinen sogenannten „glänzenden“ Seiten, die auch nicht immer mehr Sarkasmus und Geschmack zeigen.

Hören wir Platen weiter:

„Als Wegweiser für ihn, welcher den Arm über die Schulter dir
Legt und Küsse vielleicht —“

Auf Weg soll der Ton liegen, will Platen, ebenso auf und und zwar gerade soviel Ton als auf Als und auf Legt, Weis und Küss. Das ist Alles die reine Unmöglichkeit.

Lesen sollen wir:

„Huldvolles Gemüth, wie du bist.“ —

oder aber nur:

„Mordbrenner umher aussendete sein Machtwort.“

Nun ist das aber ganz griechisch geredet, denn im Deutschen giebt keine Mord-Brenner, man kann nicht aus-senden, sondern man hat Mordbrenner und man thut aus-senden. Die Kunst ist wohl groß, aber sie ha für uns keinen Sinn und gar keinen Werth. Platen liest übrigens son Mordbrenner umher aussendete.

„Der wird niemals dem versammelten Volk vorführen die wahre Tragödie.“

Aber schon Voß hat das Uebel verschuldet, nach ihm die edlen Schlegel. Voß sagt zu seinem „Virgil's Landleben", er versuche es, das Eigenthümliche von Virgil's Versbau im Deutschen zu erreichen. Er findet dieses sehr schwer und wundert sich, daß Andere es sich so leicht machen. Hätte er es sich nur so leicht gemacht wie Schiller und Goethe, die einen philologisch perhorrescirten, vom deutschen Volk aber acceptirten Hexameter gedichtet haben, weil sie kühn der Natur der Sprache huldigten, statt sie dem Bette des Prokrustes zu überantworten. Voß singt: „roth hackigter Bube, versteckst dich! Ilsabe, But-termilch! du hast doch heute gebuttert? Herr, das sind mir einmal Reit-Pferde, wie ich sie wünsche."

Nun wäre Buttermilch (— ⏑ —) in anderen Strophen oder Versen wohl zu gebrauchen, aber als Moloß (— — —)? Warum nicht lieber gleich als Daktylus? (— ⏑ ⏑) Der Deutsche spricht ja so.

Zachariä hat sich seiner Zeit nicht genirt:

„Einen Sommertag lang, und mit der sinkenden Sonne".

Er kennt keinen falschen Spondäus, nimmt wie Goethe den Trochäus (— ⏑) und der Sommertag ist ihm Daktylus. Es liest sich ganz gut. Der Plateniſt, der Philolog bekreuzt sich heutzutage.

„Unsere Stammeltern trieb' —
| — ⏑ ⏑ |
„Zu bringen müssen —"

Ich frage, ob ein Ungeschulter Anstoß nimmt, ob er nicht einfach lesen wird und richtig skandiren? Der Geschulte sagt, das sei falsch skandirt. Warum, weil der in die lateinische Schule gegangen und verkehrte Gedanken bekommen hat.

Ich sage nicht, daß es gerade schön ist, den Daktylus etwas unrein zu nehmen, aber doch, da auch andere Sachen von Voß und Platen „sich erlaubt" werden, besser als falsch accentuiren. (O Ketzerei!)

Klopstock, allerdings noch sehr umhertastend, weiß wenig vom Spondäus (— —), der an sich keinen Iktus hat. Es ist aber im Deutschen so, daß jeder Langlang entweder Trochäus oder Jambus ist. Zum Beispiel Wortschwall (— ⏑) oder bergauf (⏑ —). Platen und die Neueren legen das Hauptgewicht auf einen richtigen Spondäus, gebrauchen aber dabei fast immer den falschen Accent, als wenn das um so schöner wäre.

„Als der Gegenwart Gottes. Wie allen Seiten der Erde" —

„Gegenwart" wird als Daktylus gebraucht, „allen" als Spondäus, weil der Sprachrhythmus es so mit sich bringt. Ohne Antikisirung unserer Prosodie wäre auch alle Welt damit einverstanden gewesen. Unbefangen singt Schiller:

„In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell."
| — — | | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ |
„Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf wandelt."
| — ⏑ ⏑ | | — ⏑ ⏑ |
„Nach der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche."
| — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ |

Schiller hält dafür, daß man spricht Nothwendigkeit. Im Süden sagt

man sonst gewöhnlich Nothwendigkeit. Das kommt also auf Gebrauch an. Der moderne Platinist würde verlangen, daß man skandirte: Ganz Noth-
| — — |
wendigkeit — ein Accent soll womöglich auf keiner Silbe liegen, also un-
— ⏑ ⏑ |
deutsch. Er würde sich sogar scheuen, das Wort Nothwendigkeit in Hexametern zu gebrauchen, da „keit" ihm lang ist. Das Dichten wird so eine Raffinade, eine Künstelei, ein Caviar für Gourmands. Dem Volk liegt natürlich nichts daran, es ist zu gesund für solche Delicatessen.

Goethe singt: Ihr bedeutendes Bild —
| — — | — ⏑ ⏑ | —
im Hexameter, der Plateniſt würde diese Worte blos im anapästischem Maß anwenden: Ihr bedeutendes Bild; ob aber ein Ungeschulter so leicht darauf
| ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — |
kommen dürfte, bleibt mir sehr zweifelhaft. Darum ist die Stütze auf die Natürlichkeit die sicherere.

„Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen? —"
| — — | — ⏑ ⏑ | —

Neue Recensenten schlagen die Hände über dem Haupte zusammen, wenn sich ein Neuer solche Verse erlaubt.

Der Neue darf schreiben:

„Schwer, Holzklopfstock, bist du gemacht, anstreichen dich will Hans."
| — — | — — | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ — — |

Schiller hätte geschrieben:

„Holzklopfstock, der so schwer, Hans will einen Anstrich dir geben."
— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑

Ein Klopstockianer würde gedichtet haben:

„Holzklopfstock, der du so schwer, Freund Hans will dich anstreichen herrlich."
| — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ |

Das Letzte wäre entschieden unschön, aber lesbar. Das Erste wäre correct, aber unlesbar. Das Zweite ist wenigstens genießbar.

Klopstock, Schiller und Goethe nehmen Nebenwörter, wie ohne, immer, seine, deine, aber, nach einer betonten Länge (z. B. nach Wort) ohne Anstand als zwei Kürzen (⏑ ⏑) und entsprechen damit dem naturgemäßen Redefluß. Deswegen können sie auch Alles sagen und herrlich sagen, was sie denken und was sie sagen wollen. Der Neue muß dagegen alle im Deutschen begründeten Wortfügungen ausmerzen und dann lächerlich construiren; er muß die Verse darum dunkel kurz oder weitschweifig lang machen, er kann ein Distichon nur mit unendlicher Mühe drechseln, während sonst die deutsche Sprache ihm die richtige Sache sehr erleichtert*). Ehe man das Columbusei des deutschen Hexameters gefunden hatte, quälte man sich mit Längen und Kürzen (nach Virgil's Muster), indem man eine kurze Nebensilbe, ein be, ge lang zu machen wähnte, wenn man zwei Consonanten folgen ließ (begraben)
— — ⏑
Als Einer einmal harmlos sang: Herrliche Wälder, ihr grünet, o Luft, wie

*) Eine gesunde Metrik wird die Vordersilben in folgenden Wörtern als zwei Kürzen nehmen. Ueberhandnehmen, über Nacht bleiben, außerachtlassen, Allerseelentag, unterschätzen, nebenanstehen, Hintervorpommern, übervortheilen, Langendenzlingen, Finsteraarhorn, Urirothstock, überantworten, Muttergottes.

so lieblich du weheſt! ſchrieen die Gelehrten: dergleichen kann man ganze Miſtwagen voll machen. Unſere heutigen Gelehrten ſtecken aber noch mitten drin in jenem Wahn, das Versmaß müſſe ſchwierig ſein, ſtarr principiell, gegen das Geſetz unſerer Sprache.

Vorzüglich in formeller Hinſicht würden unſere alten Profeſſoren die Verſe nennen, welche ich einmal zum Hohne der Schulgrilligen gemacht und in das Büchlein „Lyriſche Caricaturen" (Lahr bei M Schauenburg 1869) aufgenommen habe: Claſſicitätsdeutſch.

„Wenn Klopſtock anfeuerndes Geiſts Dichtkünſte emporſchuf,
Lenkete, wilderen Sangs, Altmeiſter Goethe die Reimwelt
In volksthümlich Geleis, deutſchlebig für den Zuhörkreis.
Wie Waldhörnergetön etzetera, zetera, hilf Gott!
Nimmer profanes Gevolk mag leſen und richtig ſkandiren
Wunderbar Maß des Kamans, am wenigſten Frauengezimmer,
Urverwahrloſt, nie platengeſchult; nicht weiter doch red' ich
In des Hexameters Fluß; anapäſtauf ſtürmend begehr' bald
Ich nachweiſend zu zeigen, was Deutſchlands Sprache vermag viel!
Käfer des Mai's, ſei du mir Cycad', Jünglinge, o ſeid Ohr!

(Nur das „verwahrloſt" iſt verwahrloſt, als Zerrbild der Caricatur.) Ein Gleiches ſpricht daſelbſt aus die Mode-Ode:

„Alkäiſch, ſapphiſch, asklepiadéiſch, traun!
Iſt wied'rum Mode, alſo verſuch's auch Ich,
Obſchon das eitle Publi-cum wird
Viele Notiz wohl davon nicht nehmen.

Indeſſen darauf kommt es ja gar nicht an,
Die eig'ne Plage iſt der Bemühung Lohn,
O beſſer freilich wär's, die deutſche
Sprache nicht alſo zu radebrechen.

Erfände Einer ein urnatürlich Maß
Im Heimatgeiſte; tauſend der Wörter ja
In Verſen möchten eine Stätte
Finden und richtigen Klangs geſprochen.

Ich fühl's, ſie betteln, Keiner erbarmt ſich doch,
Viel lieber bricht er Arm und Gelenk entzwei,
Und zwingt in ſein Prokruſtesbett die
Aermſten, ein Stümper, ein ganz herz-loſer.

Ich aber huldige lieber der Mode auch,
Daß vor Kunſt-Richtern einige Ruh' ich hab',
Von einflußreichen Philologen
Aber vielleicht ein Lob erhaſche."

Platen, dem alle Welt huldigt, von dem wir Alle „lernen", hat es auf dem Gewiſſen, daß Niemand mehr wagt, die deutſche Sprache ſo zu handhaben, wie ſie für uns dichtet und denkt. Und trotz Schiller iſt es gerade Das, was wir befolgen müſſen, um einen Schritt weiter zu kommen. Wir reden da freilich nicht vom Einfluß der gebildeten Sprache auf den Inhalt der Dichtungen. Wir erkennen, daß das Geſetz der Quantitäten und die Lehre von den Verſsfüßen für die deutſche Dichtung nichts taugt. Es giebt blos Hebungen und Senkungen, cum grano salis Notentacte; die antike Strophe, das Diſtichon, iſt für uns eine Melodie, und nach dieſer iſt der Vers zu bilden. Beſſer ſtände es, die antiken Maße wären durch unſere alten Heroen nicht als Hauptmuſter aufgeſtellt und geübt worden; ſie waren beſonders berufen, auch im Heimatgeiſte Formen zu entdecken. Wir

brauchten dann keine Gelehrsamkeit, um zu genießen. Schiller in seiner obengenannten Lyrik (Chöre der Braut von Messina u. s. w.) hat viel geleistet, auch Rückert; man hat aber kein Gesetz daraus entwickelt. Wir können immerhin Klopstock und Platen bewundern, welche in griechischen Formen unsere Dichtung glänzen ließen. Nicht immer haben sie ja das Rechte verfehlt, und selbst Minckwitz, der strengste Anbeter des Platen'schen Idols und Verfechter des „höhern" Stils, der Alle verachtet, die wieder in's Schwäbische verfallen, nachdem die großen Beispiele gegeben seien, selbst Minckwitz gesteht, daß Platen gar kein so rigoroser Antiker gewesen und nicht Dinge gethan habe, wie sie unsere philologisch verbissenen Kritiker verlangen, Leute, die beim ersten Versuch und bei schönster Begabung doch gleich Fiasco machen würden. Die Strenge, wie sie den Herren vorschwebt, ist nur eine Einbildung, die wahre Praxis weiß nichts davon. Wir reden damit nicht der Saloppheit das Wort, wir zeigen nur die goldene Mittelstraße. Lernt selbst aus Homer, der nicht umsonst bisweilen schläft!

Im Drange nach Deutschcorrectheit, wie ich sie angedeutet habe, im Gegensatz zu antiker Manie, habe ich auch einen Versuch gemacht*) zu einer deutschen Strophe, die es ermöglicht, die hunderttausend Wörter und Wendungen, die uns zufließen, die wir aber zufolge der gang und gäben Maße verrenken, umbilden und meist abweisen müssen, so daß unsere Gedanken sich selber ändern und die Sprachkraft gewöhnlich erlahmt, ich sage ermöglicht, alle wirklichen Sprachvortheile zu verwerthen. Was will ein „deutscher" Dichter mit Krokodilsthränen anfangen, mit Regimentspauken, mit Liebloſigkeit, mit Weinreisender, mit vernachlässigen, mit zurückkehren, mit heraufholen, mit sich davonmachen, mit umhertreiben, mit Baßgeigen, St. Georgsinsel, Polargegend, Tag- und Nachtgleiche, Jünglingen, Pfahlbauten, Buchstaben, Clavierspielen, mit elendig, auswendig, Maikäfer (Maienkäfer?), Erlkönig (Erlenkönig?), Schuljunge, mit geprellt werden, Hohn sprechen, verabscheuen, gethan sein, an die Luft setzen, in die Flucht jagen, mit Heirathen, einen Eid schwören, mit es schneit heute, mit der Aufgabe, den Unarten, den Verhältnissen, mit der bildschönen Weltdame, mit umsonst suchen, den Sprachforschern, der Lateinstunde, den Mordthaten, mit Recht haben, mit den guten Beispielen, haarsträubenden Dingen und allen anderen ungesuchten Wortbildungen und Satzfügungen, die uns die jambische, trochäische, daktylische, anapästische, kretische, mögliche und unmögliche Metrik zur Geistesqual macht? Ich hoffe nicht unbescheiden zu sein, wenn ich des erwähnten Versuches erste und letzte Strophe beifüge:

Pechvogel.

1.

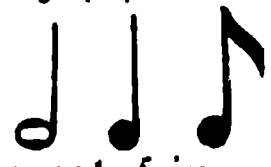
Pechvogel war im Wiegbettchen
Zwar ein liebwerthes, holdes Herzblättchen,
Gar ein goldlockiger, kleiner schwarzaugiger
Lieber Nestkegel, doch ein Pechvogel
Schon in Kindswindeln, wie wir All' wissen.
Ach, als Pechvogel auf die Welt kam,
Reift' im Waldschatten still die Erdbeere,
Blüht' im Blachfeld die stolze Kornähre,
Doch es stand über seinem Kopfkissen

*) S. „Lyrischer Rehraus" 1869. II. Theil.

Gelb- und grünfunkelnd, schief, der Unstern;
Hoch im Thierkreise herrscht' die Krebsscheere
Und die Nacht war so eine aschgraue,
Wie vom Erlkönig an den Bachbüschen
Schweifet koboldig unter Irrwischen,
Aus der Küch' wackelt eine Waschfrauen
Schnell als Hebamme für den Pechvogel.

10.

Pechvogel, immer unglücklich
Durch die Welt laufen war dein Schicksal.
Doch das Unglück war nicht so ausdrücklich
Wahres Unheil, vielmehr Pech, was
Man so Pech heißet, denn wie Kelchglas
Sehr zerbrechselig, so dein Lustbecher.
Holde Kehrseite du vom Glückspinsel,
Und Geretteter, ach, auf die Styxinsel,
Dem des Nachtwandlers blöder Hülfsengel
Höchstens beistund mit schwankem Leitstengel!
Kaum Entronnener dem Verhängnisse,
Hingeschleuderter in Bedrängnisse,
Dessen Glück unter allen Umständen
Nur bedeute: das Schlimmste abwenden.
Mag ein Schriftsteller, hochbedeutsam,
Dem die Schuhriemen ich nicht auflöse,
Noch gerecht werden deiner Mann'sgröße.
O verdrießlicher als viel Anderes,
Ist der Unfug, daß in Verlust kam
Deiner Laufbahn Interessantestes!
So muß ich nun, als dein Geschichtschreiber,
Grade stumm werden, wenn die Marktweiber
Selbst schon neugierig und gespannt werden,
Und dir nachweinen Krokodilsthränen
Im Bedürfnisse solcher Nilscenen,
Da du wahrscheinlich noch als Selbstmörder
Oder Scharfrichter hast geendigt?
Weil Gemeinheit uns Alle bändigt?
Nimmer glaub' ich's aus höhern Ahnungen.
Noch ist Pechvogel auf dem Erdboden,
Hilft noch Urwälder vielleicht umroden;
Aber starb er, so löst er ab sicher
Jene Schildwache, die dort hoch oben
Vor dem Luftschloß der Mann im Mond hält.
Wenn's an Dem ist, so will ich Gott loben,
Lebewohl sagend dir, o Pechvogel!

Man sieht, das Versmaß läßt alle wünschenswerthe Freiheit zu. Zur Belebung sind gerade Einstreuungen etlicher anderer „Versfüße" räthlich. Strengere Durchbildung und Fortbildung, ebenso Umbildung und meinetwegen Nachbildung sind nicht ausgeschlossen. Auch ertrüge die Strophe ein anderes Reimsystem*). Ich glaube, Richard Wagner hätte, statt die für Musik verlorene Alliteration wieder aufzugraben, zusehen dürfen, ob die Verwendung des ungenannten deutschen Versfußes  nicht werthvoller gewesen wäre, sintemalen er so deutsch original sein möchte. Wir dürfen jetzt das Schema auch so verdeutlichen:

‴ ″ ′

*) „Die Propyläen", München 1868, haben in dem von ihnen rühmend erwähnten Gedicht „Hinkjamben" erblickt, es giebt aber für diesen Begriff keine Sicherheit in der Theorie. Andere heißen solche Verse „kretisch", das ist noch unsicherer.

damit wir nicht wieder an Länge und Kürze erinnert werden. Ich bin weit entfernt anzunehmen, daß nicht schon stattliche Verwerthung des Fußes bei deutschen Dichtern vorgekommen, es ist mir aber bei meiner Lectüre nicht viel aufgestoßen. Am Anfang der Verszeilen findet man nicht allzuselten diese unabweisbaren Wörter (Füße), dann weiß aber der Vorleser, der den andern Rhythmus im Ohr hat, nicht so recht damit auszukommen.

Unser vortrefflicher Robert Hamerling freut sich in den Anmerkungen zu seinem König von Sion, daß er nach Platen und der „strengsten Metriker" Vorgang gedichtet habe; der König von Sion schließt sich in der Silbenmessung und im Versbau an Platen und an Minckwitz. Der Dichter glaubt an die Forderung „den Hexameter so zu gestalten, daß kein Leser ihn verderben kann". Das ist es ja gerade, was wir bestreiten. Der Leser verdirbt solche Platen'sche Verse am allererſten. Unglücklicher konnte Hamerling die Platen'schen Beispiele nicht wählen: „Aus unwirthlichem Stein", „Mit Schießscharten versehen" — („dem einfachern Ohr" Anfänge von Hexametern!) Nehmen wir aber gleich einen Hamerling'schen Vers aus dem König von Sion:

„Und ausstrecken sie jetzt nach dem Erdbeerschmause die Finger",

so wird der feinfühlige Poet wahrlich selber gestehen, daß der Leser den natürlichern Vers in Fluß der Lectüre gewiß nicht verdorben hätte:

„Und sie strecken nun aus nach dem Erdbeerenschmause die Finger."

Erdbeeren — lassen sich bequem als Daktylus verspeisen. Vox populi, vox Dei. Das Volk spricht richtig.

Wie erquicklich klingen die Schiller'schen Verse aus der Braut, aus Maria Stuart, die wir schließlich zur Lust der Leser hersetzen wollen, die aber voll Fehler der Metrik wimmeln:

„Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!"

Freilich, wenn die Schauspieler zu denken anfangen und den Dichter verbessernd declamiren:

„Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!"

so mögen die Metriker darüber nachdenken. Oder:

„Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist Nichts, was den Menschen entsetze.

Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden.
Und die lange unendliche Zeit.
Etwas zu fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen. —"

Möge ein Gelehrter der Sache ganz auf den Grund gehen; ich bin vielleicht in einer Täuschung befangen, doch verschone uns der Gegner mit Phrasen. Ohne Ironie, ich bin äußerst gelehrig; auch möge er mir seinen Aufsatz unter Kreuzband zusenden.

Dat Festungsmanüver.

Von G. Schlachtenbummler.

T' was an eenen schönen Summerdag' so hin tau den En von den Aust-mond, de leive Sünn schiente hell un klar up de Stadt un de Wischen un Feller un verguldete mit ehre Strahlen de Spitzen von de Thörme von de Stadt un spiegelte sik in den groten Fluß, der so ilig und fixing dahin flot, as ob hei hute noch in's Meer löpen mußt. Un dertau brukte sei doch noch mänigen Dag. T'was so um de Mittagstid, de Kinner kemen von de Schaul, äwerall up de Straten un Plätze war luter Lewen. Hir un dor stunnen de Lüt un vertellten sich eifrig un eiglich, was Allens gepassirt wir, oder Annere saten friedlich vor de friedlichen Dören von de friedliche Stadt un unnerhöllen sich, wat de Stadt sit en paar Dagen so en kriegerisch Ut-seihn hät.

Und de Lüd' hädden Recht. Wenn man so en lütt Prumenad antrat un so ut dat Flußdohr den Fluß hendal gung, de sich an de eene Sid von de Stadt un Festung „Hartenstein" hentreckte und so dat lütte Enn von de Stadt, von dat Petridohr bis an dat Paulifort gung, dat so en teihn Minuten von de Stadt lag, un den Aewergang äwer den groten Strom decken deiht, dunn kunne man luter militärische Monuments seihen. Hir, ganz dichting bi dat Petridohr, wu de Huptwach was, de hüte verduwwelt was, sung en groter Pallisadenteu, nich Polisanderteu, as de wachhabende Herr Unterofficier es naumen däht, an, de fast in de Ird inrammt was, dor was en groter Graben upschippt un an en drittes Flag stunn een Duwwelpusten un pratollirte up un dal, dunn käm en Cumpanie Infantori, de as Be-satzung von dat Vertheidigungsobject gällen sullen, dunn käm en Trupp Attolerie mit Kanunen un Polwerwagen, mit de dat Fort noch armirt warden sull. Dor löpen Ornanzen hen un dal, dor schippten un karrten und manövrirten de Suldaten un t' was en Lewen, as ob de Fiend schon dräwen in Sicht wir. Un Gott si Dank, dat was man Allens nur taum Spaß, nur tau de Belerung von dat Militär, t' was deiper Freeden. In de Stadt gungen de Suldaten ilig na ehre Kasernen un halten sich ehre sewen Sachen, de se all bruken deihten. Weck hadden ehr Gewehren un ehren Turnister un ehren gerullten Mantel — denn wat helpt en de Man-tel, wenn hei nich gerullt is — un weck ehr Helmen as Henkelpött an den Arm un ehr Buddel mit Snaps um den Hals un gungen nah ehre Quar-tiere un wullen noch en Beten blänker putzen, un Allens war as blank as a Speigel un de Sünn kunn sich tüchtig drin speigeln, wenn sei Lust had. Midden up den Marktplatz in de Stadt, der stunn mitten in en groten Humpel vele Herren, de de Hänn up den Rücken faltet, stramm un stief vor sich hin keken un rauhig un andächtig für sich hen keken. Un wenn wi nau en Beten näger gahn, dunn kähnen wi weiten, dat das all luter Militärs sin, un luter blanke scheene Oniforms. Midden in den Humpel stunden twei öllere Herrn in smucke Oniforms, scheene rode Kragens un blinkernde Knöppe un eene lange Rihe blitzende Urdens. De eene, de grötere von de beeden öllern Herrn, was noch en schmucker Mann, grot, stark, mit blonne gelockte Haare un en groten blonnen Backenbart, dicke, buschige Ogenbrunen, waterblue Ogen un en ewiges Lachen up sin rodes Gesicht. Hei höll sine Armen un sinen Mund keenen Ogenblick rauhig un was as lewig as en Fisch in's Water. De Herr General von Schwalbenthal, denn so was sin Nam, was

noch nich lang in de nige Stellung un dit was de Tag, an dem hei dat irste Mal en Festungsmanüver cummandiren u as Cummandant von de Festung Hartenstein. Dat is nu so vor solch' hohen Herrn, as en Festungscummandant is, as wenn min lütt leiw Riken en groten Ussatz in de Schaul tau schriwen had, nah den de Lihrer seihn will, ob de Kinner ok was lirnt hewwen. De Herr Cummandant hatte sich awerst sin Lexschon tau Hus tausamen lirnt mit sin lewen Sähn Fritzing sin bliern Suldaten un stunn nau as en Gott unner sine Unnergewenen. Derbi sprang hei nah rechtsch un links un reckte den eenen Arm baben na den Hewwen und wedder na de Ird, um sine Red ok den gehörigen Schwunk tau gewwen. Un derbi kam Alleus as hulperig herut un as biängsterlich. Na, tau verdenken was dat den Herrn General von Schwalbenthal nu och wider nich, denn ehm was mal en sehr fatalen Ding arrifirt.

Hei was dunn noch Cummandör von en Bataillon west, dat detachirt, as dat in de Militärsprak heiten ded, von dat Reement, in ne lütte Stadt in Garnison lag. Hei was dor de Aeltst un müßt nau bi alle Gelegenheiten representiren.

Denn was nu mal de Burtstag von den Landesherrn un de Börger von de lütt Stadt un de Officiers hadden sik verinigt un wullen dat hohe Fest von ehren leiwen Landesrating tausamen fieren. An den Burtsdag sülbst was dat nur unmüglich, wil de Dag in de Charwoch fel un wil in de hilige stille Woch all Frühlichkeit sweigen sull, denn was nu de Seunabend vorher dertau fastset't. Un so wiren denn nu och All baben in den groten Rathhussaal un saten an den deckten Disch un de Herr Landrath un de Herrn Stadtverordneten in swarten Lifrock un weite Halsbinn, un de Herrn Officiere in grote Galaoneform warteten, dat de Herr Oberstleutnant von Schwalbenthal, dunn was hei noch Oberstleutnant, den Toast uf den Landesrating utbringen sull. Awerst de Supp gung vorbi, un och dat Rindfleesch, und weck de gluwten, dat de gnädigst Landesrating erst bi dat Rindfleesch kem, de waren in grote Bisterniß. Dat Rindfleesch gung vörbi, de Fisch gung vorbi, de Puddäng ok un noch noch keen Red was redt. Alleus was rein still un horkte un kekte nach den Herrn Oberstleutnant un was in grote Erwartung. Un de jungen Leutnants, de manchmal sihr äwermäudig sin kühnen, lachten un dranken flitig ut, un makten lütte Kanunenkugeln von dat leiwe Brod un schmeten dor na ehre Cameraden, un dränken un lachten un warteten denn wider, wo scheen de Red nu wohl warden müßt! Nu kamen all de Braten un wenn de Herr Oberstleutnant un hät' noch dat Hoch uf Sin Majestät utbringen wull, denn müßt dat nu per Telegraph makt warden.

Hei schenkte sich nu ok sin Glas von Nigem in, klappte mit das Mes daran. Alleus stand up, hell sik stief un deinstmäthig, as dat in so en Ogenblick nich anners tau erwarten is. Deipe Stille! Keen Lut!

„Meine Herren, da in diesem Jahre die Charwoche in den Geburtstag Seiner Majestät unsers gnädigsten Herrn fällt, so" — doch wider kam hei nich de Herrn Leutnants hadden all tau lang warten müßt, so ut vüllen Harten ehr dreimal dunnerdes Vivat ut tau raupen, de Wein hat ok sin Schuldigket dahn un de Gesellschaft animirt — dunn sung en homerisches Gelächter an, de ganze Saal schallte weder von dat unstarbliche Gelächter; von de jungen Leutnants un läg as en ansteckend Wachdag ok tau de öllern Herrn un dor bliew mal en Mann irnsthaft, denn von dem Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

De annere öllere Herr, de neben den Herrn Cummandanten stund, was de Herr Oberst von Abendroth, de Cummandür von dat Reement, dat in die Festung, in de de wahre Vertellung passiren däht, in Garnison was. T' was een fründlicher leiwer Herr, kleen von Statur, mit lütte blage Ogen, een lütten unbedaarten Bart un een lütten Haarwuß, hei müßt all sin Mäglichstes dauhn, um de Mauschen, de dor anfung sich sähn tau laten, rigelret tau versticken.

Hei hatte sin Armen uneranner steckt, hörtke ifrig tau, wat de Herr Cummandant för Befehlen un Instrukschonen gaw. Dat schiente so, as ob de Tid em hellschen lang wärd, hei strackte mit de Hänn den Bart dahl un peddete von den rekschen Faut up den linkschen. Up sine lütten Lippen speelte een lütten unmarkliches Lachen. Derbi kam so en lütt' schalmschen Blick ut de Ogen rut, as ob hei seggen wull, dat schint mi doch en Beten unwahrschinlich tau warden, leiwer Fründ.

Um de twei Ollen herümer stunn nu en ganz Hümpel Officieren, olle dicke grise Majurs, Huptlüte, un olle un junge Leutnants. Un dor herüm stunnen de Herrn Feldwebels, un hinner de de Ornanzen. Se härten andächtig tau, woans dat Manüver süllе sin, weck de Find, weck de Fründ un dat das Paulisfort de Gegenstand von de Vertheidigung sin sull, un dat de Find von dat anner Ufer sinen Angrip maken süll, de Brück de süll von den Huptmann X. verdefendirt warden un dat von hüte Mittag Kloke twelf Uhr de Festung Hartenstein in rigelrechten Belagerungstaustand erklärt ward. Un su schlot hei sin Red: „Meine Herren, so erkläre ich hiermit die Festung in den Belagerungszustand, von 3 Uhr ab seien Sie des Alarmsignals gewärtig. Ich hoffe, daß Sie mir Ihre volle Unterstützung zutheil werden lassen." Damit makte hei en gnädigen Deiner, as ob hei seggen wull, Ji kinnt nau gahn, den Herrn Oberst makte hei sin Hannür un bekomplementirte de Annern. „Wie geht es, mein lieber von der Raute", as fohrte hei up een lütten dicken Majur lot. „Ihre Frau wieder von der Reise zurück! Was machen die Kinder? Waren Sie gestern im Theater?" Un ihr de Herr Majur von der Raute een von de velen Fragen beantwurten kunn, was de Herr Cummandant nah den Herrn Huptmann Ullrich raiwer huppt, schüddelte em de Hänn un sed: „Freue mich, lieber Herr Hauptmann, Sie zu sehen, wollte schon fragen, haben Sie das Duett aus „Stradella" bekommen? Werden wir es morgen üben? Wird Ihre Frau Gemalin uns begleiten? Ist das Pianino frisch gestimmt? Oder kommen Sie zu uns? Haben Sie schon Ihre Partie versucht?" De Herr Huptmann Ullrich deinerte un hannürte drad as de Herr Majur dat dahn hat, wull wat seggen, äwer de Herr Cummandant was all an dat anner En'n von de Markt mit de Herr Leutnant Fachs „Hören Sie, lieber Fachs, haben Sie mir das Buch von Freytag besorgt? Geben Sie mir doch eine Cigarre, ich habe meine vergessen, bitte um Feuer, die Säkerhets Tändstickers sind doch prächtige Dinger. Danke bestens", un derbi reckte un frog hei, dat de Herr Leutnant graun un gehl vor de Ogen ward. Denn gung de Hümpel utenanner, weck schüddelten sik de Hänn, un weck seggten: up Wedderseihn hüt Abend. Dun rep de Herr Cummandant de Herrn Oberst wedder taurügg.

„Noch ein Wort, Herr Oberst, glauben Sie nicht auch, daß der Hauptangriff von der Flußseite am wirksamsten sein wird? Doch richtig, richtig, wir hatten das schon besprochen." De Herr Oberst lachte wedder en Beten und se gungen utenanner.

De Herr General gung nau na Hus, tau sin Fru un sin leiw Kinner, treckte mit de baunten Oneformenrock un de blinkernde Epeletters sine hohe Würde ut un spazirte in en sihr lichten unautspreklichen Neklisché herümer. Tau Disch gung's nau, denn de Fru Cummandanten had hüt dat Midageten tidig besurgen möten, domit de Herr Cummandant och en ordlichen Druseltid hollen künn. Dat Manüver sull erst Abends im Düstern lot gahn un bet in deipe Nacht duren un dortann wolle hei Börgal slapen. Hei langte düchtig tau un et mit lütt Georging un Karling un Marieken un Christining un Poldken üm de Wett, von Mutting ehre Tüstenklümpe un in de Klumpstung up den Disch kunn man tidig ene grote Bresche sihn. All Ding hat en En, un de däpste Apetit ok.

Vating stunn up, gaw sin leiw Fru en häuten Kuß und de Kinner ok un wull en Beten slapen up de Chaiselongue. Dat Neklisché ward nau noch en Strämel mihr verhimplicirt. Hei nähm de nigest Tidniß, strackte sin Beinigs up de Chaiselongue hen, fung an tau lesen. Mit de Ogen äwerflog hei de Namen von de Urten, von der wat Niges tau vermellen was. „Tiefenhagen! wat is dat, min Sähn, de dor bi de Attolerie steiht, hätt mi niks schriwwen, willen fixing lesen.

„Tiefenhagen, den 25. August. Se. Excellenz der Commandirende General X. sind soeben hier eingetroffen, um das hier garnisonirende Bataillon zu inspiciren."

„Wat", rep de Herr Cummandant. „Hei is so in de Näg, dichting bi, hei ward doch nich den Enfall kregen un tau us Manüver kummen!" Unrauhig schmet hei sich herümer, von de en na de anner Sid un versänkte sich tau trüsten äwer de Sach un en korte Tid slap hei in un Morpheus nahm ehm in sin Armen; recht fast un deip, mäglich nah de eigenamene Klumpfestung.

De Tid gung hen, de Fru Cummandanten, de in de Newenstuw mit lütt Georging lesen deht, horkte an de Dör, ob ehr leiwer Mann noch nich farig mit sin Dormoit was, äwer Allens was rein still. Hei slep fast un dröhmte von dat Manüver un woans dat Signal de Lüt wohl verschrecken ward.

Druten in de Burßenstuw gung de Ornanz unrauhig up un dahl un seggte tau Jacob, was den Herrn Cummandanten sin Bedeinter was:

„Jacob, slapt hei noch? Hei hat mi tau Kloken veir cummandirt, ik sall de Befehl von dat Alarmsignal nah de Huptwach bringen un nu is dat all Kloke fif. Aewerall up de Straten stahn de Lüt un täuwen dat dat lotgahn sull."

„Na täuw", trüstete ehm Jacob, „t' ward nau balden anfangen", un derbi gungen sei alle Twei en beten na de Dör, dormit se kunnen reparbiren, woans dat up de Strat utseihn deiht.

Dor führte up dat Tiefenhagener Dur tau en Postchaise in de Stadt rin, en Extrapost wir's, en junger Herr sat drin, hei hadd en grisen Rock an un en runnen Haud uf den Kopp un was grisen grau von den Stoww uf de Landstrat warden. In de Hand hadd hei en Bauk, hei kek alle Hüser an obeans en Schild tau seihn wir un kek dunn wedder in sin Bauk un schüddelte den Kopp. En lütt Kuffer stunn neben ehm un uf den irsten Blick kunn man weiten, dat de jung Herr en Reisender was, in den Kuffer de Proben wiren, dormit hei de Lüd ansmeeren wull. Up den Bock von de Kutsch sat en Postillon. As hei nu dörch dat Dur führte un de velen Lüd

gewahr ward, wulle hei doch teigen, dat hei ok as lirnter Postillon sin Stükschen blusen kunn. „Des Summers letzte Ros'", un „schier dreitig Jahren best du alt", un sin Postsignal hadd hei all den ganzen Weg lang blusen, dunn besunn hei sik, hei wull ok mal wat improvischiren, un sung nau an tau tuten up sin Hurn, un dat kem bald so rut, an ein Dreiklang, un as hei dat noch eenmal versäuken wull, dunn fohrt up ne apene Husdör en Trumpeter herut, stört sin Trumpet vor den Münd, un fangt ut Liweskräften an tau blasen. Tä, tä, tä tä, da räh, da räh, da räh, da räh, täh — — — — — — — — — — — —

Dun lept ut ne annere Dör en Tambur herut, löpt na de annere Sid von de Strat un fangt an sin Trümmel düchtig tau slahn, bum, bum, bum, und lep nau nah den Markt runner un trummelte un de Trumpete gung an dat anner En von de Strat un trumpetete nah Hartenslust. Un nu versammelten sik de Lüd un seggten: „nau gaht's lot", un de Finstern apenten sik un de smuken Damens keken rut un täuwten, ob de Herr Leutnant Schwarz, de süst immer de irst was, un de Herr Leutnant von der Ecke, de süst de galantest wir, noch nich vörbi kemen, un ob sei wohl noch so vel Tid ämrig hädden ehn tau begrüßen. Dunn hörte man von Witen nu ok de Signalers, un ok von rechtsch un von linksch un von hir un dor, un dor kemen schon de Herr Leutnant von Hänkel, den sin Schullern irst sit en poor Dagen, de säute Last von son Exelbeterdünger trugen, un de vor Unrauh den ganzen Dag niks eten un niks trunken hadd un vor Upregung sit Kloke twei all mit Helm un Schärp un Degen un Handschuh in sin Logis setten hadd, dermit hei nich tau spat kumen will. Un nau rennten un löpen de Soldaten un de Burßen führten de Pird vor de Dören, de all lang grat stun'n, un nu slegen de Herrn Officiers up un galoppirten ut das Dor rut. Dat was en Lewen, Oll un Jung was uf de Fäut un gung na dat Fort, den de Bevölkerung von de Stadt was sihr militärisch gebildet. De lütten Gören, de up de Strat speelten, sungen an tau rehren un förchteten sich un hällen ehre Schürten vor de Uhren, dat se den Larm nich hören wull un de Larm was grot.

De Herr Cummandant slap nu uoch fest un dröhmte von sinen leiwen Sähn Georging, de hadd sin lütt Schürtenfell ful von Tüftenklümpe von dat Middageten un smet sei an de Stuwendör, dat dat Hus bewern deht un dunn von lütt Lisabeting hadd de Käksch ehren Trichter vor den Munn un machte Musik dortau. Doch de Jung de bumbardirte ok tau sihr un sin Schwesting musicirte all tau sihr un dat Bumbardiren un Musiciren ward tau lut, dat is je nich taum utholen! De Herr Cummandant föhrt ut den Slap up, smit't de Tidniß an de Ird, fahrt mit de Hänn an den Kopp, um sik uptaumuntern, löpt na dat Finster, horkt, kekt rut, smet dat wedder tau, löpt na de Klingeltog, lütet Storm, dunn na den Disch un dunn lütet hei wedder un raupt dermang: „Mutting, Jacob, Ornanz, min Kledaschen!" Dor gahn de Dören up un Mutting un Jacob un de Ornanz un de lütten Kinner stören rin in de Stuw un nau gaht dat Cummandiren lot. „Mutting, Hei is dor, Hei hat Generalmarsch slagen laten, fixing min nigen Rock mit de nigen Epelletter, Jacob, min Kledaschen, Ornanz, minen Helm un de Schärp, un man düchtig taugetreckt, un nu Jacob, min Pird, un Mutting de Orden un lat den Fahn uptrecken, weil Hei dor is, un min Handschuh her, un den Degen", und derbi fahrte her bald rechtsch bald linksch, un Mutting un Jacob un de Ornanz löpen de Krüz un de Quer

in de Stuw rümer un stöten mit de Köpp anennanor un peddeten de lütten Gören up de Faut un dunn sprung hei vor den Speigel, un arranschirte sin Frisur un dreihte sinen Bart un kikte wohlgefällig sin Ebenbild an.

„Un nu Adjüs, Mutting un Kinnings", un hei will ut de Dör rut. „Jesus Maria", rep hei, „min Stulpstäweln, ik wir ja wohl mit de blagen Moernschauh gahn." Un as de antreckt wiren gungs fort. Hei sprang up dat Pird as en jung Leutnant, grep försichtig na de Majurstäpel un galoppirte furt. De Trumpeter un de Tamburs hadden sik noch nicht berauhigt un as sei den Herrn Cummandanten up't Pird steigen seihn, wullten se ehren Deinsteifer von's Nige beweisen un alle Trumpeter un Tamburs stunnen vor de Cummandan'ur un makten en Höllenlärm, dat de Wachposten, de dervor stunn, un den Herrn General sin Hannür machen deiht, vor Schrecken dat Gewehr noch präsentirte, as de Herr allwit furt was.

An de Wach hol de Herr Cummandant sin Pird an, rep den Wachthabenden an sik ran un frog: „Wo ist der commandirende General?" De antwurtet: „Se. Excellenz sind nicht hier vorbeigekommen."

Verwunnert hörte hei tau, schüddelte sinen Kopp un jog wedder furt. An den Duwwelposten parirte hei sin Pird un rep den Posten tau: „Wo ist Se. Excellenz!" De Posten gifte ehm grot an un mellte, Sine Exellenz wiren hier nich vorbi kamen. Dunn schüddelte hei weder den Kopp un jog dahin. Taum Glück sah hei dor den Huptmann Sylvester mit sine Cumpanie in Lopschritt ankamen un rep ehm all tau, ob de de Exellenz nich seihn hadd.

De sülwige Antwort. De Huptmann löp na sine Cumpanie un de arme Herr Cummandant sprengte nah den Cummandür von de Reserve, den Herrn Majur von der Raute, lot.

„Ist Se. Excellenz schon auf dem Fort, haben Sie darüber schon Meldung erhalten?"

De Herr Majur stunn ok so stramm dor, as de Huptmann, un de Duwwelposten un de Wachthabende un seggte mit so en lütt schelmschen Tog um de Mund, dat Sin Exellenz nich förbi kamen wiren. Dunn schüddelte de Herr Cummandant wedder den Kopp un rid nah den Posten, de an de hochgetreckte Tugbrücke stunn, un frog wedder, ob Hei up dat Fort wir? Wedder de sülwige Antwurt. Hei stegg nau af, gaw sin Pird af taum holen, lat de Bruck runner laten un gung räwer. Sin irsten Gang was na de Officier, de de Wach cummandirte. „Wo is Hei", frog hei wedder, un wedder de sülwige Antwort: „Hei is nich hier."

„Na, wo is Hei dunn", fohrte hei rut, „Hei hat doch dat Signal gewwen laten, dunn muß Hei doch hier sin." Wildeß wiren nu de Majurs un Huptlüte, un Leutnants un och de oll fründlich Herr Oberst up ehm tau kehmen un hadden gehürsamst mellt, dat niks Niges tau mell'n wir. Hei vertellte de Herrens, dat de Cummandirende hir sin müßt ujeden Ogenblick kumen könn, un se sullen man all ehr Schülligkeit dauhn Da Herr Leutnant Fachs, was sin Adjutant was, stunn ok dor un hei gum met ehm hen un dal und sprak ifrig up ehm tau. Dunn gung de Her Leutnant ilig furt, un as hei äwer de Bruck räwer was, smet hei sik up da Pird un rid na alle Wachen in de ganze Festung um lat sik de Tambur un de Trumpeter halen un frog sei, woan sei den Befehl tau dat Alarmiren hürt hadden un wer dat had gewwen laten. Dor sagte Meyer: „I häw hürt, dat min Kamrad Schulz trummelt, dunn häw ik ok trummelt"

dunn seggte Schmidt, „ik häw hürt, dat Müller trumpetete, dunn häw ik ok trumpetet"; dunn seggte Fischer, „ik häw Meyern un Müllern un Schulzen un Schmidten hürt un dunn häw ik ok anfungen."

De Herr Leutnant lät de Trumpeters un Tamburs all up en Hümpel kamen un stellte en streng Verhür mit se an un dunn ergaww sik, dat Trumpeter Schmidt un Tambur Schulz de twei irsten west wiren, de dat Signal hürt hadden.

„Und wo hast Du das Signal gehört, mein Sohn?" frag de Herr Leutnant, „wer hat Dir gesagt, daß Du blasen sollst?" De Trumpeter Schmidt trat vör, de Hänn an de Hosennaht un kek den Herrn Leutnant an un segg: „Tau Befehl, Herr Levtnant, ik stunn mit min Korlin, wat den Herrn Huptmann Ullrich sin Kinnermäten is, in de Dör un snakte en beten mit ehr. Dunn sah ik en Postchais' kummen un de Postillon blus un dat was uns Signal: „Dat Ganze Sammeln", dunn dacht ik, dat de Herr Unnerofficier gistern Abend in de Instrukschon uns utdrüklich seggt hadd, so drat, as wi dat Signal hören, sallen wi dat ok duhn, un dunn stürzte ik ut de Dör un haw trumpetet."

Wil deß de brav Trumpeter red' hädd, frug de Herr Leutnant all tau lächeln an, un gaw sik all mäglich Mäuh, de Lüd' nik's marken tau laten. Hei wunkte man noch, dat de Soldaten gahn kunn, un kaum hadden de mit en hirbaren Ruck „Ogen Rechtsch" un „Kihrt" makt, dunn fung hei lut Hals an tau lachen un rep dormang: „Göttlich, köstlich, famos!" un sin Pird, dat sülch frühlichen Reider gor nich gewennt was, sung fröhlich an tau weihern un trändelte langsam mit sinen Herrn nah dat Fort taurügg.

Dat Manüver hadde wil deß düchtig anfungen, de Kanunen brummten un de Find was all dichting bi in de Näg, was äwer den groten Fluß räwer kamen wie, dat weit ik nich, kort und gaud, hei was dor un sin Gewehrsalven knatterten all düchtig mang dat Publikum herumer, dat an de annere Sid von den groten Festungsgraben, äwer den de Togbruck gung, stund. Baben, up den bäbelsten Punkt von dat Fort, stunn de Cummandant un kekte, de Hänn äwer de Ogen hollend, denn de Sünn blennte noch düchtig, in de Reu'n rümmer. Na den Find kek hei nich, ik will dat man glich seggen, Ji radet dat doch nich, hei kek nah den Herrn Cummandirenden, ob de noch nich tau seihn wir. Dor baben up de Landstrat, de von Tiefenberg nach Hartenstein gung, dunn was dorch den Pulverdampf von dat vele Scheiten, de as en Nachthuw up dat Fort sat, un de t' sik man stückerwis von den Kopp treckte, wenn mal dat Scheiten en Ogenblick uphüren ded, en lütt Stuwwulk tau bemerken, de sich na förwarts bewegte. De Wulk kem näger un mitten mang kunn man en oll Kutsch seihn un dorin blinkerte wat.

„Dat is Hei, dat is Hei!' rep de Herr Cummandant, un gung mit sin Officierkur nah de annern Sid von dat Fort, wo de Landstrat all dichting vörbi löp, un wo de Kutsch all dichting bi was. Un sei kem näger un man kunn all, as de nasenwis Herr Leutnant von Hänkel, de dörch sin niges Tweigespann von Finsterruten, dat hei up de Näs' hadd, un de nu dörch Wänn' un um de Ecken liken kunn, seggt, de roden Generalsstripen von Sine Exellenz Sine Unautspraklichen seihn. Un nu was hei ganz dichting bi, un ut de Kutsch was en Letterwagen warden, un ut dat Blinkerige en armen Mausfallenkirl mit Blechtüg, den de Bur ut Gaudmäudigkeit hedd upsitten laten — un Sine Exellenz Sine roden Generalsstripen, was an

oll fuchsig Pirddeck warden, de up den Sit von den Wagen lag. De Herrn Leutnants un Huptlüt un Majors kekten sich wedder en beten verstohlen an, de Herr Oberst strakte sinen Bart un de Schalm kek ut sine lütten fründlichen Ogen rut. De Cummandant, de nau sihr argerlich tau Maud was, gung brunig un upgeregt mang de Kanunen rümmer. De leiwe Sönn sung nu an sik tau empfählen, un ne lütte Dämmerung kem äwer de Jrd, äwer man a ganz lise, t' was noch so hell, dat man baben an den Hewwen de Lewark seihn kunn, de dor ehr Abendlid sung un an de nige Rathbusurke de Weiser erkähnen kunn, äwer den Herrn Cummandant was dat in den Kopp so duster, dat hei gläwte, de Tid von de nächtliche Belüchtung von den Find, was all kamen. De Luchtkörw, de an de Grabenburten ankettelt wiren, wurden ansteckt un de Kriegsraketen gungen lot, un de Pechdinger luchteten nu so hell un de Raketen gungen mit selch Krach lot un folgten sik mit sulch Schnelligket, un nu kemen de Musketiers un de Füseliers, legten sich dal up de Jrd, an de Grabenburt, un spaten mit den nigen Gewehren flottement up den Find lot. Un dat was en Geknatter un en Gebrumme un en Qualm un ne dreiduwwelte Helligket, dat de Ogen un de Uhren Weihdag gewwen.

Mitten mang in den Larm kamm de Herr Leutnant Fachs von sine Expedischon wedder an, un kamm nau up den Herrn Cummandanten lot tau gahn, äwer de hadd ehm all seihn, fahrte up ehm lot, grip ehm unner den Arm un trekte ehm so en thein Schritten furt up de Sid, up en Flag, wo hei ungestürt de Mellung hüren kunn. Woans de Herr Leutnant Fachs dat Reschultat von dat Verhür vermellt hadd un wat nu de Herr Cummandant seggt, dat is en ral tau schweren Upgaw, as dat ik dat weiten kunn. Hei gung verdreitlich up sinen Aeuwer taurügg, rep sik en Trumpeter un lat: „Dat Ganze Sammeln" blusen. Swap, hürte dat Scheiten un Kanuniren un Raketensmiten up, de Körw in de Grabenburten warden utlöscht, de Lüd marschirten na Hus, de Kanunen kregen ehr Ledderkap wedder up, un de Lunten warden utlöscht, un de Herr Cummandant gung na Hus, achter ehm dat Officierkur as Kometenschweif. As sei vör de hell erlüchtete Cummandantur kemen, blew hei stahn un mit en suersäutes Lächeln ladt hei de Herrn in, intautreden, un en Bodderbrod mit tau eten, den sin Fru ward wohl wat updischt hawwen. De Fru Cummandanten empfung sei mit en tämlich verwunnerten Gesicht, sei hadd sik ehr Staatsschabrak antogen, de Disch was deckt, de Stuwen fierlich erlüchtet, un Häuhnerbraten un Fricanseduft gung dörch dat Hus un lütt Georging, as de Verständnigst von de Kinnings, hadd sin nigen Burtstagsantug antreckt kregen, un en groten Blaumenstrutz hadd sei in sin lütten Hand. Un bald war de ganze Stuw vull von olle gaude Bekannten, un as nu de Fru Cummandanten frog, wo Sin Exellenz bliwwen, dunn sung en grotes Lachen an un as se sik en Beten verhalt hadden, nem de Cummandant an Glas von den Disch, schenkte sik aut de Buddel, de dor stunn, in un seggte, „de Postillon sall lewen, de uns den Dag so vergnäugt macht hat." Un mit de Hand wiste hei in de Newenstuw up den deckten Disch: „Bitte, meine Herren, wenn's gefällig ist." De Herr Oberst sprang up de Husfru lot, gaw ehr galant den Arm un seggt: „Darf ich die Ehre haben, meine Gnädigste?" — „Gauden Apetitt! un gesegneten Mahltid", gung dat äwer den Tisch räwer, „un wi willen wünschen, dat das sei gaud bekumen deiht."

Der Letzte der alten Schule.

(Fortsetzung.)

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

Herzog Karl als Protector des Braunschweiger Hoftheaters.

Nicht als Protector der Schauspielkunst, das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Von den souveränen Häuptern, darüber werden wir von Jahr zu Jahr immer mehr Aufklärung erhalten, können wir nicht verlangen, daß sie sich in die sachliche Bedeutung unserer Kunst vertiefen. Nach dem, was ich von Herzog Karl's rancünevoller und kleinlich-persönlicher Erziehung, von seinem krankhaft excentrischen Wesen berichtete, konnte sein Theaterprotectorat nur ein persönlich-willkürliches sein. Wenn er als souveräner Herrscher (ein Titel, auf den er knabenhaft stolz war) seine einzig ihn innerlich befriedigende Erholung, das darf man behaupten, im Theatergetreibe fand, so war das eine natürliche Folge der ihm eigenartigen theatralischen Organisation.

Es rollte Komödiantenblut in seinen Adern, ob auch das Welfenblut sich darüber empören möchte! Schon seine Tante Caroline hatte frühzeitig durch ein scharf ausgesprochenes Nachahmungstalent ihre Hofumgebung in Staunen versetzt, derselben sogar Furcht eingeflößt, da Niemand ihrem drastischen Copiren ausweichen konnte, auch die strengste Bestrafung des sie hart behandelnden Vaters es nicht dahin brachte, dies Talent auszurotten, das, wie es schien, in einem verschwenderischen Maße auf ihren Neffen übergegangen war. Herzog Karl verstand es meisterhaft, jedem seiner Hofschauspieler nachzuahmen, wobei es ihm auch wohl begegnete, daß er, indem er uns einen Spiegel unserer eigenen Kunstleistungen vorhielt, unbewußt Nüancen creirte, die wir uns nicht entgehen ließen. Klingemann nannte ihn überhaupt eine Fortsetzung seiner Tante Caroline, deren ursprüngliche dramatische Einbildungskraft infolge der gewaltsamen Unterdrückung derselben und einer ungleichen, systemlosen Erziehung in Verkehrtheiten und schrullenhafte Einfälle umgeschlagen sei, welche sie dann in der Unsittlichkeit ihrer Ehe mit Georg IV. hamletartige Tollheiten zu Tage fördern ließ. Oft konnte man auch schon an dem jungen Herzog Karl dergleichen Symptome wahrnehmen, zu dessen schauspielerischer Begabung sich noch eine musikalische gesellte. Er war im Besitz einer höchst klangvollen und angenehmen Tenorstimme. Diese Naturgabe erfreute ihn, er verabsäumte es nicht, sie auszubilden, und unterstützt von einem feinen musikalischem Gehör, nahm er in das Studium des Gesanges noch das des Clavierspiels mit auf. Stundenlang konnte er sich in die Partituren vertiefen und sich und Anderen Opernpartien einstudiren.

Mit dem Schauspieler Gaßmann z. B., der auch Sänger gewesen, nahm er sehr eifrig den Don Juan durch. Sein Urtheil war verständig und zutreffend; vielleicht, weil er sich von Kindheit an viel auf Reisen be-

fand und in den verschiedensten Ländern die mannigfachsten Kunsteindrücke empfangen und den ersten Theatern Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands eine lebhafte Theilnahme gewidmet hatte. In London, wo bei dem Herzog von Sussex öfter Komödie gespielt wurde, wußte der jugendliche Herzog Karl sich den berühmtesten Schauspielern zu nähern und sich manches artistische Schlagwort von ihnen anzueignen. Das imponirte Vielen. Auffallend war es immerhin, mit welchem technischen Schick er von der Handhabung der Rollen sprechen konnte, wie genau er über die Auffassung der einen und andern, von dem einen und andern bedeutenden Künstler dargestellt, Rapport abzustatten vermochte.

Bei den unerquicklichen Zuständen, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand und dann selbst noch geschäftig verschlimmerte, mußte gerade das Theater eine sympathische Attraction für ihn haben. Es stellte eine Welt für sich allein vor, und zwar eine Welt, wie sie Herzog Karl's ausschweifendem Geist zusagte, der phantastischen Gelüsten fröhnte und den verführerischen Machtrausch von unumschränkter Souveränität wachend träumte! Das bunte Durcheinander von Schein und Wirklichkeit, der complicirte Trouble von Poesie und Prosa, der nervenaufregende Wirrwarr der Schminkekunst, der Garderobenmetamorphose, der Perrückengeheimnisse, der impulsgebende Wechsel von entgeisterndem Realismus und begeistertem Gehobensein, das Alles mußte den begabten Fürsten, der sich in dem torten Braunschweig und seiner im Ganzen ungeistigen und spionirenden Hofumgebung gelangweilt fühlte, zu einem „der Unseren" machen, wie der Schauspieler Größer sich ausdrückte.

Daß er es nicht ohne „Scandal" werden konnte, war einmal sein Verhängniß. Unter vielen Anklagepunkten, die er gegen die vormundschaftliche Regierung verlauten ließ, bezog sich der erste auf die Theaterangelegenheit, und das mit Recht.

Von 1818 an hatte nämlich das Theater unter Klingemann's Leitung und der Benennung „Nationaltheater" einem Actienverbande angehört. Diesem wurde der ganz freie Gebrauch des herzoglichen Schauspielhauses, freie Kapelle, freie Benutzung der Decorationen, welche ein aus der herzoglichen Kasse besoldeter Maler anfertigte, Unterstützung, wenn unverschuldete Umstände eintraten, eine Vergütigung des angeschafften Inventariums (Garderobe, Bibliothek, Requisiten) und ein baarer Zuschuß, der bis zu 8000 Thaler herangewachsen war. Werfen wir jetzt die Frage auf, welche Verpflichtungen erwuchsen dem Actienverbande aus den Vortheilen, die ihm die vormundschaftliche Regierung bewilligte? Er sollte alles ihm Ueberlieferte und Gewährte in einem möglichst würdigen Stand erhalten, damit, wenn der zukünftige Souverän das „Nationaltheater" zu einem wirklichen Hoftheater erheben wollte, was bei seiner Vorliebe für die dramatische Kunst mit Gewißheit anzunehmen war, ihm das Ganze, jedoch für den vollen Anschaffungspreis, abgetreten werden konnte. Der Passus, auf wie lange Zeit überhaupt ein Contract abzuschließen sei, beantwortete sich insofern von selbst, als die Majorennitätsfrage von 1822 an, wo Herzog Karl achtzehn Jahre zählte, eine offene und sich in der Schwebe befindende blieb. Dieser heikle Streitpunkt, der, wollte man den jungen Herzog schonen, es vermeiden, sein Mißtrauen zu steigern, mit Reserve in's Auge gefaßt werden mußte, erfuhr von seiten Schmidt-Phiseldeck's indeß eine wegwerfende, ja pflichtwidrige Behandlung, denn als die Actiengesellschaft, deren Verbindlich

keit im April 1823 erlosch, sich ein halbes Jahr vorher bei ihm meldete, um zu erfahren, ob sie das Theater in der bisherigen Art fortführen solle, traf er nach eigenem Gutdünken die Verfügung: bis 1826 Alles im bisherigen Geleise zu belassen.

Noch mehr, ohne bei der Vormundschaft eine Zustimmung einzuholen, bewilligte er sogar eine größere Beihülfe, auf die Erklärung der Actiengesellschaft hin, „mit der bisherigen für die Zukunft nicht auszureichen!" Alles das trug sich im Monat April zu, und im October darauf hielt Herzog Karl als Souverän in Braunschweig seinen Einzug. Von diesem, in seine Regierungsperiode eingreifenden Contractsverhältniß unterrichtet, ließ er, wie er Fürst Metternich versprochen, auch diese Dinge fortbestehen. Gegen Klingemann aber nahm er kein Blatt vor den Mund. Er sprach von „nichtswürdigem Verrath", von „schuftigem Verfahren" und daß er alle „Strohpuppen von Räthe", die im Geheimrathscollegium Schmidt-Phiseldeck immer „Ja" zunicken müßten, „zu allen Teufeln jagen möchte". Um schließlich wenigstens doch eine Malice auszuüben, leistete er die Zahlung seines Miethszinses von 500 Thlrn. für die herzogliche Loge mit dem Bemerken, da die vormundschaftliche Regierung, die stets so väterlich für seine Interessen bedacht gewesen sei, ihm auch jetzt, wo er schon bereits als regierender Herzog fungire, sein Privatvermögen noch immer vorenthalte, so befände er sich nicht in der Lage, die Summe verdoppeln zu können.

Das Jahr 1826 war beinahe zurückgelegt, als der Theatercontract mit dem Actienverbande sein Ende erreicht hatte und Herzog Karl als Eigenthümer an die Spitze des Ganzen trat.

Der arme Klingemann zitterte und bebte! Wie wurde dem regierenden Herzog dasselbe übergeben, für das er die volle Zahlung leisten sollte? Eine größtentheils abgenutzte und ausschüssige Garderobe, ein fehlerhaftes, nicht zureichendes Inventarium, chiffonirte Decorationen und sonstige erforderliche Requisiten in desolatem Zustande. Die Actionäre wollten sich practischerweise sichern. Die ansehnlichen Verwilligungen, die ihnen in den letzten Jahren von der vormundschaftlichen Regierung geworden, hatten weiter keinen Zweck gehabt, als sich dagegen zu wahren, zu kurz zu kommen. Wunderbar genug lief die Affaire ruhiger ab als Klingemann besorgte. Herzog Karl äußerte sich zwar erbittert über die unverantwortliche Vernachlässigung in Allem und Jedem, was er als Eigenthum überkam, doch schien er alles Aufsehen vermeiden zu wollen. Er war eine unberechenbare Natur. Man kann eigentlich sagen, es lag nie in seiner Absicht, geradezu Scandal herbeiführen zu wollen. Der machte sich erst meistens, wenn er sich gereizt sah oder die Rechte seiner Souveränität verkleinert und verunglimpft wähnte. Nicht anders stellte es sich mit der Theaterangelegenheit heraus. Erst nachdem Schmidt-Phiseldeck entflohen und in hannöversche Dienste treten durfte, erst da, wo Herzog Karl factisch als Kläger gegen die vormundschaftliche Regierung agitirte, verlangte er auch für gedachte Angelegenheit eine Untersuchung. Klingemann wurde mit hineingezogen; er durfte mit seinem Gutachten nicht zurückhalten. Es fing eine unerquickliche Epoche für den rechtschaffenen Bühnenlenker an. Bis zu meiner Ankunft in Braunschweig blieb die Angelegenheit noch immer unerörtert. Der jugendliche Herzog Karl war also im wahren Sinne des Wortes unter Scandal Eigenthümer des Braunschweiger Hoftheaters geworden.

Wie faßte er im Allgemeinen nun aber seine Stellung auf? Je nun,

seine persönliche Einmischung war nicht hemmender für den künstlerischen Fortgang des Theaterwesens als die jedes hofmännischen Intendanten, jedes industriell verfahrenden Privatdirectors!

Dem höfischen Ceremoniell gemäß hatte auch er einen Cavalier zum Intendanten ernannt, den Oberstallmeister Baron v. Oeynhausen. Einsichtsvollerweise legte er diesem von vornherein in Allem, was das künstlerische Schaffen unserer Bühne ausmachte, ein Papagenoschloß vor den Mund. War es doch vollständig genug für einen Intendanten, daß er als gelernter Oberstallmeister für die Dressur der Pferde des herzoglichen Marstalls und die (das war seine Privatbeschäftigung) der hübschen leichtsinnigen Mädchen Braunschweigs ein anerkennenswerthes Verständniß bekundete.

Der Einzige, der wirklich zu leiden hatte, war der Mann, der als die Seele unseres Kunstwirkens zu betrachten und mit unverrückt redlichem Streben das ideale Princip desselben in Ehren hielt, Dr. Klingemann. Allerdings hatte ihn der Herzog zum Generaldirector ernannt und ihm die artistische Leitung unumschränkt belassen, was wollte das aber gegen die frühere Epoche seiner Directionsführung am Nationaltheater sagen? Das willkürliche Drein- und Dazwischenreden des Souveräns machte ihn oft erlahmen, wie die Schwerfälligkeit seines Charakters denn überhaupt zu leicht irritirt werden konnte durch die überrumpelnde Manier des Herzogs, welcher sich darin gefiel, sich in aufreibenden Fragen zu erschöpfen, auch wohl Vergnügen darin fand, uns sammt und sonders zu zerren und zu necken, bis zur äußersten Grenze zwischen Ernst und Scherz uns zusammenzuhetzen. Lag es doch einmal in seiner psychischen Eigenthümlichkeit in einem gereizten Zustande leben zu müssen, seine Nerven so viel wie möglich in Schwingung zu bringen. Ich hörte ihn zu verschiedenen Malen äußern: wenn ihm das Widerwärtigste und Verletzendste passirt sei, fände er seine gute Laune nirgend leichter wieder als im Theater. War er in Braunschweig anwesend, besuchte er fast jede Probe. Neben dem allgemeinen Versammlungszimmer auf der Bühne befand sich ein anderes, das für ihn hergerichtet war. Hier ertheilte er Audienz, hier empfing er die Persönlichkeiten, mit denen er sich zu unterhalten wünschte; hier wurde manche boshafte Neckerei von ihm vollführt, doch auch manches anregende Wort gesprochen. War er hin und wieder durch ein ihn geistig animirendes Gespräch oder durch eine Probe, die schwungvoll von statten ging, in belebte, liebenswürdige Stimmung hineingerathen, dann beschlich ihn ein Gefühl von Behagen, er betrachtete uns wie seine Gäste, ließ — Baisers mit Schlagsahne gefüllt kommen (ein Lieblingskuchen von ihm) und präsentirte mit anmuthsvoller Chevalereskerie in höchst eigener Person selbe herum. Nach beendeter Vorstellung pflegte er gern mit Denen, welchen er wohl wollte, bis gegen Mitternacht auf der Bühne zu verweilen. Sei es, um über Gelungenes oder Verfehltes einer Darstellung oder einer Rolle mit uns zu debattiren, oder um uns etwas vorzudeclamiren, vorzusingen oder seinen tollen Launen die Zügel schießen zu lassen. Bemerkte er, daß wir ungeduldig, wohl auch matt und abgespannt waren, amüsirte er sich wie ein teuflischer Kobold darüber, schlug immer wieder auf's neue andere Themata an, bis er dann zuletzt in ein Gelächter ausbrach und gute Nacht rufend wie vom Sturmwind gepeitscht von dannen lief. Daß diese phantastischen Angewohnheiten des Herzogs und sein unpassend intimer Verkehr mit seinen Hofschauspielern von allen Classen der Gesellschaft bekrittelt wurde, ist verzeihlich. Der Adel, der sich in Braunschweig ebenso

hochmüthig geberdete wie in Hannover, mit welchem er meistentheils vervettert und verschwägert war, rümpfte die Nase. Er sprach es unverhohlen aus: der Herzog bewege sich gern in schlechter Gesellschaft. Dabei verschwieg er nicht, daß es ihn verdrieße, die Schauspieler des Vorzugs genießen zu sehen, eine selbstständige Meinung äußern zu dürfen, während die Hofcavaliere es kaum wagten, den bescheidensten Einwand gegen irgend eine Ansicht ihres Souveräns zu erheben. Bemerkenswerth blieb es allerdings, daß sich Niemand gegen Herzog Karl Das erlauben durfte, was uns erlaubt ward hinsichtlich der freien Meinungsäußerung und der pointirten Antworten. Im Uebrigen hätten wir es nie gewagt, trotz des täglichen Verkehrs mit ihm, das Ceremoniell zu verletzen. So familiär er sich uns gegenüber stellte, er wußte immer den Souverän herauszukehren. Bei allem rücksichtslosen Sichgehenlassen hielt er streng auf Etiquette. Einen Trumpf auszuspielen ward uns nur gestattet, sobald er geruhte, mit dem ihm eigenen sarkastischen Ton jene verfänglichen Replicenjagden zu eröffnen, die zur Charakteristik seines inquisitorischen Naturells gehörten, welches sich erst machte, seit er durch die vielen ränkevollen Rechtskränkungen der hannöverschen Vormundschaft einer hämischen Untersuchungsmanie zum Opfer fiel. Ich war der Einzige unter den im Allgemeinen recht gebildeten Collegen, welcher der geistigen Schärfe des Herzogs zuversichtlich pariren konnte. Für meine Charakterentwicklung zum Nachtheil! Ein mir angeborener Fehler ließ mich von jeher mein Uebergewicht fühlen machen, wo ich es eben konnte. Der Impotenz, der Aufgeblasenheit, der persönlichen Selbstüberschätzung begegnete ich gern mit hänselnder Malice oder düpirender Fopperei. Diese üblen Eigenschaften erhielten durch den scharf zugespitzten Umgang mit Herzog Karl zu viel Nahrung! Man fing in Braunschweig an mich zu fürchten. Man war unsicher vor meiner schonungslosen Aufzieherei, die ich besonders executirte, wenn ich zuweilen an öffentlichen Orten mit den politisch-kannegießernden Spießbürgern in Berührung kam, welche es nicht überwinden konnten, daß Herzog Karl mit den Schauspielern auf vertrautem Fuße lebte, während er sie gänzlich ignorirte, im Gegensatz zu seinem Vater und Großvater. Diese beiden Souveräne hatten es nicht verschmäht, den geringsten ihrer Unterthanen durch ein leutseliges und herablassendes Betragen zu gewinnen zu suchen. Mußte man nicht einen heimlichen Groll gegen den jetzigen Landesherrn hegen, der die Kinderschuhe noch nicht einmal ausgezogen hatte und sich doch schon so gewaltig fühlte, daß er es nicht der Mühe werth hielt, um die Gunst des großen Haufens zu buhlen? Ein fataler Vorfall erbitterte sie, wie auch die Adels- und Beamtenwelt immer parteigefärbter gegen die Bevorzugung, welche wir genossen, hervortrat. Ein junger Jurist, Dr. Köchy, hatte, auf sein schriftstellerisches Talent fußend, der literarischen Carrière sich gewidmet und ein Journal begründet, in welchem auch die Leistungen unserer Bühne besprochen wurden. Einer seiner Mitarbeiter, der Sohn des Bauraths Krohn, übte eine ziemlich starke, aber durchaus anständige Kritik. Herzog Karl fühlte sich dadurch auf das Tiefste gekränkt. Er sah die Künstler verunglimpft, welche ihm sein vergiftetes Leben in Braunschweig erträglich machten, ihm doch wenigstens einige Stunden der Erholung und — Selbstvergessenheit bereiteten. So dringend und unterthänig Dr. Klingemann ihm auch vorstellte, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, der Herzog bestand auf eine exemplarische Bestrafung. Der Kritiker erhielt vier Wochen Arrest, Dr. Köchy wurde das freie Entrée entzogen; ganz Braunschweig

stand auf dem Kopf, Herzog Karl, der voller Herrscherdünkel und Welfenstolz, hatte sich zum Ritter aufgeworfen für seine — Hofkomödianten! Schlimm genug, daß der fürstliche Despotismus in den zwanziger Jahren noch so willkürlich hausen durfte, daß in den zwanziger Jahren, nach den großen Thaten der Freiheitskriege, das freie Wort, die freie Presse in Deutschland noch immer vergebens auf eine gesetzliche Anerkennung hoffen mußte! Dies Factum erbitterte, paradox genug, gerade den despotischen Herzog Karl. So unmotivirt und toll sein Thun und Handeln in den meisten Fällen jedem Uneingeweihten dünken mußte, Methode lag bei näherer Untersuchung doch in seiner Tollheit. Als Klingemann in devotester Unterthänigkeit die Bitte vortrug, den kritischen Attentäter, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, laufen zu lassen, schrie er ihn zornig an: „Wer hat wohl mehr Ursache, die willkürliche Handhabung der Censur zu begeifern, als ich! Und ich bin ein Souverän! Muß ich nicht die insolentesten Schmähungen über mich von Seiten der ci-devant englisch-hannöverschen Vormundschaft in den öffentlichen Blättern lesen, ohne mich rechtfertigen zu können? Warum kann ich's nicht? Mir fehlt's an Macht und Einfluß, an — englischen Pfunden — preußische Thaler sind Bettelpfennige gegen englische Pfunde. Hab's ja erfahren, die Braunschweigische Regierung auch. So oft ich gegen Beschuldigungen, die mich entehren, mich als ein scheußliches Ungethüm schildern, Protest einlegen will, findet sich keine deutsche Zeitung vor, welche mir ihre Spalten herleiht. Hab' ich mal eine Rechtfertigung im Auslande veröffentlichen lassen, so wird diese schleunigst unterdrückt. Kenne die Machinationen der Bundesregierung. Die betreffenden Censoren empfangen ihre — Instructionen; gut angelegte Bestechungen an die Redactionen der Journale thun auch ihre Dienste. Englisch-Hannover scheut sich nicht, bei den auswärtigen Regierungen zu veranlassen, daß den Redactionen öffentlicher Blätter verboten wird, irgend eine Thatsache aufzunehmen, welche die hinterlistige und ränkevolle Führung der vormundschaftlichen Regierung brandmarkt. Bei solchem nichtswürdigen Verfahren muß ich immer als der Geprügelte dastehen, Englisch-Hannover muß Recht behalten, es hat die Erlaubniß, sich in allen Zeitungen weiß zu brennen, dem Souverän von Braunschweig wird das Maul verboten — als ob er nur ein Trabant des Königs von England wäre! Was er thun darf, das darf auch ich. Hätte ich einen Wink davon erhalten, daß ein Schmähartikel gegen mein Theater veröffentlicht werden sollte, würde ich Dem vorgebeugt und es anderen Souveränen gleich gethan haben. Jetzt halte ich mich direct an den Verfasser." Er hätte noch hinzusetzen müssen: auch an den Herausgeber des Journals, denn Dr. Köchy wurde eine Fortsetzung seines literarischen Unternehmens vollständig unmöglich gemacht. Er sah sich genöthigt, sich wieder auf seine juristische Praxis zurückzuziehen.

Wer im engen Verkehr mit Herzog Karl es sich angelegen sein ließ, ihn in seinen unbewachten Augenblicken zu beobachten, in seinem oft ganz instinctiven Sichäußern, dem mußte es klar werden, daß sein excentrischer Charakter in krankhafte und verkehrte Bahnen eingelenkt worden war durch die kaltherzige, ihn in Zwang und Furcht haltende Erziehungsmethode. Er nagte förmlich an den von der königlichen Vormundschaft ihm zugefügten Kränkungen, wirklichen und eingebildeten. Nicht allein Das, was man von dort her an Thaten, nein, auch Das, was man in Worten an ihm gesündigt hatte, machte seiner Einbildungskraft ununterbrochen etwas zu

schaffen. Mein ziemlich conflictvolles Begegnen auf der ersten Probe vom Kaufmann von Venedig spricht dafür, dem ich Aehnliches zur Seite stelle durch folgendes Erlebniß:

Bei dem überraschenden Geschick, mit welchem er Sänger und Schauspieler copirte, wollte es ihm gar nicht gelingen, mir beizukommen. Ich hatte eben keine bestimmt ausgeprägte Manier, mein Spiel war schlichter und einfacher als das der Anderen. Klingemann machte ihn darauf aufmerksam, daß ich mehr Rücksicht auf das Ganze nehme, weshalb ich eine „subordinirende" Spielweise habe. Größer, der gleichfalls ein Liebling von ihm war, kein bedeutendes Talent, aber von feiner Form und feinem Tact auf der Bühne, außerhalb derselben ein kluger Mann, der sich auf seinen Vortheil verstand, Größer pflichtete Klingemann bei mit der bescheidenen Bemerkung: er zweifle daran, daß Se. Durchlaucht in diesem speciellen Fall den Sieg davon tragen werde.

Hierdurch gereizt und zum hartnäckigen Wollen angespornt, hatten wir Auserwählten nach vierzehn Tagen ungefähr, es war nach der Vorstellung der Räuber, auf Allerhöchsten Befehl auf der Bühne versammelt zu bleiben. Herzog Karl spielte uns einige Scenen des Franz vor. Es war als ob man mich hörte und sah. Wir waren erstaunt und erlaubten uns, unsere Ueberraschung laut werden zu lassen. Dadurch in Ekstase versetzt, schießt er wie ein Pfeil auf mich los und ruft sarkastisch:

„Jetzt wünsche ich aus Ihrem Munde zu hören, Marr, welches Prädicat ich meinen Hofschauspielern nie beilegen darf?"

„Das oft mißbrauchte Prädicat „unnachahmlich" ist ein für allemal, so lange Ihre Durchlaucht existiren, nicht auf Dero Hofschauspieler anzuwenden", antwortete ich mit ruhiger Gelassenheit.

Wie vom Teufel besessen durch dies à Tempospiel von Frage und Antwort, höhnte er: „Georg der Vierte, mein ci-devant Vormund, schrieb mir einst in einem Briefe: „Gehen Sie nach Wien und lernen Sie dort vom Fürsten Metternich, wie man regieren muß, um vom Volke angebetet zu werden." Ich, der souveräne Herzog von Braunschweig, könnte ihm erwiedern: kommen Sie nach Braunschweig und lernen Sie von meinen Hofkomödianten, wie intelligent Ihr Neffe bedient sein will, von dem Ihre Helfershelfer, der Majorennitätsfrage wegen, die auf die lange Bank geschoben werden sollte, dem Fürsten Metternich berichten mußten: „daß es mir selbst an dem gewöhnlichen Verstande fehle"."

Nach solchen Gemüthsaffectionen, die durch giftige Reminiscenzen hervorgerufen wurden, befiel Herzog Karl dann häufig eine störrische, bösartige Stimmung, was sich zunächst durch eine gesteigerte Hast der Bewegungen und ein wie geängstigtes Kommen und auch gleich Wiedergehen bemerkbar machte. Ja, es schien als ob seine ganze äußere Erscheinung einen Ausdruck von Satanerie annahm, obgleich sie sich wenig dazu eignete, den Fürsten der Finsterniß zu repräsentiren. Seine Gestalt war schlank und fein, von mittlerer Größe. Seine Augen vom schönsten Blau, hatten etwas Strahlendes; sie konnten auch vorübergehend melancholisch sinnend blicken, wie auch finster und dräuend. Das Gesicht war regelmäßig schön, intelligent und belebt, von dunklem Haar umflossen, der Schnitt der Nase war nobel, doch markirt; der kleingeformte Mund, von den keckgedrehten Spitzen des zierlichen Schnurrbarts halb verdeckt, verrieth etwas anziehend-diabolisches, während das Mienenspiel eines reichen Wechsels fähig war, bald tückisch

lauernd, bald liebenswürdig freundlich, bald übermüthig trotzig. Herzog Karl trug, wahrscheinlich um größer zu scheinen oder vielleicht auch um seinen hübschen Fuß bemerkbar zu machen, denn er war eitel wie ein kokettes Mädchen, sehr hohe Absätze. Diese gewährten ihm eine kindische Freude, wenigstens konnte er nicht umhin, öfters auf sie aufmerksam zu machen, und vertiefte er sich lebhaft in ein Gespräch, wurde er durch eine Empfindung, einen Gedanken irritirt, drehte er sich wie im Kreise auf denselben herum und zog zur Verstärkung der Action sein Taschentuch hervor, mit demselben agitirt durch die leere Luft peitschend. Originalität war und blieb der Stempel seines Wesens, gleichviel ob dasselbe auch toll, ungeberdig und chamäleonartig war. Gewiß, für uns Schauspieler gab er eine interessante Studie ab, was uns aber nicht verhinderte, ihn auch unausstehlich und lästig zu finden, besonders auf den Proben, hier konnte er zur Plage werden. Entweder hetzte er den Schauspieler durch ein zweckloses Unterbrechen seiner Rede ab, die er dann immer wieder von vorn anfangen mußte, oder er stieß die Anordnungen Klingemann's um, an Stelle derselben seine Ansichten und Arrangements geltend machend. Nicht weil er es besser wissen wollte — er hatte vor Klingemann Respect. Sein Auflehnen hatte einen edlern Grund. Wie in allen Dingen von Eindrücken abhängig, so auch in theatralischen. Sobald von der deutschen Komödie die Rede war, führte er als das nachahmungswürdigste Muster das Wiener Hofburgtheater an. Wir konnten sicher sein, daß er alle Vorstellungen, welchen er in der Hofburg mit beigewohnt, in gleicher Weise in Braunschweig in Scene gesetzt sehen wollte. Wahr ist es, daß diese Vorliebe uns Vortheil brachte, Vortheil wenigstens in der Art und Weise Komödie zu spielen. So grell und effectvoll der Herzog auch dachte und fühlte, in der Menschendarstellung liebte er das Einfach-Natürliche, ein Princip, auf das Klingemann mit Nachdruck hielt, das also nicht Gefahr lief, von den eigenwilligen Maßregeln des Souveräns beseitigt zu werden. Anders gestaltete es sich mit der Tragödie. Hier hielt Klingemann ziemlich stark auf Pathos. Sein Ohr war vom Nationaltheater her durch des sonst tüchtigen Regisseurs Hanke manierirte und salbungsvolle Declamation zu sehr daran gewöhnt; dazu seine Vorliebe für das Versdrama, und, was nicht vergessen werden muß, die Neuheit der idealen Richtung innerhalb der Schauspielkunst ließ in der Behandlung der Declamation die verschiedenartigste Auffassung und Durchführung zu. Wir hatten ja keine Schule, keine dramatische Oberbehörde! Wo nicht bestimmte Regeln und Gesetze aufgestellt sind, die als Wegweiser zu dienen haben, hat schließlich Jeder die Erlaubniß, seine individuelle Ansicht zu vertreten. Klingemann that es eifervoll. Als gewiegter Romantiker, dem manches nicht schauervoll genug sein konnte, cultivirte er in der Tragödie die bombastische Sprechweise. Herzog Karl gab ihm darüber manche bittere Pille zu verschlucken. Einmal, irre ich nicht, so sollte die „Schuld" von Müllner zur Aufführung kommen, rief er sehr ernsthaft: „Daß nur die erforderlichen Stelzen für die Vorstellung fabricirt werden, das darin beschäftigte Personal recht kunstmäßig die Bauchrednerei executirt!" Ein andermal kam er am Abend der Vorstellung einer Tragödie nach dem ersten Act in höchster Ekstase auf die Bühne gestürzt, klopfte Klingemann auf die Schulter und perorirte: „Nicht zum Aushalten, Herr Generaldirector. Als ob die Gräber sich geöffnet hätten, die Schauspieler von den Todten auferständen."

Klingemann war tief verletzt. Eine Entgegnung gab es selten für ihn,

dazu war er zu einsilbig in der gewöhnlich conversationellen Unterhaltung, auch lernte er sich an die persönliche Einmischung des Herzogs gewöhnen, den er allmälig als einen Intendanten betrachtete, welchem er unterordnet war. Gegen dies Raisonnement ließ sich nichts einwenden, umsoweniger, als Herzog Karl auch sogar in vielen Fällen die Engagements persönlich abschloß. Wieder war es Wien, das hierbei besonders berücksichtigt wurde. Ich weiß von drei Tenoristen, Rosner, Watzinger und Wiseneder, die es mit Stolz betonten, daß Herzog Karl sie der Kaiserstadt entführt habe. Im Schauspiel war es der talentvolle, gewandte Kettel und leider, 1823, der begabte aber moralisch verkommene Wilhelm Kunst, die unserer Hofbühne von Wien aus einverleibt wurden. Die Krone aller Engagementserrungenschaften des Herzogs Karl blieb aber die jugendlich dramatische Sängerin Betty Dermer. Welch' ein Zauber umfloß ihre äußere wie künstlerische Erscheinung! Welch' ein süßer Klang lag in ihrer weichen Mezzo-Sopranstimme! Ihre Gesangsmanier wie Darstellungsweise gemahnten nach Herzog Karl's Urtheil an den Ausspruch Goethe's: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!" Ob diese befremdlich poetische Verzückung seines Urtheils nicht auf einen intimen Verkehr mit ihr schließen ließ? Die Antwort lautet: Ja! nur ist hervorzuheben, daß Herzog Karl die junge Sängerin keineswegs aus dem Motiv engagirte. Sie war schon (von ihm empfohlen) ein sehr beliebtes und ihres anständigen Betragens wegen auch geachtetes Mitglied des Nationaltheaters. Er sah sie also zu verschiedenen Zeiten, begegnete ihr mit antheilvoller Zuvorkommenheit, ohne in irgend welche Intimität mit ihr hineinzugerathen. Herzog Karl, ich wiederhole es, war unberechenbar. Wenn die vielen Feinde, die er hatte, bezahlte und unbezahlte, die es sich zur Aufgabe machten, Alles was er that, dachte und sprach in den Koth der Gemeinheit herabzuziehen, ihn auch als einen total sittenlosen Menschen bezeichneten, der nur den ausschweifendsten Begierden fröhnte, so straft sein damaliges Auftreten in Braunschweig diese Aussage Lügen! Nie erinnere ich mich ihn je mit den Theaterdamen in irgend einer Situation betroffen zu haben, die einen zweideutigen Anstrich gehabt; nie hörte ich ihn eine frivole Unterhaltung führen oder jene Art von Scherzereien mit verfänglichen Worten treiben, wie es häufig auch im wirklichen Leben vorfällt. Im Allgemeinen verkehrte er überhaupt wenig mit den Damen; wer hätte ihn daran verhindern können? Er war jung, lebhaft, apart, unverheirathet, hatte keine conventionellen Rücksichten zu nehmen; er war ein Souverän und wenn er wollte ein verteufelt liebenswürdiger und amüsanter Gesellschafter. Unter Tausenden wäre gewiß nicht Eine gewesen, die ihm einen Korb gegeben hätte. Das Weib war also keineswegs seine Hauptpassion! Wohl ging das Gerücht, er habe als achtzehnjähriger Jüngling für eine nahe Verwandte eine ernste Neigung gefaßt, die unerwiedert blieb und ihn lange Zeit trübsinnig machte. Als er schon bereits als Souverän in Braunschweig seinen Einzug gehalten und im Jahre 1825 einige Zeit in London verweilte, passirte es ihm, daß er sich blitzesschnell verliebte. Die schöne siebzehnjährige Lady Colville weigerte sich nicht, sein zu werden und durch Unterstützung vom Herzog von Sussex ließ er sich heimlich mit ihr morganatisch trauen. Auch diese Episode seines Liebelebens wurde zu seiner Schmach ausgebeutet. Es hieß, er habe durch einen seiner Cavaliere, Herrn v. G., ein Mädchen aus England entführen lassen, das er, nachdem es ihm eine Tochter geboren, wieder rohherzig verstoßen. Die Thatsache liegt anders.

Lady Colville kam bald nach seinem Eintreffen in Braunschweig an. Sie bezog ein kleines fürstliches Schloß in Wendessen, unweit Wolfenbüttel, wo Herzog Karl sie täglich besuchte.

In Braunschweig erschien sie selten; nur wenn sie Einkäufe zu machen hatte. Die herzogliche Dienerschaft, die ihr zur Verfügung gestellt war, erzählte Ungeheuerliches von ihrer Verschwendung. Herzog Karl mußte sich darein fügen, wenn er nicht einen Eclat herbeiführen wollte. Daß er diesen in seiner delicatesten Privatbeziehung vermeiden konnte, spricht für eine edle Richtung seines Charakters. Zudem fühlte Lady Colville sich Mutter, ein Zustand, den Herzog Karl, laut Versicherung der Kammerfrau mit zarter Besorgniß berücksichtigte. Nachdem die verhängnißvolle Katastrophe vorüber war und er — zweiundzwanzig Jahre alt — Vater einer Tochter wurde, welcher er den Titel: Gräfin von Blankenburg und von Colmar ertheilte, verlangte Lady Colville, daß er ihre Ehe veröffentliche. Er weigerte sich dessen. Sein Mißtrauen ließ ihn aus dieser Forderung den Schluß ziehen, daß sie nur aus Ehrgeiz ihm angehöre, und er beanspruchte seiner selbst wegen geliebt zu sein. Es kam zu gegenseitigen Vorwürfen, das Verhältniß erhielt einen Riß. Lady Colville kehrte freiwillig, ihre Tochter mitnehmend, nach England zu ihren Verwandten zurück. Niemand in Braunschweig wußte, wo sie geblieben war. Die zu ihrer Bedienung nach Wendessen geschickte Dienerschaft kam eines Tages zurück und wurde wieder im Schlosse placirt, ohne sehen zu können, was eigentlich, trotz ihres Horchens und Spionirens, zu dem plötzlichen Verschwinden ihrer Gebieterin Veranlassung gegeben. Wenn man auch annehmen muß, daß der stolze, störrische Sinn und die verletzte Eitelkeit des jugendlichen Herzogs Karl die Trennung von der Frau, der er sich heimlich vermält hatte, leicht überwand, so ist auffallend, daß es ihm schwer wurde, auf die Tochter zu verzichten. Er verlangte sie zurück. Man weigerte sich, sein Verlangen zu erfüllen. Er wurde dringender. Als man auch hiervon keine Notiz nahm, ward er klagbar. Auf gerichtliche Reclamation mußte ihm die Tochter ausgeliefert werden. Die Wenigen, welche ihm so nahe standen, um einen tiefen Blick in sein hartnäckig verschlossenes Innere werfen zu können, wie z. B. sein treuester Anhänger Bitter, den er später zu seinem Kammerherrn erhob — bemerkten wohl, daß er für die Tochter ungewöhnlich warm zu fühlen vermochte. Bei allen Ausschreitungen, die er sich, als er seinen Thron verloren, aus Wuth und Rache zu Schulden kommen ließ, hatte die Erinnerung an sie stets wie besänftigend auf ihn gewirkt. Der Dichter und dramatische Schriftsteller v. Maltitz, mir befreundet, schrieb einst von Paris aus: „Sie (die Tochter) ist das einzige menschliche Wesen, für das Ihr Herzog Karl eine aufrichtig-menschliche Zuneigung empfindet. Doch muß ich zugleich bemerken, daß er geäußert hat: nicht viel davon zu halten. Menschlich zu fühlen, sei eine Schwäche. In letzter Instanz werde man doch nur hintergangen u teuflisch verrathen."

Ob er für solche Erfahrungen prädestinirt war? Thatsache ist, d. seine Tochter, als sie achtzehn Jahre zählte, auf dringendes Zureden ein Paters Lacordaire, hinter dem Rücken ihres Vaters zur katholischen Religi übertrat. Der Vorfall soll zerschmetternd auf ihn gewirkt haben. Ni aus religiösem Gefühl. Er erinnerte sich, daß zu den bösartigsten Gerü. ten, welche man, als er noch Regent war, systematisch in Braunschweig üb-

ihn in Umlauf setzte, eines der folgenschwersten hieß: er habe seine Religion abgeschworen.

Ein erz-raffinirtes Gerücht, das dazu dienen sollte, das schwachgläubig-protestantische Landvolk gegen ihn aufzuhetzen, was auch gelang; denn von dem Augenblick an — ich habe es persönlich erlebt, wo dies Gerücht Glauben fand, konnte man in den Braunschweig nahe liegenden Dörfern hören: Der „tolle" Herzog habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen, er könne Land und Leute verderben, wenn es ihm beliebte! Als ein Hagelschlag einst an vielen Orten die Ernte vernichtete, sprach es jeder Bauer aus: das habe der Herzog gethan, der das böse Wetter herbeigezaubert.

Herzog Karl war zu unsagbar von Eindrücken abhängig, die sich auf seine souveräne Herrschermacht bezogen. Was er nicht gethan, das hatte seine Tochter verrätherischer Weise vollzogen. Er hatte unverschuldet leiden müssen, sie sollte jetzt, schuldig wie sie war, dafür büßen. Er brach vollständig mit ihr. Er behandelte sie plötzlich mit einer empörenden Härte. Es war die letzte menschliche Empfindung, welche er zu Grabe trug. Als die Tochter im Jahre 1847 sich mit dem Grafen von Civry verheirathete und später dann, wo sie bereits Mutter von sieben Kindern war, aus Noth und Elend einen Proceß gegen den unnatürlich gewordenen Vater anstrengte, verwies der Pariser Gerichtshof die Klägerin an die Gerichte von Braunschweig.

So lange Herzog Karl Lady Colville angehörte, stand er der reizenden Sängerin Betty Dermer persönlich ganz fern.

Sie lebte ziemlich für sich mit ihrer Mutter zusammen, von der sie gehätschelt und bewacht wurde. Das kalte Braunschweiger Publicum war enthusiastisch für sie eingenommen, mehr noch wegen ihres anständigen Privatbetragens als um ihrer Künstlerschaft willen. Ihre Lieblichkeit und Anmuth war zum Sprichwort geworden; ja die im Allgemeinen engherzige und an Herkömmlichkeiten hängende Damenwelt verging sich in so exaltirte Schwärmerei, daß sie sogar Dermertaillen trug — (bei Kleidern Schneppenleib) und Dermergürtel!

Wie es gekommen, daß Herzog Karl sich ihr auf intimere Weise näherte, wußte er wohl selbst nicht. Als sein böses Verhängniß ihm Frau und Tochter entführte, hatte er, wie sein vertrautester Kammerdiener gespottet: mit wahrer Berserkerwuth das Clavier bearbeitet, den Sänger herausgebissen und ein besonderes Gelüste nach Opernaufführungen verspürt.

Größer lächelte fein: „Ich sah sie keimen, diese schöne Liebe."

Es soll in der Vorstellung der Jessonda gewesen sein, wo Betty Dermer als Amazili ihm so unvergleichlich an Grazie geschienen, daß er auf Größer zugegangen ist mit der eigenthümlichen Frage: „Wie heißt die Dermer mit Vornamen?"

Größer stutzte und meinte dann unsicher: „Durchlauchtigster Herr, das ist ja ein öffentliches Geheimniß: Betty."

„Nicht Betty", ruft er, „Hebe! Wäre ich nicht Souverän von Braunschweig, sondern vom Olympus, heute Abend würde ich „Hebe" Dermer zur Mundschenkin desselben ernennen."

Sprach's, drehte sich auf seinen Absätzen herum, peitschte mit dem Taschentuch durch die Luft und verließ das Theater.

Geheimnißvoll steckte man hinter den Coulissen an jenem Abend die Köpfe zusammen. Klingemann wisperte geängstigt: „Grundgütiger Him-

mel, er selbst ist ja schon egyptische Plage für mich, jetzt noch ein Weiberregiment dazu? Unter dem habe ich tagtäglich in meinen vier Pfählen genugsam zu leiden.

Nach einigen Wochen lief in Braunschweig das Gerücht von Mund zu zu Munde: Betty Dermer sei die erklärte Geliebte des Herzogs Karl. Am längsten stritt die für sie schwärmende Damenwelt dagegen. Konnte es möglich sein, daß die bisher so tugendhafte, so sittsame Sängerin sich zur Maitresse hergegeben hatte? Es war unmöglich.

Für unsern Intendanten ein Kunstereigniß.- Zum ersten Mal hörte ich ihn ein selbstständiges Urtheil über Bühnenangelegenheiten fällen. Wie lautete es?

„An jedem Hoftheater, das „cavalierement" geführt werden soll, darf ein künstlerisches Maitressenregiment nicht fehlen."

„Eine Maxime, Herr Baron", entgegnete ich der erleuchteten, intendantlichen Behörde, „die auch an Stadttheatern befolgt wird . . ."

„Mit Maßen, will ich hoffen", nickte er vornehm beleidigt.

„Ganz recht", lautete meine Antwort, „nicht mit so großen Maßen wie an Hoftheatern, wo die fürstliche Schatulle für die Sultanslaunen der intendantlichen Behörde herhalten muß. Die Stadttheaterdirection, welche das Cavalieramüsement des Maitressenregiments cultivirt, hat dasselbe aus ihrem eigenen Beutel zu zahlen!"

Diese „impertinente Aeußerung", über die der Oberstallmeisterintendant Baron von Oeynhausen sich bei Klingemann beschwert hatte, war keineswegs eine blos conversationelle Aeußerung; sie war ein Factum. Daß die Maitressenherrschaft eine ebenso kostspielige als intriguenspinnende und dem Geist der Sache stets schädigende ist, das lehrt uns die Geschichte.

Die Politik und das Theater sind für ein derartiges Weiberregiment das geeignetste Terrain. Wie kommt das? Der Schlüssel liegt in der „Kabalenmacherei", die auf keinem andern Gebiet so erfolgreich leicht in Ausübung zu bringen ist. Um zu einer persönlichen Herrschaft zu gelangen, oder zu einer gewissen einflußreichen Existenz, giebt das Weib sich preis. Es weiß, daß dem Mann auf diesem „nicht ungewöhnlichen Wege" am sichersten beizukommen ist. Die Geschichte des Theaters ist reich an solchen pikanten Begebenheiten, vor Allem die der deutschen Hoftheater. Dabei stellt sich heraus, daß die Fürsten keineswegs einen so erschöpfenden Gebrauch von den Theaterliaisons machen als wir es immer Wort haben möchten. Die Intendanten überflügeln sie bei weitem. Ich kenne mehrere, die nicht allein den von Jahr zu Jahr sich steigernden Gagenforderungen ihrer Favoritin Gewährung werden ließen, sondern auch deren Familienglieder sammt und sonders vortheilhaft placirten, ohne daß diese dem Institut auch nur den geringsten Nutzen gebracht. Hier verheirathete man eine talentlose Schwester an irgend einen jämmerlichen Schauspieler, für den man eine Art von „unkündbarer" Anstellung flott zu machen wußte, dort wurde ein Bruder Liederlich, der schon zu verschiedenen Malen umgesattelt hatte, in die „Kunstcarrière" hineingemaßregelt, wenn auch nur als stimmloser Chorist. In manchen Fällen, wo man der alternden Maitresse überdrüssig wurde die ihres mangelhaften Talentes, oder auch ihrer Talentlosigkeit wegen an keiner andern Bühne ein Engagement gefunden haben würde, welches ihr Ersatz geboten für Das, was sie aufgeben mußte, nahm man zu dem Auskunftsmittel eines „lebenslänglichen Contractabschlusses" seine Zuflucht. Dem

regierenden Fürsten wurde plausibel gemacht, daß bei der steigenden Gagenforderung der Jetztzeit die Möglichkeit vorliege, keinen so billigen Ersatz zu bekommen, wenn man etwa zu kündigen gedenke.

Aus diesem Grunde sei es rathsam, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die betreffende Künstlerin, an die Hof und Publicum sich gewöhnt habe, für immer an das Institut zu fesseln.

So bringt der Intendant die abgethane Geliebte zum Schweigen, die, wenn sie keck und gewitzigt ist, ihm schäkernd dräuend mit einem Wink auf die neben ihr stehende Nachfolgerin zuruft:

„Spiegelberger, ich kenne Dich."
„Wie der Herr, so der Diener."

Wenn die intendantliche Behörde, einem ahnenreichen Geschlecht entstammend, die stolze Brust geziert mit Orden aller inländischen und ausländischen Potentaten, so mir nichts dir nichts dem profanen Protectionswesen eine „Gasse" bauen darf, warum sollte nicht die ganze Kunst- und Beamtensippe, die drum und dran hängt, einem so nachahmenswerthen Beispiel Folge leisten? Wenn auch en miniature!

Regisseure, Kapellmeister, Theatersecretäre, Theatermaler, Maschinisten, Schneider, Schuster, Tischler, Ober- und Untergarderobière, männlichen und weiblichen Geschlechts, kurz, das ganze Heer absolut nothwendiger und absolut überflüssiger künstlerischer wie technischer Persönlichkeiten, sündigt auf die fürstliche Schatulle los, gleichviel, ob im Feinen oder Groben, ob unbewußt oder mit Absicht. Soll ihnen ein Vorwurf daraus gemacht werden? Von meiner Seite nicht. Ich halte mich strict an die Sachlage der Dinge. Wodurch wird die Existenz der Hoftheater ermöglicht? Durch die persönliche Protection der souveränen Häupter.

Da haben wir die Entschuldigung für die obigen Beschuldigungen.

Das Protectionswesen macht das Fundament der Hoftheater aus, deren Bestehen, mag es glänzend oder bescheiden sein, definitiv bedingt wird durch die Summe, welche die fürstliche Gnade für die Führung des Ganzen zur Disposition gestellt hat. Die fürstliche Gnade kann anstandshalber nicht knausern, am wenigsten da, wo es sich um die Repräsentation eines Instituts handelt, das zur Verstärkung des absolutistischen Glanzes beizutragen hat. Was also thun, wenn sich finanzielle Lücken im Theateretat vorfinden? Der gnadenspendende Souverän geruht dieselben zu decken. Daß diese splendide Maxime, die jeder gesetzlich gebotenen Basis ermangelt, in ähnlicher Weise von der ausübenden Behörde in Anwendung gebracht wird, das liegt in der Natur der Sache. Wo keine bestimmte Grenze gesteckt ist, kann auch keine inne gehalten werden. Dotationen, die im Nebel fürstlicher Splendidität gehüllt sind, verführen unwillkürlich zu Ausschreitungen und Uebergriffen, zum — „Draufloswirthschaften".

Der Oberstallmeister und Intendant Baron von Oeynhausen traf in seiner beleidigten Vornehmheit instinctiv den Nagel auf den Kopf. An Stadttheatern, wo man „cavalierement" das Kunstregiment führen will, kann man es nur mit Maßen.

Der Kostenpunkt, der ganz bestimmt gegebene Ausgabeetat erlegt eine Art von — Tugendgebot auf — der leitenden Behörde nämlich. Fast schien es, als wolle auch Herzog Karl den Stadttheatergrundsatz „Mit-Maßen" befolgen. Denn ob er jetzt auch, um mit dem Intendanten

zu reden, sein Hoftheater „cavalierement" führte, Betty Dermer profitirte nichts davon. Ihre Gage blieb dieselbe, sie konnte sich mit kostbaren Geschenken, oder sonstigen verschwenderischen Einrichtungen nicht brüsten, von einer Maitressenherrschaft, einer intriguenvollen, cabalenschmiederischen Beeinflussung war überall nichts wahrzunehmen. Herzog Karl war nicht der Mann dazu, der seinen Eigenwillen Weiberlaunen unterordnete. So jung er war, das Schmachten lag ihm fern; in Fesseln und Banden zu liegen, das hätte ihm nicht behagt. Vom Wirbel bis zur Zehe ein Despot, ließ er es gern geschehen, daß die anmuthsvolle Betty Dermer ihn hingebungsvoll liebte und mit stiller Unterwürfigkeit allen seinen wetterwendischen Launen durch die Finger sah. Da sie von jeher als Künstlerin eine erste Stellung einnahm, sie eigentlich das Repertoire beherrschte, so konnte auch nach dieser Richtung keine andere Sängerin sich in ihrem Rollenfach beeinträchtigt sehen. Durch die liebenswürdige Manier ihres Benehmens waren wir Alle stets für sie eingenommen gewesen, es bedurfte daher nicht einmal eines Zwanges, ihr zuvorkommend zu begegnen. Ich meine sogar, sie würde sich beleidigt gefühlt haben, wenn man gegenwärtig, wo sie die Geliebte des Herzogs geworden, eine Devotion, oder eine in die Höhe geschraubte conventionelle Artigkeit zur Schau getragen. Vielleicht sogar, daß Herzog Karl selbst eine Kränkung darin gefunden haben würde, denn kaum, daß wir es bemerken konnten, in welchem intimen Verhältniß er mit der Sängerin lebte. Sein Stolz kennzeichnete sich auch hierin. Er blieb auch der Geliebten gegenüber Souverän. Die einzige öffentliche Auszeichnung, welche ihr zutheil ward, bestand darin, daß er sie in seiner Equipage in's Theater fahren und auf das Schloß hin holen ließ. In ihrem Hause besuchte er sie nicht. Geschah es vielleicht, so durfte es Niemand ahnen, noch viel weniger sehen. Keiner hat hiervon etwas zu erzählen gewußt. So oft und viel er auf Reisen ging, Betty Dermer blieb in Braunschweig zurück. Sei es, daß er ihrer nicht bedürftig war, sei es, um sie vor etwaigen öffentlichen Beleidigungen sicher zu stellen.

Klingemann's Befürchtung war glücklicherweise nicht eingetroffen. Das Weiberregiment herrschte nur in seinem Hause, und mußten wir Herzog Karl auch als egyptische Plage ertragen, so blieb uns doch der Vortheil, daß er dem künstlerisch einheitlichen Zusammenspiel Beifall zollte, für das der brave Klingemann „Leib und Leben ließ", wie er betheuerte.

(Fortsetzung im nächsten Bande.)

Schulmeisters Feierabend.

Nach einem Gemälde von Meyer.

Wie ein Maler Schloßherr wurde.

Gegen Ende des Empire war es unter Malern stark Mode, recht grell in oppositioneller Politik zu machen. Courbet, der spätere Communard und persönliche Feind der Vendômesäule, hat damals in einem fulminanten Brief die ihm zugedachte Decoration der Ehrenlegion zurückgewiesen — eine geschmacklose Antwort auf eine Kundgebung ästhetischer Unparteilichkeit des Ministers Richard. Ein anderer, noch nicht berühmter Künstler, Herr Picchio, sprang mit einem Satze mitten in die Berühmtheit, er rief nämlich die politische Leidenschaft seinem Pinsel zu Hülfe und der Appell machte seine kleine Wirkung. Gerade war die Baudin-Geschichte als Hebel gegen die Regierung angelegt worden. Wer Baudin ist, werden sich Ihre Leser vielleicht nicht mehr erinnern, hat doch der Name selbst in Paris mehr keinen so verwandten Klang. Baudin war ein republikanischer Abgeordneter der 1849er Nationalversammlung. Als Louis Napoleon seinen Staatsstreich machte und mit Gewalt die Volksvertretung auseinandersprengte, nahm Baudin seine Aufgabe ernst. Mit dem Abzeichen seiner amtlichen Stellung, die tricolore Schärpe um die Hüfte, begab er sich in den Faubourg St. Antoine und spornte das Volk zum Widerstand auf. Er begnügte sich aber nicht mit Worten, sondern kämpfte an der Spitze der Verfassungsfreunde — kämpfte und fiel von den Kugeln der decembristischen Soldaten durchbohrt. Aus dem Schatten dieses Baudin machten nun die Parteien Popanze des Empire, es war das Gespenst Banco's, welches sich an der bedeckten Tafel in den Tuilerien niederließ und Rache fordern sollte für gebrochene Worte. Der bis dahin ganz obscure Abgeordnete wurde Gegenstand eines förmlichen Götzendienstes. Die Menge pilgerte zu seinem Grabe auf dem Cimetière Montmartre hinaus und bedeckte dasselbe mit frischen Kränzen und Blumen. Alle nicht bonapartistischen Blätter öffneten ihre Spalten zu Subscriptionen für die Errichtung einer Bildsäule und es war ganz ernst davon die Rede, einem Bruder des erschossenen Patrioten, der sich niemals mit Politik abgegeben hatte, als Candidaten für die Wahlen aufzustellen, gleichsam um den Schatten des Deputirten in den Corps législatif hineinzudrängen. Diesen Moment ergriff Herr Picchio, um die entscheidende Scene am 4. December durch seinen Pinsel zu verewigen. Der Versuch fiel nicht schlecht aus, obwohl es kein Meisterwerk war. Der Deputirte, eine ziemlich bedeutungslose Rechtsanwaltsphysiognomie mit dem zugestutzten reglementarischen Backenbart, im schwarzen Frack, darüber einen Herbstrock, steht auf einem Haufen Steine wie auf dem Postament einer Bildsäule, in der Rechten ein geöffnetes Buch — die verletzte Verfassung — haltend. Blousenmänner rüsten sich rings herum zum Kampfe. Ein ältlicher, wohlgekleideter Herr, wahrscheinlich auch ein Deputirter oder Journalist, redet einigen anscheinend nicht sehr aufständisch gelaunten Deputirten zu, sie

mögen doch in die Action treten, während Andere resolut den Schießprügel schwingen oder Möbel herbeischleppen. Ein junger, der Kleidung und dem Typus nach zu urtheilen, nichtsnutziger Tagedieb blickt beide Hände in den Taschen zu dem Deputirten empor; wahrscheinlich wollte der Maler damit jene Vorstadtskeptiker skizziren, die damals den zum Widerstande anspornenden Deputirten antworteten: „Ihr glaubt wohl, Ihr Herren, daß wir uns wegen Euren 25 Francs per Tag todtschießen lassen werden!“ Links hinter der schützenden Brüstung der Barricade betrachten zwei Herren im langen, in Falten herabfallenden Mantel die Scene und im Hintergrunde, wo die Julisäule sich profilirt, sieht man die Bajonette der Soldaten glitzern, die zum Angriff heranrücken. Ohne einen bewältigenden Eindruck zu machen, reicht das Bild hin, um die Vorgänge an jenem Decembertag zu skizziren und ihnen die Weihe topographischer Richtigkeit und localer Farbe zu verleihen. Wie es nun kommen mußte, daß, während die Reproduction des Bildes in allen Formaten zahlreich abgesetzt und von allen Gegnern der herrschenden Ordnung gekauft wurde, wie die damals florirende „Lanterne“, das Gemälde selbst dem Künstler auf dem Halse blieb, das wollen wir nicht weiter erörtern. Machen wir lieber einen Satz von dem Jahre 1870 auf die heutige Epoche. Herr Picchio, der inzwischen Manches erlebt haben mag, ist noch immer im rechtmäßigen Besitz seines Bildes und mit jener, dem echten Künstler angeborenen Grandezza wartet er sorglos, bis das Schicksal ihm früher oder später einen Mäcenas zusende. Ein solcher fand sich auch vor etwa zwei Wochen ein, als Herr Picchio in einer anmuthigen Gegend von Paris, in Bonneuil an der Marne, einem jener Winkel, deren Existenz die Pariser kaum in ihrer unmittelbaren Nähe ahnen, ein venezianisches Nachtfest veranstaltete. Solche Feierlichkeiten gehören in Paris nicht mehr zu den Seltenheiten, allerdings haben sie vom Venezianischen nur den Namen und handelt es sich mehr um eine Nachäffung als eine Nachahmung für etliche Sous Raketen und etliche Francs feu de Bengale — und der Spaß ist fertig. Wenn aber auch die Illumination nicht nach altvenezianischer Tradition ausgefallen ist, so konnte das geistige Feuerwerk als ein um so brillanteres gerühmt werden. Die Gesellschaft war eine heterogen zusammengesetzte, wie sich selbe in Paris immer leicht zusammenstoppeln läßt, wenn der einladende Ruf von einem Jünger der Kunst herrührt. Es gab da Maler, Schriftsteller, Schauspieler, liebenswürdige Vertreter der „Bohême“, Journalisten, Sportsmänner, hie und da auch eins jener lustigen Vögelchen mit buntem Gefieder und, wie es heute die Mode will, langen feuerrothen Quasten an den Flügeln, die mit ihrem Geschnatter und mit ihrem ganzen Wesen bereit sind, zur Aufheiterung der Menschheit beizutragen, ohne dabei viele Umstände zu machen. Aus irgend einem Zufalle hatte sich zu diesen Gästen ein Vertreter der positiven Geschäftswelt beigesellt, ein Herr Rheins, der in der Schrauben- und Eisenfabrikation ein ganz hübsches Capital erworben.

Die anlockende Nachbarschaft zweier Bildhauer und auch der genossenen Champagner versetzten unsern Fabrikanten an diesem Abend in eine übermüthige Laune. Ehe er sich vom Gastgeber verabschiedete, drückte er den Wunsch aus, eines der Gemälde, die aus seinem Pinsel geflossen, zu acquiriren. Man bestimmte die Grundzüge des beabsichtigten Marktgeschäftes, und man kam überein, im Laufe der nächsten Woche die Sache perfect zu machen. Als aber der Appelles seinen Gönner aufsuchte, fand er diesen in ein

etwas nüchternen Stimmung. Nicht etwa daß Herr Rheins seine Zusage zurückziehen wollte! Aber, als es darauf ankam, die Preisbedingungen zu normiren, klagte der Fabrikant in herkömmlicher Weise über die Zeitumstände, über die Beschwerlichkeiten, die ihm die Entziehung eines namhaften Baarbetrages aus seiner Fabrik verursachen würden ꝛc. ꝛc. Kurz, er resumirte sich in Folgendem. „Ich besitze unten in Burgund ein altes „Schloß", es ist romantisch gelegen und noch im feudalen Stil, ziemlich gut erhalten. Ich bin aber das ganze Jahr an Paris gefesselt und kann meine Domaine nicht genießen. Sie, ein „Maler", müssen die Natur aufsuchen, der Landaufenthalt und die damit verknüpfte Reise ist für Sie Sache der Nothwendigkeit. Ebensowenig mir das alte Rittergut nutzt, ebenso große Dienste kann es Ihnen leisten. Ihr Bild gefällt mir sehr — tauschen wir."

Der Maler war ziemlich betroffen, er hatte sich schon im Besitze eines ansehnlichen Packets Bankbillete gesehen, die eine Menge Bedürfnisse und Gelüste befriedigen sollten und nun erhielt er statt der erhofften kostbaren Fetzen — ein steinernes Monument. Doch auf der andern Seite reizte es ihn, der bis dato in einem „fünften" ein paar bescheidene Zimmer inne hatte und der den Sommer auf dem Lande in einem Wirthshause campirte, sein Schloß zu besitzen, wie Herr Meissonnier oder Herr Garnier, der Architekt der Großen Oper. Man denke sich den gewaltigen Sprung von einem Kleinmiether à 6—700 Francs jährlich zum burgundischen Grundbesitzer, man stelle sich die Genugthuung in dem Cirkel der langhaarigen und unverstandenen Kunstgenossen von „mon château" reden zu können vor. Aber wenn das Schloß nun eine bloße Ruine wäre, in der nur Eulen und Frösche ihr anständiges Auskommen finden! Darüber sich Gewißheit zu verschaffen, reiste Herr Picchio sofort der gesegneten Hügelgegend zu, wo Pomard und Chablis gedeihen. Er kommt an, sieht sich das Schloß an und findet ein stattliches Haus, das wohl einiger Reparaturen bedurfte, aber im Großen doch ein anmuthiger Wohnsitz genannt werden darf. Das Ganze hatte auch eine historische Couleur, die den Maler vollends bestechen mußte. Kurz und gut, nachdem der Fabrikant noch versprochen hatte, die Reparaturkosten zu bestreiten, waren die Acten unterzeichnet, und schwarz auf weiß war der Herr zum Schloßherrn gestempelt. Es fehlte nur noch Eines, um den Handel richtig zu machen, die Herausgabe des Bildes. Aber damit hatte es seine liebe Noth. Die sämmtlichen und gesammelten Werke des Herrn Picchio befanden sich in den Klauen eines „homme d'affaire", der es so weit gebracht hatte, daß er, wie es scheint, im Rechte war, trotz allen Protestirens und Sträubens die Herausgabe der Bilder zu verweigern. Er setzte dem richtigen Besitzer das Messer an die Gurgel und forderte einen ziemlich unbedeutenden Auslösungspreis. Herr Picchio sah im Schranke nach diesem Betrag und fand ihn nicht, was war da zu thun? Er suchte auf's Gerathewohl den Käufer des Bildes auf und eröffnete ihm die Situation. Dieser zögerte keinen Moment, schickte dem Geier die geforderte Rançon und endlich prangt der „Baudin" in seinem Apartement am Nagel.

Der neue Schloßherr aber trägt sich in den Flitterwochen seines Gutsbesitzerthums mit allerhand lieblichen Plänen herum. Er hat bereits alle Anstalten getroffen, um ein großes Einweihungsfest zu begehen und hat dazu dreimal mehr Freunde eingeladen, als in seinem Château Platz finden können und er spricht von dem darin zu errichtenden Atelier wie von einem

ersten Weltwunder. Was würde aber der starre Republikaner Baudin sagen, was hätten die Delescluze und Andere für eine Meinung, wenn sie wüßten, daß der Historiograph der Barricaden durch diese Barrikadenvertheidigung zum Feudalen avancirte?

Paul d'Abrest.

Schulmeisters Feierabend.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Des Dorfes Jugend zu regieren
Plagt der Herr Cantor eifrig sich,
Und will aufs Wort sie nicht pariren,
Schwingt er den Rohrstock fürchterlich.
Geduldig immer wieder dann
Fängt er das Abcbuch an.

Genau erfüllt er alle Pflichten,
Die sein Beruf ihm auferlegt,
Vielleicht — daß seinem Wunsch, dem schlichten
Bald der Erfüllung Stunde schlägt.
Zulage — ängstlich bat er drum
Ein hohes Consistorium.

Und wenn vorbei des Amtes Mühen,
Spielt er geduldig Kinderfrau,
Läßt sich vom Kopf das Käppchen ziehen
Vom ältsten Sprößling schnell und schlau.
Das Mägdlein aber hält nicht Ruh,
Er wiegt es lächelnd immerzu.

Und wenn von seinen Wünschen allen
Kein einziger sich je erfüllt,
Denkt er: „In Paradieses Hallen
Zeigt sich mein Licht einst unverhüllt!"
So hofft er auf des Himmels Huld —
Ein Bild unendlicher Geduld.

Elly Gregor.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Trauerfarbe, welche in den Hofkreisen und den höheren Schichten der Gesellschaft verbreitet ist, wirft ihre dunklen Schatten auf alle Lebensäußerungen der vornehmen Welt. Es wird voraussichtlich noch ein längerer Zeitraum als die vorgeschriebene Etikettentrauer vorübergehen müssen, bis das lebhafte, heitere Treiben sich wieder einstellt. Auch noch in den vielen Nachklängen der rührenden Einzelheiten, die man sich von den letzten Lebenstagen der verklärten Prinzessin Karl erzählt, giebt sich die wehmüthige Stimmung kund. So hatte eine der adeligen Kammerfrauen ein fünfundzwanzigjähriges Dienstalter zurückgelegt, verschwieg es aber, um die hohe Kranke nicht aufzuregen.

Wie erstaunte sie, als Hochdieselbe genau am Jubiläumstage sich auf ihrer Leidensstätte daran erinnerte und Alles zu einer Feier angeordnet hatte. Eigenhändig hing die Prinzessin der Zitternden eine prachtvolle Kette mit Medaillon um, dankte ihr unter Thränen für ihre langjährigen treuen Dienste und veranlaßte, daß sämmtliche Hofchargen in das mit Blumen ausgeschmückte Zimmer kamen, um Gratulationen abzustatten und die Jubilarin ebenfalls zu beschenken.

Die Abreise der hohen leidtragenden Familie gab in diesen Tagen eine neue Veranlassung zu wehmüthigen Scenen, namentlich war die Kaiserin auf's Tiefste ergriffen, die mit der geliebten Schwester so unzertrennlich verbunden gewesen.

Daß Prinz Karl nicht allein nach Italien reisen mochte, sondern seine beiden ältesten Enkelinnen mitnimmt, wird hier als ein heilsames Trostmittel betrachtet; die beiden jugendlichen, liebenswürdigen Prinzessinnen sind das Medium, um ihm die Genüsse einer solchen Reise annehmbar zu machen.

Sie waren noch nie in Italien und die Einführung in dies Zauberland betrachten sie als ein Geschenk der großväterlichen Huld. Die Gräfin Schwanenfeld, einst als Gräfin Eveline Hagen die langjährige Hofdame der hochseligen Prinzessin, ist jetzt zur Oberhofmeisterin und Reisebegleiterin der jungen Prinzessinnen ernannt.

Die Gräfinnen Schulenburg und Gröben gehen als Hofdamen mit. Ein männlicher Hofstaat zahlreicher distinguirter Cavaliere wird ebenfalls die Reise mitmachen, z. B. Graf Dönhoff als Hofmarschall, die Herren von Prittwitz, von Helden-Sarnowski, von Unruh, von Balluseck als Adjutanten, der geistreiche Halbitaliener und Schriftsteller Dr. Valentini als Arzt.

Im Mai wird Prinz Karl muthmaßlich zurückkehren und dann gleich nach Glienicke gehen.

Der jähe Tod des Herzogs Eugen von Württemberg hat in den Hofkreisen natürlicherweise die größte Theilnahme erregt. Der junge Herzog war hier sehr bekannt und beliebt, da er seine Kindheit und Jugend meistens

in Preußen verlebt hat. Geboren auf den herzoglichen Besitzungen in Schlesien, wurde er in Frankfurt a. d. O. erzogen und militärisch ausgebildet. Seine Mutter, geborene Prinzessin Mathilde von Bückeburg, sowie sein verstorbener Vater, der sich als Dichter einen schönen Namen erwarb, wurden vielfach vom preußischen Hofe ausgezeichnet. Die Erbfolge im Königreich Württemberg ist durch diesen erschütternden Todesfall wieder auf zwei Augen gestellt. Indessen wird die Vermälung des Prinzen Wilhelm mit der reizenden Prinzessin von Waldeck hoffentlich diesem Uebelstand bald abhelfen.

Die Hoftheater gewähren einen düstern Anblick, da der ganze erste Rang in Trauerkleidern erscheint, obwohl nur die Damen des Hofes dazu verpflichtet sind. Als Zeichen der Theilnahme mögen auch wohl einige schwarze Toiletten in anderen Kreisen angelegt worden sein, aber leider auch gewiß, um „vornehm" zu scheinen, da „bunt" vulgär aussieht in einer so distinguirten Trauergesellschaft. Als einziges erlaubtes Vergnügen sind die Theater jetzt ganz ungewöhnlich voll und der Mangel an guten Novitäten macht sich doppelt fühlbar. Warum Spielhagen's „Lustiger Rath" nicht als solche im Schauspielhause gegeben wurde, ist ein ungelöstes Räthsel. Im Residenztheater hat das Stück indessen auch nur sehr getheilten Beifall erhalten. Heinrich Kruse's neueste Tragödie, Marino Faliero, konnte sich ebenfalls keiner Einstimmigkeit des Lobes erfreuen. Er hat jedoch „den Ersten seiner Zeit genügt", indem die Kaiserin Augusta ihn zu einer Audienz befehlen ließ, um ihm ihren schwerwiegenden Beifall auszusprechen. Als langjähriger Redacteur der Kölnischen Zeitung hatte er in Coblenz schon die Ehre, von der hohen Frau beachtet zu werden. Er ist bereits bei Jahren, aber seiner jugendfrischen Productionskraft merkt man das Alter nicht an. Jedoch hindert es ihn wohl an Verbesserung von Fehlern, die man sonst gern auf Rechnung der Jugend schreibt. Seine Vorliebe für England, wo er im Hause Palmerston's als Erzieher lebte, hat bei ihm eine unüberwindliche Sucht Shakespeare nachzuahmen, entwickelt.

Das französische Theaterpersonal fährt fort, durch treffliches Spiel die Gunst des Publicums immer mehr zu gewinnen, auch die anfangs sehr ungünstige Recensentenlaune haben sie gänzlich umzustimmen verstanden. Der Hof kann jedoch vorläufig nicht erscheinen wegen der Trauer, jedoch wird voraussichtlich das französische Theater länger hier bleiben als anfangs beabsichtigt war, weil der Kaiser sich sehr gern dort aufhält und gewissermaßen es als eine Ehrenpflicht betrachtet, die ausländischen Gäste durch seinen Beifall zu ermuntern.

Die französische Sprache wird überhaupt mehr als jemals in der vornehmen Welt geübt; unsere rachsüchtigen Nachbarn haben alle Ursache, eitel zu werden auf diese erneute Macht ihrer Intelligenz. Auch die Kaiserin hat jetzt wieder in ihrer nächsten Umgebung einen jungen Franzosen, Name Girard, als Vorleser anstellen lassen. Kurz nach dem Kriege starb der bisherige Inhaber dieser Stelle tragischer Weise im Irrenhause.

Die Wohlthätigkeitsbestrebungen sind natürlicherweise auch während der tiefsten Trauerzeit erlaubte Freuden, der Bazar im Palais der Fürst Radziwill, zum Besten des katholischen Krankenhauses, vereinte deshalb an mehrere Tage die vornehme Gesellschaft zahlreicher als jemals. Es mochte auch wohl die Triebfeder der Neugier mitwirken, die neuen Räume zu sehen in denen sich dieser Zweig der fürstlichen Familie eingerichtet hat, seit der Sitz in dem alten Erbschlosse verlassen werden mußte, um dem Fürsten

Bismarck zu weichen. Das Haus ist eins der wenigen in der Wilhelmsstraße, die noch eine Auffahrt, Rampe, behalten haben, es gehörte einst dem Fürsten Pleß, der sich jetzt ein vielbewundertes Rococoschlößchen in der Wilhelmsstraße erbaut hat. Jetzt ist Graf Grabowski Besitzer des erwähnten Hauses, Fürst Radziwill zahlt das hübsche Sümmchen von 36,000 Mark jährliche Miethe dafür. Es ist jedoch eine wahrhaft fürstliche Wohnung, obwohl das Haus höchst unscheinbar von außen sich ausnimmt. Ein Saal mit vergoldeter Stuckatur, der die Höhe von zwei Stockwerken erreicht, ist ganz im altfranzösischen Geschmack eingerichtet und kann mit jedem der Prachtzimmer unseres Königspalais wetteifern. Mehrere große Nebensäle füllen die erste Etage aus, reizende Boudoirs sind mit Geschick dazwischen angebracht, so daß neben der Großartigkeit eine trauliche Wohnlichkeit möglich ist. Die altmodige, aber breite, bequeme Treppe ist freilich nicht von Marmor, wie man jetzt in jedem Bankiershause es findet, aber sie wird durch vergoldete Lehnen und schöne Teppiche so reich verziert, daß man den Mangel des Marmors kaum bemerkt.

In dem Speisesaal war für die Käufer des Bazar ein einladendes Frühstück aufgestellt; wer es wagte, sich dabei niederzulassen, legte einen Thaler oder ein Zehnmarkstück neben seine Tasse und hatte dafür das Vergnügen, von einem goldbetreßten Jäger bedient zu werden und die lebhafte Unterhaltung des intimen Kreises zu belauschen, wenn nicht daran theilzunehmen.

In dem großen Saal waren die üblichen Verkaufstische mit kostbaren Gegenständen überfüllt, aber es gab auch unerwartet billige Preise und es ward jedes Anpreisen der Waaren sorgfältig vermieden, wie dies in den Bazaren der bürgerlichen Kreise leider sehr unbequem war. Unter den Verkäuferinnen herrschte ein liebenswürdiger Wetteifer von Zurückhaltung und Bescheidenheit, hatte man aber ohne ihr Zureden etwas gekauft, scheuten sie sich nicht, eigenhändig die Sachen zur Kasse zu tragen, wo man den Preis entrichten mußte, und es waren doch sehr hochgeborene Damen, Prinzessinnen und Gräfinnen darunter.

Eine andere Wohlthätigkeitsvergnügung war die Vorstellung im Wallner-Theater zum Besten der Nogat-Ueberschwemmten, welche der vaterländische Frauenverein veranlaßt hat. Die Kaiserin ist Protectorin desselben und es geschah auf ihren besondern Wunsch, daß recht bald etwas für die wachsende Noth in Ostpreußen unternommen würde. Herren und Damen aus der Gesellschaft stellten lebende Bilder dar und betraten ohne Scheu die Bühne, neben gewiegten, berühmten Schauspielern.

Eine solche Situation ist aber stets für die „lieben Bekannten" als Zuschauer ganz besonders anziehend und so war es trotz der hohen Preise gedrängt voll im Wallner-Theater. Der kleine Klatsch, der stets im Gefolge von Privatvorstellungen auftritt, war interessant genug, soll aber aus Schonung für die Darsteller, die sich für die „gute Sache" gern aufopferten, nicht hier berichtet werden.

Die Ausstellung der Kochkunst darf als ein Ereigniß bezeichnet werden, sie trug wesentlich zur allgemeinen Erheiterung bei und es war in der That ein wohlthuender Anblick, soviel schöne und gute Eßwaaren zusammengestellt zu sehen. Man hätte Magenkranke hinführen sollen, um ihnen Appetit zu erwecken. Der Prachtbau der Reichshallen nahm sich vortrefflich aus bei diesem culinarischen Ueberfluß und der Zudrang der Besucher war trotz

der hohen Eintrittspreise ein unabsehbarer. Die hübschen Scherze, den Rhein und seine Fische in krystallklarem Weingallert darzustellen, dazu von Fröschen die Wacht am Rhein singen zu lassen, fanden viel Beifall, ebenso die reizenden Gebilde aus Schmalz und Terraalba, Kroll's Etablissement, die Siegessäule, der Circus von Salamonski ꝛc. Die köstlichen Fruchtsäfte und Conserven, welche ausgestellt waren, so wie die Kunststücke des Gemüsebaues in ellenlangem Spargel, faustdicken Radieschen ꝛc. müssen alle Hausfrauen entzückt haben.

Unter den Fortschrittsproducten der Küchenwerkzeuge erregte eine Rückschrittsbratmaschine das meiste Aufsehen, es ward nämlich der alte vergessene Bratspieß wieder eingeführt, freilich in verbesserter Gestalt.

Als pièce de résistance wurde ein ganzer Ochsenrücken, der am Spieß im Freien gebraten war, viel bewundert, er war à la jardinière mit großen Kohlköpfen garnirt und konnte nur für eine Riesengesellschaft bestimmt sein. Herr Adloff in Hamburg hatte ihn bereitet und hergesendet.

Aus Sachsen, das sonst nicht gerade wegen seiner Kochkunst berühmt ist, wurden Leuschner, Boden, Paulecke, Kühn, Elb, Sebastian-Wilsdruff ꝛc. als preiswürdige Firmen bezeichnet. Ein Diner und ein Dejeuner, von Feinschmeckern veranstaltet, beschloß die gelungene Ausstellung.

Der milde Winter vereitelte bisher jedes Eisvergnügen, die beiden großen Skating-Rinks sind daher ein sehr beliebtes Surrogat dafür geworden. Im Thiergarten-Skating-Rink versammelt sich namentlich von zwei bis fünf Uhr die vornehme Gesellschaft und führt ganz im Stillen einen kleinen Ball auf Rollschuhen aus. Die gesunde Bewegung wird auch jetzt von den Aerzten für junge bleichsüchtige Damen vielfach empfohlen und hat die augenblicklichsten Erfolge, denn schönere Wangenröthe, als diese modernen Atalanten sie bei ihren Wettläufen sich holen, kann es nirgends geben. Kürzlich fand ebenfalls für die Nogat-Ueberschwemmten ein Abendfest auf Rollschuhen statt; bei Mondenschein und Schneeglanz wurde eine Fackelpolonaise gelaufen, die sich feenhaft ausnahm. H. v. N.

Wien.

Der officielle Carneval ist todt, es lebe der officiöse! Der Fasching ist begraben, aber seit der Einführung der neuen Religionsgesetze darf man auch in den „Fasten" lustig sein, die öffentlichen Tanzsäle sind verlassen, dafür sind die Salons der haute und demie aristocratie, der haute und demie finance erleuchtet und aus diesen Salons hört man zuweilen ein Wispern und Kichern, in dem ganze Romane oder doch pikante Capitel zu denselben liegen. Der Todfall des Lebens schafft die Expositionen. Die Komödianten und Komödiantinnen des Lebens sorgen dafür, daß jene Expositionen wie Compositionen nur zu einem tragischen, komischen oder auch tragikomischen Ausgang geführt werden. Oder ist sie nicht sehr tragikomisch, die Geschichte vom jungen Grafen X . . . . .? Das Vermögen seines Hauses war auf ein Minimum zusammengeschmolzen und der Vater besaß kaum noch so viel, um den Prätensionen gerecht zu werden, die ein stolzer Grafentitel an seine Besitzer stellt. Dazu kam noch das kostspielige Unglück, daß Graf X. junior sich in eine reizende Schauspielerin verliebte, die er à tout prix und nicht

unter der Fahne von falschen „Ehen" heimführen wollte. Was thut man in einem solch' entsetzlich schwierigen Fall? Man arbeitet, man kämpft, man ringt, man sucht sich eine Stellung zu machen, die ihren Mann und die Frau dazu ernähren müßte.

Nichts von alledem, denn solches hieße den Stand, zu welchem ja mindestens acht Ahnen gehören, erniedrigen. Was dann also? Man spielt. Graf X. ging in seinen Cercle und setzte sich zum Macao und zum lancequenet (eine Nobilisirung des „meine Tante, deine Tante") und das Glück, das den Menschen sonst beim ernsten Streben im Schlachtfeld und in der Liebe verläßt, lächelt zuweilen am grünen Tisch und im Laufe weniger Nächte hatte der Jüngling mit der neunzackigen Krone ein Vermögen von 320,000 Gulden gewonnen. Der ehrliche Gewinnst sollte nun zur ehrlichen Brautwerbung führen und Graf X hielt in der strengsten Form um die Hand seiner Angebeteten an. Aber diese, über den Ursprung des plötzlichen Reichthums bereits unterrichtet, nahm die Werbung überraschend kalt auf und beantwortete dieselbe mit einem lauten und deutlichen Nein! Der abgewiesene Freier konnte den Korb nicht begreifen, wollte den Refus nicht fassen und verlangte eine Erklärung, worauf die anmuthige und begabte Künstlerin bitter lächelnd sagte: „Meine Aufgabe ist es, erfolgreich zu spielen, die Ihre nicht, Herr Graf; ich heirathe keinen Spieler."

Der Graf ging wieder in seinen Cercle und — verlor das Gewonnene. Ob er aus Gram gespielt, oder um noch mehr zu gewinnen, darüber schweigt die causeuse. Das Spiel scheint in jenem blaublütigen Cerele überhaupt ganz gewaltige Dimensionen angenommen zu haben und eines schönen Morgens raunte man sich in eingeweihten Kreisen eine Geschichte in's Ohr, wie ein russischer Cavalier sechzigtausend Gulden, die beaux restes seiner flüssigen Habe, auf dem Macaotisch liegen gelassen habe und in infolge dessen, da jene Summe dazu bestimmt war, dringende Ehrenschulden zu begleichen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Solche und ähnliche Mysterien sollen denn auch maßgebenden Orts die größte, die entschiedenste Mißbilligung erfahren haben und es stehen dem Club die radicalsten Statutenänderungen und Maßregeln bevor, was auch ganz natürlich und billig ist, denn wenn in einem Staat das Hazardspiel überhaupt verboten und verpönt ist, kann man doch füglich einem einzigen Stande gegenüber keine Ausnahme machen. Auch von einem zweiten russischen Cavalier war in den jüngsten Wochen viel die Rede. Derselbe, einer ersten Botschaft attachirt, hatte sich darin gefallen, als der Gemal einer quecksilbernen, sogar übermüthigen Soubrette zu gelten, einer Soubrette, die es mit den Gesetzen der Moral niemals sehr streng genommen hatte. Und Attaché und Soubrette wirthschafteten so wild mit den Revenuen, die aus Rußland und der Theaterkasse flossen, daß es der „Gemal" vorzog, aus Wien zu verschwinden und die diplomatischen Geschäfte im Stich zu lassen. Die Gläubiger, die zusammen eine Summe von 300,000 Gulden repräsentirten, schlugen die Hände über ihren diversen Köpfen zusammen, sollen sich aber bald wieder getröstet haben, da aus Rußland die Gelder eintrafen und die fälligen Wechsel eingelöst wurden.

Ist es unter solchen Verhältnissen zu verwundern, daß die „falschen Ehen", die Director Laube in seinem Stadttheater in Scene setzte, schon des Titels wegen in gewissen Kreisen Anstoß erregten und ist, frägt Figaro, zu verwundern, daß man das geflügelte Wort einer Schauspielerin, die, in dem genannten Stück von Pailleron beschäftigt, hinter den Coulissen ausrief:

„Heute muß ich mich „zusammennehmen", vor den vielen anwesenden Sachverständigen, vor sehr vielen „falschen Ehen".

Die sogenannten Coulissengeschichtchen wickeln sich aber nicht allein hinter den veritabeln Coulissen ab, sie passiren zuweilen auch auf den improvisirten Theatern, so zuweilen in den aristokratischen Salons aufgeschlagen werden. Da sollte ganz kürzlich in dem Palais der Fürstin Wilhelmine Auersperg eine Matinée zum Besten eines Frauenhospitals abgehalten werden. Das Programm, auf welchem Namen von Ruf, Tragiker, Sänger, Pianistinnen und Declamatricen figurirten, war schon wochenlang in Händen des matinéelustigen und wohlthätigen Publicums und für den Schluß der Akademie war die dramatische Scene „Totochez tata" in Aussicht gestellt, ein echt französischer Spaß, voll Esprit, wie alle diese Sachen, aber auch ziemlich capriciöser Natur und durchaus nicht geeignet, jungen Aristokratinnen, die eben erst das erziehende Kloster verlassen, vorgeführt zu werden. Die Fürstin Wilhelmine Auersperg, eine Dame, die sehr selten in's Theater kommt, kannte das Stückchen gar nicht und hatte den Arrangeuren den freiesten Spielraum für die Entwickelung ihres Programms gelassen. Allmälig aber drangen Stimmen an ihr Ohr, die sich sehr mißfällig über Totochez tata — das Ganze drehte sich um einen angeheiterten Studenten und eine lustige Kokette — äußerten und ziemlich unverhohlen meinten, daß ein solches Repertoire Palais und Namen der durchlauchtigsten Fürstin in Mißcredit bringen müßte. Die würdige Dame, erschreckt über das Gerede, trat sofort und überaus energisch als Censor auf und legte gegen die Aufführung der Scene ein Veto ein. Das Publicum der Matinée, von dem Zwischenfall nichts ahnend, freute sich schon auf die pièce de résistance — denn alles Vorhergehende war gründlich langweilig gewesen — es freute sich auf das Cabinetsstückchen frivolen Esprits — als es aber dazu kam, trat der Regisseur auf und verkündete dem Publicum, irgend einen andern Grund vorschiebend, daß das abgekürzte Verfahren Platz greifen und das Publicum sich ohne Totochez tata begnügen müsse. Verdutzte Gesichter, getäuschte Neugierige, Wispern, Murmeln, malcontente Aeußerungen — aber es half nichts, die Wohlthätigen, die 5 Gulden und noch mehr für ein Entrée gezahlt, wurden nicht gerade mit blutigen Köpfen, aber mit gelangweilten nach Hause geschickt.

Das Hauptinteresse aller theatralischen Bewegungen der ersten zwei Monate des neuen Jahres nahm Frau Christine Nilsson für sich in Anspruch. Die Bauerstochter von Hassaby und einstige Marktsängerin verdrehte aller Welt die Köpfe und ganz besonders die hohe Aristokratie war es, die der nordischen Diva den Hof machte. Ich will mich an dieser Stelle nicht des Breitern über die künstlerische Stellung der Nilsson einlassen, will dieselbe nur in ein paar flüchtigen Strichen skizziren und den größern Theil meiner Aufmerksamkeit und meine Notizen der socialen Position widmen, die die Schwedin im Allgemeinen einnimmt und sich in Wien zu erobern wußte. Die Stimme der Nilsson ist nichts weniger als groß und mächtig, die Höhe ist sogar schon etwas gebrochen, aber aus diesen Tönen spricht die Seele, das Transscendentale der Kunst, und wer einmal gehört, wie Christine Nilsson singt, wird es nie wieder vergessen. Sämmtliche Register sind von wunderbarer Ausgeglichenheit und reinster Egalität und wenn diese Register aufgezogen sind, glaubt man oft Sphärenmusik zu hören. Es ist nicht der Ton, der begeistert, hinreißt, berauscht, der aus der Kehle der Schwedin kommt, es ist der Ton der innern Beseligung, des geistigen

Entzückens und man mag Vergleichungen mit der peinlichsten Sorgfalt aus dem Wege gehen, man kommt immer wieder auf die Jenny Lind zurück, mit welcher die Eigenart der Nilsson die meisten Berührungspunkte hat. Als Schauspielerin feierte der Gast wenn möglich noch größere Triumphe, denn als Sängerin und wenn zu sämmtlichen Vorstellungen die Logen und Parquet- und Galerieplätze immer sofort vergriffen und sogar mit hohem Agio bezahlt wurden, so mag dies auch darin liegen, daß ein großer Theil des Publicums, das sonst keine ausgesprochene Vorliebe für die Oper hat, die Nilsson wenigstens sehen wollte. Für jede Vorstellung, in welcher die ganz merkwürdige Künstlerin auftrat, gingen bei der Kasse des Hofopern-theaters circa 7000 Gulden ein. Das ist sehr respectabel für Wien und seine schlechten Zeiten. Uebrigens wird die Nilsson auch höher honorirt, als die Patti. Das klingt unglaublich, ist aber wahr. Adelina Patti bekommt von der Direction für jeden Abend 5000 Francs in Gold — Christine Nilsson erhält pro Abend ebenfalls 5000 Francs in Gold, zudem aber auch freien, d. h. kostenfreien Aufenthalt im Hotel, alle Reisespesen und sämmtliche zur Bühne gehörigen Toiletten. Und was gewisse Gesangscelebritäten brauchen können, ganz besonders wenn sie auf fremdes Conto leben, geht daraus hervor, daß die Rechnungen des Grand Hotel für Frau Nilsson durchschnittlich pro Tag auf 100 Gulden sich belaufen. Darin aber sind sich Adelina Patti, Marquise de Caux, und Christine Nilsson-Rouzaud ganz gleich, daß sie Beide auf das Gold sind wie die Elstern, und daß sie keinen Kreuzer und keinen Pfennig ausgeben, der nicht in den Bedürfnissen begründet erschiene. Adelina Patti hat sich einen Generalstallmeister des Napoleonischen Hofes zum Gatten auserkoren, denn dieser Generalstallmeister war Marquis und die kleine Patti hielt etwas darauf, als Marquise auftreten zu können. Später stellte es sich allerdings heraus, daß die berühmte Diva keinen besonders beglückenden Griff in's Menschenleben gethan und neueste Nachrichten weisen mit entschiedenster Deutlichkeit darauf hin, daß man Marquise sein kann und dennoch nicht glücklich zu sein braucht. Frau Nilsson dachte sich: mir thut's auch ein Bürgerlicher und wählte sich zum Prinzregenten einen Pariser Kaufmann, Herrn August Rouzaud, der wenigstens Das für sich hat, daß er jung, hübsch, bescheiden, ziemlich unterrichtet ist, niemals eitel und zudringlich sich geberdet und auch niemals auf dem Parquet der Tuilerien eine Rolle spielte. Der Verkehr mit illustren Persönlichkeiten der feinen und feinsten Gesellschaft fast aller europäischen Metropolen haben aus dem Mädchen, das auf dem Jahrmarkt von Cjungby sich das Brod sauer erringen mußte, eine große Dame gemacht, wenn aber diese große und in allen Kniffen der Salontournure bewanderte Dame in Affect geräth, schlägt hier und da denn doch die Bäuerin durch . . . Ich habe vorhin erwähnt, daß der Nilsson ganz besonders von Seite der hohen Aristokratie der Hof gemacht wurde und komme auf diesen Punkt mit noch ein paar Worten zurück. Die Hohenlohes, Szechenyis und Metternich's, Larisch und Rothschild, die Gesandten von England und Schweden beeilten sich, Diners zu veranstalten und selbstverständlich wollte die Colonie der jüdischen Banquiersfrauen nicht zurückbleiben, wo es galt, à la hauteur der Mode zu sein. Die Begegnung der Nilsson mit dem Herzog von Ratibor in den Apartements des Fürsten und der Fürstin Hohenlohe war der Anfang zu einer ganzen Reihe von Geschichtchen, aus denen sogar ein wenig nationales Capital geschlagen wurde. Als der genannte Herzog der Sängerin vorge-

stellt wurde, habe Letztere, nachdem sie die Landsmannschaft des Herzogs erfahren, zu demselben in etwas brüskem Tone gesagt: Wie konnten Sie sich mir, einer Französin — Frau Nilsson fühlt sich nämlich durch ihre Heirath ganz Pariserin — wie konnten Sie sich mir vorstellen lassen? Ich hasse alle Preußen."

Der Herzog, entsetzt über die Insulte, wendete sich an die Dame des Hauses, an die Fürstin, und bat um Genugthuung, allein was konnte, was sollte in einem Falle, wie es der vorliegende war, geschehen? Die Fürstin gab sich alle erdenkliche Mühe, den Frieden Europas, oder doch wenigstens ihres Salons wieder herzustellen, aber vergebens; die Sängerin, die einst den Parisern getrotzt und dem Director Halanzier die kummervollsten Nächte bereitet, weil sie bei der Eröffnung des neuen Opernhauses nicht mitwirken wollte, beharrte auch im neutralen Kreise, dem politische Sympathien und Antipathien vollkommen gleichgiltig sind, auf ihrem ersten Wort. Ob sich die gefeiertste, blondeste und glaubwürdigste aller Ophelien mit solchen Ansichten und solchem Auftreten eine künstlerische Carrière durch Deutschland bahnen wird, ist allerdings eine andere Frage . . . Bei Hofe fand Christine Nilsson die freundlichste, man könnte fast sagen, eine herzliche Aufnahme. Kaum war die Künstlerin in Pest angelangt, wo sich gerade das Hoflager befand, und sie erhielt durch den Obersthofmeister der Kaiserin, dem Grafen Nopsca, eine Einladung, zu einem kleinen Hofcercle zu erscheinen und sich für einige kleine Vorträge bereit zu halten. Mit der Künstlerin wurde auch deren Gatte, Herr Rouzaud, „befohlen". Diese letztere Erscheinung befremdete ganz außerordentlich; eine Künstlerin wird als *solche* in einen Hofcercle gezogen, aber der bürgerliche Gatte, der weder durch seine Geburts-, noch durch seinen Künstleradel hoffähig ist! Das Räthsel klärte sich sehr bald auf: Frau Nilsson nimmt principiell keine Einladung ohne ihren Mann an, auch nicht zu Hofe. Ob das Liebe ist, ob Eigensinn? Zur Ehre des weiblichen Geschlechts und speciell der Künstlergilde nehme ich das Letztere an. Die Kaiserin sagte u. A. zur Nilsson: „Die Sängerin Nilsson kann ich im Theater, im Concert bewundern; heute wollte ich in Ihnen zunächst die *Frau* kennen lernen. — Die Patti konnte es nicht dahin bringen, ein Mal nur in den sieben Jahren, da sie in Wien regelmäßig singt, Hofluft einathmen zu dürfen. Der Schlüssel hierzu liegt darin, daß Frau Patti durchaus als Marquise de Caux in der Burg wollte vorgestellt werden. Nun scheint aber eben in dieser kaiserlichen Hofburg der Name Patti weit mehr zu imponiren als der eines Caux und die Vorstellung und Einladung unterblieb. Wo sich Hof und Adel so sehr um eine Persönlichkeit bemühen, bleibt in der Regel die Finance nicht zurück. Madame A., die die Nilsson **en passant** kennen gelernt hatte, machte sich natürlich auch sofort Hoffnung darauf, daß in ihrem Salon die schwedischen Volkslieder erklingen würden und daß dann ganz Wien von der Soirée bei Madame A. sprechen werde und ganz Wien wurde auch wirklich zu einer Soirée eingeladen, die pompösen Einladungskarten, schon vierzehn Tage vorher verschenkt, waren in französischem Text gehalten, wenngleich die Vorfahren, sagen wir wenigstens im zweiten, oder wenn wir schmeicheln wollen, im dritten Geschlecht noch regelrecht „gemauschelt" haben. Und privatim wurde jedem Einzelnen in's Ohr geraunt: „Die Nilsson kommt, die Nilsson wird da sein! Aber es kamen die dreihundert Gäste, es warteten die Neugierigen auf das gewisse Rauschen der Künstlerrobe, es harrten die Damen auf den Moment, wo sie den Namen der Ge-

feierten unter die Menge werfen konnten — aber sie kam nicht und hatte niemals daran gedacht, zu kommen und die Blamage war fertig. Gewisse Kreise haben eine besondere Fertigkeit darin, sich zu compromittiren! . . .

In der Theaterwelt gährt es fort und fort; es werden von allen Seiten die größten Anstrengungen gemacht, um das Publicum zu ködern, aber es will nicht mehr so recht verfangen; nur das Stadttheater, das eine pikante und gefährliche Novität nach der andern auf die Scene schleudert, dem Publicum als gute Bissen, kann mit seiner Existenz einigermaßen zufrieden sein. In einer unserer Vorstadtbühnen wurde kürzlich das Rentrée unserer einst gefeiertsten und erfolgreichsten Operettensängerinnen gefeiert, die, seit sie die Stimme verloren, unter die Salon- und Bauerntragikerinnen gegangen ist. Auch sie gefiel sich lange Zeit in einer falschen Ehe und glänzte mit einem gut klingenden Namen. Sie hatte den schönsten und reichsten Schmuck; hatte ein sehr beträchtliches Vermögen und ihre jährlichen Rechnungen schwankten zwischen 25 und 30,000 Gulden. — Die falsche Ehe ist zu einem echten Bruch gekommen, die echten Steine sind aus den Rivièren und Bracelets und Diademen gebrochen worden, an deren Stelle sind falsche Steine „pierres de Strass" getreten und . . . die übermüthige Königin der Bühne, die dereinst nur dann gespielt und gesungen, wenn sie Lust hatte, singt und spielt heute, weil sie muß. Figaro.

Kleine Salonplaudereien.

Einige neue Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's IV. In dem vor kurzem von uns empfohlenen Werke des bekannten Schriftstellers Adolph Kohut: „Aus meiner rheinischen Studienmappe. Charakterbilder, Literaturporträts und Skizzen aus der Gegenwart" (Verlag von Breidenbach und Baumann in Düsseldorf), finden wir bei der Erzählung des Aufenthaltes Friedrich Wilhelm's IV. in der Rheinprovinz gelegentlich der Einweihung des Altenberger Domes im Rheinthal im Jahre 1847 folgende höchst interessante neue Züge aus dem Leben des Fürsten.

Bezeichnend für die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des Fürsten dürfte folgende Mittheilung sein: Auf dem halbstündigen Weg, den der König von Straßenhof nach Altenberg zu Fuß zu machen hatte, weil damals die Chaussee durch das Rheinthal noch nicht gebaut wär, nahm der ihn begleitende Landrath von Mülheim, Herr Schnabel, früher Chef der geheimen Polizei in den Rheinlanden, die Gelegenheit wahr, Zuccalmaglio (den bekannten, am 21. November 1876 verstorbenen Justizrath und Notar, genannt der „alte Fuhrmann", der die Festcantate zu der Einweihung gedichtet hatte) als einen gefährlichen Demagogen, als einen politischen und religiösen Ketzer anzuschwärzen.

Nachdem die von vierhundert Sängern vorgetragene und vom Orchester begleitete Dankhymne verklungen war, sagte der König laut zu seiner Umgebung: „Wir müssen dem von Zuccalmaglio eine Anerkennung geben — aber liegt nichts vor gegen ihn? . . ." — „Nein!" entgegnete der damalige Premierminister von Bodelschwingh, dem Montanus' patriotische Bestrebungen längst rühmlichst bekannt waren, „den jungen Mann und seine Bestrebungen, Vaterlandsliebe und Vertrauen zur Regierung zu erwecken, alles deutsche Wesen zu fördern, kenne ich schon lange — gegen den kann nichts Nachtheiliges, kann nur Vortheilhaftes vorliegen!" Darauf sagte der damalige Regierungspräsident zu Köln (später Minister) von Raumer: „Auf Euer Majestät Einladung zu diesem Fest habe ich nach dem von Zuccalmaglio auf's Genaueste geforscht, habe sehr viel Nachtheiliges von ihm gehört und

bei genauer Untersuchung das [illegible] davon wahr gefunden!" — „Na!" sagte darauf der König, „ich höre, [illegible]griffe, wie es liegt; er ist ein rechtschaffener Patriot, und wenn er sich auch mit dem Kreislandrath und der königlichen Regierung herumgezankt und Recht gehabt hat, so ist er mir desto lieber. Notiren Sie: „Die goldene Medaille!"

Hierauf ließ der König Zuccalmaglio rufen und sprach seine Freude über den gelungenen Vortrag und das Gedicht aus, worüber er sagte: „Wie haben Sie das fertig gebracht? Es ist ein kirchliches Lied und kann in jedem Concert gesungen werden! . . ." Voll Dankes für die von ihm geladenen Sänger, die bei ungünstigstem Regenwetter aus fernsten Vierteln des bergischen Landes nach Altenberg gekommen waren, wollte Zuccalmaglio die Aufmerksamkeit des Königs auf dieselben lenken und sagte: „Nicht Kunst, nur Gemüth und Dankgefühl haben die Strophen gestaltet. Einem jeden der Sänger, die heute Morgen den weiten Weg durch die schwierigste Witterung gemacht haben, würde es wohl besser gelungen sein, wenn er die Aufgabe gehabt hätte." — „Ich höre", sagte der König, „es ist das Ei des Columbus."

Als der größte Menschenschwarm aus der Altenberger Kirche sich gedrängt hatte, kam Zuccalmaglio mit seinem elfjährigen Töchterchen, das dem König, wie Sitte, den Text der vorgetragenen Hymne überreicht hatte, aus der Kirche und hob das Kind auf die Schulter, weil der Boden draußen bei dem Regenwetter so schlammig war, daß es mit seinen Kinderschuhen nicht trocknen Fußes bleiben konnte. Da kam der König auf Zuccalmaglio zu und sprach freundlich mit dem Kinde, das dieser auf der Schulter hatte. In diesem Augenblick fiel eine Frau, deren Mann, weil er einen Gensdarmen geschlagen hatte, zu längerer Strafhaft verurtheilt worden, vor ihm auf die Knie und bat um Gnade für ihren Mann. Der König sagte unwillig: „Frau, Ihr entehrt mich durch Euren Kniefall! Kniet nur vor Gott, ich bin ein Mensch wie Ihr, und es geziemt sich nicht, vor Menschen zu knieen!" Als die Frau aufgestanden war, hörte er sie an, ließ den Grafen Nostiz, der als Adjutant bei ihm war, ihr Gesuch notiren und versprach Begnadigung, falls die Sache sich so verhalte. Drei Wochen darauf hatte die Frau ihren Mann wieder.

Der König trat nun mit Zuccalmaglio in das Haus der Witwe H. zu Altenberg, wo ein Frühstück bereitet war. Unter anderm äußerte er, wie so wunderbar die Cisterziensermönche in die tiefen Thäler gebaut hätten und die Benedectiner auf die Höhen. Man habe auch ein lateinisches Verslein darüber und er recitirte die Anfangsworte des Hexameters: „Bernardus valles . . ." Da der König stockte, sprach Zuccalmaglio den wohlbekannten Vers weiter, aber das Antlitz des Fürsten verfinsterte sich plötzlich und er winkte ihm ab. Zuccalmaglio bemerkte aber glücklicherweise, worum es dem König zu thun war und deshalb machte er den prosodischen Schnitzer: „Bernardus vallem, Benedictus montem amabat", worauf das Antlitz des Monarchen sich erhellte und er Zuccalmaglio dankbar zulächelte. Es war nämlich der Kronprinz von Bayern, später König Max, unter den Anwesenden, über dessen Vater damals gerade die Lola-Montez Affaire im Gange war. Darum fürchtete der König den Schluß: „Montes amabat", und als Zuccalmaglio das merkte, sagte er, „montem." Dieses Geschichtchen liefert jedenfalls einen Beweis von dem Zartgefühl des Fürsten.

„**Aus Europa**"; unter diesem Titel ist eine neue Sammlung Hildebrandtscher Aquarellen, nach Originalen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers, chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. L'Oeillot, zweite Lieferung, 4 Blatt groß Folio in ausgeschnittenen Passepartouts auf starkem Carton, im Verlag von R. Wagner in Berlin erschienen. Das ist das Große in dem Wesen echt künstlerischer, überhaupt geistiger Schöpfungen, daß sie weit über die beschränkte Lebensgrenze ihrer Schöpfer hinaus, und gewöhnlich erst jenseits derselben in vollerm Maße eine unerschöpfliche und ewig neue Quelle des reinsten Genusses und der höchsten innern Bildung bleiben. Wie groß auch die Bewunderung für die Meisterwerke des lebenden Hildebrandt gewesen sein mögen; erst nach seinem Tode, da die vervielfältigende Kunst des Aquarelldrucks die bis dahin in weiteren Kreisen gänzlich unbekannt gewesenen Schätze, welche seine jetzt im Grabe ruhende Meisterhand mit einfachen Wasserfarben auf das Papier zauberte, aus der Verborgenheit des Privatbesitzes an das Tageslicht, d. h zur allgemeinen Anschauung zu bringen bemüht ist, erkennt man mit Erstaunen den außerordentlichen Reichthum und die an's Fabelhafte grenzende Vielseitigkeit seines künstlerischen Schaffens.

Die Veröffentlichung der Hildebrandt'schen Aquarellen, deren Verdienstlichkeit

sich die Verlagshandlung von R. Wagner [illegible]em Ruhme anrechnen darf und wofür ihr der Dank aller Kunstfreunde, welcher [illegible]ration sie angehören mögen, in vollstem Maße gebührt, muß als ein Ereigniß [illegible] nicht zu unterschätzender Tragweite betrachtet werden; einmal in Hinsicht auf den verewigten Künstler selbst, dessen Unnahbarkeit für die große Masse der Kunstfreunde und überhaupt aller Gebildeten der Erde durch die echt künstlerische Reproduction seiner edelsten Leistungen — denn das sind ohne Zweifel seine Reiseaquarellen — überwunden und das Verständniß für seinen ebenso eigenartigen wie fesselnden Schöpfergeist durch die weitesten Kreise verbreitet und im besten Wortsinne populairisirt worden ist; sodann auch darin, daß durch die Verbreitung dieser meisterhaften Farbendrucke — meisterhaft besonders durch die edle Einfachheit und schlichte Treue in der Wiedergabe der Hildebrandt'schen Pinselführung und Farbenmischung — ein Damm errichtet wird gegen den Mißbrauch, den man heutzutage mit dieser dankbaren Reproductionstechnik treibt, indem sie nicht nur auf ein ihr durchaus unadäquates Gebiet, nämlich auf die Oelmalerei (durch den sogenannten „Oelfarbendruck") in fabrikmäßiger Weise angewandt, sondern auch in einer Weise verhunzt wird, daß ihre Productionen schließlich selbst für ein künstlerisch wenig gebildetes Auge beleidigend erscheinen.

Um so erfreulicher und wahrhaft erquickend ist der Eindruck, der uns hier — zuerst in der großen Collection der „Reise um die Erde", welche vor zwei Jahren ihren Abschluß gefunden, sodann in der oben erwähnten Sammlung, wovon nunmehr die zweite Lieferung vorliegt — geboten wird; es sind die edelsten Perlen, welche die Meisterhand des Künstlers auf seinen Weltreisen gesammelt und aneinandergereiht hat, und deren Wirkung, weit entfernt, sich durch wiederholte Betrachtung abzuschwächen, im Gegentheil sich bei jeder neuen Anschauung erhöht. Denn dies eben ist das Stigma künstlerischer Vollendung, welches das echte Kunstwerk mit der Natur theilt, daß es nie alt wird, sondern daß es immer wieder neue, vorher ungeahnte, weit unverstandene Schönheiten offenbart und so eine nie versiechende Quelle des reinsten Genusses wird.

Die wunderbare Eigenthümlichkeit Hildebrandt's — namentlich in Hinsicht seiner Aquarellen — liegt darin, daß, da er bei aller Mannigfaltigkeit der Auffassungs- und Darstellungsweise doch immer er selbst bleibt, zwar kein Künstler so leicht zu erkennen ist — denn selbst ein nur wenig künstlerisch gebildetes Auge vermag auf den ersten Blick ein Hildebrandt'sches Werk als solches von jedem andern zu unterscheiden — aber auch kein Künstler so schwer nachgeahmt werden kann und daß, ein drittes Merkmal, jede neue Betrachtung seiner scheinbar oft nur flüchtig hingeworfenen Bilder neue Schönheiten entdecken läßt. Es ist geradezu wunderbar, mit welcher Feinheit des Gefühls bei jener scheinbaren Flüchtigkeit der Behandlung Hildebrandt es verstand, die rein spirituelle Wirkung mit äußerster Naturrealität zu verbinden. Namentlich gilt dies bei der Behandlung der Flächen. Gerade umgekehrt wie es andere Künstler zu machen pflegen, behandelt er die Vordergrundflächen mit absichtlicher Leichtigkeit und einer Ungebundenheit, die scheinbar das Gepräge äußerster Zufälligkeit in der Pinselführung trägt, während er nach der Ferne hin bestimmter und fester erscheint und dabei die prägnante Lichtwirkung überall vorwalten läßt. Aber gerade dadurch erzielt er die merkwürdigsten Wirkungen, von einer Kraft und Schönheit, deren Geheimniß man vergeblich sucht.

Was die besondere Bedeutung der oben verzeichneten zweiten größern Sammlung der Hildebrandt'schen Aquarellen betrifft, so schließen sich die bisher erschienenen neun Blätter „Aus Europa" nicht nur in ebenbürtiger Weise an die 32 Aquarellen der „Reise um die Erde" an, sondern sie stellen sich (und zwar aus einem ganz bestimmten Grunde und ganz abgesehen von der künstlerisch schönern und elegantern Ausstattung), in Hinsicht der malerischen Gesammt- und Detailbehandlung entschieden noch über die letztgenannte Sammlung. Der Grund liegt meines Erachtens nach darin, daß — gerade wie die früheren Oelgemälde Hildebrandt's in gewisser Beziehung sachlich (um mich so auszudrücken) vielleicht zwar weniger wirkungsprächtig, aber doch innerlich vollendeter sind, als die aus seinen letzten Jahren, so auch die Aquarellen aus den fünfziger Jahren einen — ich möchte sagen — solidern und dadurch objectiv höhern Kunstwerth besitzen als die späteren. Nicht als ob in jenen die technische Behandlung eine größere Sorgfalt in der Durchbildung der malerischen Details zeigte — obschon selbst hierin schon für ein schärfer blickendes Auge ein Unterschied zu erkennen sein möchte — aber manche von den früher veröffentlichten (aber später entstandenen) Blättern machen in einer

fühlbaren Weise den Eindruck, als ob dem Künstler das specifisch Fremdartige, seltsam Pittoreske, das die orientalische Welt für den Europäer besitzt, zunächst und hauptsächlich und erst in zweiter Reihe das rein Malerische und Inhaltlich-Interessante interessirt habe. Bei den vorliegenden neun Blättern — und namentlich bei denen der eben erschienenen zweiten Lieferung — hat man sogleich den vollen und ungemischten Eindruck der rein malerischen Wirkung, welche ohne Nebenabsichten von Fremdartigkeit, gleichsam in naiver Unbefangenheit mit rein künstlerischer Objectivität offenbart. Hieraus erklärt sich auch — und nicht etwa blos aus dem Gefühl der Verwandtschaft mit heimischer Naturanschauung — der anmuthende und hinsichtlich der technischen Durchführung wohlthuende Eindruck einfacher Solidität bei aller Meisterschaft der Pinselführung und aquarellistischen Gewandtheit überhaupt. Vorzugsweise und in eminentem Maße erhält man diesen Eindruck vollendeter künstlerischer Objectivität vom „Walter-Scott-Monument in Edinburg", „Windsor Castle" und „Palazzo Vecchio in Florenz" (der ersten Lieferung), sowie von sämmtlichen vier Blättern der zweiten Lieferung „La Penta Cintra", Freshwaterbay", „Drontheim" und „Ansicht von Potsdam".

Die Ausstattung ist eine überaus würdige, ja prachtvolle und eine die herrliche Wirkung der Blätter vollkommen zu ihrem Recht kommen lassende. Was die Ausführung in Aquarelldruck betrifft, so wird es genügen, daß dieselbe die Originale, selbst für Den, der sie kennt, kaum für den, der sie nicht kennt, gar nicht vermissen läßt: sie leistet das Außerordentlichste, was eine reproductive Technik in der treuen und verständnißvollen Wiedergabe überhaupt zu leisten im Stande sein dürfte.

Max Schasler.

Neueste Moden.

Nr. 1. Winterfischü.

Dieses gegenwärtig sehr beliebte Modell läßt sich in verschiedenen Stoffen herstellen, sowohl in sehr hellfarbigem Crêpe de Chine für den Heimgang aus dem

Nr. 1. Winterfischü.

Theater oder vom Ball, oder von Spitze für den nämlichen Zweck. Unsere Abbildung stellt dieses Fischü von schwarzem Crêpe de Chine mit Spitzengarnitur dar, jedoch kann es auch in gestrickter Arbeit ausgeführt werden.

Nr. 2. Coiffüre für ein junges Mädchen.

Von der Stirn nach dem Vorderhaupt gerichtete, schneckenförmig gewundene Puffen; Diadem mit frisirter Flechte zur Seite hinter dem Ohr. Auf dem Oberhaupt ist das Haar helmförmig arrangirt. Das Hinterhaar fällt als Flechte herab, deren Ausläufer frisirt sind.

Nr. 3. Griechische Coiffüre.

Dieselbe ist aus drei wellenförmigen Puffen gebildet, welche sich auf dem

Nr. 2. Coiffüre für ein junges Mädchen.

Obertheil des Kopfes wiederholen, wo sie zu einem gordischen Knoten verbunden sind. Auf der Rückseite in Schluppen geformte Locken; andere offene Locken fallen auf die Schulter herab.

Nr. 4. Damenschlafrock.

Stoff: Doppelcaschmir oder Molton; Taille halbanliegend; mit Seitentheil und langer Schleppe. Die Vordertheile mit oder ohne zwei Brustfalten, je nach der Stärke der Dame. Die Garnirung des Vordertheils, des untern Randes, der

Aermel und des Kragens beſteht aus geſtickten Galons. Der Kragen iſt ſehr breit, ſo daß er gleichſam eine kleine Pelerine bildet. Kragen und Aermel ſind von Batiſt, die Cravatte von Foulard.

Nr. 5. Damenſchlafrock von crêmefarbenem Caſchmir.

Dieſer Damenſchlafrock, ebenfalls in Princeßform, iſt mit breiten Seitengalons garnirt. Zwiſchen den Galons an der Vorderſeite läuft eine Reihe mit Stoff der Galons überzogene Knöpfe herab. Taſche mit Coquengalons zur Seite.

Nr. 4. Griechiſche Coiffüre

Nr. 6 und 7. Eckſtellage.

Solche Eckſtellagen haben den Zweck, Lampen, Blumenvaſen, Statuetten, Kunſtbroncen u. dergl. darauf zu ſtellen und machen, geſchmackvoll arrangirt, einen hübſchen Effect im Salon. Die geraden Stäbe ſind auch hier aus ſchwarzem Bambus mit ſchwarzen Knöpfen und die gebogenen aus goldbroncirtem Bambus. Das einen Viertelkreis bildende Bretchen wird mit einem Stück braſilianiſchen Canevas, deſſen Stickdeſſin und Application die Abb. Nr. 7 giebt, überzogen und mit kleinen Nägeln ohne Köpfe befeſtigt. Der Grund des das Bretchen garnirenden Lambrequins iſt ebenfalls braſilianiſcher Canevas und die Application auf demſelben aus rothem Tuch ausgeſchnitten. In der Mitte jedes der Blümchen werden ein Knötchenſtich in grüner Seide, ein gelbes Sternchen und auf jede

Nr. 4. Damenſchlafrock.

Blumenblatt drei Lanzettſtiche in weißer Seide eingeſtickt, mittels welchen die Blümchen auf dem Tuch befeſtigt werden. Auf dem Canevas werden im ruſſiſchen